George Friederich Händel's

Jugend.

Dargeſtellt

von

Johann Friederich Reichardt,

Königl. Preuß. Capellmeiſter.

Berlin, 1785.

George Friederich Händel wurde den 24. Februar 1684 zu Halle im Magdeburgischen gebohren. Sein Vater, ein Wundarzt, erzeugte ihn mit seinem zweiten Weibe im sechszigsten Jahre seines Alters.

Im fünften Jahre schon zeigte das Kind große Lust zur Tonkunst, und bey dem ersten zufälligen Unterricht außerordentliche Fähigkeit dazu. Der Vater bestimmte ihn aber schon als Kind zur Rechtsgelehrsamkeit, betrübte sich über seine vorzügliche Liebe zur Tonkunst, verbrante, gegen alles Zureden der Freunde und Verwandten, alle musikalische Instrumente in seinem Hause, und ließ ihn nie an irgend einen Ort gehen wo er solche finden konnte.

Das waren nun natürlich Hindernisse, die einem wahren Genie oft zuträglicher sind als die glücklichsten Veranlassungen. Das Kind

wußte sich heimlich ein elendes Clavier zu verschaffen, verbarg es auf dem Boden, und übte sich die Nächte durch, wann alles im Hause schlief. Wie wohl muß das dem lieben Kinde gethan haben, sich damals schon sein Glück selbst zu schaffen; und wie mußte ihm von dem Augenblick an dieses Glück über alles gelten!

Der Vater hatte einen ältern Sohn am Hofe des Herzogs von Weissenfels, und reiste einst dahin. Der liebe Kleine, damals sieben Jahr alt, bittet vergeblich ihn mitzunehmen, daß er seinen ältern Bruder kennen lerne. Der Vater fährt allein ab. Kaum ist er fort; so faßt der kleine Mann den Entschluß zu Fuße nachzulaufen, thut's, holt den Wagen bald ein, und bewegt den Vater ihn mitzunehmen.

Da fand er nun eine neue Welt, fand viel Gelegenheit und Freiheit das Clavier zu spielen, und hatte gar große Freude daran. Am Sonntage wird ihm erlaubt in der Kirche zum Ausgange die Orgel zu spielen. Der Herzog hört ihn, fragt nach ihm, erfährt wer er sey, und

läßt

läßt ihn samt dem Vater zu sich kommen. Dieser verheelt sein Mißfallen an des Kindes Musikliebe nicht, will zwar wohl eingestehn, die Musik sey ein ganz artiger Zeitvertreib: indeß sey der mittelmäßigste Rechtsgelehrte doch ein ganz anderer und nützlicherer Mann, als der größte Tonkünstler.

Der Herzog der die Tonkunst sehr liebte, — auch wohl seine Rechtsgelehrten kennen mochte — sprach ihr sehr das Wort; sprach auch von unbilligem Zwange der Kinder gegen ihre Neigung, und ermahnt eben Vater gar ernstlich, des Kindes Liebe und Genie zu einer so schönen Kunst nicht zu kränken, ihn übrigens daneben alles lernen zu lassen, was zu seiner Aufklärung und Bildung dienlich wäre.

Der liebe Junge hängt bey der holden Rede mit großen Augen fest an seinem Fürsprecher und Wohlthäter, wird dann mit Liebkosungen und Geschenken überhäuft, und kehrt mit dem Vater nach Halle zurück.

Holde edle Fürſtenworte vermögen viel über die meiſten Menſchen. So blieb dann auch des Herzogs brave Rede nicht fruchtlos. Gleich nach der Rückkunft wurde der damalige ſehr geſchickte Organiſt und Componiſt Zachau zum Lehrer des Kleinen angenommen. Dieſer liebte ihn und lehrte ihn mit großer Treue die Orgel und die Theorie der Muſik; machte ihn auch bald mit ſeiner Sammlung der beſten Werke italiäniſcher und deutſcher Meiſter bekannt, ließ ihn die vortreflichſten zu näherer Bekanntſchaft ſelbſt abſchreiben, und bald auch eigene Aufſätze machen.

Kaum neun Jahre alt fing er an für die Kirche zu komponiren, vertrat auf der Orgel oft ſeines Lehres Stelle, und trieb das ſo mit dem beſten Erfolg bis in ſein vierzehntes Jahr.

Der Lehrer hatte ſchon oft geſagt: der Schüler geht über ſeinen Meiſter; und in dem Knaben wuchs mit jedem Tage der Trieb vorwärts zu eilen, auch wohl die in Weiſſenfels angezündete Ehrbegierde, die durch öftere Beſuche

von

von Fremden, so nach Halle kamen das Wunderkind zu hören, nicht wenig angefacht wurde. Man sann deshalb auf Mittel, ihn auf grössere Bahn zu bringen.

Friedrich I. König von Preußen, (damals noch als Friedrich III. Churfürst von Brandenburg) dessen Pracht- und Kunstliebe Berlin noch jetzt seine schönsten edelsten Gebäude, Statuen und Kunstsammlungen verdankt, hatte auch zu der Zeit in Berlin eine ansehnliche Capelle und italiänische Oper, denen der berühmte Buononcini und Ariosto verstanden. Deshalb beschloß man, den jungen Händel zu einem Verwandten nach Berlin zu schicken. Es geschah im Jahr 1698, einige sagen 1696.

Zu jener Zeit, da die Tonkunst und ächte große Tonkünstler in Italien eine Würde hatten, und überall eine Verehrung fanden, die bey dem gegenwärtigen kleinlichen Zustande der Tonkunst selbst von den jetzigen berühmten Tonkünstlern kaum begriffen wird, zu jener Zeit war Buononcini einer der ersten und

verehrtesten Italiäner, und besaß all den ungemessenen Künstlerstolz und gränzenlosen Hochmuth, mit welchem **Pugnani**, fast der Einzige, der noch in Italien in solcher Lage lebt, unsre Künstler und selbst unsre Höfe bey seiner neuerlichen Reise durch Deutschland in Erstaunen setzte und betäubte. **Buononcini** sah in unserem kleinen Wundermann nur den Knaben, und achtete ihn kaum des Bemerkens wehrt.

Ariosto, dessen Clavierspielen mehr galt, als seine Compositionen, war ein gutmüthiger bescheidener Mann, liebte unsern Kleinen, und bewunderte sein Talent. Er ließ ihn öfter stundenlang spielen, und soll ihm manche gute praktische Lehre gegeben haben.

Auch hier wurde er dem Churfürsten vorgestellt, spielte öfterer vor ihm, und erhielt Geschenke.

Friedrich I. ließ eine Menge junger Künstler jeder Art mit großen Kosten nach Italien reisen, und dort nach ihrem Triebe studieren: er bot dieses auch unserm **Händel** an. Der

Va-

Vater fürchtete aber, es möchte daraus ewige Verbindlichkeit entstehen, entschuldigte sich, und nahm den Knaben wieder zu sich nach Halle.

Da ward ihm nun alles zu enge. Nach Italien stand sein Sinn. Was hatten ihm die Italiäner nicht alles von Italien gesagt, wenn er in Berlin schon so manches Neue anstaunte! Zu einer solchen Reise fehlten aber die Mittel, und in Halle selbst die Veranlassung solche zu verdienen: auch war da keine Gelegenheit in der Kunst fortzurücken, oder auch nur sein Talent ganz anzuwenden.

Hamburg hatte damals eine große Oper, die in Deutschland nur von der Berlinischen übertroffen wurde. Kaiser, ein Mann von dem schönsten Kunsttalent, komponirte für sie und dirigirte sie. Dahin wurd unser Händel bald geschickt. Kaum war er da, so starb sein Vater. Er hatte nun weniger Unterstützung von Hause zu erwarten, und fing an, Unterricht im Clavier zu geben, suchte auch eine Stelle im Orchester der Oper, und erhielt an-

fänglich eine bey der zweiten Violine. Den Flügel spielte jederzeit der Componist der Oper selbst, und in der Violine war Händel nur ein guter Ripienist.

Bald darauf schickte ihm die Mutter etwas Geld: er war aber schon im Stande es ihr zurück zu schicken, und auch ein kleines Geschenk von verdientem Gelde beizulegen. Ein Zug, der sein fühlendes Herz bestätigt, das er schon früh in herzlicher Liebe für seine Stiefschwester zeigte; ein Zug der auch beweist, daß unserm jungen ächten Künstler, prahlerischer Aufwand nicht für ein nothwendiges Künstlerattribut galt. Sein Zweck, Geld zu einer Reise nach Italien zu verdienen, war ihm stets gegenwärtig, und hielt ihn von Verschwendung, nicht aber von dankbarer Wohlthätigkeit ab.

Mit Kaisern stand es ganz anders. Der sahe sich durch Ausschweifung und Verschwendung bald gezwungen vor seinen Gläubigern zu flüchten. Dadurch wurde die Stelle am Flügel frey, und Händel erhielt sie.

Man

Man führte noch eine Zeitlang Kaisers Opern auf, und hoste, er würde zurückkehren. Mitunter wurden auch Opern von Matheson aufgeführt, der erster Sänger bey der Oper war. Im Jahr 1704 ward so dessen Cleopatra vorgestellt, und Händel dirigirte sie am Flügel. Matheson spielte den Antonius, und als sich dieser Matheson-Antonius auf dem Theater erstochen hatte, wollte er das Publikum gerne davon benachrichtigen, daß es nur Spaß gewesen, lief ins Orchester, und wollte die letzten Scenen der Oper am Flügel dirigiren. Händel fühlte das Lächerliche dieser Idee, und hieß ihn fortgehen, räumte ihm auch den Flügel nicht. Das brachte den armen Matheson-Antonius dergestalt auf, daß er Händeln nach der Oper auf dem Markte angriff. Sie zogen gegen einander, und Matheson stieß so ernstlich zu, daß die Klinge auf einem metallenen Rockknopfe vor Händels Brust zerbrach. Sie waren vorher Freunde gewesen, hatten auch — wie Matheson wenigstens erzählt, der sich aber überall viel zu

viel

viel ſelbſt lebt, als daß mir etwas für ihn zu ſagen übrig bliebe — ſie hatten auch ſchon in Hamburg und Lübeck mit einander auf Orgel und Clavier Wette geſpielt, und Händel ſoll an Matheſon den Vorzug im Clavier eingeräumt haben; auch wurden ſie nach abgethaner Sache bald wieder Freunde.

Kaiſer kam indeß ſo bald nicht wieder. Die Vorſteher der Oper, die Händels Genie und Einſicht kannten, wählten ihn, trotz aller Prätenſionen der ältern ſich wichtiger dünkenden im Orcheſter, zum Componiſten der Oper.

Es war den 8ten Januar 1705, da Händel ſeine erſte Oper, Almira, aufführte. Sie fand außerordentlichen Beifall, und wurde dreißig Mahl vorgeſtellt. Den 15ten Februar deſſelben Jahres gab er mit gleichem Beifall ſeine zweite Oper.

Unter den vielen Fremden, die dieſe Opern in Hamburg hörten, war auch der Bruder des Johann Gaſton de Medici, Großherzogs

von

von Toskana. Der schöne Geist und feine Kunstsinn, der die Medici verewigt hat, ruhte auch auf diesen; er liebte die Tonkunst höchlich, und ward so bald Freund und Verehrer unsers Händels.

Der schönsinnige Italiäner fand es indeß sehr zu bedauern, daß Händel die Werke der damaligen italiänischen Componisten so wenig zu kennen schien, und hatte nichts Dringenderes als ihn mit einer ansehnlichen Samlung italiänischer Werke bekannt zu machen. Händel, dessen Geist schon nach der Höhe blickte, die er einst ersteigen sollte, und dessen Genie schon zu sehr seinen eignen Gang genommen, um durch fremde Weise befriedigt zu werden, dessen Studium auch wohl bisher mehr auf Correktheit als auf Wirkung zielte, der fand nicht das Ausserordentliche in den italiänischen Werken. Der Prinz ahndete den Grund, und versicherte: eine Reise nach Italien werde ihm gewiß Sinn für diese Werke geben.

Damals mochte man dieses auch wohl dem größten Genie und gründlichsten Tonkünstler

künſtler Deutſchlands ſagen. Die Tonkunſt hatte in Italien einen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht; und, wenn man auch in Deutſchland die Harmonie eben ſo gründlich ſtudieren konnte, darin auch eben ſo große Muſter vor Augen hatte: ſo fehlte es hier doch beym Künſtler und Volk an dem feinen Sinn fürs Schöne, an der Menge von Tonkünſtlern aller Art, und an der großen Mannichfaltigkeit von Kirchenmuſiken, Theatern jeder Art, Akademien, Schulen u. d. m. in denen man wieder die größte Mannichfaltigkeit in Schreibart und Ausübung fand. So konnte man nur in Italien an unzähligen Werken im ſchönſten Genuß lernen, was in der Tonkunſt große, erhabene ſchöne und überall abgezweckte Wirkung that. Und dieſes mit einem ſchönſinnigen kunſtliebenden Volk zu genießen, und an ihm zu beobachten, iſt eine Wolluſt die dem Künſtler eine ſo glückliche Stimmung giebt, die ihn immer und überall das ſeyn läßt, was er ſonſt nur in den ſchönſten Augenblicken ſeiner glücklichen Einſamkeit iſt. Dieſes wußte und

fühlte

fühlte der Prinz, und sprach ihm daher sehr viel von der großen unbeschreiblichen Aufmunterung, die ein junger genievoller Tonkünstler in Italien fände. Er bat ihn endlich in seiner Gesellschaft dahin zu reisen, und für die Kosten der Reise und des Aufenthalts in Italien ihm der Sorge zu überlassen.

Händel, voll der heißesten Begierde nach Italien zu reisen, selbst voll Liebe für den edlen Prinzen, voll Ehrbegierde sich empor zu arbeiten, hörte dennoch die Stimme der Freiheit durch all dies hindurch ertönen, dankte dem Prinzen, blieb in Hamburg, und arbeitete fort, sein Reisegeld zu verdienen.

O daß ich mahlen könnte, wie Angelica Kaufmann, wie Cipriani und Bartolozzi, um hier den Kampf des liebenden, sehnsuchtsvollen, ehrbegierigen, stolzen Herzens, und den Sieg der Freiheit zu mahlen, daß jeder Künstler, jeder Leser diesen edlen Zug in seiner ganzen Schönheit fühlte! dann würde er auch mit mir die großen Künstlerzüge

in den unsterblichen Werken unsers Händels ganz fühlen.

Kaiser kehrte endlich zurück nach Hamburg, und komponirte wieder für die große Oper. Demohngeachtet blieb Händel in Hamburg, und gab 1708 noch zwey Opern von seiner Arbeit: Florindo und Daphne, mit großem Beifall.

Er hatte sich nun in dem fünfjährigen Aufenthalt in Hamburg zwey hundert Dukaten erspart, und glaubte dieses zu einer Reise nach Italien hinlänglich.

Man wird sich vielleicht wundern, daß er mit all seinem Fleiß nicht mehr erübriget. Indeß, außer daß ein edelgesinnter Mensch nicht geizen kann, so fest auch sein Vorsatz zu sparen immer seyn mag, hatte sein dankbares Herz manche liebe Sohnes-Pflicht zu erfüllen.

Er trat nun seine Reise nach Italien an, und ließ in Hamburg außer jenen vier Opern

eine

eine groſse Anzahl Clavierſonaten und Cantaten zurück, die zum Theil ſehr rar geworden, zum Theil ohne ſeinen Namen von Muſikkennern ſehr geſchätzt werden, zum Theil auch ganz verlohren gegangen ſind, oder ſich nur noch ſehr unvollſtändig hie und da auf öffentlichen Verſteigerungen finden.

Florenz war die erſte italiäniſche Stadt, in der ſich **Händel** aufhielt. Er fand in dem Bruder des Groſsherzogs ſeinen Freund wieder und wurde durch ihn bald dem Groſsherzoge bekannt. Dieſer empfing ihn eben ſo ſchmeichelhaft und wünſchte gleich, daſs er dort eine Oper komponiren möchte. Die groſse Verſchiedenheit des italiäniſchen Styls und Geſchmacks ſchreckte ihn nicht zurück, die Oper **Rodrigo**, zu ſchreiben. Sie fand groſsen Beifall und **Händel** erhielt dafür hundert Dukaten und ein Silberſervice.

Vittoria, eine Sängerinn von groſser Geſchicklichkeit und noch gröſserer Schönheit, war die erſte Sängerinn am Hofe und hatte

die ganze Gunſt des Großherzogs. Sie fühlte aber ſtärker für Händel, verheelte es ihm nicht und fand ſein Herz gefühlvoll und erwiedernd wie ſie es wünſchte und erwartete; und der Großherzog — Italiäner und Großherzog! — ertrug es und behielt Händeln lieb.

Von Florenz ging Händel nach Venedig. Da verrieth ihn gleich ſeine Kunſt. Er ſahe auf einer Maſkerade einen Flügel ſtehen und fantaſirte darauf für ſich. Scarlatti hörte es und rief aus: *quello, è il Saſſone overo il diavolo!* (das iſt der Sachſe oder der Teufel!). Man verlangte bald eine Oper von ihm und er komponirte die Agrippina, die im Carneval 1710 auf dem Theater St. Giovanni Chriſoſtomo aufgeführt wurde. Die Vittoria war Händeln nach Venedig gefolgt und ſang die erſte Rolle in dieſer Oper mit vieler Liebe und auſſerordentlichem Eifer. Die Opr machte gewaltigen Eindruck; vorzüglich wirkten die Blasinſtrumente, die damals

mals in Italien bey Singeſtücken ſehr wenig angewandt wurden, und die Händel auf eine ſehr neue wirkende Weiſe angebracht hatte. Sieben und zwanzig Mahl ward die Oper aufgeführt, und des Zurufens: *viva il caro Faſſone! ah che viva!* war kein Ende. Das hieß gewiß viel, da in demſelben Carneval die großen Componiſten Lotti und Gaſparini auf andern venetianiſchen Theatern ihre Opern aufführten.

Wir haben kaum eine Vorſtellung von dem Eindruck, den Muſik auf ein italiäniſches Publikum macht. Es geht kein bedeutender Ton verlohren. Der kleinſte wohlangebrachte oder unerwartete Vorſchlag, ein fremdes Intervall erregt ein allgemeines Seufzen und Stöhnen oder Jauchzen, und der Ton ihres Ausrufs iſt immer ſo ganz beſtimmt leidenſchaftlich, drückt immer ſo ganz den Eindruck aus, daß der Tonkünſtler, der Sinn dafür hat, nie einen Augenblick ungewiß ſeyn kann, ob und welchen Eindruck ſein Werk gemacht

hat. Bei einem klagenden mit Ausdruck vorgetragenen Adagio sieht man das ganze Publikum leiden, man sieht Hunderten zugleich den Athem fehlen, man hört ein allgemeines zurückgehaltenes Stöhnen und Seufzen und das *ah brava, bellissima* verhaucht wie Seufzer eines Sterbenden auf allen Lippen; das kleinste Geräusch kann die Zuhörer mit starr auf den Sänger gehefteten Augen flehentlich rufen machen: *zito zito per carità!* (Still, um Gottes willen, still!) Ein süßes, schmeichelndes *Rondò* kann ein ganzes Publikum in die höchste Wollust versetzen; ein brillantes mit Bravour vorgetragenes Allegro kann es ausser sich bringen und laut Jauchzen und Jubeln machen. Und da äussert dann jeder den Beifall nach seiner Art mit seinen eigenen Worten und Tönen, und das letzte allgemeine Klatschen und Toben im Theater gereicht oft nur zur Befriedigung und Erholung der Zuhörer.

Man kann leicht denken, wie solcher Beifall auf unsern jungen feurigen sich fühlenden

Künst-

Künſtler wirkte; auch überwog dieſer Eindruck wirklich den, den italiäniſche Muſik auf ihn machte, wie ſein künftiges Mannesleben zeigt.

Nach geendigten Carnevall ging Händel nach Rom; ſein Ruf ging vor ihm her. Seine erſte wichtige Bekanntſchaft in Rom war der Cardinal Ottoboni, der eine auserleſene Capelle hatte, die der berühmte Violiniſt Corelli anführte. Es wurden in ſeinem Hauſe oft große Singeſtücke aller Art aufgeführt. Das erſte, was Händel da komponirte, war eine Ouvertüre, in welcher die italiäniſchen Violiniſten große Schwierigkeiten fanden.

Die Deutſchen haben gleich den Franzoſen jederzeit die Inſtrumentalmuſik, als eine beſondere Kunſt weit mehr geübt wie die Italiäner, die ſie meiſtens nur als eine Dienerinn oder Nachahmerinn des Geſanges betrieben. Daher dann auch an Mannigfaltigkeit und Schwierigkeit die italiäniſchen Inſtrumentaliſten

listen den Deutschen und Franzosen jederzeit eben so nachstanden, wie diese ihnen im Gesang und Ausdruck!

Selbst Corelli befriedigte Händeln nicht, und nachdem dieser ihn bey einer schweren Stelle einige Mahle getadelt, überwältigte ihn sein Feuer dermaßen, daß er dem Corelli die Violine mit Ungestüm aus der Hand riß und ihm die Stelle vorspielte. Corelli, ein sanfter guter Mann, sagte zu Händeln ganz freundlich: ma caro Sassone, questa musica è nel Stilo francese di ch'io non m'intendo (Ja mein lieber Sachse, das ist französische Musik, und auf die versteh' ich mich nicht.)

Man kann aus der großen Verschiedenheit des Vortragens dieser beyden Künstler leicht abnehmen, wie verschieden Corellis Ausführung von Händels Idee gewesen seyn mag und so seine heftige Aufwallung leicht begreifen und entschuldigen. Es schmerzt gar gewaltig, sein

im

in Leben und Geiſt dargeſtelltes Werk ſo buchſtabiren zu hören.

Händel war damals ſchon ſelbſt unter den Deutſchen einer der gewaltigſten Orgel- und Flügelſpieler. In Italien hatte **Domenico Scarlatti** den meiſten Ruf, und der befand ſich eben bey dem **Cardinal Ottoboni**. Dieſer hatte nun nichts angelegentlichers als unter den beyden Künſtlern einen muſikaliſchen Wettkampf zu veranſtalten. Beide gingen es mit dem beſten Herzen ein, wie es wahre Meiſter nur vermögen, die ſich beide fühlen und beyde eigenes Verdienſt genug haben, um von aller Ahndung eines erlegenen und erſchlichenen Beifalls weit entfernt zu ſeyn. Sie kämpften nach beſtem Vermögen mit einander. In Anſehung des Flügels blieb das Urtheil getheilt; auf der Orgel erklärte **Scarlatti** aber **Händeln** ſo ganz unbedingt und laut für ſeinen Meiſter, daß da kein Zweifel übrig blieb. **Scarlatti** geſtand ſelbſt, er habe von ſolchem Orgelſpielen gar keine Vorſtellung

gehabt und pflegte von Stund an, so oft er für sein Orgelspielen gelobt wurde, ein Creuz vor der Brust zu schlagen und gebückt Händels Namen zu nennen.

Diese edlen Streiter waren vor dem Streite Freunde und Verehrer ihrer Talente und blieben es; sie bekräftigten die schöne Wahrheit, daß wahrhaft große Männer jeder Art für einander die wärmsten Bewunderer sind. Es ist auch so natürlich! Niemand fühlt und erkennt große Verdienste besser, als der große Mann, niemand beobachtet und genießt wie er so jeden großen und feinen Zug, deren der wahre genievolle Künstler unzählige hinwirft und ohne mit Fingern darauf zu zeigen, wirken läßt was sie wirken können und mögen.

Händel lebte auch viel mit den Cardinälen Colonna und Pamphilii. Dieser letzte war ein Dichter, und machte verschiedene musikalische Dramen und Cantaten, die Händel theils aus dem Steggreife, theils in frohen Abend-

sinn-

ſtunden komponirte. Am bekannteſten davon wurde das Drama il Trionfo del Tempo.

Der Cardinal machte auch ein Lobgedicht auf Händeln, worinnen dieſer mit Orpheus verglichen und faſt vergöttert wurde. Dieſes Gedicht ſoll Händel ſelbſt komponirt haben. Das werden nun die meiſten Menſchen gränzenloſe Eigenliebe und Unbeſcheidenheit nennen. Ich weiß nicht! Wahre Beſcheidenheit iſt doch wohl nichts anders als allen ſeinen Nebenmännern, wie ſich ſelbſt Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, den, der wirklich über mich erhaben iſt, eben ſo aufrichtig und ganz über mich erhaben zu glauben und zu bekennen, als ich mich über den der unter mir iſt erhaben fühle. Auch wird der wahrhaft Beſcheidene gewiß die gewöhnliche elende Verkleinerung ſeiner ſelbſt verabſcheuen, mit der die hochmüthigſten eitelſten Menſchen ſo gerne mehr Lob der Schwachen und Kurzſichtigen erſchleichen als ihnen zukömmt, und mit wahrem Gefühl ſeiner ſelbſt — vielleicht auch mit gerechtem Gefühl der

Unwürdigkeit aller wie seiner — für sich eben so gerecht den ihm zukommenden Theil nehmen, als er jedem andern den seinigen mit herzlicher Bereitwilligkeit zugesteht, und mit Freudigkeit giebt und gönnt.

Ist es nun noch dazu ein junger Mann, der in schönem reinem unschuldigem Sinn, oder im Besitz einer freyen edlen Seele, alle die kleinen elenden Behelfe mit denen die Menschen der großen Welt sich und anderen Verdienste und Achtung anlügen, nicht kennet oder verachtet, nun so ist mir sein eigner Lobgesang ein sicherer Beweiß seiner reinen oder starken Seele, und ich bin gewiß er besingt mich eben so warm und schön, so bald ichs verdiene.

In meiner Seele drängen sich jetzt die schönsten bisherigen Lebensscenen unsers Händels hervor: sein eignes muthvolles Treiben als Kind und Knabe, sein früher Plan und Festhalten daran, seine fortdaurende Freundschaft für Mattheson der ihn aus Uebereilung so

ſo ungerecht beleidigte, ſeine behauptete Unabhängigkeit gegen alle Verſuche des edlen Prinzen von Florenz, ſein zurücktreten für den rückkehrenden Kaiſer und Ausharren in Hamburg, ſeine wohlthätige Freigebigkeit mit mühſam erworbenen zu einem erwünſchten Zweck beſtimmten Gelde, ſein edler Kampf mit Scarlatti und ſeiner dauernden Freundſchaft für ihn. Von der andern Seite fühl' ichs ihm ganz nach, wie er, der lehrbegierig nach Italien eilt, in all den dortlebenden groſſen Tonkünſtlern, gerade für den Theil der Kunſt, den er ſelbſt noch am meiſten ausgebildet hat, am wenigſten ganze Befriedigung findet; er findet weder den ganzen ungeheuern gothiſchen Fleiß und die haarfeine Correcktheit in der harmoniſchen Behandlung, in der er ſelbſt von deutſchen Meiſtern ſo häufig übertroffen wurde, noch die ungeheure Fertigkeit und harmoniſch volle und reiche Spielart; weniger noch findet er ſein erhabenes Ideal, das ihm gewiß damals ſchon in himmliſchen Chören dunkel vor der Seele ſchwebte und das

zu erreichen er ſich im Innerſten der Seele fähig fühlte — und mag wer da will und kann, den ſchwachen eitlen Menſchen in dieſem Lobgeſange hören — es war und blieb auch wohl nur ein unaufgeſchriebenes Impromtu! — ich genieße im Geiſte den Anblick einer reinen freyen Seele, die im ſchönſten Gefühl ihrer ſelbſt glücklich iſt, und deſſen kein Heel hat.

Er komponirte in **Rom** auch das **Oratorium** la Reſurrezzione und eine ſehr große Anzahl Cantaten und Clavierſtücke.

Von **Rom** ging er nach **Neapel**, wo er fürſtlich aufgenommen wurde. Für eine hochanſehnliche Dame, **Donna Laura** genannt, komponirte er in Neapel die Serenade Acide e Galatea. Worauf er über **Rom**, **Florenz** und **Venedig** nach Deutſchland zurück kehrte.

Man wird ſeit Händels Ankunft in Italien die genaue Beſtimmung ſeines Aufenthalts an jedem Orte vermiſſen. Seine Geſchicht-

ſchreiber

ſchreiber ſind hierinnen ſo voller Wiederſprüche, daß ich meinen Leſern nur muthmaßliche Zahlen angeben könnte, und damit würde ihnen dann doch wenig gedient ſein. Mir ſcheint es indeß im Ganzen ſehr wahrſcheinlich, daß er nicht lange in Italien blieb. **Matheſon**, der mit ihm lebte, verſichert: er ſey im Anfange des Jahrs 1709 noch in Hamburg geweſen; und der engliſche Lebensbeſchreiber ſagt, er ſey im Winter 1710 in London angekommen, nach dem er ſich ſechs Jahre in Italien aufgehalten. Mir ſcheint dieſer letzte Umſtand nur falſch, beydes übrige wahr zu ſeyn. Er ging Anfang des Jahres 1709 von Hamburg gerades Weges nach Florenz: blieb da bis zum Carneval von **Venedig**, ging nach geendigtem Carneval 1710 nach **Rom**, war da die wichtige Faſtenzeit über, weshalb er auch nicht aufgefordert werden konnte, dort eine Oper zu komponiren, ſondern nur ein Oratorium und Cammerſachen machte; ging dann im Sommer nach **Neapel**, wo er der Jahreszeit wegen auch keine Oper fand, und

kehrte

kehrte gegen den Herbſt nach Deutſchland zurück, von wo er bald nach England ging.

Sonderbar iſt es, daß in Italien und Deutſchland ſo wenig von dieſen ſeinen frühſten Werken zu finden iſt. Gewiß ſind ſie aber in Händels großen Muſikaliensammlung, die die Kunſtliebe und Großmuth des jetzigen Königs von England Georg III. der Univerſität zu Oxford ſchenkte. Die ſey alſo erſt unterſucht; und ſo hebe das Leben Händels des Mannes mit dem ſüßen Genuß der reifen Früchte des Jünglinges an.

VERTRAUTE BRIEFE

ÜBER

FRANKREICH.

AUF EINER REISE

IM JAHR 1792 GESCHRIEBEN.

ERSTER THEIL.

BERLIN,
BEI JOHANN FRIEDRICH UNGER.
1792.

Ho 7830
(1)

Vorbericht des Herausgebers.

Ein Deutscher freier Mann, der die Reise nach Frankreich einzig aus der Ursache unternahm, sich mit der wahren Lage der sehr wichtigen Französischen Sache näher bekannt zu machen, schrieb diese Briefe an seine vertrauteste Freundin, und liefs ihr die Freiheit, ihren nächsten Freunden Auszüge davon mitzutheilen. Abschriften von diesen Auszügen haben sich verviel-

fältigt; und da sie dadurch schon eine gewisse Art von Publicität gewonnen haben, so trug einer jener Freunde um so weniger Bedenken, sie öffentlich bekannt zu machen.

Der Herausgeber glaubt, in diesen Briefen eine solche Wahrheit und Lebhaftigkeit der Darstellung von Personen, merkwürdigen Thatsachen und manchem oft genannten Locale zu finden, wie Nachrichten, die von Anfang an zum Druck bestimmt werden, sie fast niemals haben; und dafür wird der Leser gern manche Nachläßigkeit und Unvollkommenheit im Vortrage entschuldigen, die der Verfasser der Briefe gewifs vermie-

den haben würde, wenn er die Absicht gehabt hätte, sie jemals drukken zu lassen.

Dafs er selbst (der vielleicht noch lange von seinem Vaterlande entfernt lebt, und in keinem solchen Verhältnisse steht, dafs ihm der Druck dieser Briefe nachtheilig werden könnte) gegen die öffentliche Bekanntmachung solcher Nachrichten nichts haben wird — darüber beruhigt mich ein von ihm ehemals entworfener Vorbericht zu einer Englischen Reise, die er herauszugeben dachte und gewifs auch herausgegeben haben würde, wenn ihn nicht die ihm über alles am Herzen liegende Fran-

zösische Reise daran gehindert hätte. Da dieser Vorbericht zugleich von dem Tone zeugt, in welchem der Verfasser vor dem Publicum sprechen zu müssen glaubt, wenn er absichtlich für dieses schreibt; so mag er ohne weiteres hier abgedruckt werden.

»Dem eignen vollen Genufs und gründlichen Unterrichte ist nichts mehr entgegen, als das Lauern mit dem Bleistift in der Hand nach allem, was sich durch Worte und Zahlen ausdrücken läfst. So geniefst man nichts frei und ganz, so untersucht man nichts ruhig und unbefangen bis an's Ende. Eben so nachtheilig ist es dem Geniefsenden, nach allem zu laufen, was in eine vollständige Reisebeschreibung

gehört. Man zerstreuet sich, stumpft sich ab, und wird zuletzt unfähig zu dem Vollgenusse, für den nur die in sich gekehrte und gesammelte Seele empfänglich ist.»

»Von der andern Seite aber kann wieder die Beschreibung des Genossenen durch nichts anders, als durch bestimmtes kleines Detail interessant und befriedigend werden. Alles Allgemeine, alles Deklamiren über eignen Genufs kann nur dem phantastischen Leser genügen, der sich in dem eitlen Geschäfte gefällt, seine Einbildungskraft da hinein spielen zu lassen, und so ein selbst erträumtes Bild unterzuschieben. Auch verlangt der grofse Haufe Vollständigkeit im gedruckten Tagebuche.»

»Der Geniefsende müfste also nicht beschreiben wollen, und wer auf das Beschreiben ausgeht, müfste also auf den ganzen vollen Genufs Verzicht thun?»

»Es giebt ein Mittel Genufs und Beschreibung zu vereinigen, das alle Reisen-

de von gesundem Herzen und feinen Sinnen kennen und benutzen, das aber bis itzt in gedruckten Reisebeschreibungen wenig genutzt zu seyn scheint.«

»Wer ein liebes Weib oder einen lieben Freund zurückläfst, dem er gern das Genossene so gut als möglich mittheilt, der wird nach jedem wichtigen Genusse innigst in sich zurückkehren, und mit liebevollem Bestreben zurückforschen, was ihn so schön rührte, so mächtig durchdrang, oder auch so bitter täuschte. Ihr Verstehen mit einander wird ihn mancher ängstlichen Genauigkeit überheben, wird selbst mancher lebhaften Herzensergiefsung Bestimmtheit und feste Form ertheilen. Er wird also befriedigend beschreiben und doch für jeden neuen Genufs frei und offen seyn. Auf Vollständigkeit des Registers werden Beide gern Verzicht thun. Dennoch werden Beide am Ende vielleicht mehr von der wahren Beschaffenheit des

Geschehenen wissen, als irgend ein Register lehrt, das nur der Vollständigkeit wegen zusammen getragen ist.»

»Welcher Mensch, der solches Genusses und solcher Mittheilung fähig ist, läßt aber so etwas drucken?»

»Fern sei es von mir und meinen Lieben, die uns beseligenden Herzensergüsse durch Publication zu entweihen! Aber alles, was ich aus meinen Briefen, die ich von meinen Reisen an meine Lieben schrieb, als bessere Beschreibung heraus heben, und nun, durch öffentliche Blätter der Zeit, und an dem Orte selbst gesammelte Schriften, bis zu einem gewissen Grade von allgemein befriedigender Vollständigkeit ergänzen kann *), das will ich aus

*) Dieses Vortheils müssen die Leser dieser Briefe sich wenigstens für itzt freilich begeben. Für jenes hat die fein fühlende Auszugsmacherin schon gesorgt. *A. d. H.*

Liebe für die Wahrheit und aus Widerwillen gegen die so ganz falschen Begriffe meiner Landsleute vom Auslande hier bekannt machen.»

»Es soll aber durchaus kein vollständiges Tagebuch meiner Reise seyn. Nur das Wichtigste und Bezeichnendste von dem, was ich gehört und gesehen habe, stehe hier; nur so viel, als hinreicht, einen richtigen Begriff von dem gegenwärtigen Zustande der Sachen zu geben.»

»Es haben sich Reise- und Länderbeschreibungen durch einen feinen optischen Betrug wichtig und angenehm gemacht; man sieht die Facta aus den interessantesten Zeitpunkten mehrerer Jahrhunderte, Anekdoten, grofse und schöne Charakterzüge von den wichtigsten Menschen, welche die Nation je gehabt, zusammengedrängt und auf eine künstliche Weise so gestellt, dafs der unerfahrene Leser glauben mufs, man könne in jenen Ländern

täglich das Alles selbst erleben. Ich liebe diese Manier nicht, mag sie sich auf Selbstbetrug gründen oder gar beim Leser Täuschung absichtlich bezwecken. Mein ernstlichstes Bestreben ist es, mich den Eindrücken so unbefangen und frei als möglich zu erhalten, kein Urtheil, keine Meinung zu den Sachen hinzu zu bringen, und meinen eignen Eindruck so aufmerksam als möglich zu beobachten. Bleibt dann das Resultat meiner Erfahrungen auch nach ernstlich angestellten Vergleichungen mit andern, und nach Erforschungen mancher oft unvermeidlichen Zufälligkeiten und Persönlichkeiten, dennoch von den Meinungen Andrer ganz verschieden: so halte ich mich nur an das, was ich selbst erlebte.»

»Da ich selbst alles allgemein hin Gesagte und aus verschiedenen Zeiten zusammen Gedrängte an Reisebeschreibungen hasse; — denn man bleibt dabei noth-

wendig ohne bestimmten Begriff von dem gegenwärtigen wirklichen Zustande — so hab' ich jeder Erzählung das wirkliche Datum des Tages beigesetzt, an dem ich ihren Inhalt erlebte und ihn gewöhnlich auch für meine entfernten Lieben niederschrieb. Jeder, der Muth, Lust und Gelegenheit zu eigner Untersuchung und Nachforschung hat, kann nun weit sicherer und bequemer dabei zu Werke gehen.»

Diese gar nicht unwichtige Genauigkeit hat nun auch der Herausgeber dieser Briefe beobachtet, und dem Leser dadurch das Vergnügen zu verschaffen gesucht, gegenwärtige Privatnachrichten mit den Nachrichten der öffentlichen

Blätter von derselben Zeit vergleichen zu können. Er wünscht übrigens des Beifalls der Leser so gewifs zu seyn, wie er auf die Zustimmung seines Freundes rechnen zu dürfen glaubt.

Da die Auszüge aus sehr flüchtig geschriebenen Briefen gemacht, und das Manuscript erst wieder von diesen Auszügen copirt worden ist, so sind vermuthlich hier und da einige bisher nicht öffentlich bekannt gewordene Namen nicht ganz richtig geschrieben. Der Herausgeber bittet deshalb um Verzeihung. Auch ersucht er alle diejenigen, denen die Auszüge ehemals mit dem Namen

des Briefschreibers mitgetheilt wor den sind, diesen nicht weiter bekannt zu machen, um ihn nicht unnöthiger Weise zu compromittiren.

Der *zweite Theil* dieser Briefe, der gröfstentheils das enthält, was der Reisende in Paris sah und hörte, wird diesem ersten in kurzem folgen, und für den gröfseren Theil der Leser wahrscheinlich noch mehr Interesse haben.

W. den 15. August 1792.

J. Frei.

Erster Brief.

Frankfurt am Mayn, den 6. Januar 1792.

Mein erstes Wort in dieser Deutschen freien Reichsstadt war ein Streit mit einem Französischen Aristokraten. Indem wir im *rothen Hause* abstiegen, sahen wir, dafs man sich an die *table d'hóte* setzte; so übergaben wir denn einem alten treuen Kellner unsern Wagen, und setzten uns zu der bunten, lustigen Gesellschaft. Kaum hatte ich mich gesetzt, so sagte einer meiner Nebenmänner auf Französisch zu mir: »es ist sonderbar, dafs das gemeine

Volk da draufsen uns durch die Glasthüren so neugierig begafft!» Ich erwiederte: sie glauben vielleicht unter uns einige Französische Prinzen (*quelques princes françois*) zu sehen. Nun sagte er sehr lebhaft: es giebt keine Französische Prinzen (*il n'y a point des princes françois*). Ich dachte, er meine, dafs es hier bei der *table d'hôte* keine gebe, und sagte: ich glaube wohl, dafs Sie eben so wenig ein Französischer Prinz sind, wie ich; aber — »Nein, mein Herr,» fuhr er hoch auf, «es giebt überall keine Französische Prinzen; Prinzen vom königlichen Geblüt (*princes du sang*), aber keine *princes françois.*» Nun merkt' ich erst, dafs ich mich der neuen constitutionsmäfsigen Benennung für die absonderlich privilegirten *Blutprinzen* bedient

hatte, und sagte ihm lächelnd: Verzeihen Sie, mein Herr; die bestimmteren neuen Benennungen sind bei uns schon so zur Gewohnheit geworden, dafs ich vorhér Ihren alten Irrthum nicht einmal bemerkte. Er sah mich an, ward eben so leichenblafs, wie er vorher feuerroth geworden war, und schwieg; vermuthlich, weil die Franzosen hier in Frankfurt sehr ungern gelitten und durch mehrere Verordnungen des Magistrats, so viel es immer möglich ist, entfernt werden. Sie wagen es daher kaum, sich für das, was sie sind, auszugeben, viel weniger, wie in Manheim und Mainz, impertinent zu seyn.

Wenige Minuten nachher hatte derselbe Mensch, der, wie wir späterhin erfuhren, ein Französischer Officier von dem neuerrichteten Witgensteinschen

Corps war, eine noch lustigere Scene mit einem Manne, der uns gegenüber safs. In einen grünen Pelz halb eingehüllt, safs dieser still da, ohne Antheil an dem Gespräche auf allen Seiten zu nehmen. Mein Nachbar, der mich satt zu haben schien, und dessen zweiter Nebenmann nicht Französisch sprach, erzählte jenem von freien Stükken: der Kaiser liefse bereits drei Regimenter, die bisher in Prag gestanden hätten, zum Beistande der Französischen ausgewanderten Prinzen marschiren. Jener fragte nach dem Namen der Regimenter, und dieser nannte ihm vor der Hand Eins. Das ist nicht wohl möglich, erwiederte jener. Nichts ist gewisser, versicherte dieser. Nun knöpfte jener sich den Pelz auf, producirte seine kaiserliche Uniform,

und sagte: ich diene unter dem Regimente, bin auf Urlaub, und habe noch keine Ordre zurück zu kommen. Der Franzose sagte darauf mit der gröfsten Zuverlässigkeit: das thut gar nichts zur Sache; ich versichre Sie, das Regiment ist auf dem Marsche.

Es waren mehrere Französische Officiere bei Tische, die aber die Klugheit hatten, sich in das vorlaute Geschwätz ihres lebhaften Cameraden gar nicht zu mischen. Nur darin stimmten sie alle überein, dafs es ein tolles Unternehmen sey, itzt nach Frankreich zu reisen, da man auf keiner Landstrafse seines Lebens sicher wäre, auf jedem Wege, welchen man auch nehmen möchte, Gefahr liefe zwischen zwei fechtende Heere zu gerathen, und in keiner Französischen Stadt eine

Nacht sicher seyn könnte, dafs sie nicht an allen vier Ecken angezündet würde. Ich verstand mich auf diese Sprache, und erwiederte sie mit Witz und gegenseitigen Uebertreibungen, wie sich's gehörte. Auf W***'s schönen Wuchs und frisches Blut hatten sie ein gewaltiges Auge; bei dem kamen sie aber noch schlimmer weg, als bei mir. Von den übrigen Deutschen nahm niemand Antheil an solchen Gesprächen. Ein alter Kurländischer Baron war durch jene wohlcalculirten Aufschneidereien schon von seiner Reise nach Paris abgeschreckt; er hatte sich bereits darein ergeben, den Winter in Frankfurt hinzubringen, und so kümmerte ihn die Sache weiter nicht.

Es hat uns sehr befremdet, auf unserm ganzen Herwege so wenige Men-

schon zu finden, die sich für die Französische Sache interessirten und von ihr gehörig unterrichtet waren. Noch unerwarteter war es uns, ächte Kenner und eifrige Freunde der Französischen Constitution nur unter fürstlichen Personen anzutreffen. Die H. von G** und der von allen, die ihn kennen, so herzlich geliebte Pr. A. von G. sind die eifrigsten und wärmsten Freunde der Constitution. Auch der H** selbst soll dafür eingenommen seyn; nur äufsert er sich weniger darüber. Der L*** von H***-H***, den so wenige Menschen recht kennen, der aber von diesen wenigen innig verehrt wird, übersieht die Sache ganz, und beurtheilt sie mit seinem natürlichen, geraden und tiefen Sinn, wie jeder unbefangene Mensch, der

Zeit und Ruhe genug gehabt hat, sich völlig mit ihr bekannt zu machen. Die L*** ist ganz und gar davon eingenommen. Der Pr. Ch. von D*** urtheilt äufserst billig und verständig darüber. — Bei allen diesen und mehreren Deutschen Fürsten haben die Französischen Emigranten mit ihren Rodomontaden und gleifsnerischen Wehklagen nicht den mindesten Eingang gefunden, und man hat ihre Erscheinung bei Hofe selbst so viel als möglich zu verhindern gesucht.

In Gotha erfuhr ich eine Feinheit und Aufmerksamkeit des Hofes, den bieder gesinnten, edlen Auswanderer von jenem Trofs zu unterscheiden, die mich rührte. Der Chevalier *Boufflers*, der auch in Deutschland als ein feiner.

angenehmer Schriftsteller bekannt ist, passirte vor einigen Monaten Gotha zu Pferde, um zu dem Prinzen Heinrich von Preufsen nach Rheinsberg zu gehen. Er wollte unerkannt durch Gotha reisen, und gab sich für einen Kaufmann aus. Eine Person vom Hofe erkannte ihn aber; und da man wufste, wie gut er sich bei der Revolution genommen hat, und dafs er sich nicht als Feind seines Vaterlandes von ihm entfernte, so ward er dringend eingeladen, an den Hof zu kommen. Seine Entschuldigung, dafs er wie ein armer Ritter ohne alle dem Hofe angemessene Equipage reise, half ihm nichts. Man nahm ihn äufserst artig auf, und behandelte ihn einige Tage mit der Achtung und Aufmerksamkeit, die der Mann von Verdienst in der ganzen

gebildeten Welt erwarten darf. Noch sprach man bei Hofe mit grofser Theilnahme und Achtung davon, dafs dieser Chevalier *Boufflers*, der Mitglied der ersten Nationalversammlung war, und durch die gewaltsame Abschaffung des Adels und die Einziehung der geistlichen Güter seine sämmtlichen Revenüen (über hunderttausend Livres) verloren hat; der itzt so wenig Vermögen besitzt, dafs er die weite Reise von Lyon nach Rheinsberg nicht anders machen konnte, als mit zwei eigenen Pferden und einem Reitknecht; der sein ganzes Vermögen in einem kleinen Mantelsacke bei sich führte — dafs dieser Chevalier *Boufflers* mit grofser Verehrung und herzlichem Antheil von der Französischen Constitution gesprochen, und ihr

auch ein glückliches Ende geweissagt habe.

Hier zum Contrast ein äufserst charakteristisches Wort eines Cavaliers an einem kleinen Deutschen Hofe. Es war die Rede von dem emigrirten Französischen Adel, der itzt seinem Vaterlande durch Gewalt, mit seiner alten verderblichen Existenz, die ganze moralische Pest wieder aufdringen will, die eben durch ihren schrecklichen, höchsten Ausbruch jene in ihren, freilich nur späten, Folgen so wohlthätige Luftreinigung bewirkt hat. Nachdem sehr viel Gutes und die Sache Erhellendes über das seit vier Jahren so unkluge und unwürdige Benehmen des Französischen Hofadels gesprochen worden war, nahm der Herr Hofjuftker das Wort, und sagte: man kann es

doch aber den Leuten nicht verdenken, dafs sie so eifrig für ihre Ehre streiten. Die Ehre ist ja das Einzige, was der Mensch mit auf die Welt bringt und wieder mit hinaus nimmt!

Zweiter Brief.

Frankfurt, den 10. Januar 1792.

Wir haben hier an dem Doctor *Ehrmann* eine äufserst interessante Bekanntschaft gemacht. Er ist aus Strasburg, und hat drei Brüder dort, die in ansehnlichen militärischen und bürgerlichen Ehrenämtern nach der neuen Form stehen. Für die Französische Constitution glühet er, und ich glaube, hätte er nicht ein so liebes Weib und so liebe Kinder, er ginge noch vor dem funfzehnten hin, um bei dem ersten Gefechte für die Freiheit sein Blut daran zu setzen. Wie er meint, ist der Eifer der Strafsburger Nationalgarde zu grofs, als dafs sie sich werde zurück halten lassen, in die be-

nachbarten Deutschen Länder einzufallen, wenn die emigrirten Franzosen sich weiter da blicken liefsen. Er hat meine Begierde, den funfzehnten in Strafsburg zu seyn, von neuem angefacht. Während meines Hierseyns bin ich durch alles, was ich rechts und links vernommen, und was ich an Hofdecreten von Trier, Pfalz und Mainz, und andern Circularen, welche die Französischen Prinzen an Deutsche Höfe herumsenden, gelesen habe, in der Meinung bestärkt worden, dafs die Deutschen Höfe durch dergleichen gedruckte Befehle, die nicht befolgt werden, die Französischen Gesandten, und durch diese die commandirenden Generale nur beruhigen und einschläfern, und so dem ersten Französischen Feuer zum Verrauchen Zeit lassen. Trier

läfst es sich dem ersten Anscheine nach, sehr eifrig angelegen seyn, alle gewaffnete Versammlungen und alle wirkliche Kriegeszurüstungen der emigrirten Franzosen zu hintertreiben, und es wäre doch höchst unwürdig und klein, wenn solche Befehle mit dem positiven Vorsatze, auf ihre Befolgung nicht halten zu wollen, gegeben würden.

Man weifs indefs, wie es mit den armen so genannten regierenden Herren zu gehen pflegt. Ein Minister, auf den am schlimmen Ende die Verantwortung fiele, erhält leicht die Unterschrift zu einem solchen Befehle, der viel zu weitläuftig und verworren geschrieben ist, als dafs der regierende Herr Zeit und Lust haben könnte, ihn zu lesen; und so ist Er für seine Per-

son gesichert. Dafs die Aufseher hernach auf die Befolgung eines solchen Befehls genau halten sollen, kann von ihnen nicht gefordert werden, *wird* wenigstens nicht von ihnen gefordert; und für diese Leute, die gewöhnlich doch nur aus dem gemeinen Volke sind, giebt es ja Festungen, Galgen und Rad und das schöne Fürsten-Prärogativ, einen nach Urtheil und Recht verdammten armen Sünder zu begnadigen, das ein menschenfreundlicher, christlich gesinnter Herr, der hierbei wieder den Berichten des Ministers trauen mufs, zu seiner Ehre nicht oft genug ausüben kann. Und der Finanzminister, dessen höchste Pflicht ein jährlich wachsendes *Plus* für seinen Herrn und seine Frau ist, der in der Nichtbefolgung jenes strengen Befehls

fehls den gröfsten Gewinn für das Land, Geldzufluſs und Circulation, sieht (höher trägt sein Blick nicht;) der hat ja für den von der Festung entlassenen Sünder Ämter, die ihm mehr eintragen, als er bei der Justiz und Landespolizei je erhalten hätte!

Genug, so unbegreiflich mir im Anfange die Aufforderung an Kaiser und Reich war, bis zum 15. Januar den Rhein von Französischen Emigrirten zu rein[illegible], und so wenig ich bisher an die schnelle Ausführung der Drohung glaubte; so begierig hat *Ehrmann* mich doch gemacht, den 15ten in Strafsburg zu seyn. Könnt' ich nur morgen bei Mainz über den Rhein! Der Eisgang ist aber so heftig, daſs man nur Fuſsgänger und kleine Kähne

hinüber bringen kann, und auch diese nur mit grofsem Zeitverlust.

In Mainz soll das Treiben der Französischen Emigrirten sehr weit gehen. Man erzählt hier davon unter andern Folgendes. Als der *Comte d'Artois* und *Condé* neulich mit einigen Hunderten ihrer Anhänger nach Mainz kamen, zog der sehr splendide, prachtliebende Churfürst den ersten Tag Alle, die sich nach der sonst strengen, itzt aber äufserst nachgelassenen Hofetiquette nur irgend dazu qualificirten, zu seiner Tafel, und bewirthete sie sehr prächtig. Den folgenden Tag kamen die jungen Chevaliers zu eben der Stunde ungerufen wieder, und schalten und tobten wie in einem Wirthshause, als sie nicht wieder, wie gestern, für sich gedeckt fanden.

Jedem Reisenden, der gern das allseitige Treiben der aufgestörten Ameisenhaufen und Wespennester beobachtete, wird jetzt die Wahl des Weges schwer. Jenseits des Rheins sind, nächst Koblenz, Mainz und Manheim diejenigen Städte, wo die gröfsten, lautesten Schwärme sich gelagert haben. Diesseits zieht itzt alles, was zu *Condé's* Armee gehört, nach Ettenheim hinunter; und das Badensche und Heidelberg sind auch Sammelplätze grofser Schwärme, doch mehr von Familien als von eigentlichen Kriegern. Wenn das Treibeis mich zu der Reise auf dieser Seite bestimmt, so soll es mir mit zum Trost gereichen, dafs ich mich itzt weder bei Hofe melden, noch *Johannes Müller*, meinen ältesten Bekannten in Mainz,

sehen möchte, der mir durch die erste Ausgabe seiner *Geschichte der Schweizer* und durch seinen Umgang in der Schweiz so herzlich lieb geworden war, und der itzt, seitdem der Churfürst ihn geadelt hat und ihn zur Tafel zieht, als geheimer Cabinetsrath, leider eben so eifrig für die emigrirten Franzosen gegen die neue Französische Constitution und selbst gegen den wahren Vortheil des Mainzer Landes agiren soll, wie er ehemals für Freiheit und Menschenrechte zu glühen und zu eifern schien.

Einen braven Mainzer traf ich hier, und mir blieb für mein Herz nur besonders zu bedauern, dafs ich unsern lieben, treflichen Grafen Stadion nicht sehen würde, der, wie mir der edle Coadjutor Dalberg in Erfurt sagte,

itzt das gesammte Mainzische Schulwesen unter seiner Direction hat, und mit eben so warmen Eifer als hellem Kopfe ganz dafür lebt. Es ist nichts erfreulicher, als den rechten Mann an der rechten Stelle zu sehen! eine Freude, die der edle Coadjutor dem besseren Deutschen hoffentlich auch bald gewährt! Und dann zwei solche Männer gemeinschaftlich an der wahren Cultur eines bis jetzt so zurückgehaltenen Deutschen Volkes arbeiten zu sehen — welch eine glückliche Aussicht! —

Von Offenbach mufs ich noch ein Wort sagen. Wir sahen daselbst viele von der sonderbaren Sekte, deren Patriarch im vorigen Jahre mit so grofsem königlichen Gepränge und so ganz fremden Ceremonien begraben

wurde. Diese Leute leben hier, wie man mir sagte, wohl tausend an der Zahl, zum Theil bewaffnet, in völliger Gemeinschaft fort. Der Patriarch, der ihr Anführer und Regent zu seyn scheint, versorgt sie mit allen nothwendigen Lebensmitteln und selbst mit vielen zur Pracht und Üppigkeit gehörigen Dingen. Es wird alles mit baarem Gelde bezahlt, das ihnen häufig zukommt, und keiner treibt ein Gewerbe. Die vernünftigste Vermuthung unter so vielen sich widersprechenden, scheint mir *die* zu seyn, dafs es reiche und vornehme Polnische Familien sind, die bei der inneren Gährung in den letzten Jahren, sich aus Polen entfernt haben. Um den Zeitpunkt, da sie mit Sicherheit und Vortheil in ihr Vaterland zurück zu

kehren hoffen, ungestört abwarten zu können, nahmen sie die Form einer Religions-Sekte an. Der Fürst von Ysenburg ist natürlicher Weise sehr damit zufrieden, dafs die Leute eine ansehnliche Summe Geldes in seinem Lande verzehren, und läfst ihnen, so lange sie keine Excesse begehen, alle mögliche Freiheit. Dafs ein solcher schneller Anwuchs von bemittelten, nichts hervorbringenden Einwohnern die Lebensmittel auch für den Eingebürgerten sehr vertheuert — ist des Volkes Sache. Es mag sich zu helfen wissen!

Dritter Brief.

Heidelberg, den 13. Januar 1792.

Wir haben Mainz aufgeben müssen; es war keine Möglichkeit über den Rhein zu kommen. Im Darmstädtischen hielt es fast eben so schwer, uns durch den Sand und den hohen Schnee zu bringen. Die Pferde sind durch das unaufhörliche Hin- und Hereilen zahlloser Franzosenschwärme so abgetrieben, dafs wir auf dem ganzen Wege, den wir sonst so äufserst lustig fuhren, sehr schlecht gefahren worden sind. Auch trafen wir uns auf den Stationen oft mit eilenden Franzosen, die schon die Pferde vorher bestellt hatten; und so erlebten wir denn auch das hier zu Lande

sonst unbekannte Übel, auf den Stationen Stundenlang aufgehalten zu werden, was nicht nur langweilig, sondern itzt auch kostbar wird, da die Franzosen alles fast um das Doppelte vertheuert haben.

In Darmstadt selbst fanden wir, aufser zwei mit uns den Abend ankommenden und den folgenden Morgen wieder abreisenden Französischen Officieren, nicht einen einzigen von den Emigrirten, da der Hof sie auf alle mögliche Weise abzuhalten sucht. Jene beiden hatten sich schon in Frankfurt an der *table d'hóte* als sehr bescheidene, ruhige Männer ausgezeichnet. Hier äufserten sie sich ohne Zurückhaltung über ihre gegenwärtige Lage, und man sah wohl, dafs sie zu der sehr zahlreichen Partei de-

rer gehörten, welche durch die Gewalt der Umstände mit fortgerissen worden sind, und itzt lieber in ihrer Heimath wären, anstatt sich hier von den windigen Entwürfen und widersprechenden Befehlen ihrer Anführer herumtreiben zu lassen. Wir erfuhren von ihnen, dafs zwischen ihren Oberhäuptern, *Monsieur* und dem Grafen von *Artois*, Brüdern des Königs, und dem Prinzen *Condé*, dem Hauptanführer von Seiten des Militärs, doppelte Uneinigkeit herrsche. *Monsieur* läfst sich auf Calonne'ns Projekt von zwei Kammern ein, und soll selbst in seiner Correspondenz mit dem Könige so viel wie möglich darauf hin lenken. *Artois* will davon durchaus nichts hören, sondern toller Weise die ganze alte, heillose Wirthschaft in Frankreich

wieder eingeführt wissen, die doch allein die Reform hervorgebracht hat. Von der andern Seite streiten sich Artois und Condé um das Commando der Truppen. Der Letztere zieht sich jetzt mit Allen, auf die er rechnen zu können glaubt, den Rhein hinauf nach Ettenheim, sieht sich aber von den Ersteren, die das Geld in ihrer Gewalt haben, bei jeder Gelegenheit schändlich verlassen, so dafs er und seine Anhänger und seine dienenden Leute oft nicht Brodt haben, indefs jene zu Coblenz das Geld, das sie heimlich aus Frankreich und mehr noch von den mitleidigen Landesvätern häufig genug erhalten, in der ganz altfranzösischen schändlichen Üppigkeit und Wollust verschwenden. Auch unsre beiden armen Aristokraten schie-

nen in Noth zu seyn. Es dauerte mich herzlich, sie durch unüberwindliche Umstände in diese Lage hineingerissen zu sehen, bei der sie keinen Tag *jenseits* vor dem Galgen, und *diesseits* vor dem Verhungern sicher sind. Mein eifriger Demokrat, der sich über mein Mitleid für Aristokraten nicht wenig ärgerte, sagte gar witzig: »freilich! da sie einmal die mit auf die Welt gebrachte Ehre im Leibe haben, so können sie nicht wohl zu den guten Franzosen übergehen, sondern müssen auf Gelegenheit warten, bis sie am Galgen die Ehre sicher mit aus der Welt hinaus nehmen können.« Als die Rede darauf kam, dafs *le Noir*, der ehemalige Polizeidirector von Paris, der zur Zeit der Revolution Minister war, sich so ungehängt hat

aus dem Staube machen können, und itzt so unausgeforscht lebt, dafs durchaus niemand erfährt, wo er sich aufhält; sagte er auch ganz trocken: sie haben ihn vielleicht für einen Andern gehängt.

Zwischen Darmstadt und Heidelberg trafen wir unsre Aristokraten wieder auf einer Station, und zwar, bei der bittersten Kälte, zur Mittagsstunde, mit einem Glase kalter Milch und einem Stück weifsem Brodt in der Hand. Sie hatten es gar kein Hehl, dafs die Deutschen Gasthöfe es ihnen zu arg machten, um zweimal des Tages warm zu essen. Sie sagten uns, für ihre gestrige Abendmahlzeit hätten sie einen Gulden die Person bezahlen müssen. Man hatte ihnen indefs damit doch nicht mehr abgefordert, als

uns selbst. In den meisten Orten, und besonders in Coblenz, müssen sie alles doppelt und dreifach bezahlen und zwar voraus; eher giebt man ihnen nichts zu essen, und eher nimmt man sie nicht in ein Haus auf. Ein Kaufmann aus dem Elsafs erzählte uns letzt darüber einen Verfall, der ihm selbst in Coblenz begegnet war. Nachdem er bereits in sehr vielen Gasthöfen und Privathäusern vergeblich nach einem Kämmerchen zu seiner Wohnung herumgesucht hatte, weist man ihn in ein Haus, wo eben einige Franzosen abreisen wollen. Er findet drei Französische Officiere in Streit über die Bezahlung. Der eine von ihnen hatte eine Kammer im obersten Stocke des Hauses für einen grofsen Thaler täglich gemiethet und für die

Zeit seines Aufenthaltes voraus bezahlt, aber, um sich diese ungeheure Miethe zu erleichtern, noch zwei von seinen Cameraden zu sich genommen. Itzt, da diese mit ihm abreisen wollten, verlangte der Wirth von jedem der andern auch noch einen grofsen Thaler tägliche Miethe. Der Kaufmann begriff kaum die Ursache des Streits, als er sich, ohne weiter zu fragen, aus einem so ungeheuer theuren Hause wieder entfernen wollte. Der Wirth winkte ihm aber zu: er solle nur warten; mit einem ehrlichen Deutschen werde er ganz anders verfahren, als mit dem Gesindel. Und wirklich erhielt der Fremde dieselbe Kammer um die Hälfte, für einen kleinen Thaler täglich.

Dafür sagte aber auch Prinz Condé,

als er mit seinen Leuten Speier verlassen *mufste:* »das Deutsche Lumpengesindel (*cette canaille allemande*) wisse wohl mit seinen kleinen Fürsten, aber nicht mit Prinzen vom königlichen Geblüte (*Princes du sang*) umzugehen.« Das mögen die Deutschen Reichsfürsten, die es sich die Liebe und den Schweifs ihrer Unterthanen haben kosten lassen, um die *Blutprinzen* prächtig zu bewirthen, und mit Geld und so manchen andern Hülfsmitteln zu unterstützen, zur schuldigen Danksagung für die unverdiente Wohlthat hinnehmen!

Hier ist alles von Franzosen angefüllt. Wo man hinsieht und hinkommt, findet man ihrer. Eben so soll es im Badenschen seyn. Das kleine Ländchen des Cardinals Rohan,

wohin

wohin Condé mit seinem Heere gezogen ist, kann nur den kleinsten Theil seiner Leute fassen, und so sieht die Menschenfreundlichkeit des benachbarten Fürsten sich um so mehr gezwungen, die adelichen Sünder zu toleriren. Rohan selbst soll sich nach dem Kloster *St. Blasii*, das im Schwarzwalde liegt, geflüchtet haben. Von diesem Elenden erzählte uns neulich ein sehr glaubwürdiger Deutscher Mann: er habe mit Augen gesehen, dafs jener einen bettelnden Judenjungen, auf seinem Territorium, zu seiner und seines Gesindels Belustigung, von grofsen Englischen und Dänischen Hunden habe lebendig zerreifsen lassen, ohne dafs er durch Zureden davon abzuhalten gewesen sey. Ein andermal hatte er gesehen, dafs der Nichtswürdige einen

mit Wein beladenen zweispännigen Karren, der ihm nicht geschwind genug ausweichen konnte, mit Mann und Pferden in einen tiefen Graben werfen liefs, dafs alles zu Grunde ging. Man mufs es während der letzten zwanzig bis dreifsig Jahre in Frankreich erlebt haben, wie dieses bei Hofe und bei dem Hofadel der allgemein herrschende Ton war, wider den es keine Gerechtigkeit gab, um den Hafs und die Rache des Volkes gegen den Abschaum der Menschen begreifen und gewissermafsen entschuldigen zu können.

Auch hier hören wir öfters Aristokraten über die Entzweiung ihrer Obern klagen. Viele zittern selbst vor den unausbleiblichen Folgen davon, und über ihre Schwäche. Indefs scheinen sie eben keinen Angriff von

Französischer Seite besorgen zu dürfen. Die Anstalten der Deutschen Fürsten das Gesuch Frankreichs, wenigstens allem Anscheine nach, zu erfüllen, fallen in die Augen, und gestern soll in Strafsburg schon der Befehl des Königs angekommen seyn, mit den Feindseligkeiten nicht eher als auf nähere Ordre anzufangen. Ob nun gleich der Eifer im Elsafs, wie es heifst, sehr grofs ist, und man dort den sechzehnten wie einen Triumphtag erwartet hat, so sagt man doch auch, dafs der Kriegesminister bei seiner neulichen Truppenvisitation weder unter den Linientruppen, noch unter den Nationalgarden viele Disposition gefunden habe, über die Gränze zu gehen. Und da auch der Kaiser diesseits wirklich den Befehl gegeben

hat, den kleinen Fürsten zu Hülfe zu eilen, wenn sie angefallen werden sollten; so wird wohl Ein Schwerdt und Eine Unlust der andern die Wage halten. Die Franzosen werden mit der Genugthuung, die ihnen jene strengen Mandate gegen die Abtrünnigen geben, zufrieden seyn, und die Deutschen Fürsten sich mit den Französischen Prinzen, die sich überall sehr unnütz und verächtlich gemacht haben sollen, nicht wieder so weit einlassen: — hoff' ich Deutscher wenigstens zur Ehre Deutschlands, die freilich leider ein ganz eigenes Ding ist.

Aufser den Franzosen, die sich ordentlich in Familien in den Städten aufhalten und zum Theil schon angekauft haben, sollen im Pfälzischen, wie im Trierischen, keine einzeln reisende

ranzosen über acht und vierzig Stun-
en in den Städten gelitten werden,
nd bewaffnete Truppe gar keinen
ugenblick. Solcher strengen Ge-
etze sind wirklich mehr gegeben. —
n Mainzischen ist man, selbst zum
chaden des schon so sehr gedrück-
n Landes, zum Vortheil der Franzö-
schen Aristokraten am weitsten ge-
ngen, und von dorther hört man auch
och am wenigsten von zurücktreiben-
en und einschränkenden Anstalten.
nd darin ist *Müller*, der *Schweizer*
ohannes Müller, der thätige Rath!
Wie mich das kränkt!

Unter der Menge von Franzosen,
e schon seit den Unruhen in Frank-
ich mit ihren Familien in Heidel-
rg wohnen, sind viele, deren Vor-
hren das Land ehemals zerstören hal-

fen, und die bei dem Anblick der gewaltigen, Schauder und Ehrfurcht erregenden Schlofsruidera, welche sie mit vielen Landeseinwohnern für eine Folge der alten Französischen Grausamkeit halten, nicht sollen begreifen können, wie die Deutschen das den Franzosen schon verziehen haben und sie itzt so freundlich aufnehmen. Sie wissen wohl nicht, dafs die guten Deutschen von jeher zu viel litten und verziehen, und darüber bis itzt ohne Charakter geblieben sind.

Auf alle Weise befinden sie sich hier gar gut, die Flüchtlinge. Es hat vielleicht keiner von Seiten des Landes und der schönen Natur bei dem Tausche verloren; auch scheint der ganze Ton zu leben sehr nach ihrem Sinne zu seyn, und ihr eigener Ein-

flufs dabei ist wohl schon nur allzu grofs. Wir haben diesen Abend mit mehreren von ihnen in einer sehr grofsen, ansehnlichen Assemblee zugebracht, wo bis acht Uhr, bei Kartenspiel und lebhafter, mannichfaltiger Conversation, auch für den Leib sehr gut und fein servirt wurde; dann mit andern uns an einer sehr guten *table d'hôte* gefunden, und nachher einen Theil der Nacht in einem *Vauxhall* zugebracht, wo einige hundert lustige Menschen aller Art sich bei sehr hübscher Janitscharen-Musik aus Manheim durch einander drehten.

Sehr verständig und frei ward die Conversation fast unter lauter jungen Leuten bei der *table d'hôte.* Nach manchen Bravaden und Einlenkungen einiger vorlauten Aristokraten, kam

mân auf das Kapitel der harten Kränkung, welche die Französische Geistlichkeit erlitten habe, und über diese Eselsbrücke der itzt so gewöhnlichen Conversation, auf die Vortheile und Nachtheile der christlichen Religion selbst. Vorzüglich führte ein junger Fränkischer von Adel, der eben aus Frankreich kam, den Streit mit einem jungen Baierischen Grafen sehr verständig und gut. Der Baier wollte so das vernünftige, zunftmäfsige Mittel halten; der Franke aber ging geradezu dagegen an. Ich wurde bei dem Streite von neuem überzeugt, dafs ein *vernünftiger Christ* ungefähr so viel heifst, wie der *hellsehende Blinde*. Aus *le Grand's* Lustspiele dieses Titels und *Wielands* Oberon liefse sich manche witzige Parallele hierüber ziehen.

Mein Demokrat, der lauter Leben
, so lange von Revolution und Con-
tution gesprochen wird, war bei die-
n ernsten Gespräch eingeschlafen.
das Signal zum Aufbruch und ge-
nmten Abzuge nach *Vauxhall* ge-
ben wurde, mochte sich ein junger
nzösischer Officier, der sich erst
r an seinem lauten Demokratismus
rgert hatte, an ihm reiben wollen,
sagte ihm spöttelnd: er ginge
l lieber ins Bett, als auf den Ball;
am aber von ihm zur Antwort ge-
gen: *ah ça ira, ça ira, ça ira* etc.
bekannte Revolutionslied, das uns
tor *Ehrmann* in Frankfurt bereits
rt hatte.

Vierter Brief.

Bruchsal, den 15. Januar 1792.

Hier, in der sehr eleganten Residenz des Bischofs von Speier, hat man die emigrirten Franzosen gar nicht geduldet, vermuthlich, weil die Mädchenliebe der geistlichen Herren der fürstlichen Menschenliebe in die Quer kam. Auch hat man ihnen in dem Lande keine Werbung gestattet. Diese wird z. B. auch in Frankfurt so wenig geduldet, dafs, als man vor einigen Wochen einen Französischen Werber mit heimlich angeworbener junger Mannschaft ertappte, man den Werber festsetzte, und die angeworbenen jungen Leute den kaiserlichen privilegirten Werbern übergab.

Hier weifs so etwas der Fürstbi-
of selbst zu besorgen. Er nimmt
n *wohlhabenden* Bürgern und Bau-
— und nur diesen! — die Söhne
Gewalt zu Soldaten, um damit zu
ziren und dumme Pracht zu trei-
. Um eben diesen Spafs zugleich
h als eine Finanzoperation zu nut-
, hat er das Gesetz gegeben, dafs
er Deserteur sein ganzes Vermögen
liert, wenn er auch hunderttausend
lden besäfse; und zwar fällt es an
Bischof. Vor dem Thore steht
ziemlich hoher Handgalgen, der
der Spitze bis zur Erde auf al-
Seiten und an allen Ecken mit
auf Blech eingegrabenen Namen
cher Deserteurs dicht beschlagen
Für den nächsten mufs ein neuer
ndgalgen errichtet werden.

Und doch ist die Niederträchtigkeit des Volkes wieder so grofs, dafs es noch eine Ehre in diesem Dienste suchen kann! Ein reicher Gastwirth aus einem Dorfe unweit Bruchsal, dessen Sohn mit Gewalt zum Musquetier genommen wurde, bot 2000 Gulden, wenn man ihn zum *Grenadier* machen wollte, ungeachtet dieser für die gröfsere Ehre acht Jahre, jener aber nur sechs Jahre zu dienen hat. Er erhielt indefs diese hohe Gnade nicht.

Die Deutschen Fürsten mögen beten, dafs die Franzosen nicht über die Gränze gehen. Die Pfälzischen und Mainzischen Bauern sagen ganz laut: sobald die Franzosen zu uns kommen, schlagen wir uns zu ihnen. Der Druck der hiesigen Unterthanen soll auch fast dem ehemaligen Fran-

chen gleich seyn. Ja man sagt, Regierung verfahre so unbedacht- dafs sie selbst den bisherigen nschlaf des Volkes aufstöre. In ersten Zeit der Französischen Un- soll man dem Volke, in Anse- der grausamen Jagdgerechtigkeit der Hofedienste, manches erlassen , itzt aber, da die Französischen en anfangen glaubwürdig zu ma- dafs sie mächtige Unterstützung llen Europäischen Höfen erhal- verden, es schon wieder nach nach zurücknehmen. Wenn die ösischen Truppen über den Rhein , und im Anfange solche Ord- hielten, dafs der Landmann auf Weise durch sie gekränkt und vert würde, und wenn sie ihren alt baar bezahlten: so stände

ich für nichts. Ich möchte dieses um alles in der Welt nicht wünschen; denn ich bin überzeugt, dafs es ein grofses Unglück für Deutschland wäre, und dafs im Ganzen nichts Gutes daraus entstehen könnte. Der Deutsche ist weder gedrückt genug — wenn man etwa die Pfalz und besonders den reformirten Theil der Pfalz, der wohl der gröfste ist, ausnimmt — um sich den vielen Übeln, die eine jede Revolution zur Folge hat, unterziehen zu müssen; noch aufgeklärt genug, um die grofsen Vortheile einer besseren Constitution hinlänglich einsehen zu können, und sich mit Geduld und Beharrlichkeit allen den Aufopferungen zu unterwerfen, welche die Einführung einer solchen Constitution der gegenwärtigen Generation noth-

wendig auferlegt. Auch ist er nicht Enthusiast genug, um aus Eifer für die folgenden Generationen Beschwerlichkeiten zu übernehmen, die ihm selbst nur Ruhm und Nachruhm gewähren könnten. —

Übrigens widersteht die ganze Deutsche Reichsverfassung einer grofsen Reform im Ganzen, und würde selbst jedem einzelnen Deutschen Lande eine bessere Verfassung sehr schwer und vielleicht unmöglich machen. Der Landmann würde sich allenfalls auf Kosten aller übrigen einige Erleichterung zu verschaffen wissen; aber das kann er auch ohne Revolution, wenn er es überall so klug anfängt, wie es die Pfälzischen Bauern vor Kurzem in einer Sache angefangen haben sollen.

Die Bauern hatten nehmlich zu der

Zeit, als der Hof noch in Manheim residirte, eine ungeheure Menge Holz für den Hofstaat zu liefern und unbezahlt anzufahren. Als der Hof nach München zog, behielten die Bauern die alte Last, und die in Manheim zurückgebliebenen Hofbedienten liefsen sich alle Jahre dieselbe Quantität Holz liefern. Im vorigen Jahre aber erklärten die Bauern der Hofkammer durch einige Deputirte aus ihrer Mitte: sie wären nun gewilligt, das ehemals für den Churfürsten angefahrne Holz nicht weiter anzufahren. Nachdem ein dazu bestellter Rath diesen Deputirten Himmel und Hölle vorgehalten und nichts hatte ausrichten können, sagte er zum Schlufs: Nun, wenn ihr denn nicht gehorchen wollt, so werden wir euch andre Leute schicken, die euch eure Pflich-

Pflichten schon lehren sollen! »Ich weifs wohl, was Er meint,« sagte einer der Abgeordneten; »Soldaten will Er uns schicken. Davor fürchten wir uns nicht, Herr. Seh' Er nur, das sind unsre Kinder, unsre Brüder, unsre Vettern; und wenn der Officier ihnen Feuer! kommandirt, so sagen wir zu den Burschen: *Hans, Michel* kommt herübs; und sie kommen herübs (herüber).« — Die Bauern fahren seit der Zeit das Holz wirklich nicht mehr an, und man hat es nicht weiter gefordert.

Ich habe mich auf dem Wege hieher mit einem sehr wichtigen interessanten neuen Werke, die Reformirten in der Pfalz betreffend, beschäftigt. Es heifst: *Neueste Geschichte der reformirten Kirche in der Unterpfalz,*

und ist im vorigen Jahre in *Dessau* herausgekommen. Man sieht überall, dafs der Verfasser wirklich aus ächten Quellen geschöpft hat; und wo ich auch immer wegen eines mir unglaublichen Factums nachfragte, erhielt ich jedesmal Bestätigung. Man sollte nicht glauben, dafs es möglich sey, die abscheulichste Herrschsucht über die Gemüther der Menschen, und den niedrigsten Muthwillen in Behandlung einer an ihren heiligsten Rechten tief gekränkten, um Erhörung flehenden Partei, welche billig die herrschende im Lande seyn sollte, so weit zu treiben! Wenn diese des Flehens, der unwürdigsten Behandlung endlich einmal müde wird, die Kraft ihres Nackens fühlt, ihn hoch in die Höhe wirft, und nun alles unter die Füfse tritt, was so lange

muthwillig an ihr neckte und zerrte — wer kann alsdann zürnen, dafs der Aufgebrachte, in Verzweiflung Wüthende auch die Gränzen der Menschlichkeit überschreitet?

Rastadt, den 16. Januar 1792.

Im Badenschen Lande finden wir alles so gepfropft voll Franzosen, dafs wir in mehreren Posthäusern und Gasthöfen kaum einen Stuhl und Tisch für uns erhalten können. Auch die Privathäuser liegen hier und in Carlsruhe und überall voll. Carlsruhe beherbergt die Vornehmsten, ja ganze Familien vom hohen Französischen Hofadel. Es wundert mich, dafs der überall so gern die weise Mittelstrafse haltende Markgraf sich so blindlings

in das Interesse des Französischen Adels hineinziehen läfst. Anfänglich schien der Hof ganz andre Mafsregeln nehmen zu wollen. Als der Graf von Artois mit vielen der Seinigen zum erstenmale nach Carlsruhe kam, hatte der Hof sich entfernt, und man liefs die Emigrirten durchpassiren, wie andre Reisende. Wir hörten davon eine lustige Anekdote. Ein Badenscher Grenadier, der am Thore Schildwache stand, rief mit rauher Stimme in den Wagen des Grafen von Artois hinein: wer er sei und woher er komme? Dieser glaubte, der Grenadier wolle ihn arretiren, und drückte ihm in der höchsten Angst einige Louisd'or in die Hand. — Jetzt sollen die Herren und Damen aus Paris und Versailles da schalten und walten nach Herzenslust.

Man giebt die Schuld dem Minister von Edelsheim, der schon wenig Liebe im Lande hat, und den die Pariser und Strafsburger Zeitungen oft mit tausendfachem Spotte *le Choiseul de Carlsruhe* nennen.

Wir haben hier den Brief der Französischen Prinzen an den König zu sehen bekommen, den sie, nebst der Pillnitzer Declaration, an alle Deutschen Höfe durch besondere Emissäre in grofsen Quantitäten herumschicken. Sie prahlen darin gar sehr mit der grofsen Unterstützung, die ihnen der weise Leopold (*le sage Leopold*), der würdige Nachfolger Friedrichs des Grossen (*le digne successeur du grand Frédéric*), die Reichsfürsten und Reichsstände, die Könige vom Hause Bourbon, der grofsmüthige Kö-

nig von Sardinien, die Schweizer, ein erhabener König im tiefsten Norden (*un Roi magnanime dans le fond du nord*) und die unsterbliche Catharine zugesagt haben. Sie sind überzeugt, dafs die Englische Nation zu grofsmüthig denkt, um sich den Absichten dieser edlen, unwiderstehlichen Conföderation zu widersetzen (*trop généreuse pour s'opposer aux vues de cette noble et irrésistible confédération.*) Sie wissen die zärtlichen Besorgnisse des Königs, als könne dem Französischen Volke durch einen Krieg mit solchen Mächten grofses Unheil widerfahren, mit ächt jesuitischen Gründen zu widerlegen. »Wenn die *Rebellen* sich widersetzen, so werden sie sich selbst alles Unheil zugezogen haben.« *Sie*, deren gränzenlose Schlechtheit

und Verschwendung alle die gewaltsamen Schritte hervorgebracht und die ganze Revolution unvermeidlich nothwendig gemacht hat, *sie* haben die Unverschämtheit, sich den *gesunden* Theil der Nation zu nennen (*la partie saine de la nation*)!

Weiter stellen sie dem Könige sehr naiv den unbeständigen Charakter der Franzosen vor, nach welchem diese nicht lange in ihrer jetzigen Trunkenheit beharren könnten; ferner ihren Leichtsinn, nach welchem sie itzt für etwas eiferten und stritten, ohne zu wissen, was es wäre und was sie wollten. Er soll sich gegen alles, was Volksstimme ist, und was ihn für das Wohl des Volkes interessiren will, nur ja verhärten; dann wird er schon sehen, was für treue Anhänger er und seine Fa-

milie in der Nation haben. Der Franzose ist leicht zu verführen, aber auch leicht wieder zu unterjochen; seine Sitten sind zu sanft (*trop douces*), als dafs seine Handlungen lange wild seyn könnten; — seine Liebe für seine Könige ist zu tief in seinem Herzen eingewurzelt, als dafs eine abscheuliche *Illusion* sie ganz aus seinem Herzen heraus zu reifsen im Stande wäre. Es steht wirklich das Wort *Illusion* da! Das Bestreben, sich eine Constitution geben zu wollen, als Illusion, — der blinden Liebe für ihre Könige, als einer Realität, entgegengesetzt! *Monsieur Calonne, Monsieur Calonne,* das ist arg!

Nun folgen die stärksten Protestationen gegen des Königs Annahme der ihm vorgelegten Constitution für ihn,

für *sich selbst*, für sein Volk, für die *Religion* ihrer Väter, die in ihren Dogmen, in ihrer Ausübung und in ihren Priestern angegriffen ist, für die Grundsätze der Monarchie, und für die Stände! Endlich wird der König daran erinnert, dafs ihm nur der *Nieſsbrauch* des Thrones zustehe, oder dafs er nur *dépositaire usufruitier du thróne* sey. Da sind sie denn doch einmal so ehrlich, geradezu zu gestehen, dafs die Regenten ihr Land und Volk eben so anzusehen gewohnt sind, wie der Edelmann sein ererbtes oder erworbenes Landgut voll Leibeigener. Schliefslich behalten sie es sich vor zu beurtheilen, was des Königs Wille wirklich seyn *könne* und seyn *müsse*, und nur *dem*, trotz allen erzwungenen Befehlen, die ihnen zukommen möchten,

nach den Gesetzen *ihrer* Ehre zu folgen. Dieser Brief ist von Monsieur und von Artois unterschrieben. Ihm folgt die Pillnitzer Declaration, von *Leopold* und *Friedrich Wilhelm* unterzeichnet *). Den Beschluſs macht

*) Sie heiſst von Wort zu Wort:

Déclaration

signée en commun par l'Empereur et le Roi de Prusse, le 27. Août 1791.

Sa Majesté l'Empereur et Sa Majesté le Roi de Prusse, ayant entendu les désirs et représentations de Monsieur et de M. le Comte d'Artois, se déclarent conjointement, qu'Elles régardent la situation où se trouve actuellement le Roi de France comme un objet d'un interêt commun à tous les Souverains de l'Europe. Elles esperent que cet interêt ne peut manquer d'être réconnu par les puissances dont le secours est réclamé, et qu'en conséquence elles ne refuseront pas d'employer, conjointement avec leursdites Majestés, les moyens les plus efficaces, rélativement à leurs forces, pour

ein Brief der drei übrigen ausgewanderten königlichen Prinzen, der sich mit wenigen Worten auf den ersten bezieht.

---

mettre le Roi de France en état d'affermir, dans la plus parfaite liberté, les bases d'un gouvernement monarchique également convenable aux droits des Souverains et au bien-être de la nation françoise. Alors et dans ce cas, leursdites Majestés, l'Empereur et le Roi de Prusse, sont résolus d'agir promptement, d'un mutuel accord, avec les forces nécessaires pour obtenir le but proposé et commun. En attendant Elles donneront à leurs troupes les ordres convenables pour qu'elles soient à portée de se mettre en activité.

A Pillnitz, le 27 Août 1791.

Signé,

LÉOPOLD et FRÉDÉRIC GUILLAUME.

Fünfter Brief.

Strafsburg, den 15. Januar 1792.

Wir kamen wenige Minuten vor dem Thorschlusse bei dem äufsersten Thore dieser wichtigen Gränzfestung an. Eine hohe Stange mit langen fliegenden Bändern von den drei Nationalfarben, blau, roth und weifs, stand vor dem äufsersten Schlagbaum aufgepflanzt. In tiefem Frieden wäre bei keiner Deutschen Festung mehr an Einlafs zu denken gewesen; hier aber benachrichtigte uns der höfliche Thorschreiber, der unsre Namen aufschrieb, von freien Stücken: wir hätten nur beim Zollhause zu verlangen, dafs man uns einen Zollbedienten nach dem Packhofe mitgäbe, damit wir zwischen den Thoren kei-

nen Augenblick aufgehalten würden; so kämen wir wohl noch hinein.- Auf unsre Bitte stieg beim Zollhause auch sogleich ein ansehnlicher Zoll-Officiant auf den Bock, und nun ging es in voller Carriere nach dem Packhofe, ohne dafs uns eine der vielen militärischen Wachen, die wir vorbei fuhren, anhielt. Man befragte uns also nirgends um einen Pafs. Unser Coffre und Mantelsack wurden streng durchsucht, und zwar, wie wir aus einer halb laut gesagten Erinnerung des Oberaufsehers an den Visitator vernahmen, besonders in Rücksicht auf Uniformen und andres Kriegesgeräth. Der uns begleitende Zollbediente sagte uns auf dem Wege, dafs wir weder ihm noch sonst irgend jemanden auf dem Packhofe ein Trinkgeld zu geben

hätten, dafs auch sicherlich keiner von ihnen etwas annehmen würde. Bald darauf sprach er indefs von der grofsen Unbequemlichkeit, die es ihm verursachte, dafs er die Nacht über in der Stadt bleiben müfste, da er nicht mehr hinausgelassen würde. Als er vor dem Packhofe absprang, sagte er halb verstohlen zu uns: ich werde Sie jetzt im Comtoir melden, und wer dann auch immer zum Visitiren kommt, Sie haben nicht nöthig, ihm einen Sou zu geben.

So hätten wir nun sehr wohlfeil zu der neuen frappanten Erfahrung gelangen können, die unser scharfsinniger Educationsrath *Campe* schon in den ersten Monathen der Französischen Revolution machte: dafs die neue Constitution jeden Französischen Postillon und

Commis bereits zu einem unbestechlichen Patrioten und edel gesinnten Menschen umgeformt habe. Da ich es mir aber lieber etwas kosten lasse, um eine alte Erfahrung gewisser zu bestätigen, als dafs ich die Hand nach dergleichen vom leichtesten Winde zugeweheten Erfahrungen ausstrecken sollte; so wendete ich einen kleinen Thaler daran, um meinen neuen Patrioten zu versuchen. Er nahm ihn nicht, sondern wandte sich, den offenen Hut rückwärts haltend, von uns ab, und sagte: werfen Sie es nur in den Hut!

Sobald der Coffre und das Felleisen durchsucht waren, kam der sehr anständig gekleidete Visitator an den Wagen, und sagte äufserst höflich: »da wir in beiden Stücken nichts gefunden

haben, so wollen wir Ihnen mit Durchsuchung des Wagens nicht beschwerlich werden. Übrigens können Sie nun durch ganz Frankreich reisen, ohne weiter der mindesten Visitation unterworfen zu seyn, blieben Sie auch Ihr ganzes Leben darin, und durchreis'ten Sie alle Städte und Festungen des Königreiches.» Diese ziemlich lange Rede sprach er so, als wolle er mir Zeit lassen, den zweiten kleinen Thaler hervor zu holen. Ich liefs mir den neuen Versuch gelüsten, und er kostete mir noch einen kleinen Thaler. So eben wollte ich meinem Mann ein Compliment darüber machen, dafs die Revolution seine Menschheit unbeschadet gelassen habe, als mein Postillon, vor Ungeduld über die lange Conversation, seine Pferde an-

antrieb, und nach der *ville de Lyon* fuhr.

In einer hálben Stunde hatten wir Nationalcocarden an unsern Hüten: W**, der eifrige Demokrat, eine kleine militärische, eigentlich einen von Wolle künstlich gewirkten Stern, in welchem die drei Farben so in einander verwebt sind, dafs keine abgesondert werden kann; ich eine grofse modische, seidne Cocarde, die aus drei in einander gehefteten Bandschleifen von den drei Nationalfarben besteht. Mein Demokrat fand daran auszusetzen, dafs diese recht auf Verrätherei und Umsattlung eingerichtet sey: man könne in einem Augenblicke die rothe und blaue Schleife herausreifsen, und so habe man die royalistische Cocarde am Hute.

Sobald wir nun constitutionsmäfsig gerüstet waren, eilten wir in den *Club des amis de la Constitution*, der sich uns gegenüber in einem grofsen Saale versammelt. Er ward heute in Französischer Sprache gehalten, und gab uns die ersten zwei Stunden unseres Hierseyns eine angenehme Unterhaltung. Man beobachtete im Vortrage die Formen der Nationalversammlung.

Einige Redner zeichneten sich vortheilhaft aus, und es war sehr interessant zu sehen, wie die verschiedenen Charaktere mit grofser Freimüthigkeit gegen einander angingen, und, nach Beschaffenheit des Gegenstandes, bald der heftigere, bald der ruhigere, gründlichere das Übergewicht behielt. Ein Arzt, *Mons. Lorrant*, zeichnete sich durch sehr grofses Feuer und kühnen

Trotz aus, ungeachtet er schon ein bejahrter Mann war; *Mons. Alexandre*, ein junger, wohl gebildeter Mann, durch Feinheit und edle Freimüthigkeit; Herr *Salzmann* durch angenehme, ruhige und gründliche Beredsamkeit.

Es ward zuweilen äufserst laut, und der Präsident hatte auf seinem etwas erhöheten Sitze fast jeden Augenblick zu klingeln und *Silence!* zu rufen. Ich erkannte in dem Präsidenten bald *Mons. Laveau*, der ehedem sich in Berlin als Französischer Sprachlehrer viele Achtung, und als kritischer Schriftsteller vielen Hafs erwarb, und der itzt seine Lehrstelle an der Militärschule zu Stuttgardt verlassen hat, um hier als freier Bürger zu leben und eine Französische Zeitung zu

schreiben. Er versah heute sein Amt mit Anstand und Würde.

Dafs die Damen, deren aus allen Ständen ziemlich viele da waren, den ihnen angewiesenen erhöheten Platz, dem Präsidenten gegenüber, den Freiwilligen eines neuen Corps von Nationalgarden abtreten sollten, war das Erste, was wir bestreiten hörten, und was auch am lautsten und allgemeinsten verhandelt ward. Die Damen behielten am Ende ihr Recht, *weil durch sie der künftigen Generation die Constitution am sichersten lieb und werth gemacht werden könne.*

Man las eine Menge Briefe aus verschiedenen Gegenden vor. Fast alle enthielten Klagen über Mangel an genauer Ausübung mancher Gesetze. Dann wurden Anmahnungen

und Gesuche an die Nationalversammlung vorgeschlagen und zum Theil lebhaft bestritten. Manches schien auch wohl voreilige oder muthwillige Denunciation zu seyn, und öfters kamen Beurtheilungen und Einwürfe gegen bereits gegebene Gesetze vor, die mir mifsfielen.

Ein Italiänischer *Marchese Vivaldi*, den Religionsverfolgungen aus Italien vertrieben, und der auch in das heute hoch gerühmte Unternehmen *Cagliostro's* *), in Rom eine Licht verbrei-

*) Diese Art, *Cagliostro's* zu erwähnen, erinnerte mich an die mancherlei sonderbaren Gerüchte, die sich vor zwei Jahren bei seiner Gefangennehmung in Rom dort verbreiteten. Ich ging damals nie bei dem *Castello Sant Angelo*, auf welchem er safs, vorbei, ohne dafs mein Lohnbedienter mich nicht von dem schrecklichen, gewaltigen Manne

tende Freimaurerloge zu errichten, verwickelt war, bat um eine Empfehlung an den *Club des Jacobins* in Paris, und erhielt einen schön geschriebe-

---

geheimnifsvoll unterhielt. Nachdem er mir schon eine Menge sich oft widersprechender Stadtgerüchte als die Ursache seiner Gefangennehmung erzählt hatte, fafste er einmal Vertrauen und Muth genug, mir die wichtigste von allen zu entdecken; und die war keine geringere, als: Cagliostro habe eigentlich den Pabst absetzen und ganz Rom zu der verfluchten Ketzerreligion verführen wollen. Mein unmäfsiges Gelächter darüber war ihm unbegreiflich. Er hatte aber auch nicht, wie ich, viele Jahre hindurch nach einander die wichtigsten und lebhaftesten Verhandlungen Deutscher Schriftsteller über die Gefährlichkeit dieses päbstlichen Abgesandten gelesen, der mit seinen Gesellen die katholische Religion in dem abtrünnigen Norden wieder herstellen und so fort auf der ganzen Erde verbreiten sollte! Es ist

nen Brief, den ein Mitglied bereits entworfen hatte und zur Approbation vorlas.

Die meiste Zeit nahm ein langer

---

indefs sehr natürlich, dafs das Volk jedem arglistigen und kühnen Betrüger solche Absichten beimifst, die eben dá, wo er seine Beutelschneidereien übt, die schlimmsten wären. Und so machte dieselbe Furcht, die Cagliostro'n in Rom zu einem Apostel der Protestanten machte, ihn im protestantischen Deutschland und Curland zu einem Apostel der katholischen Religion. Wenn aber Schriftsteller von Einsicht und Verdienst eine solche Vermuthung mit vollem Eifer ergreifen und sie mit grofsem Ernste und unermüdetem Fleifse aus einander setzen und hundertfältig bearbeiten; so mufs man glauben, dafs sie Nebenabsichten haben, die weiter greifen, als ihre Schriften pikant und unterhaltend zu machen. In manchem Deutschen Lande mag die grofse allgemeine Aufmerksamkeit, die durch die moralische Zer-

Aufsatz voll lebhafter Stellen und laut beklatschter Vorschläge gegen den Mifscredit der Assignate und gegen die Geldauswanderung weg. Nur las

---

gliederung jener Abartung hervorgebracht wurde, manchen schlauen Betrüger in seiner Kühnheit gelähmt haben, ohne dafs er eben ein Verbündeter von Cagliostro und seinen Gesellen gewesen ist.

Einige Leser kann es vielleicht interessiren, hier zu finden, welche Meinung solche Leute in Rom, die um die Sache wissen konnten, von seiner Gefangennehmung hatten. Sie erklärt wirklich manches Sonderbare in Cagliostro's Leben, und ist so fein natürlich. Die Jesuiten sollen in dem Augenblicke der Angst, als ihr Orden gewaltsam aufgehoben ward, ihm, wie damals wirklich so vielen Andern, eine ansehnliche Summe zum sichern Unterbringen anvertrauet, er aber dieses Geld für seinen Leib und den Leib und Geist seiner Schönen verwendet haben. Für Rom gewifs das gröfste Verbrechen!

der junge Verfasser ihn zu monotonisch, ungefähr so, wie ich Französische Verse vorlese, die mich ennuyiren.

Ein Rapport, den ein Nationalgardist mit grofsem Eifer und halb aufser Athem der Versammlung mündlich abstattete, machte eine allgemeine, grofse Sensation. Er meldete, die Nationaltruppen hätten einen vornehmen feindlichen Officier, vielleicht gar einen von den feindlich gesinnten Französischen Prinzen, arretirt, und der Generallieutenant so eben ein Detaschement von hier abgeschickt, ihn in Empfang zu nehmen. Als die Sitzung aufgehoben war, mischte ich mich unter die Mitglieder, die unter sich laut und lebhaft darüber sprachen, und erfuhr, dafs es eine blofse Vorsicht des Generals *Luckner* sey, von heute an alle

Abend ein Detaschement Carabiniers und Nationalgarden längs dem Rhein patroulliren zu lassen, um das prinzliche Corps, das sich dem Rheine nähert, und wovon viele sich oft selbst diesseits des Rheins sehen lassen, genauer zu beobachten. Ich fragte einen, der dieses als ganz positiv berichtete: warum er das nicht gleich bei dem falschen Rapport laut vorgetragen hätte? und er antwortete: »solche Öhltropfen ins Feuer der Nationalgarden können nichts schaden.«

Sechster Brief.

Strafsburg, den 18. Januar 1792,
Abends um 11.

Wir leben hier ein sehr interessantes Leben. Von acht Uhr Morgens bis diesen Augenblick haben wir mit Leuten von Bedeutung und den verschiedensten Charakteren und Meinungen zugebracht. Beim Frühstück sahen wir aus unserm Fenster das neue Haus meines alten Bekannten *Pasquay*. Bei ihm machten wir unsern ersten Besuch, und kamen gleich an den rechten Mann. Der Mensch, der seit zehn Jahren alle seine Handelsgeschäfte abgegeben hatte, als ein sehr reicher Mann blofs von seinen Renten, im eigentlichsten Verstande ganz sich selbst

und seinen Lüsten lebte, für sein Vergnügen und seine höchste Bequemlichkeit ein Palais in der Stadt und ein allerliebstes Landhaus bauete, und schlechterdings nur genofs: — der ist itzt der eifrigste, thätigste Beförderer der guten Sache. Er war der Erste, der, als vor drei Jahren das Rathhaus von Lumpengesindel gestürmt und geplündert wurde, wobei die Linientruppen gelassen zusahen, sich an den Commandanten der Stadt wandte und ihm sagte: es geht alles drunter und drüber, wenn Sie nicht ächte, treue Bürger bewaffnen. Der Commandant erschrak vor dem blofsen Gedanken. *Pasquay* drang in ihn, und versicherte: er, und die treusten seiner Freunde mit ihm, würden sich noch heute bewaffnen; und wenn der Com-

mandant ihnen nicht zutrauete, dafs sie blofs die Ruhe der Stadt zur Absicht hätten: so sollte er sie nur in die vordersten Glieder seines Regiments stellen, damit doch Flinten losgingen, wenn die Officiere Feuer commandirten. Nach fünf oder sechs Stunden überzeugte er den Commandanten, dafs der Schritt nothwendig wäre. Die Bürger bewaffneten sich, machten bald eine Nationalgarde aus, und von dem Tage an ist hier nicht die geringste Unordnung vorgefallen. Pasquay war der erste Commandant der Nationalgarde; dann ward er unter die Notablen gewählt. Itzt ist er einer der *hautjurés*; dabei dient er wieder freiwillig als gemeiner Nationalgardist, und zieht selbst auf die Wache, wenn die Reihe an ihn kommt.

Hättest Du das von dem anscheinenden Weichlinge wohl erwartet? Gewifs eher, dafs er bei dem anfangenden Lärm aufser Landes gehen und sagen würde: bringt ihr das Ding nur in Ordnung; wenn ihr es dann hübsch eingerichtet habt, komm' ich zurück, und verzehre mein Geld wieder mitten unter euch. — In seinem Hause versammeln sich an bestimmten Tagen viele der ersten regierenden Männer der Stadt von 7 Uhr Morgens bis um 10, und berathschlagen sich beim gemeinschaftlichen Frühstück. Dann geht jeder an sein Geschäft, und Abends kommen sie auf der *Freibürgerstube* zusammen, wo sie sich von 7 bis 9 Uhr bei einer Pfeife Taback über öffentliche Angelegenheiten unterhalten. In dieser Versammlung waren wir be-

reits heute Abend, und von morgen an sind wir täglich bei Pasquay zu einem interessanten Constitutions-Frühstück.

Doch, ich wollte in der Ordnung erzählen! — Nach einer recht angenehmen Stunde bei Pasquay gaben wir unsre Briefe an den Commandanten und Friedensrichter *Ehrmann* ab, den wir nicht zu Hause fanden, und dann eine Karte bei dem Maire. Nachher holten wir uns aus dem Buchladen allerlei wichtige Neuigkeiten, unter andern den eben herausgekommenen *Almanac de la Constitution* von *Rabaud de St. Etienne*, den ich Dir mit mehrern Sachen zusammen schikken werde, ehe ich Strafsburg verlasse. Da bekam ich auch eine neue Zeitung, die *la Veaux* hier schreibt. Ich ging

einen Augenblick zu ihm, und schien ihm Freude damit zu machen; so auch einen Augenblick zu *Simon* und *Schweighäuser*, die ehedem am Philanthropin in Dessau waren und itzt hier die äufserst freie Deutsche Zeitung: *Geschichte der neueren Zeit*, schreiben; dann nach Hause, meine übrigen Briefe abzufertigen. Dabei überraschte mich der Commandant *Ehrmann* mit seinem Besuch. Er war voll der zuvorkommendsten Höflichkeit, bei dem bravsten militärischen Äufsern. Die Nachricht, dafs unser alter Freund T**, ob er gleich in der Municipalität ist, mit Leib und Seele Aristokrat sey, betrübte mich einen Augenblick. Doch tröstete ich mich bald mit dem Gewinne, dafs wir so in beiden Partheien alte herzliche Freunde

finden,

finden, und uns desto sicherer von der wahren Lage der Sache unterrichten würden. Ehrmann fand uns im Begriff, zum Herrn von T** zu gehen, und erbot sich, ungeachtet alles dessen, was er uns von der gänzlichen Verschiedenheit ihrer beiderseitigen Denk- und Verfahrungsart gesagt hatte, nach Tische uns von dort abzuholen, um uns die Festungswerke, die besetzten Wälle und den Artilleriepark zu zeigen. Er sagte das mit einer Freimüthigkeit und heitern Offenheit, als wenn wir uns von Kindheit an gekannt hätten.

Beim Hinuntergehen trafen wir T** schon auf der Treppe, weil er uns selbst zum Mittagsessen abholen wollte. Der liebe brave Mann sieht viel finsterer und gedrückter aus als ehemals. Überdies kam er aus dem Hause ei-

nes seiner besten Freunde, der eben verstorben war, und zwar, wie er gleich zur Einleitung sagte, aus Gram über die seit drei Jahren vorgegangenen entsetzlichen Dinge.

Den 19ten, früh.

Der Commandant Ehrmann hielt Wort, holte uns bald nach Tische ab, und führte uns rings um die Stadt auf den Wällen herum, die sehr stark, mit Kanonen und Mörsern besetzt zu seyn scheinen. Auch besahen wir den Artilleriepark, der sehr ansehnlich ist und in der besten Ordnung bereit steht, so dafs nur die Pferde vorgespannt werden dürfen. Eine sehr antipreufsische Scene hatten wir bei einer der Hauptwachen auf dem Walle,

die aus Artilleristen und andern Soldaten zugleich bestand. W** wunderte sich, dafs auch die Artilleristen Flinten hätten. Ehrmann, der gar keine Uniform anhatte, und selbst ohne Degen im Überrock mit uns herumging, beschrieb ihm den Unterschied zwischen Flinten und den viel leichteren Gewehren der Artilleristen, die sie über die Schulter hängen, wenn sie die Kanonen bedienen. Indem kamen wir eben an das Wachthaus, wo schwere und leichte Flinten neben einander hingen. Ohne dem Unterofficier, der mit vielen Soldaten vor dem Wachthause stand, ein Wort zu sagen, ging er gerade an die Gewehre, nahm eins nach dem andern herunter, zeigte und erklärte W** den Unterschied zwischen beiden Arten, und erst am Ende,

beim Weggehen, sagte er zu dem Unterofficier: die Herren sind fremd, und waren neugierig den Unterschied der Gesichre zu sehen. —

Gegen 7 Uhr trafen wir uns alle wieder in der Gesellschaft der Constitutionsfreunde, welche diesen Tag Deutsch gehalten ward. Ein Geistlicher, der sich, aus Bonn dünkt mich, hieher begeben hat, Professor *Schneider*, war der Präsident, und wurde mir gleich durch seine hochmüthige Selbstgenügsamkeit etwas fatal. Er zeigte sich auch bald in allem so. Ein ziemlich mittelmäfsiges Gedicht auf die Constitution, das ein Pfälzischer Bauer, mich dünkt *Maus* hiefs er, eingeschickt hatte, las er schlecht vor, und liefs darauf sich selbst mit grofser Behaglichkeit von einem Redner der Ge-

sellschaft einen der besten Deutschen Dichter schelten, der das Gedicht im Namen der Gesellschaft beantworten müsse. Dann veranlafste er über die Art, das Gedicht bekannt zu machen, eine lange unbedeutende Discussion, die wir sehr charakteristisch *Deutsch* fanden, und die übrigens nur dadurch merkwürdig ward, dafs dieses Ziehen und Zerren sehr gegen die Rapidität abstach, mit der die Franzosen gestern von Einem Gegenstande zum andern flogen. Da es hier nicht viel Merkwürdiges zu geben schien, so gingen wir bald in einen Club auf der *Freibürgerstube*, wo uns Ehrmann erwartete, um uns dem Maire *Dietrich* bekannt zu machen.

Hier sahen wir eine Bürgerscene, die uns durch ihre Neuheit frappirte.

In einem grofsen Saale fanden wir eine Menge angesehener Bürger, Districts- und Municipalbeamte, und Officiere der Nationalgarde, die in Westen mit blofsen Hemdermeln, oder auch in weifsen Camisölern, welche sie da hängen haben, theils beim Schach, dem Trictrack oder andern kleinen Spielen safsen, theils in Gespräch herumgingen, theils in Haufen um einen her standen, eine Erzählung anhörten, oder über etwas Vorgetragenes stritten; alle in so dicke Wolken von Tabacksdampf eingehüllt, dafs ich lange zu suchen hatte, ehe ich meinen Commandanten herausfand, der mit dem Maire eine Art Toccadille, *Gammon* genannt, spielte.

Der Maire war auch in einem weifsen Camisölchen, das er über seine Weste gezogen hatte; aber er zeichnete

sich durch seine sehr edle, imposante Bildung so aus, dafs man das Camisölchen bald nicht mehr sah. Er empfing uns sehr artig, wiewohl mit etwas Französischem Ministerair, (man erwartet auch täglich, dafs er zum Minister des Innern berufen werden wird) und bot uns sein Haus jeden Abend von 9 Uhr für die Zeit unseres Aufenthaltes an. Auf den nächsten Tag lud er uns gleich ausdrücklich zum Souper ein, und das hat uns gestern einen sehr angenehmen interessanten Abend gegeben.

Doch ich bin für den ehegestrigen Tag viel zu weitläuftig; die Post will fort, und der gestrige Tag steht wie ein ansehnlicher Lebenstheil vor mir. Ich will Dir davon nur in der Eil den Umrifs entwerfen; vielleicht finde ich hernach eine ruhige Stunde, mehr und

viel Interessantes aus der sehr mannichfaltigen Unterredung aufzuzeichnen. Schon Morgens um 8 Uhr waren wir bei Pasquay in dem Frühclub, der aus den funfzehn wichtigsten Geschäfts- und Staatsmännern der Stadt besteht. Nie war mir wohler, als in der Gesellschaft dieser aufgeklärten, warmen, nur für ihre gute Sache ganz existirenden Menschen. Die Zeit von 10 Uhr an verging, ich weifs noch nicht wie. Ganz oben auf dem Dache eines grofsen Hauses hat Pasquay ein solches, indefs kleineres, Zimmer, wie das in Wörlitz auf der *Platte-forme*, angelegt, wo man unzugänglich, die ganze Stadt Strafsburg rund um vor sich zu seinen Füfsen, über ihr Wohl nach bester Einsicht berathschlagt. — Ich mufs leider weiter. Die Mitglieder mach' ich Dir, wenn ich sie nä-

her kennen gelernt habe, bekannt. Wir waren da, wie alle, auch der Maire, im Negligé, und gingen nun nach Hause, uns anzukleiden.

Ehrmann kam uns bald nach, und führte uns auf die Parade, wo wir vortreffliche Truppen sahen: Carabiniers, die an Schönheit der Leute und Pferde, und an edlem Anstande, alle Truppen, die ich kenne, weit zurücklassen. Es thut unendlich bessern Effekt, eine Menge schlanker, brauner und gröfstentheils edel gebildeter Männer, denen man oft eine liberale Erziehung ansieht, beisammen zu sehen, als unsere Landleute. — Was ein Schweizerregiment dagegen abstach! Fast lauter dicke, plumpe Wollsäcke! Ein Deutsches Regiment *Liègeois* kam den Franzosen schon viel näher. Der Paradeplatz ist so grofs, dafs Cavallerie

und Infanterie, ohne einander zu hindern, zugleich einige Bewegungen machten. Die Feldmusik war auch sehr artig und brillant. Was uns aber sehr weh that, waren die hämischen, verbissenen, wüthigen Gesichter der meisten Officiere, vorzüglich bei den Carabiniers, die sich immer hüteten, dafs ihr Auge nicht auf einen von den vielen Hunderten der umher stehenden Nationalgarden fiel. Die meisten agiren gewifs noch gegen das Französische Volk, wenn es zum Schlagen kommt. Dafür aber lassen auch wieder die Pfälzischen, Trierischen und Mainzischen Einwohner ganze Ladungen Nationalcocarden von hier kommen, um sie gleich aufstecken zu können, sobald die Franzosen hinüber sind.

Der König hat nun bereits ausdrück-

lich dem Kaiser und den Deutschen Fürsten erklärt, dafs, wenn sie bis zum 10. Februar nicht alle Franzosen von den Gränzen wegschafften, man unfehlbar sie selbst wegjagen werde; und alle Regimenter, auch im Innern des Landes, haben Ordre, sich zu dem Tage marschfertig zu halten.

Luckners kleine, schwankende Gestalt und sein gemeines, charakterloses Gesicht thaten uns weh. Und dann trägt der Mensch hier im Lande der Gleichheit, wo man alle Orden bis auf Einen abgeschafft hat, drei fremde Orden am Leibe! — Ich mufs darauf Verzicht thun, dir heute unsern Mittag im Ehrmannischen, lieben, väterlichen Hause, und das Souper bei dem Maire zu beschreiben.

Siebenter Brief.

Strafsburg, den 21. Januar 1792.

Über unsern gestrigen Tag kann ich immer weniger ins Detail gehen, da sich seitdem die Gegenstände noch mehr gehäuft haben, und ich fast gar nicht zum Schreiben kommen kann. Also nur eben so flüchtig weiter, und das umständliche Detail bei dem schönen Wiedersehn!

Aus der Französischen Komödie, die hier sehr mittelmäfsig ist, gingen wir zum Maire. In dessen Frau fand ich sehr unerwartet dieselbe Madame *la Baronne de Dietrich*, geborne Ochs, die ich vor sechs Jahren in Paris kennen lernte. Herr *Dietrich*, der auch der sehr geschätzte Verfasser einiger naturhistorischen

Werke ist, war damals *homme d'affaires* des *Comte d'Artois*, und Kriegessecretär. Sehr charakteristisch für den alten Pariser Ton ist es, dafs ich in Paris, ungeachtet ich mehrmals in dem Hause zu Mittage afs, und Madame mich in einige Häuser einführte, davon, dafs der Mann abwesend war, gar nichts erfahren, sondern vermuthlich einen Commis des Hauses für den Hausherrn angesehen habe. Du weifst, dafs es dort eine Beleidigung für Madame gewesen seyn würde, nach *Mr. le mari* zu fragen. Hier war es nun in ihrem, übrigens eben so prächtigen, grofsen Haushalt ganz anders! Als ich hineintrat, fand ich sie mit allerlei Menschen, vom *Maréchal de camp* bis zum Schreiber der Municipalität, von bürgerlichen Leuten in Stiefeln und

Überröcken, umgeben, und sie stand für mich, wie für jeden Ankommenden; vom Sofa auf und kam entgegen, was ich ehemals von einer Pariser Dame nie erlebte.

Die Conversation ging fast immer auf politische Neuigkeiten, auf Constitution. Jeder drehete sich zur seinem Nachbar, und sprach auch wohl geradezu auf gut Glück in den Schwarm hinein, was ihm eben über die itzige Lage einfiel. Nur zwei Partien spielten Schach. Der Maire selbst rauchte in seinem Cabinet mit dem Commandanten seine Pfeife, und spielte im Brette. Alle Abend wird da für zwölf Personen gedeckt. Wir placirten uns gegen 11 Uhr mit zum Souper; und da ward die Conversation erst sehr angenehm. Vorzüglich interessirten mich

der ehemalige *Duc d'Aiguillon* und der General *Broglio*, (der Sohn, dessen braver Briefwechsel mit seinem Vater in den Zeitungen stand) ein sehr lebhafter, gescheidter, angenehmer Franzose. *D'Aiguillon* ist ein sehr anständiger, feiner, gefälliger Mann, übrigens sehr dick. Es war fast lauter Militär bei Tische. Zwei äufserst feine Artillerieofficiere (die sich überhaupt sehr zu ihrem Vortheile auszeichnen) stachen gegen einen alten Schweizerobristen und gegen einige andre von einem Deutschen Regimente sehr auffallend ab. Indefs war der Eine davon ein alter, biederer Obrister, den W** zum Nachbar hatte, und der sich sehr gutmüthig mit ihm abgab. Nach Tische ward der Cirkel noch kleiner, und es war unter sieben Per-

sonen eine sehr angenehme Conversation bis 1 Uhr. Ein *Mr. le Vreaux, Procureur général Syndic du département du Haut-Rhin,* von dem alle glauben, dafs er künftig zum Maire gewählt werden wird, ob er gleich eines Buchdruckers Sohn, selbst gelernter Buchdrucker und nicht viel über dreifsig Jahre alt ist, ward uns den Abend über sehr lieb. Er interessirt uns hier von allen thätigen Menschen ganz vorzüglich, und ist dabei einer der schönsten Männer, die ich jemals gesehen habe. Künftig mehr von ihm.

Bei der vorigen Maires-Wahl hatten nur Dietrich und Türkheim Stimmen, und es hing von dieser Wahl ab, ob im Elsafs die demokratische oder die aristokratische Partei die Oberhand behalten sollte.

Es

Es herrscht hier noch viel reichsstädtische Gesinnung und Hafs gegen die Franzosen. Überhaupt ist der Elsafs gar nicht so eifrig für die Constitution, wie wir es nach den hier herauskommenden heftigen Zeitungen zu glauben pflegen. Die Demokraten fürchten sogar, dafs die Maire's-Wahl, wenn sie itzt wiederholt wfirde, wohl noch auf Türkheim fallen könnte. Das macht aber seine und der Seinigen Lage n r um so gefährlicher. Sollte unter dem jetzigen Maire noch aufgebrochen werden, so scheint mir ein gewaltiger Stofs im Innern fast unvermeidlich. Die Nationalgarden sind grofsentheils patriotisch oder demokratisch gesinnt, was hier leider für einerlei gilt. Sie scheinen den äufsern Feind wirklich nicht zu fürchten, und den Krieg zu

wünschen; aber sie fürchten die Ari
stokraten, die sie im Rücken lassen
und sprechen davon, sie alle vor sich
her zu treiben. Unter allen nennen
sie immer T..rkheim zuerst, der am
lautsten äufsert, dafs, wenn es auch
mit der Constitution und ihrer Befe
stigung schneller und besser ginge
als er es zu glauben und zu hoffen
Muth hat, sie doch für den Elsafs
nicht vortheilhaft seyn würde.

Bei dieser grofsen eigentlich Deut
schen Partei war es denn auch mög
lich, dafs der Kaiser schon bis zum
Austheilen von Kaiserl. Soldaten-Rock
knöpfen kommen konnte, welches vo
der Befestigung und Verstärkung der
Nationalgarden wirklich geschehen seyn
soll.

Dieser innere Kampf der Aristokraten mit den Demokraten, und die besonders an den Gränzen daraus entstehende Gefahr, wird auch in Paris so stark empfunden, dafs sich dort 6000 junge Leute unterzeichnet und verbunden haben sollen, sobald es zum Marsch kommt, als Freiwillige nach den Gränzen zu ziehen, um ihre fechtenden Brüder gegen die Aristokraten im Rücken zu schützen.

Beim Ausmarsch würd' ich am meisten fürchten, dafs die aristokratischgesinnten Officier, deren es in den hiesigen und den umliegenden Regimentern eine grofse Menge von jedermann dafür Anerkannter giebt, dem gemeinen Soldaten Excesse in den benachbarten Deutschen Ländern gestatten werden, um dadurch den Land-

mann, der ganz für die Franzosen ist und sie nur erwartet, um sich zu ihnen zu schlagen, gegen sie zu erbittern. Mich dünkt, ich schrieb dir meine Meinung hierüber schon vom Deutschen Grund und Boden *).

Das Mifstrauen gegen die Regimenter, die der vorige Kriegesminister *Dúportail* so recht als die unsichersten ausgesucht haben soll, geht so weit, dafs man durchaus keinem dieser Regimenter, welche alle Deutsche und Schweizer waren, die Citadelle anvertrauen wollte. Die Nationalgarde hat so lange täglich 500 Mann zur Bewachung gegeben, bis man ein ganz Französisches Regiment schickte, gegen das die Stadt nicht mifstrauisch ist.

---

*) Siehe Seite 44 u. f.

Universitäts- u. Landesbibliothek Halle (Saale)

Man kann es nicht ohne Schauder hören, wie der vorige Commandant der Stadt, *Klingling*, die Stürmung des Rathhauses und mehr dergleichen Excesse selbst beförderte, und von seinen Soldaten, welche das Rathhaus dabei umgaben, die Spitzbuben, auf die kein Schufs geschah und deren keiner arretirt wurde, eigentlich beschützen, die Bürger aber, die selbst Hand an die Canaille legen wollten, zurücktreiben liefs. Endlich formirte sich die Nationalgarde, und seit Errichtung derselben ist keinem Menschen ein Haar gekrümmt worden. Der Maire, die hiesigen Administratoren, die Municipal-Beamten und die Nationalgarden wirken mit gleich grofser Thätigkeit und Einigkeit. Zum Glück für den braven T . . ., der auch Municipal-Beam-

ter ist, hat man ihm die wohlthätigen Anstalten übergeben, die er mit dem gröfsten Eifer und mit der gröfsten Treue verwaltet, ohne sich um den anderweitigen Gang der Geschäfte zu bekümmern. So kann er die grofse Liebe und Achtung, die er im Volke hat, trotz seiner politischen Denkart, behalten.

Nach Ein Uhr lasen wir noch den *Moniteur*, der den Abend das wichtige Decret von Paris mitgebracht hatte, dafs jeder, der an irgend einem Congrefs, oder an irgend einer Verhandlung, die gegen die Constitution läuft, u. s. w. den mindesten Antheil nimmt, als Verräther des Vaterlandes angesehen werden soll. Die ganze Nationalversammlung und alle Minister haben hierauf einen neuen Eid abge

legt. Der gestrige *Moniteur* brachte die Neuigkeit, dafs *Monsieur* der *Regence* für verlustig erklärt worden ist, und dafs *Barnave* und *Lameth*, die sich durch die Königin des Königs bemächtigt hatten, an eben dem Tage, da er jenes Decret sanctionirte, bei ihm in Ungnade gefallen sind. Der König hat dabei laut gesagt: *ces gens me feroient perdre dix royaumes* (diese Menschen könnten mich um zehn Königreiche bringen.)

Gestern früh um 7 waren wir wieder bei unserm demokratischen Frühstück, und unterhielten uns bis zehn Uhr mit lauter politischen Gegenständen. O dafs die Zeit so eilt! — Nachmittags trieb ich mich einige Stunden in Buchläden herum. Der neue Almanach von *Rabaut de St. Etienne*,

der die Constitutionsgeschichte enthält, und der kleine *Almanac du pere Gérard*, werden dir Freude machen. Ich schicke sie dir mit manchem andern, das mir, als einem Constitutionsfreunde, schon frei mitgetheilt wird. — In dem grofsen Buchladen bei Treutel fand ich einen alten siebzigjährigen Greis, der erst reformirter Geistlicher, dann 35 Jahr Schwedischer Legations-Secretair in Paris war, und d'*Alembert*, *Marmontel*, *Rouſseau*, *Grimm*, ganz vorzüglich aber *Necker*, genau kannte. Er hat den letzteren als den Neffen eines Banquier *Vernet* nach Paris kommen sehen, und ihn fast von Kindheit auf als einen ziemlich bornirten Menschen ohne Charakter gekannt, der sich anfänglich ganz durch Schriften Andrer, die der Alte auch bei Namen

nannte, einigen Ruf machte und sich dann nur durch seine Frau und ihren Anbeter *d'Alembert* soutenirte. *Madame Necker* ist die Tochter eines Genfer Geistlichen, der keinen Sohn hatte und alle seine Griechische, Hebräische und Lateinische Gelehrsamkeit in die Tochter hineinpfropfte. Der Alte sagte sehr naiv: wenn sie auch nicht besser Hebräisch und Griechisch kann als ich, so weifs sie es doch wenigstens eben so gut; die Frau hat in den Haarspitzen mehr Verstand, als Necker in seinem ganzen Kopfe.

Nach 6 Uhr gingen wir wieder in die *Société des amis de la Constitution*. Es wurden mancherlei hübsche Sachen gut vorgetragen und brav bestritten. Der Präsident *La Veaux* las einen Brief an die Gesellschaft von ei-

nem Carabinier, worin dieser sagte: er habe es sich am Feste der Constitution zum Gesetze gemacht, so lange er Soldat sei, das heifse, so lange er die Arme bewegen könne, den sechsten Theil seines Soldes dem Staate zu widmen. Er übermachte dabei 12 Livres. Der Brief enthielt recht schöne Stellen. La Veaux hatte eine feine Antwort aufgesetzt, und beides ward auf einem gedruckten Blatte zugleich an alle anwesende Soldaten und Garden ausgetheilt.

Man hatte uns auf Ehrmanns Verlangen unter die Glieder der Gesellschaft placirt; dafür mufsten wir aber auch von einem Grofssprecher unter den Secretären, der die Blätter austheilte, eine Motion über uns selbst ergehen hören. Als er wieder zum Ti-

sche trat, trug er laut vor: er hätte bei Vertheilung der Blätter wahrgenommen, dafs man Fremde, die nicht Mitglieder der Gesellschaft und auch nicht einmal Militär wären, voran placirt hätte, und er trüge darauf an, dafs der Präsident dem Commissär aufgäbe, die Vorschrift besser zu erfüllen. Der Präsident that es auf der Stelle, und wir — blieben sitzen.

Das Geschenk des Carabiniers veranlafste den Vorschlag, unter den Patrioten eine Subscription zur Bestreitung der nächsten besonderen Kriegeskosten zu eröffnen. Ein reicher Kaufmann stand auf und holte einen Beutel mit 1200 Livres, den er *in natura* producirte, worüber denn ein gewaltiges Klatschen entstand. Und nun ward vorgeschlagen, sogleich Register-

Bücher anzufertigen und sechs Commissäre zur Einnahme und Verwaltung des Geldes anzusetzen. Ein Mitglied machte die Motion, dafs dieses grofsmüthige Geschenk von 1200 Livres in dem Protocoll des Tages mit Ehren erwähnt werden müsse. Ein Andrer sagte sehr unvorsichtiger Weise: ob gleich das Geschenk des Carabiniers *nur gering* sei, so müsse man dessen doch auch wohl erwähnen. Nun erwiederte ein Dritter rund heraus: 12 Livres von dem Solde eines gemeinen Soldaten abgegeben, wären gewifs ein gröfseres Geschenk, als 1200 von einem sehr beträchtlichen Vermögen, das meistentheils selbst während der Revolution erworben worden sei. Durch Antrag und Antwort wurden übrigens nur beide Parteien beleidigt; und dies

geschieht aus Unvorsichtigkeit und Heftigkeit sehr oft. — Ich mufs hiervon wieder abbrechen.

Wir gingen von dort zu einer Versammlung der Auserwähltesten und Wichtigsten in dieser Gesellschaft, die eben eine Comité hielten, um eine neue Gesellschaft einzurichten und sich so nach und nach von dieser, weil sie zu bunt und zu gemein geworden ist, zu entfernen. Da trafen wir den Maire, unsern le Vreaux, Pasquay, und fast alle gute und trefliche Leute, die wir in Strafsburg kennen. Hier befanden wir uns eigentlich zum erstenmal unter Franzosen. Wie die Menschen schwatzten, schrieen, stritten, bonmotisirten, *raison* sprachen und sich zugleich im fröhlichsten Muthe herunterrissen — davon hat ein Deutscher kaum

einen Begriff. Bei Gelegenheit des Vorschlages zu einem Gesetze, dafs jedes Mitglied immer nur Einen Fremden mitbringen dürfe, ward über uns, die wir im höchsten Credit bei ihnen stehen, ein hübsches bon-mot gemacht: *en cas que le pere et le fils voyagent sans le St Esprit, ils séront admis tous les deux.*

Wir verliefsen sie im Streite, ob *Broglio*, den der Maire vorschlug, und gegen den Le Vreaux gleich sagte: *il a le défaut d'être marechal de camp*, sich erst dem Ballotiren, wobei eine schwarze Kugel ausschlofs, unterwerfen müsse; und als wir zehn Häuser weit waren, hörten wir die Gesellschaft, die sich diesmal *insgeheim* zum Berathschlagen versammelt hatte, ihn *par acclamation* aufnehmen.

Wir mufsten, weil es halb zehn war, zum Gommandanten Ehrmann gehen, und fanden da eine kleine, feine Gesellschaft. Der Abend ward sehr angenehm und vernünftig zugebracht, und dann noch von 12 bis 1 Uhr die Geschichte der Revolution im Bette laut gelesen. Aber doch waren wir heute bald nach 7 Uhr bei dem patriotischen Frühstück. Von 10 bis 12 schrieb ich für dich. Hernach kamen Pasquay und Ehrmann, um uns zu einem sehr grofsen Constitutions-Schmause abzuholen, den die erste Municipalität unter sich alle Monate einmal mit den besten Mitgliedern der jetzigen hält, um immer in warmer Verbindung zu bleiben. Da ward unter 36 Personen *sehr gut und sehr lustig* gegessen und getrunken. Ein schönes bon-mot von

einem meiner gestrigen feinen Leute muſs ich herschreiben. Broglio brachte die Gesundheit aus: *les quatorze!* (du kennst die wichtigen Revolutions-Tage.) Darauf sagte jener: *excepté les quatorzes des rois et des valets.* — Von hier ging es in den *grand conseil de la Commune.* Die völlig öffentliche, laute und sehr freie Verhandlung der wichtigsten und unwichtigsten Staatssachen, die angenehme Form, die güte Sprache, und selbst das heitere, schöne Locale des Saals, wo das Conseil gehalten wurde, haben uns viel Vergnügen gemacht.

Weil das Gebäude überhaupt höchst unansehnlich und nur Ein schöner neuer Saal darin ist, so hat man itzt den ächt Königlichen Pallast des Cardinals von Rohan zum Gemeinhause gekauft.

kauft. Letzt fragte ich auf der Strafse meinen Lohnbedienten, was das für ein Gebäude sei; und er nannte es den *Cardinalpallast.* Ich fragte in Gedanken, welcher Cardinal itzt darin wohne. Ehe er noch meinen Irrthum berichtigen konnte, dafs itzt nur von einem Bischofe, der ein ganz geistliches Äufsere führt, die Rede sei, sagte ein gemeiner Kerl im Vorbeigehen: *il n'y a plus des Cardinaux, Mr.; tout le monde est Cardinal actuellement.*

Es wurden vielerlei Sachen vorgetragen, auf die ich mich itzt nicht einlassen kann. Die meiste Aufmerksamkeit erregte ein Vorschlag des Maire zu künftiger Discussion: ob die Nationalversammlung nicht darum anzugehen sei, Strafsburg, das als Gränz-

festung allen Gefahren des Überfalls und der Verrätherei so ausgesetzt ist, gleich für *en état de guerre* zu erklären, was nach der Constitution erst geschehen soll, wenn die Festung wirklich blokirt wird; denn von dem Augenbliek an erhält der Militär-Commandant uneingeschränkte Gewalt. Die meisten Mitglieder der Municipalität werden sich aber auch dagegen setzen.

Es ward viel über einzuschränkende Pensionen und über Entschädigung der Zunfthandwerker gestritten, die ihre Häuser mit der Bürger- und Gewerbs-Gerechtigkeit theuer gekauft haben, itzt aber viel leiden, da jeder für ein Patent, das etliche Sous kostet, alles treiben kann, was er will, und, wie du aus einer interessanten

Beilage ersehen wirst, nicht eine einzige Abgabe, aufser nach Verhältnifs seiner Wohnung, zu zahlen hat. Pasquay bekam den Auftrag, mit den Leuten zu rechnen und zu accordiren. Er suchte es abzulehnen, mufste sich aber doch dazu verstehen. Die Leute, sagte er, machten an drei Millionen Forderungen, und er wäre überzeugt, dafs sie, wenn er recht genau mit ihnen rechnen würde, kaum eine Viertel-Million zu fordern hätten; folglich müfst' er sich dabei viele Feinde machen.

Gegen 8 Uhr gingen wir mit dem Maire, mit Pasquay und Andren, die da von 3 bis nach 8 unaufhörlich sprachen, stritten, ausfertigten, nach der *Freibürgerstube*, wo ich mich für sehr mannichfaltige, unterrichtende Gesprä-

che gern bis auf die neunte Haut einräuchern liefs, so sehr ich auch sonst den Tabacksdampf verabscheue.

Gegen 10 gingen wir auf einen Ball, der äufserst angenehm, zahlreich und lebhaft war. Besonders interessirte es mich dort, dafs lauter junge Mädchen, gewifs 200, alle von sehr frischem Blut und blühender Gesundheit, in sehr eleganten, feinen und leichten Anzügen tanzten. Nur eine einzige Frau tanzte mit ihnen, und das war die Frau des Maire, die, wie ihr Mann, wohl nur aus Politik ein paar Englische Tänze mitmachte. Unbegreiflich ist es aber, wie das junge Volk die Französischen Tänze, in denen es unaufhörlich fufshoch, und rings herum und nach allen Seiten springt, von 6 bis 12 Uhr aushalten

kann! Mitunter ward, wie zur Erholung, rund um gewalzt; und selbst dabei sprangen einige unaufhörlich. Auch spielte man einigemal zum Tanz *ça ira*, das eine hübsche Tanzmelodie hat, und schrie: *Vive la Nation!*

Beilage.

Ce que c'est qu'un Cultivateur, ou un Artisan français.

Was in Frankreich ein Ackersmann oder Handwerker ist.

*Tout habitant de la France qui paye une imposition égale à trois journées de travail, *) peut être citoyen actif.*

Jeder Bewohner Frankreichs, der eine öffentliche Abgabe zahlt, welche auf die Summe dreier Tagelöhne *) steigt, ist Aktivbürger.

Or il suffit pour la payer, d'avoir une habitation dont le loyer soit de 14 Livres à Paris; de 10 Livres environ dans les campagnes.

Wer nun eine Wohnung inne hat, welche zu Paris einen Hauszins von 14 Livres, und auf dem Lande einen von etwa 10 Livres abwirft, der trägt eine solche

---

*) *Cela fait, généralement parlant, dans le Département du Bas-Rhin, ou la ci-devant Province d'Alsace, la somme de trois livres, à raison de 20 sols la journée*

*) Das ist überhaupt genommen im Niederrheinischen Departement, oder vormaligen Elsafs, die Summe von 3 Liv., zu 20 Sols der Tagelohn gerechnet.

Summe zu den öffentlichen Abgaben bei.

Ainsi tout artisan, tout cultivateur marié, peut être citoyen actif. Tout homme laborieux économe amassera aisément dequoi acheter quelques meubles; alors il peut louer un logement et dévenir citoyen actif.

Auf diese Weise kann also jeder Handwerker, jeder Ackersmann, der verheirathet ist, Aktivbürger seyn. Wie leicht bringt ja nicht ein arbeitsamer und sparsamer Mann so viel zusammen, dafs er sich einiges Hausgeräth kaufen, dann eine Wohnung miethen, und sodann Aktivbürger werden kann.

Comme tel il a voix dans toutes les assemblées générales, appellées primaires; il est susceptible de presque toutes les places, il peut même être élu membre de l'Assemblée Nationale.

Als ein solcher hat er in allen allgemeinen Versammlungen, die man *Urversammlungen* nennt, das Recht seine Stimme zu geben; beinahe zu allen Stellen ist er wahlfähig; ja sogar kann er zu einem Mitgliede der National-Versammlung erwählt werden.

A la vérité il ne peut être ni électeur, ni remplir quelques autres places en pétit nombre pour lesquelles on exige dans les grandes villes, qu'il ait un bien rapportant 150 Livres de rente au plus, ou un logement de 200 Livres; et dans les campagnes, qu'il possède un révenu d'environ 100 Liv. ou qu'il soit fermier d'un bien de 240 Livres; richesse à laquelle un pere de famille laborieux peut atteindre en peu d'années.

Wahr ist es, dafs er nicht zum Wahlmann ernennt, auch nicht zu gewissen Ämtern, deren Anzahl aber klein ist, erhoben werden kann, oder er mufs nebst der Eigenschaft eines Aktivbürgers noch folgende Erfordernisse besitzen; nehmlich

1. Wenn er Einwohner einer grofsen Stadt ist, so mufs er auch entweder Eigenthümer eines Guts seyn, das ihm 150 Livres jährlichen Einkommens abwirft, oder aber eine Wohnung inne haben, von der er 200 Livres Zins giebt.

2. Wohnt er auf dem Lande, so wird erfordert, dafs er ein jährliches Einkommen von 100 Liv. habe, oder

als Pachter ein Gut baue, das 240 Livres abwirft. — Zu dieser Wahlfähigkeit kann nun ja wohl ein fleifsiger Hausvater in wenigen Jahren gelangen.

Un étranger qui arrive en France avec une industrie quelconque, mais sans aucun bien, peut se placer chés un maître, et après y avoir travaillé cinq ans, s'il a pu amasser dequoi acheter une propriété, quelque petite qu'elle soit, ou former un établissement d'industrie, ou enfin s'il a épousé une Française, il acquiert tous les droits de

Ein Fremder, der nach Frankreich kommt, ein Handwerk oder sonstiges Erwerbsmittel versteht, sonst aber nichts hat, kann zu einem Meister in Arbeit treten; hat er alsdann fünf Jahre lang in Frankreich gearbeitet, dadurch so viel erworben, dafs er sich ein Eigenthum, sei es auch von noch so geringem Werthe, anschaffen, oder sonst eine Erwerbs-Anstalt errichten kann, oder aber, wenn er eine Französin geheirathet hat: so tritt er in alle Rechte eines Fran-

citoyen français; dès lors il n'a plus que des égaux; il ne doit précisément à aucun homme que ce que cet autre homme lui doit à lui-même.

Le citoyen non-actif, l'étranger qui n'est pas encore citoyen, jouit des mêmes droits que le citoyen actif; excepté de celui de pouvoir remplir une fonction publique, et de donner sa voix dans les élections.

Il n'existe aucune différence entre eux, ni pour l'impôt, ni dans les

zösischen Staatsbürgers ein; alsdann ist er allen Franken als Bruder gleich geachtet, und die nehmlichen Pflichten, die er gegen jeden zu beobachten hat, ist auch jeder gegen ihn zu erfüllen schuldig.

Derjenige, der nicht Aktivbürger, oder der Fremde, der noch nicht Französischer Staatsbürger ist, geniefst, der nehmlichen Rechte, wie der Aktivbürger; nur dies ausgenommen, dafs er zu keinem öffentlichen Amte gelangen, noch bei den Wahlen seine Stimme geben kann.

Sonst ist kein Unterschied: alle stehen unter den nehmlichen Gesetzen in Betreff der öffentlichen Abgaben; für

tribunaux, ni quant aux loix de police.

Un impôt proportionné au loyer, auquel tous les citoyens sont assujettis; un autre impôt, aussi proportionné au loyer, payé par ceux qui veulent exercer un métier, sont les seules charges imposées à celui qui n'est pas propriétaire. Ainsi l'homme qui n'a qu'un loyer modique ne paye presque rien. Sa terre, s'il vient à en posséder une, paye un autre impôt, mais elle est affranchie de toute di-

alle sind die nehmlichen Richter, alle sind der nehmlichen Polizei unterworfen.

Eine öffentliche Abgabe, welche nach dem Hauszins berechnet wird, und der alle Staatsbürger unterworfen sind, und eine andere öffentliche Abgabe, ebenfalls nach dem Hauszins berechnet, welche diejenigen bezahlen, die ein Handwerk oder sonstiges Gewerbe ausüben wollen, — dies sind die einzigen Lasten, welche der Staat dem auflegt, der nicht Eigenthümer eines liegenden Gutes ist. — Der Mann also, welcher in einem geringen Hauszinse sitzt, bezahlt beinahe nichts. Erwirbt er ein liegendes Gut, dann zahlt er eine

me, de toute servitude; il peut y chasser; la garantir des ravages du gibier; pêcher dans la rivière qui en baigne les bords. Si on lui fait un procès, un juge conciliateur, très-voisin de sa demeure, se place d'abord entre son adversaire et lui; des tribunaux composés de juges élus à tems par les citoyens, lui sont accessibles comme au riche; est-il accusé par un ennemi, d'abord il ne peut être poursuivi que sur la décision de citoyens dont les précautions les plus sévè-

andere Abgabe; hingegen ist aber das Gut Zehntenfrei, frei von allen Dienstrechten; er kann darauf jagen und es vor den Verheerungen des Wildprets schützen; er kann in dem Wasser, so weit das Ufer seines Eigenthums geht, fischen. Geräth er in Prozeſs, so hat er einen Friedensrichter in der Nähe, der alsbald zwischen ihm und seinem Widersacher Ausgleichung sucht, oder Recht spricht. Zu den höheren Gerichtsstellen, wozu die Richter auf eine gewisse Anzahl Jahre und von den Bürgern erwählt sind, kann er, so gut wie der Reiche, gelangen. Wird er von einem Feind eines Verbrechens schuldig ange-

res lui garantissent l'impartialité, et s'ils décident qu'il doit subir un jugement, il ne peut être déclaré coupable que par neuf citoyens sur douze, et ces douze sont tirés au sort sur une liste, de laquelle il aura droit de faire effacer vingt de ceux qu'il soupçonneroit d'être ses ennemis.

klagt, so kann nicht eher gegen ihn etwas weiteres vorgenommen werden, als bis eine gewisse Anzahl Bürger, deren Unpartheilichkeit ihm, durch die vom Gesetz bestimmten strengsten Vorsichtsregeln, zugesichert ist, die Anklage gut geheifsen haben; und im Fall entschieden worden ist, dafs der Angeklagte richterlichem Spruch unterworfen werden soll, so wird erst alsdann eine weitere Untersuchung der Sache zwölf andern Bürgern übertragen, von welchen *neune* übereinstimmend seyn müssen, um den Angeklagten als Verbrecher zu erklären; und diese zwölf Bürger werden durchs Loos aus einem Namenverzeich-

nifs erwählt, von welchem der Angeklagte bis auf *zwanzig*, gegen die er etwa den Verdacht einiger Feindschaft hätte, auszustreichen fordern kann.

Aucun ordre arbitraire ne peut gêner sa liberté; aucun ne peut troubler son asile. Il peut librement exercer toute profession, tout genre d'industrie. Quelle que soit sa religion, il est libre de la suivre et de la professer publiquement. Il peut choisir le moulin, le pressoir dont il voudra se servir. Aucune de ses paroles, aucun de ses

Kein willkührlicher Befehl kann die Freiheit des Bewohners Frankreichs einschränken, noch ihn in seiner Wohnung stören. Frei kann er jedes Handwerk treiben; frei seinen Erwerbfleifs ausüben; frei darf er seine Religion, was für eine es auch sei, bekennen, und öffentlich sie üben. Er kann seine Früchte mahlen und seinen Wein trotten (keltern), wo er will. Er kann frei reden, schreiben und drucken lassen, was er will, ohne deswegen ei-

écrits ne peuvent lui attirer une punition, à moins qu'il n'y ait calomnié quelqu'un. Non seulement ses enfans héritent de lui, mais ce qui est si doux à une ame paternelle, tous partagent avec égalité.

nige Strafe zu befürchten zu haben, wenn er nicht der Verläumdung sich schuldig gemacht. Auf seine Kinder kommt sein hinterlassenes Vermögen, und, was noch süfser für ein Vaterherz ist, sie erben zu gleichen Theilen.

Sûreté, liberté, égalité, voilà les droits, voilà les biens que la loi assure dans toute leur étendue.

Sicherheit, Freiheit, Gleichheit, dies sind die Rechte, dies sind die unschätzbaren Güter, welche das Gesetz in ihrer grofsten Vollkommenheit allen zusichert.

Des écoles gratuites seront ouvertes à ses enfans; s'ils en profitent, s'ils se rendent capables de remplir des places, il n'en existe aucune, à

In öffentlichen Schulen werden die Kinder unentgeldlich aufgenommen werden. Lernen sie fleifsig und werden sie geschickt, so können sie zu allen Stellen, zu allen Ämtern gelangen. Welches auch

laquelle, quelle que ait été la profession de leur pere, ils ne puissent prétendre, non pas de droit seulement, mais de fait et avec une entière égalité, non comme la récompense d'un mérite extraordinaire, mais par une suite naturelle et ordinaire de l'ordre social. S'ils embrassent l'état de soldat, il n'existe aucun terme à leur avancement militaire, et même en supposant qu'ils n'ayent pour eux que la durée de leur service, leurs qualités personnelles et leurs actions guerrières, ils peuvent en o-

das Gewerbe ihres Vaters gewesen seyn mag, so ist ihnen durch die Sache selbst und die vollkommenste Gleichheit, nicht als Belohnung eines aufserordentlichen Verdienstes, sondern als natürliche Folge der gesellschaftlichen Anordnung, der Weg zu allem geöffnet. — So ist auch im Soldatenstande dem Verdienste der Weg gebahnt: es kann bis zur höchsten Ehre führen; ja der Mann, der die bestimmte Zeit im Dienste zugebracht und sich wohl verhalten hat, kann sogar, wenn er auch nicht auf eine ungewöhnliche Art sich ausgezeichnet, zu sehr hohen Ehrenstufen gelangen.

Dies ist das Schick-

re espérer d'atteindre à des grades très-élevés.

Tel est sous la Constitution française le sort de l'homme qui vit de son travail, soit en totalité; soit en grande partie, c'est-à-dire des 98 centièmes des habitans. Tel est le sort qu'elle offre à l'étranger laborieux, économe, qui a besoin de la liberté et qui a l'ame assés élevée pour sentir les douceurs de l'égalité.

sal, welches die Französische Constitution dem Menschen gewährt, der entweder nichts als seine Arbeit hat, wovon er lebt, oder doch dadurch zum gröfsten Theil sich erhält. Das heifst: dies ist das glückliche Schicksal von 98 Hundert-Theilen der Bewohner Frankreichs. Dies ist das schöne Schicksal, das die Constitution dem fleifsigen, haushälterischen Fremden anbietet, dem *Freiheit* nothwendig ist, um seinen Fleifs fruchtbar zu machen, und in dessen Seele Erhabenheit genug liegt, um zu fühlen, wie kostbar die *Gleichheit* ist!

Achter Brief.

Strafsburg, den 22. Januar 1792, Nachmittags.

Wir kommen eben von einem recht angenehmen Mittagsessen in einer braven Familie, bei der Pasquay alle Sonntage ist und wohin wir auf eine drollige Art gekommen sind. Pasquay sagte mir gestern beim Constitutionsschmause von seinem gewöhnlichen Sonntagsessen bei *Scherz*, (einem sehr patriotischen Kaufmanne.) Ich nehme den Namen in dem Augenblick für *Schall*, (so heifst ein lustiger, junger, sehr angenehmer Mann, der hier junge Russen führt) und erwiedre darauf: da wollen wir auch ohne alle Umstände hingehen, um in Ihrer Gesellschaft

zu seyn. Den Abend auf dem Ball präsentirt er mich der Madame Scherz und ihren Töchtern als denjenigen, der sich vorgenommen habe, morgen die Schüssel Sauerkohl mitzuessen und ihren *Reps* zu versuchen. Da merkt' ich erst meinen Irrthum, liefs es aber mit ein paar Entschuldigungen gut seyn, und noch obendrein engagirten wir den braven le Vreaux dazu. Wir wurden sehr gut bewirthet und sogen uns alle roth an dem *Reps*, einem sehr närrischen Getränke, das sich einmal wohl trinken läfst. Es ist guter El-asser Wein, noch einmal auf frische Trauben gegossen, womit er wieder gährt und dann, wer weifs mit was allen für Gewürzen verstärkt wird. Er hat etwas vom Ahlandwein, ist aber viel stärker. Es that mir indefs doch

recht wohl, als guter Champagner darauf folgte.

Ein allerliebster Junge von 5 bis 6 Jahren spielte, als wir kamen, mit einer hübsch gemachten kleinen Armee Nationalgarden und ganz monstruösen prinzlichen aristokratischen Truppen. Diese hatten alle dicke, ungeheure Bäuche, schiefe Beine, zerfetzte und geflickte Gesichter, lumpige Kleider, Brillen auf den Nasen, Tabackspfeifen statt Flinten, und dergleichen. Eine ächt patriotische Idee! Beim Essen an seinem kleinen Tische spiefste er immer zu seiner eigenen Ergötzung die Stümpfe von den Bratwürsten und dergleichen auf seinen kleinen Säbel, und behandelte sie als Aristokraten.

Den 23ten.

Der Abend ward sehr heterogen unter vielem aristokratisch gesinnten Militär und Landadel bei dem General Balthasar, der T**'s Schwester zur Frau hat, zugebracht. Spät ward die Gesellschaft kleiner und das Souper recht angenehm.

Gestern früh brachten wir nach unserem patriotischen Frühstück einige Stunden ohne besonderes Interesse im Tribunale zu. Man gab sich indefs alle mögliche Mühe uns zu unterhalten, und ich bin überzeugt, dafs ein alter abgedankter Officier, der wie ein altes Inventariumstück aus Don quixotts Familie aussah, weit mehr Witz, Schimpf und Spott über sich ergehen lassen mufste, weil sein Gegenadvokat an unsrer Langenweile Antheil

nahm und der Präsident einigemal den Schreiber nach unsern Ehrenplätzen schickte, uns des langweiligen Vortrages wegen bedauern zu lassen. Das ansehnliche Costume der Herren war: ein schwarzes Kleid und seidner Mantel, um den Hals bis auf die Brust ein breites Band von den Nationalfarben, und auf dem Kopfe ein runder, vorn aufgeschlagener Hut mit drei schwarzen Federn.

Den Mittag afsen wir ganz *en famille* bei Türkheim; und unterhielten uns die meiste Zeit von den künftigen Erziehungs- und Studien-Anstalten in Frankreich, von denen er sich nichts versprechen mag. Er ist einer von den unglücklichen Menschen, die sich über die gegenwärtigen unvermeidlichen Übel nicht hinwegsetzen können; sei-

ne zarte Empfindlichkeit wird durch die Zerstörung der alten Anstalten, der Stipendien und des Gemeinfonds zu sehr angegriffen, um freien Blick für das Gute zu behalten, das daraus entstehen soll und kann. Ich erinnere mich dabei eines Wortes, das Mirabeau zu le Vreaux sagte, der nach Paris an die National-Versammlung geschickt wurde: *dites donc à vos mécontens, que nous sommes bien persuadés que le passage du mal au bien est quelquefois pire que le mal méme, mais qu'il est inévitable.* Bei le Vreaux fiel mir *Göthe'ns* grofses Wort gegen den ersten Perioden von *Rousseau's Emil* ein. *Rousseau* sagt: alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers kommt, alles degenerirt unter den Händen der Menschen; und *Göthe:*

Wo hat der Mensch die Hände her? Ich machte damals den braven le Vreaux sehr glücklich mit dem tiefen Gedanken.

Nachmittags besuchten wir Schell, bei dem wir schon gestern hatten essen wollen. Er machte uns mit dem *Journal der neuen Staatsverfassung von Frankreich* näher bekannt, das er hier mit andern braven Gelehrten täglich heraus giebt, und das sich vor vielen andern Journalen der Art sehr zu seinem Vortheil auszeichnet. Wir fanden hier le Vreaux, und gingen mit ihm nach dem Departement, um sehr schön bemalte Glasscheiben zu sehen, die man aus einem aufgehobenen Carthäuserkloster genommen hat und hier als Merkwürdigkeit aufbehält. Ein feiner junger Mann, mit dem ich schon einigemal in Gesellschaft gewesen bin,

Namens *Poppe*, hatte, als *Administrateur du Département*, das Kloster in Empfang genommen und den klugen Einfall gehabt, die bemalten Fensterscheiben alle in Schutz zu nehmen. Die Schönheit und Stärke der Farben ist unbeschreiblich; ich wünschte dem Fürsten von Dessau einige davon zu seinem Gothischen Gebäude.

Es gesellten sich noch mehrere, recht interessante, gebildete junge Männer zu uns, die jetzt zum Theil die wichtigsten Ämter bekleiden, und durch Thätigkeit und Gemeinsinn Achtung verdienen. Es ist wohl keiner von den kleinsten Vortheilen der Revolution, dafs unzähligen talentvollen jungen Leuten ohne Geburt und Vermögen so mannichfache Bahnen eröffnet worden sind, auf denen sie jede

Fähigkeit ganz üben können, und die ihnen die möglichste Ausbildung des Geistes zur Pflicht und zum Lebensgenufs machen. Le Vreaux sprach neulich mit Thränen in den Augen über den schönen Gegenstand: mit welchem ganz andern Sinne und Verständnifs er und seine Freunde itzt die historischen und philosophischen Schriftsteller der Alten läsen. Ehemals waren diese für sie oft todte Buchstaben; itzt klingt alles überall an.

Neunter Brief.

Strafsburg, den 24. Januar 1792.

Diesen Morgen hatten wir ein höchst interessantes Frühstück bei le Vreaux, der uns mit jedem Tage lieber und werther wird. Er ist in jeder Rücksicht ein ganz vorzüglicher Mensch, und sein ganzes Äufsere der schönste, erfreulichste Abdruck seiner edlen feurigen Seele: eine Heldengestalt, und ein Gesicht voll Kraft, Leben und einnehmender Schönheit. In seinen Blikken und Bewegungen herrscht überall das schöne Selbstgefühl eines Mannes, der sich ganz allein durch eigne Kraft zum Staatsmanne emporgeschwungen und sich eine Bildung gegeben hat, die ihn fähig macht, die ersten Äm-

ter in seiner Vaterstadt mit Ehre und ganz allgemeiner Zufriedenheit zu verwalten. Er ist *Procureur général Syndic*, und in allen wichtigen Expeditionen des Maire's rechte Hand. Und das im dreifsigsten Lebensjahre! *Mirabeau* liebte ihn sehr und war in Briefwechsel mit ihm. Le Vreaux hat mir einige Briefe gegeben, die Mirabeau kurz vor der Revolution, als die *États généraux* zusammen berufen wurden, an ihn schrieb. Ich lege dir den wichtigsten bei. Er wird dir und unsern Freunden gewifs grofse Freude machen. W** soll ein Stück Arbeit daran haben, ihn abzuschreiben. Du kannst dir kaum eine Vorstellung davon machen, wie unleserlich er geschrieben ist. Grofse, ganz vollendete Buchstaben mit ziemlich

starken dicken Zügen, so eng in einander geschrieben, und die Zeilen wieder so eng in einander gezogen, dafs das Ganze wie eine verworrene Haarflechte aussieht; und zwar auf dünnem, durchsichtigem Papier. Der Brief ist aber viel zu wichtig, um ihn dich einen Posttag entbehren zu lassen, und um so wichtiger, weil er ganz klar zeigt, was solch ein Mann vorher beabsichtiget und erwartet hat. Du wirst daraus sehen, dafs er an eine so gänzliche Staats-Revolution gar nicht dachte und dafs alle gewaltsame Schritte weit von seiner Seele entfernt waren. —

Ich mufs mich nun einmal mit Gewalt von der Geschichte unseres hiesigen, höchst thätigen und genufsvollen Lebens losreifsen, um dir einige sehr

interessante und vieles erklärende Anekdoten aus der mannichfachen bisherigen Conversation zurück zu holen.

Den Tag vor der Stürmung der Bastille erfuhr *d'Aiguillon* in Versailles, mit völliger Gewifsheit, dafs ein Complot unter *Artois* Führung die nächsten Tage thätig werden sollte; und dafs es dabei das Leben von fünf und zwanzig der thätigsten und eifrigsten Mitglieder der National-Versammlung galt. *D'Aiguillon* und *Mirabeau* waren von der Zahl. Jener sah kein andres Gegenmittel ab, als durch etwas Éclatantes in Paris eine Diversion zu veranstalten. Er schickte deshalb seinen treuen Reitknecht in der Nacht nach Paris, und überliefs es ihm, mündlich an einen sehr determinirten, braven, aber ganz gemeinen Bürger im *Faux-*

bourg St. Antoine den Auftrag zu bringen, irgend ein grofses Volksunternehmen gegen die Königliche Gewalt zu veranstalten. Der war klug und muthig genug, die Disposition, die er bereits im Volke fand, gegen die Bastille zu richten und so die mächtigste Diversion in Versailles zu veranlassen, die man sich hätte ausdenken können.

Seit einigen Tagen hatte man keinen Menschen, von dem man argwöhnen konnte, dafs er den Courier oder selbst den Activen machte, bei Sevre durchgelassen; der Reitknecht war aber klug und geschickt genug, sich so durchzulügen, dafs er anscheinend im Schlaf Schritt für Schritt bei der Barriere anlangte. Auf diese Art benahm er der Wache allen Verdacht, und wufste sie dann durch Klagen über sein marodirtes

Pferd zu bewegen, dafs sie ihn als einen unbedeutenden Menschen über die Brücke liefs. Kaum war er hinüber, so jagte er d'Aiguillons bestes Pferd todt, um keinen Augenblick zu versäumen; und darauf beruhete das Leben der fünf und zwanzig Deputirten, ja vielleicht die Constitution. D'Aiguillon, der den Abend seine Familienangelegenheiten ordnete, ein Testament machte und Abschied von seiner vortreflichen Frau nahm, ging noch spät in eine Abendversammlung bei dem Könige, und brachte den Grafen Artois durch ein schönes Wort aus der Fassung. Er sagte ihm, statt des gewöhnlichen Compliments, laut: *Voilà, un de vos victimes!* Vielleicht verhinderte er dadurch die Ausführung für die nächste Nacht, weil man sich schon

schon beobachtet und erwartet glaubte. Doch nein: für diese Nacht ward es ausdrücklich dadurch verhindert, dafs das Regiment Grenoble aus Flandern, welches in Versailles zur Ausführung des Complots gebraucht werden sollte, den Dienst versagte. Dies erfuhr und beobachtete *d'Aiguillon's* brave Gattin, am Arm ihrer Kammerfrau, mit der sie in der Nacht die Strafsen durchwanderte, um sich von der Gefahr ihres Mannes näher zu unterrichten, auf dem Sammelplatze bei den Kasernen. Was das für alle die Menschen für Lebensmomente waren! *D'Aiguillon* hat seit jenem Worte nie wieder mit *Artois* gesprochen. Seine Gattin war leider nicht hier. Es soll eine der interessantesten, liebenswürdigsten Frauen seyn. —

Als man den König und die Königin nach der Flucht gefangen zurückbrachte, führte man sie weit herum über die Boulevards, um keine enge, dicht bewohnte Strafse zu passiren. Die Königin fragte *Barnave'n*, der zwischen ihnen safs, warum man sie so herumschleppte; und er sagte dieser hochmüthigen, herrschsüchtigen Frau und dem furchtsamen Könige zur Antwort: *parce qu'il n'y a point ici des fenêtres trop près de nous* (weil wir hier den Fenstern nicht zu nahe sind.) Er und sie wären im Wagen aus den Fenstern erschossen worden, wenn sie *à la portée* gewesen wären; und das war auch die Hauptursache, warum man einen Liebling des Volkes, *Barnave*, zwischen sie setzte. Wie wir das alles in der Ferne

falsch beurtheilen! Was haben wir nicht über den vermeintlich muthwilligen Affront gescholten und gespöttelt! — Demüthigend ist es aber für die Menschheit, dafs dieser *Barnave*, der sich in dem Augenblicke durch seinen moralischen Abstand von den beiden Menschen im Innern grofs, und unendlich über sie erhaben fühlen mufste, durch die Gegenwart der ehemals gefürchteten Gewalt und der belüsterten Schönheit zu ihnen hinuntergezogen und von dem Augenblick an ein Sklav der Königin ward! —

Als der König in dem ihm bestimmten Wohnzimmer war, präsentirte sich ihm der Officier von der Nationalgarde, der die Wache bei ihm haben sollte, und sagte: er sei ernannt, die Garde des Königs zu commandi-

ren (es liegt eine feine Zweideutigkeit in den Worten), und er bitte um die Ordre des Königs. Der König sah ihn starr an, und sagte: *Mr., je suis bien aux votres.* Als ihm das *Décret d'arrestation* übergeben ward, las er es mit so heftigem Zittern, dafs er kaum das Blatt festhalten konnte, und rief zwischendurch immer: *ils m'ont trompé, ces coquins!* und mit einemmal fuhr er laut auf: » sie haben mir weis gemacht, dafs nicht 10,000 Menschen im ganzen Königreiche die Constitution verlangten, dafs die Nationalgarden selbst sie nicht wollten: und da haben mich nun den Weg her 30, bis 50,000 Nationalgarden begleitet! « Der Deputirte sagte: Ew. Majestät würden bei einer Reise durch das Königreich eine Million bewaffnet finden, um Sie in

den Schoofs Ihrer Familie zurück zu führen. Da flossen dem Könige die dikken Thränen die Backen hinunter. Er nahm nun den Officier bei der Hand, und zeigte ihm alle Thüren, die in dem Zimmer zu bewachen wären. Da er eine derselben eröffnet, fällt ihm das Schlofs daran in die Augen, und er fragt den Officier, ob er schon ein solches Schlofs gesehen habe. Auf dessen Verneinung zeigt und beschreibt er es ihm wohl eine Viertelstunde lang. (Du weifst, dafs Schlösserei seine Lieblingsbeschäftigung ist.)

Den folgenden Tag will Madame *Adelaide* mit *Mr. de Narbonne* (ihrem natürlichen Sohne) den König besuchen, und unterhält sich den Weg hinein zitternd und bebend mit ihm über die Verlegenheit, was sie dem betrüb-

ten, vermuthlich in Verzweiflung gesunkenen Könige sagen wollen. Da sie hineintreten, finden sie ihn, wie er eben seinen Tisch selbst arrangirt; und das erste Wort, das er der Adelaide sagt, ist: *Ah! Vous mes dérangés mes couverts; à présent il m'en faut encore un* (Sie bringen mir die Gedecke in Unordnung; nun muſs ich ja noch eins haben!) und es dauerte eine ganze Weile, ehe etwas von der neuen Lage der Sache vorkam. — Künftig mehr. —

Lettre de Mirabeau l'ainé à Mr. le Vreaux à Strasbourg.

Paris, le 16. Août 1788.

J'ai reçu hier seulement, et par conséquent bien tard, votre lettre du 8. Août. La note incluse, quoique un peu vague, me donne une idée nette de la chose, et je la regarde comme très fai-

---

Schreiben des älteren Mirabeau an Herrn le Vreaux in Strafsburg.

Paris, den 16. August 1788.

Ich habe erst gestern, und also sehr spät, Ihren Brief vom 8ten August erhalten. Der eingeschlossene Aufsatz, ob er gleich etwas schwankend ist, giebt mir doch einen bestimmten Begriff von der Sache, und ich sehe sie als sehr ausführbar an. Doch wohl-

sable, bien entendu pourtant, qu'actuellement que le grand pas de convocation est franchi, on subordonnera probablement les démandes particulières au mode d'élection. C'est même sous ce rapport qu'il me faudra particulièrement des instructions. Il sera bon de rendre plausible, si telle est la vérité, que l'arrangement proposé comporte

---

verstanden, dafs man jetzt, da der grofse Schritt zur Zusammenberufung geschehen ist, die besondern Forderungen wahrscheinlich der Art zu wählen nachsetzen wird. In dieser Beziehung bedarf ich der Instructionen ganz vorzüglich. Es wäre gut, annehmlich zu machen, (wenn es anders wahr ist) dafs die vorgeschlagene Anordnung eine billigere Repräsentation verstattet, als jede

une réprésentation plus équitable que tout autre mode d'élection, dès que je saurai quelque chose de positif sur ce qu'on se propose à ce dernier égard.

Il n'est plus possible de douter que les états généraux auront lieu. Qui payeroit le 1. May 1789, je Vous le demande? il est arrivé au gouvernement ce que je lui ai tant prédit: si vous ne les voulés pas à pied, ils

---

andere Art zu wählen, so bald ich nur sicher weifs, was man eigentlich in Absicht der letztern vorhat.

An der Zusammenberufung der Stände ist gar nicht mehr zu zweifeln. Wer sollte am ersten May 1789 bezahlen? das sagen Sie mir. Es ist dem Gouvernement begegnet, was ich ihm so oft vorhersagte: wenn ihr sie nicht zu Fufse

viendront à cheval: en essuyant de la réculer, ils en ont hâté l'époque jusqu'à la précipitation, et certes on s'en appercevra. Que féront ils? certainement beaucoup de sottises; mais qu'importe? les nations ont, comme les enfans, leurs tranchées, leurs maux de dens, leurs rugissemens: elles se forment de méme.

---

wollt, so werden sie zu Pferde kommen. Durch den Versuch, sie weiter hinaus zu schieben, haben sie die Epoche bis zur Übereilung beschleunigt; und wahrlich! man wird es fühlen. Was werden sie thun? Gewifs viel Albernes. Aber was schadet das? Die Nationen haben, wie die Kinder, ihre Bauchschmerzen, ihre Zahnschmerzen, ihren Jammer; sie bilden sich eben so.

Les prémiers états généraux séront tumultuaires, ils iront trop loin peut-être; les secondes assureront leur marche; les troisièmes achéveront la constitution. Ne nous défendons point du bésoin d'en créer une toute entière; que tout soit juste aujourd'hui, tout sera légal demain. Surtout gardons

---

Die erste Versammlung der Stände wird tumultuarisch seyn, sie werden vielleicht zu weit gehen; die zweite wird schon einen sicherern Schritt haben, und die dritte die Constitution vollenden. Lassen Sie uns nicht darüber streiten, dafs es Bedürfnifs sei, eine ganz neue zu schaffen. Wenn heute nur alles gerecht ist, so wird es morgen auch gesetzmäfsig seyn. Vor allem müssen wir uns vor der Gelehrsam-

nous de l'érudition, dédaignons ce que s'est fait, cherchons ce qu'il faut faire et n'entreprenons pas trop. Consentement à l'impôt et aux emprunts, liberté civile, assemblées périodiques: voilà les trois points capitaux qui doivent reposer sur une déclaration précise des droits nationaux; le reste viendra assez.

---

keit hüten, das bereits Geschehene verachten, zusehen was itzt zu thun sei, und nicht zu viel unternehmen. Bewilligung der Auflagen und Anleihen, bürgerliche Freiheit, periodische Versammlungen: das sind die drei vornehmsten Punkte, die auf eine bestimmte Erklärung der Nationalrechte gegründet seyn müssen. Das übrige kommt von selbst.

Quant à mes vues particulières, je vous le dirai nettement à vous, mais à vous seul: la guerre aux privilegiés et aux privilèges; voilà ma devise. Les privilèges sont utiles contre les Rois; mais ils sont détestables contre les nations, et jamais la nôtre n'aura d'esprit public, tant qu'elle n'en sera pas délivrée. Voilà pour-

---

Meine besondern Ideen betreffend, will ich Ihnen, aber auch nur Ihnen, gerade heraus sagen: *Krieg allen Privilegirten und Privilegien!* das ist mein Wahlspruch. Die Privilegien gegen die Könige sind nützlich; die gegen das Volk — abscheulich. Und unsre Nation wird nicht eher Gemeingeist haben, als bis sie davon befreiet ist. — Darum müssen wir auch monarchisch ge-

quoi nous dévons rester et pourquoi je sérai personnellement moi très monarchique. Eh! de bonne foi! que séroit une république composée de toutes les aristocraties, qui nous rongent? le foyer de la plus active tyrannie. Vous l'apprendrés assez la guerre intestine qui devorera les états généraux, surtout si le gouvernement s'ob-

---

sinnt bleiben, wie ich für meine Person es ganz seyn werde. Und aufrichtig gesprochen — was wäre eine Republik, zusammengesetzt aus allen den Aristokratien, die uns verzehren? Der Mittelpunkt der thätigsten Tyrannei. Sie werden das genug an dem innern Kriege gewahr werden, der die Versammlung der Stände zerrütten wird, besonders, wenn das Gouvernement

stine à ne pas les vouloir nombreux. Huit cens personnes (et au dessous de ce nombre il n'y a point de répresentation décente de la nation françoise) se mènent plus aisement que trois cens; cinq ou six personnes détermineront toujours le troupeau, quelque gros qu'il soit. S'il est pétit, des rixes particulières auront plus d'influence, si

---

darauf besteht, sie nicht zahlreich haben zu wollen. Achthundert Personen — und unter dieser Zahl giebt es keine anständige Repräsentation der Französischen Nation — werden leichter geführt als dreihundert; fünf oder sechs Menschen werden immer den Willen der Heerde bestimmen, so grofs sie auch seyn mag. Bei einer kleinen werden Privatränke mehr Einflufs ha-

nombreux, ce sera le talent; et sans corrompre, (ceux que l'on peut corrompre ne valent jamais d'être corrompu) le gouvernement peut et doit s'assurer ces cinq ou six hommes.

C'est une vue très profonde et très saine que la différence caractéristique de la révolution qui se prépare, et de

---

ben, bei einer grofsen mehr das Talent; und ohne zu bestechen (denn die man bestechen kann, sind der Bestechung nicht werth) mufs und kann das Gouvernement sich jener fünf oder sechs Männer versichern.

Eine grofse und wohlthätige Aussicht eröffnet der charakteristische Unterschied zwischen *der* Revolution, die uns bevorsteht, und denen, die ihr vorher-

de celles qui l'ont précédée. Je suis à cet égard entièrement de votre opinion, et le développement de cette vérité sera l'objet du discours préliminaire que je prépare pour la traduction de l'histoire d'Angleterre de Mad. Macaulay. On y verra que ce séroit reculer barbarement notre âge que de récourir à des révolutions violentes;

---

hergegangen sind. Ich bin hierüber ganz Ihrer Meinung, und werde diese Wahrheit in einer Einleitung, die ich für die Übersetzung der Englischen Geschichte von Madame Macaulay schreibe, entwickeln. Man wird darin sehen, dafs unser Zeitalter barbarischer Weise zurück gesetzt seyn würde, wenn man seine Zuflucht zu heftigen, gewaltsamen Revolutionen

que l'instruction, graces à l'imprimerie, suffit pour opérer toutes celles dont nous avons bésoin, toutes celles que se doit l'espèce humaine, et que de cette manière seule les nations ne perdront rien de leurs acquisitions. Votre lettre est bien sage et même bien forte sous ce point de vue, elle montre que vous medités beaucoup; or

---

nehmen wollte; dafs die Aufklärung, Dank sei der Buchdruckerkunst, hinreicht, um jede Revolution, deren wir bedürfen und die das Menschen-Geschlecht sich schuldig ist, zu bewirken, und dafs nur auf diese Weise die Nationen nichts von ihren erworbenen Gütern verlieren. Ihr Brief ist sehr weise, und selbst sehr stark über diesen Gesichtspunkt; er zeigt, dafs Sie viel

je ne connois qu'un point de distance véritable entre les hommes: l'aptitude à la méditation. Rien de grand ne se fait que par cette aptitude.

---

denken. Ich kenne nur Einen wahren Unterschied zwischen den Menschen: die Fähigkeit zum Denken; ohne diese Fähigkeit geschieht nichts Grofses.

Zehnter Brief.

Strafsburg, den 25. Januar 1792.

Ich müfste hier eigentlich nur die Hälfte der Zeit zum Leben, und die andre zum Schreiben anwenden, wenn ich dir einigermafsen getreu und vollständig erzählen sollte. Fast keine Stunde vergeht itzt in Gesellschaft mit Andern, die nicht irgend eine interessante Verhandlung oder Anekdote brächte, und wenn gleich von dem Historischen manches dem Gedächtnisse entfällt, so wird doch am Ende mein Begriff von der Sache vollständiger, und ich gelange hinterdrein wohl dazu, meine eigne Meinung mit Sicherheit zu fixiren.

Von unsrem gestrigen Diner bei P**, wo wir wieder alle Stützen, Hebel, Räder und Mühlenflügel versammelt fanden, sag' ich dir nichts weiter, als dafs es eins der allerelegantesten und ausgesucht feinsten war, die ich je, selbst in Paris, erlebt habe. Wir hatten es uns alle auch so gut schmekken lassen, dafs den Abend beim Maire niemand von uns, die wir dort gewesen waren, sich zu Tische setzen mochte. Der Maire selbst gehörte zu der Zahl. Ein Herr *Cloutier*, der uns auch immer lieber wird, der des Maire's Söhne geführt hat, itzt in der Administration ist und überall einen sehr gesetzten Charakter und feingebildeten Kopf zeigt, sagte nach dem überaus feinen raffinirten Diner sehr brav und frei: es wäre doch sehr zu wünschen, dafs

freie Menschen sich auch mehr an die Simplicität in der Lebens-art gewöhnten, ohne welche die innere, ächte Freiheit nicht bestehen könne. Ihm sollen *Spittler* und *Schlözer* die bessere Einsicht in die Französische Constitution schuldig seyn. Er fand im vorigen Jahr in Göttingen kein gutes Französisches Blatt, und liefs mehrere kommen. Seit der Zeit soll *Spittler* viel Gutes über die Constitution geschrieben haben. Eine Nachricht die mich sehr erfreute, weil ich *Spittler* und die Constitution herzlich liebe.

In der Gesellschaft selbst zeichnete sich den Mittag besonders ein Herr *Tomasin* aus, ehemaliger Advocat, jetziger Municipalbeamter, ein sehr eifriger Patriot und gewaltiger Redner für die Sache. W** begriff die Hef-

tigkeit kaum, mit der er redete. Er ist aus dem obern, ganz Französischen Elsafs, und spricht sehr schlecht Deutsch, hat indefs in der *Commune* oftmals die Deutschen Bürger mit äufserst naiven Erzählungen und Gleichnissen von der entgegengesetzten Meinung abgebracht. Ich lege dir eine solche Rede von ihm bei, die einer seiner Freunde nachgeschrieben hat, die aber auf dem Papiere sehr viel verliert. Man beredete ihn heute, sie noch einmal zu halten, und das hat uns einen Theil unsrer Lunge gekostet.

Rede

eines Patrioten an einige Wahlmänner vom Lande.

Ich weifs wohl, meine guten Freunde, dafs man euch zu erschrecken sucht mit der Verthei-

lung der Bisthümer und Pfarreien. Man will euch glauben machen, dafs dieses der katholischen Religion zuwider sei; ich aber will euch *probiren* (beweisen), dafs es eine menschliche Verordnung ist, und dafs in allen Zeiten die Könige und die Päbste auch die nehmliche Vertheilung und Erwählung, als ein Gesetz der Staats-Policei angesehen haben. Vor Zeiten hat man in Frankreich die Bischöfe auch erwählt; wie es verändert worden, das will ich euch sagen.

Vor 250 Jahren hat ein König regiert in Frankreich, der sich genannt hat *Franz der Erste*. Es war ein guter König; er hat aber die Frauenzimmer geliebt, und viele Kriege geführt ohne Nutzen für das Volk. Diese beeden Sachen haben die Schatzkammer geleert, einen grofsen Geldmangel verursacht. Zur nehmlichen Zeit war zu Rom ein Pabst, welcher sich genennt hat *Leo*, oder *Löwe der Zehnte*. Dieser war auch ein Prinz, welcher Freud' und Lust liebte; er hat auch viele grofse Gebäude und Palläste aufgerichtet, und mit solchen Unternehmungen ist auch seine Schatzkammer leer ge-

worden. In diesen Umständen sind diese beede Prinzen zusammen gekommen und haben Rath geschlagen, was sie zu thun haben, um ihre Macht zu vergrösern. *Franz der Erste* sagte zum Pabste: *Löwe*, er muss mir die Macht geben, alle Bischöfe, alle Prälaten in meinem Reiche zu ernennen (denn zu selbiger Zeit sind die Bischöfe erwählt worden durch ihre Stifte.) Der Löwe schüttelte auf diese Frage den Kopf, und antwortete: das kann nicht seyn, lieber König; das ist wider die Kirchen-Gebote. Franz sagte gleich: warum sollten Sie mir nicht dieses accordiren? Sie thäten auch einen grosen Nutzen davon erhalten; denn jeder Bischof, welcher ernennt wird, müsste Ihnen ein Jahr von seinen Einkünften folgen lassen. Der Pabst, welcher sehr fein war, wartete nur auf diese Antwort, und sagte: auf diese Art könnte es angehen. Nachdem sie so einig waren, schrieben sie mit einander einen schönen Contrakt, welchen man genennet hat den *Concordat*. In diesem Contrakt sagt der Pabst, dass er für den allgemeinen Nutzen der Französischen Kirche

diesen Vertrag eingegangen. Kaum war diese Verschreibung bekannt, so haben sich die Bischöfe, die Prälaten, die Kanonici, die Stifte, die Abteien, die Gerichte und Parlamente dagegen gewehrt, und gesagt: es wäre wider die Gesetze der Kirche und wider ihre Freiheit, und sie wollten diesen Vergleich nicht anerkennen. Aber *Franz der Erste* blieb fest, und vergab etliche Bisthümer und Abteien an etliche Kreischer; und in ein Paar Jahren war alles still und zufrieden, ohne dafs die Franzosen Ketzer sind worden. Man kann nicht sagen, dafs dieser Vergleich wahrhaftig durch den heiligen Geist gestiftet worden; es war nur ein menschlicher Vertrag, der dem katholischen Glauben in nichts schädlich war. Was machen unsre Vorgesetzten in der Nationalversammlung? Nichts anders als eine Vertheilung der Bisthümer und Kirchen. Es ist ein Artikel der hohen Policei, welcher im geringsten nicht den katholischen Glauben angeht. Wer macht aber Lärmen wider diese Vertheilung? Die grofsen Herren, welche die grofsen Einkünfte der Kirche allein für

sich geniefsen. Es ist niemand in Stand zu sagen, dafs die Vertheilung die Gesetze der Kirche angegriffen hat.

Man sucht annoch etliche zu erschrecken durch den Bann des Pabstes; man sagt, er habe uns aus der Kirche gethan. Kann er das thun? Ich will euch gleich *probiren*, dafs er es nicht kann, dafs der Pabst zwei Mafs hat, und dafs er in Deutschland dem verstorbenen Kaiser gut geheifsen, was er heutiges Tages bei uns übel findet. Wenn der Pabst gegenwärtig wäre, ich thät' herzhaft mit ihm reden: Eure Heiligkeit, thät' ich sagen, sind Sie denn nicht der Vater vom ganzen Christenthum? Warum urtheilen Sie uns anders, als die Deutschen? Vor zehn Jahren haben Sie Sich gezeigt als ein guter Vater aller Christen. *Joseph der Zweite*, der Bruder von unsrer Königin, machte eine grofse Veränderung in allen Kirchen; er wollte auch nicht mehr die Kapuziner, Franziskaner und andre Mönche leiden. Sie gingen zu ihm nach Wien, und trugen dem Kaiser vor, wie das schädlich wäre für die ganze Kirche. Der Kai-

ser hat Ihnen geantwortet, dafs diese Verordnung gar nicht die Religion anginge. Was haben Sie hierauf gethan? Sie sind in selbiger Zeit still geblieben, weil Sie nicht aufgestiftet waren, und Sie haben Sich gezeigt wie ein guter Vater, welcher den Frieden über alles liebt. Wie kommt's denn, dafs der *Joseph* so grofse Veränderungen hat machen können ohne Sünden und mit Ihrer Einwilligung? und dafs die Franzosen wegen der nehmlichen Ursachen Sünder und Ketzer seyn sollen? Sind sie denn nicht eben so gut Ihre Kinder, wie die Deutschen? Ach, Eure Heiligkeit, wenn Sie Ihrer guten Denkungsart gefolgt, und nicht die Anstiftung von den Feinden Frankreichs angehört, Sie hätten die Franzosen immer angesehen, wie Ihre wahrhaftigen Kinder; sie sind es auch, weil sie Ew. Heiligkeit allzeit erkennen für den ersten aller Bischöfe, weil sie mit Ihnen leben und sterben wollen, weil sie den nehmlichen Glauben haben, weil sie Ihres heiligen Segens allezeit würdig sind. Was könnte der Pabst antworten auf solche Reden? Nichts; denn er ist

ein würdiger Mann, ein heiliger Mann, der betrogen ist durch Leute, die nicht viel Religion haben. Sie sehen also, Brüder und Mitbürger, dafs man nicht erschrecken soll über die Ausschliefsung von der Kirche; sie ist ungültig: wir sind und bleiben gute Katholische.

Ich könnte Ihnen noch viele andere Meldungen machen; aber Sie haben Verstand genug um einzusehen, wie alle Gesetze der Nationalversammlung nützlich sind für die Menschen. Sie verstehen ja, dafs man die wahrhaftigen Gebote der Kirche gar nicht angegriffen hat. Leben Sie ruhig, arbeiten Sie fleifsig, lieben Sie einander, glauben Sie dafs alle Menschen Brüder sind. Das ist das Haupt von allen Gesetzen, und so werden wir den Frieden erhalten, auch wider die Meinung von den Aristokraten.

Diese Rede wurde von Wort zu Wort nachgeschrieben, wie sie dieser Dorf-Apostel, dieser Professor der Constitution, gehalten hat.

Elfter Brief.

Strafsburg, den 26. Januar 1792

Ehegestern Abend wohnten wir in der Gesellschaft *des amis de la Constitution* einer sehr widrigen, heftigen und hämischen Discussion gegen den Maire und alle die bei, die sich der Gesellschaft zu entziehen anfangen. Ehe ich dir etwas davon sage, mufs ich dir eine kleine Nachricht von der Gesellschaft selbst geben.

Die Gesellschaft ward von allen den Männern errichtet, mit denen wir hier leben, die sich itzt aber, bis auf *Salzmann*, ganz davon zurückziehen und sich mit Errichtung einer neuen beschäftigen. Jene Männer liefsen es sich damals sehr angelegen seyn,

die besten Begriffe von der Constitution unter das Volk zu bringen und ihr so den Eingang und Fortgang zu erleichtern. Sie bedienten sich dabei mancher Schreier, und vielleicht auch mancher Mittel, die mächtig auf das Volk wirkten, weil sie nicht glaubten, ohne dieselben die Sache schnell genug fördern zu können; itzt aber, da sie bei der letzten Maire-Wahl, die ihre Hauptabsicht ausmachte, gesehen haben, dafs drei Viertheile der stimmgebenden Bürger für sie und für die Constitution sind — itzt möchten sie gern dem Gesetz allein zu Ansehen und Kraft verhelfen. Doch jene Schreier haben sich nunmehr einmal des Volkes bemächtigt. Die Versammlung ist bald nach ihrem Entstehen, wie du aus ihren Verhandlungen sehen wirst,

für ganz öffentlich erklärt worden; und das Volk, das natürlicher Weise viel mehr auf die heftigen und zum Theil gut ausgedrückten Reden jener Schreier giebt, als auf alle guten Gründe der Mäfsigen, die itzt gern manches zurück hätten, die auch vielleicht dem heftigen *Laurent, Noisset, Périgneux* u. s. w. eben keinen so fertigen *Extempore-Redner* mögen entgegen setzen können — das läfst sich itzt leicht überreden, dafs jene, die sich zurückziehen, ministerielle Absichten haben; um so mehr, da der Maire aus einer aristokratischen Familie und also leicht in den Verdacht zu bringen ist, er werde nur so lange patriotisch gesinnt seyn, als seine eigne Ehre dabei gewinne. — Genug, dieses Schisma in der Gesellschaft der Patrioten fängt

an

an eben so heftig, und vielleicht heftiger zu werden, als der Streit zwischen Aristokraten und Demokraten; wie das bei nicht sehr stark unterschiedenen Parteien fast immer der Fall ist. Zwei nahe an einander gelegene Töne geben, zusammen angeschlagen, die mannichfaltigsten und heftigsten Stöfse in der Lufterschütterung. Nun zur Geschichte des Tages.

Dem Maire wird, wie er selbst sagt, um seine *Responsabilité* bange, da es ihm in der inneren Policeiverwaltung an hinlänglichen Mitteln fehlt, die täglich häufiger und unverschämter werdende Communication zwischen den feindlich gesinnten Franzosen, welche die nächsten Gränzen belagern, und zwischen den verdächtigen Einwohnern

der Stadt zu verhindern, deren Zahl sich ebenfalls natürlich mit jedem Tage vermehrt, da der Städter durch die Revolution sehr verliert, der Landbewohner aber alle die zahllosen Vortheile, die sie ihm gebracht hat, vergifst und für nichts achtet, gegen den Zwang, den man, wie er meint, durch die Behandlung der Geistlichen seinem Gewissen anthun will. Nun machte der Maire neulich im *Conseil général de la Commune* die Motion: man sollte, wenn man es für gut fände, gemeinschaftlich mit den Distrikten darüber deliberiren, ob es nicht wohl gethan seyn würde, die Nationalversammlung zu ersuchen, dafs sie Strafsburg für *en état de guerre* erklären möchte. Hierdurch bekäme nehmlich der Militair-Commandant, aufser der in-

neren Stadtpolicei, die dem Maire und der Municipalität bleibt, auf seine Verantwortung das Recht, alle ihm zur Sicherheit der Festung und der Stadt nöthigen Mafsregeln zu nehmen, und selbst einen jeden, der ihm verdächtig ist, und den der Maire nicht auf seine *Responsabilité* in Schutz nimmt, aus der Stadt zu treiben. Wenn auch noch diese letzte Einschränkung wegfällt und selbst die innere Polcei in die Hände des Militair-Commandanten kommt, dann ist die Stadt *en état de siége*, worin sie, nach den Gesetzen, von dem Augenblick der angefangenen Blocade seyn soll. Nun endigte der Maire seine Motion damit, dafs er sagte: alle welche nichts gegen den Vorschlag haben, die Distrikte und Municipalitäten zusammen zu berufen,

um über den Vorschlag zu discutiren, bleiben sitzen. Alle, auch diejenigen, die sich beim patriotischen Frühstücke bereits sehr stark gegen den Vorschlag erklärt hatten, blieben sitzen, weil sie glaubten, es sei gut, dafs die wichtige Sache, die, im Fall es zum Kriege kommt, genau bestimmt werden mufs, bestritten und von allen Seiten beleuchtet werde. Nur *Noisset* und *Laurent,* die auch von der Municipalität sind, standen auf, und der Maire fragte sie: ob sie ihm zu seiner Belehrung ihre Gründe sagen wollten. Sie erwiederten blofs: zu seiner Zeit würden sie ihre Gründe wohl vortragen. Diese beiden Leute handelten nun aber vorgestern Abend in der Gesellschaft der Constitutionsfreunde die Sache so ab, als wäre der Beschlufs bereits ge-

nommen, und als hätte der Maire mit den ministeriell gesinnten Gliedern der Municipalität die Sache schon vorher besprochen und entschieden, ja, als wäre das Gesuch wohl schon an die Nationalversammlung ergangen. Sie trugen deshalb darauf an, dafs man sogleich einen Courier nach Paris schikken und dagegen einkommen, ja der Nationalversammlung wohl gar melden solle: der Maire habe das Vertrauen des Volkes verloren, und sei mit dem Militair in gefährlichem Einverständnisse. Dabei verwechselten sie in ihren heftigen Reden, um mehr Eindruck zu machen, den *état de guerre* mit dem *état de siége*. Der Beschlufs ward wirklich gefafst, und auf den billigen Vorschlag, die Municipalität und den Maire wenigstens erst zu befragen, ob es

wirklich ihr Wille sei, das Gesuch an die Nationalversammlung gelangen zu lassen, nicht einmal Rücksicht genommen. Eine Menge Anspielungen und giftiger Seitenhiebe auf den Maire und die sich absondernden Glieder hatten die Zuschauer erhitzt. Nun redete *Laurent* zu ihnen, und ermahnte sie zur Einigkeit unter einander und mit dem Militair. Dann trug er darauf an, einen neuen Eid abzulegen: *frei zu leben oder zu sterben;* und alles stand auf, und rief mit in die Höhe gehobenem Hut oder Hand: *vivre libre ou mourir!* Das soll nun aber so oft und bei allen Gelegenheiten geschehen, dafs es für die Einwohner bald alle Kraft verlieren mufs, so imposant es auch für uns in dem Augenblicke war. Wirklich werden schon

häufig gegenseitige *bonmots* darüber gemacht. Die Demokraten sagen zu den Aristokraten: *vivre libre ou courir,* (frei leben oder laufen); und diese zu jenen: lieber *vivre*, als *mourir*, (lieber leben als sterben.)

Es war in der That sehr viel Wahres und Wichtiges in ihren Gegengründen, was auch mit der Meinung vieler von meinen Bekannten übereinstimmt, und was vermuthlich selbst den Maire von seiner Meinung zurückbringen wird, die ihm vielleicht *la Fayette*, mit dem er wenige Tage vorher in Pfalzburg eine Zusammenkunft gehabt hatte, und *Broglio*, der hier Commandant ist, zu *ihrer* gröfseren Sicherheit an die Hand gegeben haben. Er wird seine Motion morgen in ein Zeitungsblatt, *Courier de Stras-*

bourg, setzen lassen, das *la Veaux* schreibt, und das bereits gestern die Verhandlungen der Versammlung, von der *la Veaux* itzt eben Präsident ist, fein gemäfsigt, aber boshaft gestellt, enthielt. So ärgerlich mir indefs den Abend die absichtliche Verläumdung der Redner und die Verblendung des Volkes war, so lieb ist mir der Vorfall itzt; er läfst mich in manche heimliche Falte und in manche Charakter-Schwäche blicken.

Sonnabends früh.

Was habe ich nicht alles wieder nachzuholen! Ich übergehe unser aristokratisches Diner bei Mad. Fr., wo wir einige Stunden ganz im alten Französischen Ton zubrachten.

Gegen Abend gingen wir in den neuen Club, der durch den kleinen Umstand, dafs man sich das Spiel darin erlaubt, nichts weniger als politisch ist. Indefs spielen *le Vreaux* und einige Andre nie, und der erstre bringt immer, sobald der Courier ankommt, neue Blätter, auch wohl Privatbriefe; auch ich selbst führe beständig den *Moniteur* und den *Logographe*, der noch weitläuftiger und umständlicher ist, in der Tasche. Es ist eine grofse Annehmlichkeit, dafs die Blätter aus Paris hier alle Tage ankommen. Beim Maire werden sie in grofser Menge gehalten.

Durch angenehme Diction und sehr mannichfaltige Nachrichten von schönen Künsten und Wissenschaften, zeichnet sich die *Chronique de Paris* von

Condorcet sehr vortheilhaft aus. Täglich erscheint ein solches Blatt wie das *Journal de Paris.*

Bis halb 10 Uhr brachte ich den Abend mit Lesen zu; dann liefs ich mich von *le Vreaux* verleiten, mit einigen auf eine Redoute im Komödienhause zu gehen. Es war sehr voll, aber uninteressant: das gemeinste Volk lief *pêle-mêle* mit besseren Leuten durch einander; und was recht feine Welt war, safs in den Logen, und sah zu. Die gehoffte Lust von der Redoute (die aber keine Masquerade ist; denn eine solche heifst: *bal de nuit,* und geht erst gegen 12 Uhr an) ward eigentlich durch die Aristokraten verdorben. Da diese sich dem ersten sehr hübschen Balle, dem wir hier beiwohnten, entzogen hatten und der Tanzmei-

ster, der diesen Ball giebt, in allen grofsen aristokratischen Häusern beliebt ist, so erwartete man, dafs sie den zweiten alle besuchen würden, und viele demokratisch Gesinnte gingen eben deshalb hin. Jene waren so klug, auch von diesem weg zu bleiben; sie hatten aber die Billette, von denen man wufste, dafs sie in ihren Händen waren, ihren Kammermädchen und deren Anhange geschenkt, und das füllte den Saal mit buntem Gesindel.

Donnerstags früh war unser patriotisches Frühstück sehr *in pleno*. Es ward fast nichts als die Debatte in der Gesellschaft der Constitutionsfreunde verhandelt. Die Nachricht davon in *la Veaux's* Zeitung diente zum Text.

Es stehen unangenehme Spaltungen bevor, die nur mit grofser Klug-

heit zu vermeiden sind und wobei leicht die gute Sache leiden kann, für die mir hier beim nähern und tieferen Betrachten fast bange wird. Es ist ein sehr nachtheiliger Umstand, dafs dieses wichtige Gränzland im Grunde ein von Frankreich ganz verschiednes Interesse hat! und das Militair! und die Pfaffen! Ich fürchte, die armen braven Leute werden die noch übrigen sechzehn Jahre von den zwanzig, die ich der Sache von Anfang an gab, völlig brauchen, ehe ihre Constitution eine sichere Consistenz gewinnt! Doch ich will mein Raisonnement bis zuletzt lassen.

Sonnabends, Abends um 12.

Den Mittag afsen wir zum erstenmal an der *table d'hôte* in unsrer *vil-*

le de Lyon. So eifrige Demokraten und Aristokraten da auch beisammen waren, so konnt' ich es doch nicht zu einer lebhaften Conversation über die Constitution bringen. Ich sagte ihnen gerade heraus: ich spräche nun einmal nicht von etwas anderem: denn nur dazu wär' ich hier, und es käme mir besonders vor, dafs sie, die sonst ohne alles Sujet solchen Lärm bei Tische gemacht hätten, itzt über einen so wichtigen, ihnen so nahe liegenden Gegenstand solche Zurückhaltung gegen einander beobachteten und gar nicht warm darüber werden könnten. Es half aber nichts: die meisten waren gesetzte Leute, und beantworteten alles, was ich auch vorbrachte, nur sehr abgebrochen. Nachmittags hatten wir beim Caffé zwei bis drei Stunden an

zwei doppelten Blättern vom *Moniteur* zu lesen, der den vorigen Tag ausgeblieben war. Dann gingen wir nach der Komödie, um uns da über eine Französische Tragödie, (die hier überhaupt schlecht gespielt werden soll) zu moquiren. Ich ward aber äufserst angenehm überrascht, als ich eine Operette mit einer der schönsten Compositionen fand, die ich seit langer Zeit gehört hatte. Das Stück hiefs *Euphrosine ou le tyran corrigé*, so eine Mittelart. Die Musik war die erste Composition eines jungen Französischen Componisten, *Mehul* dünkt mich. Ich konnte mich kaum zufrieden geben, so innig erfreuete mich die schön gedachte Arbeit voll der stärksten Effekte, und der glückliche, tiefgefühlte Ausdruck. Das Stück ward auch leid-

lich gut vorgestellt und gesungen, bis auf den Tyrannen, der so spielte wie sein Kleid aussah, roth und schwarz in scharf abstechenden Streifen, und bis auf eine ungeheuer dicke, alte Aktrice, die zwar gut spielte, aber eben so schlecht sang wie der Tyran, dessen Gesang ganz schwarz war, wozu sie das schreiendste Roth gab. Sie hatte einen sehr boshaften Charakter vorzustellen; da sagte W** recht witzig über sie: die gröfste Malice in ihrem Charakter sei ein ungeheuer langer Brief, mit dem sie das sonst so hübsche Stück unangenehm verlängerte. Die Diction des Stückes hatte auch viel Witz und Feinheit.

Aus dem Theater, wo ich mich mit den meisten meiner Bekannten traf, gingen wir zum Maire, und soupirten sehr angenehm.

Gestern Vormittag besahen wir, nach unserm patriotischen Frühstück, bei dem Kaufmann *Maino* eine vortreffliche Gemählde-Sammlung, worin sich besonders ein schöner *Guido*-Kopf und eine herrliche, unaussprechlich schön gestaltete *Venus* von *Correggio* auszeichnet, die dem *Amor* den Bogen wegnimmt, und ihn, so hoch sie kann, hält. So vortreflich die Composition des Ganzen auch ist, und so allerliebst der schöne Junge auch an den Fersen der Mutter hinan klettert; so kommt doch nichts gegen den schönen, herrlichen Umrifs des Weibes von der Ferse bis zum Arm hinauf — Doch so etwas läfst sich nicht beschreiben, höchstens nur vergleichen. — — —

Sonntags früh.

Freitag Mittags afsen wir in recht guter Männer-Gesellschaft bei *T***. Professor *Blessig*, den ich mich erinnere schon vor 10 Jahren in Deutschland gesehen zu haben, Pr. *Hafner*, Pr. *Hernschneider* und Doctor *Spielmann* machten die Conversation sehr angenehm. *Blessig*, *Hernschneider* und *Spielmann* sind erklärte Patrioten, und verhehlten das auch nicht im Hause ihres aristokratischen Freundes. So etwas ist mir sehr erfreulich.

Dem Doctor *Spielmann* ging, vielleicht mit als Medicus und Accoucheur, ein Gleichnifs sehr zu Herzen, das mir hier schon öfters in den Sinn gekommen ist, wenn ich die Ungeduld bemerkt habe, mit der so viele die grofse Sache der Revolution beendigt

sehen wollen. Sie haben erst empfangen, empfinden kaum die erste Bewegung, sind höchstens an den Geburtsschmerzen; und wenn sie das Kind auch wirklich ganz und vollständig zur Welt gebracht haben werden, sollen sie darum doch noch nicht glauben, über alle Schwierigkeiten hinweg zu seyn. Wie manche Mutter hat nicht, wenn ihr der starke, übermüthige Junge die ersten zehn Jahre der Erziehung blutsauer machte, gemeint, sie wolle lieber noch sechs Kinder gebären, als einen solchen Kerl erziehen!

Nach Tische gingen wir zu unsern Patrioten, die den Mittag wieder einen grofsen patriotischen Schmaus hatten. Zu ihrem und unserm grofsen Ärger mufsten wir ihn versäumen; denn ich lasse durchaus nicht von meinem

Plan, unter Einer Partei so gut und so gern zu seyn, wie unter der andern. Sie waren indefs so äufserst freundschaftlich für uns gewesen zu verabreden, dafs sie, uns zu gefallen, den folgenden Tag eben so vor der Stadt am Rhein essen wollten. Wir gingen mit ihnen nach einem ehemaligen Kapuzinerkloster, das itzt zur Münze zurecht gemacht wird. Oben waren die Zellen nur eben erst angebrochen, und wir sahen noch, wie die Eitelkeit und Petitmaitreschaft selbst bei dem Wanzengeschlechte gewohnt hat. Der eine hatte die Fensterwand, die ihm allein zu verzieren blieb, mit einem Stück rosenrother Papiertapete, der andre mit bemaltem, ein dritter mit hellstreifigem Papier bekleidet u. s. w.

Nun gingen die Herren Administratoren auf das Departement, und wir beiden nach Hause, um zwischen Mittag und Abend eine Stunde ruhig zu lesen. Es ist unglaublich, welche Thätigkeit und Gewandtheit die Menschen hier Tag und Nacht aushalten können! vor allen *le Vreaux* und *Cloutier*. Das lebt und ifst und trinkt Mittags und Abends in lustiger Gesellschaft, arbeitet Morgens von 8 bis 1, Nachmittags von 4 bis 8, und läuft dann bis in die Nacht auf alle Bälle, in alle Clubs und weifs Gott wo noch sonst herum! Und von 7 Uhr Morgens an, stellt es einem überdies jeder frei, zu ihm zu kommen. Dabei weifs aber freilich keiner etwas von dem Zwange, den wir uns leider noch immer für einander anthun. Wenn

einer eben im Begriff ist, sich zu rasiren oder Beinkleider anzuziehen, so unterläfst er es deshalb nicht, weil jemand hereintritt, der schon rasirt ist und schon Beinkleider anhat; und wenn der von seinem Gange Ermüdete sich in einen Stuhl wirft, so meint der, der sich vielleicht eben müde gesessen oder gelegen hat, nicht, er müsse sich nun auch in einen Sessel legen. Jeder vollendet, was er vorhat, und der Ankommende zieht oft selbst sein Papier aus der Tasche, um zu expediren. —

Doch ich werde immer zu weitläuftig für die Menge von Materien.

Zwölfter Brief.

Strafsburg, den 29. Januar 1792.

Heute haben wir einmal wieder den schönen Himmel und das schöne Land genossen. Wir gingen früh mit *P.* nach einem Nationalgute, eine kleine Stunde vor der Stadt. Es hatte die ganze Nacht geregnet, und war nun herrlich klar und warm wie im März. Aber ein Weg! Unzähligemal sind wir in dem fetten Boden stecken geblieben. Das Locale ist überaus schön, und die ganze Gegend umher die schönste des hiesigen Landes. Das Gut war ehemals eine Karthause. Merkwürdig ist es, dafs die Pfaffen überall die schönsten Plätze zu ihren Wohnungen gewählt haben. Vielleicht hat der Um-

stand nicht wenig Antheil daran, dafs sie in der Zeit der Finsternifs die einzigen waren, welche noch einigermafsen die Alten kannten. So weckte in ihnen vielleicht das Lesen Griechischer und Römischer Dichter die Aufmerksamkeit auf Schönheit der Natur. Auch waren sie damals fast die einzigen, die ein ruhiges, ungestörtes Wohlleben führten und so den feineren Sinn aufkeimen lassen und pflegen konnten. Der kleine Umstand, dafs die bequemen Herren ihr Holz und Wasser in der Nähe haben mufsten, und durch tausenderlei künstliche Mittel sich die schönsten und bequemsten Plätze nach freier Wahl verschaffen *konnten*, dient auch mit dazu, jene ganz allgemeine Bemerkung zu erklären.

Itzt hat das Gut ein Wiedertäufer in Pacht, der, mit einem langen schwarzen Barte geziert, auf seinem Düngerhofe mitten unter seinen Knechten arbeitete, welches, wie *P.* sagte, hier zu Lande das einzige Mittel ist, drei bis vier Procent aus einem Gute zu ziehen. Was er mir auch von der Theurung des Ackerlandes sagte, das hier rund um die Stadt von Gärtnern mit Spargel, Blumenkohl, Erdbeeren und allerlei feinen Küchengewächsen und Unterfrüchten dicht bepflanzt wird, das begreif' ich noch nicht.

Den Mittag gingen wir *in pleno* wieder nach dem Wasserzollhause, oder vielmehr wir sprangen hinaus, wie eine muthige Heerde Böcke. Einige Mitglieder unsres patriotischen Diners kamen sehr bequem in einem viersit-

zigen Wagen angefahren, und wurden die letzten hundert Schritte mit einem allgemeinen *à la lanterne!* gar lustig von uns hineingeführt.

Wir gingen wohl noch eine Stunde am hochangeschwollnen, stark hinströmenden Wasser spazieren, das einen kleinen Weidendamm durchbrach und überschwemmte. Dann ward sehr gut gegessen und etwas wüst und wild getrunken. Bei der letzten Gesundheit: *la nation!* flogen die Gläser durch die Fensterscheiben. —

Unerschöpfliche Lust gab uns das Bild eines Cardinals, das im Saale hing. Mein Lohnlackey, der ein verwünschtes Capuzinergesicht hat und der mich letzt am Sonntage mit grofsem Eifer beredete, aus dem Münster, wo ein beeideter Priester den Gottesdienst vor

noch nicht vollen hundert Menschen hielt, nach der kleinen Kapuzinerkirche zu gehen, wo ein rebellischer Priester die Messe las und einige tausend Gläubige um sich her hatte — *der* war heute der einzige, der sich an unserm Muthwillen ärgerte, und mich dafür den ganzen Nachmittag über etwas *en canaille* tractirte. Ja, sein Groll ging so weit, dafs er den Abend beim Eingange zum Ball sich nicht überwinden konnte, mich um das baare Geld zu ersuchen, damit er es, wie er bisher bei allen ähnlichen Gelegenheiten gethan hat, zu seinem Vortheil in Assignate umsetzen könnte. Neulich betraf ich ihn auf einer doppelten Geldschneiderei. Erst hatte er mein baares Geld in Assignate umgesetzt, wobei er über ein Viertel gewonnen;

und dann wollte er mich, als einen, der schon darin gewesen wäre, noch obendrein ganz ohne Bezahlung einpassiren lassen, um auch die Assignate für sich zu behalten. Ich sah es aber noch zeitig genug, um ihm den Spafs zu verderben. Auf meinen Verweis erwiederte er ganz unverschämt: warum ich es denn lieber mit *denen* Leuten da, als mit ihm hielte? Er ward noch an eben dem Abend komisch genug bestraft. Der alte Kerl, der uns, die wir sonst eine wahre Geifsel für faule Lohnbediente sind, fast todt läuft, und vom Morgen bis zum Abend immer betrunken ist, war auf dem Balle, an der Thüre stehend, eingeschlafen. Wir liefsen ihn stehen, und er hatte erst gegen Morgen erfahren, dafs wir schon lange fort wären.

Von dem Abendballe, der recht angenehm, aber nicht zahlreich war — man tanzt hier fast täglich auf öffentlichen Bällen, und so können sie unmöglich alle zahlreich seyn — mufs ich dir als eine Merkwürdigkeit erzählen, dafs die Tochter der *Madame de Genlis*, jetzigen *Sillery*, welche von der Letztern in der *Adèle* dargestellt und itzt an den General *Valence* verheirathet ist, da war. Auch das Mädchen, das *Adèle* zu ihrer eignen Bildung selbst erziehen mufste, befand sich bei ihr. Es tanzte äufserst wild, und sah in dem philanthropischen Costume auch sehr wild aus. In den Augen war etwas Starrbegieriges, das dem dreizehn- oder vierzehnjährigen Mädchen übel anstand.

Madame de Valence, die gegen zwanzig Jahr alt zu seyn scheint, sah viel bescheidner aus; und wenn sie sich ohne die gesuchte Simplicität in der Kleidung, und ohne die augenscheinlich vorsetzlich beobachtete Natürlichkeit in ihren Bewegungen und Ausdrücken gezeigt hätte, so würd' ich sagen, sie sei ohne eitle Prätensionen. Was sie sprach, war gut gedacht und angemessen ausgedrückt. Sie tanzte nicht. Von morgen an werden für sie in mehreren Häusern unsrer Bekannten Privatbälle veranstaltet. Der *General Broglio* hat uns bereits dazu eingeladen. Schwerlich werden wir aber noch Theil daran nehmen, da wir nun ernstlich an unsre Abreise denken müssen.

Den 3ten Januar 1792.

Wir haben heute wieder eine sehr angenehme Erfahrung gemacht. Herr *Salzmann*, ehemaliger Buchhändler, der itzt seine Handlung einem Freunde überlassen hat, um als Municipalbeamter ganz der guten Sache zu leben, und der eins der achtungswürdigsten Mitglieder von der gemäfsigten Partei zu seyn scheint, hat den sehr glücklichen Gedanken gehabt, alle Sonntage gegen Ein Uhr in der neuen sehr prächtigen *maison de Commune* eine Volksversammlung zu halten, worin Er und ein Strafsburgischer patriotischer Geistlicher abwechselnd sprechen, um das Volk von den wichtigsten Vorfällen, von neuen Verordnungen und von dem wahren Wesen der Constitution besser zu unterrichten, als es

durch öffentliche Blätter und Anschlagszettel geschehen kann.

In dem herrlichen Saale, der wohl drei- bis viertausend Menschen fafst, waren Bürger von allen Arten, auch Soldaten, Bediente, Knechte und Weiber gedrängt bei einander. Wir traten mit *Salzmann* hinein, und konnten mit grofser Mühe kaum zehn Schritte vorwärts kommen. Dabei war das Geräusch unbeschreiblich und ganz betäubend. Sobald aber *Salzmann* nur auf eine kleine Erhöhung neben einer Säule stieg und mit der Hand Stillschweigen gebot, ward es so ruhig, dafs man hätte können eine Mücke summen hören. Allen Gesichtern sah man die Begierde an, von so vielerlei zum Theil beunruhigenden Dingen, welche die öffentlichen Blätter und die

Sage die Woche über gebracht hatten, nun besser unterrichtet zu werden; und *Salzmanns* sehr praktische, der Versammlung vollkommen angemessene Rede ward mit erfreulichem Vertrauen aufgefangen.

Es that uns sehr leid, der Versammlung nicht bis ans Ende beiwohnen und die Bewegungen im Volke weiter beobachten zu können. Wir afsen den Mittag bei Herrn *Mainò*, um bei dieser Gelegenheit seine schöne Gemäldesammlung noch einmal zu geniefsen. Es ging uns in jeder Rücksicht sehr wohl. Wir trafen eine kleine angenehme Gesellschaft von Künstlern und Litteratoren, und mein lieber *le Vreaux* fafs mir bei dem stattlichen Diner zur Seite. Es ward mancher witzige Einfall gesagt. Ein alter Französischer

zösischer Arzt mit gar grofser Meinung von sich selbst, die er sonst vermittelst einiger hundert wohlgestellter und rundgedrechselter Phrasen auch als Redner zu erhalten gewufst hat, nun aber, bei der wärmeren, heftigeren Art über neue Gegenstände nach eignem Gefühl und eigner Denkart zu sprechen, schwinden sehen mufs, gab zu mancher lustigen Scene Anlafs. Schon sein stattlicher Hofanzug, der hier nun ganz unfehlbar einen am alten *Régime* Hangenden bezeichnet, stach gegen den gänzlich burschenmäfsigen, ungeputzten Anzug aller Übrigen sehr ab, und eben so die Empfindlichkeit, mit der er, gegen alle auch altfranzösische Weise, die Deutsche Geschichte von den Ärzten, die von den Seelen ihrer Ermordeten umgeben waren, etwas übel aufnahm.

Den Abend waren wir zu einer kleinen Musik bei *Edelmann* eingeladen. Dieser, sonst ein sehr gesuchter und geachteter Clavierlehrer in Paris, hat sich mit seinem dort erworbenen kleinen Vermögen hieher in seine Vaterstadt zurückgezogen, geht mit rund abgeschnittenen, braunen Haaren in einem braunen Frack, und lebt ganz als Patriot und eifriger Anhänger von den Verfechtern der neuen Constitution. Er scheint ein Mann von gutem, reinem Sinne und warmen Herzen zu seyn. Alle, die ihn kennen, lieben und schätzen ihn.

Ganz nach meinem Herzen ward der Abend unter vertraulichen Gesprächen mit *le Vreaux*, *Cloutier* und *Schell*, bei Caminfeuer und Punsch, beschlossen. Wenn solche Gespräche

treu nachgeschrieben würden, so wär' es doch noch etwas um die Schreiberei! —

*W*** hatte sich den Abend in der Französischen Komödie sehr erlustigt. In die Deutsche, die hier gar zu erbärmlich ist, gehen wir nicht weiter. — Man gab den Abend die Operette: *les rigueurs du cloître*, worin eine Nonne im Kloster, wegen eines bei ihr gefundenen Liebesbriefes, sehr hart behandelt wird, bis ihr Liebhaber mit der Nationalgarde kommt und sie befreiet. Der Officier von der Nationalgarde erklärt nun den Nonnen die neuen Gesetze in Rücksicht ihrer, und läfst sie alle aus dem Kloster. Von der langen Rede konnte der Schauspieler vor allem Händeklatschen und Bravoschreien kaum drei Worte hinter einander

sagen. *W*** selbst kam ganz heiser und mit dick aufgelaufenen Händen zu uns.

Der Lärm, womit bei allen Stellen, die sich auf die jetzigen Umstände beziehen, bald geklatscht, bald gepfiffen und geschrieen wird, und das Fordern des Nationalliedes: *ah ça ira*, zwischen den Akten, erlustigt ihn oft mehr als die Stücke selbst. Auch hört man dieses Lied auf allen Strafsen, bald von den auf die Wache ziehenden Nationalgarden, bald von herumwandernden Musikanten, sehr oft auch von den kleinsten Gassenbuben. Auf den Bällen tanzt man häufig darnach, und so wie es angestimmt wird, theilt sich der elektrische Schlag in der Runde herum mit.

Dreizehnter Brief.

Strafsburg, den 31. Januar 1792.

Es ist noch so manches zurück, was ich nicht gern auslassen möchte. Aber wie soll ich das nun so in der Eil zusammen fassen? Ich will mit dem ersten besten anfangen, und allenfalls unterweges, wo ich einen freien Augenblick finde, fortfahren; denn noch heute gehen wir nach *Colmar*, und dann mit manchem kleinen Umwege nach *Lyon*, der zweiten Stadt des Königreiches, welche dadurch, dafs sie sich eben so eifrig aristokratisch gesinnt zeigt, wie Paris demokratisch seyn soll, für die genaue Kenntnifs der Constitution und ihres Fortganges höchst interessant ist.

Im Ganzen scheint der Elsafs eine unsichere Provinz für die Constitution; und da er Gränzprovinz ist, so wird diese Unsicherheit zu einem wichtigen Motiv, den Krieg wo möglich zu vermeiden. Doch überdies räth hierzu auch die Unsicherheit der Armee, von der beide Parteien allgemein überzeugt sind, dafs sie, wenn der Krieg ausbricht, zur Hälfte davon geht, oder wenigstens nicht für die Constitution ficht; und endlich der Geldmangel. Man kann also mit ziemlicher Gewifsheit vorher sehen, dafs es nicht zum Kriege kommen wird. Auch widersetzen sich gerade die eifrigsten Freunde der Constitution dem Kriege am allerernstlichsten. Man will nehmlich überzeugt seyn, dafs der König seit dem 15. Januar über die Sache unterrich-

tet ist, und nunmehr wirklich weifs, was sie mit der Constitution denn eigentlich wollen. Er soll sich auch eifrig dafür interessiren, und der Kriegosplan nur das Jesuitenwerk von *Barnave* und *Lameth* seyn, welche ehedem die eifrigsten Demokraten waren, durch die Königin aber, wie man glaubt, gewonnen sind, in geheimer Übereinstimmung mit den emigrirten Prinzen, zum Umsturz der Revolution mitzuwirken. Man wollte also den Ausfall auf Deutschland eigentlich nur dazu bewirken, dafs die Truppen Veranlassung bekämen, mit den Prinzen gemeinschaftliche Sache zu machen und diese wieder mit gewaffneter Hand in Frankreich einzuführen. Dabei sollte der König in *Metz* seyn, und von dort aus alles so viel als möglich wieder

auf einen andern Fuſs gesetzt werden. Die Volkspartei ist nun in der höchsten Aufmerksamkeit, und wird bei diesem Mifstrauen schwerlich einwilligen, dafs die nothwendigsten Summen zum Kriege herbeigeschafft werden. Diese Weigerung eben derselben Partei, die so eifrig den Krieg verlangt hat, mufs auswärtig äufserst auffallend seyn und sonderbar scheinen, wenn man den eigentlichen Grund davon nicht weifs.

Übrigens hat Frankreich itzt gar keine Ursache, Krieg anzufangen, da es wahrscheinlich wird, dafs die Prinzen von den Deutschen Mächten *ihrer Sache wegen* wohl keine Unterstützung erhalten, sondern bei andern gröfsern Ereignissen nur zu Werkzeugen der Verwirrung gebraucht werden möch-

ten. Der Kaiser mag sich erklären, wie er will — den glücklichen Moment im Anfange des vorigen Sommers zu einem Übergange über den Rhein, wo man das Prinzengesindel ohne Mühe aus einander jagen, und von Schwaben an bis zu den Niederlanden ein panisches Schrecken verbreiten konnte, um sich so wenigstens bei den nächsten Nachbarn in Ansehen und Respekt zu setzen: diesen glücklichen Moment haben die Franzosen versäumt, oder aus Geldmangel versäumen *müssen*: indefs, wenn die tief angelegte Intrigue gegründet ist, zu ihrem grofsen Glück; denn in jenem Falle wäre alles drüber und drunter gegangen. Es waren in mehreren Gränzstädten Verschwörungen gereift, die seit der Zeit zum Theil entdeckt worden, zum Theil

still aus einander gegangen sind, weil es, bei dem verfehlten Anlasse, unmöglich war, ihre Plane auszufiihren.

Das allgemeine Mifstrauen, welches das Volk in die äufserste Ungewifsheit setzt; und noch mehr der schlechte Erfolg bei den ersten Elektionen, welche gezeigt haben, dafs es einen Hauptfehler in der festgesetzten Weise zu erwählen giebt, dafs ein unglaublich grofser Theil der Nation gar keinen Antheil an den Wahlen genommen, und dadurch viele Gleichgültigkeit gegen die Constitution, oder doch Mifstrauen in ihre Güte bewiesen hat; ferner einige neue Einrichtungen, die den Bürger sehr drükken, besonders das Stempelpapier und die nothwendig gar zu kostbare Einregistrirung aller Contrakte:

dies Alles bereitet bei dem Volke wirklich den Übergang zu einer gemäfsigteren Verfassung vor. Auch bin ich überzeugt, dafs vielleicht zwei Drittheile unsrer demokratisch gesinnten Freunde nicht weit davon entfernt sind, hierzu die Hand zu bieten; einige wenige etwa ausgenommen, die vorher zu sehr an dem bürgerlichen Ansehen Mangel litten, das die Constitution ihnen gegeben hat, oder die vielmehr das übermächtige Ansehen der Patricier, zu dem sie nie gelangen konnten, nicht ertragen mochten.

Nur mufs es mit aufserordentlicher Klugheit angefangen werden, wenn es nicht im Inneren des Reiches sehr heftige Stöfse geben soll; denn die Schreier, die man Anfangs ganz nothwendig so viel wie nur immer möglich in

Bewegung setzen mufste, um das Volk aus dem Sklavenschlummer zu erwekken und mit Freiheits-Spiritus zu betäuben — die schreien fort, itzt gegen die einlenkenden Gemäfsigten, wie ehemals gegen die muthwilligen Unterdrücker.

Im Elsafs, wo freilich mehr Deutsches als Französisches Blut lebt; — die Einwohner recrutiren sich vorzüglich aus Schwaben, und haben selbst eine Art von Hafs gegen die Franzosen — da sind die Landleute schlechterdings noch nicht unterrichtet, was man mit der Constitution denn eigentlich will; und in mehreren Orten hat man die Scene erlebt, dafs, nachdem sie schon von allen Abgaben freigesprochen waren, viele Dorfschaften sich zusammen rotteten, mit Stangen, Spiefsen,

Harken und Sensen auszogen und geradezu sagten: »wir wollen nun auch einmal etwas rebelliren.« Und es war schwer ihnen begreiflich zu machen, dafs dazu keine Ursache mehr vorhanden sei, und dafs sie durch die Revolution schon alles erhalten hätten.

Dies gilt indef. freilich mehr von dem *ar'men*, dienenden Landmann; die *'reichen* Bauern im Elsafs haben sehr stark in die Nationalgüter hineingekauft, und so ist es, wie ich aus gedruckten Listen und Verzeichnissen ersehen habe, durch ganz Frankreich gegangen. Wenn Städter Güter kaufen wollen, so werden sie fast immer von Landleuten überboten, oder über den bisherigen Preis hinangetrieben. Dieser Umstand, ferner der, dafs fast alle persönlichen Dienste, auch fast

alle Abgaben für den Landmann aufgehoben sind, macht indefs eine gänzliche Umstofsung der Constitution und eine Wiedereinführung der alten Regierungsform ganz offenbar unmöglich. Fast möcht' ich das auch von der Wiedereinführung irgend eines Adels versichern. Doch die Einführung einer Oberkammer, die aus bemittelten Güterbesitzern bestände, (besonders wenn vorher die Güter der wirklich feindlichen emigrirten Prinzen und Adlichen eingezogen und als Nationalgüter verkauft worden sind) sollte wenige Schwierigkeit finden, sobald nur der erste Stofs überstanden wäre.

Die Prinzen scheinen noch immer in einer grofsen Verblendung zu leben. Sie haben so gar die seltsame Idee gehabt, Assignate auf die Güter

machen zu lassen, die sie erobern wollen (*saisis extraordinaires et propriétés des Jacobins* nennen sie diese.) — Ich mufs leider abbrechen, ungeachtet ich den Kopf noch so voll habe.

Mit einigen lustigen Anekdoten, die man hier von den Emigrirten erzählt, will ich dir diesen vielleicht zu trocknen Brief noch etwas anfrischen.

Der *Landgraf von Hessen-Cassel* hat seine Gefängnisse ausgeleert, und die Verbrecher, das Stück zu dreifsig Gulden, an die Französische Emigranten-Armee verkauft. Die Kerl sollen aber gröfstentheils schon wieder davon gelaufen seyn und in ihrem lieben Vaterlande nach wie vor plündern und rauben; so dafs der Landgraf Patrouillen für sie ausschicken mufs, von denen sie nach und nach zu neuer Benutzung wieder eingefangen werden.

Als neulich in Coblenz bei Nacht mit einer Kanone das gewöhnliche Zeichen von einem Feuerausbruch gegeben wurde, setzten die Prinzen und ihre Anhänger sich halb nackt zu Pferde und nahmen Reifsaus. Mit anbrechendem Tage kehrten sie beschämt und halb erfroren nach der Stadt zurück.

Als *Mirabeau* (der jüngere) eines Abends noch exerciren läfst, schiefst ein Jäger in der Nähe seine Flinte ab, und setzt schon dadurch das tapfere Heer in grofses Schrecken. Zu vollkommnem Unglück sehen einige Hirten, die eben mit ihren Pferden nach Hause reiten, die schwarzen Soldaten in der Dämmerung für fremdes Vieh an, das auf ihren Äckern weidet, reiten also mit grofsem Geschrei auf sie los,

und

und treiben sie bis an das Lager, wo sie ihren Irrthum erst gewahr werden. Man hat hier auch schon ein gedrucktes Gedicht auf diesen Vorfall, das lustig genug ist.

Vierzehnter Brief.

Colmar, den 2. Februar 1792.

Man hatte uns von der neuen Einrichtung der *National-Diligencen* so viel Gutes gesagt, dafs wir uns bereden liefsen, unsern Wagen (dem man seiner vier Räder wegen sicher vier Pferde vorgespannt, statt deren wir dann, nach der noch immer bestehenden alten Französischen Methode, fünf oder sechs hätten bezahlen müssen) in Strafsburg zurückzulassen und uns so der National-Diligence zu übergeben. Da es die einzige Absicht unsrer Reise ist, uns auf alle mögliche Weise von der Stimmung und Gesinnung des Volkes und von der gegenwärtigen politischen Lage des Landes zu unter-

richten, so lag auch schon die bunte Diligence-Gesellschaft in unserm Plane. Jene Absicht bewog uns auch, so lange als möglich in dem itzt so wichtigen Elsafs zu bleiben, längs dem Rheine bis *Basel* zu fahren, und auch dort, wo alles voll Emigranten liegen sollte, die Disposition zu sehen.

Wir verliefsen also Dienstags früh um 6 Uhr unser liebes Strafsburg, wo wir die vierzehn Tage so höchst angenehm und lehrreich zugebracht hatten. Unsre Gesellschaft war bunt genug. Es reisten noch fünf andere mit uns in der Diligence, die eigentlich für acht Personen eingerichtet ist. Drei Personen nehmlich pflegen rechts, drei rückwärts, und zwei auf kleinen am Innern der Thüre angebrachten Bänken zu sitzen.

Unsre Gesellschaft bestand aus einem alten Exparlements-Advokaten, der ein gewaltiger *Raisonneur* und Erz-Aristokrat, aber doch noch zu benutzen war; einem jungen Artillerieofficier, ebenfalls einem erklärten Aristokraten; einem ziemlich einfältigen Land-*Curé*, der einen Kanarienvogel in einem Bauer vor sich hangen und auf dem Schoofs ein Löwenhündchen liegen hatte, und so impertinent war, dafs er, als wir einstiegen, uns zumuthete, wir sollten uns vor den Kanarienvogel hinsetzen und ihn uns vor dem Gesichte herum baumeln lassen; endlich aus zwei trübseligen jungen Leuten in Nationalgarden-Uniform, aus denen wir auf dem ganzen Wege kein Wort herausbringen konnten. Im Anfange war die Unterhaltung wenig

lebhaft; aber gegen Mittag ward es anders, und man disputirte sogar.

Den Mittag afsen wir in *Schlettstadt* ziemlich schlecht, und da verliefsen uns der Geistliche und der Officier. Dieser stand hier in Garnison, und der *Curé* fuhr mit seinem Vogel und Hunde in einer Art von Phaëton weiter.

Statt ihrer bekamen wir aber zwei von gleichem Gelichter: einen Kaiserlichen Husarenofficier mit einem grofsen Jagdhunde, (einen lustigen und luftigen Burschen, der aber doch noch von allen der Gescheidteste war) und einen dicken Abbé, der sich sehr ereiferte, dafs einer der Postknechte ihn für einen beeidigten Priester ansah, indem er den Bürgereid für irreligiös hielt. Mit *seiner* Religion mochte er ihn freilich nicht reimen können; denn

er war *Procureur* eines Klosters gewesen, das 60,000 Livres Einkünfte gehabt, und er hatte jetzt 900 Livres Pension. Nun ward die Unterhaltung schon besser; der Officier erzählte von seinen Feldzügen gegen die Türken, und der Abbé von seinen gegen die Patrioten u. s. w. Gegen Abend kamen wir hier an.

Colmar.

Wir haben eine sehr gute, verständige, angenehme Stunde bei dem braven blinden *Pfeffel* zugebracht. Er, der im Grunde ein sehr eifriger Patriot ist, sieht mit Jammer, dafs es so nicht geht. Er sagte sehr treffend: *Man hat in der Constitution den Leidenschaften der Menschen zu viel Spielraum gelassen, und zu viel auf*

die Bildung und Einsicht des Französischen Volkes gerechnet. Man hat plötzlich eine Menagerie voll wilder Thiere geöffnet, die nur eben gezähmt genug waren, von einem muthigen Wächter gefüttert zu werden: man glaubte sie zur gänzlichen Freiheit zahm genug; nun zerreifsen sie die Schafe und sich unter einander.

Die Schweizer, welche alle gegen die Constitution, und die Engländer, welche meistens auch von gleicher Denkart sind, haben aus Furcht vor Krieg, und aus Hafs gegen die Constitution, gröfstentheils ihre Kinder aus *Pfeffel's* vortreflichem Institute zurückgefodert. Doch sind dafür wieder viele Deutsche und Franzosen gekommen, so dafs die Zahl von einigen und 40 nur bis auf einige und 30 vermindert worden ist.

Ein andrer braver Bürger sagte mir: »Man hat den Landmann ganz auf Kosten des Bürgers von allen Lasten frei gemacht. Der Bürger erliegt unter den Stempel- und Register-Gebühren. Mein Schwager hat sich kürzlich ein kleines Haus gekauft; die Contrakt-Gebühren betrugen 59 *Louis neufs* Er hat sich verheirathet; und sein Heiraths-Contrakt kostet ihm 12 *Louis.* Fünf Sechstheile der Bürger kommen nicht zu den Elektionen. Für 24 Sous hat man vom übrigen Pöbel Stimmen gekauft. Die Municipalitäten kleiner Städte bestehen fast aus lauter Pöbel, der sonst nicht hätte zu einer Schreiber- oder Gerichtsdiener-Stelle gelangen können. Die Gerichtspersonen werden so schlecht bezahlt und bleiben so kurze Zeit im Amte, dafs nur

der wohlhabende, höchst eifrige Patriot das Opfer bringen kann, ein solches Amt anzunehmen.» Es wäre traurig wenn das so ganz wahr wäre! — Der Mann war indefs im Ganzen ebenfalls ein eifriger Revolutionär. —

Basel, den 3. Februar 1792.

Von nun an wird unsre Diligencen-Geschichte sehr verwickelt und selbst tragisch. Ich mufs alle Aufmerksamkeit zusammen nehmen, dafs ich mich ihrer genau erinnere. In *Colmar* blieben nur noch der Abbé und der Officier mit uns zusammen. Hier packte man uns nun in eine alte Kutsche, worin wir so enge safsen, dafs wir schlechterdings kein Glied rühren konnten, und dafs uns allen nach einander die Füfse einschliefen. Als wir sie so

eingeschoben hatten, dafs alles sich an einander rieb, ward der grofse Hund nachgeschoben, der gar jämmerlich heulte und sich Platz suchen mufste. Nun aber ging die Thür vor den Knieen nicht zu; also mufsten *die* erst von neuem ordentlich gepreſst werden. Dann blieb noch der Schwanz des Hundes ein grofses Hindernifs, und kam erst nach vielen Umständen wohlaufgewickelt herein. Der Husar der so fein war, es uns zu überlassen, ob wir den sehr schönen Hund hinauswerfen oder aufnehmen wollten, fluchte; der Abbé zankte mit dem Conducteur; mir knabberte der Hund an den Waden, dafs ich aufschreien mufste; und *W*** hütete den Säbel des Officiers und die grofse Mufſe des Abbé, der uns noch alle mit seinem gewaltigen

Sac de nuit bedeckte. So fuhren wir eine starke Station bis *Neu-Breisach*. Dort ward vor dem Thore umgepackt, und zwar in einem Hause, wo es so elend aussah, wie ich es noch nie gesehen, und wo die Leute auch nicht einmal Wein und Brot hatten.

Hier verliefs uns der Abbé. Wir bekamen einen andern Wagen, und — kannst du es dir denken? — wir verschlimmerten uns noch. Es regnete stark, und man gab uns eine Kutsche, die rings herum, anstatt Fenster, Leder hatte. Diese schlossen aber nicht, so dafs wir ganz wie in freier Luft safsen; und so ging es abermals eine Station durch, die wir um 1 Uhr Nachts erreichten. Hier ward zum viertenmal umgepackt, und nun hatten wir die Freude, wieder eine ordentli-

che Diligence zu sechs Personen, mit drei Bänken hinter einander, zu sehen.

Wir setzten uns recht bequem zum Schlafen hinein; aber wir waren noch nicht aus dem Ort, so rifs der Riem des Wagens, und der Kasten hing ganz hinunter. Die Leute machten gleich Anstalt zum Repariren; allein wir stiegen nicht aus, sondern schliefen ruhig ein, und als ich aufwachte, waren wir wieder unterweges.

Unter beständigem Kröpeln und Flikken kamen wir gegen Mittag hier an, und gelobten heilig, in den nächsten Jahren nie wieder eine National-Diligence zu besteigen. Die auf den Hauptstrafsen sollen indefs schon besser eingerichtet seyn.

Traurig war es für uns, dafs wir unter allen den genannten Reisegesell-

schaftern, einigen andern, die nur ein Stück mitführen, und unter allen Leuten in den Gasthäusern nicht Einen Patrioten fanden. Selbst unter den Conducteurs und Postillons war keiner. Unter allen Knechten in den Postställen trafen wir nur Einen, der sich mit unserem nichtbeeidigten Abbé in einen patriotischen Streit einliefs, wobei der Aristokrat des Patrioten eben so wenig schonte, wie dieser des erstern.

Noch trauriger war es uns, überall wahrzunehmen, dafs die Gesetze so wenig befolgt werden. Man hatte uns in *Strafsburg* einen Reisepafs von der Municipalität als ganz nothwendig mitgegeben; die Gränzposten bekümmerten sich aber nicht darum. Man hatte uns ernstlich gewarnt, ja nicht mehr

baares Geld mitzunehmen, als wir zur Reise nothwendig brauchten, weil es uns bei der scharfen Gränzvisitation genommen werden würde; und wir wurden auf der Gränze gar nicht visitirt. Selbst unser lustiger Östreichischer Geselle, der fast ganz in Uniform war, passirte unbefragt und undurchsucht. Und das zu jetziger Zeit, wo von beiden Seiten Überfall gedrohet und befürchtet wird!

Funfzehnter Brief.

Mantua, den 9. Februar 1792.

In dieser kleinen hübschen Provinzialstadt, die in einer sehr anmuthigen, reichen Landschaft liegt, sahen wir bei unserm (zweiten) Englischen Frühstück die Parade der Nationalgarde vor unserm Fenster mit an, und hatten unsre grofse Freude an den schönen braven Leuten. Einem Deutschen Soldaten wär' es vermuthlich sehr anstöfsig gewesen, dafs der Officier auf einige Soldaten wartete, und bei ihrer Ankunft ihnen zurief: *allons Messieurs, allons! il est deja tard!* (Vorwärts ihr Herren, vorwärts! es ist schon spät.) Unser einem aber thut der Anblick des stolzen Bürgersoldaten oder Sol-

datenbürgers wohl. Der Commandant einer solchen Compagnie mag es freilich nicht so bequem haben, wie der Capitain einer **ischen, wo der Rücken und das Schienbein der Soldaten alle Unbequemlichkeit entgelten. Dafür ist denn aber auch wieder zu einer andern Zeit einer von denen, die itzt im Gliede stehen, Commandant, und der jetzige Commandant hat wieder die Bürgerehre, als blofser Gardist zu dienen.

Mir fällt hierbei ein ganz lustiges *bonmot* ein, das man neulich aus Paris schrieb. Der Commandant eines Bataillons Nationalgarde legte seine Stelle nieder, und bat um die Erlaubnifs, sich in's Glied stellen zu dürfen, *pour avoir le plaisir de commander une fois à son tour* (um das Vergnügen

zu

zu haben, auch einmal befehlen zu können.)

Ich weifs sehr wohl, dafs das zu Anfange eines Krieges manchen Nachtheil hervorbringen mufs, und die Nationalgardisten sind mit allen Patrioten überzeugt, dafs der wohldisciplinirte Feind sie im Anfange mehr als Einmal schlagen wird. Aber wenn dann jene von Kraft und Freiheitsgefühl volle Männer und Bursche sich selbst von der Nothwendigkeit der Subordination überzeugt haben, und mit eben der Bravheit, mit der sie dem Feinde gewifs entgegen gehen werden, auf Ordnung und selbstbestellte Subordination unter sich halten: dann wird man auch wieder sehen, auf welcher Seite der wahre Verfechter und Beschützer des Vaterlandes steht. —

Nach der Parade durchsuchten wir den Kasten eines Savoyarden, der allerlei kleine gedruckte Schriften, Lieder und Kupferstiche, auch einige Landkarten, im Lande herumträgt. Unter vielen crassen geistlichen Sachen, fanden wir auch zum Theil sehr witzige Schriftchen, und zwei kleine Büchelchen, die uns grofse Freude machen. Beides sind ächte Volksschriften, die um einen so unglaublich geringen Preis (einige *sous*) verkauft werden, dafs man die Wahrheit der Sage bestätigt findet, nach welcher die patriotischen Gesellschaften im Lande grofse Summen verwenden sollen, um durch dergleichen kleine Schriften unter dem Volke bessere Einsicht und den nothwendigen Eifer für die gute Sache zu verbreiten. Wir nahmen davon mehrere

Exemplare, um sie auf dem Wege gelegentlich zu vertheilen.

Das eine ist ein sehr zweckmäfsiger Katechismus der Constitution, zum Gebrauche des Bürgers und Landmannes. Ich habe lange keine Volksschrift gesehen, die so ganz ihren Zweck erfüllte. Der kurze Vorbericht giebt die völlig erreichte Absicht des Verfassers mit folgenden Worten deutlich an: *Man hat in diesem kleinen Werke blofs den Nutzen junger Leute vor Augen gehabt, und ihnen die Grundsätze, auf denen unsre Constitution beruhet, begreiflich machen wollen. Eine klar und bestimmt vorgetragene Ideenfolge, die einfachsten, dem jugendlichen Alter angemessensten Erläuterungen — dies schienen uns die Erfordernisse einer solchen Schrift; und das wün-*

schen wir geliefert zu haben. » In einem sehr natürlichen Dialog werden erst die verschiedenen Regierungsformen, dann die verschiednen Arten von Gewalt (*pouvoirs*) in einer Constitution, die verschiednen Stände, die verschiednen Ämter, ihre Pflichten, ihre Verantwortlichkeit, die Formen der verschiednen Wahlen und dergl., ferner die Abgaben und gegenseitigen Pflichten des Staates und Bürgers abgehandelt. Dann kommt die *Déclaration des droits de l'homme et du citoyen*, welche die erste Nationalversammlung für gut befunden hat der Constitution voran gehen zu lassen; und dieser folgt eine kurze *Table des droits de l'homme et du citoyen*, der sehr weise und zweckmäfsig eine *Table des dévoirs de l'homme et du citoyen* gegenüber ge-

stellt ist. Den Beschluſs macht das Gebet eines ächten Bürgers. Beides will ich dir als Anhang zu diesem Briefe beilegen.

Die andre Schrift ist der sehr hübsche *Almanac du pere Gérard*, der einen eignen Brief verdient.

Die Reise mit unserem Schweizerischen Fuhrmanne geht langsam; aber sie ist uns erträglich und bisweilen gar angenehm, da das herrliche Land auch selbst in der jetzigen Jahreszeit viele schöne Ansichten gewährt, da die sehr gute, gefällige Menschenart uns in manchem Dorfgasthofe wie unter alten Bekannten seyn läfst, und da die Bewirthung, in Vergleich mit den Deutschen Ländern am Rhein, die itzt voll flüchtiger Franzosen sind, sehr gut und billig ist.

Table des droits de l'homme et du Citoyen.

Les hommes sont égaux en droits.

Ces droits inaliénables sont: la liberté, la sûreté, la propriété et la résistance à l'oppression.

La liberté est le droit de dire, d'écrire et de faire ce qu'on veut, sans nuire à autrui, ni à l'État, ni à soi-même.

Die Rechte des Menschen und Bürgers.

Die Menschen haben gleiche Rechte.

Diese unveräußerlichen Rechte sind: *Freiheit*, *Sicherheit*, *Eigenthum*, und *Widerstand gegen Unterdrückung*.

Die *Freiheit* besteht in dem Rechte, sagen, schreiben und thun zu können, was man will, ohne daſs man Andern, dem Staate oder sich selbst damit schadet.

Table des devoirs de l'homme et du Citoyen.

Les hommes sont liés par des devoirs mutuels.

Ces devoirs inviolables sont: la subordination, la bienveillance, la justice et l'obéissance aux Loix.

La subordination est le respect, la docilité due par les enfans à leurs parens, par les disciples à leurs maitres, et par les inférieurs à leurs chefs.

Die Pflichten des Menschen und Bürgers.

Die Menschen sind durch gegenseitige Pflichten verbunden.

Diese unverletzlichen Pflichten sind: *Subordination, Wohlwollen, Gerechtigkeit* und *Gehorsam gegen die Gesetze.*

Die *Subordination* besteht in der Achtung und Folgsamkeit, welche die Kinder ihren Eltern, die Schüler ihren Lehrern, und die Untergebenen ihren Vorgesetzten schuldig sind.

La sûreté est le droit d'être protégé par la force publique contre les malfaiteurs convaincus par le juge.

La propriété consiste à faire de son bien ce qu'on veut, lorsqu'on n'est pas en état de démence ou de minorité.

La résistance à l'oppression est le droit de s'armer contre la violence manifeste et la contrainte illégale et tyrannique.

Die *Sicherheit* besteht in dem Rechte, durch die öffentliche Macht gegen alle von dem Richter überführte Übelthäter geschützt zu werden.

Das *Eigenthum* besteht in freiem Gebrauche seines Vermögens, sobald man nicht blödsinnig oder minderjährig ist.

Der *Widerstand gegen Unterdrückung* ist das Recht, sich gegen offenbare Gewaltthätigkeiten und gesetzwidrigen, tyrannischen Zwang zu waffnen.

La bienveillance consiste dans les égards, les soins, les sécours que nous nous dévons les uns aux autres, dans toutes les situations pénibles de la vie.

La justice oblige à garder les promesses, à respecter les propriétés, à être réconnoissans des services reçus, et prompts à les rendre au bésoin.

L'obéissance aux Loix renferme l'observation des Réglemens, la fidélité aux Magistrats, l'union des Citoyens pour répousser toute révolte.

Das *Wohlwollen* besteht in der Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Hülfsleistung, die wir einander in allen beschwerlichen Lagen des Lebens schuldig sind.

Die *Gerechtigkeit* verpflichtet jeden, sein Versprechen zu erfüllen, das Eigenthum Anderer zu respectiren, erkenntlich für erhaltene Dienste und bereitwillig zu seyn, sie zu erwiedern.

Der *Gehorsam gegen die Gesetze* begreift die Beobachtung der Verordnungen, die Treue gegen den Magistrat, die Einigkeit der Bürger um jeden Aufstand zurückzutreiben.

La Nation seule est souveraine; tout pouvoir public est délégué par elle, et doit être employé pour elle.

Tout dépositaire d'un pouvoir public est responsable envers la Nation; mais ne doit être jugé qu'au Tribunal qu'elle a établi pour cet objet.

La Nation seule ou ses Réprésentans, librement élus, peuvent faire les Loix, établir les impôts.

Die Nation allein ist souverain; alle öffentliche Gewalt ist von ihr übertragen, und mufs für sie angewendet werden.

Jeder, dem ein Theil der öffentlichen Gewalt anvertrauet worden, ist der Nation verantwortlich; er mufs aber nur von dem Tribunal gerichtet werden, das die Nation dazu bestellt hat.

Nur die Nation, oder ihre freigewählten Repräsentanten können Gesetze machen und Abgaben bestimmen.

L'insurrection n'est permise que dans les cas extrêmes, et après les remontrances légales.

Tout perturbateur de l'ordre public mérite non seulement d'être arrêté, d'être puni, mais encore d'être exécuté.

La Nation seule ou ses Représentans, librement élus, peuvent toucher à l'ordre établi et au Gouvernement.

Aufstand ist nur in den äufersten Fallen und nach den gesetzmafsigen Vorstellungen erlaubt.

Jeder Störer der öffentlichen Ordnung verdient nicht nur in Verhaft genommen, nicht nur bestraft, sondern auch hingerichtet zu werden.

Die Nation allein, oder ihre frei erwählten Repräsentanten können in der eingeführten Ordnung und in der Regierung Anderungen vornehmen.

La Loi est l'expression unique de la volonté générale, et la règle suprême de tous les pouvoirs particuliers. On ne peut élire ni être jugé, on ne doit obeïr ni désobeïr qu'en vertu de la Loi.

OTEZ CES DROITS,

UN PEUPLE EST ESCLAVE.

La table des droits nous fait sans cesse penser à la régénération de notre liberté.

Das Gesetz ist der einzige Ausdruck des allgemeinen Willens und die höchste Regel aller besondern Arten von Gewalt. Man kann nicht wählen noch gewählt werden, man darf nicht gehorchen noch ungehorsam seyn, als allein kraft des Gesetzes.

NEHMT EINEM VOLKE DIESE RECHTE,

UND ES IST SKLAVISCH.

Das Verzeichnifs der Rechte läfst uns unaufhörlich an die Wiedergeburt unsrer Freiheit denken.

La Loi faite par le Corps législatif, et sanctionnée par le Monarque, est une sorte de Réligion civile, qui doit lier tous les coeurs et tous les bras; et le nom seul de la Loi doit tenir lieu de fusils et de bayonnettes.

OTEZ CES DEVOIRS,

UN PEUPLE EST SAUVAGE.

La table des devoirs nous donne continuellement des modèles de vertu.

Das, von dem gesetzgebenden Corps gemachte und von dem Könige bestätigte Gesetz ist eine Art von bürgerlicher Religion, die alle Herzen und Hände binden muſs, und das Wort Gesetz allein muſs statt aller Flinten und Bajonnette dienen.

NEHMT EINEM VOLKE DIESE PFLICHTEN,

UND ES IST WILD.

Das Verzeichniſs unsrer Pflichten giebt uns immerwährende Vorschriften zur Tugend.

Prière du vrai Citoyen.

Souverain de la Nature! o toi Législateur suprême, qui maintiens le Monde dans un ordre si merveilleux, qui le régis par des Loix invariables, sans lesquelles on verroit bientôt cette vaste machine s'écrouler, tous les élémens se troubler et se confondre, et le plus affreux désordre remplacer l'ordre que nous admirons! apprends-nous à respecter la Loi, qui seule peut lier et contenir toutes les

---

Gebet des wahren Bürgers.

Herr der Natur! o du höchster Gesetzgeber, der du die Welt in einer so bewundernswürdigen Ordnung erhältst, sie nach unwandelbaren Gesetzen regierst, ohne welche das grofse Gebäude bald zusammenstürzen, alle Elemente sich verwirren oder vermischen, und die schrecklichste Unordnung an die Stelle der von uns bewunderten Ordnung treten würde! Lehre uns das Gesetz verehren, welches allein alle Theile

parties du Corps politique: apprends-nous à respecter dans le Roi le souverain Magistrat qui fait exécuter la Loi, et dont la personne est rendue sacrée et inviolable par cette auguste qualité; fais-nous aimer la Patrie, qui, par la sagesse de ses Loix, rend à l'homme sa dignité et lui procure le bonheur dont il peut jouir ici bas; fais nous aimer la Religion pure et sainte dont tu es l'auteur, qui nous

---

des Staatskörpers binden und zusammen halten kann! Lehre uns die höchste Magistratsperson in dem Könige achten, welcher für die Ausübung der Gesetze sorgt und dessen Person durch diese erhabne Würde heilig und unverletzlich wird. Lehre uns das Vaterland lieben, das durch die Weisheit seiner Gesetze dem Menschen seine Würde wieder giebt, und ihm das Glück verschafft, dessen er hier geniessen kann. Lehre uns die heilige und lautre Religion lieben, deren Urheber du bist, die uns in allen unsern

fera diriger toutes nos actions vers toi, comme vers leur unique terme; qui nous fera toujours agir, parler, penser pour le bien et pour le bon ordre, comme étant toujours sous tes régards!

Handlungen auf dich, das einzige Ziel derselben, hinweist, die uns überall für das Wohl und die gute Ordnung handeln, reden und denken lassen wird, als solche, die stets vor deinen Augen sind!

Sechzehnter Brief.

Lyon, den 11. Februar 1792.

Seit vorgestern sind wir nach einer angenehmen Reise hier. Wir gingen in den letzten Tagen viel zu Fufs, um der schönen Gebirge, die wir oft zur Seite hatten und die mit unzähligen alten, zum Theil verfallenen, aber auch mit neuen Schlössern besetzt sind, imgleichen der lieblichen Thäler voll zahlloser Bäche, Flüsse und Seen, denen auf allen Seiten kleine Wasserfälle von den Felsen herab zuströmen, besser zu geniefsen. In den Thälern war der Boden ganz mit neuem köstlichen Grase bekleidet. Die letzten Tage hatten wir vollkommenes Frühlingswetter. Auch waren die Felder

und die Abhänge neben den Wegen alle grün, und über und über mit gelben Butterblumen besäet. Vieles Gesträuch an den Wegen war schon völlig ausgeschlagen.

Wir konnten uns das Vergnügen nicht versagen, die berühmte *perte du Rhone* zu besuchen. Sie hat uns aufserordentlich viel Vergnügen gemacht. Es war gerade die erwünschteste Wassermasse: hinreichend, um sich nicht in den unzähligen Höhlungen, die der Strom bereits in den ungeheuren Felsunterlagen gegraben, zu früh zu verlieren; und nicht genug, um die mahlerischen, geborstenen ungeheuren Felsenmassen, die in einer Strecke von einigen hundert Schritten über das Bett des Stroms hervorragen, zu überströmen. Das Brausen der verschiede-

nen, unbeschreiblich schönen Wasserstürze, die sich über einander fortwälzen, war so gewaltig, dafs wir, mitten darunter auf dem am höchsten aus dem Wasser hervorragenden Felsenstück, wo wir standen, unser eignes Wort nicht hören konnten.

Je näher man der Stadt *Lyon* kommt, je flächer und fruchtbarer wird das Land. Der Anblick der Stadt selbst ist in der Entfernung einer halben Meile vorher aufserordentlich schön. Man fährt erst zwei *lieues* neben dem Strome hin; zur Rechten sind Gebirge, die in verschiedenen Absätzen vor den Reisenden hintreten. Kommt man um diese Vorsprünge herum, so hat man ganz *Lyon* mit seinen schönen Quays wie ein Amphitheater längs dem Flusse vor sich; über sich Lustschlös-

ser, und Klöster mit Feldern und Gärten umher; und zu allen Seiten einige tausend Lust- oder Gartenhäuser, auch mehrere Schlösser darunter, und das alles unter Einem Blick.

Die beiden letzten Tage unsrer Reise hierher (an denen wir Mittags und Abends mit Mehreren zusammen afsen, auch nach unserer Gewohnheit, weil wir stundenlang zu Fufse gingen, und häufig die Strafsen und Kaffeehäuser beliefen, sehr viele Menschen aus allen Ständen sprachen) fanden wir nicht einen Einzigen, der mit der Constitution ganz zufrieden war, und nur Einen Gastwirth, der billig und vernünftig über die Vortheile und Nachtheile derselben dachte. Der unglaubliche Geldmangel, der von Tage zu Tage zunimmt, und die ungeheure

Papieranhäufung drückt, die Leute in jedem Augenblicke. Das ganz allgemein gewordene Einschliefsen des Geldes, das jeder, vom Ministerium an, bis zur Hausmagd, treibt, ist leider ein gar zu deutlicher Beweis, dafs die Nation den Eifer für die Förderung der Constitution nicht hat, den ich ihr so gern zutrauete. Man sieht im gemeinen Manne nirgends eine Spur von der liberalen Aufopferung seines gegenwärtigen Vortheils zum Besten der Sache. Die Leute wundern sich, und sind entzückt, dafs ich das wenige Geld, welches ich in Strafsburg zur weiteren Reise bekommen habe, wirklich baar ins Land bringe und baar ausgebe. Ich hätte können 38 Procent darauf gewinnen, wenn ich es noch in Assignate umgesetzt hätte; aber ich

konnte mir das Vergnügen nicht versagen, mit jedem Sou, den ich auszugeben hatte, immer doppelte Freude zu machen. Auch haben wir dies Vergnügen in vollem Mafse genossen; denn es ist gewifs nie Einer für eigentliche Almosen herzlicher gepriesen und gesegnet worden, als wir für die Zahlung unserer Schuld in baarem Gelde. Wir wuchern hier sogar äufserst fein raffinirt egoistisch mit unserm kleinen baaren Reste. Hier im Hôtel fielen die Hausleute, da sie uns den Schweizerkutscher verabredetermafsen mit baarem Gelde bezahlen sahen, gleich über uns her: wir möchten ihnen doch nur für einige grofse Thaler Assignate umtauschen. Ich war anfänglich nur zu einem kleinen Thaler zu bewegen. Da wir aber vorge-

stern im Theater die Erfahrung gemacht haben, dafs man die Billets durch eine blofse Öffnung in der Kasse nimmt, ohne jemanden in's Gesicht zu sehen: so geben wir den Leuten im Hause erst das Geld, das wir an die Komödie wenden wollen, und zahlen dort mit Assignaten, oder vielmehr mit *Billets de confiance*, die mehrere grofse Kaufmannshäuser für die allerkleinsten Summen von 60, 30, ja von 5 Sous gemacht haben. Wenn wir ein zu grofses Billet geben, so bekommen wir ein kleines mit den Entrée-Billets durch die Öffnung zurück. So sehen wir denn hier kein andres baares Geld, als was in unseren Händen ist. Das Ministerium, das seit den letzten Monathen das baare Geld, besonders Gold, zur Führung des Krie-

ges aufkauft, hat das Gold itzt zu der wucherndsten Waare gemacht. Der Minister soll den *Louis neuf*, der eigentlich nur 24 Livres gilt, schon mit 40 bis 42 Livres in Assignaten bezahlen. (Der *Moniteur* widerspricht diesem Gerücht im Namen der *Trésorerie.*) Das hörte ich von mehreren hiesigen Kaufleuten; und nicht ein einziger, der es mir sagte, selbst wenn es ein junger Mann war, unterliefs hinzuzusetzen: »wenn Sie Geld haben, so müssen Sie es ja nicht im gemeinen Leben ausgeben, Sie können ja bei dem Umwechseln gegen Assignate so und so viel gewinnen.» So wenig ist eine Spur von *esprit public* in den Leuten! Freilich ist *Lyon* eine Handelsstadt, (was *London* aber auch ist) und man sieht überall nur das Verlan-

gen nach Ruhe und Frieden *auf jede Bedingung*, damit man nur in seinem Gewerbe nicht gestört werden möge.

Wir hatten gestern einen sehr guten Beweis von der Gesinnung des Volkes. Es ward in der Komödie: *le Club de bonnes gens* gegeben, eine Operette, worin die Sucht, politische Clubs, selbst unter Landleuten, zu halten, sehr gut lächerlich gemacht wird. Die oberen Logen und das Parterre waren gedrängt voll von demokratisch gesinnten Leuten gemeineren Standes; der erste und zweite Rang Logen, das Amphitheater und das Parquet aber gepfropft voll aristokratisch Gesinnter. Ehe das Stück anging, ward von nichts anderem gesprochen als von dem Lärm, den es heute Abend von dem partheiischen Klatschen der beiden Theile geben

würde; aber in dem ganzen Stücke ward fast nichts beklatscht, als die gemäfsigte Gesinnung eines *Curé*, der die ganze Moral in neun Capiteln höchst langweilig absang. In jedem Capitel, oder jeder Arie, kam das Wort *la paix* (der Friede) zwanzigmal vor, und ward jedesmal allgemein beklatscht. Das Stück war übrigens voll munterer Laune. Das Theater ist durch eine Zwischenmauer in zwei kleine Bauergärten getheilt, in denen von zwei verschiedenen politischen Partheien Clubs gehalten werden. Der demokratische Club wird dadurch, dafs der Präsident ein versoffener Müller ist, und dafs alte Weiber und Mädchen in den Sitzungen sind und Motionen machen, offenbar verspottet. Dieser ganze Club fällt am Ende mit

der Mauer in den aristokratischen Nachbarsclub, den er behorchen will, weshalb er sich *in pleno* an die Mauer hängt, lehnt u. s. w.

Der lustige Acteur in dem aristokratischen Club machte aus eigenem Witz den einzigen satyrischen Zug gegen die Aristokraten. Er hat nach dem Inhalte des Stückes bei einem lustigen Liede in seinem Garten zu springen und zu tanzen. Als das der versoffene Müller in seinem Garten hört, sagt er: »meint der Lump, dafs ich nicht auch singen und springen kann?« — und nun springen und tanzen beide, jeder in seinem Garten. So weit das Stück. Der lustige Aristokrat machte aber aus eigenem Witze einen Zusatz. Mitten in seiner Lust fiel er und zerschlug sich jämmerlich.

Das ward denn vom Parterre und den oberen Logen sehr beklatscht, und von den Logen sehr bemurmelt.

Beide Theile beklatschten einmüthig den Einfall, dafs man, um Ruhe und Vereinigung unter den Partheien wieder herzustellen, ihnen nur fein zu lachen und zu tanzen geben müsse. — Als wir nach der Komödie vorn auf dem Platze vor dem herrlichen Rathhause waren, und sich in dem unbeschreiblich grofsen inneren Hofe eine Menge Menschen, besonders Weiber, versammelte, fragt' ich einen von der Nationalgarde, die sich einzeln eifrig unter sie mischte: was das wäre? *bien de monde assemblée, Monsieur;* war die Antwort. Alle Übrigen, die ich befragte, erwiederten mir: *ma foi, je n'en sais pas plus que vous, Monsieur.*

Das Zusammenlaufen hat gegen die Nacht immer zugenommen, so dafs die Nacht hindurch einige Hundert Nationalgarden patrouillirt haben; es ist indefs nichts vorgefallen. Man spricht aber davon, einigen ganz erklärten Aristokraten ihre Häuser anzustecken. Der abscheuliche Mordbrandpriester *St. Huruge*, der vor zwei Jahren im *Palais royal* so wüthend gegen die Königin und die gemäfsigte Parthei predigte, treibt itzt hier sein Apostelamt. In dem hiesigen Jacobinerclub, wo er tobt, haben sie heute eine ganz geheime Session. Wir kommen deshalb erst morgen dazu.

Gestern früh schrie ein Kerl auf der Strafse ein Buch ganz wüthend mit folgenden Worten aus: *Citoyens, Citoyennes* (die Kerl sagen nicht mehr: *Messieurs, Mesdames*) *voilà le beaume.*

le vrai beaume contre la rage aristocratique!

Die Strafsen hangen voll der bittersten und lächerlichsten Carricaturen über die Armee der Emigranten und über ihre Märsche und Contremärsche. Ein besonderes Blatt, das scandalöseste von allen, ist der Russischen Kaiserin gewidmet. Sie steht in diesem Kupfer mit einem Fufs auf den Thürmen von Constantinopel, mit dem andern auf denen von Moskau. Unter ihrer Beinweite stehen der Pabst, der Kaiser, der König von Schweden, der Kuhrfürst von Mainz und Potemkin, und lassen ihre moralischen Bemerkungen in gar freier Sprache zum Munde hinaus.

Unser alter Bekannte, Gr. v. R., der mit uns im *Hôtel de Milan* logirt, und bei dem wir gestern Mittag afsen, ist durch das ganze südliche

Frankreich gereist, und kann die Ordnung und Ruhe nicht genug rühmen, die er überall gefunden hat. Er ist bei dem Aufstande in *Nismes* zugegen gewesen, von dem die Zeitungen so viel Geschrei gemacht haben.

Die ganze Sache bestand darin, dafs einige Tausend Weiber zusammen liefen und die Herabsetzung des Brotpreises verlangten. Man liefs die Nationalgarde aufmarschiren, versprach ihnen, so viel wie möglich dafür zu sorgen, dafs sie das Brot zu billigeren Preisen bekämen; und alles ging ruhig aus einander. Im südlichen Frankreich, wo man sonst nie recht sicher reisen konnte, ist seit der Revolution noch gar kein Fall vorgekommen, dafs ein Reisender geplündert, oder ermordet worden wäre. Gr. v. R. ist übrigens Tag und Nacht gereist.

In Frankfurt, Heidelberg und über all rieth man *W*** sehr ernstlich, seine Uniform nicht anzuziehen. Er reist nun schon von Colmar an darin, auch geht er hier darin auf die Strafse und in's Theater, und kein Mensch hat ihm darüber nur ein schiefes Gesicht gemacht. Eher erregt er damit Aufsehen, dafs er die Nationalcocarde am Hut, und Nationalbänder im Knopfloche trägt, welches hier kaum der zehnte Mensch thut.

Die Nationalgarden sind überall, selbst in den kleinen Städten, in sehr grofser Anzahl und Ordnung. Es ist eine Lust, die schönen, feinen, geschickten Leute beisammen zu sehen. Fast überall, wo wir abstiegen, sahen wir solche, die nicht im Dienste waren, die angeschlagenen *Gesetze*

An-

Andern laut vorlasen; und oft machten sie links und rechts sehr verständige Anmerkungen darüber. Manches eben neu angeschlagene Gesetz war indefs wohl sechs bis acht Monath alt.

Ich bin überzeugt, dafs die Aristokraten, und selbst die Prinzen, ohne alle Gefahr zurückkehren könnten; und brächten sie gar baares Geld mit, so würde gewifs jeder sie freundlich empfangen. Sollten sie aber förmlich einen Krieg gegen Frankreich führen wollen, oder auch nur daran Theil nehmen; so steh' ich für nichts, und bedaure besonders die zurückgebliebenen Weiber und Kinder der Emigrirten. Die Nation, die den Frieden beizubehalten wünscht, würde dann gewifs die bitterste Rache nehmen.

Lyon, den 15. Februar 1792.

Lyon ist für das Auge bei weitem die schönste Stadt, die ich jemals gesehen habe, nicht eine einzige Italiänische, Französische oder Deutsche ausgenommen. Die herrlichen Quays der Rhone und Saone, der prächtige Platz *Ludwig's XIV*, das ehrwürdige *hôtel de ville* und sehr viele herrliche Gebäude geben dem Inneren der Stadt ein eben so herrliches, grosses Ansehen, wie sie durch ihre unbeschreiblich und einzig schöne Lage reitzend und anmuthig ist.

Auf dem Platze *de Louis XIV* ärgerte sich mein Demokrat heute sehr an den prächtigen Façaden, welche zwei Seiten desselben bekleiden, weil

er sie für eine Wirkung von dem niederträchtigsten Schmeicheln des Despotismus ansah. Sie wurden nehmlich von den Lyonern in höchster Eil mit ungeheuren Kosten aufgeführt, weil ein falsches Gerücht ihnen den hohen Besuch ihres stolzen Monarchen versprach. Dafür trägt dieser nun aber auch Vesicatorien an den Lenden. Das Volk hat seiner schönen *Statue équestre*, die mitten auf dem Platze steht, und einer andern über dem *hôtel de ville*, grofse Nationalcocarden von Eisenblech an dem Schwerte befestigt. Wahrlich, ich glaube, der hochmüthige egoistische Despot *Ludwig XIV* hätte sich lieber den ganzen Leib mit den heftigsten Zugpflastern belegen lassen, ehe er gutwillig einen Augenblick die Nationalcocarde getragen hätte.

Perrache'ns kühnes, grofses Unternehmen, der Rhone einen regelmäfsigeren Lauf anzuweisen, so die Stadt mit einem neuen Quartiere zu vergröfsern, den herrlichen Quay der Rhone bis auf eine *lieue* zu verlängern, und durch einen neuen Canal die Stadt mit fünf und zwanzig stehenden Mühlen zu bereichern — wovon du wohl schon in *Sulzers Tagebuch* eine ausführliche Beschreibung gelesen hast — ist gröfstentheils bereits ausgeführt. Wir haben heute schon eine sehr ansehnliche Promenade auf dem neuen Theil des Quay's gemacht, der mit schönen Bäumen besetzt ist. Dem alten Quay fehlt dieser Vorzug; aber dessen ungeachtet sieht man auf diesem, weil er ein bequemes *Tròttoir* hat, gegen Abend, und itzt auch um

die Mittagszeit, viele Tausend Einwohner promeniren. Die Lyoner behaupten, man könne in der schönen Jahreszeit einen ganzen Monath lang täglich eine neue ansehnliche Promenade machen, ohne dafs die letzte durch den schönen Eindruck der früheren leide.

Obgleich das hiesige Theater grofs und ansehnlich ist, so wird itzt doch auf dem Quay der Rhone an einem viel gröfseren und prächtigeren gearbeitet. Man hat ein Capucinerkloster von grofsem Umfange dazu gekauft. Zu ihrem jetzigen Theater baten die Lyoner *Voltaire'n* um eine Inschrift. Er antwortete: setzt *Theater* darüber, so weifs jedermann, was es ist; und das thaten sie denn auch.

Die Schauspielergesellschaft scheint,

nach allem, was wir bis itzt von ihr gesehen haben, sehr mittelmäfsig zu seyn. Ein komischer Acteur, *Chevalier*, hat uns am besten gefallen. Gestern sahen wir ein neues Nationalstück: *les Suisses de Chateauvieux*, worin er als ein Deutscher Schweizer uns viel Vergnügen machte. Er soutenirte die Deutsche militärische Steifheit und die Schweizerische Traulichkeit sehr gut. — Dafs indefs auch das hiesige Publicum sich mit Kinderpossen amüsiren läfst, bewies das unbändige Lachen über den weiten und breiten Laut, womit *Chevalier* jedesmal den Namen seiner Vaterstadt *Basle* aussprach. Das war der Hauptspafs in dem überhaupt sehr mittelmäfsigen Stücke. Ein alter tragischer Acteur spielte den unglücklichen alten

Schweizerbauer gerade so, wie *Döbbelin* sonst *Richard den Dritten* zu spielen pflegte; und doch ward er für jede Gewaltthätigkeit, die er an seinem Leibe ausübte, laut beklatscht.

Aus dem Theater gingen wir in den hiesigen Jacobinerclub, wo wir das Locale, die Versammlung (die gröfstentheils aus dem niedrigsten Pöbel bestand) und die Verhandlungen, (meistens feindselige Denunciationen und verläumderische Declamationen) kurz Alles, Alles so höchst widrig, schmutzig und ekelhaft fanden, dafs wir nicht lange dort aushielten, und dafs ich mich auch itzt nicht überwinden kann, dir etwas Ausführliches darüber zu schreiben. *St. Huruge* mit seinem höllischen Blasebalge war gerade nicht gegenwärtig.

Wir eilten in die Assemblee, die hier den ganzen Winter hindurch von allen grofsen Häusern die Reihe herum gehalten wird. Gestern war sie bei einem der gröfsten Kaufleute, Herrn *Coudere*; Mitglied der ersten *Assemblée nationale*, der hier in jeder Rücksicht sehr geachtet ist. Wir fanden viele Gesellschaft, aber fast alles beim Spiele. Auch Herr *Coudere* selbst hatte eine Partie gemacht; seine sehr angenehme Familie aber war ohne Spiel, und verschaffte uns eine um so angenehmere und interessantere Unterhaltung, da die Damen sämmtlich eifrige Freundinnen der Constitution und voll Hoffnung für einen glücklichen Ausgang der Sache waren. Ich hoffe mit dieser hochachtungswerthen Familie näher bekannt zu werden.

Die Gesellschaft ward gegen halb 11 Uhr nach und nach kleiner. Nur ein Theil davon pflegt zum Essen zu bleiben; mancher bleibt auch wohl da, ohne sich an den Tisch zu setzen, der gewöhnlich, auch bei der gröfsten Versammlung, nur für zwanzig Personen gedeckt wird. Die meisten Franzosen essen des Abends nicht; allenfalls trinken sie ein Glas Wein, und lassen sich vom Tische ein Stück Kuchen oder einige Früchte reichen. Ein Umstand, der die Nachahmung solcher allgemeinen Assembleen in Deutschland fast unmöglich macht, da bei uns jedermann gewohnt ist, sich Abends eben so voll zu stopfen und zu saugen, wie Mittags.

Achtzehnter Brief.

Lyon, den 18. Februar 1792.

Wir finden hier zu unsrer grofsen Freude unsern lieben trefflichen Dichter und alten Herzensfreund *Matthisson*; und zu unserem doppelten Gewinne finden wir ihn in einer Familie, die vielleicht einzig in ihrer Art ist: in der zahlreichen Familie *Scherer*, ursprünglich aus der Schweiz, aber schon seit einigen Generationen in *Lyon* als ein grofses Handelshaus etablirt. Der älteste Bruder, ein sehr sanfter feiner Mann, hat die Tochter des Holländischen Gesandten *Hogguer* in *Hamburg* zur Gattin, die du schon als eine sehr würdige Tochter ihrer vortrefflichen Mutter, als eine sehr liebe, feinfüh-

lende, gebildete Frau kennst, und die drei liebe Töchter hat. Dieses Paar bringt die meiste Zeit hier in und bei *Lyon* zu, obgleich der Mann eigentlich von Geschäften frei ist, da er sich mit seinem zweiten Bruder aus der Handlung zurückgezogen hat.

Dieser *zweite Bruder*, der dicht neben ihm wohnt, so, dafs sie, ohne über die Strafse zu gehen, zu einander kommen, ist ein lebhafter, sehr feiner und galant gebildeter Weltmann von gutem natürlichen Verstande und warmen Herzen. Er hat in der Physiognomie etwas von *Henri IV.* Seine Gattin ist eine der genievollsten gebildetsten, verständigsten und feinfühlendsten Frauen, von edler, etwas männlicher Bildung und grofser Activität. Sie versteht die Botanik gründ-

lich, zeichnet vortrefflich, und ist eine über allen Ausdruck grofse Clavierspielerin. Ihre Freunde, die sie näher kennen, vergessen aber diese Talente fast über ihre grofsen häuslichen und geselligen Tugenden. Sie haben einen Sohn von acht, und zwei Mädchen von sechs und drei Jahren, Kinder, die an Bildung, Geist und lieblichem Charakter fast alle andre, die ich kenne, übertreffen. Bei diesen ist unser *Matthisson*. Die Familie wohnt vom April bis Julius in *Grandclos*, ihrem Schlosse am Genfer-See; wenn die Hitze die dortige feuchte Gegend unangenehm macht, höher hinauf bei oder in *Vevay*, auch wohl bei oder in *Genf*, oder bei dem *Costanzer-See*, wo ein naher Verwandter von ihnen ein Landhaus hat. Sobald die grofse Hitze vorbei ist, ge-

hen sie wieder nach *Grandclos*, bleiben da in der paradiesischen Gegend bis zu Ende des Octobers, gehen dann bis gegen den December zu ihrem Vater auf ein Landhaus nahe bei *Lyon*, und vom December bis April endlich leben sie in *Lyon* selbst. In demselben Hause unter ihnen wohnt der *dritte Bruder*, ein Mann von Kopf, Bildung und festem Charakter, der eigentlich die Handlung führt, und deshalb *Lyon* nie verläfst. Seine Haushaltung besorgt eine etwas ältliche verständige, seelengute Schwester. Nicht weit von ihnen wohnt ein *vierter Scherer*, ein Cousin, der ein guter natürlicher, unterrichteter Mann ist, und eine Bibliothek hat, wie man sie vielleicht so schön, so auserlesen und so reich an den seltensten kostbarsten Ausgaben der merk-

würdigsten Werke bei keinem andern Privatmanne findet. Zu diesen kommen nun noch zwei sehr verständige treffliche Compagnons, *Fingerling* und *Tomann*, Beide Schweizer. Diese machen wieder besondere gute Häuser; und in allen den Häusern, wo der angenehmste, zwangloseste, anständigste Ton und ein ächtes unverbesserliches Wohlleben in jedem Verstande herrschen, ist *Matthisson* Freund und Bruder. In dem Hause, dessen Kinder er erzieht, wird er geschätzt, geliebt und getragen, wie nur gute edle Menschen einander lieben und tragen können. Sein Zögling ist ein Knabe, den er sich auf Erden nicht besser wünschen könnte, und der mit wahrer Innigkeit an ihm hängt. Die Familie sinnt recht darauf, ihm das Leben mit

jedem Jahre angenehmer zu machen, so wie auch mit jedem Jahre sein ansehnliches Gehalt wächst. In vier bis fünf Jahren denkt sie auf ein oder zwei Jahre ganz nach Paris zu gehen. Wenn der Sohn sechzehn bis siebzehn Jahr alt ist, soll *Matthisson* nach eigenem Plan mit ihm reisen, und es wird ganz von ihm abhangen, ob er auf dieselben Bedingungen Zeitlebens bei seinem Zöglinge oder dessen Familie bleiben, oder hernach eine lebenslange Pension von 1200 Livres, oder das Capital selbst, annehmen will.

Zum Gemählde der *Schererschen* Familie fehlen noch die Eltern der Frau, *Mr. et Madame de Grandclos*, beide ausgezeichnete, edle, verständige Menschen; und ihr Onkel, *Mr. de Guillard* mit seiner Frau, auch sehr brave

Leute. Alle diese leben und weben ganz in und für ihre vortreffliche Erbin. Dann der Capitain *Hogguer* vom Schweizer-Regiment *Vigier*, das in Strafsburg steht; ein vortrefflicher, sanfter, feinsinniger Mann, der hier eben ein liebes, angenehmes Mädchen heirathet. Alle diese Menschen lieben unsren *Matthisson* wie ihren Freund und Bruder; bei allen ist er wie zu Hause.

Sehr interessant war es mir zu erfahren, dafs diese sämmtlichen Leute von dem *Dichter Matthisson* nichts wissen, und dafs dieser liebe Mensch also allein, durch sein eigentliches *Ich*, die ganze vortreffliche Familie so völlig gewonnen hat. Keiner von den *Scherers* liest genug Deutsch, um seine feinen, sinn- und gedankenvollen Gedichte voll

edel-

edel gewählter Sprache zu verstehen. *Matthisson* hat sich aber auch durch einige Jahre freies Leben in dem feinen Hause seines Freundes *Borstetten*, welcher Berner Amtmann in *Nyon* am Genfer See ist, und durch das Leben in der über allen Ausdruck ächt feinen und liberalen *Schererschen Familie*, von jeder Seite zu einem sehr interessanten, freisinnigen, sich fühlenden Menschen gebildet.

Sein schönes Dichterwesen treibt er in genufsvoller Stille, worin man so etwas nur ganz und innig treiben kann. Die neue Ausgabe seiner Gedichte durch *Fuefsli*, die kurz vor meiner Abreise erschien, wird bald nicht mehr die neueste seyn. Wir bewunderten damals die strenge Auswahl und die schöne ächte Correktheit

der Gedichte. Aber er hat *Fuesslin* schon wieder eine Menge beträchtlicher Verbesserungen und einige ganz vortreffliche neue Gedichte zu einer andren Ausgabe zugeschickt. *Das Kloster* wird Dich unter den neuen Stücken vorzüglich freuen; es ist ein grofses, meisterhaft ausgeführtes, vollendetes Gemählde, und verdient ganz an der Seite unsrer beiden Lieblingsgedichte, *der Genfer-See* und *die Kinderjahre*, zu stehen.

Neunzehnter Brief.

Lyon, den 18. Februar 1792.

Wir haben gestern einen sehr angenehmen Tag gelebt. *Scherer de Grandclos* hatte eine sehr feine Mannsgesellschaft für uns eingeladen, unter andern auch Herrn *Coudere*, der mir schon vorgestern Abend sehr wohl gefiel. Er ist ein sehr warmer Constitutionsfreund, und glaubt ganz fest, man werde zu der folgenden Nationalversammlung sehr viele von den Mitgliedern der *Assemblée constituante* wieder wählen, und es könne noch alles gut gehen, obgleich *diese* Nationalversammlung oft zum Nachtheile der Constitution agire. Es wären, sagte er mir, auch in der jetzigen

viele sehr denkende, sehr unterrichtete Männer, die nur, leider! nicht Charakter und Energie genug hätten, vorzudringen, und denen es bisweilen auch wohl an klugem Muthe fehlte, eine Weile mit dem Strome zu schwimmen, um zuletzt durch eine geschickte Wendung zu dem gegenseitigen Zwecke zu gelangen; was *Mirabeau* so meisterhaft verstanden habe. Ein Anderer sagte: *Mirabeau* sei wirklich *au coin du feu* immer ächt monarchisch gewesen und habe den Andern, die es auch waren, oft zugerufen: *cédons au torrent, pour vaincre à la fin.* Leider behaupteten Mehrere in der Gesellschaft auch, *Mirabeau* habe eine lange Zeit wirklich ganz für *d'Orleans* agirt und an der leidigen Octobernacht thätigen Antheil genom-

men. Mir fällt hierbei ein, dafs ** mir neulich erzählte: der Jacobinerclub sei unlängst damit umgegangen, dafs alle Clubs in dem ganzen Königreiche zu gleicher *Zeit*, an Einem Tage, von der Nationalversammlung den strengsten Criminal-Procefs gegen *die Königin* verlangen sollten. Er wufste nicht, was für Wirkung dieses Manoeuvre gethan hätte. Wenn sie zum Kriege nicht ganz gerüstet sind, oder ihn wohl gar lieber vermeiden wollen: so wäre dies freilich ein sehr unkluger Schritt. Sonst bin ich noch immer, wie vom Anfange an, der Meinung, die Entfernung der Königin sei zur Herstellung der Ruhe ganz nothwendig. Sie ist zu tief gekränkt, zu sehr um ihre politische Existenz gebracht; sie ist zu listig, und hat zu viel Muth

und Charakter, um sich je ruhig in die neue Ordnung zu ergeben. Und dem Könige fehlt es offenbar zu sehr an Einsicht und Charakter, um nicht überall überlistet zu werden.

Von 6 bis halb 10 Uhr haben wir sehr angenehm in dem hiesigen *Club des Feuillants* zugebracht. Wir fanden einige Tausend Zuhörer versammelt. Es herrschte unter ihnen ein äufserst würdiger, anständiger Ton, und die Mitglieder waren bis zur höchsten Ängstlichkeit genau, keine Art von Geräusch nur einen Augenblick unbeschrieen gelten zu lassen. Nachdem man einige Berichte über Sachen der hiesigen Municipalität und des Administrations-Departements ohne irgend eine Denunciation vorgelesen hatte, gab man der grofsen Versammlung

das interessante Schauspiel eines Criminalprocesses nach der neuen Form, um sie damit bekannt zu machen. Die Mitglieder hatten sich in die Rollen des Präsidenten, des öffentlichen Anklägers, des einer Mordthat Angeklagten, des Defensors, der Zeugen von beiden Seiten, und der Geschworenen getheilt. Sie führten den Proceſs mit allem Detail ernstlich und genau durch, und man mufste jeden Augenblick sich selbst daran erinnern, dafs es nur eine Vorstellung wäre. Der Präsident war ein tüchtiger Mann, der die Sache des Angeklagten und der in Gefahr schwebenden Menschheit mit grofser Würde beherzigte. Ein junger, wohlgebildeter, talentvoller Mann — mich dünkt er hiefs *Micolt* — hielt, als Defensor des Ange-

klagten, eine, bis auf wenige zu declamatorische Stellen, ganz vortreffliche Rede, die für den Abend dadurch sehr zweckmäfsig wurde, dafs er jede Gelegenheit wahrnahm, den grofsen Vorzug der neuen Criminal-Ordnung vor der alten zu zeigen. Er ward auch durch den höchsten Enthusiasmus belohnt, der sich diesen Abend wirklich für nichts Anderes äufserte. Ich lernte *den* Unterschied von dem Englischen Verfahren in der *Old-Baily* kennen, dafs der Angeklagte selbst, die Zeugen, die gegen ihn auftreten, weiter zu seinem Vortheile befragen kann, wenn er glaubt, der Präsident habe Fragen übrig gelassen; dafs man die *Jures* auffordert, während des Verhörs sich solche Hauptpunkte, die hernach ihr Urtheil bestimmen müssen.

aufzuzeichnen, (was sie auch wirklich thaten;) dafs die Geschworenen ihren Chef haben, der ihre Deliberationen im verschlossenen Zimmer (das hier in einer Ecke des Saales angenommen wurde) leitet; und dafs nicht die vollkommene Übereinstimmung Aller zur Verurtheilung oder Lossprechung nöthig ist, sondern dafs die Mehrheit der Stimmen entscheidet. Wir verliefsen diese Versammlung sehr zufrieden.

Den 19. Februar 1792.

Mit jedem Tage geht es uns hier besser, und der Werth der Menschen, mit denen wir leben, entfaltet sich immer mehr. Gestern Mittag lernte ich an *Coudere*, der hier der gröfste, reichste Kaufmann ist, einen der lie-

benswürdigsten und aufgeklärtesten Menschen näher kennen. Der brave Mann hatte die unerwartete Gefälligkeit für mich gehabt, mir als einem, der sich so ernstlich für die Constitution interessirt, aufser mehreren klugen Leuten, auch ein braves Mitglied der *Assemblée constituante* einzuladen, nehmlich *Mr. Milanois*, einen sehr feinen, verständigen Mann, der unter andern sehr richtig sagte: »wo sich in despotischen Staaten ein *Mirabeau* findet, mufs es auch eine Revolution geben;' und wo er zu früh abgeht, mufs die Sache unvollständig bleiben, oder kann nur durch hundert kleine Mittel, die ihn am Ende ersetzen, sehr langsam Consistenz gewinnen.« Er kam eben in der Uniform eines gemeinen *Garde nationale* von der

Wache. Traurig ist es aber doch, dafs Alle, Alle ohne Ausnahme, so schlecht von *Mirabeau's* Charakter denken! Selbst der sanfte, höchst billige *Coudere* zuckte bei jeder Frage, die ich darüber that, die Achseln. *Milanois* war indefs überzeugt, dafs *Mirabeau* ohne Privatabsicht zur Sache *gekommen* sei; und der höchst merkwürdige Brief, den du schon hast, war ihnen allen eine angenehme Bestätigung dafür. Es ward viel von der jetzigen Nationalversammlung gesprochen, die sich mit jedem Tage stärker prostituirt. Den letzten Nachrichten zufolge, haben die Herren sich sogar mit den Tribunen gezankt und geschimpft. Es ist nahe daran, dafs sie, wo nicht aus einander gejagt, doch vom Volke selbst in Furcht und Schrek-

ken gesetzt und so in Ohnmacht gehalten werden wird, bis man eine neue Versammlung beruft. Auch die Jacobiner sind in Gefahr, von dem Volke aus einander gejagt zu werden. Der Maire *Petion* selbst fängt an, sich gegen die Nationalversammlung zu erklären. Neulich schlugen die *Enragés* vor, ganz Paris mit langen Piken zu bewaffnen, und waren ihrer Sache schon so gewifs, dafs eine Menge Volks sich bereits dergleichen angeschafft hatte. Der Vorschlag ist indefs verworfen und den Leuten angedeutet worden, die Piken, bei Strafe der Arrestation, an die Municipalität abzuliefern, oder sie wenigstens mit Angabe ihres Namens, ihrer Wohnung und ihres Gewerbes anzuzeigen. Doch du liesest ja den *Monteur*.

Die Weiber sind hier, so viel ich ihrer gesprochen habe, eifrige Freundinnen der Constitution; desto mehr zittern sie aber itzt vor Krieg und vor dem Unsinn der Nationalversammlung, die augenscheinlich durch die schändlichste Cabale der Antirevolutionärs so schlechte Mitglieder erhalten hat: eine Idee, die mir immer wahrscheinlicher wird, je mehr ich erfahre, mit welcher Consequenz und Hinopferung des Volkes die heimlichen Machinationen der ausgewanderten Prinzen und ihrer Anhänger getrieben und durchgesetzt werden. Hätten die Freunde der Constitution nur halb so consequent und ununterbrochen thätig gehandelt, so stände es itzt gewifs viel besser um das schöne Land und um das liebenswürdige Volk!

Zwanzigster Brief.

Lyon, den 20. Februar 1792.

Seit drei Tagen ist hier eine bittere, Mark und Bein durchdringende Kälte eingefallen. Und dadurch leidet man hier bei weitem mehr, weil die Menschen nicht die geringste Vorsicht dagegen zu nehmen wissen. Thüren und Fenster sind nicht dicht; alle Augenblicke werden jene ganz offen gelassen; Ofen giebt es fast gar nicht; die Camine sind übermäfsig grofs, und rauchen sehr stark. Die jetzige Witterung ist hier freilich etwas Aufserordentliches; doch hat man seit drei Jahren überhaupt weit mehr Kälte gehabt als gewöhnlich. Sie wird uns um so empfindlicher, da wir alle

gute Hôtels so besetzt fanden, dafs wir, in Anwartschaft auf ein besseres Zimmer, um nur in einem der besten Häuser zu seyn, ein ziemlich schlechtes, undichtes Zimmer auf dem Hofe haben nehmen müssen. Morgen räumen indefs ein Paar kleine Deutsche Prinzen — ich habe ihre Namen vergessen — ein gutes Zimmer, mit welchem allein sie sich hier ebenfalls mehrere Wochen lang haben behelfen müssen. *Lyon* ist ganz voll Fremder und Landeigenthümer, die sich nicht getrauen mögen, auf ihren Landhäusern zu bleiben.

Gestern erhielt ich *Mirabeau's* Briefe, die er in den Jahren 1777, 78, 79, 80 vom *Donjon de Vincennes* an seine *Sophie* und Andre geschrieben hat. Sie sind ein Schatz von Men-

schendarstellung, wie von ächter Klugheit und Weisheit. Wie freu' ich mich zu der Lectüre an deiner Seite! Das feine und tiefe Gefühl, das überall unverkennbar durchscheint, hätt' ich dem Manne nicht zugetrauet!

Gestern Abend sahen wir im Theater *Richard coeur de lion*. Es ward ziemlich schlecht vorgestellt; und zu *W**'s* grofsem Ärger trieben die Aristokraten ihr Wesen ohne Widerstand, und beklatschten schon das Ritornell der Arie: *o Richard, o mon Roi! l'univers t'abandonne*. Das gemeine Volk rief zwischen den Acten: *ça ira!* und man spielte es nicht. Das hat indefs hier keine schlimme Bedeutung. Was hier *Aristokrat* genannt wird, ist eigentlich nur die gemäfsigte Parthei, und Leute die keinen

rech-

rechten Antheil an der Constitution nehmen, sondern nur Ruhe und Ordnung haben wollen, um ihr Gewerbe ungestört treiben zu können.

Das einzige wahre Vergnügen, das ich hier im Theater gehabt habe, hat mir ein alter Schauspieler, *Restier*, gemacht, der die *roles en manteau* ganz vortrefflich spielt. Ich habe sie selbst in Paris nie besser gesehen. Was der Mensch aber auch für eine Larve dazu hat! Jeder Moment seines Spiels könnte von einem sinnvollen Mahler zu einem bedeutenden Gemählde gemacht werden. Es ist oft versucht worden, ihn nach Paris zu ziehen; allein aus Vorliebe für *Lyon* hat er es immer abgeschlagen: und als man unter der alten Regierung einmal so weit ging, ihm eine *lettre de cachet* zuzuschicken,

spielte er einige Jahre lieber gar nicht.

*W***, dem man gesagt hatte, dafs, wenn *Restier* spielte, das Haus, besonders das Parterre, gepfropft voll wäre, und zwar gröfstentheils von ganz gemeinen Leuten, bestand darauf, sich einen lustigen Abend zu machen, und ging zu beiden Vorstellungen, in denen wir *Restier* gesehen haben, auf das Parterre. Er hat denn auch des Stofsens, Drängens, Schreiens und Polterns da vollauf gehabt. Beim Hineingehen war er so klug, mir seine Brieftasche zu geben. Während des Stückes ereignete es sich wirklich, dafs seinem Nachbar die Brieftasche, in welche er die bei der Casse zurück erhaltenen kleinen Geldzettel legte, und die er auf dem Parterre erst wie-

der einsteckte, weggenommen wurde. Weil man itzt kein Geld, sondern nur Assignate bei sich trägt, so sind die Beuteldiebe Brieftaschendiebe geworden. Der Geldmangel geht wirklich unglaublich weit. Seitdem unser kleiner baarer Vorrath ausgegeben ist, und wir nun unser Geld hier ebenfalls in Assignaten empfangen haben, sehen wir keine Art von Münze mehr. *M*** versichert, seit einem Jahre sei ihm kein baarer Sou, oder sonst irgend eine Münze zu Gesicht gekommen. Dies scheint mir bei den reichen Leuten eine sehr grofse Kälte für den Fortgang der öffentlichen Sache zu verrathen. Es kann ihnen an baarem Gelde unmöglich so ganz fehlen; und noch dazu geräthen sie bei allen kleinen Ausgaben in die gröfste Verlegenheit mit

dem gemeinen Manne, der unbeschreiblich darunter leidet.

Für den Landmann ist dies fast der einzige Druck, den er itzt hat; denn von Abgaben ist er fast gänzlich befreiet. Auch besteht selbst jener Druck mehr in Einbildung und Unbequemlichkeit, als in reellem Schaden. Was hat der Landmann viel mit Geld zu thun? Nur der, welcher an der Landstrafse wohnt und öffentliches Verkehr treibt, und der, welcher seine Produkte zu Markte führt und sie im Detail verkauft, fühlen sich dadurch in ihrem Gewerbe oft gehemmt und beengt. Der wohlhabende, im Grofsen verkehrende Landmann, der sein gelöstes Geld wieder zum Ankauf von Nationalgütern verwendet, nimmt seine etwas erhöheten Preise gern in As-

signaten bezahlt, die er bei dem Güterankauf für voll anbringt.

Eine Klasse von Menschen, die sehr unter dem Geldmangel leidet, und auch wohl das meiste Geschrei erregt, sind die Armen, die von Almosen leben. Sie haben schon an der grofsen Menge ausgewanderter reicher Leute verloren, die so gern glauben, alle ihre Ungerechtigkeiten und schlechten Handlungen wieder gut machen zu können, wenn sie freigebig Almosen ausspenden, wodurch sie eigentlich Schlechtheit und Unrechtlichkeit in der Nation vervielfältigen. Bedenkt man nun dazu die Bequemlichkeit und die gegen sich selbst lügenhafte Verfahrungsart der meisten Menschen, die aus übel verstandener Mildthätigkeit sich wohl für verpflichtet halten, dem lei-

denden Nebenmenschen von ihrem *Ueberfluſs* etwas abzugeben, und dies auch wohl *willig* thun, sobald sie es mit aller Bequemlichkeit, mit einem Griff in die Tasche, thun können, die aber itzt, bei dem gänzlichen Mangel an kleiner Münze, vor sich und Andern mit der Entschuldigung durchschlüpfen, dafs sie dem Bettler doch kein Assiguat von mehreren Livres geben können; so sieht man wohl, dafs die bettelnde Klasse übel daran ist, und dafs itzt aus ihr noch leichter und öfter als sonst Räuber und Ruhestörer kommen.

Selbst den Fabrikarbeitern, welche hier den gröfsten Theil der gemeinen Leute ausmachen, scheint eine schlimme Epoche bevorzustehen. Sie leiden schon dadurch, dafs sie in Assignaten

bezahlt werden, die sie nicht für voll anbringen können, und für die sie auch nicht alle Waaren zu den vorigen Preisen erhalten. Indefs hat der Umstand, dafs es bisher in allen Fabriken Arbeit vollauf für sie gegeben, sie noch einigermafsen beruhigt. Die hiesigen Fabrikanten haben nehmlich auf die Speculation, dafs sie an den Assignaten schon 30 bis 40 Procent gewinnen, eine ungeheure Menge Waaren für die auswärtigen Märkte arbeiten lassen. Sie hoffen, auf diesen mit baarem Gelde bezahlt zu werden; man erfährt aber schon, dafs die Kaufleute in Frankfurt, in Hamburg und selbst in Berlin, eben die Speculationen auf die Assignate machen, und die hiesigen Fabrikanten fürchten, dafs jene ihnen Papier statt baaren Geldes

bringen werden. So könnte denn am Ende, wenn die Franzosen ihre Waare nicht wieder in ihre unsicheren Magazine zurückbringen wollen, der Vortheil auf Seiten der auswärtigen Handelshäuser seyn. Dies wird aber bald die Folge haben, dafs die hiesigen Fabriken weniger arbeiten lassen; — (was ohnehin nicht lange auf dem bisherigen Fufse bleiben kann, da der auswärtige Absatz doch auch seine Gränzen hat) — und dann steht dem hiesigen gemeinen Volke eine sehr unglückliche Zeit bevor.

Ein und zwanzigster Brief.

Lyon, den 24. Februar 1792.

So recht viel rücken wir hier in der genauen Kenntnifs der grofsen Französischen Sache eben nicht vorwärts. Doch haben wir in Absicht der öffentlichen Blätter und Journale aller Art, grofse Bequemlichkeit. Aufser dafs wir in den *Cercle des négocians*, eine Art von gtofser *Ressource*, eingeführt sind, und dort in sehr angenehm und elegant eingerichteten Zimmern, bei einem stets unterhaltenen Caminfeuer, fast alle Blätter lesen können, finden wir sie auch in den Häusern unserer Bekannten; und selbst der Cafétier bringt, wenn man es verlangt, mit dem Frühstücke mehrere

Zeitungen. Die Mannichfaltigkeit von Zeitungen in Caffee- und anderen öffentlichen Häusern soll itzt mit davon herrühren, dafs viele, ja fast alle, demokratische Blätter auf Kosten der Clubs umsonst vertheilt und verschickt werden. So treiben diese ihre unselige Activität überall ins Grofse! Ihre geschäftigsten Schreiber sind *Carrat* und *Manuel*. Hast du wohl schon in den Zeitungen die tollen Briefe des letzteren an den König und die Minister gehabt? Im *Moniteur* haben sie noch nicht gestanden, aber wohl in der *Gazette universelle*.

Eben dieser *Manuel* ist auch der Herausgeber von *Mirabeau's* Originalbriefen, und hat sie mit einem affektirt stark geschriebenen Vorbericht begleitet, der, seiner geschmacklosen

Schreibart und einiger freien, obscönen Stellen wegen, manchen bedächtlichen Menschen abhalten kann, die Briefe zu lesen, oder ihn wenigstens in die tragikomische Nothwendigkeit setzen wird, worin unser superfeines Parterre sich so oft befindet: nach einem Stücke, wobei es sich herzlich amüsirt hat, beim Ausgange *Pfui!* zu rufen. Den Schwächlingen giebt *Mirabeau* selbst in den Briefen hin und wieder Anlafs dazu. Bei dem allen gewinnt er durch diese Briefe in meinen Augen sehr, und erscheint mir itzt ganz als der vollständigste Repräsentant der Menschheit, der alles in sich vereinigte, was der Mensch vermag.

Durch Privatbriefe, die uns sehr freundlich mitgetheilt werden, erfahren wir hier denn doch so manche interes-

sante Nachricht und Anekdote. Neulich schrieb ein Mitglied der Nationalversammlung her: *nous sommes actuellement le plus mauvais Club de France.* (Wir machen itzt den elendesten Club in Frankreich aus.) Von dem jetzigen Finanz-Departement behaupten indefs die hiesigen Kaufleute: es sei und arbeite besser, als das bei der *Assemblée constituante*; aber das ehemalige habe alles in eine solche ungeheure Verwirrung gebracht, dafs sich noch nicht so bald an Ordnung denken lasse.

Die Aufläufe, die in Paris durch einige Krämer und Zuckerwagen veranlafst worden sind, beschreiben Privatbriefe viel weniger wichtig als die Zeitungen. Es ist dabei niemand gefährlich verwundet worden, und das Volk hat sich, selbst bei der Besitz-

nehmung eines Wagens voll Zucker, und bei dem eigenmächtigen Verkauf der Ladung zu herabgesetzten Preisen, mit fast unglaublicher Ordnung und Rechtlichkeit betragen, sich auch fast ganz ohne Widerstand wieder zur Ruhe bringen lassen, sobald es überzeugt worden ist, dafs der Zucker keinem Aufkäufer gehöre. Ich möchte doch den Deutschen Pöbel sehen, der so handelte und so zu behandeln wäre! Und dabei wird das arme Volk durch die leidigen Clubs, die immer eine Menge grofser Häuser als aristokratisch zum Opfer anmerken, unaufhörlich angereitzt. Auch hier sind viele Kaufleute so bezeichnet. In Marseille waren es fast alle reichen Häuser: da thaten sich in der vorigen Woche 4000 Packträger, die bei

den Kaufleuten arbeiten, zusammen, und erklärten öffentlich durch Anschlagzettel, dafs sie die proscribirten Häuser in Schutz nähmen, und dafs der erste, und jeder, der sich mit brennbaren Sachen oder gewaltthätigen Werkzeugen in der Nähe eines von diesen Häusern, die sie Tag und Nacht bewachen würden, betreffen liefse, vor der Thüre gehängt werden sollte. Wenn man etwa die Magazine gewaltsam angriffe, so wollten sie den Kopf des Präsidenten vom Jacobinerclub an die Thüre des Magazins nageln. Auch das Volk fällt also doch immer mehr von diesen Partheisüchtigen ab.

Gestern Abend strömte eben eine Menge alter Weiber aus dem hiesigen Jacobinerclub heraus, als wir vorbei gingen — wir hatten leider nicht er-

fahren, dafs es eine öffentliche Sitzung gab. — Ich sagte zu ihnen: *eh bien, Mesdames! est ce qu'il y a eu aujourd'hui de débats bien intéressants?* Eins der Weiber antwortetete aus einem schleimigen rauhen Halse: *cela ne vous régarde pas; intéressant ou non!*

Zwei und zwanzigster Brief.

Lyon, den 28. Februar 1792.

Unter den fast unzähligen Zeitungen, die ich hier lese, und von denen gröfstentheils nicht einmal der Titel zu uns kommt, sind auch der *Moniteur* und das *Journal de Paris*. In dem letzteren steht heute eben eine interessante Rede von *Vaublanc*, über die der *Moniteur* nur so obenhin weggeht. Eine Stelle ist zu schön, als dafs ich sie dir nicht herschreiben sollte *). *Il faut un gouvernement à la France, et nous n'en aurons que quand les pouvoirs seront respectés.*

Or

*) »Frankreich mufs eine Regierung haben, und diese werden wir nicht eher bekommen, als bis die verschiedenen Zweige der Gewalt

Or je vous le demande, M. M., avons nous un gouvernement? Non. Les corps administratifs sont avilis. Les ordres qu'ils donnent au nom de la loi sont méprisés, et quand on dénonce ces faits au corps législatif, il ne sévit pas contre les perturbateurs et les ennemis de la chose publique. Je vous le demande M. M., dans vos conversations particulières, ne convenez vous

---

in Achtung stehen. Nun frag' ich Sie aber, meine Herren: haben wir eine Regierung? Nein. Die administrirenden Corps sind erniedrigt; die Befehle, die sie im Namen des Gesetzes geben, werden verachtet; und wenn man dem gesetzgebenden Corps solche Thatsachen anzeigt, so verfährt es nicht gegen die Ruhestörer und Feinde der öffentlichen Sache. Ich frage Sie, meine Herren, ob Sie nicht in Ihren vertraulichen Gesprächen darin übereinkommen, dafs das gesetzgebende Corps ohne Kraft, ohne

pas que le corps législatif est sans énergie et sans vigueur? Eh bien! réunissons nous donc pour l'interét commun, forçons les Français à se baisser sous l'empire de la loi, sans laquelle la désorganisation du corps social s'opére bientót. Faisons respecter les pouvoirs constitués, si nous voulons être respectés nous mémes, et n'ou-

---

Wirksamkeit ist? Wohlan denn! lassen Sie uns für das allgemeine Wohl zusammen treten! lassen Sie uns die Franzosen zwingen, sich der Gewalt des Gesetzes zu unterwerfen, ohne welches das Band der Gesellschaft bald aufgelöst seyn wird! Lassen Sie uns den constituirten Theilen der Gewalt ihr Ansehen verschaffen, wenn wir selbst in Ansehen stehen wollen, und lassen Sie uns nie diese Wahrheit, diesen Grundsatz vergessen, dafs ohne den Despotismus des Gesetzes keine Regierung Statt findet. Lassen Sie uns die Minister genau beobachten, aber nicht erniedrigen.

blions pas cette vérité, ce principe que sans le despotisme de la loi il n'y a pas de gouvernement. Surveillons les ministres, mais ne les avilissons pas.

Die Zeitungen sind in diesen letzten Tagen voll von Nachrichten über mancherlei nicht beträchtliche Unruhen in mehreren kleinen Städten gewesen, besonders über Streitigkeiten zwischen den Municipalitäten und den Departements. Auch hier sind beide in beständigem Streit mit einander.

Heute und vor einigen Tagen hat die hiesige Municipalität sich durch ein unzeitig nachgiebiges und wieder zu strenges Benehmen im Theater, verhafst gemacht. Die Operette: *le Club des bonnes gens*, von der ich dir schon geschrieben habe, sollte dieser Tage zum viertenmale gegeben werden.

Dem hiesigen Jacobinerclub und seinen Anhängern schien wohl das Licht aufgegangen zu seyn, dafs eigentlich *sie* darin lächerlich gemacht werden; und das mochte sie um so mehr ärgern, da sie manchen witzigen Einfall gegen sich selbst beklatscht hatten. Das Parterre war daher voll von Leuten, die beschlossen hatten, das Stück nicht weiter spielen zu lassen. Nach der ersten Arie, die der schon erwähnte *Curé* als Frieden-stifter singt, rief das Parterre: *Amen!* und liefs nun, trotz aller Mühe und allem Bestreben der Schauspieler immer wieder anfangen zu wollen, nicht zu, dafs weiter gespielt wurde. Der Municipalbeamte, der sich hier immer in einer Loge des ersten Ranges aufhalten mufs, und der eigentlich die Volkspartie zu halten

schien, redete einigemal zum Publicum, ward aber immer ausgezischt und ausgepocht. Er sprach schlecht und bediente sich oft des *on*, wozu das Paradies immer ein lautes Echo mit *on, on* machte. Nun sagte er der ganzen Hause Grobheiten: »er glaube zu vernünftigen Menschen zu reden, sehe aber wohl, dafs sie da unter lauter *bêtes féroces* (wilden Thieren) wären.

Die aristokratische Parthei hielt aus den Logen dem Parterre das Widerspiel, und verlangte, das Stück sollte zu Ende gespielt werden, auch unter andern darum, weil *Mrs. les Dragons* (die eben hier durch nach *Clermont* hin marschirten) im Theater wären, um das Stück zu sehen, und nicht so um ihr Geld und um ihren Wunsch

betrogen werden könnten. Die Andern erwiederten das aber nur mit: *à bas les casques!* (herunter die Mützen) weil einige von den Dragonern die ihrigen auf dem Kopfe hatten. Doch wäre das Stück vielleicht noch gespielt worden, wenn das Orchester sich nicht bald zu Anfange des Lärms aus dem Staube gemacht hätte.

Das Theater ward am Ende zu einer förmlichen Clubsession; es wurden Motionen gemacht und *pour et contre* opinirt. Einer sagte auf des Municipalbeamten schlechte Rede: *Je fais la motion, que le discours de Mr. Peret de la Municipalité soit imprimé;* (ich mache die Motion, dafs die Rede des Herrn Peret von der Municipalität gedruckt werde) ein Anderer: *j'appelle de la Municipalité au Département*

(ich appellire von der Municipalität an das Departement.)

Gestern ging nun die aristokratische Parthei mit dem Vorsatze in's Theater, den *Club des bonnes gens* zu fordern, und hatte das Parterre zum Theil mit ihren Erkauften angefüllt. Da gab es denn ernstlichen Lärm. Es sollten zwei andere Stücke gespielt werden. Das erste ging auch ganz ruhig vorüber; aber als das zweite anfing, schrieen alle im ganzen Hause: *le Club de bonnes gens!* Nun trat ein Acteur hervor, und zeigte den Befehl von der sehr verhafsten Municipalität, das Stück gar nicht mehr zu spielen. Man schriee: er solle sogleich hingehen und den Befehl aufheben lassen, dafs man das Stück noch heute oder wenigstens morgen spielen könne. Zu-

gleich rief man dem Municipalbeamten häufig zu. Dieser stand blofs auf, und gebot Ruhe. Man murrte und lärmte aber immer fort, forderte ihn auf, die Municipalität über diesen Befehl zu vertheidigen u. s. w. Er that wieder nichts, als dafs er zum zweitenmal Ruhe gebot. Nun ward man hitziger, und einer schrie: *Monsieur, si vous étiez à Marseille, on vous jetterait des pommes à la tête.* (Mein Herr, wenn Sie in Marseille wären, würde man Ihnen Äpfel an den Kopf werfen.) Er gebot zum drittenmale Ruhe; aber es ging nur noch ärger her. Itzt stürzte auf einmal die Wache in das Parterre, und drang auf die Schreier ein, um einige zu fangen. Aber plötzlich umfafsten sich alle, und hielten sich so fest, dafs die Wache das ganze Par-

terre hätte fortschleppen müssen, um Einen zu fangen. Zugleich schrie alles: *rétirez vous, tapageurs!* (fort ihr Lärmmacher!) Wer nun am ärgsten gelärmt hatte, sprang über die ziemlich hohe Barrière in das Parquet, das zwischen dem Orchester und dem Parterre ist, und wo die *filles de joye*, die da immer in grofser Menge sind, auf die Bänke sprangen und riefen: *venez ici, Messieurs!* (kommen Sie hierher, meine Herren!) Das ganze Parterre ward itzt von mehr als funfzig Nationalgarden umringt, und die Municipalität kam in Person in das Amphitheater, das man, so wie die Municipalitätsloge, stark mit Nationalgarden besetzt hatte. So ward das Stück ruhig zu Ende gespielt, aber ausgepfiffen, ob es gleich recht hübsch war. Die

tapageurs safsen bis zu Ende im Parquet sehr bequem.

Gestern blieb es still; denn alles war gut besetzt, und das Haus leer. Als die Municipalität kam, ward zum Spafs sehr applaudirt; eben so bei einer Stelle im Stück: *c'est souvent utile aux magistrats, de leur dire et corriger leurs fautes*, (es ist den Magistratspersonen oft nützlich, wenn man ihnen ihre Fehler sagt und verweist) wobei alle auf die Municipalität zeigten.

Heute gab es nun wieder grofsen Lärm, den nur die Klugheit eines Municipalbeamten verhinderte so ernstlich zu werden wie neulich. Er fing sich damit an, dafs vier Kerl mitten im Parterre, (das, so wie das ganze Haus, wieder übermäfsig voll, und worin auch *IV*** war) mit einem

Lichte und dem Buche in der Hand, einen *chanson* aus der Operette: *le club des bonnes gens* sangen, der eigentlich so anfängt: *tout par justice, rien par caprice*, (alles nach Gerechtigkeit, nichts aus Eigensinn) von ihnen aber umgekehrt gesungen ward: *rien par justice, tout par caprice* (nichts nach Gerechtigkeit, alles aus Eigensinn) wozu das ganze Haus *chorus* machte, und *bravo! bis!* schrie, obgleich die Kerl eigentlich ganz abscheulich sangen. Zwischen den Acten des ersten Stückes war es sehr unruhig; jeder schrie und lärmte, und oft sahen alle nach der Municipalitätsloge, (wo sich wieder die ganze Municipalität befand) und brachen in ein allgemeines Gelächter aus. Endlich aber ward die Sache ernsthafter. Von den Nationalgarden, die den Cor-

ridor besetzten, kamen drei oder vier den offenen Thüren des Amphitheaters zu nahe, wo man sogleich auf die Bänke stieg und schrie: *à bas les bajonettes* (die Bajonette herunter). Der entsetzliche Lärm ward bald durch eine Scene im Parterre unterbrochen. Man ging hier einem starken gemeinen Kerl zu Leibe: er sei ein Clubist. Der machte sich mit den Ellbogen und den Knieen meisterhaft Platz, und sagte, als er in einem kleinen Kreise mit vorgestreckter geballter Faust frei stand: *oui, je le suis* (ja, ich bin es). Sogleich drang man auf ihn ein, stiefs ihn hin und her, und schrie: *à la porte!* (hinaus mit ihm!) Jetzt stand ein Municipalbeamter auf und sagte: *au nom de la loi, je vous ordonne d'être tranquille!* (Im Nahmen des Ge-

setzes befehle ich euch ruhig zu seyn.) Der Clubist wollte sich vertheidigen; aber der Municipalbeamte sagte sehr klüglich: *point d'explication ici!* (keine Erklärung hier!) Itzt applaudirten alle, und waren ruhig. Im Stücke spielte ein Acteur sehr gut einen alten Schweizer, der schlecht Französisch und mit unter Deutsch spricht. So sagte er immer: *allons à la traiteure* u. dgl., machte auch die Deutsche Steifheit des Körpers sehr komisch nach. Ein *vive la nation et le roi!* ward sehr laut beklatscht. — So wie das zweite Stück, eine Operette, anfing, brach der eigentliche Lärm erst recht los. Das ganze Amphitheater schrie: *le Club! à bas la pièce!* (der Club! weg mit dem Stück!) so dafs man nichts hörte. Dagegen schrie das

ganze Parterre: *à bas l'amphithéatre!* (weg mit dem Amphitheater!) Das ging wohl zehn Minuten so fort. Endlich waren zwei Municipalbeamten so klug, in das Amphitheater zu kommen, und sich auf die vorderste Bank zu setzen, wo sie das ganze Parterre vor sich hatten. Das imponirte; man rief: *récommencés la pièce!* (fangt das Stück wieder an!) und alles lief ruhig ab, aufser dafs man zwischen den Acten schrie und tobte.

Ich stand in dem ersten Rang Logen, und sah, wie gewöhnlich, durch die Lorgnette. Da ich die Augen weit mehr im Parterre als auf dem Theater hatte, so dachte man vielleicht, ich wollte einige aussuchen, um sie anzuzeigen. Deshalb schrie man: *à bas la lorgnette!* (weg mit der Lor-

gnette!) und wenn ich sie einmal nicht vor die Augen hielt: *prenez donc la lorgnette, Monsieur!* (Nehmen Sie doch die Lorgnette!) Aber im Parterre hörte *IV*** Viele sagen: *laissés le faire, il a l'air d'un étranger* (lafst ihn nur, er scheint ein Fremder zu seyn.) Auch gefiel es ihnen, dafs ich mich nicht an ihr Rufen kehrte, und die rechten Schreier nur immer genauer und schärfer lorgnirte. Am Ende ward ich vom Parterre förmlich applaudirt.

Drei und zwanzigster Brief.

Lyon, den 27. Februar 1792.

Gestern früh besahen wir das an der Saone sehr romantisch gelegene Staatsgefängnifs *Pierre Encise.*

Es liegt auf einem hohen und jähen Felsen dicht am Flusse. Wir stiegen mehrere hundert Stufen sehr steil durch verschiedene Thore und Thüren hinan, und gelangten endlich an das innerste Thor der Festung selbst, von wo die Aussicht aufserordentlich schön ist. Man führte uns zu dem Commandanten, einem steinalten *Chevalier de St. Louis*, der mit seiner Frau in einem ziemlich engen aber ordentlichen Zimmer safs. Beide waren sehr freundlich, erzählten uns viel von den Gefan-

fangenen u. dgl., äufserten sich aber über die Revolution sehr erbittert; denn schon zwei Jahre lang hatte man ihnen, wie sie sagten, ihre Pension von 3000 Livres nicht ausgezahlt. Sie liefsen uns herumführen, und wir kamen zuerst in mehrere äufserst prächtig möblirte, mit Seide tapezirte Zimmer. Diese sind auf Kosten eines Gefangenen so eingerichtet worden, der jemanden erstochen, und mehr um seiner eigenen Sicherheit willen, als zur Strafe, 40 Jahre hier gesessen hatte. Jetzt wohnten die Kinder des Gouverneurs, *Mr. de Bellcise*, darin. Dann führte man uns in den inneren Hof, die einzige Promenade der Gefangenen, der ringsum hohe Mauern hat.

Gegenwärtig sind nur zwei Gefangene da, beide seit 60 Jahren: ein

Wahnsinniger von 74, der andere ein Greis von 92 Jahren, die beide nicht heraus wollen. Den letzteren, der allenthalben frei herumgeht, sahen wir; er stand uns aber nicht Rede. Der Gouverneur erzählte uns, er sei immer sehr gut gegen die Gefangenen gewesen, habe sie an seinem Tische essen lassen und, wenn er viele junge Leute gehabt, ihnen sogar Bälle gegeben.

Nachdem wir die Zimmer der gewöhnlichen Gefangenen besehen hatten, führte uns der Schliefser in einen alten Thurm, fast wie die Thürme der Bastille, und zeigte uns die schlimmen Gefängnisse, deren Thüren, Fenster und alles ganz unglaublich verwahrt sind. Es war nur wenig Licht in allen; doch konnte man an einigen Stellen des Kerkers lesen und schreiben. Die Gefängnisse sind hoch und

trocken, Fufsboden und alles ganz von Stein; die Meubeln ein Bett, ein Stuhl und ein Tisch. In der Mitte des Fufsbodens ist ein Ring, um den Gefangenen im Nothfall anzuschliefsen. Wir besahen einen Kerker, wo ein Abbé drei Jahre lang gesessen, weil er, einer Maitresse wegen, seinen Bruder umgebracht hatte. Jetzt ist er in Paris und wird gerichtet*). Unten im Thurm sahen wir ein *Cachot sécret*, wohin man ordentlich kriechen mufs, und wo, sobald die eiserne Thür zugeht, keine Spur von Licht ist. Hier hatte selten einer über vier Tage gesessen, sagten die Leute. Von der Festung zu entwischen, ist gar nicht möglich; man fällt von allen Seiten über hundert

*) Er ist am 3. Sept. mit ermordet worden.

Fuſs auf den steilen Felsen, und die einzige Treppe ist durch wenigstens zehn eiserne Thüren verwahrt. Es verdroſs uns sehr, daſs der Commandant sagte, die Nationalgefangenen würden äuſserst schlecht behandelt. Doch, mag er aus Haſs wohl etwas übertrieben haben.

Es ist seltsam, was alles itzt hier in *Lyon* als Geld gebraucht wird. Man hat auſser den Assignaten Mandate, die auf kleinere Summen als jene gelten, und die in jeder ansehnlichen Stadt groſse Kaufleute gemacht haben. Da aber die kleinsten von diesen nur von 10 Sous sind, so braucht man die Brückenbillets als Scheidemünze. Hier ist nehmlich eine Brücke, an der jeder, der hinübergeht, gegen ein Billet etwas bezahlt. Solcher Billets gelten

zwei einen Sou. Eine noch komischere Münze sind die Parterrebillets, die 20 Sous gelten, und als wirkliche Münze coursiren, so dafs man auf Kaffeehäusern u. s. w. damit bezahlen kann. Auch selbst die *Contremarquen*, die man im Theater beim Aus- und Eingehen erhält, dienen statt kleiner Münze.

In der Kleidung der Männer hat die Revolution grofse Simplicität Mode gemacht. Man geht nicht nur immer und überall im Frack, sondern man setzt auch etwas darin, immer denselben zu tragen. So habe ich von allen meinen hiesigen Bekannten, die ich zum Theil in den gröfsten, brillantesten Gesellschaften antraf, noch keinen in zwei verschiedenen Fracks gesehen. Den Damenputz find' ich in

nichts auffallend von dem in *Berlin*, *Hamburg*, *Dresden* und *Wien* unterschieden. Rosa und hellblau sind die Modebandfarben, oft mit Bronzestreifen vermischt. Auf den Köpfen sieht man fast nichts als kleine Hüte, zum Theil mit schwarzem Flor und Spitzen, die bis tief über das Kinn hinunter hangen, so dafs die Damen sie beim Essen in die Höhe schlagen und oben auf dem Hute befestigen müssen. Ich habe immer meine Freude daran, wenn sie bei Tische, sobald sie nicht mehr essen, ihr schwarzes Klostergitter herunterlassen. Neulich sagte ich zu einer Dame, die es eben that: *Vous voilà, Madame, dans votre boudoir*; und sie fand das *charmant*. — Auf den Hauben tragen sie zwei oder drei Reihen Perlen hinter der vordersten Spit-

zenreihe, gewöhnlich auf einem schwarzen Grundstreif.

In der grofsen Gesellschaft fand ich gestern, leider! auch die beiden *Mesd. Scherer* geschminkt, die einzigen von unserer Bekanntschaft, die es gewöhnlich *nicht* sind. In Gesellschaften zieren sich denn doch die übrigen Weiber weniger als im Theater, wo des Zierens kein Ende ist.

Man kommt hier Abends erst nach dem Schauspiel zusammen, etwa um 9 Uhr; und gestern waren die meisten Damen wirklich vorher im Theater gewesen. Sie schwatzten erst eine Viertelstunde, aber ohne sich in einen Cirkel zu setzen, wie bei uns; jede stand und safs, wie und wo sie wollte. Dann präsentirte die Frau vom Hause jedem eine Spielmarque (nicht Karte)

zu seiner Partie, und es blieb aufser mir niemand ohne Spiel. Ich ging nachher in aller Stille weg. Es war gegen 11 Uhr, und noch ward an kein Souper gedacht. Auch glaube ich nicht, dafs sie vor halb 12 Uhr an den Tisch gegangen sind.

In der gestrigen Gesellschaft war mir besonders ein sehr braver, rüstiger Mann merkwürdig, der viel in America gelebt und die andere Welt so lieb gewonnen hat, dafs er, ob er gleich hier sehr grofse Güter besitzt, im vorigen Jahre wieder dorthin ging, wobei er ungewifs war, ob er nicht ganz dort bleiben würde. Kaum aber hatte er America erreicht, so folgte ihm die Nachricht auf dem Fufse, dafs der König von Frankreich geflohen sei. Dies liefs ihn so wich-

tige Folgen für Frankreich und die Constitution erwarten, dafs er aus Begierde, die grofse Gährung mit anzusehen, sich sogleich aufmachte und wieder hieher reiste.

Es war gestern Abend auch ein Privatball, welcher *Bal des Chévaliers* genannt wird, den ich aber nicht besuchen mochte. Maskeraden sind itzt in Frankreich verboten. Mein Demokrat sagt: man bedarf itzt des Hofmittels nicht mehr, einmal zum Spafs allgemeine *Gleichheit* einzuführen.

Seit vorgestern Abend ist es wieder ganz gelinde, und heute regnet es. Nun geh' ich in den nächsten Tagen getrost und ohne alle Besorgnifs nach *Paris*, wo es für einen Fremden vollkommen sicher seyn soll, was auch unsere Zeitungen sagen mö-

gen, die alle Nachrichten von Auf-
läufen mit Deutscher Ängstlichkeit
nach Deutschem Mafsstabe messen
und oft aus Absicht mit Deutscher
Freiheitsscheu übertreiben.

Vier und zwanzigster Brief.

Lyon, den 27. Februar 1792.

Vor einigen Tagen machten wir die Erfahrung, wie schwer es ist, dafs eine Gesellschaft von gemäfsigten Leuten für die Zuhörer unterhaltend bleibt. So angenehm wir neulich in dem *Club des Feuillans* durch die interessante Darstellung eines Criminalprocesses unterhalten wurden, so langweilig brachten wir einige Stunden in einer zweiten Sitzung zu, worin Vorträge, die gröfstentheils auf Erläuterung neuer Gesetze oder Entwickelung neuer Begebenheiten hinausliefen, auf die gewöhnliche Weise die Zeit füllten. Man sah überall das ängstliche Bestreben, nicht zu viel zu sagen, sich

in nichts zu weit einzulassen, dem Lobe und Tadel überall die etwa nöthigen Einschränkungen zur Seite zu setzen, u. s. w. So rühmlich dies auch für die vortragenden Mitglieder seyn mag, so hat es aber doch wieder die Folge, dafs ein Publicum, wie das Französische, welches überall in Bewegung gesetzt und angenehm unterhalten seyn will, sich für solche Verhandlungen nicht warm interessirt.

Heute haben wir einen ganz herrlichen Spaziergang an beiden Seiten der Saone gemacht. *Sch*** und *M*** holten uns im Wagen ab, und wir fuhren durch die Stadt, bis wir einer anmuthigen Insel in der Saone gegen über waren. Dort liefsen wir uns übersetzen, und umwanderten die Insel, die nicht grofs ist, aber doch einen ziem-

lich ansehnlichen Flecken mit zwei Kirchen und allerliebste Promenaden hat. Von da fuhren wir in einem Schiffchen nach der andern Seite, und wanderten dort wohl eine Stunde zwischen lauter anmuthigen und zum Theil schönen Landhäusern umher. Alle unsre Bekannten, drei *Scherers*, *Grandclos*, *Fingerling*, *Meier*, *Coudere*, *Bois de la Tour* u. s. w. haben da Landhäuser, und sind im Sommer auf dem Lande einander so nahe, wie im Winter in der Stadt. Ich kenne nichts Reitzenderes und Angenehmeres in der Welt, als diese Situation. Und welche vortreffliche Lebensmittel es hier giebt! In *Lyon* sind Fleisch, Geflügel, Fische, Gartengewächse, Früchte, Wein viel besser, als ich sie jemals genossen habe, und, wie man versichert, verhält-

nifsmäfsig gegen andere grofse Städte auch in sehr billigem Preise. Wir essen hier überall köstliche Trauben; und die herrlichen Burgunder- und Bourdeauxer Weine kennt man bei uns gar nicht.

Den 29. Februar 1792.

Morgen früh reisen wir nun unfehlbar ab. Vielleicht kommen wir zu einem wichtigen Zeitpunkte nach Paris. Die Nationalversammlung scheint sich aufzunehmen, und der Jacobinerclub sein letztes Spiel zu spielen. Sei nur ja nicht zu besorgt für uns! Ich weifs was ich besitze und was ich zu verlieren habe. Und wegen Ängstlichkeit, der Ursache von den meisten üblen Behandlungen, soll mir auch so leicht nichts zu Leide geschehen. Ich

freue mich sehr darauf, nach Paris zu kommen. Auch ist das Wetter ganz vortrefflich! —

Der Lärm in *Paris*, wovon der heutige *Moniteur* Nachricht giebt, und der gegen *Vaublanc* und *la Croix* gerichtet gewesen seyn soll, hat, wie ein gerade heute von Paris gekommener Kaufmann versichert, sehr wenig zu bedeuten gehabt und in *Paris* gar kein Aufsehen gemacht. Auch er sagt, man sei itzt in Paris bei Tage und Nacht vollkommen sicher.

Von dort aus werd' ich dir wohl reichhaltiger schreiben können, als es von hier aus möglich war. Unbedeutender Lärm im Theater und armselige Nationalstücke sind fast das Einzige, woran man hier die neue Form erkennt. Der eigentliche Bürger ist

zu reich und zu geschäftig, um einen andern Gedanken als *Ruhe* und *Frieden* zu hegen. Von den Bürgern versehen auch nur wenige den Dienst als Nationalgarden. Sie schicken meistens, wie in Hamburg, elendes Gesindel in zerrissenen Jacken für sich auf die Wache. Der gröfste Theil des gemeinen Volkes aber besteht hier aus sitzenden Fabrik- und Stuhlarbeitern, und ist also schwächlich und marklos. — Doch genug davon.

Ich lege dir noch ein Verzeichnifs von den Zeitungen und Journalen bei, die ich täglich im *Cercle des négocians* gefunden habe.

Assemblée nationale, corps administratif, et nouvelle politique et littéraire de l'Europe, par Perlet. — La feuille villageoise (woran auch *Berquin* und *Cerutti* arbeiteten.) — *Courier de Strasbourg. — Mercure universel. — Mercure de France. — Jour-*

Journal de la cour et de la ville. — Le Patriote Français. — Le Gardien de la Constitution. — Courier de ville neuve d'Avignon. — Gazette universelle. — Journal encyclopédique. — Amsterdam. — L'ami du Roi. — Le Spectateur et modérateur. — Journal de Paris. — Le Cosmopolite. — L'ami des Patriotes. — L'Argus patriote. — Le Moniteur. — Journal général, par Mr. Fontenay. — Chronique de Paris, par Mr. Condorcet. — Annales patriotiques et littéraires. — Gazette de Leyde. — Le Logographe (der noch gröfseres Format und eine Spalte mehr hat, als der *Moniteur.*) — *Journal des sciences.*

Aufser diesen Zeitungen liegen immer auch alle Gesetze, Mandate und eine Menge Broschüren da, so dafs man, um alles neu Angekommene nur einigermafsen genau zu durchblättern, wenigstens vier bis fünf Stunden täglich dort seyn müfste. Indefs mufs sich, nach aller Beschreibung, die Anzahl der Zeitungen und Journale, die itzt

in *Paris* herauskommen und dort wirklich mit grofsem allgemeinem Eifer gelesen werden, zu dieser Liste verhalten, wie diese zu den Zeitungen einer kleinen Deutschen Stadt. —

Die Pferde sind vor der Thür. Der herrlichste Frühlingsmorgen ruft uns. Mit voller Erwartung eilen wir nach dem grofsen *Babylon - Athen;* und mit welcher ganz andren Erwartung, als ehemals!

Ende des ersten Theils.

VERTRAUTE BRIEFE

ÜBER

FRANKREICH.

AUF EINER REISE

IM JAHR 1792 GESCHRIEBEN.

ZWEITER THEIL.

BERLIN,
BEI JOHANN FRIEDRICH UNGER.
1793.

HALLE (SAALE)

1959 N 3926

Fünf und zwanzigster Brief.

Moulins, den 2. März 1792.

In dieser ansehnlichen Stadt, die durch ihre Stahl- und Eisenarbeiten berühmt ist, halten wir, gegen unsre Gewohnheit auf Reisen, Mittags an, um etwas an unserm Cabriolet repariren zu lassen; und diese Stunde benutz' ich, um Dir zu schreiben. Wir sind seit gestern früh um 8 Uhr, da wir *Lyon* verliefsen, ununterbrochen gefahren, und haben fast den halben Weg nach *Paris* zurückgelegt. Die Luft war zu angenehm und der Mond schien zu schön, als dafs wir die min-

deste Lust hätten haben können, die Nacht in einem Wirthshause zuzubringen. So sehr *W*** auch für das Reisen in der Diligence ist, so freuet es ihn doch itzt sehr, dafs wir in dem bequemen, geräumigen Cabriolet mit ungehinderter Aussicht das schöne Wetter, das schöne Land und uns selbst so frei geniefsen. Auch mir ist es viel werth. Das Gemisch von Menschen, das eingeengte Wesen, und die üblen Gerüche in der Diligence von Strasburg bis Basel erregen mir noch Schauder, so oft ich daran denke. Wir sind indefs auf diesem Wege schon sehr eleganten, doch immer ganz vollgepfropften Diligencen begegnet.

Das Land ist auch auf dieser Seite, so wie wir es ehemals auf der andern,

von *Brüssel* nach *Paris*, fanden, als wenn man in den wohlgebaueten Gegenden von Deutschland reiste; nur sind dort die Felder wohl noch nicht so grün, wie hier. Zu allen Seiten sahen wir heute Vieh auf schönem, grünem Boden weiden, die lebendigen Hecken, welche schöne grüne Saaten einschliefsen, ausgeschlagen, und hier und da auch schon junge Bäume belaubt. Die Alleen von köstlichen ächten Kastanien sind zwar noch nicht grün; doch auch ihre schön beästeten Stämme machen mir Freude.

Noch mehr als das alles thut mir aber die ganz allgemeine Heiterkeit der Menschen wohl. Kein Fuhrmann, kein Eseltreiber, fast kein Knabe, geht den Postillon vorbei, ohne seinen Spafs mit ihm zu haben. Kein

Wagen voll junger und alter Leute rollt bei uns vorüber, ohne dafs wir ein munteres Lied hören. Und die Mädchen, deren oft zwei auf einem Esel oder Pferde reiten — was die alle frisch und fest sind, und heiter in die Welt hinein sehen! Wenn ich mir dagegen das elende gemeine Volk in der Französischen, oder das stumpfe, trübsinnige in der Deutschen Schweiz und in vielen unsrer Deutschen Länder denke! —

Übrigens ist alles im Lande so ganz und gar ruhig und friedlich, dafs man keine Ahndung von einer Revolution bekommen würde, wenn man nicht alle Augenblick seine Noth mit den Assignaten und mit der ungeheuern Theurung hätte, die daraus zu entstehen scheint. Da die Leute vor-

her wissen, dafs sie keinen Sou in baarem Gelde erhalten werden, und da sie die Assignate hassen, weil sie beim Einwechseln, Abzahlen und Umsetzen der grofsen Assignate in kleine anschnlich verlieren; so wissen sie gar nicht mehr, was sie von einem Reisenden fordern sollen. Heute früh hat man uns daher in einer Dorfschenke unsern Caffee und Butterbrot mit 6 Livres (1 Rthlr. 12 Gr.) bezahlen lassen.

Bei der Post gewinnt man dafür freilich wieder sehr beträchtlich. Wer sein Geld in Assignate umsetzt, bekommt schon fast das Doppelte dafür; die Post und alle öffentliche Kassen sind aber verpflichtet, die Assignate für voll anzunehmen und die Preise um nichts zu ändern. Wir fahren

mit zwei Pferden, das Pferd zu 30 Sous (oder 9 Groschen). Da wir nun unser Geld gegen Assignate verwechselt haben, so bezahlen wir eigentlich für zwei Pferde auf die Post- oder Deutsche Meile, anstatt 18 Gr., nicht viel mehr als 10 Gr.; also 6 Gr. weniger als bei uns, wo man uns nicht einmal überall mit zwei Pferden fahren würde. Es ist nur übel, dafs man *im Inneren des Landes* die *kleinen* Assignate nicht häufig haben kann, und auch für diese gegen *grofse* Aufgeld bezahlen mufs. Wir hatten nicht richtig gerechnet, und daher von *Lyon*, wo wir für kleine Assignate gegen grofse nur 3 pro Cent geben durften, nicht genug von den ersteren mitgenommen. Nun hat es uns hier viele Mühe gekostet, für ein Assignat von

150 Livres kleine von 5 Livres zu 6 und 8 Procent zu erhalten.

Die Postillone haben es übrigens mit den Assignaten eben so gehalten, wie sonst mit dem Golde. Was einer in Assignaten über seine Forderung erhielt, blieb uns bei dem folgenden Postillon zu gut.

So sehr ich mich auch schon sonst überzeugt hatte, dafs viele Französische Fabriken vortrefflich sind und dafs sie sogar, besonders in Seidenwaaren, ja selbst in Tuch, die Englischen übertreffen: so glaubte ich doch nicht, dafs sie in Stahlarbeiten, worin den Engländern ganz ausgemacht der Vorzug zugestanden wird, so weit wären. Wir haben hier Scheeren, Messer und dergleichen Sachen gekauft, die an feiner Arbeit unübertrefflbar sind.

*W*** wollte sich auch erinnern, dafs man in Hamburg, wo man alles Englische und Französische, und was nicht sonst? in der höchsten Vollkommenheit findet, die Französischen Scheeren den Englischen vorziehe und sie auch theurer bezahle.

Wir wurden hier sogleich von einer Menge wohlangekleideter Frauen und Mädchen umringt, die uns ihre Waaren sehr dringend antrugen. Ich sagte einer, natürlicher Weise der hübschesten: wir würden gewifs von ihr kaufen; sie möchte nur nach ihrem Laden (der Post gegenüber) gehen; sobald wir gegessen hätten, kämen wir hin. Deshalb blieb aber unser Vorzimmer mit allen den Damen, bis auf die Eine auserwählte, besetzt, und darauf gingen sie alle mit uns nach

dem Laden ihrer Mitwerberin, wo sie noch immer ihre Waaren anpriesen. Auch machte diese wirklich kein scheles Gesicht, da wir in ihrem eignen Laden Scheeren von einer Andern kauften, die uns die besten zu haben schien. Bei diesem Handel und Wettstreit gab es übrigens die artigsten, einladendsten Wendungen und *Sentiments*. Kein unbescheidenes und noch viel weniger unhöfliches Wort ging allen den Frauenzimmern aus dem Munde. Wenn man dagegen die Weiber öffentlicher Kramläden in Deutschen Städten nimmt! Auch waren wir über den Preis leicht einverstanden, ob ich gleich für manches Stück weit weniger gab als sie forderten.

Allenthalben überzeug' ich mich wieder von der Wahrheit, die wir schon

sonst erfuhren, dafs es keinen arbeitsameren, industriöseren, in jeder Rücksicht schätzbareren Bürger giebt, als den Französischen.

St. Pierre le Moutier.

Diese Nacht müssen wir hier bleiben, weil man uns im Dunkeln nicht über die etwas angeschwollene Loire setzen würde. Schon die erste Überfahrt gestern Abend hatte einige Schwierigkeit.

Unsre grofse stattliche Wirthin sprach eben mit vielem Eifer von der Constitution. »Alle ihre Söhne von 16, 19, 20 und 25 Jahren, sagte sie, wären unter die Nationalgarden gegangen, und durch nichts in der Welt davon abzuhalten gewesen.» Leute in

dieser Gegend, die Haus, Hof, reichliches Auskommen und Weib und Kind haben, verlassen alles, um für die Constitution zu fechten, weil sie nun glauben, es müsse zum Kriege kommen. Schon in *Moulins* und auf dem Wege dahin fanden wir grofsen Eifer, und die Landstrafse war überall voll Nationalgarden nud Rekruten.

Vor Kurzem kamen 22 Freiwillige, Soldaten und Officiere, aus *Moulins* hier durch. Die Wirthin richtete herrlich zum Mittagsessen an, und sagte, als jene die Rechnung forderten: es sei ihr eine grofse Ehre und Freude, so brave Leute, die für die schöne Constitution fechten und sterben wollten, bewirthet zu haben. Wirklich nahm sie kein Geld. Sie versicherte uns auch: man mache es überall so,

wenn man es auch nicht allenthalben übrig habe. Indefs wünscht sie mit mir, dafs es nicht zum Kriege kommen möge, weil *der* im Inneren des Landes unvermeidliche Unordnungen und Excesse hervorbringen würde. Die Bauern dieser Gegend, sagte sie, hätten sich feierlich verbunden, sobald der erste feindliche Schufs geschähe, alles was adliches Schlofs hiefse, zu zerstören, damit jene *Henker* (*ces bourreaux là-bas*, waren wirklich ihre eigenen Worte) weiter keine Lust hätten, zu ihren Besitzthümern zurück zu kehren.

Sechs und zwanzigster Brief.

Paris. Sontags den 4. März, Abends.

Seit heute Mittag sind wir nach einer sehr angenehmen und schnellen Reise hier. Zwei Nächte sind wir gefahren, und Eine haben wir geschlafen. Nie bin ich in einem ruhigern, friedlicheren Lande gereist, und auf dem ganzen Wege von 57 Posten ist uns auch nicht die mindeste Unordnung oder Ungezogenheit vorgekommen.

Mit der Veredlung des Volkes durch die neue Constitution, die der grofse Deutsche Weise von Profession gleich in den ersten Monathen nach der Revolution auf allen Wegen und Stegen fand, hat es darum freilich nicht viel auf sich. Die Wirthsleute, Schmiede

und Postillone haben uns betrogen, die letzteren auch gebettelt und das Vieh gemifshandelt, wie gewöhnlich. Dafür bedienten sie uns aber, dafs es eine Lust war! Mit keinem von allen 46 Postillonen haben wir auch nur einen unangenehmen Augenblick gehabt.

Das auffallendste Neue bei der Reise war wohl, dafs wir alle Städte offen, ohne militärische Besatzung und ohne Accisebediente fanden; denn innerhalb der Gränzen giebt es im Lande keine Visitation mehr. Soldaten haben wir, von *Lyon* bis *Fontainebleau*, drei Posten von hier, gar nicht gesehen; vermuthlich wohl deshalb, weil die Regimenter alle an den Gränzen sind. Die Landstrafsen aber waren voll freiwilliger Rekruten zu Fufs, zu Pferde, auf Eseln und in Wagen. Sie

strömten mit unaufhaltsamen Eifer den Regimentern zu, als ob der Krieg schon wirklich erklärt wäre.

Die Antwort des Kaisers ist nun hier, und hat grofses Mifsfallen erregt, weil sie viel von den inneren Angelegenheiten Frankreichs redet, die doch einen fremden Fürsten nichts angehen. Unser Wirth sprach sogleich davon. Auch ein sehr gescheidter, gesprächiger Friseur, der unsre Haare in Ordnung brachte, erzählte uns den Inhalt von der Antwort des Kaisers mit vielen witzigen Anmerkungen. *L'Empereur parle dans sa lettre au Roi des Jacobins. Ah! que cela est mesquin! indigne! Un Empereur s'occupe de ces miserables qui se rendent tous les jours plus méprisables! Aussi un de ces gens-la en a fait ses observations*

avant-hier à l'assemblée nationale, en disant tout haut: c'est un dróle de garçon cet Empereur! il est Feuillant. *) Der Friseur wufste eine Menge Nachrichten, und sprach dabei sehr gut.

Paris ist so voll Menschen, dafs wir mehrere Stunden herumfahren und dem Postillon dafür zwei Posten bezali-

*) »Der Kaiser spricht in seinem Briefe an den König von den Jacobinern. O, wie klein ist das! wie unwürdig! Ein Kaiser giebt sich mit diesen Elenden ab, die mit jedem Tage verächtlicher werden! Auch hat einer von diesen Menschen vorgestern in der Nationalversammlung seine Anmerkungen darüber gemacht. Er sagte ganz laut: Der Kaiser ist doch ein lustiger Kauz! er ist ein *Feuillant*.«

Diese Stelle mag hier stehen, hin zu zeigen, wie frei der gemeine Mann in Paris auch über die herrschende Parthei spricht.

A. d. H.

zahlen mufsten, um gut unterzukommen. In allen den *hôtels*, die ich ehemals bewohnt und gekannt habe, und in allen, die uns zu *Lyon* und auf dem Wege empfohlen wurden, war kein anständiges Zimmer leer. Wir mufsten zuletzt nach einem der gröfsten *hôtels*, worin nur Ein grofses Apartement im ersten Stocke frei stand, zurückkehren und dem Wirthe gute Worte geben, dafs er uns zwei Zimmer davon besonders, für 8 Louis den Monath, überliefs. Das war mir sehr unerwartet, da ich, nach dem was man in Deutschland verbreitet, Paris leer und öde zu finden glaubte.

Wir eilten sogleich zu unserm alten Bekannten *Lacepede*, welcher Mitglied der jetzigen Nationalversammlung ist. Ihn fanden wir zwar nicht,

aber dafür deine lieben Briefe und alles was bereits aus Deutschland für uns eingelaufen ist.

Die Oper gab heute *Castor et Pollux*. Wir konnten der Lockung nicht widerstehen, ungeachtet wir über eine halbe Deutsche Meile davon entfernt waren. Das Schauspiel ward mit grofser unbeschreiblicher Pracht gegeben, und besonders setzten die Ballets *W**'n* in das höchste Erstaunen. Zu der berühmten Musik von *Rameau* hat man viel neue, ganz heterogene, von einem jetzigen Opernsänger hinzugefügt. Einige erhabne Recitative und Chöre von *Rameau*, die ich noch von alten Zeiten her gleich wieder erkannte, haben uns grofses Vergnügen gemacht. Auch war es mir sehr angenehm, durch einige alte, unnach-

ähnliche Tanzstücke an süfse Minuten erinnert zu werden, die wir mit dem *Reichardtschen Kunstmagazin* vor uns, worin mehrere davon abgedruckt sind, in unserm kleinen frohen Cirkel oft genossen haben.

Die Gefahr in Paris scheint in der Nähe ungleich weniger zu bedeuten, als man in der Ferne glaubt. Wenigstens haben wir auf dem ziemlich weiten Wege von der Oper bis nach unserm Logis, zwischen 9 und 10 Uhr Abends, auch nicht den mindesten Anschein von Gefahr bemerkt, ob es gleich Sonntag war und wir auf den langen Boulevards wohl an hundert gröfseren und kleineren Kaffee- und Wirthshäusern, und Theatern vorbei kamen, aus denen das Volk überall, meistens mit hellem Geschrei und Ge-

sange, herausströmte. Dabei war es trübe und dunkel, und der sehr breite Boulevard ist, wie du weifst, nur schwach erleuchtet. Wir wufsten unsern Weg auch lange nicht zu finden und haben uns wohl dreifsig gemeinen Fufsgängern durch Fragen als Fremde zu erkennen geben müssen. Übrigens beweist schon *der* Umstand für die Sicherheit der Fremden, dafs alle Hôtels, vom vornehmsten bis zum geringsten, so voll sind, und dafs die Fremden zum Theil Weib und Kind bei sich haben. Sei also gar nicht für uns besorgt. Ich bin ja auch nicht so begierig, an meinem eigenen Körper Wirkungen der Revolution zu erleben, dafs ich mich muthwillig irgend einer Gefahr aussetzen sollte.

Sieben und zwanzigster Brief.

Paris, den 3. März.

Diesen Morgen eilten wir früh vor acht Uhr nach dem *Jardin du Roi*, oder, wie er jetzt heifst, *Jardin des plantes*, wo *Lacepede*, als Aufseher, in den dazu gehörigen Gebäuden wohnt. Auf ihn rechnen wir für den Einlafs zur Nationalversammlung am meisten; wir fanden ihn aber nicht mehr, da er schon in der *Commité* war, zu der er gehört. Indefs hatte er bestellt: er würde, so bald und so oft wie möglich, dafür sorgen, dafs wir Billette zu den Tribünen der Nationalversammlung erhielten; heute aber hätte er keine zu vertheilen gehabt. Sein Kammerdiener versicherte uns: ohne Billet

könne uns sein Herr auch als Mitglied der Nationalversammlung nicht einführen. Wirklich hatte man uns schon gesagt: ohne das kämen wir zu keinem andern Platze, als zu der öffentlichen Volkstribüne, die stets vom gemeinsten Pöbel gedrängt voll wäre, und die kein rechtlicher Mann je beträte.

Das alles konnte uns aber nicht abhalten, unsern Kutscher gerade nach der Nationalversammlung fahren zu lassen. Kaum waren wir auf dem Vorplatze nahe beim Eingange ausgestiegen, als ein Mensch, der wie ein Lohnbedienter aussah, zu uns trat und uns halb verstohlen fragte: ob wir mit Billetten zu den Tribünen versehen wären, oder ob wir welche suchten? Auf unser Verlangen darnach zög

er zwei hervor, und bot sie uns zu 5 Livres das Stück an. Wir waren zu eifrig, keinen Augenblick der Sitzung zu versäumen, um einen Versuch zu machen, ob wir sie nicht um geringeren Preis erhalten könnten; daher gaben wir die 10 Livres, und hatten nun bald, dem Präsidènten gegen über, sehr gute Plätze.

Die Sitzung war äufserst stürmisch. Ich habe von 10 bis 3 Uhr in einem sonderbaren Gemische von Empfindungen und Reflexionen zugebracht. Stundenlang hatte ich zu thun, ehe ich die unbeschreibliche Unart der Leute nur einigermafsen ertragen konnte. Doch, ich mufs dir erst das Locale genau beschreiben. Das Gebäude ist die Reitschule bei den Tuillerieen. Unten längs den Wänden herum, sind

sechs Reihen von amphitheatralisch erhöheten und mit grünem Saffian beschlagenen Sitzen für die Mitglieder. Oben läuft an den *langen* Wänden eine Galerie mit zwei Reihen Sitzen hinter einander fort, zu denen von den Mitgliedern an rechtliche Personen Billette vertheilt werden. An den *schmalen* Wänden des Saals sind wohl zehn bis zwölf amphitheatralische Reihen von Sitzen bis an die Decke hinauf, angebracht, und dort geht das Volk frei hin. Auf diesen waren fast eben so viele Männer als Weiber aus den niederen Ständen; auf unsrer Tribüne aber wohl zehn Frauenzimmer für Einen Mann. Unten, in der Mitte der einen langen Wand, ist, dem Eingange gegen über, der ansehnliche, erhöhete, mit einem Gitter umgebene

Sitz des Präsidenten, dem zwei *Huissiers* zur Seite stehen, um mit ihm *Silence!* zu schreien. Unter diesem Sitze des Präsidenten, doch vorspringend, steht ein mit grünem Tuche beschlagener Tisch für sechs Sekretäre, die unaufhörlich mit Ausfertigungen beschäftigt sind. An der andern Wand, dem Präsidenten gegen über, ist ein freier von einer Balustrade umgebener Platz, welchen diejenigen einnehmen, die vor die Schranken (*à la barre*) gefordert werden. Etwas zurück auf diesem Platze steht ein erhöheter Katheder, den die Redner betreten, wenn sie sich ausführlich hören lassen wollen oder sollen. Zur Rechten des Präsidenten an der schmalen Wand, steht ebenfalls ein Katheder; und einem Haupteingange zu sei-

ner Linken gegen über, noch ein dritter.

Die Sitze unten an den Wänden lassen einen breiten Gang frei, auf dem vier *Huissiers* (galante Herren in schwarzen Gallakleidern, hoch frisirt, *chapeau-bas*, mit vergoldeten Degen) herumgehen, und ohne Unterlafs Stillschweigen und Ruhe gebieten. Aber dessen ungeactet laufen die Mitglieder, die grofsentheils in tiefem Negligé, auch wohl in Stiefeln und Sporn da sind, unaufhörlich in dem Mittelgange umher, schlagen mit ihren Röhren an die Stiefeln, husten und schneuzen sich ungeberdig, sprechen laut mit einander und oft in nicht geringe Entfernung zu ihren Bekannten hinüber. Da mag nun der Präsident mit einer ungeheuren Glocke klingeln und

Silence! en places Messieurs! rufen, wie er will; die *Huissiers* mögen sich neben solche herumirrende oder laut redende Deputirte stellen, zischen und in die Hände klatschen, wie sie wollen: die Herren kehren sich eben so wenig daran, wie ungezogene Knaben in einer Schule, die schon wissen, dafs der alte Herr Rector nicht zuschlägt. Nun mag auch reden oder vorlesen, wer da will — mehrere hundert Stimmen sprechen immer zu gleicher Zeit darein, und geben bei jedem Ausdruck laut, und hundertfach durch einander, ihre Meinung zu erkennen; ja, oft schreien sie so ungeberdig, dafs man ganz betäubt wird.

Bei diesen Umständen ist es also gar nicht leicht, das Wort zu bekommen. Heute wenigstens hatte es seine

grofse Schwierigkeit; denn oft schrie einer dreifsig-, vierzigmal, bis er ganz heiser ward: *Mr. le Président, je demande la parole*, ohne dafs der Präsident es vor dem Geschrei der ihn näher Umgebenden hören konnte. Oft, besonders wenn es von der linken, sehr geringzähligen (gemäfsigten) Seite kam, schien er es auch nicht hören zu *wollen*. Wer indefs einmal das Wort hatte, der schrie fort so lange er konnte, wenn gleich sein nächster Nachbar nicht im Stande gewen seyn mag, eine einzige Periode ganz zu verstehen. Daher gab es denn auch unzählige Mifsverständnisse, und sehr oft ward jemand mit entsetzlichem Ungestüm über etwas widerlegt, was er nicht gesagt zu haben behauptete; oder der Präsident wie-

derholte am Ende die Frage so, dafs der *Motionnaire* nicht damit zufrieden seyn konnte.

Vor allem andern indignirte mich die rasende Wuth, womit die *Enragés* die Schliefsung der Discussion zu erstürmen suchten, wenn sie glaubten, dafs einer von ihnen mit seiner wüthenden Rede eben Eindruck gemacht hätte; doch nicht weniger auch die höchst unanständige Art, womit die Zuhörer und die Mitglieder selbst, bei dem Stimmen durch Aufstehen und Sitzenbleiben, die Minorität jedesmal auszischten und auslachten. Dadurch wird schlechterdings alle Freiheit im Äufsern seiner Meinung und im Stimmgeben aufgehoben. Auch treibt man den Tadel und das laute ungestüme Zischen über ein augen-

blickliches Stocken oder über die falsche Aussprache eines Wortes bis zur höchsten Ungezogenheit. Kurz, in der ganzen Form ist nicht die geringste Spur von Anstand und Würde, und du kannst denken, wie mich das beleidigt.

Doch bei dem allen hab' ich auch sehr angenehme Minuten gehabt. Unter fünfzig bis sechzig Leuten, welche heute redeten, sagten wohl zwölf bis funfzehn vortreffliche Sachen; und einige sprachen mit solcher Würde und weiser Mäfsigung, auch war ihre Beredsamkeit so treffend und überzeugend, dafs sie den allgemeinsten Eindruck hätten machen müssen, wenn nicht die Andern gröfstentheils darauf ausgingen, falsche oder einseitige Begriffe und Plane durchzusetzen.

Ich bin übrigens nunmehr auch sinnlich überzeugt, — denn moralisch war ich es schon vorher — dafs die rechte Seite (die heute, wo die Bänke beinahe voll zu seyn schienen, weit über zwei Drittheile der ganzen Versammlung ausmachte) gewisse Absichten durchsetzen will, es koste auch was es wolle. Betrachtet man sie aus diesem Gesichtspunkte, und setzt man zum Beispiel nur den Einen Plan als fest unter ihnen angenommen voraus, die Constitution immer mehr und mehr so zu modificiren, dafs man zu jeder Stunde den König hinaus schieben oder durch Chikane hinaus treiben kann, ohne dadurch in der ganzen Maschine eine Stockung oder eine plötzliche Umänderung zu verursachen: so sieht man wohl, dafs

die Jacobiner sehr consequent verfahren. Ja alles, was uns und jedem, der von besseren und praktisch richtigeren Begriffen ausgeht, unsinnig scheinen mufs, ist nach jenem Plane zweckmäfsig. Dafs übrigens fähige Menschen von einer so eitlen, ruhmsüchtigen, enthusiastischen Nation, wie die Französische, auf den Gedanken haben kommen können, einem Volke von 25 Millionen Menschen eine demokratische Verfassung geben zu wollen — ist mir gar nicht unbegreiflich. Eine solche Verfassung hatte ja noch nie ein so grofses Volk!

Nimmt man nun noch überdies an, dafs ein Theil der Mitglieder wirklich absichtlich für die Emigranten agirt — unter mehr als siebenhundert Menschen mufs man natürlicher Weise

auch

auch solche vermuthen — und gern alles befördert, was die Beendigung der Constitution erschwert und den Genufs ihrer Vortheile verspätet: so ist es nicht anders möglich, als dafs die gemäfsigte Parthei, die nur die Vervollkommnung der Sache sucht, immer überstimmt wird.

Sehr auffallend ist es mir gewesen, dafs bei weitem die meisten Mitglieder sehr *junge* Leute sind, und zwar fast alle, die sich besonders hervorthaten, sehr *wohlgebildete*, zum Theil *schöne*. Diese jungen Leute nun haben eine bewundernswürdige Kraft der Stimme und dabei eine, uns bescheidenen Deutschen unbegreifliche Unverschämtheit, sobald sie sich das Wort verschaffen oder es Andern verwehren wollen. Es ist also schon physisch

ganz unmöglich, dafs ein bescheidener, etwas ängstlicher Mann, oder auch einer, der nur eine schwache Stimme hat, zum Vortrage gelangen kann. Mehrere bejahrte, kleine Männer mit feinen Gesichtern blieben auch heute ganz unverstanden, oder mufsten sogar vom Katheder wieder abtreten, ohne zum Worte kommen zu können, obgleich die Majorität es ihnen zugestanden hatte. Die heftigen Geberden von jenen, mit beiden Händen frech vorwärts oder über den Kopf, (wobei sie in der einen Hand gemeiniglich den Hut halten) und mit dem ganzen Leibe vor- oder zurückgebogen — schon diese Geberden müssen einem sanfteren Manne die Gegenreden fürchterlich machen, eh' er noch seinen Vortrag angefangen hat.

Der gröfste Lärm war heute über einen Antrag, die Emigranten in Ansehung ihrer Güter mit mehr Strenge zu behandeln und das letzte Decret auch auf solche auszudehnen, deren Kinder bei den Emigranten wären u. s. w.; ferner über eine Adresse an den König, worin der Minister der Marine, *Mr. Bertrand*, angeklagt werden sollte, dafs er das Zutrauen der Nation und der Nationalversammlung verloren habe. Von einzelnen Mitgliedern schreibe ich dir künftig.

Zu Mittage gingen wir in das *Palais Royal* zu einem Traiteur; denn in andern Gegenden der Stadt bekommt man so spät gegen 4 Uhr schwerlich noch zu essen. Gestern waren wir bei einem *Restaurateur*, und hatten gegen 8 Livres (2 Thlr.)

zu bezahlen. Heute glaubten wir uns in Ansehung des Preises zu verbessern; wir verschlimmerten uns aber noch um einige Sous, denn wir zahlten 8 Livres *voll*, und afsen lange nicht so gut. Von den *Restaurateurs* mache ich dir vielleicht noch eine besondre Beschreibung.

Für den Abend hatten wir uns ein kleines Theater, *Théatre lyrique et comique*, ausgewählt, wo man *Nicodème à la Lune* vom *Cousin Jaques* ganz allerliebst aufführte. Es ist aber auch ein sehr artiges, feines Stück.

Acht und zwanzigster Brief.

Paris, den 6. März 1792.

Heute haben wir den ganzen Vormittag damit zugebracht, einige der schönsten Plätze und Gebäude zu besehen, und Herrn *Fingerling* aus *Lyon*, der als *Supplicant* bei der Nationalversammlung sich seit zwei Jahren hier aufhält, desgleichen den Strafsburger Deputirten, Professor *Koch*, aufzusuchen. An dem ersteren fanden wir einen sehr freundlichen, klugen Mann. Er versprach uns, für Billette zur Nationalversammlung so viel er könnte zu sorgen, machte uns aber begreiflich, dafs es fast unmöglich sei, immer Billette zu erhalten. Jedes Mitglied bekommt alle neun Tage nur

zwei Billette zu den Tribünen der bessereu Gesellschaft; folglich müfsten neun Mitglieder uns alle die ihrigen geben, wenn wir Tag für Tag in der Nationalversammlung seyn wollten. *Lacepede* wird indefs, wie er uns in einem sehr verbindlichen Billette versprochen hat, morgen ein Paar anschaffen, und für übermorgen sorgt *F****.

Koch war nicht zu erfragen, weil der Brief eine falsche Adresse hatte. Ich dachte seiner durch Herausrufen aus der Nationalversammlung habhaft zu werden; aber auch das gelang nicht. Der Huissier sagte, er wäre nicht da.

*F**** hatte uns ein Caffeehaus dicht hinter der Nationalversammlung bezeichnet, wohin die Mitglieder öfters gingen; da lasen wir denn Zei-

tungen, und frühstückten gegen 1 Uhr zum zweitenmale. Wir machten hier eine angenehme Erfahrung mit einer klugen Wirthin, die, wie gewöhnlich, mitten im Caffeehause hinter einem grofsen verrammelten Tische safs. Als ich in Assignaten bezahlen wollte, (denn Geld bekommen wir nicht mehr zu sehen) vermifste ich meine Brieftasche. Das war mir ärgerlich, weil ich eben mehr als gewöhnlich zum Einkaufen hineingelegt hatte; indefs wollt' ich im Caffeehause kein Aufsehen machen, und wagte es auch nicht einmal, die Wirthin zu fragen, ob sie die Brieftasche nicht gesehen hätte. Dafs ich sie dort herausgenommen haben könnte, fiel mir gar nicht ein; indefs sucht' ich doch auf dem Tische umher. Die Wirthin liefs mich su-

chen und schwieg, sah mich aber so gutherzig an, dafs ich endlich fragte: ob sie wohl von ungefähr eine Brieftasche gesehen hätte? — »Wie sieht sie aus? roth, mit einem Stahlschlosse?» — Ja. — »Die hab' ich eben hier eingeschlossen. Der *garçon* sah sie liegen. Um sicher zu seyn, dafs sie wieder an den rechten Mann käme, mufst' ich abwarten, bis sie mir abgefordert würde, oder sie am Ende in die *affiches* setzen.» — Die Assignate machen hier eine verschlossene Brieftasche nöthig.

Den Mittag dachten wir uns bei einem andern *Restaurateur* zu verbessern, kamen aber noch schlimmer an. Wir mufsten unser Mittagsessen von drei Gerichten mit 10 Livres bezahlen; die Zubereitung war aber auch

ganz vortrefflich. Ich habe für dich einen gedruckten Zettel eingesteckt, worauf alle die Speisen genannt werden, die man in dem Hause täglich haben kann. Es sind, mit dem Dessert, nicht weniger als 120.

Den Abend gingen wir wieder in die Oper, um *Glucks Alceste* und das berühmte Ballet *Psyche* zu sehen. Wir kamen eine halbe Stunde vor dem Anfange des Schauspiels, und da waren alle Logen schon besetzt, bis auf einen Platz im dritten Range auf der dritten Bank. Man forderte uns 6 Livres 10 Sous (1 Thaler 15 Gr.) für die Person ab; daher gingen wir lieber auf das Parterre, wo wir aber ein so starkes Gedränge ausstanden, dafs ich nicht wieder hingehen werde. Für gestern gereuet es mich indefs

gar nicht; und zwar des herrlichen Ballets *Psyche* wegen, das alle Vorstellung übertrifft. Man glaubt kaum, dafs es dabei ohne Zauberei zugehen kann. Es ist vielleicht der höchste Triumph der Maschinerie und der Execution in allen Stücken. *Vestris* tanzt in diesem Ballette ganz bezaubernd. Doch überzeug' ich mich aufs neue, dafs er zu einförmig im Charakter ist, und dafs man nur über seine höchst vollkommene Execution das Capriciöse und selbst Kleinliche in seiner Manier vergessen kann. *Nivelon*, der den Zephyr machte, war heute ebenfalls an Leichtigkeit und Anmuth unübertrefflich. Schade dafs die erste Tänzerin, welche die *Psyche* sehr gut tanzte, auch nicht im mindesten hübsch war! Dadurch

verlor besonders die Scene in der Hölle (die sonst in jeder Rücksicht unglaublich grofs und ohne alle ekelhafte Übertreibung ausgeführt wurde) an mahlerischer Wirkung.

Die Oper *Alceste* scheint mir auf dem hiesigen Theater ein schönes Ungeheuer. So sehr sich *Gluck* auch bemühet hat, in dieser Oper das deklamirende *genre* zu bearbeiten, um es auf der Opernbühne in Italien zu benutzen, so ist doch noch immer sehr viel schöner, angenehmer, edler ächt altitaliänischer Gesang darin; und damit gehen die Französischen Kehlen verzweifelt barbarisch um. Die *Maillard*, die auch gar keine Figur zur Alceste hat, erwürgte ihre ganze Rolle aufs schrecklichste, und den Admet, der zum Italiänischen Text im Tenor

geschrieben ist, heulte ein junger Altist gar erbärmlich. *Cheron*, als Herkules, war der einzige, der mir mit seiner schönen Bafsstimme und mit seiner männlichen Gestalt und Action viel Vergnügen machte. Er hat aber auch eine Rolle zu singen, die *Gluck* besonders für das Französische Theater arbeitete; und wie sehr dieser grofse Meister sich darauf verstanden hat, für Französische Kehlen, und ich möchte gar sagen für Französische Arme und Beine, zu schreiben — das glaubt man nicht eher, als bis man es selbst an Ort und Stelle sieht.

Aufser *Cheron* sang aber heute auch keiner von den besten Sängern; und du weifst noch von ehemals her, wie sehr dies gleich, selbst in Absicht des Orchesters, die ganze Vorstellung

verändert. Doch schien mir das Orchester auch diesmal stellenweise sehr brav und grofs.

Das Schauspiel und das Ballet der Oper sind dafür desto gröfser und vollkommener. Von einem solchen *Ensemble* und von einer solchen ächten, hohen Pracht kann man gar keine Vorstellung haben, wenn man nicht die Parisische Oper gesehen hat; und hierin ist sie eher noch vorzüglicher als schlechter geworden.

Dafs die Revolution und alle die mannichfaltigen Unruhen und Veränderungen, die seit vier Jahren Statt gefunden haben, allen den hiesigen Theatern nichts geschadet, ja, dafs sogar noch viele neue haben aufkommen können, ist ein starker Beweis, wie sehr der Nation die schönen Künste

zum Bedürfnifs geworden sind; und der bekannte Ausspruch über die grofse Neigung der Römer zum Theater ist für die Pariser kaum stark genug. Sie haben in den vier Jahren oft kein Brot, sondern *nur* Theater gehabt, und sind doch zufrieden gewesen.

Neun und zwanzigster Brief.

Paris, den 7. März 1792.

Heute haben wir es uns um die Constitution sauer werden lassen. Von 9 bis 4 Uhr brachten wir in der Nationalversammlung zu, und von 7 bis halb 11 bei den Jacobinern.

Die Sitzung der Nationalversammlung war noch weit unruhiger, weit ungezogener, als die gestrige; und die Menschen machten sich um so verächtlicher, da aller der Lärm stundenlang blofs dazu abzweckte, den braven *Dumas*, dem die Majorität das Wort bewilligt hatte, mit aller Gewalt am Reden zu hindern und ihn von der Tribüne zu treiben, weil er wahr und vernünftig sprach und eine

neue Art von *scrutin* bei der Wahl vorschlug. Ich selbst mufs aber — so arg ging es her! — erst morgen die Zeitungen lesen, um zu wissen, was eigentlich vorgetragen und angenommen worden ist; und doch waren wir neben der Rednertribüne gerade dem Präsidenten gegen über. Einige lange Berichte wurden von so schwachen Stimmen vorgelesen, dafs bei dem unaufhörlichen Lärmen und bei dem Läuten des Präsidenten mit einer grofsen Handglocke, und bei dem ewigen Rufen *Silence!* und *en place!* schlechterdings nichts verstanden wurde. Auch hörte niemand auf die Berichte, und am Ende fragten mehrere Stimmen laut: *de quoi s'agit-il? nous n'avons rien compris.* Aber doch ward darüber zum Stimmen geschritten. Das

Das Auszischen der Minorität ging heute bis zum Unerträglichen. Die Tribünen des gemeinen Volkes waren ganz ausgelassen. Wohl funfzigmal ward *Dumas* während seiner Rede laut ausgelacht, ausgezischt, ausgetrommelt, und mit beifsenden Anmerkungen von hundert und mehr Stimmen zugleich unterbrochen: *Ah! c'est édifiant! quel patriot! allez le lire aux ministres, ce beau discours!* u. s. w. Unzählige Stimmen zankten während der Rede unaufhörlich und laut mit dem Präsidenten, dafs er die Zeit mit solchem elenden Zeuge verderben lasse. Viele sprangen von ihren Sitzen in den Zwischengang, und fast gerade gegen den Präsidenten an, dem manche sogar mit dem Stocke droheten. Einer warf sein

Buch, das er eben in der Hand hatte, auf die Erde, und trat darauf. Es ist unbeschreiblich, wie unanständig alles zuging.

Nur die Gesichter konnten mich noch bisweilen angenehm unterhalten. Die Volkstribünen waren mit vier- bis fünfhundert Diebes- und Mörder-Physiognomieen angefüllt. Für die meisten hätte ich mir einen *Hogarth* gewünscht: von einem alten Ketl an, der ein grofses Gebifs immer offen hatte, dafs man ihm bis in den Hals sehen konnte, und dabei unaufhörlich kalt grausam grinsete, bis zu einem langen, blassen, jungen Galgenschwengel, der über dem vorigen safs und unaufhörlich gähnte, dabei aber allezeit wie rasend klatschte. Das Gesindel soll übrigens dafür reichlich

bezahlt werden, und rührt sich nicht von der Stelle.

Die Herren *Fauchet*, *Bazire*, *Condorcet*, *Dumas*, *Rouyer*, *Vaublanc*, *la Croix*, *Vergniaux* und *Brissot* möcht' ich dir wohl beschreiben; aber wie? — *Fauchet* ist ein langer, ziemlich hagerer, liederlich blasser, heimlich verschmitzter, — lafs mich einmal das Wort brauchen — *dreihäriger* Mensch. Er sitzt ganz ruhig, still lauernd, in sich lächelnd, oder dem Anschein nach halb schlafend, den Kopf vorwärts gebogen und die Hände im Schoofse gefaltet. Man mufs viel solche, aus Plan und Absicht heimliche Bosheit brütende, Menschen beobachtet haben, um ihn für das anzusehen, was er ist; ja, vielleicht mufs man gar schon vorher wissen, was für eine

Rolle er spielt, um ihn nicht für einen ganz andren Menschen zu nehmen: so gut weifs er sein Gesicht zurecht zu setzen. Gestern ward er gleich bei seinem ersten Vortrage übel empfangen, und kam nicht wieder zu Worte. Der Vortrag bestand darin, dafs man doch Anstalten treffen möchte, die Summe zu dem projectirten Feste *Mirabeau's* anzuweisen. (Es sollte nehmlich auf Kosten der Nation eine grofse feierliche Messe für *Mirabeau* gehalten werden.) Er setzte noch hinzu: die Künstler, welche für die Feierlichkeit arbeiteten, hätten sich bereits an die Municipalität und an die Districte gewendet. Einer, dessen Namen ich nicht erfuhr, sagte sehr derb dagegen: er glaube nicht, dafs es itzt Zeit sei, die Nation mit

solchen Ausgaben zu beschweren, und die Nationalversammlung hätte um so weniger Ursache, heute auf *Fauchet's* Vortrag zu achten, da er augenscheinlich nur in der Absicht gethan würde, die Sachen, die *à l'ordre du jour* wären, nicht vorkommen zu lassen. *L'ordre du jour* drang wirklich durch, und *Fauchet* ward nicht weiter gehört. Seine schlechte Absicht verrieth er übrigens um so deutlicher, da er hernach nicht im mindesten an den Verhandlungen Antheil nahm. Er scheint gegen 5o Jahr alt zu seyn.

Bazire ist ein junger Mann von feiner Gestalt und feinem Gesicht, aber mit überaus boshaftem Blicke. Er fährt bei allen Gelegenheiten wie wüthend auf; und wenn er es nicht von selbst thut, so schiebt ihn *Fau-*

chet vor, neben dem er gewöhnlich zu sitzen pflegt.

Condorcet ist ein wohlgebildeter Mann, etwas über 40 Jahr. Eine feingebogene Nase, ein angenehmer Mund, eine etwas blasse Farbe, und auch eine ganz angenehme, wiewohl nicht feine Gestalt, geben ihm das Ansehen eines feinen Mannes. Eitelkeit und Selbstzufriedenheit leuchten aber aus jedem Zuge, jedem Worte und jeder Bewegung von ihm hervor. Dies ist überhaupt der herrschende physiognomische Charakter der Nationalversammlung. Fünf Sechstheile tragen dieses für Gesetzgeber sehr unpassende Schild in Geberden und Gange.

La Croix ist ein ziemlich grofser, dicker Mann. Er hat in Gestalt und Gang etwas von einem Castraten, und

daher erschrickt man um so mehr, wenn er mit einer übermäfsig starken Bafsstimme zu brüllen anfängt. Er scheint indefs nicht ganz von der Parthei der *Enragés* zu seyn, und hat von den Volksrednern, die wir bis jetzt gehört haben, den meisten festen Charakter. Gegen den Präsidenten war er indefs gestern einer der ungezogensten. Er soll seines Herkommens ein Gastwirth aus einem Provinzialstädtchen seyn.

Brissot ist ein ziemlich kleiner Mann, fast von gemeinem Ansehn. Seine gelbgraue Farbe und etwas gelbgefärbten Augäpfel verrathen seine stets kochende, überlaufende Galle. Auch ist er der einzige von den bisher Genannten, an dem ich nie einen heitern Blick, ein freies Lächeln

bemerkte. Alles was ich ihn bisher habe sagen hören, schien mir sehr flach und gesucht zu seyn. Auch verräth er immer boshafte Absicht; fast alles, was er vorbringt, läuft auf Denunciationen hinaus.

Vergniaux, unstreitig der stärkste und denkendste unter allen jetzigen Volksrednern, ist ein ganz andrer Mann. Auch hat sein gar nicht angenehmes Gesicht einen hohen Ausdruck von Kraft und Charakter, wozu seine ganze, eben nicht grofse und nicht feine Gestalt sehr gut stimmt. Sein Blick ist tief und etwas böse. Nur ihm und *La Croix* sieht man bei allem, was sie vortragen, feste, innere Überzeugung an. In feiner Ausbildung, tiefem Gefühl und ächter hinreifsender Beredsamkeit scheint

ihm keiner der Übrigen gleich zu kommen.

Rouyer ist ein gesetzter Mann von stark ausgedrückter, lebhafter Physiognomie und festem eisernem Körper. Er hat eine gewaltige Stimme; zwar schreiet er sie bald heiser, aber darum bleibt er doch durch die ganze Sitzung einer der thätigsten und lautesten. Selten verläfst er seinen Sitz; er spricht, wie überhaupt die meisten, so, dafs er blofs aufsteht und den Hut abnimmt. Seine Nachbarn ziehen sich von beiden Seiten zurück, sobald er anfängt die Arme zu bewegen.

Vaublanc hat ein feines, kluges, aber nicht ganz ehrliches Gesicht. Auch seine Gestalt ist fein. Aus seinem ganzen äufseren Wesen scheint

indefs ziemlich deutlich hervorzuleuchten, dafs der sehr brave Charakter seiner letzten Reden mehr auf guten Calcül gegründet und *gemacht*, als sein eigen ist. Vielleicht liegt es *darin*, dafs alles das Gute und Wahre, was er sagt, nicht mit der Kraft wirkt, die eine Rede nur dann haben kann, wenn sie aus dem eignen Herzen des Redners fliefst. Vorgestern, da er einen Vorschlag wagte, der einigermafsen mit *M***'s* Idee von einem Dictator übereinkam, und diesem gleichsam zur Einleitung hätte dienen können, ist er, bei dem heftigen Widerspruche, den er fand und den er erwarten mufste, so aus der Fassung gekommen, dafs er auf dem Katheder geweint hat.

Dumas, der ein sehr wohl, aber

etwas wie ein Deutscher Reichsstädter gebildeter und, wie *Vaublanc*, gegen meine Erwartung, noch ein ganz junger Mann ist, hielt sich gestern besser, ob er gleich oft die Farbe wechselte. Er ging, trotz dem unsinnigen Lärm und den gröbsten persönlichen Beschimpfungen, nicht eher ab, als bis er seine Rede ganz gelesen hatte. Mitten durch den Lärm schrie er mehreremale: »Ich habe von der Majorität das Wort erhalten, und kann ihr nicht den Schimpf anthun, es mir von *Factieux* durch Gewalt entreifsen zu lassen!«

Als wir nach 4 Uhr aus der Nationalversammlung kamen, ward nahe bei dem Ausgange an der Thür eines *traiteurs* mit einer grofsen Glocke zum Essen geläutet. Mehrere Mit-

glieder der Nationalversammlung gingen hinein, und wir folgten ihrem Beispiel. Aufser diesen, eben nicht sehr interessanten Leuten, hatten wir bei Tische noch einen erfindungsreichen Prahler, *Mr. Guirault* aus *Bordeaux*. Am meisten pries er uns eine neue Erfindung, mit Abkürzungen schneller, als bisher hat geschehen können, nachzuschreiben. Er präsentirte uns die erste Nummer von seinem *Journal logotachygraphique*, worin eine Sitzung der *Jacobiner* wörtlich nachgeschrieben seyn sollte, handelte aber mit ächt Französischer (nach *Campe* altfranzösischer) Inconsequenz in demselben Athem ab, welche äufserst schwierige Arbeit der Redacteur eines solchen Blattes habe, da er mit grofser Aufmerksamkeit, vielem Scharf-

sinn und ächtem Geschmack die nachgeschriebenen Blätter revidiren, das Uberflüssige, Wiederholte wegstreichen, das zu Weitläuftige, Ausgedehnte zusammenziehen, das Ungrammatikalische berichtigen müsse u. s. w. So oft indefs wieder die Rede darauf kam, dafs man auf das Blatt mit 50 Livres für den Jahrgang subscribirte, wiederholte er mit den feierlichsten Ausdrücken: es enthielte die treueste, buchstäblichste Copie aller Reden und Verhandlungen, und würde sie immer enthalten. Zwei Mitglieder der Nationalversammlung, die sehr gute, treuherzige Geschöpfe zu seyn schienen, machten ihm in den schönsten Phrasen die ehrlichsten Complimente über sein seltnes Verdienst, und *wollten* subscribiren. Er wieder-

holte einigemal: sie könnten es auch gleich bei *ihm* thun; sie wollten es aber bei dem auf dem Blatte angezeigten Comtoir.

Mir präsentirte er die zwei ersten Bogen als Geschenk, und erbot sich, uns bei den *Jacobinern*, wenn wir ihren Sitzungen beiwohnen wollten, in seiner Schreiberloge zu placiren, was uns den Abend, da alles gedrängt voll war, sehr wohl zu Statten kam. Dort erfuhren wir denn auch, was ihn so hold gegen uns machte: wir wurden beim Eingange befragt, ob wir die *Messieurs les Anglois* wären. Er erwartet unfehlbar, dafs wir einige Goldkörner an seine Tuba wenden sollen.

In der Jacobiner-Sitzung waren das Wichtigste: eine sehr lange, fast zwei Stunden währende Rede, die

Sillery ablas; eine nicht viel kürzere von *Carat*, beide gegen die Antwort des Kaisers; und eine sehr naive, die ein gemeiner Soldat in der Nationalversammlung halten wollte, um sein Regiment wegen einer Insubordination zu vertheidigen. *Sillery's* Rede war im Ausdruck und oft auch in der Sache recht brav; im Ganzen aber hämisch. Er fing von der Entstehung der Constitution und des Clubs an, führte sehr listig und witzig die beständigen heimlichen Machinationen der Minister gegen beide durch, und zeigte bisweilen mit vielem Scharfsinn, dafs die meisten Ausdrücke in *Kaunitz'ens* Antwort ganz deutlich bewiesen, es müsse eine geheime Correspondenz zwischen ihm und dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, *Delessart*,

vorhergegangen seyn. (So wie er die Stellen aus *Kaunitz'ens* Antwort anführte und ordnete, ward ich einigemal selbst davon überzeugt; desto mehr indignirte es mich aber, heute, als ich des Kaisers Antwort las, gerade das Gegentheil zu finden.) Er sprach sehr bitter über den *Kaiser*, *Kaunitz* und den Minister *Delessart*, wobei denn böse Seitenblicke auf den König das boshafte Gemälde vollendeten. Dieser äufserst heftige Redner war ein ganz alter Mann mit eisgrauem Kopfe.

Noch weit mehr wunderte ich mich darüber, dafs ich in dem wüthendsten aller demokratischen Pamphlets-Schreiber, *Carat*, einen gleichfalls ganz alten, völlig kahlköpfigen Mann sah; und *der* nahm die Sache ganz anders vor. Seine sehr

lange

lange Rede war eine meisterhafte Persifflage; und in der Declamation hatte er grofse Kraft, Kunst und unerschöpfliche Abwechselung. Eine solche Mannichfaltigkeit von Redetönen und von mahlerischen Bewegungen im Vortrage ist mir nie vorgekommen. Mit welchem Tone *Carat* öfters *le bon compère K.*, und vom Könige von Frankreich: *ah, le bon roi!* sagte, und wie verschieden er die Wörter *Constitution* und *Patriotisme* in den mancherlei Verhältnissen aussprach, worin er sie dem Minister in den Mund legte — das ist unbeschreiblich. Ich erfahre das itzt am besten, da ich dir gern viel von seiner Rede sagen möchte, und nicht kann, weil fast alles blofs in der aufserordentlichen Kunst des Vortrages lag.

Der junge Soldat mit seiner Rede gab sehr gute Gelegenheit, den Geist der Versammlung zu beobachten. Er war von einem Regimente, das sich dem neuen Kriegsreglement widersetzt hatte, weil die Soldaten es für freie Leute zu *minutieux* fanden. (Das ward sehr beklatscht.) Der Oberste des Regiments und drei andre Officiere waren aus Verdruſs über die Insubordination der Soldaten davon gegangen. Das drückte der listige, witzige Bursche so aus: sie hätten ihre Soldaten verlassen *sans dire adieu*. (Wieder sehr beklatscht.) »Sie kämen nun,« sagte er weiter, »sich in die Arme der Väter des Vaterlandes zu werfen, wofür er die Nationalversammlung, wenigstens alle die Mitglieder, die hier versammelt wären,

hielte. (Unmäfsig beklatscht.) Sie hofften, als treue Kinder Schutz bei ihnen zu finden: *n'est ce pas? vous nous reconnoissés pour vos enfans?* (»*Oui! oui!*« und applaudirt wie vorher.) Wenn ihr uns von dem Zwange des gar zu *minutiösen Reglements*, das sich nicht für freie Leute pafst, befreiet, so schwören wir gemeinschaftlich, den letzten Blutstropfen willig zu vergiefsen.« Dabei hielt der Redner seine Hände in die Höhe; und drei Pinsel vom Regimente, die er sich zu Assistenten mitgebracht hatte, thaten eben das. Nun fährt die ganze, an Eid und Meineid gewöhnte Gesellschaft von ihren Sitzen auf, und schwört die Alltagsformel: *vivre libre ou mourir*, mit diesen vier Burschen, die der Regimentsstrafe entlaufen sind

und hier Schutz vor dem wohlverdienten Eisen oder Beile suchen!

Der stärkste Zug lag aber in der, übrigens sehr schön ausgedrückten Antwort des Präsidenten *Thuriot*, der dem Soldaten im Namen der Gesellschaft dankte und ihm bei der Ehre der Nation und bei der Freiheit gelobte: das Reglement, welches die *Tyrannei für Sklaven* geschmiedet hätte, (bei weitem mehr als die Verbrecher selbst gesagt hatten) sollte unfehlbar abgeschafft werden.

Hat der Kaiser bei seiner Antwort die grausame, boshafte Absicht gehabt, in Frankreich innere Unruhen und Bürgerkrieg auf das schrecklichste und schleunigste zu erregen, um selbst vom Kriege frei zu bleiben; so ist sie dadurch, dafs er den

Jacobinern durch sein Schelten auf sie eine Wichtigkeit gegeben, die sie bisher nicht hatten, sehr sicher erreicht. Itzt sind sie auf der höchsten Stufe. Das Volk, welches durchgängig von den feindlichen Gesinnungen und Machinationen des Hofes gegen die Constitution überzeugt ist, sagt nun ganz laut und allgemein, auch wohl nicht ganz ohne Grund: »nur die Jacobiner sind ihnen noch im Wege, ihre despotischen Absichten auszuführen. *Die* allein nehmen sich noch unsrer Sache an; mit den übrigen würden sie wohl fertig werden.« Und der Club der Jacobiner wird seit der Antwort des Kaisers so besucht und bestürmt, dafs man allerlei neue Einrichtungen hat machen müssen, um den Eingang zu erschwe-

ren: aber dessen ungeachtet sind die Tribunen, und selbst die Plätze der Mitglieder, in allen Sitzungen erstickend voll von Zuhörern.

Dreissigster Brief.

Paris, den 9. März 1790.

Heute haben wir in der Nationalversammlung endlich einmal eine Sache, wie es sich gebührt, mit aller Aufmerksamkeit und Gründlichkeit discutiren hören. Es betraf eine aufserordentliche Beihülfe von 10 Millionen Livres, welche die Nation dem Minister der inneren Angelegenheiten zum Ankauf von Getreide anvertrauen wollte, um die Provinzen vor Brotmangel zu sichern. Wie dies am besten, schnellsten und wohlfeilsten geschehen könne, ohne der Handlung und dem Ackerbaue zu schaden, das ward über zwei Stunden lang sehr gründlich untersucht. *Tarbé*, ein sehr

kluger, gesetzter, obgleich junger und kränklicher Mann, las einen Entwurf über diese Sache vor, und sein Projekt ward hernach Artikel für Artikel vorgenommen und wirklich mit vieler Sachkenntnifs beleuchtet, bestritten, eingeschränkt, erweitert u. s. f. Man sah, dafs die, welche darüber sprachen — vermuthlich grofsentheils Kaufleute — die Sache verstanden und zu Herzen nahmen.

Die Andern aber, die sich nicht mit darauf einlassen konnten, zeigten sich zum Theil wieder elend. Anstatt zuzuhören, um sich zu unterrichten, liefen sie ohne Unterlafs aus und ein, von Einem zum Andern, und mufsten alle Augenblick wie die Schulknaben zum Stillschweigen und Niedersetzen ermahnt werden. Die noch

Acht gaben, liefsen es sich — was ihnen eben nicht zu verargen war — angelegen seyn, lange Reden über den Gegenstand zu verhindern. Wenn einer mit seinem Vortrage weit ausholte, was leider fast alle zu thun pflegen: so zwangen sie ihn durch Zurufen und Schreien, gleich auf die Sache zu kommen; und es erregte oft lautes Gelächter, wenn einer sein Heft, woraus er eben ablesen wollte, bis in die Mitte umblättern mufste, um von dem Wesentlichen anzufangen. Einen liefs man gar nicht reden, sondern wies ihn mit seiner von Noah's Arche anhebenden Rede an die *Comité de surveillance.*

Bei dieser Verhandlung habe ich sehr lebhaft empfunden, wie nützlich eine solche Discussion ist, wenn meh-

rere kluge Leute die verschiednen Gesichtspunkte angeben, aus denen sie die Sache ansehen, ferner die mancherlei Hindernisse, die jeder in seinem Wirkungskreise zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, u. s. w.

Die Sitzung ward wieder mit ungeheurem Lärm angefangen. Den Abend vorher hatte unser naive militärische Redner seine Vertheidigung bei der Nationalversammlung vorgebracht, und nun trat der Präsident des Jacobiner-Clubs, *Thuriot*, auf, und wollte die Nationalversammlung überreden, der wirklich gesetzwidrigen Ambassade des Unterofficiers in ihren Verhandlungen ausdrücklich mit Ehren zu gedenken. *Bouyer*, dünkt mich, sprach aber so stark gegen ihn und gegen das inconstitutionelle Be-

tragen der Unterofficiere, dafs jener das Wort nicht weiter erhielt und man zur *ordre du jour* schritt. Hierin kam nachher noch die Apanage der Prinzen vor; doch heute ward blofs der Bericht vorgelesen und die Discussion bis morgen ausgesetzt.

Ehegestern Abend' haben wir leider einen wichtigen Bericht des Ministers über die leidige Marseiller Sache, worüber sehr heftige Debatten entstanden sind, versäumt. Auch ist eine Gesandtschaft von tollen Weibern vor die Schranken gelassen worden, die Pistolen, Flinten, Säbel und Piken gefordert haben, um zu ihren Männern nach den Gränzen zu ziehen und für das Vaterland zu fechten. Vermuthlich sind sie der Meinung, dafs es nichts für das Vaterland zu

fechten, sondern nur zu h..., und buben geben wird.

Die *Feuillants*, die im vorigen Monathe vom Pöbel aus den Tuillerieen vertrieben wurden, halten nun ihre Zusammenkünfte so geheim, dafs es uns mit aller Mühe noch nicht möglich gewesen ist, sie auszufragen. Endlich haben wir ein Mitglied ausgekundschaftet: den Pr. *F* * * aus Strafsburg; und den wollen wir diesen Morgen aufsuchen. So etwas kostet indefs hier nur gar zu viel Zeit. Bei dem abscheulichen Schnee- und Regenwetter und Wind, müssen wir fast immer einen Wagen zur Hand haben, der aber jeden Augenblick in dem unendlichen Strafsengewühl stecken bleibt. *B* * * * ist bis jetzt noch nicht auszufragen gewesen; jedermann kennt ihn,

aber niemand bezeichnet die Wohnung recht.

Auch *la Fayette'n*, den ich äufserst gern sehen möchte, verfehlte ich gestern zum zweitenmal. Er war zum Könige gerufen. Indefs schrieb uns der sehr gefällige *Portier* sogleich die Wohnungen von *Valence* und *Luckner*, die jetzt beide hier sind, auf zwei elegante Karten; und nun soll *la Fayette* uns wohl nicht entgehen.

Heute trafen wir endlich den Professor *Koch* aus Strafsburg. Wir fanden an ihm einen kalten, zähen Juristen. Mit ächt altdeutscher Magister-Eitelkeit kam er ganz von selbst darauf, sich bei uns zu rechtfertigen, dafs er noch nicht Präsident bei der jetzigen Nationalversammlung geworden sey. »Er hätte allen ihm be-

kannten Mitgliedern versichert, dafs, wenn sie ihn zu der unaussprechlich lästigen und undankbaren Präsidentenstelle erhoben, er gewifs davon ginge.« Kaum war von der letzten Erklärung des Fürsten *Kaunitz* ein Wort gesprochen, so that er uns auch schon zu wissen, dafs er Präsident von der *Comité diplomatique* sei; und zwar wieder auf ächt altdeutsche Magisterweise: »So ein Minister, der es mit seinem Herrn *allein* zu thun hat, kann wohl expediren; wenn *ich* aber als Präsident der *Comité diplomatique* viele Köpfe unter Einen Hut bringen soll, da setzt es ein andres Stuck Arbeit.« Übrigens war er auch so ächt Deutsch höflich, dafs er uns stehend im Vorzimmer abfertigte. Dafs man doch Freunde an einen Mann

adressirt, der nur eben Geschäfts-mann ist, und auch das vielleicht nur seyn *will!* Ihn aufzufinden, hat uns drei lange Gänge und vier bis fünf Stunden gekostet!

Ein und dreissigster Brief.

Paris, den 10. Merz 1792.

Heute haben wir wieder einer wichtigen Sitzung der Nationalversammlung beigewohnt, die von 10 bis halb 7 Uhr währte. Aufser manchen kleinen Gegenständen ward besonders die Anklage gegen den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn *Delessart*, mit grofsem Interesse, vielem Feuer, machtiger Kraft, und entsetzlich boshaftem Witze, aber dabei doch nicht ganz ohne Unpartheilichkeit und männliches Gegeneinanderwirken, behandelt. Zuletzt endigte sich denn alles leider! so, dafs mit unbeschreiblicher, unwiderstehlicher Wuth der Majorität und aller Tribünen, der gemei-

gemeinen sowohl als der besseren, der Minister des höchsten Staatsverbrechens für schuldig erklärt ward. Zugleich beschlofs man, den König durch eine Deputation, die man auch auf der Stelle ernannte, zu ersuchen: er möchte den Minister *en état d'arrestation* setzen und das Siegel auf seine Papiere drücken lassen. Während der Verhandlung gegen diesen Minister ward der Nationalversammlung von dem Könige die Verabschiedung des Kriegesministers *Narbonne* gemeldet und dabei zugleich der neue angezeigt. Nur hatte es grofse Schwierigkeit, in dem Briefe des Königs dessen Namen zu lesen. Erst las der Präsident: *Cousse*; darauf sagte er: der Name könne auch wohl *Grasse* seyn, und gab das Blatt weiter. Da

las einer *Grave*, und so soll der neue Minister wirklich heifsen.

Narbonne'ns schnelle Verabschiedung, womit die Volksparthei sehr unzufrieden ist, und die man blofs dem Minister *Delessart* Schuld giebt, wollte man nun eben durch die heutige Sitzung mit aller Gewalt rächen. Diesen Entschlufs brachten die *Enragés* mit, und liefsen ihn überall durchscheinen. Auf des Königs Anzeige von *Narbonne'ns* Verabschiedung sollte sogleich decretirt werden, dafs dieser Minister die Achtung und das Bedauern der Nationalversammlung mitnehme, dafs er aber Paris nicht eher verlassen dürfe, als bis er seine Rechnung abgelegt habe. Dem Könige wollte man übrigens erklären, dafs alle Mitglieder des jetzigen Ministeri-

ums das Vertrauen der Nation verloren hätten. Doch, auf eine sehr verständige Rede des braven, immer ruhig in sich gekehrten *Tarbé*, wurden alle drei Decrete noch aufgeschoben.

Wir hatten von diesen grofsen Verhandlungen den Gewinn, dafs wir den Geist und das Personale der Nationalversammlung näher kennen lernten. Diese war weit vollzähliger als je; auch nahm fast jeder lebhaften Antheil. Beide Partheien, geriethen zum erstenmal in laute Thätigkeit gegen einander, und die Jacobiner wendeten Mittel zum Siege an, die wir vorher noch nicht gekannt hatten.

Der Präsident, *Mr. Guiton-Morveau*, ein bejahrter, sehr fester, unerschütterlicher Mann, der sein Amt mit unbeschreiblicher Würde und Acti-

vität versieht, zeigte gleich bei Eröffnung der Sitzung, dafs es ihm um ernsthafteres Betragen zu thun sei. Da viele Mitglieder anfänglich wieder wie die Schafe, oder besser wie die ungezogensten Schulknaben, durch einander liefen und plauderten; sagte er: »Wenn die Herren auf meine Glocke und auf mein *Rufen à l'ordre* nicht an ihren Ort gehen und sich ruhig verhalten, so werde ich alle Unruhigen bei Namen zur Ordnung verweisen.« Das that er denn auch auf der Stelle sechs- bis achtmal hinter einander. Aber auch dabei zeigte sich die Menge wieder sehr klein. So wie einer bei Namen genannt ward, lachten und klatschten die Übrigen höchst ungezogen.

Isnards stundenlange Anklage-Rede

war ein künstliches Gewebe von Consequenzenmacherei: es wäre abscheulich, wenn dem Minister blofs hierauf der Procefs gemacht würde. Beide Partheien waren indefs so ganz von dessen Unredlichkeit überzeugt, dafs sie diese immer als gewifs voraussetzten, wenn sie auch gegen *Brissot* sprachen. Dies thaten wohl zehn oder zwölf; und noch mehr erklärten sich gegen die Stimmung der Nationalversammlung, gleich auf der Stelle das Decret zu erlassen, das den Minister *en état d'accusation* setzen sollte. *Tarbé*, *Bequet* und *Dubayet* sprachen vortrefflich darüber, dafs die Nationalversammlung ihrer eigenen Würde wegen sich Zeit nehmen müsse, bei dieser wichtigen Sache das genaueste Formale sorgfältig zu beobachten.

Brissot klagte in seiner Rede die *Comité diplomatique*, und namentlich unsern Freund *Koch* an, dafs er den Bericht in dieser Sache vernachlässige. Ein Theil der *Comité* stand auf und vertheidigte sich. Nach und nach kam der ganze Saal in die höchste Bewegung, wozu ein junger, braver Mann die Losung gab. Da die rechte Seite, weil auf der linken alles schwieg, nun schon ganz beherzt und ihrer Sache gewifs ward, so schlofs einer ihrer Redner seinen Vortrag mit den Worten: »Könnte es möglich seyn, dafs sich in dieser Versammlung ein einziger Mensch befande, der verblendet genug wäre oder schlecht genug dächte, die Sache des Ministers vertheidigen zu wollen; so tret' er auf.« Und dies that nun *Bequet*, ein junger,

feingebildeter, kleiner, blasser Mann, ganz frei und unbefangen. Er sagte: »ich will zu zeigen suchen, dafs es wohl möglich seyn könnte, der Minister *Delessart* wäre unschuldig; und ich glaube, es ist die Pflicht redlicher Menschen, jeden so lange für unschuldig zu halten, bis er seines Verbrechens überführt ist. *Brissot* hat acht Tage über das Schreiben gebrütet und an einer Rede gesponnen, um mit augenscheinlichem Zwange aus jenem herauszubringen, dafs der Minister die Nation und den König verrathen habe; und ihr applaudirt ihm mit Ungestüm. Vor zehn Tagen applaudirtet ihr eben so voreilig, als derselbe Brief des Ministers vorgelesen, und über eine, nach meiner Überzeugung gegründetere, Vermu-

thung gegen den Minister ausgemacht ward: es finde hier keine Berathschlagung Statt. So wie ihr euch damals geirrt habt, könnt' ihr euch auch heute irren. Die *Comité diplomatique*, der ihr die Untersuchung der Sache einmal übertragen habt, hat mit aller Mühe und Arbeit noch keinen Entschluss darin nehmen können: sollten alle Mitglieder der Nationalversammlung itzt durch *Brissots* Rede hinlänglich unterrichtet und aufgeklärt worden seyn, um einen reifen Entschluss zu fassen? Vielleicht nicht zehn Mitglieder sind im Stande, die Anklagegründe und *Brissots* Folgerungen sich deutlich zurückzuerinnern. Welch ein schreckliches, trauriges Beispiel würde es für die Geschwornen des Reiches seyn, wenn ihr eine so wichtige Sa-

che mit Leichtsinn und Übereilung entscheiden wolltet? Wird es euch nicht etwas verwirren, wenn ich euch sage, dafs *Brissot*, der die *Comité diplomatique* itzt anklagt, selbst ungeachtet aller Einladungen von ihr, seit der Anklage fast alle Sitzungen versäumt hat? dafs es nicht zu bewegen gewesen ist, seine Rede vorher, der Form gemäfs, der *Comité* mitzutheilen? und wenn ich sage, die Herren N. und N. sind bereit zu bezeugen, dafs die allersorgfältigste Untersuchung über die Correspondenz des Ministers und alle gegen ihn vorgebrachte Beschuldigungen kein eigentliches Verbrechen ergiebt, obgleich manche Albernheiten und Nachlässigkeiten?» Nun traten *Jaucourt*, *Dumas*, *Lacepede* und mehrere von der

Comité auf und zeugten; einige sogar geradezu, für den Minister und für seine fein geführten und mit glücklichem Erfolge belohnten Unterhandlungen.

Robecourt Boullenger verlangte, dass *Brissots* Rede vorher gedruckt und vertheilt werden solle, um dann nach der Ordnung eine Discussion darüber anzufangen. *La Croix* verlangte, der Minister sollte sogleich vor die Schranken geführt werden, um auf alle Punkte der Anklage zu antworten. Endlich trat *Vergniaux* auf, und redete mit einer Kraft und Innigkeit, die durch Mark und Bein drang. Mir stürzten oft die Thränen aus den Augen. Auch dieser Redner war für das Anklage-Decret, weil er, wie er sagte, noch gröfsere Dinge gegen

Delessart und gegen das ganze itzige Ministerium vorbringen konnte, als alles das, was *Brissot* und Andre gegen den Minister gesagt hätten. Die strafbare, zwei Monath dauernde Zurückhaltung eines für *Avignon* wichtigen Decrets trug er itzt gleich vor. Zuletzt schlofs er mit einer Apostrophe gegen den mit Verräthern angefüllten Pallast der Tullerieen, den er vor Augen hatte: und man wäre dort gewifs in Ohnmacht gefallen, wenn man diese Apostrophe gehört hätte. Er sagte: »Als man der constituirenden Versammlung vorschlug, den Despotismus der Religion zu decretiren, sprach *Mirabeau* die merkwürdigen Worte: *Von dieser Tribüne seh' ich die Fenster des Pallastes, in welchem ein König und eine grausame Köni-*

ginn sich in dem Blute der Franzosen badeten. In diesem Augenblicke der Krisis, da das Vaterland in Gefahr ist, da so viele Verschwörungen gegen die Freiheit im Finstern schleichen, ruf' auch ich aus: ich sehe von dieser Tribüne die Fenster des Pallastes, wo verrätherische Rathgeber den König, den uns die Constitution gab, irre führen und betrügen; wo verrätherische Rathgeber Ketten schmieden, um das Volk in Fesseln zu legen; wo verrätherische Rathgeber die Intriguen bereiten, die dasselbe dem Oestreichischen Hause überliefern soll. Ich sehe die Fenster des Pallastes, wo man eine Gegenrevolution auspinnt und wo man die Mittel berechnet, wodurch man uns in die Schreckuisse der Sklaverei zurückstürzen will, wenn

man uns erst durch alle Unordnungen der Anarchie und durch jede Wuth des Bürgerkrieges gejagt haben wird. Der Tag ist gekommen, an welchem ihr solcher Verwegenheit, solcher Unverschämtheit Gränzen setzen und die Verschwornen verwirren könnt. In alten Zeiten, und im Namen des Despotismus, sind oft Schrecken und Verwirrung aus diesem berüchtigten Pallaste ausgegangen. Lafst sie heute im Namen des Gesetzes hineindringen, dafs sie alle Herzen erschüttern, dafs alle seine Bewohner wissen, unsre Constitution erkläre nur den König für unverletzlich: dafs sie wissen, das Gesetz werde dort alle Verbrecher ohne Unterschied ergreifen und nicht ein einziger Kopf, der eines Verbrechens überführt wird, seinem

Schwerte entgehen können.« Ein schmetterndes Beifallklatschen und ein Geschrei, das durch Mark und Bein drang, betäubte nun Alles im ganzen Saale. Die linke Seite war und blieb im Ganzen ohne alle Energie; die rechte wendete dagegen alles an, sie in Respect zu erhalten. Ihre wüthendsten Schreier setzten sich in Menge an das Ende der linken Seite, und nahmen so die Mäfsigen in ihre Mitte. Der Präsident beförderte ihre Absicht durch die Art, wie er die Motion zum Stimmen vortrug; und so ward durch eine ansehnliche Mehrheit die Anklage auf der Stelle decretirt.

Alle Redner und Zuhörer waren in solcher Bewegung und Anstrengung, dafs man allgemein vor Verwunderung aufrief, als nach 5 Uhr die oben in

dem Plafond angezündeten Kronleuchter heruntergelassen wurden; aber es fiel deshalb doch keinem ein, sich von der Stelle zu bewegen, bis um halb 7 Uhr diese Sache, und mit ihr die Sitzung, beendigt wurde.

Nach der Session afsen wir im *Palais royal* bei einem *Restaurateur*, wo das Essen noch ganz bereit war, und dann hab' ich einige Stunden bei *S*** zugebracht, unsre Familiensache in Gang zu bringen. *W*** ging in ein kleines Boulevard-Theater, wo er von 12 kleinen Stücken, die heute gegeben wurden, noch 7 gesehen hat. Um 10 Uhr kam er nach Hause, und fand mich beim Thee. Itzt schläft er schon eine Weile; ich auch.

Sonntag, Morgens.

Ich sehe, dafs in meiner gestrigen Nachricht vieles fehlt; aber ich kann unmöglich alles nachholen. Manches wird dir auch wohl der *Moniteur* sagen: wiewohl ich beim Nachlesen der Zeitungen gewahr werde, dafs man selten etwas mehr, als die Resultate, daraus erfährt. Selbst die Reden in den Zeitungen enthalten fast immer nur abgekürzte Ausdrücke u. s. w. Der *Logograph* allein enthält vieles wörtlich und alles genauer, als die sämmtlichen übrigen Blätter.

Die Tribünen waren gestern wieder gedrängt voll und oft ganz wüthend. Vorzüglich zeichneten sich die Weiber, geputzte und ungeputzte, aus. Bei jeder Milderung der Anklage, bei jedem Worte für den Minister, erhoben

hoben sie ein lautes Murren und zuweilen ein schreckliches Geschrei.

Die Wuth der Mitglieder gegen einander ging oft so weit, dafs ich nicht begriff, warum die Officiere und Unterofficiere der wachthabenden Nationalgarde und Nationalgensdarmerie, die im Saal an den Eingängen zu stehen pflegen, nicht zugriffen und Ordnung machten; ich vergafs nehmlich, dafs keine andre militarische Gewalt eindringen darf, als die, welche die Nationalversammlung selbst aufruft. Drei- bis vierhundert Mitglieder sprangen oft gegen einander an, alle mit wüthendem, rasendem, heiserem Geschrei, wobei sie die Hüte, die Stöcke oder beide Arme schwangen, so, dafs man oft glaubte, Ringer und Fechter zu sehen.

Fauchet war einer von den Wenigen, die sich fast immer ruhig verhielten. Er kommt mir mit seinem Wüthen so vor, wie die alten erfahrnen Bücher- und Kleider-Trödler mit ihrem Gebot in Auctionen. So lange Andre auf etwas bieten, das sie gern haben wollen, bleiben sie, um den Preis nicht selbst zu erhöhen, ruhig, und bieten nicht mit, bis einer von jenen es zu haben glaubt; dann aber treten sie zu und gehen mit weiter. So lange die andern, körperlich starken, jungen Wuthriche schreien und die Sache mit Erfolg im Gang erhalten, schweigt *Fauchet*, und sitzt da und lauert auf den Moment, der ihm bleibt. Auch hält die wilde Parthei grofse Polizei unter sich. Wenn einer von ihnen zur Unzeit reden will, hindern

die andern ihn daran; wenn er redet, unterstützen sie ihn alle, u. s. w.

Eine Menge leidiger Unruhen in den Provinzen, wo man wieder sehr in's Hängen kommt und andre excesse begeht, wirst du wohl aus den Zeitungen erfahren. Hier macht das nur allzu wenig Sensation; die Berichte davon werden in der Nationalversammlung meistens an die *Comité* zu weiterer Untersuchung verwiesen und dadurch aus den Augen entfernt. Das Publicum richtet seine Aufmerksamkeit fast immer nur auf die Minister, und merkt die leidigen Unordnungen meistens nur an dem Einflusse, den sie auf das Papiergeld haben.

Daſs die Marseiller mit Gewalt in *Aix* eingerückt sind und das dortige Schweizer-Regiment *Ernst* entwaffnet,

aus der Garnison getrieben und auch in der Stadt mit Kanonen auf dasselbe gefeuert haben, weifst du wohl aus dem *Moniteur*. Ich fürchte, man wird über diese Losung zu gröfseren Unruhen die Schweizer-Truppen, die eben aufs neue contrahiren wollten, ganz verlieren.

Zwei und dreissigster Brief.

Paris, den 11. März 1792.

Mit erstarrten Händen, die ich seit einer Stunde am Caminfeuer kaum gangbar machen kann, eil' ich, dir von unserm gestrigen glücklichen Tage Nachricht zu geben. Erst gingen wir zum Pr. *F***, an dem wir einen sehr freundlichen, äufserst dienstwilligen, jungen Mann fanden, und der auch sogleich versprach, uns den Abend zu den *Feuillants*, von deren Club er Mitglied ist, zu führen; dann zu *F****, wo wir die Nachricht vom Tode des Kaisers erfuhren, und mit einem ehemaligen Intendanten von Lyon, *Mr. Terray*, Neffen des abscheulichen Abbé *Terray*, viel politisirten.

Noch mehr ward aber von der gestrigen Sitzung der Nationalversammlung gesprochen, und jedermann zeigte sich aufserst bestürzt über die Procedur mit dem Minister. Man hat ihn wirklich noch in der Nacht nach *Orleans* vor das hohe Nationalgericht abgeführt. Es ist unter den Jacobinern so gewifs ausgemacht gewesen, ihn dem Volke aufzuopfern, dafs man schon vor der Sitzung und während derselben sein Haus besetzt gehalten hat, damit keiner aus der Nationalversammlung mit der Nachricht, dafs seine Sache eine schlimme Wendung nähme, zu ihm kommen, oder er gar entwischen könnte.

Die *Feuillants* werden sich bei dieser Gelegenheit sehr verächtlich und bei dem besseren Theile der Na-

tion selbst verhafst machen. Sie sprechen itzt auf allen Caffeehäusern und überall mit grofsem Eifer gegen das Decret und für die Unschuld, ja selbst für die verdienstvolle Unterhandlung des Ministers; aber in der Nationalversammlung haben, aufser *Bequet*, die Wenigen, die für ihn sprachen und die nie von einer imposanten Menge unterstützt wurden, zur Befriedigung der Tribünen immer seine Strafbarkeit vorausgesetzt, immer zu Anfange gesagt: wir wollen nichts weniger als für *Delessart* sprechen; aber die Nationalversammlung mufs um ihrer selbst willen, und da sie der *comité diplomatique* einmal den Bericht aufgetragen hat, mit dem Decrete nicht eilen, u. s. w.

Unter dem gemeinen Volke ist di-

gegen ein Jubel, und die Jacobiner sind itzt mehr obenauf als je. Sie mussen auch bei dem Volke immer mehr und mehr gewinnen, da sie im Grunde doch die einzigen sind, die durch ihr ungestümes Andringen gegen die consequente, unermüdete Hofintrigue die Constitution noch erhalten. Und das Pariser Volk ist unbeschreiblich für die Constitution eingenommen; es lafst sie sich gewifs nicht nehmen, ohne das Leben daran zu setzen. — Doch weiter. — Dann gingen wir nach dem Auctionhause, um *Mirabeau's* Prätiosa zu besehen, die heute u. s. f. versteigert werden und gestern ausgestellt waren. Was für eine Menge *Bijouterien* und prächtige Meubles der Mann gehabt hat! Ich bringe dir das Verzeichnifs davon

mit. Mich verlangt darnach, irgend etwas von seinen Sachen zu haben: einen kleinen Petschierring, deren es zu Hunderten giebt; oder noch lieber eine sehr viel getragene silberne Taschenuhr, mit einem grofsen *R.* darauf, die noch mit dem ledernen Bande, woran er sie getragen hat, da liegt. Mehr als je empfand ich das Unvermögen, nicht einige hundert Louis für sein ganz herrliches Portrait in Lebensgröfse von *Boze* gemahlt, anwenden zu können. Er ist in dem Augenblicke abgebildet, wie er im Versammlungssaale zu *Versailles* dem Marquis *de Brézé* die merkwürdige Antwort giebt, welche die Losung zur Revolution ward *). Herrlich; aber

*) Der König hatte seine, von den Ministern künstlich, aber sehr unweise, zubereitete

fürchterlich grofs! Etwas Stolzeres, Zermalmenderes giebt es auf der Welt nicht, als *die* Miene; und das bei grofser, unbeschreiblicher Häfslichkeit! Das Gemählde wird mit verauctionirt. Auch auf einer reich mit Brillanten

---

Rede an die drei Stände mit den Worten beschlossen: *je vous ordonne, de vous séparer tout de suite* (ich befehle euch, sogleich aus einander zu gehen.) Die Majorität des Adels und die Minorität der Geistlichkeit gehorchten dem Befehle des Königs, und verliefsen mit ihm den Saal. Der dritte Stand, der sich mit der Majorität der Geistlichkeit in seinen Verhandlungen bereits *zur Assemblée nationale* constituirt hatte, blieb unbeweglich in tiefem Stillschweigen sitzen. Darauf kam der Grofszeremonienmeister, Marquis *de Brézé*, und erinnerte den Präsidenten im Namen des Königs an den Befehl, aus einander zu gehen. Nun nahm *Mirabeau* das Wort, und sagte zu ihm: *Les Communes de France*

besetzten Dose hat er sein eignes Portrait sehr brav gemahlt gehabt.

Dann besuchten wir noch *C***. Wir fanden ihn krank im Bette; das hinderte ihn aber nicht, sich als einen sehr eifrigen Jacobiner, was er wirklich ist, zu zeigen. An einem merkwürdigen Zuge sah ich sehr deutlich,

---

ont resolu de délibérer. Nous avons entendu les intentions qu'on a suggerés au Roi, et vous qui ne sauriez être son organe auprés de l'assemblée nationale, vous qui n'avez ici ni place, ni voix, ni droit de parler, vous n'êtes pas fait pour nous rappeller son discours. ALLEZ DIRE A VOTRE MAITRE, QUE NOUS SOMMES ICI PAR LA PUISSANCE DU PEUPLE, ET QU'ON NE NOUS EN ARRACHERA QUE PAR LA PUISSANCE DES BAJONNETTES. (Geht und sagt eurem Herrn, daß wir hier durch die Macht des Volkes versammelt sind, und daß nichts als die Gewalt der Bajonette uns von hier treiben kann.)

wie weit der blinde Eifer der Ehrlichen unter ihnen geht.' Ich suchte ihm zu beweisen: man habe die Sache des Ministers *Delessart* viel zu sehr übereilt; ich wäre mit einem sehr grofsen Theile der Nationalversammlung und des Publicums überhaupt, der Meinung, dafs dem Minister Unrecht geschähe; und wenn itzt das hohe Nationalgericht in *Orleans* seinen Procefs gehörig führe, so könne sich seine Unschuld ergeben, und er mit desto gröfserer Ehre heraus und wieder in das Ministerium kommen; damit würden aber vielleicht die künftigen, selbst gegründeteren Anklagen gegen die Minister vereitelt oder kraftlos gemacht. Dagegen behauptete er: »Dann sei es eine verdammte Politik der Ministerial-Parthei und der *Feuil-*

lauts, welche die Sache mit List so weit zu bringen gewufst und sie hernach ohne Widerstand hätten vollenden lassen.» So sieht man hier bei den Leuten fast allen Zugang bereits durch Leidenschaft und vorgefafste Meinung versperrt!

Dann fuhren wir zu *Luckner*. Wir fanden ihn an seinem Caminfeuer, und er schüttete sogleich sein ganzes Herz gegen uns aus. Er war erst so eben vom Könige gekommen, und fing an: »*Le Tiapple manporrte!*« (solches Französisch spricht der alte Partheigänger) »der König setzt mich in die gröfste Verlegenheit; er jagt Knall und Fall einen Kriegesminister fort, mit dem wir Alle vierzehn Tage und Nächte gearbeitet haben, um unsern Operationsplan zu entwerfen und

alles dazu in Stand zu setzen. Dafür ernennt er uns einen Mann, den wir Alle nicht kennen, und der von dem allen nichts weifs. Ich hab' ihn um Gottes willen gebeten, den braven, thätigen, klugen *Narbonne* nur noch einige Wochen zu behalten, bis es sich entscheide, ob wir Krieg haben werden oder nicht. — Alles nichts!» — (Und nun ein höchstmerkwürdiger Zug, den du von dem Könige eben so wenig erwarten wirst, wie ich.) »Da sagte mir der König: ihr sprecht mir immer nur von dem Minister! habt ihr denn kein Vertrauen zu mir selbst?» (Ist das nicht ganz neu?) — *Luchner* hat sehr brav in seinem Charakter geantwortet: »Ew. Majestät, vorgestern bin ich in der Nacht um 2 Uhr zu *Narbonne* vor

sein Bette gegangen, hab' ihn geweckt, und ihm gesagt: Freund, macht, dafs ihr morgen früh etwas eher zum Könige kommt, als gewöhnlich, dafs ihr ihn gleich sprecht, und tragt ihm dies und das vor. Willigt der König darein, so geht gleich in die Nationalversammlung, und tragt auch *der* vor, damit wir keine Zeit mit Schreibereien verlieren. Wenn mir morgen so ein dringender Fall vorkommt — kann ich um 2 Uhr vor das Bett Ewr. Majestät kommen? kann ich Sie in die Nationalversammlung schicken? Ich mufs mich immer an den Minister halten, und ihn also kennen und Vertrauen zu ihm haben; sonst ist es nichts.«

So sprach der Alte viel Gutes und Kluges, und gewann in seinem schwar-

zen Sammetkleide auch äufserlich sehr bei uns. Der General *Valence* kam dazu und zeigte ebenfalls die gröfste Bestürzung über die Minister-Operation und das Decret der Nationalversammlung. *Luckner* sagte: die Ursache, weshalb der König durchaus nicht zu bewegen gewesen, *Narbonne'n* zu verzeihen, wäre *die*, dafs er einige Briefe unbeantwortet gelassen hätte. *Valence* meinte aber: *Delessart* habe ihm den Abschied bereitet, und die Nationalversammlung dafür wieder das harte Decret gegen *Delessart* erlassen, weil *Narbonne* populärer gewesen sei, als die andern alle. Auch *Valence* lobte es an ihm, dafs er, sobald man der Nationalversammlung etwas vorzutragen gehabt, gleich selbst hingegangen wäre, und nicht, wie die übri-

übrigen, die Zeit mit unbestimmten Schreibereien verloren hätte.

Die Nationalversammlung fing auch vorgestern wirklich damit an, dafs darauf angetragen ward, ein Decret zu geben, wie ehemals für *Necker:* dafs *Narbonne* das Bedauern der Versammlung und der Nation mit sich nehme. Dieser Antrag ward aber über den zweiten vergessen, dafs *Narbonne* nicht aus Paris dürfe, ohne erst seine Rechnung abzulegen; und dazu kam dann wieder der dritte: die Nationalversammlung müsse decretiren, dafs kein Minister Paris eher verlassen dürfe, als bis er seine Rechnung abgelegt habe. Endlich ward der erste trag, und mit ihm auch die beiden andern, durch *Delessart's* Sache verschlungen. Der Präsident vergafs, sie

zum Stimmen zu bringen; dessen ungeachtet haben die Zeitungen zwei von jenen Decreten als gegeben angekündigt, was durchaus nicht wahr ist.

Auf dem Wege zu *L. F***, wo wir den Mittag afsen, begegneten wir einer feierlichen Deputation von der Municipalität, und folgten ihr nach der Nationalversammlung. *Petion*, ein ziemlich ansehnlicher, etwas breitschultriger Mann mit glattem, flachem Gesichte, das eben so viel Kälte als Eitelkeit ausdrückt, ging, den Hut unter dem Arm, voran, und dann folgte die Municipalität hinterdrein, alle von Nationalgarden und einem grofsen Gefolge des gemeinsten Pöbels umgeben. Der Hut unter dem Arm nahm sich komisch genug aus, da es so stark regnete, dafs wir es

kaum wagten, das Wagenfenster herunter zu lassen, um die Herren mit der dreifarbigen Schärpe besser zu betrachten. Sie wurden von der Nationalversammlung mit lärmendem Händeklatschen und Freudenrufen empfangen. Als es endlich ruhig war, sagte *Petion:* »In diesem wichtigen Augenblicke kommt die Municipalität von Paris, euch das Opfes ihres Patriotismus und ihrer Bewunderung darzubringen. Wenn die Atmosphare mit bösartigen Dünsten angefüllt ist, reinigt sie sich durch die Gewalt des Blizes. Alles was uns umgab, war verpestet; ein wohlthätiger Schlag hat die Luft gereinigt. Alles erhebt sich wieder zur Hoffnung, zum Vertrauen. So ist es denn wahr, dafs die Verantwortlichkeit der Minister kein leeres

Wort mehr ist! so ist es denn wahr, dafs das Schwert der Gerechtigkeit alle Köpfe ohne Unterschied trifft! Fern von uns, fern von dem Herzen jedes Bürgers sei der Gedanke, dafs ein Individuum, welches ganz dem Gesetze angehört, könne darnieder geschlagen werden! Nur vom Gesetze, nur von der Gerechtigkeit, erwartet ein freies Volk die Bestrafung der Verbrecher.»

Die Herren von der Municipalität erhielten unter den geräuschvollsten Beifallsbezeigungen die Ehre der Sitzung. Vor ihnen war schon dem bekannten Patrioten *Palloi*, mit dreifsig seiner Waffenbrüder, diese Ehre bewilligt worden. Er hatte eine lange patriotische Rede gehalten, in welcher besonders folgende Stelle beklatscht

worden war, die man oft wiederholte: »Ich werde stets eine Hand in die Höhe halten, um der Constitution den Eid der Treue zu schwören, und der andern mich stets bedienen, um die Tyrannen zu Boden zu schlagen.« Ein witziger Kauz auf der Tribüne erwiederte seinem Nachbar, der mir jene Stelle recitirte: »wenn der Redner nicht am Leibe so link ist, wie es seine Rede war, so muſs er der Constitution immer mit der linken Hand falsch schwören, um mit der rechten brav zuschlagen zu können.« Die Bemerkung schien dem eifrigen Patrioten witzig genug, um sie seinem kritischen Nachbar ohne Murren passiren zu lassen. Da mir der Andre weiter erzählte: Herr *Palloi* habe der Nationalversammlung sieben

hundert fünf und vierzig eiserne Medaillen präsentirt, die aus den in der Bastille gefundenen Ketten geschlagen worden wären; jedes Mitglied habe die seinige auch sogleich mit dem grösten Eifer an der Brust befestigt, und auch selbst die *Huissiers* hätten lange, dreifärbige Bänder geschenkt bekommen; so sagte der Kritiker sehr ernsthaft: *Peut-on perdre un royaume plus gayement?* (Kann man wohl ein Königreich lustiger zu Grunde richten?)

Sehr unangenehm contrastirte mit *Petions* Gerechtigkeits-Epistel folgender Brief des Ministers *Delessart*, der gleich nachher vorgelesen wurde: *Sur le point de partir pour Orléans, je crois pouvoir me plaindre que l'assemblée ait porté contre moi le décret le*

plus terrible sans avoir voulu m'entendre. Ma justification eut été si facile. Fort de ma conscience, rassuré par l'exactitude que j'ai toujours eu à remplir mes devoirs, je ne crains point le jugement; je confondrai le mensonge et la calomnie, mais je regretterai toujours que l'assemblée ne m'ait pas mis à portée d'obtenir d'elle même ce que j'attends de mes juges » *).

*) Im Begriff nach *Orleans* abzureisen, glaub' ich mich beklagen zu dürfen, dafs die Nationalversammlung gegen mich das schrecklichste Decret erlassen hat, ohne mich hören zu wollen. Meine Rechtfertigung wäre so leicht gewesen! Stark durch mein Gewissen, sicher durch die Genauigkeit, mit der ich stets meine Pflichten erfüllt habe, fürchte ich das Urtheil nicht. Ich werde die Lüge und die Verläumdung beschämen; aber ich werd' es jederzeit be-

Ich bin auch fest überzeugt, dafs er, wenn das Volk ihn unbeschädigt hin und her reisen läfst, von dem hohen Tribunal gewifs frei gesprochen werden wird. *)

Mein Brief wird ungeheuer lang, und ich mufs wohl die Sitzung der *Feuillants*, der ich gestern endlich beigewohnt habe, zu einem andern Briefe lassen.

---

dauern, dafs die Nationalversammlung mich nicht in den Stand gesetzt hat, von ihr selbst die Gerechtigkeit zu erhalten, die ich von meinen Richtern erwarte.

*) Er ist im September 1792 zu Versailles mit mehreren andern aus Orleans geholten Staatsgefangenen ermordet worden.

Drei und dreissigster Brief.

Paris, den 12. März 179

Nicht ohne Widerwillen nehme ich die Feder, um dir die längst erwartete Sitzung der *Feuillants* nachzuholen. Mit ihr habe ich alle Hoffnung aufgegeben, dafs diese Nationalversammlung noch auf den ächt constitutionellen Weg geleitet oder auch nur vor den äufsersten Schritten bewahrt werden könne.

Im *Café de Chartres*, das der Sammelplatz der Deutschen und mehrerer *Feuillants* ist, trafen wir uns gegen Abend mit unsrem Führer *F***; und nachdem wir einige Mitglieder der Nationalversammlung kennen gelernt hatten, unter denen sich Her

Mathieu aus Strafsburg als ein feiner Mann vorzüglich auszeichnete, gingen wir mit ihnen zu den *Feuillants*, bei denen wir aber leider! an Leib und Seele erstarrten.

So etwas Kaltes, wie ihr ungeheuer grofser Saal und ihre Verhandlungen, ist mir auf Erden noch nicht vorgekommen. Jener war im Palais des alten liederlichen *Richelieu;* und die ganze Sitzung von 7 bis 10 Uhr ging bei dieser höchst wichtigen Zeit einer sehr gefährlichen Krisis damit hin, dafs eine vor acht Tagen projectirte Adresse an die Nationalversammlung, und ein Project zu einem neuen Reglement für die Gesellschaft vorgelesen wurden. Jene Adresse an die Nationalversammlung, die von den *Feuillants* augenscheinlich gehafst und

verachtet wird, enthielt vorzüglich die Bitte, sie möchte darauf dringen, dafs die Gesetze schneller und besser vollzogen würden; und zugleich war eine förmliche Denunciation gegen den Justizminister darin.

Einige Mitglieder, und besonders wieder *Requet*, sprachen sehr brav dagegen, und verlangten, die Nationalversammlung sollte an sich selbst denuncirt werden, dafs sie alles Unheil stifte, da die eine Parthei mit unbegreiflicher Verblendung und Wuth die Aufrührer und Friedensstörer im Lande öffentlich in Schutz nehme, die andere aber aus Schläfrigkeit und Furcht sich bei allen Gelegenheiten überstimmen lasse, u. s. w. Das machte indefs wenig Eindruck.

Ein Mitglied schlug vor: man sollte

aus den Verhandlungen dieser Nationalversammlung, von denen bereits vier Bände gedruckt wären, einen Auszug aller der elenden Verhandlungen und Decrete machen, und ihr ein *tableau* davon präsentiren. Ein Andrer setzte sich aber mit grofsem Eifer hiergegen. »Die Versammlung,« sagte er, »ist allein noch im Stande, die Constitution zu erhalten. Sollen wir sie nun bei dieser schrecklichen Zeit in den Augen des Volkes herunter-setzen und verächtlich machen? Wir müssen vielmehr darauf sinnen, wie wir ihr zu mehr Ansehen verhelfen.« So schwankte alles, und alles blieb unbeherzigt.

Von dem Tode des Kaisers, den man doch schon allgemein wufste, ward nicht das mindeste gesprochen.

Die Mitglieder waren nicht einmal zusammen zu halten, um ein Reglement für ihre seit einiger Zeit gestörten, nun wieder angehenden Zusammenkünfte in einem neuen Locale zu entwerfen. In einem Nebenzimmer brannte Caminfeuer; dahin begaben sich nach und nach die meisten von der Gesellschaft, und man hörte sie dort oft über bloſse Particularsachen sehr laut werden.

Am Ende beschenkte man uns mit mehreren kleinen Schriften, wodurch die Gesellschaft bisher von Zeit zu Zeit dem Publicum über ihre Mitglieder, ihre Verhandlungen und ihre gemäſsigten Absichten Rechenschaft gegeben hat. Ich bringe sie dir mit, und erspare mir deshalb alle Auszüge daraus.

Wirklich ist auf die Gesellschaft nicht im mindesten zu rechnen. Sie mag sich nur immer in Acht nehmen und den Verdacht antipopularer Absichten nicht weiter auf sich laden! Hintertreiben wird sie gewifs nichts von dem, was die weit eifrigere, thätigere und consequentere Parthei der Jacobiner durchsetzen will. Nach einer solchen kalten, that- und kraftlosen Sitzung der *Feuillants* fühlt man erst ganz die Ironie eines Aufsatzes in einem heutigen Jacobinischen Blatte: *Journal universel ou revolutions des royaumes* No. 84. Er ist überschrieben: *Les sentimens d'un cidevant Jacobin sur la necessité de detruire les Jacobins*; und der Herausgeber *P. J. Audouin* setzt hinzu: *le morceau est une de meilleures reponses qu'on puisse op-*

poser aux cris des ennemis des sociétés populaires.

*) *J'ai été Jacobin, j'ai établi moi-même un club de Jacobins dans la ville que j'habite; et dans la tribune que j'avais élevée, j'ai autant crié contre la cour et contre les ministres, qu'aurait pu faire un Jacobin de Paris le plus enragé. Alors tout allait mal, je n'avais point de place; j'en ai une maintenant, et tout va le mieux du monde. J'aime la liberté, car*

*) Ich bin auch Jacobiner gewesen; ich selbst habe in der Stadt, worin ich wohne, einen Jacobinerclub gestiftet, und auf der Tribune, die ich errichtet hatte, eben so arg gegen den Hof und gegen die Minister geschrieen, wie es der wüthendste Jacobiner in Paris nur immer gekannt hätte. Damals ging alles schlecht; ich hatte keine Stelle. Jetzt hab' ich eine, und alles geht vortrefflich

je veux avoir le droit de dire tout ce qui me passe dans la téte, sans être contredit. J'aime l'egalité; car dans le tems des élections j'ai admis des paysans à ma table, et j'ai envoyé des cartes de visite à toutes les petites gens de la ville. J'aime la constitution, car je l'ai fait placarder dans ma salle à manger. Je crois que voilà ce qui s'appelle avoir fait ses preuves; et d'après cela, on ne doutera plus que

---

Ich liebe die Freiheit; denn ich will das Recht haben, alles, was mir durch den Kopf geht, ohne alle Widerrede zu sagen. Ich liebe die Gleichheit; denn während der Wahlen habe ich Bauern an meinem Tische gehabt und allen kleinen Bürgern der Stadt Visitenkarten geschickt. Ich liebe die Constitution; denn ich habe sie in meinem Eßsaal anschlagen lassen. Damit

que tout ce que je veux bien dire, ne soit exactement le thermomètre du salut public.

Or, voici ce que je dis: tout allait mal au commencement de la révolution, tout va bien maintenant. Au commencement de la révolution, tout était confondu, le pauvre avec le riche, le magistrat avec l'artisan, le courtisan avec le soldat, l'homme comme il faut avec l'homme du peuple; tout étoit Jacobin et les assignats ne

---

sollt' ich denken, hätt' ich mich denn doch wohl legitimirt; und nunmehr wird man wohl nicht mehr zweifeln, dass alles, was mir zu sagen beliebt, nicht ganz genau das Thermometer des öffentlichen Wohls seyn sollte.

So sehe man denn, was ich sage: Alles ging zu Anfange der Revolution schlecht; alles geht itzt sehr gut. Zu Anfange der

perdaient que sept pour cent. Petit à petit l'agitation s'est calmée, le beau monde a pris le dessus, les gens d'un certain état se sont ralliés dans les quatre-vingt-trois départemens, le peuple est retombé à sa place, les assignats perdent cinquante pour cent, et tout va le mieux du monde. Il paraît donc que le roi est de bonne foi, que la reine n'a plus de rancune, que Léopold adore la constitution, que les ministres servent la nation avec

---

Revolution ward alles durch einander geworfen: der Arme mit dem Reichen, der Richter mit dem Handwerker, der Hofmann mit dem Soldaten, der Mann von besserem Stande mit dem gemeinen. Alle waren Jacobiner, und die Assignate verloren nur sieben Procent. Nach und nach hat sich das Treiben gelegt; die *beau monde* ist wieder obenauf gekommen; Leute von

un zéle ardent, que tous les cidevant nobles pensent comme le fauxbourg Saint-Antoine; à present nous n'avons plus besoin de Jacobins, car les Jacobins gâtent tout, et je le prouve.

---

gewissem Stande haben sich in den 83 Departements zusammen gethan; das Volk ist wieder auf seinen Platz zurück gesunken; die Assignate verlieren 50 Procent: und alles geht so gut wie nur möglich. Jetzt, da der König redlich gesinnt ist; die Königin keinen Groll mehr im Herzen hat; Leopold die Constitution verehrt; die Minister mit feurigem Eifer der Nation dienen; alle gewesene Adlichen wie die Vorstadt Saint-Antoine denken: jetzt brauchen wir keine Jacobiner weiter; denn die Jacobiner verderben alles, und das beweis' ich euch.

Vier und dreissigster Brief.

Paris, den 12. März 1792.

So wenig Sensation der Tod des Kaisers hier zu machen scheint, so sehr interessirt man sich allgemein, jeder nach seiner Weise, für die Sache des Ministers *Delessart*. Alle öffentlichen Blätter sind voll davon, und es ist wirklich sehr interessant, die ganz freien Aufserungen jeder Parthei wahrzunehmen. Es wird dir vielleicht lieb seyn, hier aus solchen öffentlichen Blättern, die sich am lautesten und geradesten für und wider in der Sache erklären und nicht nach Deutschland kommen, einige Auszüge zu finden. Vorher mufs ich aber eines Briefes von dem Könige an die Na-

tionalversammlung erwähnen, der eben einlief, da *Narbonne'ns* und *Delessart's* Sache verhandelt wurde. Er betraf den Minister *Bertrand*, den die Nationalversammlung bereits als einen, der das Vertrauen der Nation verloren habe, bei dem Könige angeklagt hatte. Der hämische Ton, worin der Brief der Nationalversammlung vorwarf, dafs die Bemerkungen, die sie itzt gegen den Minister vorbrächte, einer früheren Denunciation sehr ähnlich sähen, über welche sie damals selbst erklärt hätte, *qu'il n'y avoit pas lieu à délibérer;* und die ganz entscheidende Sprache, womit der König ihr sagte, dafs er gar keinen Tadel an dem Seeminister fände: trugen sehr viel dazu bei, dafs hernach *Delessart's* Sache mit solcher Erbitterung

betrieben ward; und zwar um so mehr, da *Bertrand* selbst sich der Rache entzog. Es lief nehmlich noch in derselben Sitzung ein Brief von ihm an den König ein, worin er mit einem stolzen Tone seine Demission nahm; und zugleich die Antwort des Königs, worin er *Bertrand's* Verlust in sehr lebhaften Ausdrücken bedauerte.

Eh' ich zu meinen Auszügen komme, muß ich dir auch noch einen charakteristischen Zug von *Narbonne*, und meine eigene Meinung über seine schnelle Absetzung sagen. Ein braver Mann, mit dem *Narbonne* sehr vertraut umgeht, erzählte mir dieser Tage: er sei eben mit ihm in einer langen gesellschaftlichen Unterredung über *liberté* und *libertinage* gewesen, und *Narbonne* habe ihm ge-

standen: wenn er durchaus eine von beiden ausschliefsend wählen müsse, so nehme er keinen Anstand, sich für *libertinage* zu erklären.

Ungeachtet dieses ächt altfranzösischen Zuges, glaub' ich doch, dafs *Narbonne*, als ein noch ziemlich junger Mann, dessen Ehre ganz davon abhing, die Armeen, die er in einem elenden Zustande gefunden hatte, in gute Verfassung zu setzen, dem Hofe zu ernstlich dabei zu Werke gegangen ist. Der Hof will und braucht keinen Krieg, wenn ihm gleich an einer gewissen scheinbaren Mobilmachung der Armeen, zum Durchsetzen seiner Absichten auf eine Gegenrevolution, allerdings nicht wenig liegen mag. —

Nun zu meinen Auszügen. Das *Journal général de la France* sagt

gestern in einem *Resumé de la séance du samedi* sehr stark und frei: *) *Les monstres qui couvrent habituellement la terrasse des Feuillants étaient depuis longtems dévorés de la soif brulante du sang. Leurs cris de rage appellaient quelque grande victime. L'assemblée a eu la faiblesse de les satisfaire par un décret monstrueux, au moins quant à la forme.*

---

*) Die Ungeheuer, die gewöhnlich die Terrasse der *Feuillants* einnehmen, dürsteten schon lange heifs nach Blut. Ihr wüthendes Geschrei forderte irgend ein grofses Opfer. Die Nationalversammlung hat die Schwachheit gehabt, sie durch ein, wenigstens der Form nach, unnatürliches Decret, zu befriedigen. Mancherlei unglückliche Umstände liefsen den Fall des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten vorhersehen. Schon verstimmte des Königs Brief über den Minister *Bertrand* die Gemüther.

Des malheureuses circonstances fai-
ient présager la perte du ministre
s affaires étrangères. D'abord, la
tre du Roi, relative à Mr. du Ber-
nd, indispose les esprits. Mr. Ra-
ond, qui jusqu'ici avait montré de
sagesse et de la modération, a
nsterné la minorité par sa honteuse
fection. Cette minorité est intimi-
, épouvantée par M. M. Maille,
ardin et Isnard.

Herr *Ramond*, der sich bisher weise und mäßig gezeigt hatte, machte die Minorität durch seinen schimpflichen Abfall bestürzt; dann ward sie auch durch die Herren *Maille*, *Girardin* und *Isnard* in Furcht und Schrecken gesetzt.

Es sind nicht Richter, die ernstlich untersuchen und ruhig überlegen, ehe sie ein Decret geben, welches die Menschheit betrüben muss, da es einen Strafbaren der Gerechtigkeit überliefert: es sind leiden-

Ce ne sont point des juges qui examinent mûrement, qui discutent dans le calme un décret qui va affliger l'humanité en désignant un coupable à la justice; ce sont des hommes passionnés, des orateurs fougueux et véhémens, qui dominent les esprits par la terreur, et dont la rage seule fait frémir l'homme sensible. Leurs régards sont enflammés, leurs gestes ter-

---

schaftliche Menschen, heftige, wühlende Redner, die durch Schrecken herrschen, und vor deren bloßem Anblick dem Gefühlvollen schaudert. Ihre Blicke sprühen Feuer, ihre Geberden sind schrecklich und drohend. Todesworte gehen aus ihrem Munde, und die Tribunen antworten ihnen mit Geschrei und Jubel. Die Herren *Hauss*, *Bequet*, *Jaucourt* und *Daublanc* versuchten es furchtsam, den heftigen Strom, der die Versammlung mit sich fortriß, aufzuhalten; aber Herr *Vergniaud* giebt ihm eine neue,

ribles et ménaçans. Des paroles de mort sortent de leurs bouches, et les tribunes y répondent par des cris et des applaudissemens. M. M. Haussi, Becquet, Jaucourt et Vaublanc essayent avec timidité d'arrêter l'impetuosité du torrent qui entraine l'assemblée nationale; mais M. Vergniaud lui imprime un mouvement plus rapide encore et plus universel. Il s'élance à la tribune; c'est Mirabeau; ce sont ses fureurs, mais dépouillées de son génie.. Rappellant sa phrase sur la St. Barthelemy, u. s. w. Du kennst die Tirade schon.

---

heftigere und allgemeinere Bewegung. Gleich *Mirabeau*, doch nur mit dessen Ungestüm, nicht mit seinem Genie, fliegt er zur Tribüne. Er erinnert an *Mirabeau's* Anspielung auf die St. Bartholomäus-Nacht, u. s. w.

Dagegen hat heute der Volksredner (*l'Orateur du peuple par Martel*) in seinem No. XI. folgende wüthende Stelle: *)

Nous approchons de la crise homicide. La cour, comme vous voyés, ne cache plus ses intentions; c'est à visage découvert qu'elle nous attaque. Louis XVI s'explique clairement dans sa lettre à l'assemblée. Est-elle au

---

*) Wir nahen uns der blutigen Crisis. Der Hof verbirgt, wie ihr seht, seine Absichten nicht mehr; er greift uns mit offnem Angesichte an. *Ludwig XVI.* erklart sich in seinem Briefe an die Nationalversammlung ganz deutlich. Der Brief des verrätherischen Konigs ist wenigstens unverschämt genug. Gegen den Wunsch der Nation und gegen ein Decret unsrer Repräsentanten will er einen Minister behalten. Da seht ihr die bittern Früchte der Unverletzlichkeit! Um sie ihm zu nehmen,

moins assés insolente cette lettre d'un roi conspirateur, qui veut garder un ministre malgré le voeu de la nation et malgré le decret de nos répresentans! Voilà les fruits amers de l'inviolabilité. Il faudra pour la lui ôter, qu'il nous ait fait égorger en partie. Mais il me semble qu'il seroit plus court de prévenir les coups qu'il se dispose à nous porter. On ne dira pas que je me suis

---

müssen wir uns erst einer nach dem andern erwürgen lassen. Es scheint mir aber viel kürzer, den Schlägen, die er uns beizubringen denkt, zuvor zuzukommen. Man wird mir nicht Schuld geben, dafs ich unnöthiger Weise um das Schicksal meines Vaterlandes besorgt bin. Die Minister sind endlich entlarvt. Aber davon ist es noch weit bis zur Verurtheilung. Die Nationalversammlung hat nicht die nachdrücklichen Mafsregeln genommen, die ich ihr angegeben hatte. Es wäre indefs das einzige

allarmé mal à propos sur le sort de sa patrie! Les ministres sont enfin démasqués. Mais il y a encore loin de là au jugement. L'assemblée nationale n'a pas pris les mesures vigoureuses que je lui avois indiquées. C'étoit pourtant le seul moyen de nous sauver, et elle avec nous. Tant que nous ne verrons pas tomber la tête de ces demi-souverains, nous serons toujours entre

---

Mittel, uns und sie *mit* uns zu retten. So lange wir nicht die Köpfe dieser Halbkönige fallen sehen, werden wir immer zwischen Tod und Leben schweben. Eine grausame Lage, die uns täglich hundertmal die schrecklichen Ereignisse, mit denen man uns bedrohet, herbei wünschen läßt! Ach! was wird das Ende aller der Verschwörungen seyn! Wird das Volk siegen, oder nicht? *Ludwig XVI*, seine Frau, seine Minister und alle die Hauptverschwornen — werden sie auf dem Gre-

la vie et la mort, position cruelle, qui nous fait désirer cent fois le jour l'événement terrible dont on nous menace. Hélas! quelle sera la fin de tant de complots! Le peuple triomphera-t-il, ou ne triomphera-t-il pas? Louis XVI, sa femme, les ministres, et tous les principaux conspirateurs, seront ils executés en place de grève, ou ne le seront-ils pas? Il me sem-

---

vplatze hingerichtet werden, oder nicht? Die allgemeine Meinung, selbst in der Nationalversammlung, wo diese Cannibalen des Hochverraths überführt worden sind, geht, dünkt mich, dahin, dafs das Volk spatstens in vierzehn Tagen ihre Köpfe fordern wird. Die ministerial gesinnten Deputirten mögen sich immer zwischen das Schwert und das Gesetz stellen; die Nation mufs ein grofses Beispiel haben. Ich glaube nicht eher an öffentliche Wohlfahrt, als bis die Feinde des Volkes zu

ble que l'opinion, la plus généralement reçue, même dans l'assemblée nationale, où ces canibales ont été convaincus de haute trahison, est que dans quinze jours, au plus, le peuple demandera leur tête. Les députés ministériels ont beau se mettre entre le glaive et la loi, il faudra que la nation jouisse d'un grand exemple. Je ne

---

den *Berthiers*, *Flesselles*, *Foulons* und *Delauneys* geschickt seyn werden. Es ist Zeit, dafs auf alle gesammelten Anklagen, nebst den Beweisen gegen die Minister und alle gekrönten Ungeheuer, eine förmliche Procedur gegen die grofsen Verbrecher gegründet wird. Lafst uns die Anarchie durch feierliche Hinrichtungen endigen. Wohlan, ihr Herren Repräsentanten! zeichnet euch aus! — Die Nation soll nicht um einiger Einselnen willen zu Grunde gehen. Der Brief ihres Anführers mufs euch über-

ne croirai à la prospérité publique, que lorsque les ennemis de son bonheur auront été rejoindre les Berthiers, les Foulons, les Flesselles, les Delaunays etc. Il est tems que toutes les dénonciations accueillies, avec les preuves contre les ministres et tous les monstres couronnés, servent à dresser une procédure contre les grands coupables. Faisons cesser l'anarchie par l'appa-

---

überzeugt haben, wie sehr dieser unwürdige Monarch die Betrüger in Schutz nimmt. Ihr habt decretirt, dafs die Herren *Narbonne*, *Duportail*, *Montmorin*, und Alle die aus dem Ministerium gehen, Paris nicht eher verlassen dürfen, als bis sie ihre Rechnung abgelegt haben. Das war es aber gar nicht, was Noth that. Da sie ganz ausgemacht strafbar sind, so mufstet ihr gegen sie dieselben Mafsregeln nehmen, die Herr *Vergniaud* euch gegen den Bösewicht *Delessart* vorschlug. Einer ist nicht

reil des supplices. Allons, Messieurs nos répresentans, signalez vous! Il ne faut pas pour quelques individus, que la nation entière périsse. Vous avez dû vous convaincre par la lettre que leur chef vous a écrite, combien cet indigne monarque protégeoit les fripons; vous avez décrété que les Sieurs Narbonne, Duportail, Montmorin, et tous ceux qui sortiront du ministère, ne pourront s'éloigner de Paris, avant d'avoir rendu leurs comptes. Ce n'est pas cela qu'il fallait faire.

---

besser als der Andre: es sind wahre Gauner, die sich vortrefflich unter einander verstehen; und wenn dieser das Anklagedecret verdient hat, so könnt ihr auch alle übrigen Minister dem Schwerte des Gesetzes übergeben. — Endlich ist denn doch der Verräther *Delessart* in Verhaft genommen — u. s. w.

Puisqu'ils sont décidement coupables, il fallait suivre à leur égard la mesure proposée par Mr. Vergniaud contre le scélerat Delessart. Ils ne valent pas mieux les uns que les autres; ce sont de vrais larrons, qui s'entendent à merveille, et si celui-ci a mérité un décret d'accusation, vous pourriez également mettre sous le glaive de la loi tous les autres ministres. — Voilà donc enfin le perfide Dolevant mis en état d'arrestation — u. s. w.

Auch läßt es sich der wüthige *Marat* in seinem Volksfreunde (*l'ami du peuple No.* 618.) schon sehr angelegen seyn, das hohe Tribunal in *Orleans* selbst verdächtig zu machen. Er sagt dort *): *A merveille disaient les badauds*

*) Gar schön sagten die Stockpariser, und

en applaudissant: nous allons donc enfin voir les traitres punis. Fiez vous à ces apparences trompeuses, je vous conjure. D'abord il est très possible qu'aucun des prisonniers ne soit un des accusés. Et puis, rapportez vous en aux lenteurs concertées des Sieurs Garan et Pericot, grands procurateurs de la nation, pour tirer l'affaire en longueur jusqu'à ce que la

---

klatschten in die Hände: endlich werden wir doch die Verbrecher bestraft sehen. Ja, verlafst euch nur auf den trügerischen Anschein, ich bitt' euch! Einmal ist es sehr wohl möglich, dafs keiner der Gefangenen einer von den Angeklagten ist. Und dann rechnet nur auf die wohlverabredeten Zögerungen der Herren *Garan* und *Péricot*, Grofs-Procuratoren der Nation, um die Sache in die Länge zu ziehen, bis die Flucht der Königlichen Familie das Signal zum Bürgerkriege giebt, die Feinde ins

fuite de la famille royale donne le signal de la guerre civile, appelle les ennemis dans le royaume, ouvre les portes des prisons aux conspirateurs détenus, et jette dans les fers les amis de la patrie.

Am ausgelassensten stürmt das allergelesenste Volksblatt, das ohne eigentlichen beständigen Titel in einzelnen fliegenden Blättern unter dem Namen des *Pere Duchesne* herauskommt. Zur Vignette hat es einen gewaltigen gemeinen Kerl mit grofsem Hute und einer rauchenden Pfeife im Munde, der zwei Pistolen im Gürtel trägt und ein Beil gegen einen, ihm zur Linken knieenden, die emporge-

---

Land ruft, den gefangenen Verschwornen die Thür der Gefängnisse öffnet, und die Freunde des Vaterlandes in Ketten schlägt.

streckten Hände faltenden Abbé aufgehoben hält, unter welchem die Worte stehen: *memento mori.* Zur Linken des ersteren ist eine Flinte an einen Tisch gelehnt, auf welchem man eine Bouteille und ein Glas sieht. Unter dem Holzschnitte stehen die Worte: *Je suis le véritable pere Duchesne, foutre!* Das den Minister *Delessart* betreffende Blatt führt den tollen Titel: *) *Grande colere du pere Duchesne, en apprenant que le Roi l'a nommé ministre des affaires étrangères à la place du traître Lessart. Son réfus de faire un métier de jean-foutre, et*

---

*) »Grofser Zorn des Vaters Düchesne, als er erfuhr, dafs der König ihn zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten an die Stelle des Verräthers Lessart ernannt habe. Seine Weigerung, ein solches h....

ses bons avis au gros Louis pour l'engager à faire maison nette, et à foutre la chasse à tous les fripons qui l'entourent.

Du mufst dabei wissen, dafs dieser tolle Titel ganz und gar durch die Strafsen laut ausgerufen wird. Das Ding ist gar zu original und in seiner Art zu bedeutend, als dafs ich es dir nicht ohne alle Ziererei mittheilen sollte. Von Seiten des Kopfes ist es gewifs kein gemeiner Mensch, der diese niedrige Form annimmt, um

---

tisches Handwerk zu treiben, und sein guter Rath an den dicken Ludwig, um ihn zu bewegen, dafs er reine Bahn mache und alle die Schurken, die ihn umgeben, zum Teufel jage.«

Die tolle Schrift selbst wird der Herausgeber sich wohl hüten ins Deutsche zu übersetzen.

mit Nachdruck zu dem gemeinsten Volke zu sprechen. Es mufs fast unglaublich seyn, was solche Blätter hier auch auf das Volk wirken. Doch das wirst du dem tollen Blatte selbst ansehen. Hier ist es:

Malgré toutes mes disputes avec Madame Veto, malgré les balourdises du Juge Brid'Oison, le gros Louis ne peut s'empécher de rendre justice au pere Duchesne. C'est le seul honnête homme qu'il ait connu dans sa vie, et il vient de lui donner encore une preuve de son estime. Oui, foutre, ne sachant plus où donner de la téte, après avoir appris la mort de son beau-fiere, après avoir vu partir le méme jour pour Orléans son foutu conseiller de malheur, il m'envoya chercher. Au foutre, dit ma Jaqueline à celui qui venoit de sa part. Pas plus de pere Duchesne que de beurre pour la race Veto. Pas de rancune, femme, quoique les rois le méritent guere, il ne faut pas les abandonner à eux-mémes: la vérité appro-

che si difficilement d'eux, que ce seroit un crime à un honnête homme de perdre une occasion de leur apprendre leur dévoir. S'ils en profitent, tant mieux; sinon, foutre, c'est à eux qu'ils font tort. Je sais bien qu'à laver la tête d'un negre on perd son savon; mais c'est égal, je ne me rendis pas moins à l'invitation du gros bourgeois: j'étois charmé d'ailleurs de voir la mine alongée de ceux qui l'entourent, dans un jour où la nation venoit de jetter un si bon coup de filet.

Ah! mille foutre, comme tous les viédases furent pétrifiés en m'appercevant! Pere Duchesne, me dit le daron, je t'ai mandé pour te prier de me donner un bon avis. Eh! foutre, ce ne sont pas les conseils qui vous manquent, il y a assez long-tems que je perds mon latin auprès de vous; cent fois vous m'avez promis monts et merveilles, et cent fois vous m'avez foutu dedans; vous tournez comme une girouette à tous les vents, et le dernier a toujours raison avec vous. Pere Duchesne, pour te prouver que j'ai pris une bonne résolution, je t'annonce que je t'ai nommé ministre des affaires étrangères. Moi, ministre! pour qui me prenez-vous? Faire un métier de jean-foutre!

Eh! quels sont les viédases qui vous ont donné cet avis? Ils ont cru rire à mes dépens; c'est pour vous persuader, sans doute, que ce qu'ils appellent un homme comme il faut ne peut plus occuper une place où il n'y a que de l'eau à boire, maintenant que toutes les manigances sont dévoilées. Eh bien, foutre, dites-leur que le pere Duchesne n'est pas foutu pour prendre leur pis-aller. Si Duport étoit resté dans son grenier, il ne seroit pas si prêt de faire le voyage d'Orléans. On ne peut approcher de la cour, sans se perdre; l'homme le plus pur en y entrant, en sort gangrené. Le pere Duchesne est un trop brave bougre pour vivre dans une caverne de voleurs.

Mais, pere Duchesne, tu ne parles pas comme un patriote; plus il y a de malhonnêtes gens à la cour, plus tu devrois être empressé d'accepter la place que je t'offre pour les réprimer. Eh, foutre! est-ce qu'un brave bougre peut avoir raison au milieu de la valétaille qui vous environne? Est-ce vous autres rois qui voulez suivre les bons avis qu'on vous donne? Est-ce que ceux qui vous disent vrai et juste sont écoutés? Non, foutre, pour vous plaire il faut vous flatter. Il faut suivre tous

vos caprices. Un roi est-il sot, maussade, ivrogne, cruel, parjure, eh bien! il se trouve toujours des bougres assez plats pour lui dire qu'il est le plus aimable et le plus vertueux des hommes. Vous-même, quand vous vous êtes foutu en ribotte et que vous poussiez par haut et par bas: eh bien, foutre, tous les nez de vos courtisans trouvent que cela sent le musq. Il en est de même de toutes vos actions. On vous éleve dès l'enfance dans le mensonge et dans la dissimulation. Comment voulez-vous que les hommes qui vous environnent ne vous trompent pas? Comment auroient-ils de l'attachement pour vous, quand vous les avilissez, quand vous les réduisez aux plus vils emplois, quand pour un oui, ou pour un non, vous leur distribuez des coups de pieds et des coups de poings? Ah, foutre, s'il vous arrivoit de foutre une chiquenaude au pere Duchesne, il auroit bougrement de la peine à ne pas riposter par un moule de gand. Moi, ministre! Ah, foutre, vous me connoissez bien mal. Chacun son métier. S'il en étoit ainsi, si la fortune avoit mis tout le monde à sa place, vous seriez peut-être le meilleur serrurier de l'univers, au lieu que vous êtes le plus

triste roi qui jamais ait existé. Non pas, foutre, que je veuille dire comme les aristocrates, que vous soyez malheureux, jamais, au contraire; suivant moi, il n'y a eu de prince aussi heureux que vous, si vous vouliez. Vous avez beau faire toutes sortes de balourdises, on vous pardonne tout. Le même peuple que vous avez pillé, grugé, sucé jusqu'à l'eau rousse, vous a conservé votre couronne, il vous donne encore le plus pur de son sang, il ne veut que vous aimer et vous chérir, il vous en fournit tous les moyens, et vous n'êtes pas heureux! Tonnerre de Dieu, que vous faut-il donc?

Pere Duchesne, je sens vivement tout ce que tu me dis, et c'est pour régner avec justice, avec sagesse, que je veux te faire ministre. Eh bien, foutre, si telle est votre intention, régnez tout seul, au contraire. Prenez moi le bon nerf de boeuf, dont je vous ai fait présent pour vos étrennes, et chassez moi toute la foutue canaille qui vous entoure. Redoublez moi sur les dos de vos ministres; n'épargnez pas les larges épaules du coquin de Bertrand, qui malgré la Nation qu'il a trahie veut continuer de vous empoisonner de ses perfides conseils. Foutez-moi cent giffles à l'hypocrite Duport, et

ispersez moi le reste à coup de pied au cul;
ais il est d'autres coquins dont il ne faut pas
ous faire justice vous-même. C'est au bour-
au à venger la Nation de ces scélérats. Oui,
utre, dénoncez les monstres qui vous ont ven-
u le peuple dans l'Assemblée constituante, et
ui depuis se sont emparé de votre esprit et qui
ous mènent aujourd'hui comme un enfant à
lisière. Dévoilez toutes leurs perfidies, et que
ur supplice serve d'exemple à ceux qui seroi-
t tentés de les imiter; mais voulez-vous
igner de vous la peste, renvoyez à l'Autri-
e le détestable cadeau qu'elle vous a fait;
is cela, foutre, venez avec confiance au
lieu de l'Assemblée nationale. Dites-lui
e vous ne voulez plus avoir de ministres,
ils de simples commis, que vous ne vous
duirez plus que par ses conseils, et pour
elle vous en donne de bons, faites-lui con-
ire tous ses membres pourris, tous ceux qui
us ont vendu leur voix; c'est alors, foutre,
on pourra se fier à vous; c'est alors que
s nos ennemis et les vôtres auront un pied-
nez. Voilà, foutre, le meilleur avis que
se vous donner le pere Duchesne. Il seroit
le ans votre ministre, qu'il ne feroit pas la

millième partie du bien que produiroit une pareille démarche. Je vous en ai dit assez, si vous avez des oreilles et un coeur. Adieu, foutre, je retourne à mes fourneaux.

FÜNF UND DREISSIGSTER BRIEF.

Paris, den 19. März 1792.

Heute haben wir abermals einer sehr türmischen Sitzung der Nationalversammlung beigewohnt. Wir glaubten nicht, dafs wir dort noch neue Unanständigkeiten und Ungerechtigkeiten sehen könnten; aber darin irrten wir uns.

Der Justiz-Minister, der mit allen andern ebenfalls als ein Verräther angeklagt ist, erschien selbst in der Nationalversammlung, und sagte mit vieler Würde: die Versammlung werde ihm hoffentlich erlauben, seine Vertheidigung vor ihr führen zu dürfen, ehe sie weiteren Verleumdungen Gehör gebe, oder ihn gar ausgemacht für

schlecht erkläre. Er bitte um Mittheilung der Anklagen, die man gegen ihn geführt habe, und glaube, im Bewufstseyn seiner Unschuld, sich gegen alle Verwürfe auf der Stelle vertheidigen zu können. Auf diese, mit grofser Würde und Ruhe gesprochene Anrede, erfolgte das wüthendste Geschrei, dafs seine Vertheidigung nicht gehört zu werden verdiene. Man rief häufig: *l'ordre du jour.* *Becquet* schrie sehr brav in den Lärm hinein: wenn das Verlangen vieler Mitglieder, über das Verlangen des Ministers zur Ordnung des Tages zu schreiten, erfüllt wird, so überhäuft die Nationalversammlung sich mit Schande. Man bestand aber auf *l'ordre du jour.*

Ein

Ein wüthender Redner, *Mr. Lariviere*, trat dicht neben den Minister auf die Tribüne, und bewies: es würde höchst unklug seyn, ihm zu erlauben, dafs er für sich spräche; man müfste vielmehr sogleich der *Comité de législation* auftragen, der Nationalversammlung von allen bisherigen Anklagen gegen den Minister, so wie von den künftigen neuen, Bericht abzustatten.

Der Minister wiederholte noch einmal, mit derselben ruhigen Würde, die mich tief in der Seele erschütterte, und mit noch rührendern Ausdrücken seinen Antrag, ward aber mit demselben Ungestüm empfangen. Er setzte sich zum andernmale, und nun entstand um und neben ihm ein ungeheurer Lärm. Die Mitglieder liefen dort zusammen, so, dafs man eine

ganze Weile nicht wufste, ob sie den Minister, der von Hunderten umgeben war, auf der Stelle zerreifsen oder was sie sonst anfangen wollten, bis ein Mitglied durch den Lärm durch schrie: *Mr. le Président*, ein Mitglied der Versammlung hat so eben ein grofses Ärgernifs gegeben; ich trage darauf an, dafs er augenblicklich nach der Abtei in Arrest geschickt werde. Nun lief das Mitglied, das völlig wie ein Zunftgenosse einer Deutschen Fleischergilde aussah, auf die Tribüne, dicht an des Ministers Stuhl, und fing seine Rede so an: »Ein Mitglied hinter mir schrie, der Minister ist ein *coquin*, ein *scélérat;* man sollte ihn gleich festnehmen und ins Gefängnifs werfen! Darauf erwiederte ich: wir sind weder seine Richter noch Hen-

ker.« — Bei diesen Worten nahm der Minister die sehr kluge Partie, ohne ein Wort zu sagen, oder ein Zeichen der Höflichkeit zu machen, die Versammlung zu verlassen. — Der Fleischhacker schrie nun noch viel zu seiner Entschuldigung; der Lärm um ihn her ward aber immer ärger, so dafs der Präsident genöthigt war, den Hut aufzusetzen, welches das angenommene Zeichen eines Aufrufs zur Unterwerfung ist. Nunmehr standen alle Mitglieder auf, nahmen den Hut ab, und erwarteten seine Äufserung. Da er aber von dem Vorfall zwischen jenen beiden Mitgliedern anfing, den man gar nicht recht erfuhr — einige sagten: sie hätten mit den Stöcken nach einander geschlagen; andre: sie hätten sich bei der Gur-

gel gehabt — so rief alles: *à l'ordre du jour!*

Nun trug der Präsident als zwei verschiedne Motionen vor, ob jenes Mitglied arretirt, oder ob *à l'ordre du jour* geschritten werden sollte. Das Letztere erhielt die Majorität, und so lief der Fleischhacker wüthend von der Tribüne zum Saale hinaus.

Ich glaube, dafs wir nun so ziemlich alle möglichen Formen dieser Nationalversammlung gesehen haben, und es bleibt fast weiter nichts übrig, als dafs die Jacobiner-Wölfe die *Feuillants*-Schafe lebendig fressen, oder das Pariser Volk einmal so klug ist, die ganze brennbare Versammlung in Flammen aufgehen zu lassen.

Noch mufs ich dir eine tragikomische Äufserung eines heutigen Red-

ners über den Tod des Kaisers (der hier übrigens unglaublich wenig Sensation macht) mittheilen. *Mr. Larivière* — der im Eingange seiner Rede durch die Zusammenstellung *Delessart's* und des Kaisers, als zweier für Frankreich fürchterlicher Feinde, von denen der über Frankreichs Geschick wachende Himmel sie befreiet hätte, genugsam zeigte, von wie wenigem Gewichte auch für ihn dieser unerwartete Todesfall sei — drang darauf: die Nationalversammlung sollte alle ihre andern Arbeiten liegen lassen, und sich nur mit der gänzlichen Zerstörung des Complotts, das sie schon so lange beunruhige, beschäftigen. Man müsse nicht säumen, sagte er, bis alle Feinde Frankreichs sich vereinigten und einen neuen Kaiser

wählten, sondern den jetzigen höchst vortheilhaften Augenblick erwägen, und sich recht lebhaft vorstellen, *welche Erschütterungen und heftige Unruhen nun in Deutschland entstehen würden, um einen neuen Römischen König zu wählen; man müsse ja den glücklichen Augenblick benutzen, da ein so grofses, mächtiges Reich sich selbst überlassen, ohne Führer und Rathgeber sei*, u. s. w. Die Rede that nicht die geringste Wirkung, und man schritt zur Ordnung des Tages.'

Eine solche Unwissenheit in der Deutschen Reichsverfassung bei einem Volksrepräsentanten eines so grofsen benachbarten Reiches, ist um so unverzeihlicher, da vielgelesene öffentliche Blätter, bei Gelegenheit der Nachricht vom Tode des Kaisers, sehr

richtige und vollständige Darstellungen von der Lage des Reiches enthalten. So hat der gestrige *Logographe* (den Herr *Lariviere*, nach Gewohnheit der Mitglieder, vielleicht in der Tasche hatte, als er seine lächerliche Rede hielt) einen sehr guten gründlichen Artikel über diesen Gegenstand.

Diesem Französischen Blatte, bei weitem dem wichtigsten unter allen, gereicht es auch zur Ehre, dafs es von dem Kaiser *Leopold* in den würdigsten Ausdrücken und mit dem Lobe spricht, das er sich allgemein zu erwerben gewufst hat *). Es sagt ausdrücklich: »Dieser Vorfall mufs

*) Man hat seitdem erfahren, dafs der *Logographe* vor dem 10. Aug. 1792 im Solde des Hofes stand.

in Europa die gröfste Sensation erregen, besonders in dem gegenwärtigen Zeitpunkte. Man weifs, dafs der Kaiser sich alle Mühe gab, dem Preufsischen und Russischen Hofe seine friedlichen, mäfsigen Grundsätze beizubringen, und dafs er fest entschlossen war, nur im höchsten Nothfalle Krieg zu führen. Der Tod dieses Kaisers mufs den Freunden der Menschheit Bedauern einflöfsen. Zwanzig Jahre lang war er das Glück von *Toscana*. Er bekämpfte muthig die Aristokratie der Geistlichen und des Adels, und seine Gesetze gingen immer nur darauf hinaus, den Zustand des Volkes zu verbessern, das in den meisten Europäischen Staaten so vernachlässigt wird und das doch die wahre Stärke und Macht der Reiche ist. Seine letzte

Antwort auf die von dem Französischen Hofe verlangte Erklärung, wiewohl in manchem Betracht eine gerechte Kritik sie in Anspruch nimmt, trägt den Abdruck von jenem Geiste des Friedens, der Vereinigung und der Duldung, der ihn so sehr auszeichnete.»

Ich mufs dir doch auch einige Äufserungen über den Tod des Kaisers aus andern öffentlichen Papieren, die nicht nach Deutschland kommen, hersetzen.

Die Hof- und die aristokratischen Blätter benutzen die Gelegenheit, Ausfälle auf die Jacobiner zu thun. So sagt das *Journal général de France* von heute, nach der trocknen Ankündigung des Todesfalles: »Die, welche der Kaiser namentlich als die Ru-

bestörer von Frankreich bezeichnet hat, wünschen sich Glück dazu. Die Zeit wird aber vielleicht lehren, dafs ihre Freude mehr eine Folge ihres Hasses und ihrer Furcht vor ihm, als einer richtigen Voraussehung ist.»

Das *Journal de la cour et de la ville* drückt sich heftiger aus. Es sagt: »Die kindische Freude, welche der Haufe der Jacobiner bei dieser Gelegenheit laut erschallen läfst, ist ein Beweis ihrer tiefen Ohnmacht und der gänzlichen Unwissenheit, worin sie über die geheimen Triebfedern sind, welche in diesem Augenblicke das Räderwerk der grofsen politischen Maschine regieren. Eine wichtige Wahrheit, von der sie besser durchdrungen seyn sollten, ist *die:* dafs ihnen gar nichts Schlimmeres begegnen

könnte, als wenn man sie gehen liefse, ohne ihnen die mindesten Hindernisse in den Weg zu legen. Der Theil der Jacobiner, der den Krieg mit Gewalt herbei schreien will, rechnet viel richtiger, und nach viel besseren, consequenteren Principien. Sie haben wohl gefühlt, dafs sie sich aus den Gefahren, von denen sie umgeben sind, nicht anders herausziehen können, als wenn sie sich in neue Gefahren stürzen. Die Verzweiflung verdoppelt ihre Kräfte und ihre Werkzeuge. Beim ersten Schritt, den sie zurück thun, sind sie verloren. Freilich am Ende ihrer Laufbahn werden sie auf einen Abgrund treffen.»

Ein Jacobinerblatt: *Thermomètre du jour*, hält sich sehr darüber auf, dafs man an den Armen mehrerer Of-

ficiere, welche gestern und heute den Dienst in den Tuillerieen gehabt, einen schwarzen Trauerflor gesehen hat. Nach einer trocknen Anzeige, dafs der Hof über das Absterben des Kaisers auf zwei Monathe die Trauer angelegt und sie allen Schlofsbedienten anbefohlen habe, setzt das Blatt hinzu: »Die Bedienten haben auch aufserhalb ihre Cameraden. Gestern ward Herr *Laboureur*, Officier der Nationalgarden, gezwungen, das Kaffeehaus auf der Terrasse der *Feuillants* zu verlassen, weil er mit einem schwarzen Flor auf dem Ärmel erschien. Herr *L.* ist nicht der einzige Officier, der die knechtische Trauer mitmacht. Die meisten Officiere, die den Dienst in den Tuillerieen haben, ermangeln nicht, beim

Eingange den Flor umzubinden, und nehmen ihn beim Ausgange wieder ab. Einige Soldaten haben ein Mittel gefunden, mit diesen Hofsoldaten zu contrastiren; sie tragen ein dreifarbiges Band um den Ärmel. Übrigens sollten sich die Patrioten nicht darum, weil *Leopold* unsrer Freiheit drohete, der Trauer über ihn enthalten; es wäre ihrer unwürdig, wenn sie aus *diesem* Grunde irgend einen Unterschied zwischen der Trauer über *Leopold* und jeder andern Etiquetten-Trauer machten. Aber die wahren Patrioten können keine Trauer zeigen, die sie nicht empfinden; und wahrlich! keiner unter ihnen kann sich über den Tod eines Despoten betrüben. Sie dürfen künftig nur um die wahren Wohlthäter des Menschengeschlechtes

und um die Freunde der Freiheit trauern; alsdann werden sie nie wieder eine Hoftrauer tragen.»

Das *Journal* und die *Gazette du soir*, ferner das *Journal de la seconde legislature, de politique et de litterature* sprechen ungefähr in eben dem Tone; der lustigwüthige *Mr. Prudhomme* in seinem *Journal* schon in einem weit lauteren; am allerärgsten aber der toile *pere Duchesne*, den ich dir nur noch, als einzig in seiner Art, vorführen will. Er hat heute unter dem Titel: *Le B*** est mort de peur* *), ein besonderes Blatt aus-

---

*) *Le B*** est mort de peur, ou la fin tragique de l'Empereur en recevant la Reponse que le pere Duchesne lui a faite, en lui envoyant un modèle des piques que les Sans-Culottes ont forgées pour lui f . . le*

gegeben, welches mit diesen Titelworten auf allen Strafsen laut ausgerufen wurde. Das Blatt enthält eine Antwort, die er dem Kaiser auf seine letzten Reclamentaden, nebst dem Modell einer neuen Pike, überschickt haben will, und woran der Kaiser vor Schrecken gestorben seyn soll. Nachdem er in der Antwort ein scheufsliches Bild von sich selbst entworfen hat, geht er die ehemaligen Könige von Frankreich durch. Du kannst dir denken, wie die wegkommen, wenn ich dir zur Probe sein Bild von *Heinrich dem Vierten* hersetze.

---

*tour et défendre l'Assemblée nationale et les Sociétés patriotiques, contre les br**s que les Rois et les Princes soudoient pour ravager la France et égorger tous les patriotes.*

*) »Dieser *Heinrich IV.* den man so gern hat vergöttern wollen, war nur ein be .... Prahlhans. Ohne *Sülly* wär' er der unbedeutendste unter den Fürsten gewesen, und trotz dem braven Minister war er nichts destoweniger der lasterhafteste unter den Menschen. Niemals sah er ein hübsches ehrliches Weib, ohne dafs er sie nicht zu verführen suchte, und die Töchter derer, denen er die gröfsten Verbindlichkeiten hatte, überhäufte er

*) *Ce Henri IV, qu'on a voulu déifier n'étoit qu'un f... fanfaron; sans Sully il auroit été le dernier prince, et malgré ce ministre il n'en fut pas moins le plus vicieux des hommes. Jamais il ne vit une honnête femme sans chercher à la deshonorer; il couvrit d'infamie les filles de ceux à qui il avoit les plus grandes obligations,*

er mit Schande. Ja, dieser so gute, so hoch gepriesene König hat die Todesstrafe für die Wilddiebe verordnet. Há! das ist denn der, den man den besten der Könige nennt! Was zum T...! sind denn nun die andern? *Mandrin* und *Cartouche* sind dann ja Engel gegen sie!« — Am Ende sagt der tolle Mensch *): »Sieh, grofsmächtigster Kaiser, was wir von den Königen denken. Du siehst, wir sind weit entfernt von dem Geiste der Abgötterei, worin man uns erzog: wir

---

gations; enfin, ce roi si bon, si vanté, a porté la peine de mort contre les braconniers. Eh, c'est-là qu'on appelle le meilleur des rois! Qu'est ce donc que les autres, f...? Mandrin et Cartouche sont donc des anges à coté d'eux!

*) *Voilà, très-magnifique empereur, ce que nous pensons des rois. Tu vois, que nous*

haben alle die Kinderklappern zerbrochen, mit denen man uns in unsrer Jugend belustigte; wir sind Männer geworden, und wollen nun alle die vertilgen, die uns bisher geknebelt hielten. Wenn wir bei unsrer Revolution die Königswürde noch beibehalten haben, so geschah das wahrlich nicht zur Hoflust (*pour les ménus plaisirs*) des Herrn und der Madame *Veto*; sondern, weil wir uns noch nicht tugendhaft genug fühlten, Re-

sommes bien eloignés de cet esprit d'idolâtrie dans lequel on nous élévoit. C'est ſ . . . , que nous avons brisé tous les hochets, avec lesquels on amusa notre enfance; devenus hommes, nous allons exterminer tous ceux qui nous ont garotté. Si nous avons conservé la royauté dans notre Constitution, ce n'est pas pour les ménus-plaisirs de Mr. et Mde. Veto, c'est parce que

publikaner zu seyn. Doch nur Geduld! die Zeit wird alles an seine rechte Stelle setzen.»

»Unterdessen schicke ich dir hierbei ein Modell von den Piken, die der *pere Duchesne* commandirt. Willst du uns damit die Probe machen lassen? Wir sind bereit. Die Jacobiner, diese patiotischen Gesellschaften, die dich so zum Besten haben, werden dir und deiner Civilliste zum Trotz bestehen. *B... de f...!* wenn du

---

nous ne nous croyons pas assés vertueux, pour être républicains. Patience! le tems mettra chaque chose à sa place.

En attendant, f...., je t'envoie un modèle des piques, que le pere Duchesne commande. Quand tu voudras nous en faire faire l'essai, nous sommes prêts. Ces Jacobins, ces sociétés patriotiques qui te turlupinent, subsisteront malgré toi, et

ihnen schaden wolltest, so mufstest du nichts Böses von ihnen sagen; der Hafs von Boshaften ist ein Lob für ehrliche Leute. Ich kündige dir hiermit im Namen aller braven *sans-culottes* an, dafs sie bereit sind, für ihre Constitution zu sterben, und dafs sie jetzt nicht die mindeste Änderung daran leiden werden. Ja, sie sind bereit, auf das erste Zeichen zu marschiren. Sie wachen über die Nationalversammlung, über die patrioti-

---

malgré toutes tes listes civiles. B... de f..., si tu voulois leur nuire, il ne falloit pas en dire de mal; la haine des scélerats fait l'eloge des honnêtes gens. Je t'annonce, f..., au nom de tous les braves Sansculottes, qu'ils sont prêts à mourir pour leur Constitution, qui ne souffriront pas, quant à présent, qu'il y soit fait le moindre changement. Oui, ils sont prêts à

schen Gesellschaften; sie wissen, dafs du Tausende ..... besoldest, um uns zu martern, zu entzweien und auf das erste Zeichen zu erwürgen. Wohlan! das ist der Augenblick, den ich erwarte. Alle Verräther sind bekannt; zittert, ihr gemäfsigten Royalisten! zittre, du be... can... *feuillantine!* Der Augenblick, in welchem wir die Nation reinigen werden, ist nahe; und du, der du dich wohlgesichert auf dem Throne glaubst, be-

---

marcher au prémier signal. Ils veillent sur l'Assemblée nationale, sur les sociétés patriotiques; ils savent, que des milliers de ... s sont soudoyés par toi ..., pour nous tourmenter, pour nous diviser, pour nous égorger au prémier signe. Eh bien! f..., c'est là le moment, que j'attends. Tous les traitres sont connus. Tremblés, modérés royalistes! fremis f... can.... feuil.

fürchte alles von einem Volke, das frei seyn will. Wenn die Nationen zwischen Freiheit und Knechtschaft zu wählen haben, werden sie gewifs nicht lange anstehn.»

Merkwürdig ist der Umstand, dafs die *Sans-culottes* an dem Tage, da der Kaiser in Wien starb, sein Bildnifs in Paris herumtrugen, und es dann vor den Fenstern des Königs und der Königin köpften. Als das tolle Volk dabei lange und anhaltend Lärm machte und durch allerlei Gesänge den König, der oft ans Fenster

---

lantine! le moment où nous allons purger la Nation est prêt; et toi qui te crois bien assuré sur ton trône, redoute tout d'un Peuple, qui veut être libre. Quand les Nations auront à choisir entre la liberté et l'esclavage, elles ne balanceront pas, f...!

trat, beunruhigte, wollte die Wache es durch Zureden bewegen, dafs es abzöge. »Was!» sagte einer aus dem Gesindel, »wir sollen das d... *... (*ce gr.. co....*) nicht einmal ansehen dürfen, für unsre 25 Millionen, die es *uns* jährlich kostet?»

Sechs und dreissigster Brief.

Paris, den 14. März 1795.

Gestern früh besahen wir den *jardin du Roi*, (itzt *jardin des plantes*) der seit sechs Jahren sehr gewonnen hat. Aufser dafs die botanischen Pflanzungen noch beträchtlich erweitert worden sind, ist auch eine sehr angenehme Englische Partie, die damals kaum angelegt war, itzt bereits vorzüglich schön. Ob das Naturaliencabinet in Gestalt eines Tempels, mit der Überschrift: *aux trois regnes de la nature*, damals schon gestanden hat, weifs ich mich nicht genau zu erinnern.

Dann gingen wir nach den *Gobelins*, wo wir die *ouvriers* ihre sehr interessante Arbeit singend treiben

fanden. Hinter einem grofsen Weberstuhl, mit doppeltem Einschlage, sitzt der Weber, und das Gemählde, das er nachahmt, steht neben ihm auf die Seite gelehnt. Die Zeichnung ist auf den graugelben Fäden schwarz entworfen. Seine Arbeit erscheint nicht vor seinen Augen, sondern auf der Aufsenfläche, so dafs er von Zeit zu Zeit aufstehen und um den Stuhl herumgehen mufs, damit er den Erfolg derselben beobachten kann. Es ist wunderbar schön, wie er so stückweise die feinsten Gestalten und den leidenschaftlichsten Ausdruck, ganz dem Originale getreu, eben so glücklich hervorbringt, wie den anmuthigsten Baumschlag und die mannigfaltigsten Blumen.

Von da gingen wir nach der neuen

St. Geneviève, die mit aufserordentlicher Pracht und allem Reichthum der Architektur gebauet wird, aber noch lange nicht vollendet ist. Der Geschmack und die Verhältnisse im Ganzen machten mir indefs wenig Freude. *Voltaire'ns* und *Mirabeau's* Leichen liegen bereits in den Gewölben; die Monumente aber sollen erst errichtet werden, wenn der Bau der Kirche vollendet ist. Der grofse, prächtige, antike Triumphwagen, auf welchem *Voltaire'ns* Leiche nach der Kirche gebracht wurde, stand noch da.

In der alten *Geneviève* sahen wir eben nichts Merkwürdiges; desto mehr aber in der alten berühmten Kirche *Notre-Dame*, deren Chor eine Menge zum Theil schöner Gemählde und Statuen hat. Besonders ausgezeichnet

sind die Marmorgruppe über dem Altare, welche die Abnehmung vom Kreuze vorstellt, und ein schönes Denkmahl von *Pigal*. Doch von dem allen findest du in gedruckten Beschreibungen mehr, als ich hier davon sagen könnte.

Unser zweites Frühstück hielten wir in der grofsen, prächtigen Waffelanstalt im *Palais royal*, die du kennst. Unaufhörlich werden von früh Morgens bis in die Nacht in dem offnen, artig verzierten Laden von mehreren Personen Waffeln gebacken, die man in einem artigen Cabinet neben dem Laden so warm, wie sie aus dem Eisen kommen, verzehren kann. Man läfst sie sich, wenn man will, auch nach seiner Wohnung oder nach einem nahe gelegenen Caffeehause bringen, und trinkt da seine *Bavaroise*

oder seinen Caffee dazu, den man hier in allen Caffeehäusern ganz vortrefflich bekommt. Auch darin hat sich die Sitte geändert, dafs man itzt zu allen Stunden Vor- und Nachmittags vortreffliche Sahne in den Caffeehäusern findet. Vermuthlich halten, bei der unbestimmten und oft sehr langen Dauer der Sitzungen in der Nationalversammlung und anderswo, viele Menschen ihren Mittag nur in den Caffeehäusern, und finden dann gern das nahrhaftere Getränk mit Sahne, wozu Gebackenes von verschiedner Art gegeben wird.

In vielen Häusern richtet sich indefs die Efsstunde itzt ganz nach den Sitzungen der Nationalversammlung, und sie ist eigentlich gar nicht allgemein festgesetzt. Ehemals war sie,

nach Verschiedenheit der Stände, um 12, 1 und 2 Uhr.

Den Nachmittag brachte ich auf *Mirabeau's* Auction zu, und bewunderte die schönen Kunstsachen und Stubenverzierungen, die er besessen hat. Das Merkwürdigste war eine sehr wichtige Sammlung von 131 geschnittenen Steinen, meistens Antiken, und zum Theil in goldne Ringe gefafst. Der Vorbericht des Verzeichnisses sagt: »Diese Sammlung ist bereits vor zwei Jahren zu einer öffentlichen Auction ausgestellt gewesen. *Mirabeau* bestand, da sie von allen Kunstkennern sehr geschätzt und gelobt wurde, am Tage der Ausstellung darauf, diese seltene Sammlung unvereinzelt an sich zu kaufen, um darauf ein Antikencabinet, das er an-

zulegen Willens war, zu gründen. Man trug anfänglich Bedenken, sich auf sein unscheinliches Gebot einzulassen; er blieb aber bei seinem Wunsch, und man glaubte, dem dringenden Verlangen dieses aufserordentlichen Mannes nachgeben zu müssen, dessen mindeste Äufserung jeden, den er überreden wollte, bestimmen mufste. Sein Wunsch ward erfüllt, und er kam in den Besitz dieser kostbaren Sammlung.«

Ich war so glücklich, zwei Steine zu erstehen, von denen eine kleine *Victoria*, in schwarzen Achat von zwei Lagen geschnitten, ganz vortrefflich ist. Der andere, eine *Fortuna*, in einem Ringe, ist weniger sicher antik. Beide trugen indefs noch Spuren, dafs *Mirabeau* damit gesiegelt hatte, und dieser Umstand bestimmte mich.

Aufserdem kaufte ich seinen Trauerdegen und eine Sammlung Amerikanischer und Französischer Freiheits-Medaillen, unter denen auch das schöne Brustbild *Franklins* ist. — Die Idee, so oft ich künftig in dem Falle seyn werde, einen Trauerdegen zu tragen, den grofsen Mann selbst mit seinem eignen zu betrauern, ist mir sehr lieb!

Den Enthusiasmus, etwas von den Sachen des hier angebeteten Mannes zu besitzen, den ich in Rücksicht meiner Kasse sehr fürchtete, habe ich nur an wenigen Menschen bemerkt. Fast alles ward nach gewöhnlichem Preise verkauft, und kam auch an wirkliche Aufkäufer und Trödler, die natürlicher Weise den eigentlichen Werth sehr genau erwogen. Dahin gehörten

die ganze Menge von Tabatieren, (auf der einen *Mirabeau's* sehr schönes Bildnifs, mit 31 grofsen Brillanten eingefafst,) goldne und silberne Uhren, Ketten und Schnallen aller Art, Bonbonnieres, Pistolen, Flinten, Degen, prächtige Wand- und Stutzuhren, köstliche Armleuchter und Girandolen, Bronze-, Marmor- und Gipsfiguren berühmter Männer und Weiber, Porcellain von Seve, Marmortische und allerlei Stubenmöbeln.

Auf das grofse, von *Boze* gemalte Bildnifs des in seiner Art einzigen Menschen bot ich, aus Eifer für die Kunst und ihren diesmaligen Gegenstand, so hoch mit, dafs ich es beinahe für einen Preis bekommen hätte, der zwar noch weit unter dem Werthe war, der aber doch für mich

sehr

sehr ansehnlich gewesen wäre. Ich glaubte zu bemerken, dafs der Künstler selbst neben mir säfse; aus einem Besuche, den ich den folgenden Tag von dem Manne erhielt, ergab sich aber, dafs er nur ein Freund und Kunstverwandter von *Boze* war. Nach seinen Aeufserungen über die Möglichkeit, das herrliche Bild für etwas mehr, als ich geboten hatte, wirklich zu erhalten — lobt auch selbst für dieses Meisterwerk, das den herrlichen Menschen in dem, für die ganze Revolution entscheidenden Augenblicke darstellt, im Publicum nicht der Eifer, den man so natürlich dafür erwarten sollte.

Ein von *Mlle. Boze* gezeichnetes, im Catalogus mit angegebenes Bildnifs *Mirabeau's* kam gar nicht vor.

Den Verkauf seiner sehr ansehnli-

chen Bibliothek erfuhr ich zu spät. Es ist doch in der That merkwürdig, dafs, der thätige, alles ins Grofse treibende Mann in dem letzten Jahre seines Lebens, bei der unglaublichen Arbeit, die er als Mitglied der Nationalversammlung übernahm, sich dennoch ernstlich mit seiner Bibliothek beschäftigte. Er wollte die sehr beträchtliche Bibliothek, die er so eben von seinem Vater geerbt hatte, in allen Fächern der Wissenschaften bereichern, und sie dann, durch prächtige Bände auch für das Auge reitzend gemacht, zum öffentlichen Gebrauche für Paris widmen. Mit dem Einkauf dazu war er schon sehr ins Grofse gegangen, und er selbst beschäftigte sich ernstlich mit einer guten, angenehmen Einrichtung der Bibliothek und ihres Verzeichnisses.

Wo man auch des seltnen Mannes Nahmen nur nennen hört, da lebt der innere Jammer über seinen viel zu frühen Tod von neuem in der Seele auf: freilich nirgends mehr, als in der Nationalversammlung und bei näherer Bekanntschaft mit der Französischen Constitution. Wie so ganz anders würde alles gegangen seyn, wenn der ächt monarchisch gesinnte, edel freimüthige, unerhüdet thätige, scharfblickende, mit seiner Beredsamkeit alles fortreifsende Mann länger am Leben geblieben wäre! Gewifs hätte er die constituirende Nationalversammlung nicht so schnel! aus einander gehen lassen; auch gewifs nicht zugegeben, dafs man am Ende mit unseliger Eil nur die Vollendung der Constitution betrieb und diese, so

stückweise entworfene, so oft durch muthwilligen Widerstand und hämischen Partheigeist zerrüttete, unvollständig gebliebene, hier und da sich selbst widerstreitende Constitution, ohne alle ruhige und reife Beurtheilung des Ganzen, heiligte und sie dem Könige mit Ungestüm zur Sanction aufdrang. Er, der das Steuer fest und sicher führte und am Ende auch das Vertrauen gewonnen hatte, das ihm anfänglich unglücklicher Weise fehlte, und leider! nach dem zweideutigen Rufe seiner früheren Jahre fehlen *mufste* — Er hätte die Nationalversammlung gewifs gehalten und sie von manchem zu eilig gethanen Schritte zurück zu bringen gewufst! Er hätte am Ende das wieder gut machen helfen, was Anfangs, auf dem

einmal eingeschlagenen Wege, nicht gut werden konnte. — O, ich mag nicht länger meinen Gefühlen, meinen Ahndungen nachhangen! Aber *der* Gedanke reifst sich noch über den höchs ttraurigen Todesfall aus dem Innersten meines Herzens hervor: möchten doch kraft- und geistvolle junge Männer diesen Mann mit seinem beneidens- und beweinenswerthen Schicksale ganz zu Herzen nehmen und sich erinnern, dafs Fehler der früheren Jahre oft die Kraft zu vollem Wirken lähmen! Konnten die Nationalversammlung und der König in diesen eben so gemäfsigten, als kräftigen Mann gleich vom Anfange ihr ganzes Vertrauen setzen, so war es vielleicht möglich, auf dem Wege der Vernunft eine Verfassung zu entdecken und zu be-

gründen, die man itzt erst mit vieler Zeit und Mühe auf dem blutigen Wege der Erfahrung finden wird. Auch durfte der edle Mann seine Kraft dann nicht an tausendfachen Widerstand verschwenden; er konnte durch heiteren Muth selbst glücklich werden und sein Vaterland noch lange glücklich sehen! —

Sieben und dreissigster Brief.

Paris, den 15. März 179-

Gestern haben wir unsern Tag recht mannichfaltig verlebt. Nach verschiedenen Geschäftsgängen fanden wir uns im *Palais royal* zum zweiten Frühstück zusammen, und traten dann eine grofse Wanderung an: erst über den herrlichen *Place de Louis XV*, über die neue noch nicht ganz vollendete Brücke *de Louis XVI*, und durch das *Palais Bourbon*, das von vortrefflicher Architektur ist, nach dem Invalidenhause. Dies gingen wir durch und durch, und dann dahinter die köstliche Allee entlang nach der *école militaire*, die sich durch ihre reiche, elegante Bauart so charakteristisch

von dem simplen grofsen, edlen Styl des Invalidenhauses unterscheidet, dafs man jeden Menschen, der nur Augen hat, sicher dürfte entscheiden lassen, welches von diesen zwei Gebäuden zum Wohnort alter invalider Krieger, und welches für die militairische Erziehung junger Edelleute zum Officierstande bestimmt sey. Gewifs würde kein Mensch von gesunden Sinnen beide mit einander verwechseln. Es ist überhaupt ein auffallender Vorzug der Französischen Baukunst, dafs sie jedem öffentlichen Gebäude seinen auszeichnenden Charakter zu geben weifs. Da, wo es in seiner Form keinen genau bestimmten Charakter andeuten kann, ist es wenigstens hinlänglich von dem Privatwohnhause unterschieden. So würde gewifs kein

Mensch, der einiger Aufmerksamkeit fähig ist, das herrliche neue Münzgebäude, ungeachtet seines grofsen Umfanges, für einen Pallast, oder die prächtige Kornhalle, ungeachtet ihrer zierlichen Form, für ein Privat-Lustgebäude ansehen.

Dann gingen wir auf das *Champ de mars* oder vielmehr *de la fédération*, welches so kahl, wie es itzt da steht, noch immer einen grofsen Anblick gewährt. Der herrliche, sehr weite, mit alten Linden eingefafste Platz ist rund umher mit ungeheuren, aus dem Innern aufgeworfenen Stufenerhöhungen umgeben, und in der Mitte des Platzes steht wieder ein grofser majestätischer Dom von Erde, zu dem 60 und mehr hölzerne Stufen hinan führen, und der auf allen vier

Ecken Altäre von schöner antiker Form hat, auf denen bei dem Bundesfeste die Opferfeuer brannten. Es ist ein grofser herrlicher Anblick! Was mufs es nicht erst gewesen seyn, als der Platz an dem feierlichen Tage mit vielen hundert tausend freudetrunknen Menschen angefüllt war. —

Zurück gingen wir längs den herrlichen *Quays* zwischen *pont de Louis XVI*, *pont royal* und *pont neuf*, von denen einer jezt *Quay du grand Voltaire* genannt wird. Vom *Palais Bourbon* an bis zur neuen Münze, welche dicht an den *pont neuf* stöfst, sieht man fast lauter schön gebauete herrliche Palläste, die mit ihren Façaden nach der Seine hin stehen, und deren anmuthige Gärten bis zur Strafse hinab laufen.

Auf *pont neuf* verweilten wir, wie gewöhnlich, bei dem lieben *Henri IV*, dessen Andenken aber bei der grofsen Revolution sehr verloren hat. Man kann sich itzt bei seinem Anblick des Gedankens nicht erwehren: er war doch nur *ein besserer König*, als seine Vorgänger und Nachfolger, und nur als gutmüthiger *libertin* und angenehmer Wollüstling der Liebling seiner Zeit. Was wäre er ohne *Sully* gewesen? Und für Männer wie *Sully* ist jetzt die weite Laufbahn geöffnet; sie dürfen sich nicht erst an einen schwachen König ketten, um Grofses und Gutes zu stiften. —

Unsre Absicht, *la Fayette'n* kennen zu lernen, haben wir noch immer nicht erreicht; und General *Valence*, auf dessen Versprechen, uns

mit ihm bekannt zu machen, wir uns ganz verlassen hatten, ist wieder abgereist, ohne es erfüllt zu haben, was wir indefs dem lieben, gefälligen Manne bei den gegenwärtigen kritischen Umständen gewifs keinen Augenblick verargen. Itzt heifst es, *la Fayette* werde in den nächsten Tagen nach *Metz* gehen; und so haben wir denn noch weniger Hoffnung, ihn irgendwo anzutreffen.

Er hat sich hier so äufserst eingezogen gehalten, dafs ihn nur seine vertrautesten Freunde gesehen haben; öffentlich ist er bei keiner Gelegenheit erschienen. Er mufs nicht einmal bei Tage ausgeritten oder ausgegangen seyn; sonst hätten wir bei unserm immerwährenden Umherstreifen nothwendig irgendwo auf ihn stofsen

müssen. Verkannt würden wir ihn übrigens nicht haben, wenn gleich kein lautes Zeichen im Publicum ihn uns verrathen hätte. Seine Physiognomie, die auf allen guten und schlechten Kupferstichen und Gemählden immer dieselbe ist, und in der Sammlung von Deputirten der ersten Nationalversammlung sehr sprechend getroffen seyn soll, sicherte uns dafür.

Durch Alles, was ich hier von ihm höre, komme ich mit seinem eigentlichen Charakter eben so wenig ganz aufs Reine, als es mir bisher durch alles, was ich über ihn gelesen habe, darin gelingen wollte. Er wird hier im Publicum eben so oft, und wohl noch öfter, verteufelt als vergöttert. Doch eigentlich geschieht wohl beides nicht mehr ganz; denn er ist beiden

entgegengesetzten Partheien, die vom Anfang an da waren und itzt nur lauter werden, verdächtig geworden. Dies drückt ein Kupferstich, der überall öffentlich verkauft wird, auf folgende Art aus: *la Fayette* hängt am Galgen, und an einem Beine zieht ein Aristokrat, am andern ein Demokrat.

Den Demokraten ist er deshalb verhafst geworden, weil er sich laut gegen die Jacobiner erklärt und den Club in *Metz* durch öffentliches lautes Schelten über dessen Verhandlungen und Absichten so um alles Ansehen gebracht hat, dafs ihn wirklich nur sehr Wenige, und die Officiere seiner Armee gar nicht, besuchen sollen.

Mir scheint dies sehr unklug von einem Manne, der, wenigstens dem

Anschein und seiner eigenen Versicherung nach, denselben Zweck hat, den die Jacobiner zu haben vorgeben, und auch wohl wirklich haben; nehmlich: die Aufrechthaltung der Constitution gegen die unermüdeten, tief und weit eingreifenden Machinationen des Hofes und gegen das unaufhörliche wüthende Bestreben der ausgewanderten Prinzen, die alte tolle Verfassung wieder einzuführen. Wenn nun auch die Jacobiner in hundert Fällen ganz andre Mafsregeln zu Erreichung des gemeinschaftlichen Endzweckes ergreifen, ja, wenn sie auch bisweilen wirklich ihrer eignen Absicht entgegen zu arbeiten scheinen; so mufs doch ein Mann, der in derselben Sache thätig seyn will, sich nicht geradezu und öffentlich als Gegner jener

Leute erklären, die bereits einen so grofsen wichtigen Theil des Volkes auf ihrer Seite haben und die nur auf einem andren Wege zu demselben Ziele gehen. Vielmehr sollte er durch alle ihm nur mögliche Mittel sich bemühen, Einfluss zu erhalten, um Jene zu dem wahren Ziele zu leiten.

Hierzu gehört aber vor allen Dingen die Klugheit, allen Anschein von Neigung zu persönlicher Oberherrschaft, zum Regieren einer Partiei, vermeiden oder verbergen zu können; und diese Klugheit ist wohl eben so wenig *la Fayette's* Sache, als ein ruhiger und fester Charakter, der in jedem gegenwärtigen Augenblicke nur den einzelnen nothwendigen Schritt zum Ziele vor Augen behält. *La Fayette* hat von je her zu gern von sich

spre-

sprechen hören, und bei allem was er unternahm, frei und offenbar an der Spitze gestanden. Selbst sein unbiegsames Bestehen auf die Constitution, so wie sie nun da ist, scheint mehr Vorliebe für ein Werk, das er mit *Mirabeau* vorzüglich förderte und zu Stande brachte, als Eifer für die Sache der Revolution überhaupt zu verrathen; denn unmöglich kann er noch itzt der Meinung seyn, dafs die Constitution ganz so, wie sie ist, Bestand haben werde. Da nun die Eingriffe in die Constitution von Seiten der Jacobiner immer nur die executive Gewalt betreffen, welche sie in den Händen dieses Königs und seiner Minister nicht genug beobachten und einschränken zu können glauben — wozu sie selbst in der Constitution, im

Capitel von der Regentschaft, alle Wege offen und einladend finden: — so war *la Fayette'ns* laute Erklärung gegen die Jacobiner, in ihren eignen Augen wenigstens, eine eben so laute Erklärung für den Hof! —

Unglücklicher Weise traf seine öffentliche Erklärung gegen die Jacobiner mit den Äufserungen des Kaisers in Kaunitzens höchst boshafter oder höchst unpolitischer Antwort zusammen, und das zu einer Zeit, da die Parthei der *Feuillants* schon ganz ohnmächtig war. Die natürliche Folge hiervon mufste die seyn, dafs die Jacobiner in den Augen des Volkes unendlich gewannen. So ist es auch gekommen. Mit jedem Tage steigt das Ansehn der Jacobiner; und wenn es so, wie in den letzten drei oder

vier Wochen fortgeht, so sind sie vielleicht nach wenigen Monathen nicht mehr eine Parthei im Staate, sondern stehen an der Spitze des ganzen Französischen Volkes, das nur in ihnen seine Freunde und Beschützer sieht. Alles was sich itzt gegen die Jacobiner erklärt, ist dem Volke verdächtig, und muſs ihm verdächtig seyn.

La Fayette hätte sich in seine zweideutige Lage um so weniger setzen sollen, da er den enthusiastischen Charakter und die gegenwärtige Spannung seiner Landsleute kennt. Er muſs ja wissen, daſs bei ihnen vom ersten kleinsten Verdacht, bis zu ausgemachter Überzeugung von Verrätherei ein kurzer Schritt zu seyn pflegt; und überdies ist die Parthei des Hofes auf keine Weise so beschaffen, daſs er sich

frei und ganz an sie anschliefsen kann. Sei er der edle Mann, für den wir ihn immer gehalten haben, und dem die Sache der wahren Freiheit über alles geht; oder sei er ehrgeitzig, und wolle die Laufbahn, die er als Held und Freiheitsvertheidiger so rühmlich angefangen, ganz vollenden: in keinem Falle konnte er sich an die Hofpärthei ketten, deren Inneres er besser als jeder Andre kennen mufs. Er stand also in dem Augenblicke, da er sich laut gegen die Jacobiner erklärte, verlassen, ohne wichtigen Anhang, da, und das unter einem Volke, bei dem sich noch kein Comödiant ohne mächtige Pärthei oben erhalten hat.

Sich bei der kleinen Armee, die er commandirt, einen Anhang zu ma-

chen, der seine Person wenigstens so lange schützt, bis glückliche Veranlassungen ihn zu einzelnen glänzenden Handlungen führen, ist alles, was ihm noch übrig bleibt. Dadurch müfste er aber wieder der Hofparthei verdächtig und verhafst werden. Trauen kann die ihm niemals; und wenn sie es ihm auch wirklich glaubt, dafs er die Absicht habe, den König bei dem Ansehen und den Vorzügen zu erhalten, welche die Constitution ihm giebt, so ist dies in ihren Augen immer nur wenig, ja, es kränkt sie von einem Manne, den sie als einen der wichtigsten und thätigsten Mitwirker in der Vernichtung ihrer alten Türkischen Macht hafst und ewig hassen wird.

Zu dem allen kommt noch ein anderer Verdacht, den sich *la Fayette*,

wie man sagt, durch unkluges Betragen während seines letzten Privataufenthaltes in den Provinzen zugezogen hat. Man glaubt nehmlich, er habe die Absicht, sich, wenn der Kampf der Partheien in Paris zu ungleich werden sollte, an die Spitze der südlichen Provinzen zu stellen; diese würden sich dann von dem übrigen Frankreich losreifsen und, durch ihre natürliche Lage gesichert, sich eine ihnen selbst beliebige Verfassung geben.

Es sollte mir sehr weh thun, wenn wir in dem von uns so lange hochgeachteten Manne am Ende einen neuen Beweis hätten, dafs herrschende Eitelkeit und Eifersucht alle andren guten Eigenschaften unterdrücken oder verderblich machen können! —

Acht und dreissigster Brief.

Paris, den 16. März 1792.

Wir hatten eben einen komischen Besuch von sechs Poissarden, die seit langer Zeit den Gebrauch haben, an dem heutigen Tage, *demi-caréme*, der Stadt von Haus zu Haus zu gratuliren. Eine war die Königin, aber blofs durch einen schönen, frischen Blumenstrauſs unterschieden, und auch nicht die jüngste und hübscheste. Eine andre war jung und ziemlich hübsch, aber im ganzen Gesichte voll blauer geknifiener oder gestofsner Flecke. Sie nannten mich immer *mon bon ami*, und dutzten mich; auch küfsten sie mich und *H**** nach der Reihe herum, und ganz herzhaft auf beide

Backen. Äufserst frappant war es für mich, dafs sie die alte Regierung zurückwünschten, weil es da besser gegangen, und mehr Geld und Nahrung unter den Leuten gewesen wäre. Zuletzt ging es denn natürlich an's Betteln. Ich wollte nur ein Paar *livres* aufopfern; doch *W*** beredete mich, ihnen ein Assignat von 5 Lv. zu geben. Damit glaubte ich wirklich zu viel zu thun; aber siehe da! sie fanden es bei weitem zu wenig. Die Resoluteste nahm es, und ging mit den Worten fort: *je prends cela pour moi*; und die andren verfolgten mich nun in das innere Zimmer zu meinem Schreibpulte, und bestanden darauf, (aber doch immer mit Umarmungen) ich sollte mehr hergeben; sie wären ihrer vierzig, die

davon trinken müfsten. Ich wufste, dafs *W***, auf den sie noch besonders deuteten, einige kleine Billets in seinem Portefeuille hatte, und sagte ihm, er möchte ihnen geben, was er hätte. Dadurch erhielten sie noch 3 Livres; sie schienen sich aber erst zu befriedigen, als ich ihnen sagte: *mes chéres amies, vous me prenés pour un riche Anglois, et je ne suis qu'un pauvre Allemand.* Eine Alte war die einzige, die mit einer herzlichen Umarmung von mir Abschied nahm.

Heute Mittag afsen wir recht angenehm bei ***, der ein Erzjacobiner ist. Alle unsre übrigen Bekannten unter den Gelehrten sind Aristokraten: *Marmontel*, (der so gar Paris in Blut schwimmen zu sehen

wünscht, um die Jacobiner zu vertilgen) *Morelet*, *Suard*, *Barthelemi*, *Grimm*, auch andre Bekannte als *Lessert*, *Panckoucke*, *Deleutre*; — nur *Garat* ist noch ein ächter Revolutionär. — —

Bei unserm heutigen *Diner* fanden wir auch *P***, der ebenfalls ein eifriger Revolutionär ist. Enragirte Weiber waren auch in der Gesellschaft. — Eine alte Exbaronne behauptete steif und fest: es könnten keine Poissarden gewesen seyn, die heute das ehemalige *régime* zurück gewünscht hätten. Das alte wilde Weib blieb taub gegen meine Versicherungen, bis ich ein *ridicule* auf sie warf. Ich sagte ihr: wenn sie sich nicht durch meine Worte überzeugen liefse, so glaubt' ich, sie könne es durch

den Fischgeruch an unsren Backen; ich wenigstens hätte noch den Fischgeruch in der Nase, und der könne doch nicht wohl von andern Poissarden herkommen. Und dabei fafste ich sie und meine andre alte Nachbarin, die beide mit ihrem rothen und schwarzen Anstrich wie rasende Poissarden aussahen, etwas scharf in's Gesicht.

In unsrer Gesellschaft erfuhren wir denn auch allerlei kleine politische Neuigkeiten. Der König soll, in seiner Bosheit über die Nachricht von dem Tode des Kaisers, alles Glas und Porcellän in seinen Zimmern zerschlagen haben. Ich wunderte mich, dafs die Königin nicht den König zerschlagen hätte. Man sagt, und selbst gedruckt in den Zeitungen, sie

sey von Sinnen, und er wolle sein Amt niederlegen. — —

Der Zucker wird wieder wohlfeiler; von 70 Sols (22 Gr.) ist er schon auf 58 heruntergekommen. Die Jacobiner haben ein Bündnifs gemacht, keinen eher zu brauchen, als bis er wieder in dem vorigen Preise ist. Das soll Einflufs auf die Krämer gehabt haben.

Der Cours wird auch wieder etwas besser. Vor drei Tagen zahlte man 19 Liv. Aufgeld für einen *louis*; heute nur 15. Das kommt uns zu Statten; denn uns sind unsre Assignate noch zu jener Differenz ausgezahlt.

Aus den Provinzen laufen, leider! noch immer traurige Nachrichten von offenen Fehden zwischen den Aristokraten und Jacobinern ein. Das Volk

hat sich wieder einiger leidigen Grausamkeiten schuldig gemacht. Es ist abscheulich, wie leicht man hier über so etwas weggeht. Die Nationalversammlung hat so gar einige Aufruhrstifter, besonders die Marseiller, öffentlich in Schutz genommen. Sie billigt das *Raisonnement*, nach welchem diese gegen ihr Schweizerregiment zu Felde gezogen, es entwaffnet und aus der Garnison getrieben haben. Die Marseiller sagten: «ihr sollt nicht gegen unsre Feinde über den Rhein gehen; also könnt ihr nur im Lande gegen uns und unsre Constitution gebraucht werden: dazu haben wir euch aber gar nicht nöthig; also fort!« Es ist zu fürchten, dafs die Schweizer ihre Truppen itzt alle zurücknehmen werden.

Heute früh sah ich die *Garde nationale* auf dem Platze der Tuillerieen vor dem Könige bei der Musik des Liedes *ah ça ira!* auf die Wache ziehen, und zwar, wie es alle Tage geschieht, mit Kanonen, neben denen dort die Lunten Tag und Nacht brennen.

In den Theatern wird auch hier das Lied *ah ça ira* zwischen den Akten oft von dem Orchester gefordert. Neulich hat man *aux Italiens* zu lange darauf warten lassen, und ist in Gefahr gewesen, gestürmt zu werden. Sonst geht es hier in den Theatern, wie überall, äufserst ruhig zu. Es ist nirgends eine Spur von Tumult, aufser in der Nationalversammlung. Der eine Deputirte hat neulich einem andern in der Versammlung wirklich Stockschläge gegeben.

Condorcet hatte vorgestern in seiner *Chronique de Paris* einen Artikel, der von vielen für eine Aufmunterung zum Plündern der Reichen angesehen wird. Er sagte: «die Geldaufkäufer vermehrten sich immer; sie selbst kauften, in Speculation auf Krieg, das Silbergeld zu 60, und das Gold zu 75 pro Cent. Er wünsche ihnen, dafs sie in ihrer Speculation nicht gestört werden möchen; wenigstens empfehle er sie dann der Gnade Gottes, weil die Menschen in einem solchen Falle wohl eben nicht viel Mitleiden mit ihnen haben würden.« Der Staatsschatz soll mit Gold und Silber zum Kriege gefüllt seyn.

Seit einigen Tagen verbreitet sich das Gerücht, es würden im Oestreichischen und Preufsischen ernstliche

Kriegesrüstungen gemacht, und der *Herzog von Braunschweig* wäre schon bei dem *Könige von Preußen*, um mit ihm einen Feldzug gegen Frankreich zu entwerfen, worin er, der Herzog, beide Armeen commandiren würde.

Du glaubst kaum, wie viel gutes gesundes Raisonnement ich hier über dieses gar nicht wahrscheinliche Gerücht höre. Von der Alliance zwischen den beiden Staaten ist leicht klug zu reden; aber man spricht auch über den Herzog, den man vom siebenjährigen Kriege her, und noch mehr durch seinen Aufenthalt in Paris, imgleichen aus *Mirabeau's* Nachrichten, sehr gut kennt: von seiner Klugheit, einen Ruf zu erhalten, den er sich unter glücklichen Umständen

im

im Kriege und durch seine, unter Deutschen Fürsten bisher so seltne Artigkeit, die oft bis zur Schmeichelei und Heuchelei geht, zu erwerben gewufst hat; über seinen güten Verstand, der ihm die mifsliche Lage, in die ihn ein solches Commando zweier nie ächt zu vereinender Armeen setzen würde, sogleich zeigen müfste; über die eigne Art, wie itzt die Geschäfte . . . . . geführt werden, wobei ihm die ungehinderte Ausführung seines Plans keinen Augenblick gesichert wäre; — was die Leute hier über diesen Umstand genau unterrichtet sind, ist unglaublich — über den gegenwärtigen Zeitpunkt im Ganzen; über die allgemeine Denkart, bei welcher Heldenruf nicht mehr viel gilt und nicht leicht mehr erwor-

ben oder vergröfsert wird; — über des Herzogs öftere Aeufserungen von Menschlichkeit und Aufklärungsliebe, mit denen ein Krieg gegen ein braves Volk, das sich eine bessere Verfassung zu geben strebt, eben so schlecht zusammenstimmte, wie es sich für den unverkennbaren Verächter mancher Regenten schickte, der bezahlte Vorfechter ihrer unzeitigen Ängstlichkeit und Besorgnisse oder gar ihrer ungerechten Eroberungsabsichten zu seyn; — über die doppelte Gefahr, in die er sich setzen würde: wenn er den Auftrag gut ausführte, den Neid und die Besorgnifs, von der er sie auf jener Seite befreiete, sich selbst zuzuziehen, und, wenn er unglücklich in seiner Expedition wäre, wie er es höchst wahrscheinlich seyn

müfste) Schadenfreude und Verachtung von einer Seite, und Hafs und Verabscheuung von der andern, über sich herfallen zu sehen; — endlich über die Unmöglichkeit, selbst bei den mit allen gewöhnlichen Vorurtheilen behafteten Menschen durch einen solchen Feldzug etwas zu gewinnen, da er hingegen bei Allen den besseren, itzt weit mehr Ihre bringenden Ruhm eines weisen Beherrschers über ein glückliches Land, und dessen Liebe und Vertrauen aufs Spiel setzen würde! — —

Von der andern Seite wird dann wieder seine grofse . . . . . und seine . . . . abgehandelt. Auch erwägt man, dafs die emigrirten Prinzen und ihre Anbringer ohne Zweifel alles Mögliche angewendet haben, ihn

in ihr Interesse zu ziehen; dafs sie ihm, bei ihrer Unwissenheit, bei ihrer zur Natur gewordenen Aufschneiderei und Verachtung des Französischen Volkes, die Unterjochung Frankreichs als eine sehr leichte Sache vorstellen werden; dafs er und andre Deutsche Fürsten wohl in die kurzsichtigen und eigennützigen Ideen dieser Elenden eingehen könnten, da ihnen die Französische Nation nur aus den meistens schlechten Leuten bekannt ist, die im siebenjährigen Kriege die Armee derselben commandirten, aber gröfstentheils Creaturen von Favoriten und Maitressen waren und den ganzen Krieg nur als Finanzoperation für ihren Beutel betrachteten, — oder auch aus den Französischen Friseurs, die ihre Höfe als Prinzen-

und Pagenhofmeister, als Secretaire, Bibliothekare, Comödianten, Kammerdiener und vertraute *Galopins* zieren; ferner da die Fürsten durch die höchst einseitigen lügenhaften Nachrichten ihrer Gesandtschaften ganz ohne Begriff von dem wahren Gange der Revolution und von dem gegenwärtigen Zustande Frankreichs geblieben sind. Und liefsen sie sich nun, meint man, erst zu Einem wirklichen Schritte in der ganz Europa interessirenden Sache verleiten, so könnten sie nicht ohne die gröfste Schande und Gefahr wieder zurück treten.

So wenig ich auch noch an das sehr unwahrscheinliche Gerücht und überhaupt an wahren Krieg glaube, so sehr interessiren mich doch die mannichfaltigen, belehrenden Verhand-

lungen über diesen Gegenstand. Anfänglich sah ich mit Erstaunen, dafs die meisten Menschen, welche über diese Sache sprachen, den Krieg gar nicht fürchteten, sondern ihn vielmehr wünschten. Je mehr ich aber Gelegenheit habe, über die Sache gründlich motivirte Meinungen von allen Seiten zu hören, desto mehr überzeug' ich mich, dafs, wenn die Franzosen im Innern ihres Landes mit Krieg überzogen werden sollten, es zu ihrem Vortheil, und wohl nur zum Nachtheil des Königs von Frankreich und der Krieg führenden Mächte ausfallen würde.

Neun und dreissigster Brief.

Paris, den 17. März 1792.

Diesen Morgen brachten wir auf dem *Place de Grève* zu, wo die neue Garde des Königs vor dem *Hôtel de ville* aufmarschirt war, um vor der Municipalität und einer grofsen Menge Volkes den Eid der Bürgertreue zu schwören. Die Frage an einen Nationalgarden (diese hatten die königliche Garde umringt:) *s'il étoit permis d'entrer dans le cercle?* half uns gleich ohne alle Umstände mitten in den Kreis, wo nur wenige wohlgekleidete Männer standen; und bald darauf hatten wir den imposanten Ruf von 1800 Mann zu Fufs und zu Pferde: *je jure!* rund um uns her. Dann

folgte ein dreimaliger Ruf: *vive la nation!* den alles Volk mitrief und wobei es aus allen Kräften applaudirte, aber ihn nicht mit einem: *vive le roi!* erwiederte. Ein Officier rief so; als wollt' er es proponiren: *vive le roi!* doch weder die Truppen, noch das Volk ergriffen den Wink. Nun sollte die Garde noch in Gala vor dem *Hôtel* vorbei paradiren. Wir eilten daher, im *Hôtel* selbst einen Platz zu bekommen; und das gelang uns, so grofs die Menge von Zuschauern auch war, ohne alle Schwierigkeiten. Die Reiter nebst ihren Pferden, und das Fufsvolk waren sämmtlich auserlesen schön und imposant anständig; sie machten dreimal die Tour vor der Municipalität, und die Officiere salutirten, wenn sie vor derselben

vorbei ritten, jedesmal mit dem Degen. Nur fünf oder sechs thaten es nicht, wurden aber durch den Zuruf des Volkes auch sogleich laut bezeichnet. Den meisten Officieren, und selbst vielen Gardisten, sah man den Zwang und heimlichen Unwillen bei dieser, nach militairischen Begriffen so unmilitairischen Feierlichkeit deutlich genug an, und es ward uns eben nicht schwer zu glauben, was man schon häufig laut sagt, dafs die neue Garde des Königs gröfstentheils aus Königlichgesinnten bestehe. Ich fürchte, sie wird bald zu neuen Streitigkeiten Anlafs geben.

Die merkwürdigste Person bei der Ceremonie war für uns der Maire *Petion*, der in grofser Behaglichkeit und mit heimlicher boshafter Freude die

Demüthigung des stolzen Militairs genofs. Er ist ein ziemlich grofser, etwas breiter Mann. Sein Gesicht, und besonders seine Stirn, ist offen, aber flach. Man hält ihn im ersten Augenblick für kalt; bald aber scheint verschlossene Leidenschaft durch. Unbeschreibliche Selbstgefälligkeit und auf sich selbst ruhende Wichtigkeit zeigten sich bei ihm in Mienen, Geberden und Gang sichtbar.

Für *W*** war es sehr überraschend, dafs das zuschauende Volk kein Bedenken trug, den Schauplatz mitten auf dem Platze von oben bis unten zu besetzen. Dies erhielt um so mehr Bedeutung, da gleich nach der Ceremonie ein Felddieb, der Obstbäume gestohlen hatte, an den Pranger gestellt wurde. Mich interessirte

hierbei die Gewalt der Meinungen. Der Mensch war ein armer lumpiger Gärtnerbursche aus der Provinz, und noch dazu ein Savoyarde von Geburt: es kannte ihn folglich von allen den tausend Menschen, die da standen, gewifs nicht Einer: aber dennoch war er vor Scham so tief gebeugt, dafs er sein Gesicht immer in den Busen verbarg und von oben die Haare darüber fallen liefs.

Als wir eben den Platz verlassen wollten, waren wir auf einmal mit einem grofsen Gewühl von Menschen umringt, die einen, zwischen zwei Nationalgarden einher gehenden jungen, wohl gekleideten, Menschen begleiteten. Sie schrieen unaufhörlich: *ah, le voleur! à la lanterne! à la lanterne!* und dabey rieben sich meh-

rère blutgierige junge Bursche in der höchsten Leidenschaft wüthend die Hände. Ich drängte mich an den einen Gardisten, der, wie sein Camerad, bei allem Fragen des Volkes das tiefste Stillschweigen beobachtete und das Auge immer scharf auf den jungen frech lachenden Menschen gerichtet hatte. Die äufserst grofse Frechheit des Letztern machte mich wirklich irre, ob er auch wohl ein Dieb sei. Ich drängte mich daher dicht an den Gardisten, und sagte ihm leise: *dites moi, bon camerade, qu'a-t-il vole?* Ohne mich anzusehn, antwortete er ganz leise: *une montre; assistés nous!* (Eine Uhr. Stehen Sie uns bei!) So ging er immer mit den raschesten Schritten vorwärts, und ich schlofs mich an ihn an. Ein andrer.

noch jüngerer Mensch im Nationalgarden-Überrocke, der eben auch vorbei ging, schlofs sich auf einen blofsen Wink sogleich an den andern Gardisten an; und mit manchem guten Wort, Zureden, auch wohl (wenn gar zu elendes Lumpengesindel so um den jungen Menschen rings herum sprang, nach ihm griff, und immer schrie: *à la lanterne!*) mit manchem ernstlichen Zuruf und Rippenstofs, brachten wir ihn glücklich ungehängt, längs dem *Quay* über die lange Brükke neben dem *pont neuf*, bis in die Wachtstube bei dem *Palais de justice*.

Da nahm ein junger Officier von der Nationalgarde seine Mafsregeln wieder so vorzüglich gut, dafs, aufser dem Manne, dem die Uhr gestohlen

war und uns beiden Begleitern, kein Mensch mit in die Wachtstube dringen konnte. Uns fragte er ganz höflich, ob wir als Zeugen bei dem Verhör erscheinen wollten. Ich sagte: nein; wir wären Fremde, die blofs aus Neugierde gefolgt wären. Da der Gardist hinzusetzte: ich hätte ihm treulich beigestanden, den jungen Menschen vor der Wuth des Volkes zu bewahren: so liefs der Officier uns erst eine Weile ungestört da. Hernach sagte er aber sehr höflich: nehmen Sie es mir nicht übel: ich darf nicht riskiren, dafs sich nach und nach Zuschauer versammeln; wir sind hier nur eine Depotwache, und könnten dem Volke schwerlich widerstehen. Auf diese Äufserung gingen wir denn auch gern.

Vom *Place de Grève* mufs ich noch nachholen, dafs das Volk über dem berühmten *reverbère*, dem *Hôtel de ville* gegen über, mit dem Blute eines der Gehängten oder Geköpften eine grofse Lilie zum Zeichen hingemalt hat. Ein alter ansehnlicher Bürgersmann, den ich mich kaum getraute zu fragen, welches der berühmte *reverbère* sei, erzählte sogleich mit grofser Freude alle die Blutgeschichten, und setzte am Ende hinzu: «Das war eine Zeit! Da wart ihr nicht hier? Da mufste man hier seyn, um alle Tage was Neues zu sehn! Da hättet ihr Mühe gehabt, zu irgend einer Tageszeit diesen schönen grofsen Platz zu passiren!» So blutgierig zeigt sich das Volk wirklich sehr oft. Ich hätte das nicht geglaubt!

Doch Kinder, leichtsinnige *bonvivans* und schwer gedrückte Sklaven sind es ja fast immer; und die Franzosen, oder vielmehr die Pariser, waren ja bisher alles dreies.

Wir gingen hernach durch das *Palais de justice*, von einem Tribunal ins andre, und wohnten so eine Weile mehreren Verhören und Reden bei. Das Tribunal hat ein sehr anständiges, feierliches Costume: die alte Französische Tracht ganz von schwarzer Seide, und runde, vorn aufgeschlagene Hüte mit grofsen schwarzen Federbüschen. Vom Halse fällt ein breites dreifarbiges Nationalband, mit einer goldnen Freiheitsmedaille daran, die Brust hinunter.

Es ist in der That unüberlegt und unverzeihlich, dafs man der National-

ver-

versammlung nicht ein anständiges, oder imposantes Costume gegeben hat. Das hätte denn doch wenigstens das Äufsere der vielen gemeinen niedrigen Menschen unter den Deputirten versteckt. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie liederlich und lumpig Schneidergesellen- oder Gewürzkrämermäfsig fast die Hälfte der Leute in der Nationalversammlung aussieht! Noch dazu ist jetzt eben ein unförmlicher seidner Ueberwurf, wie ein Schlafrock, mit buntem Kragen Mode. Wie die Bursche in schmutzigen Stiefeln oder zerrissenen Schuhen darin herum zotteln! — und ein solcher Anblick in Paris! —

Wir legten noch etwas Geld in einigen Kupferstich- und Bücherbuden an, die wir im *Hôtel*, in den *Tuile-*

rieen und im *Palais royal* zu passiren hatten, gingen darauf nach Hause um unsern Einkauf abzulegen, und dann im *Palais royal* wieder einmal zu einem andern *Restaurateur*, wo wir es uns recht wohl seyn liefsen, und am Ende für ein ganz vortreffliches Mittagsessen nebst dem sehr guten Wein nur 11 Livres zu bezahlen hatten, was zwar fast 3 Rthlr. nach unsrem Gelde und folglich viel ist, aber in Verhältnifs der andern *diners*, für die wir 8 bis 10 Livres bezahlten, sehr wohlfeil war. Alles bis auf die frische Butter, *à l'enfant Jesus* genannt, (der Herr Jesus mag wissen warum?) bekamen wir in der höchsten Vollkommenheit.

Von diesem *Restaurateur*-Hause wird eine komische Geschichte aus

dem alten Französischen *régime* erzählt. Es war eins der ersten seiner Art, und gewann gleich das ansehnlichste Publicum für sich. Als sich eines Mittags sehr viele Gäste versammelt hatten, erhob sich auf einmal ein allgemeines Murren, und mehrere der mit Kreuzen und Sternen bezeichneten Herren standen auf, und gingen fort. Der Wirth erkundigte sich erschrocken um die Ursache des Aufstandes, und man beschwerte sich, dafs er nicht besser dafür sorge, die gute Gesellschaft zu erhalten, und dafs er anfange allerlei Gesindel aufzunehmen. — «Wie so?» — Der Mann dort am Fenster in einem rothen Kleide ist der Scharfrichter von Lyon. Der Wirth bittet nur um einen Augenblick Geduld, geht zu dem

Manne hin, spricht sehr höflich zu ihm über das feinere *Point d'honneur* der adlichen Herren dort, über den Nachtheil den er gewifs gegen seinen Willen seinem Hause bringen würde, wenn er darauf bestände, in dieser Gesellschaft essen zu wollen u. s. w. Der Rothrock besteht seiner Seits darauf, der Wirth solle ihm sagen, was ihn zu dieser Erklärung bewege. Je nun, erwiedert der Wirth; ich weifs, dafs Sie der Scharfrichter von *Lyon* sind. «Wer hat Ihnen das gesagt?» — Der Herr dort im reichgestickten Kleide mit dem Ludwigskreuze, der so eben zur Thür hinausgeht. — «Der? Nun der ist auch der einzige, der es wissen konnte; denn *den* hab' ich im vorigen Jahre gebrandmarkt.«

Vierzigster Brief.

Paris, den 28. März 1793.

Das Wichtigste aus unserem gestrigen Leben — denn es wird immer mehr unmöglich ganz vollständig zu erzählen — war eine Jacobiner-Sitzung, zu der Freund B** uns abholte.

Beim Eingange wurden uns rothe tuchene Freiheitsmützen zum Kauf angeboten, und ein Junge rief uns mit der gröfsten Zuversichtlichkeit nach: *vous n'entrerés pas, Messieurs, sans le bonnet de la liberté.* B** führte uns erst in das *Bureau*, und ging dann allein in den Versammlungssaal, die Erlaubnifs für uns auszuwirken, da man itzt mit dem Zulassen schwie-

riger wird. Ein Mitglied mufs den Fremden erst laut proponiren und ein andres ihn unterstützen; dann liest der Präsident den Namen laut vor und fragt an, ob keine Reclamation dagegen sei. Gegen Messieurs * * war keine Reclamation erschollen, und so holte *B*** uns bald.

Wir hatten bei ihm noch einen jungen Schlesier gefunden, der schon zwei Jahre in Paris lebt und wirkliches Mitglied des Jacobinerclubs ist. Dieser ging mit uns, und zeigte uns im Bureau einen Officier der Nationälgarde, *Santerre*, einen reichen Bierbrauer im *Fauxbourg St. Antoine*, und die Seele dieser thätigen Vorstadt. Es ist ein grofser, starker, schöner Mann mit sehr tüchtigem und zugleich feinem Gesichte, der un-

aufhörlich mit Expediren für diesen und jenen, an der Ecke eines Tisches stehend, beschäftigt war, auch hernach in der Sitzung viel sprach und immer in grofser Thätigkeit blieb.

In dem Saale fanden wir den Präsidenten, die Censoren, einen Redner auf der Tribüne und viele Mitglieder, wirklich mit der Freiheitsmütze auf dem Kopfe; auch auf den Volkstribünen safsen Viele damit. Es ist doch eine gar zu häfsliche Form! Auf unsrem Theater pflegt der Galeerensklav von Falbaire in einer solchen rothen Sackmütze zu spielen; vielleicht fiel mir diese Freiheitsmütze auch mit deshalb so widrig auf. Übrigens bestieg kein Redner die Tribüne ohne sie. Einem Deputirten von Lyon, der keine aufhatte, warf ein Mitglied

von unten seine zu. Jener schien dies erst für Scherz zu nehmen, und warf sie hinter sich; bald flog ihm aber eine andre zu, und die Volkstribünen schrieen: *le bonnet! le bonnet!* bis er sie aufsetzte. Da diese Mütze vermuthlich künftig oft auf dem Tummelplatz erscheinen wird, so bring' ich eine zur Probe mit. Sie soll mir auf der weiteren Reise zur Schlafmütze dienen, und das ist bei unsrem Freiheitsschlafe gar nicht aufser dem Costume.

Roberspierre zeichnete sich heute, ohne ein Wort zu sprechen, durch sein auffallend übermüthiges Betragen aus. So wie er hinein trat, warf er sich gleich mit trotzender Geberde auf einen Stuhl, der etwas vorgerückt dicht am Eingange stand, und safs mit in die Höhe geworfenem, elegant

frisirtem Kopfe und über einander geschlagenen Beinen unbeweglich da, ohne dafs er irgend einigen Antheil an den Verhandlungen nahm: gerade, als müsse er sich unter die Burschen blofs deshalb mengen, weil er sie brauche, und als erwart' er nur, dafs etwas ihn Betreffendes vorkommen werde. Sein flaches, etwas eingedrücktes Gesicht von blasser Farbe und sein heimtückisches Auge machten seine Insolenz in Stellung und Geberden noch beleidigender.

Als das Protokoll von den Verhandlungen der vorigen Sitzung vorgelesen worden war, kam eine Militär-Deputation von zwanzig Mann mit einem Unterofficier, der eine Rede wie ein tragischer Acteur ablas und darin die Jacobiner um ihren

Beistand in einer Sache anrief, die er morgen bei der Nationalversammlung vorbringen wollte.

Dann erschien und redete ein Deputirter von der Municipalität zu Lyon in gleicher Absicht.

Darauf kam ein Nationalgarde, der den Morgen im Schlosse auf der Wache gewesen war, und stattete einen aufhetzenden Bericht über einen Rangstreit ab, der schon heute zwischen der *Garde du roi* und der *Garde nationale* in den Tuillerieen vorgefallen sei. Er legte auch grofses Gewicht darauf, dafs man dort auf dem Platze nur *vive le roi* und *vive la reine!* gerufen, ohne *vive la nation!* hinzuzufügen, und dafs selbst die meisten von der Nationalgarde jenes mitgerufen hätten. Ein dicht neben

uns sitzender Officier von der Nationalgarde sagte zu uns, aber leider flisternd, wie überall die Gemäfsigten: auch ich war auf der Wache; ich und viele neben mir haben nicht *vive le roi* gerufen. Ich sagte ihm, es schiene mir vielmehr sehr klug, dafs man auf dem Volksplatze vor dem *Hôtel de ville* nur *vive la nation!* und vor des Königs Fenster nur *vive le roi!* gerufen hätte, da beide Theile noch nicht daran gewöhnt wären, sich als harmonierende Glieder Eines Körpers anzusehen.

Das war ihm indefs doch nicht recht. Auch erfuhr ich bald, dafs ich es nicht hätte laut sagen dürfen. Da der Gardist die Sache gar zu hämisch vostellte, liefsen sich Einige mit einem etwas mifsbilligenden *ah! ah!* hö-

ren; und sogleich erschollen von den Tribünen und im Saale hundert Stimmen: *ah les Feuillants! ah les Royalistes!* So wenig leiden sie unter ihren eigenen Mitgliedern die geringste Mäfsigung. Bald darauf ward ein Fremder, der den Eintritt verlangte, durch Reclamation abgewiesen, und zwar mit der Äufserung: er röche nach *Feuillantisme*. Der Präsident *Thuriot*, ein Mann von Charakter, ob mir gleich sein störrisches, rauhes Wesen und Gesicht nicht gefällt, sagte darauf recht gut: weil ihr diesen Fremden in der Form verwerft, so soll er abgewiesen seyn; allein ich glaube nicht, dafs wir Ursache haben, die *Feuillants* so sorgfältig zu entfernen.

Die Hauptsache in dem Vortrage des Nationalgardisten war, dafs man

ihnen, denen nach der Constitution die Ehrenwache zukomme, habe einreden wollen, die Ehrenwache sei draufsen bei der äufsern Thür, da sie doch wohl bei der innern sei, deren sich die *Garde du roi* bemächtigt hätte! Noch sprach er sehr boshaft über das *digne quatuor* (*Roi*, *Reine*, *Dauphin et Madame*) das sich sehr geflissentlich der Garde am Fenster präsentirt, und sich habe beklatschen lassen. Er schlofs mit der Geschichte, dafs die *Garde du roi* sich schon hätte herausnehmen wollen, einen Nationalgardisten, der mit der rothen Freiheitsmütze auf dem Kopfe im innern Schlofshofe herumgegangen, von dort zu entfernen; dieser aber sei brav genug gewesen, die ganze Wache und alle Officier *de la maison du*

roi zu brusquiren — *le voila Messieurs!* Und nun trat ein *Sapeur* von der Nationalgarde auf, und erzählte seine Bravour, wie ihn nichts habe bewegen können, seine Freiheitsmütze abzunehmen und sich von den Tuillerieen zu entfernen, weder Vorstellung und Befehl des commandirenden Officiers, noch List einiger *gardes du roi*, oder Gewalt.

Der Präsident sagte wieder sehr verständig: es wäre sogleich auszumachen, welches der eigentliche *place d'honneur* sei, und ob er der Nationalgarde nach dem Gesetze zukomme. Er fordere die alten gedienten Soldaten, die sich vielleicht in der Gesellschaft befänden, auf, hierüber Zeugnifs abzulegen, und Andere, die Constitution zu Rathe zu ziehen.

Nun traten einige alte Granköpfe hervor, und sagten, sie hätten 30 bis 40 Jahr im Militaire gedient; ihr Zeugnifs wäre unverwerflich, und sie müfsten erklären, dafs die *Garde de corps du roi* immer als das vornehmste Corps angesehen worden sei, und dafs dieses die innerste Thür besetzt gehalten habe.

Ein Andrer trat mit der Constitution in der Hand auf, und sagte: hier ist der Artikel, welcher der Nationalgarde den Ehrenplatz bestimmt. Ich bin morgen auf das Schlofs zur Wache beordert, werde mit der *Constitution* in der Patrontasche hingehen, und wenn man mich anders wohin als an die innerste Thür stellen will, dem commandirenden Officier den Artikel vorlesen und dann sehen, wer mich

von da, wo ich hingehöre, fort treiben soll. Dies ward denn natürlich sehr applaudirt. Ich fürchte, die neue Garde wird bald zu unangenehmen Scenen Anlafs geben!

Nun trat ein *Mr. Paulveret* auf, und sprach sehr vernünftig über die Sache. Er versicherte zuerst: das umstehende Volk habe an dem *vive le roi!* durchaus keinen Antheil genommen. Dafs die *garde du roi* es gerufen, sei sehr natürlich und sogar pflichtmäfsig; und dafs von der Nationalgarde Viele mitgerufen hätten, schiene ihm auch sehr natürlich. Er wolle indefs hoffen, es sei nur eine für den Augenblick verzeihliche Nachlässigkeit von ihnen gewesen, dafs sie nicht, nachdem sie jenen Ruf mitgemacht, auch ihrer Seits *vive la*

nation

nation ausgebracht hätten. Doch schiene ihm das alles nicht von grofser Bedeutung; — (grofses Murren —) er müsse über etwas Wichtigeres sprechen. Mit Verwunderung habe er heute wahrgenommen, dafs die Nationalgarde noch immer mit Kanonen bei dem Könige auf die Wache ziehe, da sie doch keine Sicherheits-, sondern eine Ehrenwache sei. Er wolle auch gar nicht einmal Gewicht darauf legen, dafs es auffallen und den König beleidigen könne; nur wolle er zu erwägen rathen, ob es klug sei, drei Kanonen einer Wache mitzugeben, die nicht im Stande seyn würde, sie zu beschützen, wenn es der *garde du roi* einmal einfiele, sie ihr zu nehmen und sich selbst in den gefährlichen Besitz davon zu setzen. — Das

machte einigen Eindruck; es war gut räsonnirt: aber dennoch murrten die Tribünen, und wollten immer nicht wieder ganz ruhig werden; ja, endlich stieg in der obersten Volkstribüne sogar ein altes Weib auf die vorderste Bank, und rief den Hintersten zu: *taisés vous Feuillants! à la potte avec ces maudits Feuillants!*

Der vernünftige Mann fügte noch hinzu: Man müsse bei seiner Bedenklichkeit auch erwägen, daß die Nationalversammlung in den Tuillerieen versammelt sei, und also ihr die Kanonen, die man unnöthiger Weise zur Sicherheit des Königs dorthin bringe, gefährlich werden könnten. Es habe heute auch sehr unrechtmäßiger Weise eine Wache von der *garde du roi* beim Eingange zur Nationalversamm-

lung, an der Seite der *Feuillants*, gefunden. Deshalb trüge er darauf an, ob es nicht besser wäre, dafs die Nationalversammlung ihr Locale bei solchen Umständen veränderte.

Es fielen manche Anspielungen auf eine gestrige Verhandlung vor, von der ich dir bei dieser Gelegenheit doch Nachricht geben mufs, um dich mit einem Blick die innere Gährung und das allgemeine Mifstrauen übersehen zu lassen. Gestern verbreitete sich überall das Gerücht, der König wolle sein Amt niederlegen, und die Nationalversammlung werde die Königin des hohen Staatsverbrechens anklagen. Man hat zu Passy eine ungeheure Anstalt zur Verfertigung falscher Assignate entdeckt, und Viele behaupten, dafs die Königin Antheil

daran habe. Das sollte denn zur nächsten Veranlassung ergriffen werden. Es sind 400,000 Liv. an Stempel gewendet worden, die man in England hat schneiden lassen. Die Jacobiner haben gestern darüber eine aufserordentliche Sitzung gehalten und über den möglichen Fall berathschlagt. Der Präsident ist indefs dabei wieder sehr verständig gewesen und hat über die aufserordentliche Versammlung sein Mifsfallen bezeugt. Es wäre möglich, sagte er, dafs das Gerücht blofs ausgestreuet worden sei, um sie, die Jacobiner, verhafst zu machen. So spricht auch die gestrige Abendzeitung davon. Die heutige Zeitung setzt noch hinzu: die Königin sei wirklich *en démence*.

Nun folgte ein sehr umständlicher,

unerträglich weitschweifiger Bericht von den Unruhen in *Arles*, wo man, wie in vielen andern Städten des südlichen Frankreichs, die Contrerevolution förmlich hat anfangen wollen.

Wir erfuhren mit unzähligen Details, dafs dort die Royalisten *Chiffoniers* heifsen, (nach einem Abbé *Chiffon*, bei dem sie sich zu versammeln anfingen) und die Patrioten *Monnoyers*, weil die meisten in der Münzstrafse wohnen, u. s. w. Alles lief am Ende darauf hinaus, zu zeigen, dafs die Commission, welche die vollziehende Gewalt im Novemb. 1791 hingeschickt, um Ordnung zu stiften, die Stadt in den Contrerevolutions-Zustand versetzt, sie mit Kanonen, Munition und verbesserten Festungswerken gegen die Nation versehen, und nach

ihrer Rückkunft am 20ten Februar einen ganz falschen Bericht abgestattet hätte. Jetzt, da die Nationalversammlung bereits erklärt habe, dafs ein ansehnliches Corps Truppen hingeschickt werden müsse, sei man wieder im Begriff, nur Linientruppen dazu zu gebrauchen, da es doch eigentlich Nationalgarden seyn sollten, u. s. w.

Am Ende brachte der Mensch, der uns eine Stunde lang unbeschreibliche Langeweile gemacht hatte, einen sehr wahren und wichtigen Gedanken vor. Es sei, sagte er, ein grofser Irrthum, in welchen die Minister und die Aristokraten nach und nach die Nation und die Nationalversammlung selbst geführt hätten: die Patrioten und Antirevolutionisten oder Aristokraten als zwei Partheien zu betrach-

ten. Darin läge der Same aller Streitigkeiten und des Bürgerkrieges, der itzt an allen Ecken auszubrechen drohe. Die Nation, die ganze Nation, habe die Constitution durch ihre Repräsentanten angenommen; nur bei Auswärtigen könnten Partheien darüber Statt finden, ob es auch die ganze Nation gethan habe, und ob die Constitution auch gut sei. Im Innern könnten verschiedne Partheien mit verschiednen Absichten und Gründen gegen beides auftreten, und wären dann eines Besseren zu überzeugen, oder zu überwältigen; die Französische *Nation* aber, welche die Constitution angenommen habe, könne nicht als Parthei gegen ihre Widersacher angesehen werden. — Es liegt darin wirklich sehr viel, weit mehr,

als er zu entwickeln vermochte, und ich mir selbst, wenigstens in diesem eiligen Augenblicke, zu entwickeln getraue.

Oft dacht' ich bei der heutigen Jacobiner-Sitzung an das schöne Sinngedicht von *Göthe*, das, um eben so gerecht, als schön zu seyn, nur von dem jetzigen Jacobiner-Club gelten darf:

Jene Menschen sind toll! so sagt ihr von heftigen Sprechern,
Die wir in Frankreich so laut hören auf Strafsen und Plätzen.
Auch mir scheinen sie toll; doch redet ein Toller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn, ach! Weisheit in Sklaven verstummt.

Ein und vierzigster Brief.

Paris, den 20. März 1792.

Gestern hat uns die Nationalversammlung eben »nicht viel Spafs gemacht,« wie die Sachsen oft von sehr ernsthaften Sachen sagen.

Den frühen Morgen hatten wir es erst mit der Policei der *Section* und *Mairie* zu thun. Um die Erfahrung zu machen, begleiteten wir unsern Freund *P***, der abzureisen gedenkt, und sich mit einem Passe auf alle Fälle versehen wollte. Bei der Municipalität sagte man ihm: er müfste sich von der *Section*, in der er wohnte, ein Zeugnifs geben lassen, dafs er da so und so lange logirt hätte, und damit auf die *Mairie* gehen. Zu dem

Bureau der *Section* mufste sein Wirth ihn begleiten, um mit seinem Hausbuche die Wahrheit zu belegen. Er trug ihn aber erst jetzt in das Buch ein, um dort den Tag seiner Ankunft zu beweisen. Man empfing uns äufserst höflich, fragte aber den Wirth sehr genau aus, und ging mit ihm sehr scharf zu Werke, da man fand, dafs sein Hausbuch seit dem November 1791 nicht durch eine Unterschrift der Policei verificirt war, welches, nach einem schon alten Pariser Policeigesetze, wenigstens alle vier Wochen geschehen soll. — „Um den Herrn Eurer Nachlässigkeit wegen nicht aufzuhalten, wollen wir diesen Akt dessen ungeachtet ausfertigen; aber morgen zeigen wir Euch an." P*** bekam also, auf Vorzeigung seines alten

Passes, das Attestat, sind nun gingen wir mit ihm nach der *Mairie*.

Äufserst angenehm ist es in den Französischen öffentlichen Gebäuden, dafs überall Portiers bei den Hausthüren, und Aufwärter bei den Eingängen und Treppen stehen, die einen immer gerade nach den *Büreaux* zeigen, wo man zu thun hat, und wo noch aufserdem eine grofse Überschrift über der Thür steht. Auch ist es schön, dafs alle die öffentlichen Gebäude herrliche Palläste sind.

In der *Mairie* forderte man P** den Pafs und das Attestat von der *Section* ab, und dann erhielt er einen gedruckten Zettel mit der Unterschrift des Maire *Petion*, dafs er keines Passes bedürfe und dafs, weil kein solches Gesetz an die Municipa-

lität gelangt sei, man den Reisenden ungehindert passiren zu lassen habe. — Hier ist er *in natura*.

MUNICIPALITÉ DE PARIS.

PAR LE MAIRE,

ET LES OFFICIERS MUNICIPAUX.

EXTRAIT

DU REGISTRE DES DÉLIBÉRATIONS

DU CORPS MUNICIPAL.

Du Mardi 7 Février 1792,

l'an quatrième de la Liberté.

AVIS.

UNE foule de Citoyens se présente journellement à la Maison commune, pour y obtenir des Passeports.

LE CORPS MUNICIPAL déclare que la Loi ne lui étant pas parvenue, il ne peut ni ne doit en délivrer aucun.

Signé, PETION, Maire.

DEJOLY, Secretaire-greffier.

Bei der ganzen Expedition fanden wir heute überall viel Ordnung und Genauigkeit, und eine sehr artige Behandlung, die man bei unsern Geschäftsmännern leider! so selten findet. *P*** hatte nirgends etwas für die Expedition zu bezahlen. Bei der *Section* sagte der Oberste dem Secretair ausdrücklich: es wäre nicht nöthig, ihm die unnöthigen Kosten mit einem Stempelbogen zu machen. Bei uns wird umgekehrt sehr nach solchen Gelegenheiten gegeitzt.

Beim Eingange zur Nationalversammlung erfuhren wir, wie weit die Spekulation mit den Entrée-Billetten geht. Wir hatten von einem Mitgliede grüne Billette zu einer mit einem Drathgitter versehenen Seitentribüne. Kaum waren wir auf dem Platze, so rief uns ein lumpiger Mensch zu: auf die Billette würden wir schlecht placirt seyn; er wolle uns für 2 Livres bessere verschaffen. Das ließen wir uns denn wohl gefallen. Kaum hatte er uns, so trat ihm der Lohnbediente in den Weg, der uns am ersten Tage Billette verkauft hatte, und behauptete, wir gehörten ihm zu. Unser Lotterbube behauptete aber sein Recht, und führte uns durch viele Strafsen und Durchgänge nach einer ganz andern Seite der Tuillerieen, um

einen Secretair einer Comittée aufzufischen, oder ihm Verbindlichkeiten habe, und ihm Billette zu den besten Tribünen gar nicht versagen könne.« Auf dem Wege unterhielt er uns von den Jacobinern, deren tumultuarische Sitzungen er nach seiner Art sehr gut charakterisirte: *c'est encore pire qu'ici*; sagte er (da geht es noch ärger her, als hier). Nach langem heimlichen Pochen, Suchen und Ohrenflistern, kam denn wirklich ein sehr anständig gekleideter Mann aus einem Zimmer, ging mit uns durch mehrere Gänge und Höfe, und reichte endlich durch eine Thüröffnung unserm Manne rosenrothe Billette zu der besseren Tribüne. Dieser liefs sich nun zu den 2 Livres unsre grünen Billette geben, und stellte sich mit denen zu der Hand wieder auf die Lauer.

In der Nationalversammlung fanden wir viel Lärm über die Ordnung der zu verhandelnden Gegenstände und über den Streit um das Wort. Es hilft fast immer nichts, wenn der Präsident auch das Reglement vorhält, welchem zufolge er mit Vertheilung des Wortes zu Werke gehen mufs; sie wollen es immer alle zugleich haben, und erpressen es sich oft mit List und Gewalt. Wenn der Präsident mit allem Klingeln und Rufen, sich selbst endlich einen Augenblick Stille bewirkt hat und nun eben etwas zum Stimmen vortragen will, so fallen ihm die meiste Zeit junge Leute mit Ungestüm in die Rede, um sich das Wort zu verschaffen, obgleich die Discussion schon durch die Mehrheit der Stimmen geschlossen ist,

zuweilen auch blofs, um ihm Vorwürfe zu machen, dafs er den Vortrag nicht recht gestellt habe.

Äufserst verächtlich zeigen sich Viele auch dadurch, dafs, wenn man eine Committee oder Commission ernennt, und die Nahmen der Gewählten von den Secretairen aufgerufen werden, sie entweder nicht da sind, oder nicht, wie es sich gehört, antworten und zur Annahme der verordneten Sache hervortreten. Sehr oft rufen dann andere Mitglieder, wie die Schulknaben, laut auf: »da gehen sie eben hinaus, weil sie sich zur Arbeit auffordern hören!« oder ein andrer ruft: «da sitzt er, und will sich nicht zu erkennen geben,» u. dgl. m. —

Heute kamen auch die beiden neuen Minister, der vom auswärtigen Depar-

tement und der vom Seewesen, um sich der Nationalversammlung zu präsentiren. Beide hatten sich ihr Compliment aufgeschrieben. Der erstere liefs das seinige sogar von einem Secretair ablesen, «weil er heiser sei,» worüber die losen Bursche ihn laut auslachten. Der andre las es selbst, konnte aber sein Geschreibe nicht recht zusammen buchstabieren, und beschlofs sehr unklug damit: «er würde treulich alles ausrichten, was Se. Majestät der König ihm beföhle.» Dafür blieb er aber auch unapplaudirt. So wenig ministerhaft die beiden Herren auch aussahen, so waren sie doch in Trauergala geputzt, und stachen sehr auffallend gegen einige Deputirte ab, besonders gegen zwei der allerliederlichsten in schmutzigen Stiefeln,

abgetragenen Röcken und altem, grauen Hute, der ihnen auf dem halben Hinterkopfe hing. Und diese Menschen hatten sich gerade den beiden Ministern gegenüber auf die Stufen, welche die Huissiers immer zum Sitze des Präsidenten hinaufsteigen müssen, hingesetzt, oder fast hingestreckt. Wahrlich, man müfste die schöne, grofse Sache der Französischen Revolution nicht halb so innig zu Herzen nehmen, als ich, um über diese unwürdigen Repräsentanten eines so vortrefflichen Volkes nicht äufserst aufgebracht zu seyn! —

Über einige kleine Vorsichten, die man in der Nationalversammlung braucht, die Luft gut zu erhalten, mufs ich Dir noch ein Wort sagen. Man sprengt öfters mit Essig den gan-

zen Boden, in welchem einige, mit grobem Eisendrath beflochtne Öffnungen sind, wodurch der Saal von unten herauf erwärmt wird. Dieses erhitzte Eisen dient beim Sprengen zugleich zum Räuchern. Viele Mitglieder lassen sich auch oft etwas Essig auf die Hand giefsen. — In den Fenstern sind einige von den sehr grofsen prächtigen Scheiben so eingesetzt, dafs sie an einer Schnur geöffnet und, halb vorgebogen, heraus gerückt werden können, wodurch die Luft von aufsen eindringen kann, aber sogleich in die Höhe steigen mufs, damit der Zug niemanden treffe, selbst die hohen Tribünen nicht.

Aus der Nationalversammlung gingen wir, durch das angenehme Wetter gelockt, nach den *Champs elisées*,

wo wir bei einem *Traiteur* unsere Mittagsmahlzeit recht gut hielten. Von da wanderten wir mit einem angenehmen Umwege längs der *Seine* nach dem *Palais royal*, um dort im *Caffée Valois* unsre Tasse Caffee zu trinken. Wir wählen fast jedesmal ein andres Caffeehaus, und sehen daher eine Menge sehr verschiedener Gesichter; denn fast jedes Caffeehaus hat itzt seine eigne Gesellschaft.

*W*** ging nach der Oper, um das Ballet *Psyche* noch einmal zu sehen; ich zu den Bufiisten, wo ich *la cosa rara* ganz unübertrefflich schön vorstellen sah. Die *Balletti* und der *Mandini* waren unbeschreiblich angenehm und interessant. Über dieses Theater schreib' ich dir wohl nächstens einen ganzen Brief.

Man könnte hier aus den sehr häufigen, zum Theil sehr witzigen Zeitungen beider Partheien ein recht unterhaltendes Tagebuch ausziehen. Ein witziges Wortspiel mit *Narbonne* und *Grave*, der an des Erstern Stelle gekommen ist, will ich Dir doch aus der ganz unsinnig royalistischen Zeitung *Journal de la Cour et de la ville*, abschreiben:

Bulletin de la Bellone françoise.

Le pouls est toujours lent, l'estomac delabré;
Nous comptions la tirer d'une crise si grave,
Mais son état est empiré,
Et le miel de Narbonne ayant mal operé,
Comme en un cas desespéré
Nous l'avons mise au vin de Grave.

Zwei und vierzigster Brief.

Paris, den 21. März 1791.

Endlich fangen wir an, es über uns zu gewinnen, dafs wir die Sitzungen der Nationalversammlung und der Clubs zuweilen den Theatern und Gesellschaften aufopfern. Nicht blofs die Abendsitzungen sind mit dem Theater unvereinbar; der starke Zufluss zu allen guten Theatern, und die Schwierigkeit, einen bequemen Platz zu haben, machen es nothwendig, wenigstens eine Stunde vor dem Anfange des Stückes hinzugehen: und dies kann man selbst nach einer lange dauernden Morgensitzung nicht mehr, da man nachher so spät zu Mittage essen mufs. Da das *Théatre françois* gestern

la mort de César von *Voltaire* angeklindigt hatte, und da wir schon mehrere Tage vorher im Publicum mit bedeutender Bewegung davon sprechen hörten, so nahmen wir von früh an unsre Mafsregeln darnach, und hatten dann ein doppelt interessantes Schauspiel.

Ungeachtet wir über eine Stunde vor dem Anfange dès Stückes kamen, fanden wir doch alle Plätze in den Logen und auf den Galericen völlig besetzt; es blieb uns weiter nichts übrig, als in das bereits gedrängt volle Parquet zu gehen, wo wir endlich mit vieler Mühe unter lauter aristokratisch gesinnten Leuten zu sitzen kamen. Die rothe Freiheitsmütze erschien heute zum erstenmal im Schauspiele, und auf allen Plätzen, selbst

im ersten Range, safsen eine Menge Männer mit ihr auf dem Kopfe.

So sehr wir auch erwarteten, dafs viele Stellen des Stückes grofse Wirkung auf das Publicum thun müfsten, so übertraf doch der laute ungestüme, fast allgemeine Antheil, den man nahm, alles was wir uns gedacht hatten. Dafs viele schöne Charakterzüge und Verse zum Lobe der Freiheit im Munde des *Brutus* laut beklatscht wurden, war sehr natürlich; und wir klatschten, was auch unsre aristokratisch gesinnten Nachbarn darüber murren mochten, von ganzem Herzen mit, als der Schauspieler folgende Stellen schön und wahr declamirte:

*) *Vous, que j'ai vu perir, vous immortels courages,*

---

*) Ihr, die ich untergehen sah, ihr unsterb-

Héros, dont en pleurant j'apperçois les images,
Famille de Pompée, et toi divin Caton.
Toi, dernier des héros du sang de Scipion,
Vous ranimés en moi les vives etincelles
Des vertus dont brillaient vos ames éternelles!

und dann wieder:

**) *Mon esprit, peu jaloux de vivre en la mémoire,*
Ne considère point le reproche ou la gloire.
Toujours independant, et toujours citoyen,
Mon devoir me suffit, tout le reste n'est rien.

---

lichen Helden, deren Bilder ich nicht ohne Thränen erblicke, Pompejer ihrs und du, göttlicher Cato, du letzter der Helden aus Scipio's Blute! ihr facht in mir die hellen Strahlen der Tugend an, von denen eure unsterblichen Seelen glänzten!

**) Mein Geist, unbekümmert im Rufe zu leben, achtet nicht des Tadels und nicht des Ruhmes. Stets frei, stets Bürger, begnüg' ich mich an meiner Pflicht, und achte sonst nichts andres.

Und was war natürlicher, als dafs ein Französisches Publicum, hoch aufjubelte, als ihm der Schauspieler folgende Verse so recht aus Herz legte:

*) *Nation des héros, vainqueurs de l'univers,*
Vive la liberté! Ma main brise vos fers.

Dafs aber auch ausdrückliches Preisen des Königsmordes mit gränzenlosem Ungestüm ohne Unterlafs applaudirt wurde, das kam uns unerwartet, so sehr wir auch die Zeit her von nichts als heimlichen Gegenrevolutions-Planen des Hofes hatten reden hören.

Die Worte des Brutus:

**) *On demande du sang --- Rome sera contente!*

---

*) Heldenvolk, Besieger der Welt, es lebe die Freiheit! Meine Hand zerbricht eure Ketten.

**) Man fordert Blut — Rom soll befriedigt seyn!

und dann wieder die Verse:

*) *Qu'il est beau de périr dans des desseins si grands!*
De voir couler son sang dans le sang des tyrans!
Qu' avec plaisir on voit alors sa dernière heure!
Mourons, braves amis, pourvu que César meure,
Et que la liberté qu'oppriment ses forfaits,
Renaisse de sa cendre, et revive à jamais!

wurden mit dem höchsten Fanatismus beklatscht; und ein aristokratisch ge-

*) „Wie schön ist es, im grofsen Unternehmen zu fallen! sein Blut mit dem Blute der Tyrannen fliefsen zu sehn! Wie freudig sieht man da dem letzten Augenblick entgegen! Tod sei unser Loos, ihr tapfern Freunde, wenn nur auch Cäsar stirbt! Und so gehe die Freiheit, erdrückt durch seine Uebelthaten, aus seiner Asche hervor, und lebe auf ewig wieder!

sinnter Ludwigsritter im ersten Range Logen kam übel an, als er am Ende in der Rede des *Antonius* für den *Cäsar* den Vers applaudirte:

*) *Nous jurons par son sang de venger son trépas.*

Alles Volk schrie hoch auf: *à la porte, au diable cet Aristocrate!* und wies so lange drohend mit Fingern auf ihn, bis er sich entfernte. Der Lärm ward unbeschreiblich grofs.

Der Municipalbeamte, der immer im Theater seyn mufs, um Ruhe zu erhalten, safs im Parquet, hatte aber aus Versehen oder Vorsatz seine Municipalschärpe nicht um, und konnte sich nun nicht als Gerichtsperson in

*) Wir schwören bei seinem Blute, seinen Tod zu rächen.

der dazu bestimmten Loge neben dem Theater zeigen und Stillschweigen gebieten. Man tobte daher so lange, bis man es satt hatte.

Als der declarirte Aristokrat weggeschafft und das Stück zu Ende war, rief man *Larive'n*, der den *Brutus* vortrefflich gespielt hatte, mit Ungestüm heraus; er war aber schon fort, und wurde entschuldigt. Darauf rief man: *l'Auteur!* und ruhete nicht eher, als bis *Voltaire'ns* Büste auf das Theater gestellt wurde. Sobald dies geschehen war, trat einer im Parterre auf die Bank, und machte die Motion, dafs der Autor mit der Freiheitsmütze geziert werden müsse; und zugleich warf er seine rothe Mütze auf das Theater. Sie wurde dem feinen alten Faunengesichte aufgesetzt, und

stand ihm nicht besser an, als den Statuen *Ludwigs des Vierzehnten* die Nationalcocarde. Die Büste blieb so, selbst durch das ganze Nachspiel, auf dem Theater stehen.

Der hohe Beifall, den folgende Verse erhielten:

*) *Non, n'imitons personne, et servons tous d'exemple!*
C'est nous, braves amis, que l'univers contemple! —

versenkte mich in die traurige Reflection, daſs das liebe, reitzbare, schnell aufbrausende Volk vielleicht nur einem raschen Fehlschlusse die ganze Reihe von Übeln verdankt, an denen

*) Nein, lafst uns niemanden nachahmen, lafst uns allen zum Muster dienen! Auf uns, tapfre Freunde, auf uns blickt die ganze Welt!

es seit dem zweiten Jahre der Revolution leidet und wohl noch lange leiden wird. Bei der Frage: soll Frankreich eine Monarchie oder eine Republik seyn? war vielleicht jedem andern Volke der Schluſs natürlich: eine Republik von 26 Millionen Menschen hat nie existirt; also ist sie wohl nicht möglich. Die Franzosen aber machten den Schluſs: eine solche Republik hat nie existirt; also müssen wir sie haben. Denn, daſs der Wunsch, Frankreich zu einer Republik zu constituiren, nicht bloſs in der Majorität der jetzigen Nationalversammlung herrscht, sondern auch schon bei der Entwerfung der Constitution mächtig einwirkte, liegt am Tage.

So auch hätte, da nun einmal die ge-

gemäfsigte Monarchie gewählt wurde, vielleicht jede andre Nation die Englische Verfassung zum Muster genommen; die Franzosen aber sagten:

Non, n'imitons personne, et servons tous d'exemple!

Doch ich fange an zu politisiren, und Du erwartest wohl, dafs ich noch von der Vorstellung des Stückes etwas sagen soll. Es ward durchaus mit der grofsen, einfachen, stillen Pracht, und in dem bestimmten, edlen Tone gespielt, der uns ehemals schon oft bis zu Thränen gerührt hat, und uns zuerst in der Tragödie ein ächtes Theater-Kunstwerk empfinden liefs. *Larive* spielte und declamirte meisterhaft. Anfangs wunderte es mich, dafs *H****, der ganz unbefangen sich dem Ein-

drucke hingab, durch das, nach unsern gewöhnlichen Deutschen Theaterbegriffen, übertriebene Spiel der tragischen Acteurs, und selbst durch die gereimten Verse nicht beleidigt wurde. «Von einem solchen Trauerspiele hat man bei uns gar keine Idee,» sagte er mit einem Gesichte, als blickte er von der Höhe herunter. Im Grunde ist es aber natürlich, dafs jeder unbefangene Mensch, der ohne Theorie und Prätensionen mit offnen, reinen Sinnen sich hingiebt, durch das grofse *Ensemble* gleich auf den Punkt gestellt wird, aus welchem ein solches Kunstwerk gesehen seyn will; dafs er so, durch nichts gestört, diese Bilder, diese Klänge in ihrer eignen Ordnung vor seiner Phantasie und seinen Sinnen vorüber gehen läfst, und am En-

de, der inneren Bewegung und Erhebung froh, eben so wenig daran denkt, diese zwischen sechs Säulen vorgegangene Heldenscene mit irgend einem Vorfall in seinem väterlichen Hause zu vergleichen, als es einem unbefangenen Menschen von gesunden und feinen Sinnen einfällt, die Figuren eines historischen Gemäldes auf flacher Leinewand mit seinen runden Armen und Beinen zusammen zu halten, um zu untersuchen, ob jene auch wirklich Arme und Beine sind. Doch das führt mich wieder zu weit!

Noch eine lustige Französische Anekdote sollst Du heute haben, an die mich das Nachspiel *le bienfaisant inconnu* erinnert. Als man zum erstenmal in Paris nach einem heroischen Trauerspiele ein kleines lusti-

ges Nachspiel gab, sagte ein gute
Pariser beim Ausgange zu dem an
dern: das Stück ist hübsch; nur kann
ich doch nicht recht begreifen, war
um es 6 Akte hat, und wie der
sechste eigentlich mit den fünf vor
hergehenden zusammenhängt!

Doch noch besser schliefse ich dies
sen Brief mit einem erfreulichen Fac
tum. Die Fiacres, welche, wie Du
weifst, das gewöhnliche Fuhrwerk des
Bürgerstandes und auch der Fremden
sind, fahren jetzt eben so gut dicht
beim Theater vor, wie die herrschaft-
lichen Equipagen und die Remisen.
Du würdest also nicht wieder den
Ärger erleben, dafs jede noch so ar-
tige feine Frau, die keine Equipage
hatte oder keine *carosse de remise*
bezahlen konnte, oder verdienen

mochte, erst über den langen offnen Platz durch Wind und Regen und durch das Gedränge von Wagen, Pferden, Lackeyen und *aboyeurs* irren mufste, um ihren Fiacre in einer engen Nebengasse aufzusuchen.

Drei und vierzigster Brief.

Paris, den 22. März 1790.

Erinnerst Du Dich wohl noch des schauerlichen Abends, als wir vor acht Jahren bei sinkendem Tage bis zum Aufgange des Mondes um die fürchterliche Schreckenburg, die Bastille, herumgingen und voll Abscheu gegen alle Tyrannei, welche Menschen gegen Menschen verüben, und voll Mitleid über die schuldigen und unschuldigen Opfer, die da litten, des überwiegenden Guten fast vergafsen, das doch überall, selbst damals in Paris, den Menschen mit dem Schicksal aussöhnen konnte? wie wir damals einen kleinen neunjährigen Savoyarden, der sich nur die Glückseligkeit

auf Erden wünschte, erst so viel zusammengebettelt zu haben, dafs er sich als ein wirklicher Schuhputzer etabliren könnte — wie wir den aus einer an die Mauer der Bastille angeklebten Bude auf der Stelle mit Bürsten und allem Zubehör austüsteten und er sich sogleich an der Bastille etablirte und von seiner kleinen Fufsbank herunter mit Jubel rief: *voilà, Messieurs, le petit décroteur!* — Nun, denselben Weg her kamen wir heute an einem schönen hellen Morgen zu den Trümmern der Bastille.

Mein erstes Gefühl war mir selbst sehr unerwartet. Ich bedauerte, dafs das als Werk der Baukunst idealisch schöne Monument der Tyrannei nicht mehr vorhanden war; vielleicht auch nur, dafs *H**** es nicht mehr zu se-

hen bekam. *Der* nahm aber nicht den mindesten Antheil an meinem ästhetischen Mitleid, und eilte nur, den Eingang in die Umzäunung zu finden, die itzt den Schutthaufen umgiebt.

Nun standen wir denn auf diesem wüsten Triumphplatze der Pariser Freiheit. Alles Gemäuer über der Erde ist gänzlich umgerissen, und die Steine sind gröfstentheils bei Seite geschafft. Die Gewölbe sind zum Theil mit dem Schutte der oberen Mauern ausgefüllt worden, so dafs man nur hier und da in einzelne Öffnungen hinein kriechen kann, und oben noch immer auf und ab zu klettern hat.

Die Zeit hätte jene fürchterlich feste Burg, die bereits vier Jahrhunderten trotzte, vielleicht nie so ganz

zerstören können, und sie wäre vielleicht das angemessenste und wirksamste Denkmahl gewesen, das man dem alten Despotismus und dem Tage der Befreiung zugleich hätte errichten können, wenn man sie durch Kunst, durch Pulver und Eisen, nur so weit zerstört hätte, als es die Zeit nach Jahrhunderten von selbst gethan haben würde. Man hätte dadurch zugleich eine in ihrer Art eben so schöne, grofse Ruine erhalten, als es das *Coliseum* in Rom nur immer in der seinigen seyn kann.

Itzt ist man gesonnen, den Platz völlig zu ebnen, um ihn zu Bürgerfesten brauchbar zu machen, und in der Mitte ein grofses Monument der Freiheit zu errichten. Die erste Idee, dem Könige als Wiederhersteller der

Französischen Freiheit hier eine Statue zu setzen, hat man itzt wohl gänzlich aufgegeben. Das Mifstrauen gegen den König wächst mit jedem Tage, und man scheint ihn eben so wenig mehr für einen gutwilligen *Restaurateur* der Freiheit zu halten, als die neuen Köche im *Palais royal* für gut gesinnte *Restaurateurs* der Gesundheit zu halten seyn mögen.

Ein sonderbares Gemisch von Empfindungen drängte sich mir von allen Seiten auf den Trümmern des Gebäudes zu, das erst ein Sicherheits-Thor für die Pariser Bürger, bald eine feste Burg und Königswohnung, (der man ehemals so gern die Staatsgefängnisse anhängte) dann ein Sicherheitsort für den Staatsschatz, und nur zu bald und zu lange ein allgemeines

Gefängnifs war, das alle Arten von Verbrechern und Verfolgten, Schuldigen und Unschuldigen, in sich fafste. Es ging eine Reihe leidender Menschen an meiner Seele vorüber: von dem ersten Erbauer *Aubriot* an, der selbst, als verfolgter Apostat, oder vielmehr wohl als von dem Hause *Orleans* verfolgter Anhänger des Hauses *Bourgogne*, hier sein Leben bei Wasser und Brot in einem Kellergefängnisse endigen mufste, bis auf den Cardinal *Rohan*, der hier durch ein hartes, ungerechtes Gericht seinen Leichtsinn und seine Liederlichkeit zufällig abzubüfsen bekam. Unzählige Nahmen werden uns von der Geschichte und der *chronique scandaleuse* der letzten Jahrhunderte genannt; und viele Tausende bleiben uns gewifs noch

verbergen. Ja, Tausende blieben vergessen, selbst von denen, die sie aus Privathafs, aus eigennützigen Absichten, um sich selbst Raum in einem Amte bei Hofe, oder bei dem Weibe, bei der Tochter des Verbannten zu schaffen, durch die elendesten Mittel in diese hoffnungslose Hölle gebannet hatten. Seit *Ludwig dem Vierzehnten*, der diese Hölle zum Mittelpunkte der Pariser Policei machte, brauchte man ja nur dem Lackeien bei der Maitresse eines Schreibers von dem Commis des Ministers im Wege zu stehen, um ein ewig vergefsner Bewohner der Bastille zu werden.

Fast kein grofser Französischer Gelehrter, der sich um die wahre Aufklärung der Nation verdient machte; fast kein Staatsmann, kein Held, der

mit Selbstständigkeit und festem Muthe seine eigne gerade Bahn laufen wollte, blieb ungehemmt und unbedrohet von diesem Zwinger.

Und die innere Einrichtung, die anfänglich den wichtigsten Staatsgefangenen, wie dem gefühlvollen Charakter der Französischen Nation, angemessen war und dem Hofe immer sehr grofse Kosten machte, ward seit *Ludwig XIV* mit jedem Jahre strenger, grausamer und elender, aber dabei für den Hof nur noch kostbarer. Mit den Effekten der Gefangenen, mit der ihnen angewiesenen Nahrung und Bedienung ward der niederträchtigste Wucher getrieben. Die besonders hierdurch sehr einträgliche Commandantenstelle schändete auch in der Volksmeinung schon lange ihren Mann, und *de*

Launay, den in diesem Amte das unerwartete Volksgericht traf, konnte kein anderes Schicksal erwarten, als das über ihn erging, und das er dabei noch persönlich, durch teuflische Härte gegen die Gefangenen und gränzenlosen Wucher mit dem Elende, zehnfach verdiente.

Das Volk hier in Paris weifs sehr wohl, dafs es an ihm nicht den Widerstand, den er den Stürmenden soll haben thun lassen, bestrafte. Die bei der so genannten Eroberung der Bastille wirklich mit Hand anlegten, können nicht läugnen, dafs sie dabei keine grofse Heldenthat gethan haben. Eigentlicher Widerstand wurde gar nicht geleistet; nur konnte der Commandant eine ihm anvertrauete Festung dem blofs truppweise zusam-

men gelaufenen Volke nicht für seinen Kopf öffnen, ohne von einer höheren Autorität dazu berechtigt zu werden.

Du findest die Einnahme der Bastille sehr getreu erzählt und mit Zeugnissen belegt, in dem merkwürdigen Werke: *la Bastille devoilée*, das eine Menge sehr interessanter Nachrichten aus allen Zeiten der Bastille enthält. Es ist nicht zu einem angenehmen Lesebuche mit Geschmack zusammengetragen; wem aber an gründlichem Unterrichte und an unpartheiischen, vollständigen Berichten, aus denen man am Ende zu eignem, festem Urtheile gelangen kann, gelegen ist, der wird viele Belehrung darin finden.

Die erste Lieferung enthalt einen Vorbericht, welcher Nachricht von den Archiven der Bastille giebt, worin man

nicht nur Papiere in Betreff der Bastille, des *fort Levéque*, *Vincennes* und anderer Gefängnisse, fand, sondern auch Familien-Papiere, Friedensschlüsse, Kriegesverhandlungen, Manuscripte und gedruckte Werke aus allen Wissenschaften. — Dann kommt ein Reglement für die innere Observanz und für den Einlafs und Ausgang; dann ein Auszug aus den Eingangs- und Ausgangs-Registern vieler Jahre mit der Anzahl der Gefangenen, den Nahmen der Minister, welche die Ordre zur Arretirung unterzeichnet haben, und den angegebenen Ursachen des Verhaftes.

Die zweite Lieferung enthält eine ziemlich ausführliche und reichhaltige Geschichte der Bastille, und eine Beschreibung von dem Inneren derselben,

ben, wobei der Verfasser den Leser auch mit den wichtigsten Schriftstellern, die über die Bastille geschrieben haben, bekannt macht. Dann folgt eine Nachricht von der Einnahme der Bastille, die aus den mündlichen Aussagen der Invaliden und Schweizer-Besatzung der Bastille, der Aufwärter und Schliefser, der Gefangenen, der Belagerten und der Belagerer zusammengetragen ist, und der man es deutlich ansieht, dafs keine andre Absicht dabei obgewaltet hat, als die Sache näher zu beleuchten.

Die dritte Lieferung enthält die Liste der Gefangenen, die vom 5ten Mai 1782 bis zum 14ten Julius 1789 in der Bastille gesessen haben, mit vielen historischen Nachrichten und interessanten Details bereichert.

Die vierte ein gleiches historisch-kritisches Verzeichnifs der Gefangenen, die vom 17ten Jul. 1768 bis zum 5ten May 1782 in der Bastille gesessen haben.

Die fünfte enthält die Jahre 1777 und 1778 u. s. w.

Wir verliefsen den Platz der Bastille nicht, ohne eine Menge Feuersteine von den Gewölbmauern abzuschlagen, um enthusiastische Freiheitsfreunde damit zu beglücken.

Von dieser Schreckenburg, diesem Pallaste der Rache, der so oft das Laster und die Unschuld zugleich gefangen hielt,*) wie *Voltaire* so schön

---

*) *De cet affreux château, palais de la vengeance,*
Qui renferme souvent le crime et l'innocence.

sagt, gingen wir nach dem Arsenal, um die Wohnung des alten braven *Sully* wieder zu sehen, die er sich zu seiner Zeit in einem recht edlen einfachen Styl erbauen liefs. Itzt bewohnt sie mit einigen andern dazu gehörigen Gebäuden der Kriegesminister. Den Garten des Arsenals, in den man sonst nicht ohne Schwierigkeit eingelassen wurde, weil er dicht an die Gräben der Bastille stiefs, fanden wir itzt ganz offen, und gingen eine Weile darin umher, bis die schöne, heitere Luft unsre bestürmte Seele wieder beruhigt hatte, und ein Zufall uns auf eine kleine Lesebude stofsen liefs, die sich da neben einem Durchgange an das Gemäuer des Arsenals nach Schwalbenart angehängt hatte. Ein kleines altes Männchen,

wie ein Gnome gestaltet, trat in die *ihm* fast zu kleine Thür seiner Bretterbude, und bot uns die so eben angelangte Morgenzeitung zum Lesen an. Wir krochen hinein. Er wufste zu zwei Sitzen Rath zu schaffen; und da wir so früh ausgegangen waren, dafs uns unser Caffetier die heutige Zeitung noch nicht hatte bringen können, so war uns die Lectüre eben so willkommen, wie die Ruhe für unsre müden Beine. Als wir unsren Sol erlegten, fragte der kleine Gnome an, ob wir nicht seinen Büchervorrath durchsehen wollten. Die rundum aufgestellten, fast sämmtlich gut gebundenen Bücher waren gröfsten Theils incomplette classische Werke aus dem vorigen und dem jetzigen Jahrhunderte. Ich hatte das Vergnügen, meine *Mé-*

moires de Sully, von denen uns auf unsrer vorigen Reise ein Band verloren ging, hier zu ergänzen, und am Ende in einem kleinen verborgenen Nebenkabinette voll ungebundener Brochüren und fliegender Blätter, eine Menge kleiner Aufsätze und Schriften über die Revolution zusammen zu bringen, die ich vielleicht auf keine andre Art erhalten haben würde.

Auch einige kleine Schriften über die Bastille fanden wir hier, die, wie alles, was aus Französischen Händen kommt, voll artiger und witziger Anekdoten sind. Hier hast Du einige davon.

Bassompièrre, der unter dem Ministerium des Cardinals *Richelieu* 12 Jahre in der Bastille sitzen mufste,

las einst in der Bibel, als der Gouverneur zu ihm trat und ihn fragte: was sucht Ihr in dem Buche? — »Ich suche eine Stelle, hier heraus zu kommen.» (Besser im Französischen: *j'y cherche un passage pour sortir d'ici.*) Der Erzähler sagt dabei recht hübsch: das Gebäude dieser Festung könnte einem Baumeister, der ein schönes Schrecken (*une belle horreur*) aufzuführen hätte, zum Muster dienen.

Bald nachher als *Linguet* in Gefangenschaft gebracht war, trat ein Mann in sein Zimmer, und bot ihm seine Dienste an. Wer seid Ihr? fragte *Linguet.* Ich bin der Barbier der Bastille. — «Die hättet Ihr längst rasiren sollen, (*il y a long tems que vous auriés du l'avoir rasé,*) sagte *Linguet.*

Vier und vierzigster Brief.

Paris, den 25. März 1792.

Je gröfser unser Kreis wird, je schneller der Strom uns mit sich fortreifst, desto schwerer, desto unmöglicher ist das treue umständliche Berichten, das ich mir für Dich so gern zur Pflicht gemacht habe.

Die heutige Sitzung der Nationalversammlung hat so vieles in mir rege gemacht, was bisher unberichtet blieb, dafs ich fast keine Möglichkeit zum Nachholen mehr absehe. Wenn Auswärtige einigermafsen genau und gründlich von der Lage der hiesigen Angelegenheiten unterrichtet werden sollten, so müfsten mehrere Menschen, welche sämmtlich die Gabe

hätten, das Wichtigste aufzufassen, auszuheben, deutlich auszudrücken und lebhaft darzustellen, nach einem verabredeten Plane und zu gleichem Zweck alle ihre Zeit und Aufmerksamkeit dazu anwenden. Mehrere Personen müfsten sich blofs die Sitzungen der Nationalversammlung, andere die Sitzungen der Clubs, noch andere die Theater, wieder andere die öffentlichen Plätze und Versammlungshäuser, und andere endlich das Lesen der unzähligen Zeitungen und Volksblätter zum alleinigen Geschäfte machen. Auch müfsten sich einige vielleicht gänzlich den Privatgesellschaften widmen, in deren Unterhaltungen allein man den rechten Mafsstab für alles öffentlich Verhandelte finden kann. Wenn man wenigstens

den späten Abend zum Sammeln und Niederschreiben des Bemerkten und Erfahrnen anwenden will, so ist es fast nicht möglich, neben den öffentlichen Orten noch eigentliche Gesellschaften zu besuchen. Mittagsgesellschaften, die auch ehemals gröfsten Theils nur auf dem freien Fufs Statt hatten, dafs jeder Eingeführte uneingeladen zum Essen kommen konnte, sind jetzt fast gar nicht mehr. Die langen und sehr ungleichen Sitzungen der Nationalversammlung und das bequemere, umfassendere Zusammentreffen in öffentlichen Häusern, (wo man zugleich eine Menge öffentlicher Blätter findet, die zu allen Tageszeiten frisch aus den Druckereien kommen und in den öffentlichen Häusern fast stündlich abgegeben werden,) ha-

ben hieran wohl den gröfsten Antheil. Auch waren es gerade viele von den Emigrirten, welche ehemals die grofsen offnen Häuser hielten; und mit ihnen sind noch weit mehr Menschen ausgewandert, die fast ihr ganzes Leben in Paris mit Hin- und Hergehen, mit Schmarotzen und Neuigkeiten-Herumtragen zubrachten, die Häuser der Reichen von Mittag bis Mitternacht füllten, zu der wesentlichsten Hauspracht derselben gehörten und für nothwendige Lückenbüfser im häuslichen und geselligen Leben galten.

Wenn Du Dich nun erinnerst, wie sonst schon *Gluckisten* und *Piccinisten* sich so ungern in Gesellschaften zusammen trafen, und wie es fast kein grofses Haus gab, worin man nicht seiner Gesellschaft entweder von

Gluckisten oder von *Piccinisten* gewifs seyn konnte: so wirst Du Dir leicht vorstellen, wie sehr sich jetzt *Royalisten*, *Feuillants* und *Jacobiner* zu vermeiden suchen, und wie schon dieses allein dem freien unvorbereiteten Zusammenkommen entgegen steht.

Dafs übrigens alle die grofsen Häuser, die ehemals mit dem Hofe nur in einiger Verbindung standen, oder auch nur aus Ton an den *Bulletins* von den Vergnügungen und von jeder Anfüllung oder Ausleerung des Hofes sehr warmen Antheil nahmen; ferner alle die, welche nicht Fähigkeit, Einsicht, Thätigkeit und Muth genug besitzen, in der jetzigen neuen Welt eine Aufsehen machende Rolle zu spielen, und doch einmal am eitlen

äufsern Scheine kleben — dafs alle diese in Paris royalistisch gesinnt sind, versteht sich von selbst. Diese Leute können sich aber jetzt nicht so laut und dreist ausschliefsend unter sich versammeln, ohne gefahrliches Aufsehen zu erregen, wie es ehemals die Gluckisten und Piccinisten durften; sie können nicht jeden Fremden, der bei ihnen eingeführt wird, in den ersten fünf Minuten so geradezu fragen: *êtes vous Jacobin ou Feuillant?* wie man ehemals überall befragt ward: *êtes vous Picciniste ou Gluckiste?* Wer es übrigens nur ein wenig klug anzufangen weifs, kann sich bei dem feinen Tone, den der Pariser noch immer für die erste gesellschaftliche Pflicht hält, bei den mannichfaltigen Sottisen, die von beiden Par-

theien täglich cursiren, und bei den hundertfachen Modificationen, die jede Meinung, jedes Urtheil jetzt zuläfst — sehr leicht eine Zeit lang temporisiren, ohne sich zu erklären: und selbst dem, der sich geradezu erklärt, kann die Gegenparthei auch nicht sogleich ohne Gefahr den Rücken kehren. Eben so wenig ist jedem auch die bestimmteste geradeste Erklärung zu glauben. Die Pariser erfahren es am besten und häufigsten, dafs die Tausende von schlechten und verworfenen Menschen, die sonst zu den Ausschweifungen und Intriguen des Hofes als Werkzeuge gebraucht wurden, noch da sind und, weil sie auf keine ehrliche Weise ihren Unterhalt zu finden wissen, sich jetzt willig zu den gegenseitigen feindlichen Absich-

ten und Intriguen der verschiedenen Partheien gegen einander brauchen lassen. — —

Dies alles mufs eine grofse Änderung in dem Tone und der Art der Zusammenkünfte hervorbringen. Wie weit aber diese Änderung geht, das werde ich Dir in ein Paar Monathen besser sagen können, als itzt.

Auch war für diesmal meine eigentliche Absicht nur, so viel es mir möglich ist; von öffentlichen Verhandlungen, wenn auch nur summarisch, nachzuholen. *Vaublanc* versuchte heute in einer sehr guten Rede, Vermittelung zwischen *Brissot*, *Tarbé* und *Dumas* in der wichtigen Colonieen-Sache zu stiften. Obgleich *Brissot's* Rede mir einseitig und grillenhaft scheint, so mufst Du sie doch, wenn auch

nur um die vortrefflichen Gegenreden von *Tarbé* und *Dumas* ganz zu verstehen, im *Moniteur* oder dem *Logographe* lesen. Die gröfste Schwierigkeit wird immer *darin* liegen, hinlängliche Truppen und verständige Commissarien zur Wiederherstellung der Ordnung noch zu rechter Zeit nach den Colonieen zu bringen. Ich fürchte, weder die Truppen, noch die Commissarien, werden hingehen, oder dort auch nur angenommen werden.

Mehr noch als die Colonieen-Sache hat zeither die *Avignoner* abscheuliche Mordgeschichte die Nationalversammlung beschäftigt. Ein gewisser Herr *Deleutre*, der heute als aufserordentlicher Deputirter von *Avignon* erschien, um von der Nationalversammlung Rache für die grausame

Mordthat zu fordern, ward übel empfangen. Viele behaupteten, es sei gar nicht wahr, dafs man ihn von *Avignon* deputirt habe. Mehrere um uns her murmelten einander zu: er wäre ehemals ein *Mouche* der Policei, ein Hauptagent von den Frevelu des Hofes gewesen, und liefse sich jetzt von der aufgebrachten unterliegenden Parthei in *Avignon*, von woher er gebürtig seyn soll, für Geld gebrauchen. — Er kam endlich zum Worte, ward aber von *Bazire* und Andern oft auf die unanständigste Weise unterbrochen. Da ihm nach seiner Rede die Ehre der Sitzung verstattet wurde, so wollte *Bazire* nicht leiden, dafs er sich auf die Seite des Saales setzte, welche die Majorität einnimmt. Man rief, *Bazire* sollte zur Ordnung verwiesen

wiesen werden, und er selbst stimmte diesem Verlangen trotzig bei. *Genssonné*, der Präsident, verwies ihn zur Ordnung. Man verlangte nunmehr auch, dafs diese Censur mit Angabe des Nahmens im Protocoll aufgezeichnet werden sollte; und *Bazire* stimmte abermals trotzig bei. Nach langen Debatten über diese elende Sache schritt die Versammlung endlich zur Ordnung des Tages. *Thuriot* und *Lesource* sprachen *für* die allgemeine Amnestie; *Gentil* und *Daubanc* dagegen. *Vergniaux*, der fast immer das Schwert in die Wagschale legt, stimmte sie endlich mit praktischen Gründen in einer hinreifsenden Rede zum Ertheilen einer allgemeinen Amnestie. Er sagte: «Wer kann ohne Schrecken an die Eisgrube

von *Avignon*, an die Gräber von *Caron* denken? Ist aber der Gedanke an die zahllosen Hinrichtungen, durch welche jene Frevelthaten bestraft werden müfsten, weniger schrecklich? Wifst ihr, wer die Mörder der *Anselmes* und *Lavilasses* sind? Es ist die Armee der Union: ein Detachement von 800 Mann, das in *Vaison* einrückte; es sind die Soldaten von diesem Detachement, die, wenn sie auch nicht alle an den Mordthaten Theil genommen, doch mit einer nicht minder barbarischen Wildheit um die blutigen Leichen getanzt und den Pfarrer gezwungen haben, ein *Te Deum* darüber anzustimmen. Wenn ihr diese entsetzlichen Mordthaten, die man sich nicht scheuete, dem Himmel als Opfer zu widmen, bestrafen wollt, so

müfst ihr achthundert Galgen errichten. In *Caen* war es die ganze Gemeine, die sich vereinigte, als sie neun Soldaten von der Armee der Electoral-Versammlung ankommen sah; es war die ganze Gemeine, welche die Soldaten zwang, mit ihren eignen Händen ihre Gräber zu graben, sie darin niederschofs, und sie darin verscharrte. Errichtet denn Galgen für alle Einwohner der Gemeine! Wollt ihr den Tod des *Lecuyer* rächen? Errichtet Galgen für die Pfaffen, für die Betrüger, welche die elende Geschichte von dem Marienbilde verbreiteten, für alle Anhänger der Municipalität, welche den Betrug benutzten, und mehr oder weniger Theilnehmer an jenem Morde waren. Wollt ihr die Mörder der Gefange-

nen strafen? Errichtet Galgen für alle Anhänger der Electoral-Versammlung, welche, durch die Ermordung eines von ihren Oberhäuptern aufgebracht und durch den Anblick des jungen vom Blute seines Vaters triefenden *Lecuyer* heftig erschüttert, jene Eisgruben öffneten, an die man nicht ohne Schaudern denken kann. Oder, da die Französische Nation wohl zu grofsmüthig ist, eine hinlängliche Anzahl Henker zu stellen, um jener blutigen Gerechtigkeit zu genügen; so wagt es lieber, den mitleidigern Himmel um seine Blitze, oder die Natur um eine grofse Katastrophe anzuflehen, die in einem Augenblick die unglücklichen Avignoner und den Boden, den sie entehrten, von der Oberfläche der Erde verschwinden las

se! — Aber vernehmt ihr nicht im Innern eures Herzens eine geheime Stimme, die euch warnt, in dieser grofsen Verurtheilung den Unschuldigen nicht mit dem Schuldigen zu verwechseln? Denn welche Zeugen wollt ihr hören, um diesen Procefs zu führen, um die Wahrheit zu entdecken? die Priester? — den Adel? — die Freunde der Electoral-Versammlung? oder die Freunde der Municipalität? — Ich appellire an eure Gewissen. Sagt mir, ob ihr glauben könnt, dafs diese Aussagen von Partheilichkeit frei seyn werden! Und bleibt darüber der mindeste Zweifel in eurem Herzen — wer von euch wird es wagen, die Führung eines Processes anzuordnen, der vielleicht eine Menge Unschuldiger zum Tode führt, und der, anstatt

ein Denkmahl der Gerechtigkeit zu seyn, vielleicht ein neues Verbrechen gegen Gerechtigkeit und Menschlichkeit würde? Nach diesen Betrachtungen scheint es mir, als müfste eine allgemeine Amnestie decretirt werden, wenn sie es nicht schon wäre. Ich behaupte aber, dafs ein solches Decret bereits da ist: das vom 23. September, u. s. w.

Es ist mir schwer geworden, Dir nur einzelne Stellen aus dieser hinreifsenden Rede auszuziehen. Zuletzt sagte *Vergniaux* noch: «Ich schliefse mit einer Reflection, welche die Geschichte rechtfertigt. Einen Bürgerkrieg durch Hinrichtungen endigen, ist die Gerechtigkeit des Siegers: es heifst den Überwundenen dem Überwinder, den Unterliegenden dem Triumphirenden

opfern; es heifst die Proscriptionen des Marius, des Sulla, des Cäsar mit dem Schleier des Gesetzes bedecken. Ich beschwöre euch, lafst Galgen und Henker nicht das erste Geschenk seyn, das ihr den Avignonern macht! Sendet ihnen lieber Worte des Friedens, und Hülfe, die wo möglich jede Spur ihres Unglücks vertilgt. Sie haben so viel gelitten, um Franzosen zu werden; o! lafst sie nicht von neuem darüber leiden, dafs sie es geworden sind!»

So gern ich aber diesen *Vergniaux* auch reden höre, so kann ich mich doch nicht erwehren, oft an eine vortreffliche Stelle über ächte Beredsamkeit in *Kants* Kritik der Urtheilskraft zu denken. Du kennst sie. *)

*) Durch das Zurückhalten des eignen Ur-

Ein Brief des Königs, der heute bei der Nationalversammlung einlief, machte weniger Eindruck, als man von seinem Inhalte hätte erwarten sollen. Der König kündigte an, dafs er zwei populaire Männer in sein Ministerium aufgenommen hätte: *Clavière* als Minister der Contributionen, (Du erinnerst Dich des vertriebenen

---

theils wird die *Kantische* Stelle hier um so wichtiger, und wir lassen sie darum gern hier abdrucken. „Ich muß gestehen, dafs ein schönes Gedicht mir immer ein reines Vergnügen gemacht hat, anstatt dafs die Lesung der besten Rede eines Römischen Volks- oder jetzigen Parlements- oder Kanzelredners jederseit mit dem unangenehmen Gefühl der Mifsbilligung einer hinterlistigen Kunst vermengt war, die die Menschen als Maschinen in wichtigen Dingen zu einem Urtheile zu bewegen versteht, welches im ruhigen Nachdenken al-

Mitgliedes von dem Genfer Rath, auf den *Mirabeau* so viel hielt; das ist dieser *Clavière*) und *Roland* als Minister des Innerg. Es ist durchaus keine Spur von Vertrauen in den König mehr vorhanden, weder in der Nationalversammlung, noch im Volke, und der hämische Ton, mit dem die Minister gemeiniglich im Nahmen des

---

les Gewicht bei ihnen verlieren muſs. Beredheit und Wohlredenheit (zusammen Rhetorik) gehören zur schönen Kunst; aber Rednerkunst ist, als Kunst sich der Schwächen der Menschen zu seinen Absichten zu bedienen (diese mögen immer so gut gemeint, oder auch wirklich gut seyn, als sie wollen) gar keiner Achtung würdig. Auch erhob sie sich nur sowohl in Athen als in Rom zur höchsten Stufe zu einer Zeit, da der Staat seinem Verderben zueilte und wahre patriotische Denkungsart erloschen war. S. 215. *A. d. H.*

Königs zu der Nationalversammlung sprechen, und worin der nicht beliebte Kriegesminister *Grave* auch diesen Brief abgefafst hatte, ist nicht geschickt, das Vertrauen wieder zu erwecken. Die beiden vorigen Minister waren dem Könige bereits als der Nation verdächtig angegeben, und der heutige Brief sagt von ihnen: «ich hatte zu meinen ersten Agenten Männer gewählt, die durch die *Redlichkeit ihrer Grundsätze und ihrer Meinungen achtungswerth* waren. Sie haben das Ministerium verlassen; nun glaubte ich, sie durch Männer, die durch *ihre populairen Meinungen* in Credit stehen, ersetzen zu müssen. Ihr habt mir oft gesagt, dies sei das einzige Mittel, Ordnung und die Handhabung des Gesetzes wieder herzustellen. Da-

her glaubte ich, mich darein ergeben zu müssen, dafs der Bosheit kein Vorwand übrig bliebe, mein aufrichtiges Verlangen, zum Wohl und Glück *meines Landes* beizutragen, verdächtig zu machen.«

Die beiden braven, allgemein gepriesenen Männer selbst, werden wohl wärmer empfangen werden, als die königliche Ankündigung ihrer. Vielen, und mir selber, scheint es für das Ganze sehr erfreulich, dafs das Ministerium mit Männern besetzt wird, welche die Constitution erklärt lieben und das Vertrauen der Nationalversammlung, so wie des Volkes, haben. Wenigstens wird dadurch das ewige Hin- und Herzerren zwischen den beiden Theilen der Gewalt, das allen Fortgang, alle sichere Ausübung,

hemmt und lähmt, beendigt werden. Hat aber der Hof wirklich noch die bestimmte Absicht, gegen die Constitution zu wirken, so mufs das künstliche Gewebe, woran er immer im Stillen zu arbeiten scheint, durch solche Männer um so eher ans Licht kommen; und dann werden entscheidende Schläge endlich einmal Einer Seite das ganze Übergewicht geben.

Zahllos sind die täglichen Anklagen gegen den Hof in allen öffentlichen Blättern. Der *Moniteur* vom 18ten März kündigt geradezu an, dafs die Abschiede der Schweizergarden noch immer im Nahmen des *Monseigneur le Comte d'Artois* ausgefertigt werden.

Der *Courier françois* erzählt, der König von Frankreich habe in Hol-

land eine Anleihe eröffnet, welche auf die Hypothek seiner künftigen Civilliste bei der Börse in Amsterdam negociirt werde.

Arles, das durch die von dem Könige dahin geschickten Commissarien in den Stand gesetzt seyn soll, gegen die Constitution zu rebelliren, erklärt sich laut gegen diese, und für den König, wie ihr Wahlspruch es frei bezeichnet.

Luckner ist unzufrieden fortgegangen, weil er gesehen hat, dafs bei allen den geheimen Conferenzen zwischen ihm, dem Könige, *la Fayette* und *Rochambeau* nichts Bestimmtes herausgekommen ist. Offentliche Blätter sagen, der *ehrliche* alte *Luckner* habe nicht *begreifen* können, was er eigentlich thun solle.

Alle Zeitungen sind voll Briefe aus dem Haag, aus Brüssel, aus Luxemburg, aus Strafsburg, aus Frankfurt, aus Berlin, aus Petersburg — manche mögen freilich wohl in Paris geschrieben seyn — die von den geheimen Verhandlungen der Tüillerieen mit den Emigrirten, dem Wiener Hofe und andern Europäischen Mächten sprechen und die Franzosen zum ersten entscheidenden Schritte auffordern. Im geheimen Kriegesrath ist indefs *Lacloix* allein für den Offensivkrieg gewesen. *Dumourier*, ein erklärter Jacobiner, ist bis jetzt im Ministerium der Einzige, der dazu stimmt. Von ihm mufs ich Dir noch sagen, dafs er sich neulich in der Jacobiner-Sitzung ganz anders aufgenahm, als bei seinem heisern Com-

pliment in der Nationalversammlung. An eben dem Abend zeigte sich auch *Petion's* Einfluſs in seiner ganzen Stärke. Kaum wuſste er, daſs die rothen Freiheitsmützen im Theater so heftigen Lärm gemacht hatten, so schrieb er an den Jacobinerclub, und bat die Mitglieder, dieses Abzeichen doch ja unverzüglich abzulegen, da es nur unnöthige Händel und Theilungen im Volke hervorbringen würde, und da man schon darauf bedacht wäre, demselben in den nächsten Tagen ein anderes Zeichen entgegen zu stellen. Als der Brief kam, hatten der Präsident *Thuriot*, alle Aufseher, der Redner auf der Tribüne, und eine Menge Zuhörer rothe Mützen auf dem Kopfe; aber auf das erste Signal, das der brave kluge Präsident dazu gab,

fuhren alle diese Mützen in die Taschen, und es ward keine mehr im Club gesehen. Das mache einer einmal mit Deutschen Enthusiasten nach!

Gegen die Emigrirten ist die Nationalversammlung bisher sehr streng und hart zu Werke gegangen. Einer der Secretaire, Herr *Bigot*, ein langer, etwas blasser Mann von sehr sanftem Blick und freundlicher Miene, der überall sehr gemäfsigte Gesinnungen mit vieler Freimüthigkeit und grofser Würde vorträgt, auch sich zu meiner Verwunderung mit seiner sanften, etwas hohlen Stimme oft Ruhe und Aufmerksamkeit zu verschaffen weifs — ein sicherer Beweis von einem allgemein anerkannten, vortrefflichen Charakter — dieser *Bigot* ist fast der Einzige, der sich des unglücklichen,

chen, durch Furcht und Nothwendigkeit getriebenen Theiles annimmt. Neulich sagte er sehr gut: «Die Nationalversammlung muſs consequent seyn. Die inneren Unruhen sind durch die Bewaffnung und Zusammenrottirung der Emigrirten erregt worden. Wir müssen unsre Ruhe dadurch wieder herzustellen suchen, daſs wir ihnen Mittel und Wege anzeigen, in ihr Vaterland zurückzukehren. Man kann sich doch nicht verhehlen, daſs es zwei Classen unter ihnen giebt: die gegen ihr Vaterland bewaffneten Rebellen, und die schwachen, furchtsamen Menschen, die durch Besorgnisse und Vorurtheile mit fortgerissen worden sind. Wenn ihr diesen z. B. einen Monath gebt, so könnt ihr sicher darauf rechnen, daſs sie alle zur

Rettung ihres Vermögens zurückeilen werden. Die vorgeschlagene Nichtentschädigung ist eine Strafe; Strafe kann aber nur den Schuldigen zuerkannt werden. Um nun diese kennen zu lernen, mufs nothwendig eine Frist für diejenigen festgesetzt werden, die zurückkehren wollen.» *Bigot* ward aber mit allgemeinem Murren gehört, und zum Schweigen gebracht.

Le Cointre Pugravaux, ein heftiger Mann, sprach besonders stark dagegen, und schlofs zu grofser Freude der Tribünen und vieler Mitglieder der Versammlung so: Wir müssen sie vielmehr an der Wiederkehr hindern; sie würden sich nur bemühen, ihre Güter zu verkaufen, und das Geld aus dem Lande tragen, um unsre Feinde damit zu bezahlen.»

An der Art wie der Präsident die Vorträge immer zur Stimmung brachte, sah man, dafs er selbst mit den Gegnern der Emigrirten Eine Gesinnung hatte; und dadurch ward es desto mehr unmöglich, dafs der gute, sanfte *Bigot* durchdringen konnte. Der Präsident *Gensonné* ist ein strenger, immer in sich tobender, glühender Mensch. Seine trockne, ziemlich lange Gestalt, sein langes dürres Gesicht, die grüngelbliche gallichte Farbe, und sein tiefer, etwas finsterer Blick geben ihm bald ein imposant ernstes, bald ein widriges, zurückstofsendes Ansehen. Er spricht dabei sehr gut und meistens in einem edlen imponirenden Tone.

Unter den Rednern fängt auch ein gewisser *Mr. François de Neufcha-*

teau an, sich hervor zu thun. Er hat neulich über das Project zu künftiger Behandlung der Ehen, Geburten und Todesfälle vortrefflich gesprochen und einen Auszug aus der kleinen Schrift vorgelesen, die er auf Veranlassung eines Berichtes von dem Minister des Inneren geschrieben hat. Unter andern sagt er darin von der constituirenden Nationalversammlung sehr frei und treffend: Sie hat vortreffliche Gesetze gegeben, und dennoch — es ist unglaublich — enthielt sie nicht hundert Menschen, die genugsam unterrichtet und frei genug von Vorurtheilen waren, um eine Revolution zu Stande zu bringen. Warum sind die meisten Mifsbräuche abgeschafft? Weil man bemühet war, andre an ihre Stelle zu setzen, die dem Interesse

der verschiedenen Partheien entsprachen. Woraus bestand die Majorität, jene linke Seite, die allein die Constitution gemacht hat? Aus redlichen Männern, die aber leicht zu verleiten waren, aus einer grofsen Anzahl Patrioten, aber unglücklicher Weise auch aus Vielen, die nur die Maske der Patrioten trugen, oder die Französische Nation nicht genug kannten, sie nicht für fähig hielten, eine philosophische Constitution zu empfangen, (?) und sie nicht einmal der Freiheit würdig glaubten; — sie wollten alles eigenmächtig zerstören, um alles nach ihrer Weise wieder neu zu schaffen. Die Philosophie hatte die Revolution gemacht: sie wollten diese zu ihren Projecten benutzen.« Noch erwähnte er ein bedeutendes Wort

von einem eifrigen geistlichen Volksredner. Am ersten Tage, als die Nationalversammlung die Religionssachen und die Güter der Geistlichen antastete, sagte jener zu einer um ihn versammelten Gruppe seiner Anhänger: «Wir siegen! wir siegen! Man rührt die Kirche an; das ist so viel, als ob man eine Tabackspfeife an eine Pulvertonne brächte!»

Fünf und vierzigster Brief.

Paris, den 28. März 1792.

Gestern haben wir im Italiänischen *Opera buffa*-Theater das erste Pariser Concert gehört. Es war sehr gut, aber in Vergleich des ehemaligen *Concert d'amateurs* und der *Concerts de la loge olympique* nicht stark besetzt. Mlle. *Balletti* sang eine Arie von *Cimarosa* mit grofser Annehmlichkeit und rührendem Ausdruck, und eine Arie von *Pugnani* mit einer obligaten Violine, die ein junger Violinist, (wie man mir sagte, ein Schüler von *Viotti*, der dieses Theater-Concert dirigirt, an der Execution aber keinen Theil nimmt) recht brav spielte. Die *Balletti* ist ein sehr angenehmes,

liebliches Geschöpf. Sie ist eine Deutsche, aus Stuttgard gebürtig, und erst seit der Errichtung dieses Theaters, das anfänglich *Theatre de Monsieur* hiefs und nicht lange vor der Revolution eröffnet ward, aus ihrem Vaterlande entfernt. Ich habe ja wohl schon bei Gelegenheit einer *opera buffa* einige Worte von ihrem seltenen, interessanten *Ensemble* gesagt. Herr *Simoni*, ein recht braver Tenorist, (nur, leider! ganz in der neueren Marchesinischen Manier, die sich für einen Tenor so wenig zu schicken scheint) sang mit grofsem Beifall eine Scene mit einem *Rondo*, und eine grofse Arie von *Ferrari*, einem unbekannten Componisten, um den ich alle meine Nachbarn, welche sämmtlich enragirte Italiäner zu seyn schie-

nen, vergeblich befragte. Genannt sind die Componisten und Executoren alle in den gedruckten Anzeigen.

Unter den Instrumental-Sachen zeichnete sich ganz vorzüglich ein Violin-Concert aus, das Herr *Kreuzer* unbeschreiblich brav und brillant spielte. Er ist hier auch ein beliebter Componist, und man giebt auf mehreren Theatern Singestücke von ihm, die sehr gelobt werden; wir haben aber noch nicht dazu kommen können, eins zu sehen, da uns bisher die Politik fast ganz beschäftigt hat.

Auch der berühmte Waldhornist *Punto* blies ein Concert mit grofsem Beifall. Für mich hat seine Manier zu viel Bizarres und Undeutliches; indefs giebt es Kenner und Künstler, die ihn allen andern Waldhornisten

vorziehen. An Feuer mag er wohl nicht zu übertreffen seyn.

Ein gewisser Herr *Hugot* blies auch recht brav die Flöte. Du weifst, das ist eben nicht mein Lieblings-Instrument; so fuhr es mir denn flach über die Haut, und ich dachte dabei an den launigen Einfall unsers *Lessings*, der einmal sagte: gute Instrumentalmusik mache auf ihn ungefähr eben den Eindruck, als wenn ihn der Barbier mit lauem Wasser einseife.

Beide Theile des Concerts wurden mit vortrefflichen Ouvertüren eröffnet, und diese mit vielem Feuer und Nachdruck executirt. Den ersten Theil eröffnete *Vogels* herrliche Ouvertüre zu seiner Oper *Demophon*, die Du auch schon in Deutschen Theatern — aber wie! — mit Freuden hast aufführen

hören; und den zweiten, *Glucks* meisterhafte Ouvertüre zu seiner Oper *Iphigenie en Aulide.* Die Wirkung war hinreifsend. Auch gerieth die ganze Versammlung darüber in hohen Jubel; denn hier in Paris gilt nicht blofs das Etikette-Gesetz: nach der Cadenz wird geklatscht; hier klatscht und jubelt das Publicum allem zu, was ihm gefällt, der Simphonie, wie dem Concerte, nur oft zu hoch und laut.

Ein Deutscher, der hinter mir safs und vermuthlich ein Künstler war, machte die Bemerkung, dafs in diesen Theater-Concerten nie Singesachen von Deutschen oder Französischen Componisten gegeben würden und dafs man durch einige Ouvertüren und Simphonieen von Deutschen Componisten, die man bisweilen hier

aufführte, nur dem Verdacht ausweichen wollte, als sei man ganz ungerecht und partheiisch. Mir scheint es indefs sehr natürlich, dafs Italiänische Sänger und Sängerinnen aus der Italiänischen Schule nur Sachen von Italiänischen Componisten singen mögen. Für den Gesang sind die Italiäner doch unstreitig die ersten Componisten, und Deutsche, die so selten entschiedenes Talent für natürliche, fliefsende und gefällige Melodie haben, sind meistentheils, wo diese ihnen geräth, nur glückliche Schüler und Nachahmer von jenen. Das wirst Du mir nicht so ganz wollen gelten lassen. Nun, so will ich Dir noch einen Grund sagen, warum ich jene Wahl natürlich finde. Die Italiänischen Componisten scheinen mir dem

Sänger weit mehr in die Kehle, und dem Zuhörer (möcht' ich fast sagen) in die Hände zu arbeiten, oder sich weit besser auf die Vortheile und kleinen Charlatanerieen der Sänger, und auf die Sinnlichkeit der Zuhörer zu verstehen, als unsre Landsleute; und da ein Sänger nicht Gott und der Welt zu Ehren, sondern sich zum Besten singt, so ist es sehr natürlich, dafs er weit lieber Stücke wählt, die, wenn er sich auch nur halb anstrengt, die beiden Hände der Zuhörer zusammen treiben, als solche, die den Zuhörer in stille Rührung und Bewunderung setzen, oder auch wohl gar durch mathematischen Calcul angenehm beschäftigen. Ja, ich nehme es den Italiänern nicht einmal übel, wenn sie das unstreitig sehr vorzügli-

che Talent der Deutschen zu Instrumentalmusik einer weniger feinen, weniger glücklichen Organisation zuschreiben. Es ist im Ganzen nicht so ganz ohne Grund, und sie wissen am besten, wie sie durch ihre feinere Organisation leiden und geniefsen.

Wenn aber der Deutsche über die heutigen Singestücke loszog, und sie mit den Arbeiten manches sehr braven Deutschen Componisten zu ihrem grofsen Nachtheile verglich, so stimmte ich ihm sehr gern bei: denn es war auch nicht Ein Stück darunter, das einen bestimmten Effect that; und das darf unser einer, der nur nach der Wirkung urtheilt, doch wohl von jedem Kunstwerke dreist verlangen. Ist des Deutschen Künstlers Urtheil über die stümperhafte Ar-

beit in den Singe-Compositionen gegründet, so sieht es freilich schlecht um die jetzigen Lieblingsstücke der Sänger aus. Das thut aber nichts zur Sache: der Sänger wird dafür applaudirt; und dies sucht er, und mufs er suchen. Den Deutschen Künstlern geben die Italiäner hier wenigstens die Genugthuung, dafs sie den Franzosen alles Talent für die Composition absprechen.

Die Musik nahm sich sehr gut aus, und es war ein neuer Beweis, dafs man in diesem, vorzüglich für die Italiänische *buffa* erbaueten Theater mehr auf die Wirkung der Musik, als auf das Schauspiel gerechnet hat. Höchst sonderbar fällt die Form des Theaters beim ersten Anblick ins Auge. Die Logen machen nicht, wie

sonst, gegen das Theater ein halbes *Oval*, sondern einen halben *Cirkel*, so dafs das Haus fast gar keine Länge hat und das Parterre sehr klein ist. Die Logen selbst sind nach antiker Form amphitheatralisch gebauet, so dafs sie nicht gerade über einander, sondern die oberen gradweise zurück stehen. Das Ganze ruhet auf Säulen, und nimmt sich recht gut aus. An jeder Reihe Logen läuft eine etwas niedrigere Galerie herum, auf der man im Grunde den besten Platz hat; wenigstens in der Mitte der Galerieen hört und sieht man vollkommen gut. Ueberhaupt ist das Theater aber nur für das Hören gebauet; das *Proscenium* springt so weit vor, dafs, wenn das Haus voll ist, einige hundert Menschen nichts sehen.

Da

Da dieses Theater jetzt unter allen das meiste Aufsehen macht, und besonders von Fremden am allgemeinsten besucht wird, so will ich Dir einen Auszug aus einem recht interessanten Artikel in dem diesjährigen reichhaltigen Theateralmanach *) beilegen. Wir kommen wohl noch nicht so bald dazu, es so oft zu sehen, als zu einer ausführlichen Beschreibung davon nothwendig seyn möchte.

«Das neue Theater in der Strafse *Feydeau* (so nennt es sich seit der Flucht des *Monsieur*) ist durch seine Gestalt und Bauart auf den ersten Anblick prächtig und imposant; aber

*) *Almanach général des Spectacles de Paris et de la province pour l'année* 1792. *Seconde Année par une Société de gens de lettres et d'artistes. à Paris, chez Frouillé.*

es verliert im Einzelnen und durch die Gewohnheit des Anblicks allen Werth, den man ihm anfänglich beilegte. Es ist übermäfsig hoch, und die Opernsänger und Schauspieler haben das Ansehen von Predigern oder Chorsängern in einer Kathedralkirche. Das Parterre und der erste Rang Logen können allein von ihren Talenten urtheilen; für alle Übrigen sind diese verloren. Bei Stücken von grofsem Spectacle, worin die Decorationen oft wechseln, sind 600 Plätze, 300 auf jeder Seite, ganz unbrauchbar, und das durch eine grofse Mauer, welche die Arcade des Prosceniums unterstützt. Die beiden gigantischen Famen, die man sehr abgeschmackter Weise an diese Mauer gekleckst hat, sind im schlechtesten Geschmack, und die

Verzierung des ganzen Hauses mit braunem Papier, mit Stutzköpfen von Greifen und tausend andern Kindereien, ist eines Schauspieles, mit dem sehr wenige in Paris rivalisiren dürfen, sehr unwürdig. Die Form der Logen ist abscheulich; und überdies schadet sie der Einnahme sehr. Diese rundum, wie ein Badecabinet, verschlossenen Logen sind nehmlich nur für eine zusammen gehörige Gesellschaft brauchbar; kommt ein Dritter, und findet da zwei zusammen gehörige Personen in der Loge, so fühlt er bald, dafs er sie, wie sie ihn, geniren, und geht weg. So enthält jede Loge zu 5 bis 6 Personen gemeiniglich nur 2. — Die Ausgänge sind sehr bequem und mannichfaltig; der Platz für die Wagen geräumig und vortheilhaft.»

«Man sieht leicht, dafs dieses Theater nur für die Italiänischen Buffisten eingerichtet ist, die im Anfange die Grundlage desselben ausmachten. In Italien ist die cirkelförmige Gestalt die vortheilhafteste, weil sie den Sänger, den man nur *hören* will, dem Zuhörer näher bringt. Der Schauspieler ist dort von den Zuschauern gleichsam umgeben; und da in den Italiänischen Stücken kein Menschenverstand, kein Scenenspiel, keine Gruppen, keine Situationen und keine Theatercoups sind: so bedarf das Publicum seine Augen nicht; es hat nur Ohren nöthig. Hingegen in Frankreich, wo die dramatische Kunst mit einer Überlegenheit getrieben wird, welche die sämmtlichen Theater aller andern Länder weit hin-

ter sich zurückläfst, verlangen wir, dafs die Scene täuschend sei. — Da übrigens die Erfahrung den Directoren dieses Theaters gezeigt hat, dafs die Italiänischen Vorstellungen das nicht wieder einbringen, was sie kosten, so müssen sie künftig dahin sehen, dafs bei den Französischen Stükken, die ihnen sehr gut gerathen, für alles gesorgt werde, was sie geltend machen kann.» (Der Verfasser schlägt hier wichtige Verbesserungen vor.)

«Der grofse Versammlungs-Saal (*foyer*) dieses Theaters wäre erträglich, wenn nicht wer weifs welcher ungeschickte Rathgeber die Direction zu ungeheuren Kosten verleitet hätte, um diesem Saale die lächerlichste und sinnloseste Verzierung zu geben. Man

hat dabei nicht bedacht, dafs alles, was sonderbar ist, deshalb noch eben nicht geschmackvoll wird. Überdies sieht man an den Mauern des Saales nur von Italiänern componirte Musik! Eine um so unverzeihlichere Plumpheit, da man schon affectirt, die fremden Talente den nationellen vorzuziehen, welche diesem Theater doch einträglicher sind als jene, und da man dadurch die Französischen Schauspieler, die das Glück des Theaters machen, und die Autoren demüthigt, die bald ermüden müssen, ihr Genie für die Ungerechtigkeit und den Undank herabzuwürdigen.»

«Dieses Theater hat vier ganz verschiedene Arten von Schauspielen, wodurch es den höchsten Grad der Überlegenheit erreichen könnte, wenn

man davon hinlänglichen Gebrauch zu machen wüfste, um eins durch das andere zu heben, jedem seine rechte Stelle anzuweisen und mit allen zum Vergnügen des Publicums gehörig abzuwechseln. 1) Die *Italiänische Operette*, welche durch die Sänger und Componisten zur gröfsten Vollkommenheit erhoben ist, aber durch das höchst unbedeutende Recitativ immer trocken und einförmig, durch die Länge der Stücke (eine Operette füllt den ganzen Abend) immer erdrückend, und durch die schlechte Anordnung der Scenen immer lächerlich und jämmerlich bleibt. 2) Die *Französische Operette*, die bis jetzt nicht über 3 oder 4 erträgliche Stücke hat, und die sich ohne das Talent der Schauspieler auch nicht

würde erhalten können. (Wir nehmen hiervon blofs die Oper *Lodoiska* aus, die wahres Interesse hat.) 3) Die *Vaudevilles*, Charakterstücke, eine vortreffliche Art von Schauspiel, die der *Cousin Jaques*, trotz allen Schwierigkeiten, die man ihm in den Weg legte, so glücklich erschaffen hat, und die das Talent zum Gesange eben so glücklich entwickelt, wie die Schauspielkunst. 4) Endlich die *Komödie*, mehr als mittelmäfsig in den Vorstellungen, und von den Dichtern besser bearbeitet, als die Französische Operette.«

Der sehr ausführliche Artikel läfst sich nun noch auf die Kritik der bereits aufgeführten Stücke und ihrer Schauspieler in allen vier Arten ein, giebt dann eine sehr vortheilhafte

Schilderung von den beiden Eigenthümern des Theaters, *Leonard* und *Viotti*, von dem zehn Personen starken Ausschufs, der das Theater eigentlich dirigirt, von den vornehmsten Sängern und Sängerinnen der Italiänischen Oper, *Mssrs. Mandini*, *Raffanelli*, *Vignagnoni*, *Simoni*, *Rodevins*; *Mesd. Morichelli*, *Simonet*, *Balletti*, (die wirklich ein Ensemble ausmachen, wie man es in Italien auf keinem einzigen Operetten-Theater finden soll;) ferner von den Sängern der Französischen Operette, von der Komödie und den *Vaudeville*-Stücken. Unter den ersten zieht er Mr. und Mde *le Sage* allen Übrigen vor; unter den andern Hrn. *Vallière*, von dessen Spiel in den Stücken *l'histoire universelle* und *le Club de bonnes gens* er vor-

züglich mit Enthusiasmus spricht. Er rechnet es dann noch diesem Theater zu einem besonderen Verdienste an, dafs es niemals solche Mordbrandstücke gegeben hat, wie die, mit denen sich jetzt fast alle Theater besudeln. (Nächstens schreib' ich Dir von *Schillers Räubern*, die hier unter dem Titel: *le chef des brigands*, gegeben werden.) Dann kommt noch eine umständliche Nachricht von allen Schauspielern und Schauspielerinnen, die im vorigen Jahre debütirt haben, und von den neuen Stücken, die in dem Jahre gegeben worden sind. Unter diesen hat die Italiänische Operette *le Festin de Pierre*, (*il convitato di Pietro*) mit Musik von *Gazzaniga*, am wenigsten, die Französische Operette *Lodoiska*, mit Musik von *Cherubini*,

am meisten gefallen. Auf diesem Theater sind übrigens im vorigen Jahre 9, durch die Begebenheiten des Tages veranlafste neue Gelegenheitsstücke gegeben worden. Wenn die Wuth des Pariser Publicums nach solchen Stücken fortdauert, an denen oft der Inhalt den ganzen Werth ausmacht, so mufs das bald einen sehr nachtheiligen Einflufs auf die Kunst haben. Doch davon schreib' ich Dir nächstens recht ausführlich. — Dann folgt ein genaues Verzeichnifs des Personale bei diesem Theater, das, (aufser dem Orchester von 50 Personen, welches sich jetzt den Ruf des ersten Orchesters in Paris zu erwerben anfängt) vom Entrepeneur bis zu den dienenden Personen herunter, aus 151 Personen besteht; 40 Lieferanten

und 60 Handarbeiter, verschiedene andere angestellte Spritzenleute und Wachen nicht mitgerechnet, so dafs das ganze Personale überhaupt gegen 400 Personen stark seyn soll. Du kannst Dir hieraus einen Begriff von dem Umfange einer solchen Entreprise, und aus jener, gegen 70 enge gedruckte Seiten langen Beschreibung auch einen Begriff von dem Almanach selbst machen, der alle nur einigermafsen wichtige Theater in Paris so abhandelt.

Wie denn jetzt nichts ohne Beziehung auf die politischen Angelegenheiten bleibt, so schliefst auch mein Almanachschreiber seinen Artikel mit der Nachricht von einer freien Vorstellung, welche dieses Theater am 20ten Sept. 1791 gegeben

hat. Man fügte in dem Stücke *l'histoire universelle* einige Verse hinzu, die *Vallière* als Gastwirth am Schlusse sang; das Publicum liefs sie wiederholen, und unterbrach sie oft durch lauten Beifall, »welches beweist, dafs das Volk gute Belehrungen, wenn sie wirklich gerecht und wohl angebracht werden, nicht ungern hört.« — Weiter oben hatte er schon aus dem richtigen Applaudissement der Zuhörer gefolgert, dafs das Volk glücklich und ruhig seyn würde, wenn strafbare Einbläser es nicht irre zu führen suchten. — Hier sind die Verse:

Il est temps, de suivre la loi:
Plus de désordre et de licence!
François, oubliant la vengeance,
Imitons notre bon Roi!
Que Louis soit notre modèle,
Et que son penchant pour la paix

Devenue en France à jamais
L'histoire universelle!

In unserm alten Lieblingstheater *aux Italiens*, dem eigentlichen Französischen Operettentheater, sahen wir vor einigen Tagen die allerliebste Operette *le droit de Seigneur* von *Martini*, und *Auvassin et Nicolette* von *Gretry*, mit grofsem Vergnügen und dem angenehmen, ungestörten Genusse, den nur ein vollkommenes *Ensemble* gewähren kann.

Im *Theatre du Vaudeville* hat sich *H*** einen Abend wieder ein halbes Dutzend kleine Stücke hinter einander zu seiner grofsen Gemüthsergötzung gefallen lassen. Er bekam da für seinen Livre *la revanche forcée*, *mille et un Théatres*, *la matinée*, *la veillée villageoise* und er

weifs selbst nicht mehr, was noch alles dazu. Du erinnerst Dich, dafs dieso kleinen Stücke *en vaudeville* aus lauter Lieblingsgesängen des Volkes, theils Nationalliederen, theils Operettengesängen, zusammengesetzt werden, und dafs man einer solchen Auswahl von Melodieen neue Texte unterlegt, wenn die alten sich nicht von sellst fügen wollen, um ein zusammen hangendes dramatisches Ganze daraus zu machen. Es herrscht oft sehr viel Munterkeit und Leben in solchen kleinen Stücken; nur leiden oft die Ohren dabei. Nicht nur die Instrumental-Begleitung pflegt fast immer klein und schlecht zu seyn, sondern auch der Ort, wo meistens ganz in der beleidigenden Französischen Manier gesungen wird, taugt nichts.

I. fällt einem dabei nicht selten ein *bon mot* von *Piron* ein, der einmal alte schlechte Französische Musik in einem niedrigen Stile, wo die Musik sich auch schlecht ausnahm, aufführen hörte. Einer seiner Nachbarn sagte zu ihm mit dem gewöhnlichen Kunstausdruck: *«la salle est bien sourde.»* *Piron* antwortete: *ah! qu'elle est heureuse!*

Secus und vierzigster Brief.

Paris, den 30. März 1792.

Der Zeitpunkt einer Vereinigung des Königs mit dem Volke, den bisher viele gute Seelen noch immer für möglich hielten, scheint nun leider ganz vorüber zu seyn. Beide Partheien gerathen mit jedem Tage immer mehr und mehr in offenen Krieg gegen einander; beide scheinen sich schon aller Klugheit und Vorsicht zu begeben und ihre ganze Hoffnung nur noch in die gröfstmögliche Anfeuerung und Bewaffnung ihrer Anhänger zum siegenden Widerstande zu setzen.

Noch vor wenigen Monathen, bald nach der Flucht und Rückkehr des

Königs, würde es vielleicht möglich gewesen seyn, Frieden und Einigkeit zu stiften, wenn die Königin klug genug gewesen wäre, die Volkspartei zu ergreifen, und wenigstens dem Anschein nach sich darein ergeben hätte, eine populäre Königin zu seyn. Dies wäre nicht blofs Klugheit, sondern selbst Pflicht gegen den König und das Land gewesen. Der König befindet sich in der Lage, in die ihn die Constitution setzt, offenbar besser, als vorher zwischen *Artois*, der Königin und ihren *Polignacs*, *Monsieur* und den Ministern. Von dem, was alle diese auf Kosten des Volkes, und mit unsinniger Begierde verlangten, hatte er nichts; und eigentlicher Beherrscher war er auch so wenig, wie er es vielleicht selbst zu seyn

Lust hatte. Genug, der *constitutionelle König* war für ihn offenbar weit bequemer, sicherer und angenehmer; und auch die Constitution konnte sich zu ihrer ganzen treuen Ausübung keinen passenderen König wünschen. Sie ward gewissermafsen auf ihn, der einmal da war, und den man wenigstens als unschuldig genug kannte, um ihn erhalten zu müssen, berechnet; und dies ist eine von den Hauptursachen, warum die Constitution nicht das ward, was sie werden konnte und sollte.

Die Königin und die sie Umgebenden fanden jenes freilich desto schlimmer; sie waren einmal zu sehr in Üppigkeit und ungezähmte Laster versunken und zu alt in ihrer Art zu leben geworden, um nun noch lernen

zu können, dafs selbst im Laster Mäfsigung die erste Klugheitsregel ist. *Ihnen* sind freilich 25 Millionen jährlicher Einkünfte eine fürchterliche Einschränkung; und so wagen sie denn Blut und Leben und das Wohl von 25 Millionen Menschen an die Wiedereroberung des alten goldnen Vliefses.

Wenn man nicht die eingeschränkten Begriffe, den gänzlichen Mangel an Einsicht in den grofsen Lauf der Dinge, die gränzenlose Verachtung des Volkes, und den uns gesetzten Deutschen unbegreiflichen Leichtsinn des Französischen Hofes kennt; so mufs es einem unglaublich scheinen, dafs die Königin nicht gleich Anfangs, als jeder Mensch mit gesunden Augen einsah, dafs die Nation noch nicht

genug vorbereitet war, eine solche Constitution zu empfangen, wie man ihr zu geben dachte — dafs die Königin und ihre Anhänger da nicht sogleich die Partie ergriffen, sich dem Anscheine nach völlig in die neue Sache zu finden und sie ganz zu der ihrigen zu machen. Damals hätten sie auf diesem Wege das neue Gebäude so stückweise, wie es aufgeführt ward, auch wieder untergraben und zerstören, und am Ende, selbst in ihrem abscheulichen Sinne, noch ansehnliche Vortheile für die nächsten 10 bis 20 Jahre aus der Sache ziehen können, die den Parisern bald etwas Altes geworden wäre.

Fern — wie das schwärzeste Laster — sei es von mir, zu wünschen, dafs dieses geschehen wäre! Nicht

Frankreich allein, sondern die ganze Menschheit, hatte unabsehlich darunter verloren: denn auch angenommen, dafs es blofs bei dem grofsen Versuche geblieben, dafs die Constitution auch wirklich nicht zu Stande gekommen wäre, oder nicht von Dauer hätte seyn können: so waren dadurch doch so viele grofse, wohlthätige, ächt erleuchtende Begriffe in Umlauf gebracht, dafs für die ganze Menschheit immer derselbe Gewinn daraus entstehen mufste, den durch das Dessauische Philanthropin die Deutschen Schulen erhalten haben. Aus dem Philanthropin ist nichts geworden; aber wie sehr hat nicht der grofse Versuch des ungestümen kühnen *Basedow* den Schulen gefruchtet! wie sehr hat er sie nicht auf das Bedürf-

nifs des praktischen Unterrichtes und auf Vereinigung der physischen Erziehung mit der moralischen aufmerksam gemacht! —

Jener Betrachtung kann sich indefs keiner, der die Nation und den Hof kennt, erwehren, und man mufs um so mehr im Innersten indignirt seyn, wenn man sieht, dafs jene hochmuthige, über ihren eignen Vortheil und den wahren Gewinn der Nation höchst verblendete Frau blofs aus Verachtung eines der ersten Völker, ja, der Menschheit selbst, mit verlorner, erst wieder zu erringender Gewalt das durchzusetzen strebt, was durch Klugheit so leicht und sicher zu erhalten war.

Doch in allgemeines Raisonnement wollte ich mich heute noch nicht ein-

lassen, wiewohl ich es gewifs nicht aufgebe, Dir nächstens meine Meinung von der ganzen Sache und von der gegenwärtigen Lage überhaupt, so viel wie möglich getreu und deutlich zu entwickeln. Ich will nur noch einige Facta aus den letzt verflossenen Tagen nachzuholen suchen, welche Dir die gegenwärtige Erbitterung augenscheinlicher machen können.

Ein gewisser *Mr. Paris*, der seit einiger Zeit eine Menge Briefe gegen die freiwilligen Nationalgarden an den Gränzen, zu denen er ehemals selbst gehörte, im *Moderateur* abdrucken liefs, und den man jetzt zum Officier bei der neuerrichteten königlichen Garde gemacht hat, läfst fast täglich Sinngedichte und allerlei Spottverse gegen die Patrioten in dem *Journal*

de la ville et de la cour abdrucken, und unterzeichnet sie stets ohne Scheu: *Paris l'aîné, garde du Roi.* Es ist unbegreiflich, wie der Commandant der Garde und der König, oder vielmehr die Königin, es leiden, dafs man sie und ihre Garden so compromittirt, ihren Patriotismus so offenbar verdächtig macht, ja sie selbst so muthwillig in Gefahr setzt, ihre Garde, die sie — wie man sagt — mit vieler List und Mühe endlich nach ihrem Sinne organisirt haben, wieder zu verlieren. Bei den Jacobinern scheint es schon ausgemacht zu seyn, dafs sie dem Könige wieder genommen werden müsse. Man sieht daraus, dafs der Hof, wenn er nicht ganz in Verzweiflung ist — wozu es aber gar nicht den Anschein hat —

sich seiner Sache so gewifs dünkt, dafs er nicht mehr glaubt, das Publicum schonen zu dürfen. Leider erhellet dies aus allem ganz deutlich.

Jener *Mr. Paris* richtete bisher seinen Witz und Zorn besonders gegen einen, allgemein für ganz vorzüglich brav gehaltenen Freiwilligen der Nationalgarden, *Mr. Boyer*. Dieser ist von der Gränze ausdrücklich her gekommen, um sich mit *Mr. Paris* zu duelliren. Öffentliche Blätter kündigen das *Rendezvous au bois de Boulogne* an, und bestimmen, dafs die Schläger sich nackt auf zwei Pistolen und den Sabel, deren sie sich nach Gefallen bedienen wollen, schlagen werden. Zu gleicher Zeit sprechen sie davon, dafs jetzt fast täglich wilde Zweikämpfe dem Vaterlande brave Vertheidiger rauben.

Zum Lobe dieses *Boyer* sagt der *Moniteur* vom 26ten dieses Monaths: «Der brave *Boyer* ist einer von den eifrigsten Freunden der Constitution; sein Beispiel belebt seine würdigen Waffenbrüder oft; seine wohlwollende Seele und sein glühender Patriotismus haben ihm überall Freunde und Bewunderer erworben. Sein Tod würde ein wahrer Verlust für das Vaterland seyn. Es wäre aller unsrer guten Mitbürger würdig, wenn sie ihm zu überzeugen suchten, dafs er die Beleidigungen, die der Hafs gegen die Constitution erregt hat, verachten und nur für sein Vaterland das demselben zugehörige Blut vergiefsen müsse.

Condorcet spricht in No 82 und 83 seiner *Chronique de Paris* ebenfalls mit dem höchsten Interesse von

diesem Duell, das man anfängt, als ein Vorspiel zu grofsen Thätlichkeiten anzusehen. Er sagt: »das Gerücht von der Sache unseres braven *Boyer* hat gestern eine Menge ächter Patrioten nach seinem Hause gezogen. Man wird leicht denken, dafs er behauptet, die Nachricht von dem gestern erwähnten Zweikampfe sei ungegründet. Die Wahrheit besteht darin, dafs der Zweikampf verschoben ist, weil sein Gegner die Wache hatte. Man sagt jetzt, er solle am Sonnabend Statt haben; aber es ist natürlicher zu glauben, dafs Ort und Zeit geheim gehalten werden.«

Der Patriot *Gorsas* hat in der Jacobiner-Sitzung mit grofser Heftigkeit von dem Vorfalle gesprochen; seine Rede ist auch in seinem patrioti-

schen Blatte gedruckt. *Condorcet* fordert alle, die sich recht von der Sache unterrichten wollen, auf, ihn zu lesen. Die Garde des Konigs redet er besonders an: «Wir laden die Garde, unter der es auch brave Mitbürger giebt, dringend ein, nicht zu leiden, dafs einige verpestete Mitglieder ihre Bürgertreue verdächtig machen, und über die Sache reiflich nachzudenken.» Auch den braven Mitbürger *Boyer* fordert er zu ernster Überlegung auf: «Sein Degen,» sagt er, «kann seinem Gegner nur den physischen Tod geben; die von unserm Mitbruder *Gorsas* angehäuften sehr genauen Thatsachen geben ihm den moralischen, und die wahre Art sich an ihm zu rächen, ist *die*, ihn leben zu lassen.»

Fast täglich hört man von Händeln zwischen der neuen königlichen Garde und den Nationaltruppen, die mit ihnen die Wache in den Tuilleeen haben. Schon an dem in die Augen fallenden Bestreben der königlichen Gardisten, die Nationalgarden auch im Aufseren an Eleganz, Ordnung und Anstand noch übertreffen zu wollen, — welches wahrlich bei der hohen Vollkommenheit der hiesigen Nationaltruppen nicht leicht ist, und fast immer nur in übermüthige Arroganz und eitlen Putz, das alte Hofabzeichen, ausartet — sieht man eine starke Rivalität.

Die Königin hat es wieder versucht, sich in der Oper zu zeigen, und ihre Leute sind selbst in kleinen Theatern gewesen, um zu sehen,

wie weit es ihren Anhängern gelingen könne, das demokratische Publicum daraus zu entfernen, oder es bei dem lauten Rufen: *vive la reine!* in Zaum und Ordnung zu halten. Es hat skandalöse Scenen dabei gegeben; ein Page der Königin ist vom Pöbel in den Gassenrinnen herumgeschleppt und fast umgebracht worden. *Mr. Prudhomme* erzählt das sehr umständlich.

Das Zurückhalten und Verborgenbleiben des Herrn *la Fayette*, von dem man selbst durch seine vertrautesten Freunde nicht erfahren kann, ob er noch in Paris oder schon nach Metz zurückgekehrt ist, und die Menge Carricaturen auf ihn, die man hier in offnen Läden verkauft, zeigen, dafs auch ihm die herrschende Volkspar-

thei nicht mehr trauet. Eine Stelle im *Moniteur* über ihn, ist hier von weit gröfserem Gewicht gewesen, als vielleicht bei auswärtigen Lesern. Der *Moniteur* zeigt den zweiten Theil von *Payne'ns Rechten des Menschen* an, dem der Verfasser eine Zueignung an *la Fayette* vorgesetzt hat. Er sagt ihm darin: «der einzige Punkt, worin ich uns Beide von verschiedener Meinung gefunden habe, betraf nicht die Regierungs-Grundsätze, sondern die Zeit. Wozu Sie 14 bis 15 Jahre nöthig glaubten, das schien mir immer in weit kürzerer Zeit auszuführen. Da ich nicht auf eine so lange Lebensdauer rechnen kann, wie Sie für Sich zu hoffen berechtigt sind, so bin ich entschlossen, so schnell wie möglich zu arbeiten; und da mich nach

Ihrer

Ihrer Gesellschaft und Ihrem Beistande unendlich verlangt, so wünschte ich sehr, dafs Sie die Ausübung Ihrer Grundsätze beschleunigten und mich einholten.»

Hierüber sagt der *Moniteur* vom 27. März folgende viel bedeutende Worte: »Wir wollen den General, dem *Payne'ns* Werk zugeeignet ist, eben nicht richten; es scheint uns aber doch, als ob Hr. *Payne*, wenn er sich keiner andern Gesellschaft versichert hat, als der seinigen, jetzt grofse Gefahr liefe, seine Reise allein vollenden zu müssen.»

In der That, ich fürchte, die Vorstellung auf einem Kupferstiche, wie der arme *la Fayette* hängt, und wie an Einem Beine ein Aristokrat, an dem andern ein Demokrat zieht, wird

bei ihm bald in Erfüllung gehen. Ein gutes Ende kann ihm auf keine Weise bevorstehen; denn er will in dieser kritischen, verworrenen Sache eine glänzende Rolle spielen, und auch ehrlich bleiben.

Aus mehr als dreißig verschiedenen Orten in verschiedenen Departements sind in den letzten Wochen unangenehme Nachrichten von Aufständen eingegangen, die einander sehr ähnlich sehen. Fast bei allen liegt der Kampf zwischen den Departements, die als Royalisten in Verdacht sind, und zwischen den Communen zum Grunde; fast überall haben kleine aufgewiegelte Truppencorps sich als Werkzeuge zu muthwilligen Unruhen gebrauchen lassen.

Die Officiere verlassen schaaren-

weise die Linientruppen, und gehen zu den Emigrirten über. Die Soldaten befördern und erleichtern ihre Desertion, um die erklärten Aristokraten nur los zu werden, und vielleicht auch ihre Stellen selbst zu besetzen. Unter den eigentlichen Französischen Regimentern sind *die Soldaten* fast ganz allgemein erklärte Patrioten, und *die Officiere*, vom Fähnrich bis zum General, erklärte Aristokraten. Das nimmt mich übrigens nicht Wunder; es ist gegen die menschliche Natur, dafs der Officier, dessen ganze politische Existenz sich bisher um die Begriffe von königlicher Gewalt und von daher ausfliefsender Ehre drehete, itzt auf einmal entgegengesetzte Begriffe von Volks-Souverainität und Bürgertugend mit

ganzer Seele ergreifen sollte, um sie selbst zur Seele seiner Gesinnungen und Handlungen zu machen.

In dem gegenwärtigen Zeitpunkte der Krisis, besonders wenn es noch zum Kriege kommt, wie nunmehr Briefe aus Wien, Berlin und Braunschweig es wahrscheinlich machen, ist es den Franzosen sogar zu wünschen, dafs die meisten Officiere die Armee verlassen mögen. Die wenigen, die als erklärte Patrioten bleiben, können dann auch um so ungehinderter fortrücken und steigen, wenn sie Muth und militairische Talente genug besitzen, sich hervorzuthun; denn jetzt lassen alle die Generale und Oberofficiere mit glänzenden Familiennahmen einen nahmenlosen Mann von Talenten so leicht nicht auf-

kommen; und gewifs sind in manchem Regiment brave, kluge, gediente Sergeanten, die mehr militairische Einsicht und Erfahrung haben, als ihr junger Herr Oberster, der sonst zur Ehre seiner hochadligen Familie, mit grofser Verläugnung seines in Paris oder Versailles abgemergelten Körpers, wirklich vierzehn Tage jährlich in seiner kleinen Garnison zubrachte, wo er die Uniform des vorigen Jahres wohl zu kurz, aber nicht so leicht zu enge fand.

Und wie viele brave, gebildete Officiere giebt es nicht in der Französischen Armee, die nach der bisherigen Ordnung der Dinge vor allen den Prinzen, Dücs und Marquis so leicht nicht zum Commandiren kamen! Wer erinnert sich nicht, in dem Ge-

folge reisender Französischer Generale und Prinzen Officiere von unbekanntem Nahmen gekannt zu haben, für deren eben so lehrreiche als angenehme Unterhaltung man gern die Person des Prinzen selbst, den galanten Damen der Gesellschaft überliefs!

Wenn künftig Männer von ächten militairischen Kenntnissen und von Erfahrung die Französischen Truppen anführen, dann wird man erst sehen, dafs der Franzose ein braver Soldat ist, und dafs die ehemaligen unglücklichen Feldzüge, welche ihn bei uns lächerlich und verächtlich gemacht haben, nur eine natürliche Folge von der schlechten Anführung gewesen sind. Immer bekamen ja nur die Favoriten der Maitressen und der Minister das Commando der Französischen

Armee. Solche Menschen gingen dann auf weiter nichts aus, als sich durch Raub und Bedrückung des feindlichen Landes zu bereichern; und sobald sie angefüllt waren, kehrten sie wieder nach Paris zurück, um einem andern Blutsauger Platz zu machen. *Richelieu* — dieser Elende, der künftig zur Bezeichnung seines verderbten Zeitalters dienen wird, der mit erlogner Bravour in Ausschweifungen sich einen grofsen Nahmen zu machen wufste — *Soubise* und alle ihres Gleichen werden mit Recht in Deutschland ewig verachtet und gebrandmarkt bleiben; aber der Französische Soldat wird sich in künftigen Kriegen, wenn er bessere Anführer hat, gewifs rechtfertigen und sich dauernde Achtung erwerben.

Die Soldaten, die vielleicht allein

wirklich an Krieg glauben, weil sie ihn wünschen, fangen jetzt auch ernstlich an, sich der aristokratischen Officiere zu entledigen. In *Metz* hat ganz kürzlich ein Regiment seine Officiere durch ein *Scrutinium* gemustert. Das Resultat davon war, dafs es nur zwei Officiere, einen Major und einen Lieutenant, beim Regimente behielt, und die übrigen 62 bat, sich zu entfernen, was denn diese alle auch ohne Anstand gethan haben. Sie schifften sich sämmtlich nach *Mainz* ein. Die Soldaten des Regimentes sind übrigens so brav gewesen, nur drei Officier-Stellen aus ihrer Mitte zu besetzen, und die andern alle der vollziehenden Gewalt zu überlassen. Zwei Officiere hat man ihnen sogleich geschickt; und so hat

das Regiment in diesem Augenblick nicht mehr als sieben.

Es ist schlimm, dafs diese Art zu verfahren und die noch tumultuarischere einiger anderen Regimenter viele auswärtige Officiere, die in Deutschen Armeen den Dienst gründlich erlernt und geübt haben, aber zu sehr an die strengsten Begriffe von militairischer Subordination gewöhnt sind, abhalten wird, in Französische Dienste zu gehen. Ohne diesen Umstand würde die Französische Armee jetzt gewifs sehr viele brave gediente Officiere aus Deutschland und dem Norden bekommen, die hier eine schöne Carriere, ihr Glück zu machen, fänden. — —

Einige auffallende Volks-Scenen mufs ich Dir doch noch nachholen,

weil sie die jetzige gegenseitige Erbitterung beweisen.

Vor einigen Tagen bot dicht neben uns im *Palais royal* ein Trödler einem gemeinen Menschen eine rothe Freiheitsmütze zum Verkauf an. Dieser erwiederte, rings um von Menschen umgeben: *gardés vos tristes bonnets de nuit! je m'en f....* (behaltet eure jämmerlichen Nachtmützen! ich schere mich den Teufel darum!) Sogleich fiel das umstehende Volk über ihn her, stiefs und drängte ihn, indefs er sich tapfer wehrte, von allen Seiten, und wollte so mit ihm zu dem *Bassin* hin, worin schon Mancher zur Revolution getauft worden ist. Aber schnell eilte die Wache der Nationalgarde herbei, drängte sich ohne Worte und Stöfse

mit grofser Entschlossenheit durch alles das Volk, umgab den Menschen, so dafs kein Andrer mehr nahe an ihn heran konnte, wendete schnell um, und brachte ihn zum nächsten Ausgange, wobei sie die Volksmenge immer vor sich her drängte und einen andren Theil, der mit jedem Augenblicke gröfser ward, und worunter auch wir uns befanden, hinter sich hatte. Vor dem Ausgange stand eine Menge *Fiacres*; und so rifs einer der Gardisten, ohne ein Wort zu sagen, die Thür von einem derselben auf; Andre warfen den Menschen hinein; drei sprangen mit aufgepflanztem Bajonett ihm nach; der letzte sagte dem *Fiacre* ein Wort; die hölzernen Fensterbretter wurden aufgezogen, und nun fuhr der Wagen im Galopp durch die Volksmenge.

Diese ganze Scene, die mit unbeschreiblicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit ausgeführt ward, dauerte bei weitem nicht so lange, als ich jetzt daran schreibe. So ist es denn möglich, dafs man wochenlang in Paris lebt, ohne den kleinsten besondern Lärm und Tumult zu sehen. Man mufs sich gerade im Augenblikke des Entstehens an Ort und Stelle befinden, oder man sieht und hört nichts. Rings um eine solche Scene ist das gewöhnliche Gewühl (welches mancher junge Deutsche Correspondent unserer Deutschen Zeitungen wohl für immerwährende Revolutions-Scenen halten mag) den ganzen Tag über so betäubend, dafs ein Auftritt, wie der so eben beschriebene, nicht funfzig Schritte im Umkreise be-

merkt wird. Die Wachsamkeit, der Muth und die Geschicklichkeit der Nationalgarden, die an allen Ecken, auf allen Plätzen, und in allen Strafsen umher ihre Wachthäuser haben und ziemlich nahe bei einander ausgestellt stehen, sind so ausgezeichnet, dafs jeder kleine Auflauf gleich auf der Stelle erstickt wird. Ihre Art, sich dabei zu benehmen, hat in der That etwas Grofses. Noch hab' ich nicht bei einer einzigen solchen Gelegenheit irgend einen Nationalgardisten eine laute Sylbe, viel weniger ein Scheltwort, aussprechen hören, noch nie einen Stofs oder einen Schlag dabei austheilen sehen. Als ich neulich zweien von ihnen einen Dieb transportiren half, und manchem ungestüm auf uns eindringenden ge-

meinen Kerl einige Deutsche Rippenstöfse beibrachte, verwies es mir der Gardist, und sagte leise zu mir: *marchés seulement serré.* Sie manövriren blofs, aber so geschickt, schnell und entschlossen, dafs alles um sie her kraftlos und unthätig wird. Hierzu trägt wohl nicht wenig der Umstand bei, dafs es fast lauter schöne, ansehnliche, zum Theil recht heroisch gestaltete Menschen sind, und dafs ihr höchst ordentlicher, ächt eleganter Anzug dem Volke auch wohl imponirt. Übrigens haben sie bei ihrem Eindringen in das Volk eine sehr wirksame Methode; sie halten das Gewehr mit beiden Händen, so hoch sie können, in horizontaler Lage, und das Bajonett vorn, so dafs sie, wenn man sich persönlich an ihnen vergrei-

fen wollte, vor sich das Bajonett, und hinter sich die Kolbe brauchen könnten. Wäre die Nationalgarde gleich in den ersten Monathen der Revolution so formirt gewesen, so würden alle die grausamen Hinrichtungen auf dem *place de Grève* nicht möglich gewesen seyn, falls der commandirende Officier und die Garden sich ernstlich bemühet hätten, sie zu verhindern.

Nun noch zum Beschluſs eine tragikomische Volks-Scene, welche Dir nach der Erfahrung, daſs fast jeder alte Mann, vom *Duc* bis zum Kutscher, und selbst viele junge Leute, noch vor sechs Jahren mit Haarbeuteln und schwarzen Röcken gingen — ein Beweis seyn muſs, wie weit es mit der Veränderung der Sinnesart

bei dem gemeinsten Manne, und besonders mit dem Hasse gegen den Hof und Alles, was altes Hof-Costume verräth, gekommen ist. Ein alter Schreiber aus einem öffentlichen *Bureau, Mr. Sallion*, geht neulich in seinem gewöhnlichen staubigen schwarzen Kleide und altem Haarbeutel auf der Strafse, und wird von jungen muthwilligen Leuten angehalten, die ihm den Haarbeutel abschneiden und den schwarzen Rock ausklopfen. Er hat das selbst in öffentlichen Blättern so naiv und witzig erzählt, dafs ich Dir lieber seine eignen Worte hersetzen will.

«Am vorigen Sonntage fielen einige junge Leute, die im Begriff waren, nach Indien zu gehen, um dort eine Fabrik von neumodischen Lampen

pen anzulegen, über mich her, und setzten mir etwas hart zu. Mein Haarbeutel und mein schwarzes Kleid, die ich damals trug und nicht mehr trage, waren ihnen unausstehlich; aber als ächter Patriot habe ich ihnen durch Rippenstöfse den Artikel vom Widerstande gegen Unterdrückung in der Erklärung der Menschenrechte weidlich commentirt. Wir brachten sie endlich zum Friedensrichter, wo es sehr leicht war, sie zu überzeugen, dafs sie etwas zu viel getrunken hätten. Darum habe ich auch die Erleuchtung Indiens, und die Erzählung, welche die jungen Herren dort von der Französischen Revolution machen können, nicht weiter verhindern wollen, sondern den Friedensrichter gebeten und von ihm erhalten,

dafs dieser kleine Muthwille weiter keine Folgen haben sollte.«

Von der Gesinnung des hiesigen gemeinen Volkes kann ich Dir nicht besser einen Begriff geben, als wenn ich einige Stellen aus dem letzten Blatte des *veritable Père Duchêne* abschreibe. Es ist durch die tollen Weiber, welche bewaffnet seyn wollten, veranlafst, und hat unter dem gemeinen Volk eine aufserordentliche Sensation gemacht. Das Volk schwört bei dem Blatte. Ist je seit *Hamlet's* Zeiten Methode in einer Tollheit gewesen, so ist sie es gewifs hier. Man überzeugt sich wirklich immer mehr und mehr, dafs der Verfasser ein sehr kluger, die Sache ganz übersehender Mensch ist, der seine niedrige Form annimmt, um desto sicherer

auf den gemeinen Haufen zu wirken. Einige sagen, es sei der schon in mancher Rücksicht bekannte *Carra*, den wir auch bei den Jacobinern oft heftig und witzig reden hören. Du mufst ihn aber ja nicht mit dem feinen vortrefflichen *Garat l'ainé* aus *Bordeaux* verwechseln, den wir vor sechs Jahren in Paris kannten, der Mitglied der constituirenden Versammlung war, und durch einige edle, angenehme Schriften bekannt, besonders auch als jetziger *Redacteur* des *Journal de Paris* sehr geschätzt ist.

Es wäre lächerliche Ziererei, Dir die [illegible] populairen Französischen Ausdrücke mildern oder zur Verunstaltung dieses edlen Volksvaters weglassen zu wollen; so mag denn alles treu da stehen Zum Motto des Brie-

ſes hat er: CASTIGAT RIDENDO MORES.

Il châtie les moeurs en riant.

Il est bon de faire voir à tous les ennemis de la patrie les résolutions foudroyantes d'un peuple libre. Il est bon qu'ils sachent qu'ils rencontreront un obstacle jusque dans les efforts de l'être le plus foible.

N'en doutez pas; tant de faquins ne ..... pas le camp tous les jours comme des oyes sauvages si de grands complots n'étoient, ..., pas préparés. Ces troubles suscités partout comme par un coup de baguette, et qu'on a l'audace de rejetter sur les amis de la Constitution, sont imaginés pour nous diviser, pour occuper nos troupes de l'intérieur, pour jetter le desespoir dans les ames foibles, et nous attaquer ensuite au-dehors avec toutes les forces combinées, des traitres et des ....., despotes.

Nous sommes trahis, mais nous n'avons pas oublié comme on punit les scélérats inhumains toujours tous prêts à sacrifier un grand peuple à l'ambition d'une poignée de ....

Que tous ces maux qui nous accablent et qu'on nous prépare encore, excitent enfin dans les ames bouillantes cette indignation salutaire qui marche droit au but sans tortiller des fesses; faisons valoir les lois; ou bien on s'en ... ... toujours. Sont-ils assez visibles les forfaits de l'odieuse aristocratie?

Ici ce sont des prêtres fanatiques qui s'occupent avec une ardeur vraiment démoniaque à allarmer toutes les consciences; là ce sont des drôles payés qui viennent troubler nos plaisirs et se ..... de nous à notre nez, en criant à bas la Nation, et en assassinant les patriotes. Ici ce sont des troupes d'officiers qui laissent leurs drapeaux et vont se jetter dans l'armée des bons amis du Roi. Celui-ci fait placarder des injures et des abominations révoltantes; celui-là fait imprimer des millions milliasses de libelles pour empoisonner la France. Cet autre achette à grands frais nos louis d'or pour le grand coup de partie, mais, ... les piques nous restent; enfin des bandits se répandent dans les campagnes pour soulever tous les

pauvres gens contre les paisibles citoyens, et les exciter à des atrocités qui font frémir.

Plus nous tarderons à nous reunir pour exterminer ces fléaux, plus ils ravageront nos propriétés, plus ils commettront de crimes. Bons citoyens, réunissons nous donc et prenons la ferme résolution d'appaiser en quatre matins tout ce vacarme.

Que les monstres qui sont les auteurs, tremblent! la force et le patriotisme vont s'élancer contre eux. Ce ne sont, ... pas de bons citoyens qui font ainsi, depuis environ six semaines, ce boucan simpiternel, qui nous afflige; ce sont les acteurs de la tragédie préparée par des ..... cachés derrière le rideau. Rallions-nous autour de la Constitution, saboulons les coquins dont le ramas criminel infeste nos villes, et, ... que tous disparoissent comme des ombres chinoises.

Chassons d'abord les premiers brigands, les Derosoi, les Mallet, les Royou, les Pelletier, les Marchand, les Chaz, les Cé-

risier, les **Renaud de St. Jean,** **) etc. Allons les chercher jusqu'aux fonds de leurs repaires, après avoir sollicité leur arrestation. Tous ces misérables sont les grands coupables que nous recellons dans notre sein. Ne leurs faisons aucun mal, mais que, ... à Bicêtre pendant quelques vingtaines d'années, nous ayons enfin la consolation de voir un peu renaître la paix et le bonheur. Oui, je prétends qu'il est impossible qu'on ne trouve pas dans tous les écrits infects de ces ..... gredins de quoi les envoyer aux galbanum.*

A Sparte le premier ..... qui tournoit la loi en ridicule étoit puni de mort. Le polisson **Marchand** *devroit être pendu, très pendu, pour avoir fait sa Constitution en vaudevilles. La loi devroit être sacrée pour le bonheur public.*

Comment, double million de pipes de Belsebut! voulez-vous que le peuple respecte ce

---

*) Lauter aristokratische Schriftsteller, welche Zeitungen und allerlei einzelne Blätter herausgeben, und zu denen am Ende noch ein Gautier St. Méat genannt wird.

que vous laissez ..... en plates chansons que l'on crie jusque dans le temple de la liberté!

Vous confondez toujours **licence** *avec* **liberté**, *c'est pourquoi les gueux que vomit l'enfer en courroux, vous accablent; vous leur laissez trop de marge, sous prétexte qu'ils sont libres. Ils ne le sont, ... pas de souffler la guerre civile, comme Sulleau, qui dit bien précisément: qu'une bonne* GUERRE CIVILE BIEN SANGLANTE, *bien caractérisée, sera le remède à nos maux: lisez page* 21 *de son numéro IX. Ont-ils la liberté de calomnier nos représentans et de les couvrir tous les jours de la fange du ridicule? Ont-ils celle d'insulter à l'indigence du peuple, qui souffre toutes leurs injures avec une patience qui les rend audacieux? Ces ..... mâtins-là ont-ils le droit de nous appeller des sans culottes, quand c'est nous qui avons filé la leur? Ont-ils la liberté de faire abhorrer les lois, et de les rendre odieuses quand elles sont faites? Non, cent mille fois non. En ce cas-là nous devons donc les faire punir. Le tems presse et*

l'heure du grand désordre, excité par eux, approche. Si la loi qu'ils bravent les tolère dans leurs iniquités multipliées, par la même raison qu'elle souffriroit plus long-tems leurs déchirantes apostrophes et leurs dégoûtans mensonges, des patriotes fâcheux pourroient se porter contre eux à des mesures répimantes, et, ... quand ils auront reçu le ..... le diable m'emporte si le pape leur étoit.

Essayons de les pincer avec les lois, et vous verrez si dans huit jours le calme ne renait pas comme par enchantement; s'il en pousse d'autres, nous les pincerons de même: à la fin ce scandale odieux finira.

Der *Marchand*, den unser Volksvater ausdrücklich gehängt wissen will, hat eine *Constitution en vaudevilles* unter seinem Nahmen herausgegeben, welche die meisten Artikel der Constitution, besonders die *déclaration des droits*, auf mancherlei Art,

zuweilen recht witzig, lächerlich macht und dessen ungeachtet in allen Bücherläden und Buden feil geboten wird. Sie ist noch obendrein den Emigrirten zugeeignet. Die kurze *Dedication à MM. les emigrés* lautet so: *Messieurs, la Constitution decretée par l'assemblée nationale vous a fait fuir du Royaume; la Constitution en vaudevilles ne vous y fera pas rentrer: cependant j'ose vous dédier cette dernière, persuadé, que, puisqu'on ne peut se passer de Constitution, vous préférerés encore la Constitution qui fait rire à celle qui fait fuir, et que méme vous pourrés la chanter en attendant le jour, ou vous rentrerés en France, pour dire librement votre façon de penser sur la Constitution, decretée par l'assemblée nationale et*

endossée par le roi. Je suis en attendant le plaisir de vous revoir bientôt, votre très humble et très obeissant serviteur et compatriote.

Im Vorberichte sagt er sehr frei: *Comme ma qualité de citoyen passif m'engage à faire quelque chose pour la nation, je ne crois pouvoir rien faire, qui lui soit plus agreable que de mettre sa Constitution en vaudevilles. Par ce moyen elle se trouvera à la portée de tout le monde; ceux, qui ne l'auroient jamais lu, la chanteront, s'il est vrai qu'on chante ce qui ne vaut pas la peine d'être lu,* *) *etc.*

Und zum Schlusse heifst es: *Enfin si, comme on l'a dit, tout finit par*

---

*) Anspielung auf eine Stelle in dem *Barbier von Sevilien.*

des chansons, et si, par un de ces evenemens que la sagesse humaine ne peut jamais prévoir, la Constitution françoise devenoit une ouvrage inutile, la mienne pourroit se chanter, tandis que celle de l'Assemblée nationale ne trouveroit pas un lecteur.

Um Dir doch eine Probe von den Versen zu geben, mögen hier ein Paar kleine Sinngedichte auf die Abschaffung des Adels, die Aufhebung der Orden, und den Bürgereid stehen.

ABOLITION DE LA NOBLESSE.

Air: De la croisée.

Comme en tout, ce que nous faisons
On ne voit ni grandeur, ni noblesse,
Pour cause nous abolissons
Un ordre dont l'éclat nous blesse.
Le mot noble même devoit
Etre exclu du dictionnaire,

Quand rien n'est moins noble en effet,
Que ce qu'on nous voit faire.

ABOLITION DES CORDONS ROUGES, BLEUS, etc.

Air : Accompagné de plusieurs autres.

Nous réformons tous les cordons;
Mais cependant nous prévenons
Que le cordon gris est des nôtres:
Car un jour ce charmant lien
Pourra fort bien orner le cou
De Corsas et de plusieurs autres.

FORME DU SERMENT CIVIQUE.

Air : Reveillez-vous, belle endormie.

Je crains, je respecte et j'estime
Et la nation et la loi;
Pour le raison et pour la rime
J'aime et respecte mon bon roi.

Sieben und vierzigster Brief.

Paris, den 2. April 1792.

Nach dem allen, was ich Dir bereits von dem Volke und von der Nationalversammlung geschrieben habe, wird Dir für die Französische Constitution bange, und der Hof scheint Dir seinem Triumphe nahe? Wenn Du darunter verstehst, dafs es dem Hofe gelingen könne, die alte Wirthschaft wieder einzuführen, den Adel und die hohe Geistlichkeit zurückzurufen und ihnen die alten Privilegien wieder zuzuführen; dann sag' ich Dir mit voller Uberzeugung: sei ruhig; das ist unmöglich. Die Majorität des Volkes will in der That die neue Verfassung, und hafst den

König und alles, was an ihm hängt, von ganzem Herzen. Man ist auch mit dem Verkauf der geistlichen Güter viel zu weit vorgerückt, und die Assignate, welche jene repräsentiren und so leicht nicht durch etwas Anderes ersetzt werden können, sind zu sehr verbreitet, als dafs die Wiederherstellung des alten Unwesens möglich wäre.

Ob aber die neue Verfassung Haltbarkeit genug habe; ob es so, wie es jetzt ist, lange bleiben könne: das möcht' ich nicht behaupten. Indefs glaub' ich doch fest, dafs der Ungestüm, die consequente Thätigkeit der Jacobiner, die mit jedem Tage mehr auf das Volk wirken, den feinen weit eingreifenden Machinationen des Hofes so lange Widerstand

thun wird, bis man eine neue bessere National-Versammlung zusammenberuft, welche in der mangelhaften Constitution die nothwendigen Anderungen und Verbesserungen vornimmt.

Wäre die Constitution, so fehlerhaft sie auch von manchen Seiten seyn mag, überall so ganz in Ausübung gekommen, wie sie es in *Bordeaux*, *Marseille* und in den meisten südlichen Provinzen, wo der Hof nicht hat hinwirken können, wirklich seyn soll: so hätte sie auch wohl die Zeit abwarten mögen, die sie sich selbst zur Revision bestimmt hat. Aber hier scheint einem das nicht wohl möglich.

Jedermann ist überzeugt, dafs man zu der nächsten Nationalversammlung viele

viele brave Mitglieder der ersten constituirenden Nationalversammlung erwählen wird, die von der Mangelhaftigkeit der Constitution selbst überzeugt waren und nur aus Ungeduld, oder aus Gefühl ihrer Ohnmacht die Schwierigkeiten zu überwinden, welche die Spaltung unter den Mitgliedern immer aufs neue anhäufte, das Werk viel zu eilig beschlossen. Es ist nun seit den Sitzungen dieser zweiten Nationalversammlung, zum Theil durch sie selbst, das gethan worden, was billig vor der förmlichen Einführung der Constitution hätte geschehen sollen: sehr viele kluge Leute haben ihr Urtheil, ja selbst ihre scharfe Kritik, über die Constitution öffentlich bekannt gemacht und viele Schwächen in derselben aufge-

deckt. Die künftige Nationalversammlung kommt nunmehr, mit neuer Kraft und neuer Einsicht ausgerüstet, an das Werk, und hat alle Mittel in Händen, der Constitution mehr innere Übereinstimmung und Haltbarkeit zu geben.

Mirabeau, hoff' ich, soll auch durch den Geist seiner Schriften noch mächtig mitwirken. Man hat alle seine Vorträge und Reden unter dem Titel *Travaux* herausgegeben. Diese Sammlung ist viel vollständiger, als die frühere unter dem Titel: *Mirabeau peint par lui-méme*; und das wichtige Werk wird mit Eifer gelesen. Vielleicht beherzigt man jetzt besser, als ehemals, da persönliches Mifstrauen ihm so sehr im Wege stand, alles, was er mit so vieler

Wahrheit und Gründlichkeit für die gemäfsigte Monarchie, als die einzige für Frankreich angemessene Verfassung, gesagt hat. Du erinnerst Dich noch aus dem *Courier de Provence*, den er anfänglich selbst herausgab, wie er dafür eiferte, dem Könige das unbedingte *Veto* und das Recht Krieg anzufangen und Frieden zu schliefsen, zu verschaffen, und wie er überall darauf bestand, dafs der executiven Gewalt die ihr so nöthige volle Kraft ertheilt, und das Ministerium mit der gesetzgebenden Versammlung in nahe Verbindung gebracht werden sollte.

Das gröfste Übel, welches die jetzige Nationalversammlung anrichten könnte, wäre unstreitig, wenn sie dem Volke die Idee von einer republikani-

schen Verfassung angenehm und wichtig machte. — In der That hat es dazu einigen Anschein, da mehrere Jacobiner von Zeit zu Zeit so etwas äufsern. Käme es wirklich dahin, so hätte Frankreich ein neues Chaos, und vieles bisher Geschehene wäre verloren. Dann müfste selbst *Mirabeau's* Geist der Nation verdächtig und fast unnütz werden.

Oft hör' ich diesem Manne hier den Vorwurf machen, er habe in der letzten Zeit für den Hof gearbeitet. Ich weifs ihn in diesem Falle nicht besser zu vertheidigen, als durch die Behauptung: «er habe von Anfang an für ihn gearbeitet;» wenn man nehmlich unter Hof das königliche Ansehen versteht. Meint man aber, er habe für die Person des Königs oder

gar der Königin, die er förmlich hafste, irgend etwas zum Nachtheile des Volkes durchsetzen wollen, oder gar seine Hand zu Einführung der alten Ordnung, oder vielmehr Unordnung, geliehen: so glaub' ich das nicht, und wenn man mir auch seine eigne handschriftliche Quitung vorzeigte, dafs er vom Hofe Geld angenommen habe. Nach meiner Kenntnifs von *Paris* und dem Pariser Volke, war es ihm nicht möglich, was er auch immer Gutes durchsetzen wollte, es ohne Geld zu thun. — Gastereien, (die er auch wirklich fast täglich gab, um eine Menge Menschen in seinem Kreise zu versammeln, auf die er wirken und deren Urtheil und Nachrichten er benutzen konnte) Ausposaunen, Anstifter, Horcher,

Redner, Zeitungsschreiber — das alles ist hier unentbehrlich, wenn etwas durchgesetzt werden soll; das alles erfordert aber Geld: und das hatte *Mirabeau* nicht. War der Hof nun wirklich klug genug einzusehen — was ich ihm kaum zutraue — dafs *Mirabeau* der rechte Mann wäre, der in dem wahren Wohle des Volkes zugleich auch das Wohl des Königs befördern könnte, und suchte er ihn dabei mit den nöthigen Hülfsmitteln zu unterstützen: so würd' ich, bei meiner Überzeugung von der Güte des Zweckes, selbst darin, dafs *Mirabeau* zu Bestreitung der nöthigen Kosten vom Hofe Geld nahm, nichts Schlechtes finden. Edler ist es freilich, und mir unendlich lieber — so wie es gewifs auch ihm lieber war —

mit eignen Kräften Gutes zu wirken. Wenn er das aber nicht konnte? und wenn Zeit und Umstände ihn drängten? Wie jämmerlich kleidete in solchen Fällen einen Staatsmann die sentimentale Delicatesse, oder das Verlangen überall edel zu erscheinen! Und am Ende ist ja auch die strengste Erfüllung deutlich erkannter Pflicht, selbst mit Zurücksetzung der edelsten Neigungen, weit verdienstlicher, als alle noch so hoch gepriesene Grofsmuth, aller Edelmuth, der seine Belohnung in sich selbst findet.

Wenn Du alles lesen, hören und erwägen wirst, was ich hier mit grofsem Eifer und vielem Glück über *Mirabeau* von Freunden und Feinden einsammle, so wirst Du Dich gewifs mit mir überzeugen, dafs er in seinen

Verhandlungen seinen reinen, aus der Quelle geschöpften Grundsätzen überall so treu geblieben ist, wie er, vom Anfange seiner schriftstellerischen Laufbahn an, bis ans Ende, in allen seinen Schriften consequent war.

Eine andre weniger erfreuliche Erfahrung mache ich hier immer mehr, nehmlich, dafs das Französische Volk im Ganzen weniger gebildet ist, als ich es auf meinen vorigen Reisen in Frankreich zu sehen glaubte, und dafs ein grofser Theil seines Vorzuges vor allen andern mir bekannten Völkern mehr in einer glücklichen Gemüthsart und in angenehmeren Formen, als in eigentlicher Aufklärung besteht. Nur Wenige begreifen den wahren Zweck der Revolution und die Mittel zur sicheren Ausübung und Feststel-

lung ihrer neuen Verfassung so ganz, dafs es bei ihnen zu einer inneren festen Überzeugung von dem Werthe derselben käme; und doch kann nur eine solche Überzeugung auf ihr Thun und Lassen den kräftigen Einflufs haben, der zur willigen, unablässigen Befolgung des Gesetzes nothwendig ist, wenn manche schreckende Zwangsmittel entbehrlich seyn sollen.

Erwägt man aber auch auf der andern Seite unpartheiisch mit offenen Augen und theilnehmendem Herzen, welche Hindernisse dem armen lieben Volke überall in den Weg treten: so erstaunt man wieder, dafs dennoch die Constitution in so kurzer Zeit so weit hat gedeihen können. Dahin gehört vor allen die grofse Lebhaftigkeit des Temperaments,

auf das sich so sehr wirken läfst. Nichts ist leichter, als einen Franzosen, eine ganze Anzahl Franzosen, in Feuer und Flamme zu setzen und sie zum höchsten Enthusiasmus zu erheben. Eine solche Nation geht natürlicher Weise immer zu weit; aber nur sie unternimmt auch ein Werk, das alle ihre Nachbarn in stummes, starres Erstaunen setzt.

Ferner rechne ich dahin den gränzenlosen Leichtsinn, der dem gröfsten Theile der Nation zur Natur geworden ist, und bei dem es äufserst schwer hält, einem jungen lebhaften Franzosen irgend einen Begriff, ja nur ein wichtiges, nicht glänzendes Factum, so beizubringen, dafs man sicher darauf rechnen kann, er habe es so ganz verstanden und erwogen, dafs nicht der

nächste sinnliche Eindruck es wieder völlig verwische. Dieser Charakterzug hat auch gemacht, dafs die besten Französischen Schriftsteller, welche ihr Volk studierten und kannten, die reitzende, einladende und mannichfaltig beschäftigende Form als das erste Bedürfnifs einer Schrift angesehen haben.

Dahin gehört ferner die herrschende Sinnlichkeit dieses äufserst reitzbaren Volkes, dessen Aufmerksamkeit nur durch sinnliche Eindrücke erregt und bestimmt, dessen Neigungen nur durch unmittelbare sinnliche Eindrücke gefesselt werden können. Dies mufs man ja nicht aus der Acht lassen, wenn man die Wichtigkeit, mit der die Franzosen ihre National-Cocarden und Bänder, ihre Freiheitsmüt

zen, Freiheitsbäume und dergleichen mehr, behandeln, nicht kindisch und der grofsen Sache unwürdig finden soll. Bei uns müfste man das; bei den Franzosen aber ist es wirksamer Antrieb zur Thätigkeit, einziges Mittel die Aufmerksamkeit und die Neigung zu fesseln. Jener unüberwindliche Leichtsinn und diese herrschende Sinnlichkeit haben wenigstens zum Theil ihren Grund.

Noch kommt dazu der gänzliche Mangel an gründlichem elementarischem Schulunterrichte. Wie weit die Unwissenheit in allen wissenschaftlichen Dingen und in jeder Art von Kenntnifs bei dem eigentlichen Volke geht, ist unglaublich. Selbst in den besseren, gebildeteren Ständen findet man überall und häufig erwachsene,

ja bejahrte Männer, die nicht den mindesten Begriff von der Lage und der Verfassung der übrigen sie umgebenden Länder haben, die nicht im Stande sind, eine Zeile orthographisch und grammatisch richtig zu schreiben. Die meisten Begriffe, die das Volk hat, sind ihm aus dem Munde der Hofleute und Städter, oder aus kleinen witzigen Schriften und pikanten Versen zugekommen. Daraus entsteht aber der gefährliche Nachtheil für das Volk, dafs es grofse Lust an witzigen Einfällen hat, die doch meistens nur auf eine Verdrehung der Sache, und auf Verrückung des wahren Gesichtspunktes hinauslaufen.

Nimm hierzu noch die seit Jahrhunderten genährte und gespannte Eitelkeit und Ruhmsucht der Nation.

woran auch der ärmste, gemeinste Franzose seinen guten Antheil hat; und endlich die drückende äufserste Armuth des gemeinen Mannes: — und dann erwäge von der andern Seite die Wirthschaft des Hofes seit Jahrhunderten! Es ist kein Unverstand, keine Infamie denkbar, die der Französische Hof in den letzten beiden Jahrhunderten nicht erschöpft hätte. Millionen Menschen sind in diesen gräulichen Strudel des Lasters und des Unsinnes hineingezogen worden. Fast alles, was auch nur in der entferntesten Verbindung mit dem Hofe stand, ist so von Grund aus verderbt, dafs es zu aller ächten Moralität, zu aller Vernunft-Herrschaft schlechterdings keine Fähigkeit hat. Die Weltklugheit im trivialsten Sinne,

mit ihrem ganzen Gefolge von Lug und Trug, Arglist und egoistischer Schadenfreude, ist so ganz die Gottheit dieser verworfenen Menschen geworden, und ihre Lehre in ein so zusammen hangendes teuflisches System gebracht, dafs ich versichert bin, wenn allen diesen Menschen *Göthe'ns* Grofs-Cophta vorgelesen werden sollte, so würde nicht ein einziger daran zweifeln, dafs der Dichter eigentlich die Absicht habe, die teuflische Egoisterei, die er dem *Cagliostro* so meisterhaft in den Mund gelegt und der edel enthusiastischen Denkart des *Iitters* entgegengestellt hat, als die wahre Philosophie des Lebens zu predigen. Jene schändliche Denkart war in ein vollständiges System gebracht; sie ward als Kunst behandelt

und getrieben. In dem Grade, worin man sich dem schändlichen Ideal näherte, oder je consequenter, vollständiger und geschickter man jene Infamie übte; desto mehr war man unter den Unmenschen geschätzt und geliebt. Verzeih' es mir die Menschheit, dafs ich Wörter, die alles ihr Wünschenswerthes ausdrücken, hier so mifsbrauchen mufs! — Unschuld, Reinheit der Sitten, Uneigennützigkeit, Verläugnung seiner selbst aus Pflicht oder Edelmuth, sind den von Grund aus verderbten Menschen so zum Gespötte geworden, und scheinen ihnen so unsinnig, dafs — Doch Du kennst sie, und auch unser armes Vaterland lernt ja leider! diesen Abschaum der Menschheit im gröfsten Theile der Emigrirten näher kennen.

Nimm

Nimm nun aber an, dafs von diesen so höchst verderbten Menschen gewifs nicht der zehnte Theil ausgewandert ist, und dafs die übrigen neun Zehntheile ihre Existenz, ja ihre Beschäftigung, nur in der Anwendung ihrer teuflischen Klugheit gegen die neue Sache finden können; dafs nur an der consequenten Anwendung ihrer Ränke die (wenn auch noch so entfernte) Möglichkeit hängt, ihren Wunsch zu erlangen und ihre Herrschaft herzustellen; — denke Dir diese verschlagene freche Menge, wie sie mit allen nur ersinnlichen Mitteln der Verführung auf das enthusiastische, leichtsinnige, ununterrichtete, den Witz liebende, eitle, ruhmsüchtige, in der äufsersten Armuth schmachtende Volk von allen Seiten einwirkt: —

und Du wirst leicht begreifen, welche Empfänglichkeit für das Gute in dem Volke seyn mufs, dafs es zu einer Zeit, da alle gesellschaftliche Bande erschlafft und zum Theil zerrissen waren, und da es an einer schnell wirkenden, zurückdrängenden Macht fehlte — dafs es da nicht alle die Gräuelthaten und Frevel, die jederzeit Deutsche Bauernkriege und Englische Aufstände so blutig ausgezeichnet haben, in höherem Grade, als je eine Nation, verübt hat! Wenn man dies alles erwägt und überdies noch in Anschlag bringt, durch welche Gräuel ohne Gleichen die Könige und ihre ganze Brut seit Jahrhunderten das gute Volk an Blutvergiefsen, an Mord und Raub jeder Art gewöhnt haben: so mufs man erstaunen, wie

wenig der Französischen Nation bis jetzt eine so gänzliche Revolution gekostet hat; man mufs mit Liebe und Vertrauen zu der so liebenswürdigen Nation durchdrungen werden und wohl selbst zu dem Enthusiasmus gelangen, sich ihr in die Arme zu werfen und die gegenwärtigen unvermeidlichen Trübsale mit ihr zu theilen, um einst, wenn auch nur in der folgenden Generation, das Glück zu geniefsen, das sie sich gewifs am Ende erringen wird.

Was auch kalte, flach raisonnirende Köpfe in ihren engen Studierzimmern mit noch engerem Herzen darüber ausmachen mögen, wie die Französische Nation sich weit vernünftiger benehmen könnte, um gleich zu gänzlicher Ruhe, Ordnung

und ersprieſslichem Wohlseyn zu gelangen: — die nächsten Trübsale sind unvermeidlich; nicht zu gedenken, daſs bei jeder heftigen grosen Revolution die gegenwärtige Generation leiden, wo nicht gar aufgeopfert werden muſs. Bei den Franzosen ist noch der besondere Fall — wenigstens in höherem Grade, als jemals bisher — daſs sie auf dem schlimmsten, gefährlichsten moralischpolitischen Punkte stehen. Mit Recht sagen die speculirenden Moralisten der Französischen Nation: ohne Verbesserung der Staatsverfassung ist keine Verbesserung der Sitten möglich; aber mit eben so vielem Rechte kehren die speculirenden Staatsmänner das um, und sagen: ohne Verbesserung der Sitten ist keine Verbesserung der Staatsverfassung

möglich. Eins mufs also jetzt durch das Andere verbessert werden, und ehe Beides kräftig genug in einander greift und wirkt, mufs man eine Zeit der Gährung ertragen. So wenig aber der Weinkenner an seinem Weine verzweifelt, wenn er ihn in der Arbeit findet: so wenig darf auch der Welt- und Menschenkenner daran zweifeln, dafs jene Gährung sich nicht setzen und endlich reinen, sichern und angenehmen Genufs gewähren sollte.

Was auch die strengen Moralisten und eifrigen Königsfreunde gegen die Französische Revolution überhaupt vorbringen mögen — sie war unvermeidlich; und nichts hat sie zu schnell und zu früh herbeigeführt, als der gränzenlose Unverstand des Ministeriums, von *Neckers* unbestimmter

Zusammenberufung der Stände an, bis zu *Artois* Project, die Nationalversammlung mit Gewalt aus einander zu sprengen. Jeder Schritt, den das Ministerium damals that, war wie muthwillig ersonnen, um das Volk mit Ungestüm zu einer gänzlichen Revolution, zum Umsturz des ganzen alten Gebäudes, zu drängen, ehe noch zu dem neuen ein hinlänglich fester Grund gelegt war.

Dafs auch die neue Verfassung unmöglich so gut und ordentlich werden konnte, wie sie es vielleicht in einem andern Lande unter ähnlichen Umständen geworden wäre, liegt wieder eben so sehr in der ehemaligen abscheulichen Regierung, als in dem beständigen Gegenminiren des Hofes und seiner Anhänger, während der Zeit

dafs die Nationalversammlung sich mit der Constitution beschäftigte. — Denke nur einen Augenblick an die Hindernisse, die allein der *Abbé Maury* allen Verhandlungen in den Weg zu stellen wufste! Noch eine Ursache mehr. Unter der alten Regierung waren die meisten Staatsämter in den Händen solcher Leute, die sich selbst gar nicht damit beschäftigten. Selbst die bessern unter den Staatsbeamten hingen nur den speculativen und angenehmen Wissenschaften nach, und folgten dem einmal eingeführten Gebrauche, die eigentlichen mit ihren Ämtern verbundenen Arbeiten Commis zu überlassen. Diese aber wufsten den einträglichen Theil ihres Geschäftes wieder sehr wohl von dem mühsamen zu unterscheiden und den

letzteren unter mehrere dürftige, arbeitsame Menschen aus der so genannten niederen Classe zu vertheilen. So ward denn eigentlich *keine* Art von Leuten zu wahren Geschäftsmännern gebildet, (so wenig wie durch den Unternehmer einer Uhrenfabrik, die sich nur mit Zusammensetzung der Uhren beschäftigt, Uhrmacher gezogen werden.) Daher kam es, dafs bei so vielen vortrefflichen Köpfen der ersten Nationalversammlung viele Decrete und Gesetze so schlecht ausfallen und das Ganze so mangelhaft bleiben mufste. Jene Männer waren in Speculationen, und durch die Verfassung der Gerichtshöfe, oder durch den Weltumgang, zum Theil in einnehmender, verführerischer Beredsamkeit geübt: aber es fehlte ihnen oft ganz

an der praktischen Welt- und Menschenkenntnifs, und noch mehr an den Handgriffen und der Fertigkeit des geübten Geschäftsmannes. *Mirabeau*, der, als ihn das Schicksal und gränzenlose Thätigkeit in mehreren Ländern umher trieben, überall mit ächtem Beobachtungsgeiste und mit unermüdeter Aufmerksamkeit, ja fast zudringlicher Lernbegierde, zu vielen praktischen Kenntnissen, wenn gleich nicht zur Sicherheit und Fertigkeit eines ächten Geschäftsmannes, gelangte, war fast der Einzige, der immer an die Ausführung und an die hierbei vorkommenden unzähligen Hindernisse dachte. Er ward am Ende der Steuermann der Übrigen, und steuerte um so richtiger und besser, da er sich eine gemäfsigte Monarchie

zum Ziel vorgesetzt hatte. Sein Tod — der gleich nach der Abschaffung des Adels, und vor der Flucht des Königs erfolgte — war für die Französische Constitution ein so grofses Unglück, wie es der Verlust des Steuermannes nur immer für ein grofses Kriegesschiff auf hoher See seyn kann. Niemand konnte an seine Stelle treten; das Schiff verlor seine Richtung, und bei neuen Stürmen liefsen die unerfahrnen, uneinigen Seeleute, da sie es nicht sicher in den Hafen zu führen wufsten, es endlich auf den Strand laufen. Um das Schiff von da wieder herunter und in sichern Gang zu bringen, bedürfen sie besserer Hülfe, als sie für itzt bekommen haben; ich hoffe indefs, *die* werden sie durch die folgende Nationalversammlung erhalten.

Doch, ehe es in Frankreich so ruhig und ordentlich wird, wie alle zarten, friedliebenden Seelen es wünschen, mögen wohl immer die vollen zwanzig Jahre Zeit hingehen, die ich zu meiner wahren Beruhigung gleich an dem Tage für erforderlich hielt, als die Nachricht von *Mirabeau's* grofser Anrede an den Hofceremonien-Meister *Marquis de Brèze*, dieser Sturmglocke der Revolution, zu uns kam. Was sind auch zwanzig Jahre für eine grofse Staats-Revolution! Funfzehn Jahre dauerten die bürgerlichen Kriege, die der blofsen Anerkennung und Thronbesteigung *Heinrichs IV* vorhergingen; und damit hatte Frankreich nur Einen guten König erhalten, dem lauter schlechte folgten. Wenn es sich nun mit zwanzig Jahren Mühe

und Noth eine Verfassung erringt, wodurch es ruhige, glückliche Jahrhunderte bekommt: so werden die zwanzig Jahre in der Geschichte wie ein saurer Erndtetag dastehen.

Das ist freilich ein schwacher Trost für die unglücklichen Menschen, die ein Opfer der grofsen Sache werden; aber er sollte auswärtige Beobachter und hervor tretende Beurtheiler der Französischen Revolution doch bewegen, ruhiger, männlicher und mit mehr Übersicht des Ganzen zu urtheilen. Schon der Gedanke: «du sprichst zum Vortheile Einzelner gegen die Menschheit,» sollte sie von harten Urtheilen über die wichtige Sache abhalten. Dafs sie die Nachfolge da, wo Bedürfnifs drängt und Empfänglichkeit treibt, durch ihre har-

ten Urtheile nicht aufhalten werden, müssen sie doch wohl selbst einsehen; oder sie wissen noch nicht, wie wenig *Worte* gegen *Bedürfnifs* und *Neigung* wirken. Wohl aber können sie da, wo noch kein Bedürfnifs drängt und keine wahre Empfänglichkeit Neigung erzeugt, sondern nur, wie fast überall, Unzufriedenheit mit einzelnen Mängeln Statt findet, eine falsche wilde Lust zu unüberlegter Nachfolge hervorbringen und dadurch ihren Fürsten schaden, ohne dem Volke zu helfen. —

Nun will ich, beladen mit unzähligen Büchern, kleinen Schriften, Journalen und Zeitungen von beiden Partheien, nach *Versailles* gehen, wo die grofse Sache ihr erstes Leben erhielt, und das Fest dort mit Erwägung und Studium derselben zubringen.

Musikalischer

Almanach

herausgegeben

von

Johann Friedrich Reichardt.

Mit 12 neuen in Kupfer gestochenen Liedern.

Berlin 1796.

Bey Johann Friedrich Unger.

Unzeitig

Z. 18 Unzeitig 205.

Sächsische
Landesbibliothek
26. JULI 1962
Dresden

I.

Musikheiligen

Kalender.

Die Mondsviertel.

			U.	M.	
Januar	2	Letztes Viertel	1	55	Morg.
	10	Neumond	6	58	Morg.
	17	Erstes Viertel	6	22	Abend
	24	Vollmond	11	2	Morg.
	31	Letztes Viertel	9	55	Abend
Februar	8	Neumond	11	53	Abend
	16	Erstes Viertel	2	28	Morg.
	22	Vollmond	11	55	Abend
März	1	Letztes Viertel	7	2	Abend
	9	Neumond	1	54	Abend
	16	Erstes Viertel	9	41	Morg.
	23	Vollmond	1	43	Abend
	31	Letztes Viertel	3	18	Abend
April	8	Neumond	0	55	Morg.
	14	Erstes Viertel	4	55	Abend
	22	Vollmond	4	24	Morg.
	30	Letztes Viertel	8	52	Morg.
May	7	Neumond	9	40	Morg.
	14	Erstes Viertel	0	57	Morg.
	21	Vollmond	7	37	Abend
	29	Letztes Viertel	10	31	Abend
Junius	5	Neumond	4	59	Abend
	12	Erstes Viertel	10	25	Morg.
	20	Vollmond	11	7	Morg.
	28	Letztes Viertel	8	40	Morg.

			U.	M.	
Julius	4	Neumond	11	54	Abend
	11	Erstes Viertel	1	015	Abend
	20	Vollmond	3	11	Morg.
	27	Letztes Viertel	4	13	Abend
August	3	Neumond	7	31	Morg.
	10	Erstes Viertel	1	2	Abend
	18	Vollmond	4	16	Abend
	25	Letztes Viertel	10	23	Abend
September	1	Neumond	4	29	Abend
	9	Erstes Viertel	6	43	Morg.
	17	Vollmond	5	9	Morg.
	24	Letztes Viertel	4	23	Morg.
October	1	Neumond	3	51	Morg.
	9	Erstes Viertel	2	28	Morg.
	16	Vollmond	4	59	Abend
	23	Letztes Viertel	11	15	Morg.
	30	Neumond	6	11	Abend
November	7	Erstes Viertel	10	28	Abend
	15	Vollmond	4	12	Morg.
	21	Letztes Viertel	7	54	Abend
	29	Neumond	11	28	Morg.
December	7	Erstes Viertel	4	54	Abend
	14	Vollmond	3	7	Abend
	21	Letztes Viertel	7	9	Morg.
	29	Neumond	6	52	Morg.

Von den Jahrszeiten.

Der Frühling nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt, den Äquator erreicht, und Tag und Nacht gleich macht. Solches geschieht in diesem Jahr den 19 März Abends um 9 Uhr 39 Minuten Berliner Zeit.

Der Sommer fängt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Krebses tritt, den Wendekreis des Krebses erreicht, und den längsten Tag macht. Solches geschieht in diesem Jahr den 20 Junius Abends um 7 Uhr 26 Minuten.

Der Herbst nimmt seinen Anfang, wenn die Sonne zum andernmal den Äquator erreicht, in das Zeichen der Wage tritt, und Tag und Nacht gleich macht. Dies geschieht in diesem Jahr den 22 September um 9 Uhr 26 Minuten Morgens.

Der Winter fängt an, wenn die Sonne in das Zeichen des Steinbocks tritt, den Wendekreis des Steinbocks erreicht, und den kürzten Tag und die längste Nacht macht. Dies wird den 21 December um 2 Uhr Morgens geschehen.

Von den Finsternissen.

Es ereignen sich in diesem Jahre 4 Finsternisse, 3 an der Sonne, und eine am Monde, wovon in unsern Gegenden nur die Mondfinsterniſs sichtbar seyn wird.

Die erste Sonnen- oder Erdfinsterniſs, welche den 10 Januar erfolgt, kann der südlichen Breite des Mondes wegen für Europa nicht sichtbar werden.

Die zweite gleichfalls unsichtbare Sonnenfinsterniſs begiebt sich in der Nacht vom 4 zum 5 Julius.

Die zum Theil sichtbare Mondfinsterniſs tritt den 14 December Nachmittags ein. Der Anfang erfolgt um 2 Uhr 2 Minuten und das Mittel 1 Viertel auf 4 Uhr Berliner Zeit. Erst 54 Minuten auf 4 Uhr geht der Mond über dem Berliner Horizont auf, worauf das Ende der Finsterniſs um 4 Uhr 28 Minuten eintritt, so daſs die Finsterniſs in Berlin nur etwas über eine halbe Stunde sichtbar ist. Sie zeigt sich bey der südlichen Breite des Mondes am nördlichen Rande.

Die dritte Sonnenfinsterniſs, den 29 December Vormittags, kann der südlichen Breite des Mondes wegen bey uns nicht sichtbar werden.

Erklärung der Abkürzungszeichen im Musikheiligen Kalender.

SC. Singecomponist.
IC. Instrumentalcomponist.
SuIC. Singe- und Instrumentalcomponist.
DS. (Sn) Discantsänger (Sängerinn).
AS. Altsänger.
TS. Tenorsänger.
BS. Basssänger.
O. Organist.
Cl. Clavirist.
L. Lautenist. H. Harfenist.
T. Teorbist.
V. Violinist.
VC. Violoncellist.
CV. Contreviolonist.
F. Fagotist.
Clar. Clarinettist.
Fl. Flötraversist.
W. Waldhornist.
H. Hoboist.
HS. Harmonikaspieler.
MD. Musikalischer Dichter.
Th. Schr. Theoretischer Schriftsteller.
Pr. Schr. Praktischer Schriftsteller.
H. Schr. Historischer Schriftsteller.
Kr. Schr. Kritischer Schriftsteller.

Erklärung der Abkürzungen in den Titeln der angeführten Werke.

Walther. Dessen musikalisches Lexicon.
Mitzler. Dessen musikalisches Lexicon.
Rousseau. Dessen Dictionaire de Musique.
Sulzer. Dessen Theorie der schönen Künste.
Burney. Dessen musikalische Reisen.
Hiller. Dessen Nachrichten die Musik betreffend.
La Borde. Dessen Essai sur la Musique ancienne et moderne.
Marpurg. Dessen Beiträge zur Aufnahme der Musik.
Gerber. Dessen historisch biographisches Lexicon.
Cramer. Dessen Magazin der Musik.
Studien, welche das berlinische musikalische Wochenblatt und die darauf erfolgte Monatschrift enthalten.
Briefe, die eines aufmerksamen Reisenden v. Reichard.
Kunstmagazin, Musikal. Kunstmagazin v. J. F. Reichard.

JANUAR.

1.

2.

3.

4. JOH. FRIEDR. AGRICOLA, Kr. Schr. u. SC. geb. 1720 zu Dobitschen im Altenburgischen, gest. zu Berlin 1774.

5. FRIEDR. WILH. RIEDT, Th. Schr. geb. 1710 zu Berlin, gest. das. d. 5 Jan. 1783.

6.

7.

8.

9.

10. JOH. RUD. ZUMSTEEG, VC. u. SC. geb. 1760 zu Gausingen im Leuchtenburgischen, lebt zu Stuttgard.

11. JOH. FRIEDR. ALBERTI, O. u. IC. geb. 1642 zu Tönningen in Holstein, gest. zu Merseburg 1710.

12.

13. GOTTFR. HEINR. STÖLZEL, SC. geb. 1690 zu Grünstädtel im Erzgebirge, gest. in Gotha den 27 Nov. 1749.

14. FRIEDR. GOTTL. FLEISCHER, O. Cl. u. SC. geb. 1722 zu Cöthen, gest. 179* zu Braunschweig.

15.

16.

17. *BENJ. FRANKLIN, Kr. Schr. u. Erfinder der Harmonika, geb. 1706 zu Boston, gest. in Philadelphia 179*.*

18.

19.

20. *JEAN JACQ. BARTHÉLEMY, Kr. Schr. geb. zu Aubagne, gest. zu Paris den 30 April 1595.*

21.

22. *VINC. RIGHINI, SC. geb. 1756 zu Bologna, lebt in Berlin.*

23.

24. *CARLO BROSCHI gen. FARINELLI. DS. geb. 1705 zu Andria, gest. zu Bologna d. 15 Sept. 1782.*

25. *JOH. GOTTFR. VIERLING, O. und IC. geb. 1750 zu Mezels bei Meiningen, lebt zu Schmalkalden.*

26.

27.

28. *HANS AD. v. ESCHSTRUTH, Kr. Schr. geb. 1756 zu Hanberg in Hessen, gest. zu Marburg 1793.*

29.

30. *JOH. JOACH. QUANZ, Fl. IC. und Pr. Schr. geb. 1697 zu Oberscheden im Hannövrischen, gest. zu Berlin d. 12 Jul. 1773.*

31.

Skolie zum Winterabend

Januar.

Scolie zum Winterabend.

Eine Stimme.

Tief bedeckt liegt Hain und Feld
Von des Winters Hulle;
Auf der öden, todten Welt
Ruhet Nacht und Stille!
Klaget, Freunde, klagt! entflohn
Sind die Freuden alle schon!

Chor.

Heil, Heil sei dem Winter, dem freundlichen Greis!
Er sendet wie Kinder uns all' in den Kreis.
Zur trauteren Freundinn rückt näher der Freund;
Drum lebe der Winter, der schöner uns eint!

Eine Stimme.

Aus dem trüben Morgen brach
Kaum die Sonne wieder:

Ach! so sank am halben Tag
Sie schon bleich hernieder.
Auf der Erd' erst aufgewacht,
Liegt die lange Winternacht.

Chor.

Es berge die Sonn' auch ihr Antlitz der Flur:
Erhellet die Freude die Herzen uns nur!
Glänzt minder der Wein hier? und strahlet uns nicht
Aus freundlichen Augen ein lieblicher Licht?

Eine Stimme.

Von des Winters Eise schwer
Stehn die Flüss' itzt alle;
Keine der Najaden mehr
Schwatzt im Wasserfalle.
Keines Vogels Lied erschallt
Öd' und stumm ist Hain und Wald.

Chor.

Es starre der Strom, es verstumme der Hain!
Uns sammelt zu süfserm Geschwätze der Wein,
Giebt Flügel dem Witze, entflammet das Herz,
Und strömet in Lieder und fröhlichen Scherz.

Eine Stimme.

Seht! umhüllt von Reif und Schnee
Trauren Weid' und Buche.
Todt liegt Halm und Gras und Klee
Wie im Leichentuche.
Keine Blume blüht uns mehr,
Grab ist alles um uns her!

Chor.

Es traure die Erde! — der helle Kamin
Flammt höher; und frischere Lilien blühn
Auf Wangen der Schönen, von Rosen umsprosst.
Und glüht uns nicht Bacchus? Nie frieret sein
Most!

Eine Stimme.

Aus des Nordens Eise fährt
Brausend durch die Felder,
Hin der Sturmwind, und verheert
Lauben, Gärten, Wälder.
Unter ihm erstarrt die Flur,
Schauer bebt durch die Natur.

Chor.

Es stürme der Nordwind! wir fürchten ihn nicht,
Solang' er nicht Flaschen und Gläser zerbricht.
Er rausche den Bafs uns, beim fröhlichen Klang
Gefülleter Gläser, in unsern Gesang!

Fr. v. Körner.

FEBRUAR.

1. *JOH. AGRELL. Cl. und IC. geb. 1701 zu Löth in Ostgothland, gest. zu Nürnberg den 19 Jan. 1765.*
2. *GOTTFR. AUG. HOMILIUS, O. und SC. geb. 1714 zu Rosenthal in Sachsen, gest. in Dresden den 1 Jun. 1785.*
3. *JOH. GEORG. ALBRECHTSBERGER, O. I u. IC. und Th. Schr. geb. 1735 zu Kloster Neuburg bei Wien, lebt daselbst.*
4.
5. *CHRIST. GOTTL. NEEFE, SC. und Kr. Schr. geb. 1748 zu Chemnitz im Erzgebirge, lebt in Bonn.*
6.

7.
8.
9. *EGID. ROMUALD DUNI, VC. geb. 1709 zu Matera im Neapol. gestorben ** zu Paris.*
   ERNST EICHNER, F. und IC. geb. 1740 zu Mannheim, gest. zu Potsdam 1777.
10. *JEAN PIERRE GUIGNON, V. und IC. geb. 1702 zu Turin, gest. zu Versailles den 30 Jan. 1774.*
11.
12.
13.

---

14. *CHRISTOPH GLUCK, SC. geb. 1712*

in der Oberpfalz, gest. zu Wien den 15 Nov. 1787.

15.

16.

17.

18. CARL HAAKE, V. u. IC. geb. 1757 zu Potsdam, lebt daselbst.

19.

20. JOH. HEINR. VOSS, MD. geb. 1751 zu Sommersdorf im Mecklenburgschen, lebt zu Eutin.

21.

22. JOH. NIC. FORKEL, H. und Kr. Schr. Cl. und IC. geb. 1749 zu Meeder bei Coburg, lebt zu Göttingen.

23.

24. GEORG FRIEDR. HÄNDEL, S. und IC. O. Cl. geb. 1685 zu Halle in Sachsen, gest. zu London am 13 April 1759.

CARL THÜRSCHMIDT, W. geb. 1753 zu Wallerstein, lebt zu Berlin.

25.

26.

27.

28.

29. ESPRIT JOH. ANT. BLANCHARD, SC. geb. 1696 zu Pernes, gest. zu Versailles den 10 April 1770.

Winterlied

Edel gesungen

Februar.

Winterlied.

Schlummert sanft, ihr schneeichten Gefilde,
Auch im tiefen Schlummer seyd ihr schön.
Schlummert bis die Lerche singt, und milde
Frühlingslüfte wehn.
Hülle dich, Natur, in deinen Schleier,
Bis der wilde Nord vorüberzieht,
Bis in deinem Haar ein neuer
Kranz von Veilchen blüht.

Schön ist dein Gewand von Schnee und Eise;
Doch du gleichst der schöngeschmückten Braut,
Die man einem finstern kalten Greise
Sträubend anvertraut.
Mach's indefs wie unsre Erdentöchter;
Sey als Gattinn noch dem Liebling treu!
Bald befreyt vom Ehrenwächter
Dich der junge May.

Traurig sind, trotz allen Winterfesten,
Mir die rauhen Tage deiner Ruh.

Keine Stimme aus entlaubten Ästen
Singt mir Freude zu.
Dohlen schreyn, wo sonst im mattgeschleiften
Flötenton Pandions Tochter sang.
Dumpfig hallt's den schneebereiften
Tannenwald entlang.

Daura! dein Gesang zur sanften Laute
Könnte meine Traurigkeit zerstreun.
Holdes Mädchen, lafs mich der Vertraute
Deiner Lieder seyn.
Kein Akkord soll ungefühlt verhallen!
Horchen will ich, wie im Lindengang,
Wenn du sangst mit Nachtigallen
Deinen Wettgesang.

Herklots.

MÄRZ.

1.

2. *FRANC. JOS. GOSSEC, S. und IC. geb. 1733 im Hennegau, lebt zu Paris.*

3.

4.

5.

6.

7. *JOS. BENDA, V. und IC. geb. 1724 zu Althenatka in Böhmen, lebt in Berlin.*

8. *JOH. RIST, H. u. Kr. Schr. und MD geb. 1607 zu Ottenberg, gest. zu Wedel im Mecklenburgischen den 31 Aug. 1667.*

9. *JOS. MISLIWECZEK, SC. geb. 1737 bei Prag, gest. in Rom den 4 Febr. 1781.*

10.

11.

12. *ERNST GOTTL. BARON, T. L. und IC. geb. 1685 zu Breslau, gest. zu Berlin den 26 Aug. 1760.*

13.

14. *CARL PHIL. EMAN. BACH, I. und SC. Cl. O. u. Pr. Schr. geb. 1714 zu Weimar, gest. zu Hamburg d. 14 Dec. 1788.*

GEORG PHIL. TELEMANN, S. und IC. geb. 1681 zu Magdeburg, gest. zu Hamburg d. 25 Jun. 1767.

15.

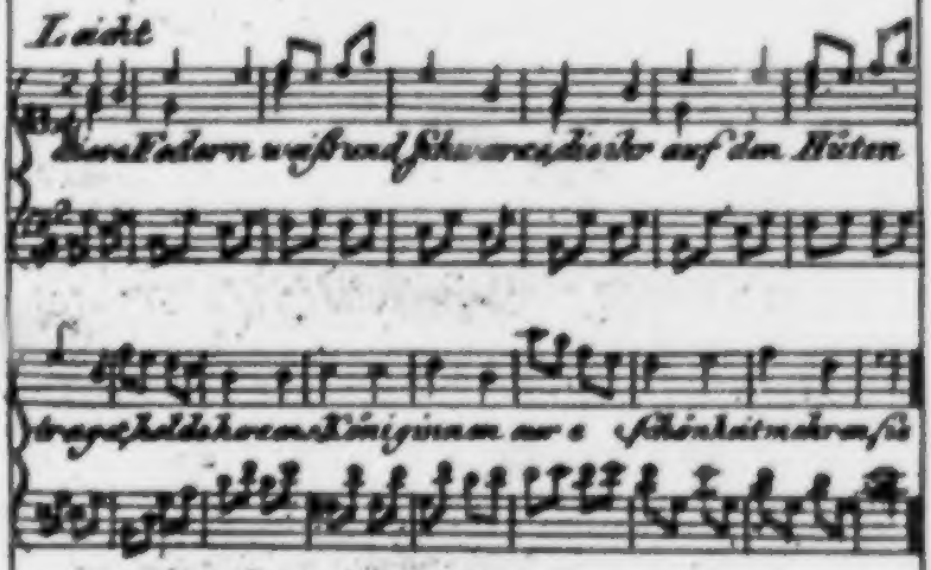
16.

17.
18.
19.

20.
21. *JOH. SEB. BACH, I. u. SC. O. Cl. geb. 1685 zu Eisenach, gest. zu Leipzig den 28 Jul. 1750.*
22.
23.
24. *JOH. SAUVEUR, Cr. Shr. geb. 1653 zu Flesche, gest. zu Paris d. 9 Jul. 1716.*
25.
26.

27. *LA RUETTE, TS. und SC. geb. 1731 zu Paris, gest. das. 178*.*
28. *JOH. ANDRÉ, SC. geb. 1741 zu Offenbach, lebt daselbst.*
29. *JOH. WILH. HÄSSLER, Cl. O. und IC. geb. 1747 zu Erfurt, lebt zu Petersburg.*
30. *GEORG ANDR. SORGE, Th. u Kr. Schr. geb. 1703 zu Mellenbach im Schwarzb. gest. zu Lobenstein d. 4. Apr. 1778.*
31. *JOS. HAYDN, I. und SC. geb. 1733 zu Rohrau, lebt zu London.*
JOH. ABR. PET. SCHULZ, S. u. IC. Th. Fr. u. Kr. Schr. geb. 1747 in Lüneburg, lebt in Copenhagen.

Der Federschmuck



März.

Der Federschmuck.

Diese Federn, weiſs' und schwarze,
Die ihr auf den Häuptern traget,
Holde Herzenskönigiunen,
Eure Schönheit mehren sie.

Ihr erscheinet unsern Augen
So viel aufgeputzte Lerchen,
So viel Pfauen, die stolzirend
Auf der Wies' in Freiheit gehn.

Prächtig war's am Carnavale
In der Oper euch zu sehen,
Wie erhabne Sultanninnen,
Wie des Mogols Herscherinn.

Nur wer in den hintern Bänken
Nichts vom Schauspiel sehen konnte,
Zog die unbescheidnen Federn
Sotto voce weidlich durch.

Diese schöne fremde Sitte
Kam aus England nicht herüber,
Nicht aus Frankreich, nicht aus Spanien,
Nicht aus Persien noch Catay.

Unter unsre Römerinnen,
Schnell sich vom Olympus stürzend,
Brachte sie der Götterbote,
Der geflügelte Merkur.

Er erzählte: dafs da droben
Jede Göttinn ihre Locken
Hoch und breit mit Federn zieret,
Wenn sie schön sich machen will;

Dafs Minerva die Bescheidne,
Jüngferlich und blau von Augen,
Diese Mode mitzumachen,
Ihren armen Kauz gerupft;

Dafs der Liebe schöne Mutter
Selbst ihr Taubenpaar entfiedert,
Ja die Federn von dem Helme
Ihres Kriegesgotts entwandt;

Und dafs sich die hohe stolze
Juno, Jupiters Gemahlinn,
Von den Schweifen ihres Pfauen
Einen Federbusch gemacht. —

Billig reizt euch das Verlangen,
Holde Töchter unsrer Tiber,
Mit den Federn in den Locken
Göttersfrauen gleich zu seyn.

Aber hinter jener Ulme
Seh ich einen Satyr lauschen,
Der euch ins Gesichte lachend
Unterm Ziegenbarte knurrt,

Der euch zuruft: »Liebe Damen,
»Diese Federn, die ihr traget,
»Fliegen freilich, doch ihr flieget
»Mit dem Hirnchen weiter um;

»Sind nicht bunte Pfauenfedern,
»Nicht die Federn weifser Tauben,
»Sind die Federn der Verehrer,
»Die ihr jeden Tag berupft.«

Unverschämter Satyr, schliefse
Deine tückisch bittre Lippe!
Unsre schönen Römerinnen
Sind so tugendreich als schön.

Itzt noch kocht in ihrem Busen
Der Lucrezia alt Geblüte,
Und ihr Herz wie ihre Seele
Sind voll Zärtlichkeit und Treu.

Göthe.

Nach einer *Canzonetta romana.*

APRIL.

1. *GIOV. CARLO CONCIALINI, DS. geb. 1745 zu Siena, lebt zu Berlin.*

2.

3.

4. *CARL v. DITTERSDORF, I. u. SC. geb. 1730 zu ***, lebt zu Johannesberg in Schlesien.*

5.

6.

7. *GEORG WENZEL RITTER, Fag. u. IC. geb. 1748 zu Manheim, lebt zu Berlin.*

8.

9.

10.

11.

12. *MUZIO CLEMENTI, Cl. u. IC. geb. 1746 zu Rom, lebt zu London.*

13.

14.

15. *LEONHARD EULER, Th. Schr. geb. 1707 zu Basel, gest. d. 7 Sept. 1783 zu Petersburg.*

APRIL.

16.

17. *JOH. WOLFG. KLEINKNECHT, V. geb. 1715 zu Ulm, gest. zu Anspach d. 20 Febr. 1786.*

18.

19.

20. *GOLDBERG, Cl. u IC. geb. zu Danzig 173*, gest. 176*.*

21.

22.

23.

24. *JOH. PHIL. KIRNBERGER, Th. u. Kr. Schr. I. und SC. geb. 1721 zu Saalfeld in Thüringen, gest. in Berlin d. 27 Jul. 1783.*

25.

26.

27. *CELESTE COTELLINI, AS. geb. 1764 zu Livorno, lebt zu Neapel.*

28.

29.

30.

An die Nachtigall
Zärtlich Schwung!
Be di durch Anmuth u. Unschuld angenehme Gefilde - liebliche
singe, singe, Nachtigall, deine Nachtigall komm! komm! hallt dir komm! früh
mir nahe dich mir

April.

An die Nachtigall.

Die du durch Auen und Hain und angenehme Gefilde,
Liebliche Sängerinn, fliegst,
Und im grünenden Waldtheater uns Klagen des Herzens
Singest, Nachtigall, komm!

Komm! Mit dir kommt Frühling und Freude! Das traurige Jahr fleucht,
Wolken und Regen und Schnee
Sind entwichen. O schmelzende Stimme des bebenden Herzens,
Nahe dich, nahe dich mir!

Herder's Terpsichore.

1.

2.

3.

4.

5.

6. *JOH. FRIEDR. EDELMANN, Cl. S. und IC. geb. 1749 zu Strafsburg, guillotinirt zu Paris 1794.*

7. *CARL STAMITZ, V. und IC. geb. 1746 zu Mannheim, lebt auf Reisen.*

8.

9.

10.

11. *P. GAVINIÉS, V. und IC. geb. 1728 zu Bordeaux.*

12.

13. *ANT. MAR. GASP. SACHINI, SC. geb. 1735 zu Neapel, gest. zu Paris den 7 Oct. 1786.*

14.

15. *MAR. THER. PARADIES, Cl. geb. 1759 zu Wien, lebt daselbst.*

16. *GEORG WILH. KOTTOWSKI, Fl. geb. 1735 zu Berlin, gest. zu Dessau 178**

17.

18. *JOS. BEER, Clar. und IC. geb. 1744 zu Grünewald in Böhmen, lebt in Berlin.*

19.

20.

21. *CARL BENDA, V. geb. 1748 zu Potsdam, lebt in Berlin.*

CHARL. WILH. FRANZ. BRANDES, DSu. und SC. geb. 1765 zu Berlin, gest. zu Hamburg den 13 Jun. 1788.

22.

23.

24.

25. *CLAUDE BUFFIER, Kr. Schr. geb. 1661 in Polen, gest. zu Paris den 17 Mai 1737.*

26.

27. *PHIL. JOS. FRICK, HS. und Th. Schr. geb. 1740 zu Willanzhaim bei Würzburg, lebt in London.*

28. *ANDREA LUCHESI, S. und IC. geb. 1741 zu Motta im Friaul, lebt zu Bonn.*

29.

30. — *POSSIN, Cl. und SC. geb. 1755 zu Berlin, lebt in London.*

31.

Maj

Übergang. An der Quelle

May.

Chorgesang.

An der Quelle.

Als Hirten stehen wir, und lauschen,
Du lieber Schattenquell,
Wie leis' auf Kies die Wellchen rauschen,
Wie frisch und dunkelhell.
Wohlan! des Quelles eingeschenket,
Und trinkt, auf weiches Gras gesenket,
So weich, wie Lämmerfell.

Chor. Wohlan u. s. w.

Doch lasst dem guten Geist des Raumes
Uns erst ein Opfer weihn:
Ein Blümchen oder Blatt des Baumes
Legt ihm auf Moosgestein.
Sanft hauch' aus deiner Sprudelhohle,
O Geist! und still werd unsre Seele,
Wie deine Flut und rein!

Chor. Sanft hauch u. s. w.

Der Birkenbecher geht die Runde,
Den schon der Ahn gekannt,
Vom frohen Mund zum frohen Munde,
Gefüllt bis auf den Rand!
Wenn auch der Birkenbecher fehlet;
So thut wie jener Weis', und höhlet
Zum Labetrunk die Hand!

Chor. Wenn auch u. s. w.

Hier trinkt der Baum, hier trinkt die Blume,
Und neigt sich spiegelnd hin;
Hier trinkt der Hirt bei seiner Krume,
Und Heerd' und Schäferinn.
Von Lebenskraft und Schönheit schwellen,
Und perlen auf, die kleinen Wellen,
Von Muth und leichtem Sinn.

Chor. Von Lebenskraft u. s. w.

Hier trinkt das Reh, und tanzt verjünget,
Der Hirsch auch, nimmer alt;
Hier trinkt die Nachtigall, und singet
Voll Lieb' im grünen Wald.

Jetzt trinken wir uns Lieb' und Jugend,
Und preisen hoch des Quelles Tugend,
Dafs Thal und Hugel hallt!

Chor. Jetzt trinken wir u. s. w.

Behende krümmt in frische Matten
Der Bach sein nährend Nafs;
Es brüllen Kuh und Kalb, die satten,
Bis an den Bauch im Gras.
Wer, Freunde, hier im kühlen Schauer
Des regen Baums, wer kennet Trauer?
Wer kennet Neid und Hafs?

Chor. Wer, Freunde u. s. w.

O goldne Zeit, als noch genügte
Was Flur und Baum gebar;
Als jede spann, und jeder pflügte,
In Eintracht, Paar und Paar!
Der stille Wald war Gottes Tempel,
Der Greis war Priester und Exempel,
Und jeder Stein Altar.

Chor. Der stille Wald u. s. w.

Da galt kein Unter und kein Ober,
Auf gleicher Hirtenflur;
Vom Tadler fern, und fern vom Lober,
Galt treue Wahrheit nur.
Erobrer gabs nur Vogelfanges,
Und Sieger nur des Wettgesanges
Bei Arnt' und Lämmerschur!

Chor. Erobrer u. s. w.

Bring uns die Friedenstage wieder,
Du Geist der stillen Flut!
Wie Brüder lafs uns seyn, wie Brüder,
In Eintracht, froh und gut!
Wir stehn, und sprengen dir, und denken
An Freiheit und Natur, und schwenken
Den laubbekränzten Hut!

Chor. Wir stehn u. s. w.

Voss.

JUNI.

JUNI.

1.

2. *JOH. ANDR. SILBERMANN, Ob. u. ClM. geb. 1712 zu Strafsburg, gest. daselbst den 11 Febr. 1785.*

3.

4.

5.

6. *CLAUDE BENOIT, Th. Schr. geb. 1701 zu Andresy, gest. 1770 zu Paris.*

7.

8. *JAC. FRIEDR. KLEINKNECHT, Fl. u. IC. geb. 1722 zu Ulm, lebt zu Anspach.*

9.

10.

11. *JOSEPH BARNABE Sr. SEVIN, V. IC. und Pr. Schr. geb. 1727 zu Achen, gest. zu Paris 179°.*

12.

13.

14.

15. *GEORG JOS. VOGLER, O. u. Cl. S. u. IC. Th. u. Kr. Schr. geb. 1749 zu Würzburg, lebt in Stockholm.*

16.

C

17. *EYRIAC SPANGENBERG, H. Schr. u. SC. geb.* 1528 *zu Nordhausen, gest. zu Straſsburg d.* 10 *Febr.* 1604.

18.

19. *JOH. GOTTL. JANITSCH, CV. u. IC. geb.* 1708 *zu Schweidnitz, gest. zu Berlin* 1763.

20. *JOH. PALSA, W. geb.* 1752 *zu Jermeritz in Böhmen, gest. zu Berlin* 1793.

21.

22.

23.

24. *JEANBAPT. ROCHEFORT. S. und IC. geb.* 1746 *zu Paris, lebt daselbt.*

25.

26.

27.

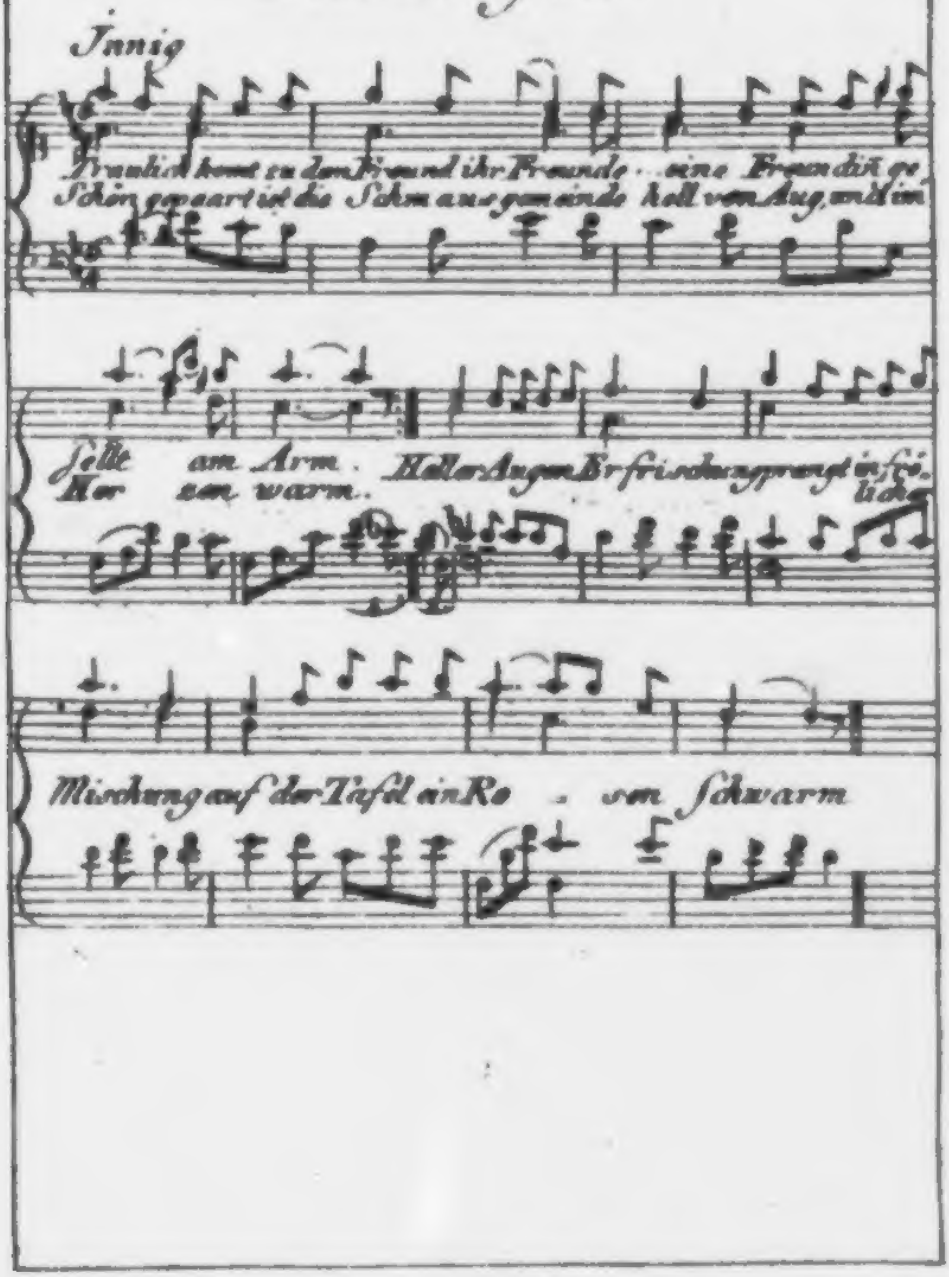
28. *HEINRICH ALBERTI, O. und SC. geb.* 1604 *zu Lobenstein im Vogtlande, gest. zu Königsberg in Pr.* 1668.

NICOLAS BERNIER, SC. geb. 1664 *zu Martes, gest. zu Versailles den* 8 *Jul.* 1734.

29.

30.

Die Rosenfeier



Die Rosenfeier.

Traulich kommt zu dem Freund' ihr Freunde,
Eine Freundinn gesellt am Arm.
Schön gepaart ist die Schmausgemeinde,
Hell von Aug', und im Herzen warm.
Heller Augen Erfrischung,
Prangt in fröhlicher Mischung
Auf der Tafel ein Rosenschwarm.

Jeder wähle nach Lust die Rose,
Weifs und roth; in dem Korb' ist Wahl.
Du, o Röschen, umwebt mit Moose,
Schmückst die Frauen, wie sie das Mahl.
Schön mit Rosen umwunden,
Kreis't, wie Griechen erfunden,
Um die Tafel der Festpokal.

In ambrosischem Rosenkranze
Trank Anakreon singend aus.
Rosen kränzten den Held zum Tanze;
Rosen flocht er nach Kampf und Strauſs.
Ros', auch Götteraltären,
Ros', auch heiligen Chören
Gabst du Kränz' um den Opferschmauſs.

Mit halbröthlichen Silberrosen
Und mit purpurnem Hell umblümt,
Winkt der Becher uns liebzukosen,
Wie's jungfräulichen Seelen ziemt.
Hört der Musen Erzählung,
Wie bei Thetis Vermählung
Einst die Ros' ihr Gesang gerühmt.

Rosen trugen zum Mahl die Horen
Im goldstralenden Korb für Zeus,
Aus dem Ennagefild' erkoren,
Hell wie Lilien noch und weiſs.

Küfst mich! sagte der König:
Dann, ihr Mädchen, verschön' ich
Eure Blume zum Stolz des Mai's.

Leicht mit Röthe gefärbt die Wangen,
Sahn die Göttinnen abgewandt.
Doch der Donnerer, voll Verlangen,
Zog sie näher mit sanfter Hand.
Als nach tändelndem Zwiste
Zeus Kronion sie küfste;
Stieg die Röthe zu leichtem Brand.

Eine Ros' in der Mitt' entbrennet
Leis', und andere ganz von Glut.
Mädchenröthe sei du genennet!
Sprach der Ewige wohlgemuth:
Du sei Flamme des Kusses!
Eures holden Genusses
Angriff räche der Dorn mit Blut!

Voss.

JULI.

1.

2.

3.

4.

5.

6. *FRIEDR. WILH. RUST. CL. V. I. u. SC. geb. 1739 zu Wörlitz, lebt in Dessau.*

7.

8.

9.

10. *FRIEDR. JUST RIEDEL, H. u. Kr. Schr. geb. 1742 zu Wisselbach bey Erfurth, gest. zu Wien d. 2 März 1785.*

11.

12.

13.

14.

15. *FRIEDRICH BENDA, V. I. und SC. geb. 1745 zu Potsdam, lebt daselbst.*

LOR. CHRISTOPH MITZLER, Th. u. Kr. Schr. geb. 1711 zu Rettelsheim im Anspachschen, gest. in Warschau 1778.

16.

17.

18.

19.

20. *JOH. MARA, Violonc. u. IC. geb. 1744 zu Berlin, lebt in London.*

21.

22.

23.

24.

25.

26.

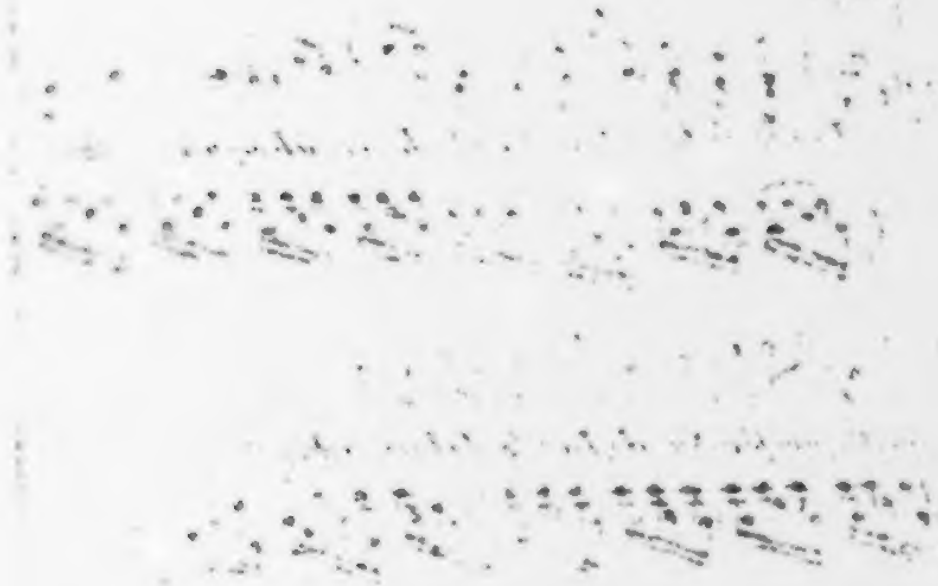
27.

28.

29.

30.

31.



Die Linde

Sanft

Julius.

Die Linde.

Linde, liebe schöne Linde,
Dir vorubergehn
Wäre grofse, grofse Sünde.
Linde! du bist schön.

Du bist gut! aus deinen Blättern
Strömt ein Blüthenduft,
Wohlgeruch des Waldes Göttern,
In die Himmelsluft!

Und in deinem Wipfel singet
Eine Nachtigall!
Liebe singt sie! Liebe singet
Sie dem Wiederhall!

Und ein Bach, wie Perlen, helle
Fliefst so nah, dafs man

Die getigerte Forelle
Sehn, und greifen kann!

Fy! wenn doch mein Daphnis käme
Von der Jagd, und hier
Seine Ruhestäte nähme,
Dichte neben mir!

Gleim.

AUGUST.

1. *HANSMANN, Violonc. geb. 1764 zu Potsdam, lebt zu Berlin.*
2.
3.
4.
5.
6.

7.
8. *LOUIS ALB. FRED. BAPTISTE, V. u. IC. geb. 1700 zu Öttingen in Schwaben, gest. zu Cassel 176*.*
9. *JOH. DRYDEN, MD. geb. 1631 zu Oldwinkle, gest. zu London d. 1 May 1701.*
10. *CHRISTOPH GOTTL. SCHRÖTER, O. u. Kr. Schr. und Erfinder des Fortepiano, geb. 1699 zu Hohenstein in Sachsen, gest. zu Nordhausen im Nov. 1782.*
    FRANZ JOH. LEO MEYER von SCHAUENSEE, O.S. u. IC. geb. 1720 zu Lucern, lebt daselbst.
11. *JOSEPH SCHUSTER, S. u. IC. geb. 1748 zu Dresden, lebt daselbst.*
12.
13. *CHRIST. NICHELMANN, I. u. SC. u. Th. Schr. geb. 1717 zu Treuenbriezen, gest. zu Berlin 1761.*

AUGUST.

14.

15. *JOH. CHRIST. KELLNER, O. IC. u. Th. Schr. geb. 1736 zu Gräfenrode im Thüringschen, lebt zu Cassel.*

16.

17.

18. *LUDEWIG FISCHER, BS. geb. 1745 zu Mainz, lebt in Berlin.*

19.

20. *MARTIN GERBERT, H. Schr. geb. 1720 zu Horb am Neckar, gest. zu St. Blasien 1792.*

21.

22.

23.

24.

25. *JOH. GEORG HERDER, MD. u. K. Schr. geb. 1741 zu Mohrungen in Preussen, lebt zu Weimar.*

26.

27.

28. *JOH. BRAUN, V. u. IC. geb. 1753 zu Cassel, lebt zu Berlin.*

29. *ANTONIO SALIERI, SC. geb. 1750 zu Lignano im Venetian., lebt zu Wien.*

30.

31.

Skolie im Abendroth

Mäßig

Skolie im Abendroth.

Phöbus eilet, nach der Reise
Eines heifsen Tags, zur Ruh;
Seht! dem Meere lenkt er weise
Seine müden Pferde zu.
Matt vom langen Wege, sinkt
Er in Thetis Arm, und trinkt.

Chor.

Heil ihm! Selig, wem's gelingt,
Dafs er ruht wie Er, und trinkt!

Freunde, folgt dem guten Gotte!
Ruht, und trinket diesen Wein!
Kühler schenkt in ihrer Grotte
Thetis selber ihn nicht ein.
Hoch das Glas! Im Abendschein
Blinkot lieblicher der Wein!

Chor.

Leert das Glas! Im Abendschein
Schmecket lieblicher der Wein!

Unser Tag gehört dem Staate;
Uns gehört der Abend zu.
Gebet, nach der Weisheit Rathe,
Fleifs dem Tag', dem Abend Ruh.
Trinkt durch edler Trauben Saft
Euch zur Arbeit neue Kraft.

Chor.

Ja, durch dich, du edler Saft!
Trinken wir uns neue Kraft.

Wohl ihm, dem nach schwüler Hitze
Süfs die Freud' am Abend winkt,
Und auf kühlem Rasensitze
Selbst den Labebecher bringt!
Glücklicher, wen mehr sie liebt,
Und bei Wein ihm Freunde giebt!

Chor.

Dank der Göttinn, die uns liebt,
Und bei Wein uns Freuden giebt!

O ein solcher Abend kühlet
Schön uns nach des Tages Schweifs;
Freunde nützet ihn, und fühlet
Ganz die Ruh' in diesem Kreis!
Stosset an! sein letzter Strahl
Find' uns noch beim frohen Mahl!

Chor.

Phöbus, deinem letzten Strahl
Weih'n wir Lieder und Pokal.

F. v. Köpken.

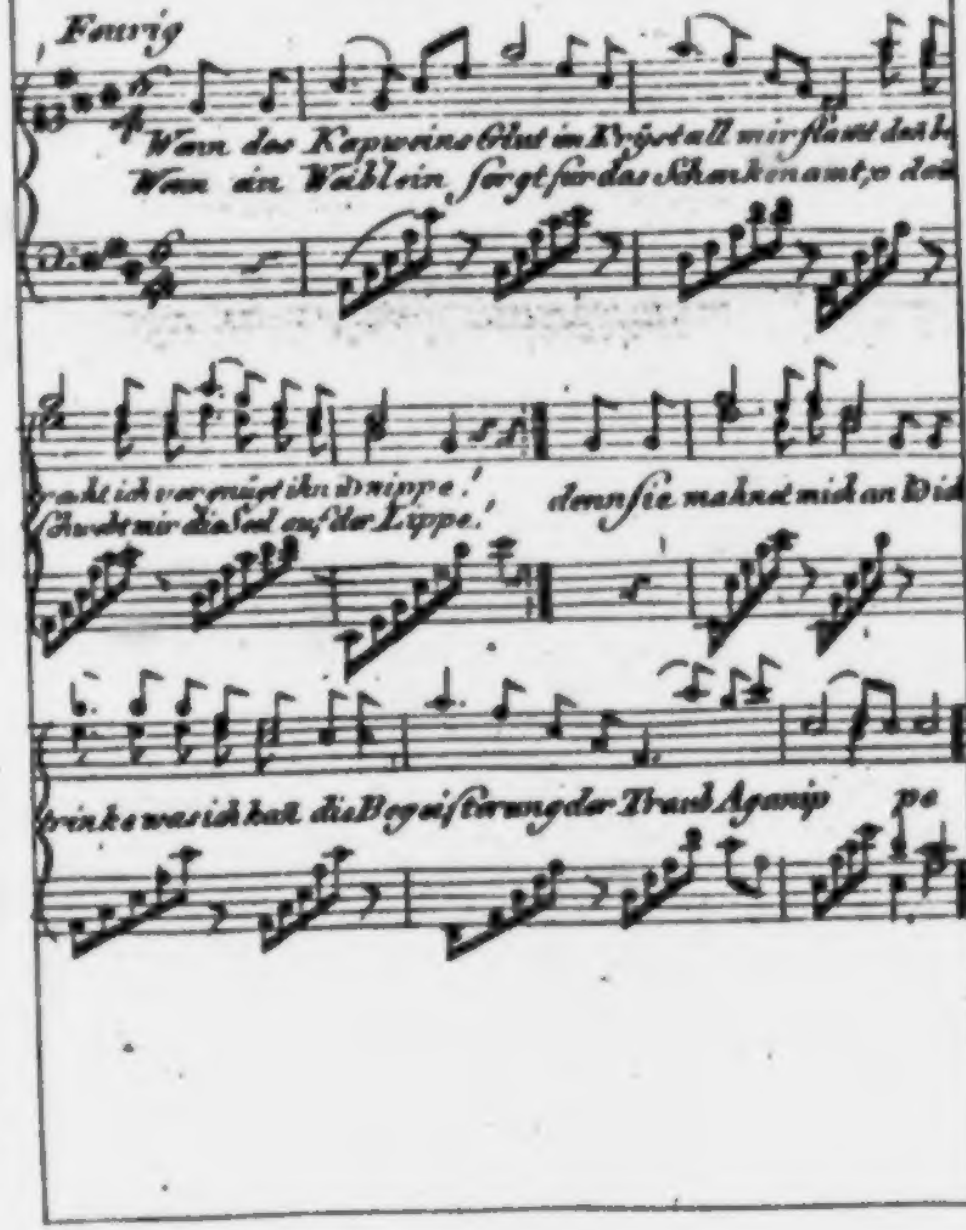
SEPTEMBER.

1. *JOH. SAM. PETRI, Pr. Schr. geb. 1738 zu Sorau, lebt in Bauzen.*
2.
3.
4.
5.
6. *HEINRICH NICOL. GERBER, O. u. IC. geb. 1702 zu Wenigen - Ehrich im Schwarzb. gest. zu Sondershausen d. 6 August 1775.*
7. *ANDRE DARICAN PHILIDOR, SC. geb. 1726 zu Dreux, gest. 1795 zu London.*
8. *MARIN MERSENNE, Th. Schr. geb. 1588 zu Oise, gest. zu Paris den 1 September 1648.*
9.
10. *JOH. FRIEDR. CHRISTMANN, Th. u. Kr. Schr. geb. 1752 zu Ludwigsburg, lebt zu Heutingsheim.*
11. *AUG. HERRM. NIEMEYER, MD. geb. 1752 zu Halle, lebt daselbst.*
12.
13.
14.
15.
16. *HEINRICH BACH, O. geb. 1615 zu Wechnar, gest. zu Arnstadt d. 10 Jul. 1692*
17.

SEPTEMBER.

18. *JOH. GOTTFR. WALTHER, H. u. Kr. Schr. u. SC. geb. 1684 zu Erfurth, gest. zu Weimar d. 23 März 1478.*
19.
20.
21. *JAK. WILH. LUSTIG, O. Th. u. Hist Schr. geb. 1706 zu Hamburg, gest. zu Göttingen.*
22. *CHRISTIAN KALKBRENNER, I. u. SC. u. Hist. Kr. Schr. geb. 1755 zu Cassel, lebt zu Rheinsberg.*
23. *ERICH BURMAN, Th Schr. geb. 1692 zu Bygdäa in Westgothland, gest. zu Upsal den 3 Nov. 1729.*
MARTIN OPITZ, MD. geb. 1597 zu Bunzlau in Schlesien, gest. zu Danzig den 20 August 1639.
24.
25.
26.
27. *JOH. HEINR. SILBERMANN, CM. und FPM. geb. 1727 zu Strafsburg, lebt daselbst.*
28. *JOH. MATHESON, Th. H. u. Kr. Schr. O. u. SC. geb 1681 zu Hamburg, gest. das.*
29. *d. 17. Apr. 1764.*
30. *JUSTIN HEINR. KNECHT, SC. Th. u. Kr. Schr. geb. 1752 zu Biberach, lebt daselbst.*

Dithyrambe


Feurig
Wenn der Kapwein Glut im Kryst all mir flammt das H
Wenn ein Weiblein, sorgt für das Schenkenamt, so dei
denn sie mahnet mich an Di
Apollo

September.

Dithyrambe.

Wenn des Kapweins Glut im Krystall mir flammt,
Dann betracht' ich vergnügt ihn, und nippe!
Wenn ein Weiblein sorgt für das Schenkenamt,
O dann schwebt mir die Seel' auf der Lippe!
Denn sie mahnet mich an;
Und ich trinke, was ich kann,
Die Begeisterung der Traub-Aganippe!

Dann erblühst du, Erd', ein Elysium!
Dann bestirnt sich ein anderer Himmel!
Wie von Honig schwärmts und von Most ringsum
Und von heiligem Rankengewimmel!
Mich berauschet ein Duft
Der Ambrosia; mir ruft
Der Silen und die Najad' im Getümmel!

O wie braus't ihr Erz und der Epheustab,
Zu dem Taumel des Evoegrusses!
Ich enttauml' im Sturm die Gebirg' hinab,
Und mich freut des verwegnen Entschlusses!
Wie entzückt, o Silen!
Die Mänade mich so schön
Zu der Wonne des ambrosischen Kusses!

Voss.

OCTOBER.

1. *FRIEDR. WILH. MARPURG, Th. u. Kr. Schr. u. IC. geb. 1718 zu Seehausen in der Altmark, gest. zu Berlin d. 22 Mai 1795.*

2.

3.

4.

5.

6.

7.

8. *LOUIS JOS. FRANCOEUR, SC. geb. 1738 zu Paris, lebt daselbst.*

FRANZ SEYDELMANN, SC. geb. 1748 zu Dresden, lebt daselbst.

9.

10. *JOH. NIC. BACH, O. geb. 1669 zu Eisenach, gest. zu Jena 1740.*

JOH. LUDW. KREBS. O. u. IC. geb. 1713 zu Buttelstädt, gest. zu Altenburg 1780.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

20. *JOH. CHRISTOPH STOCKHAUSEN, H. Kr. Schr. geb. 1725 zu Gladenbach, gest. zu Hanau d. 4 Sept. 1784.*

21. *PIERRE JEAN BURETTE, H. Kr. Schr. geb. 1665 zu Paris, gest. daselbst d. 19 May 1747.*

22.

23.

24.

25. *JEAN BAPT. RAMEAU, S. u. IC. Th. Schr. CL. geb. 1683 zu Dijon, gest. zu Paris d. 22 Sept. 1764.*

26.

27.

28.

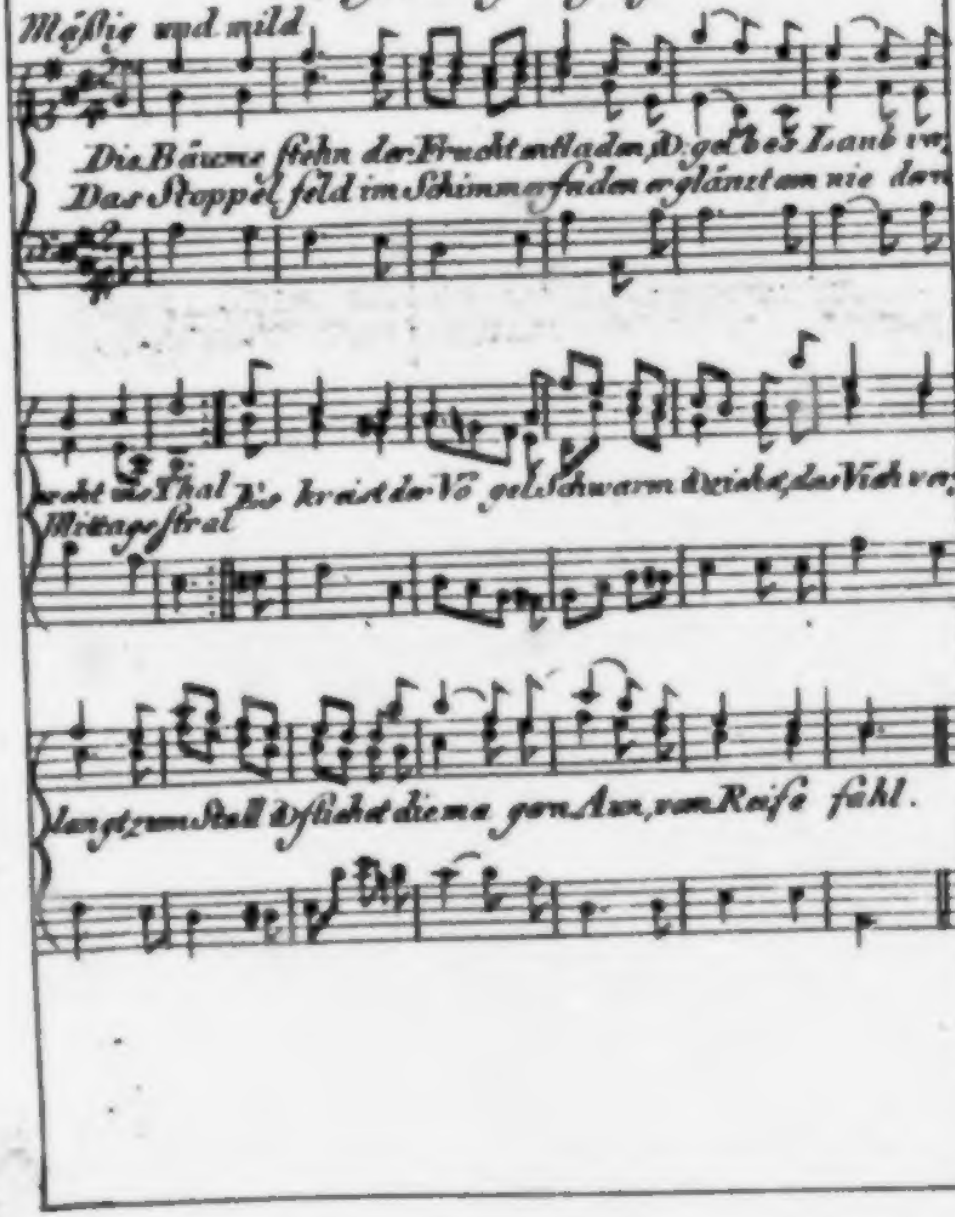
29.

30.

31. *A. CL. PH. DE CAYLUS. H. Schr. geb. 1692 zu Paris, gest. daselbst den 6 September 1765.*

Der Herbstgang

dreistimmig zu singen



Der Herbstgang.

Die Bäume stehn der Frucht entladen,
Und gelbes Laub verweht ins Thal;
Das Stoppelfeld in Schimmerfaden
Erglänzt am niedern Mittagsstrahl.
Es kreis't der Vögel Schwarm, und ziehet;
Das Vieh verlangt zum Stall, und fliehet
Die magern Aun, vom Reife fahl.

O geh am sanften Scheidetage
Des Jahrs zu guter letzt hinaus,
Und nenn' ihn Sommertag, und trage
Den letzten schwer gefundnen Straufs.
Bald steigt Gewölk, und schwarz dahinter
Der Sturm, und sein Genofs, der Winter,
Und hüllt in Flocken Feld und Haus.

Ein weiser Mann, ihr Lieben, haschet
Die Freuden im Vorüberfliehn;
Empfängt, was kommt, unüberraschet,
Und pflückt die Blumen, weil sie blühn.
Und sind die Blumen auch verschwunden;
So steht am Winterheerd' umwunden
Sein Festpokal mit Immergrün.

Noch trocken führt durch Thal und Hügel
Der längstvertraute Sommerpfad.
Nur röthlich hängt am Wasserspiegel
Der Baum, den grün ihr neulich sah't.
Doch grünt der Kamp von Winterkorne;
Doch grünt, beim Roth der Hagedorne
Und Spillbeern, unsre Lagerstatt!

So still an warmer Sonne liegend
Sehn wir das bunte Feld hinan,
Und dort auf schwarzer Brache pflügend
Mit Lustgepfeif, den Ackermann.

Die Krähn in frischer Furche schwärmen
Dem Pfluge nach, und schreyn und lärmen;
Und dampfend zieht das Gaulgespann.

Natur, wie schön in jedem Kleide!
Auch noch im Sterbekleid wie schön!
Sie mischt in Wehmuth sanfte Freude,
Und lächelt thränend noch im Gehn.
Du, welkes Laub, das niederschauert,
Du, Blümchen, lispelst: Nicht getrauert!
Wir werden schöner auferstehn!

Voss.

NOVEMBER.

1. *CHRISTOPH RHEINECK, SC. geb. 1748 zu Memmingen, lebt daselbst.*
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10. *MARTIN LUTHER, MD. SC. u. Kr. Schr. geb. 1485 zu Eisleben, gest. daselbst den 18 Febr. 1546.*
11. *LOUIS BERTRAND CASTEL, Th. Schr. geb. 1688 zu Montpellier, gest. zu Paris d. 11 Jan. 1757.*
12. *SILV. LEOP. WEISS, L. u. IC. geb. in Schlesien 1686, gest. zu Dresden d. 18 October 1750.*
13.
14.
15. *GABRIEL GUILLEMAIN, V. u. IC. geb. 1705 zu Paris, erstach sich bey Versailles d. 1 Oct. 1770.*
16.
17.
18. *KARL FASCH, S. u. IC. CL. u. O. geb. 1736 zu Zerbst, lebt zu Berlin.*

19. *GROSLEY, H. Schr. geb. 1718 zu Troyes, gest. daselbst d. 4 Nov. 1785.*

20.

21. *JOH. FRIEDR. WILH. WENKEL, O. u. IC. geb. 1734, lebt zu Ülzen im Lüneburgischen.*

22. CÄCILIENTAG.

23. *JOH. GOTTLIEB EMANUEL BREITKOPF, Erfinder des deutschen Notendrucks, geb. 1719 in Leipzig, gest. daselbst 1794.*

24.

25. *FRANZ BENDA, V. u. IC. geb. 1709 zu Altbenatka in Böhmen, gest. zu Potsdam den 7 März 1786.*

ETIENNE JOSEPH FLOQUET, SC. geb. 1750 zu Aix, gest. zu Paris den 10 März 1785.

JOH. FRIEDR. REICHARDT, S. u. IC. Th. H. u. Kr. Schr. V. u. CL. geb. 1752 zu Königsberg in Pr., lebt sich selbst auf seinem Landhause in Giebichenstein.

26.

27.

28.

29.

30. *ERNST FLOR. FRIEDR. CHLADNI, Th. Schr. geb. 1756 zu Leipzig, lebt auf Reisen.*

Feierlich froh
An die Freude
Freude schöner Götterfunken Tochter aus Elisium, Wir be.
treten feuertrunken himlische dein Heiligthum deine Zauber
binden wieder was der Mode streng getheilt Bettler werden Für.
Chor. for:
brüder wo dein sanfter Flügel weilt. Seid umschlungen Millionen die
Kuß der ganzen Welt Brüder über'm Sternenzelt muß ein lieber Vater
wohnen

November.

An die Freude.

Freude, schöner Götterfunken,
Tochter aus Elysium!
Wir betreten feuertrunken,
Himmlische, dein Heiligthum.
Deine Zauber binden wieder
Was der Mode Schwert getheilt;
Bettler werden Fürstenbrüder,
Wo dein sanfter Flügel weilt.

Chor.

Seid umschlungen Millionen!
Diesen Kufs der ganzen Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Mufs ein lieber Vater wohnen.

Wem der grofse Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn;

Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seine Jubel ein!
Ja, — wer auch nur eine Seele
Sein nennt auf dem Erdenrund!
Und wer's nie gekonnt, der stehle
Weinend sich aus diesem Bund.

Chor.

Was don grofsen Ring bewohnet
Huldige der Sympathie!
Zu den Sternen leitet sie,
Wo der Unbekannte thronet.

Freude trinken alle Wesen
An den Brüsten der Natur;
Alle Guten, alle Bösen
Folgen ihrer Rosenspur.
Küsse gab sie uns, und Reben,
Einen Freund geprüft im Tod.
Wollust ward dem Wurm gegeben,
Und der Cherub steht vor Gott.

Chor.

Ihr stürzt nieder, Millionen?
Ahnest du den Schöpfer, Welt?
Such ihn überm Sternenzelt,
Über Sternen mufs er wohnen.

Freude heifs't die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der grofsen Weltenuhr.
Blumen lockt sie aus den Keimen,
Sonnen aus dem Firmament,
Sphären rollt sie in den Räumen
Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Chor.

Froh, wie seine Sonnen fliegen
Durch des Himmels prächt'gen Plan,
Laufet Brüder eure Bahn,
Freudig wie ein Held zum Siegen.

Aus der Wahrheit Feuerspiegel
Lächelt sie den Forscher an,
Zu der Tugend steilem Hügel
Leitet sie des Dulders Bahn.
Auf des Glaubens Sonnenberge
Sieht man ihre Fahnen wehn;
Durch den Rifs gesprengter Särge,
Sie im Chor der Engel stehn.

Chor.

Duldet muthig Millionen!
Duldet für die beſsre Welt!
Droben überm Sternenzelt
Wird ein grofser Gott belohnen.

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ists, ihnen gleich zu seyn.
Gram und Armuth soll sich melden,
Mit den Frohen sich erfreun.
Groll und Rache sey vergessen,

Unserm Todfeind sey verziehn.
Keine Thräne soll ihn pressen,
Keine Reue nage ihn.

Chor.

Unser Schuldbuch sey vernichtet!
Ausgesöhnt die ganze Welt!
Brüder — überm Sternenzelt
Richtet Gott wie wir gerichtet.

Freude sprudelt in Pokalen;
In der Traube goldnem Blut
Trinken Sanftmuth Kannibalen,
Die Verzweiflung Heldenmuth. — —
Brüder! fliegt von euren Sitzen,
Wenn der volle Römer kreifst,
Laſst den Schaum zum Himmel sprützen:
Dieses Glas dem guten Geist.

Chor.

Den der Sterne Wirbel loben,
Den des Seraphs Hymne preist,

Dieses Glas dem guten Geist
Überm Sternenzelt dort oben!

Festen Muth in schweren Leiden,
Hulfe wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschwornen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder, gält es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

Chor.

Schliefst den heilgen Zirkel dichter,
Schwört bei diesem goldnen Wein:
Dem Gelübde treu zu seyn,
Schwört es bei dem Sternenrichter!

Rettung von Tyrannenketten,
Grofsmuth auch dem Bösewicht,

Hoffnung auf den Sterbebetten,
Gnade auf dem Hochgericht!
Auch die Todten sollen leben!
Brüder, trinkt und stimmet ein:
Allen Sündern soll vergeben,
Und die Hölle nicht mehr seyn!

Chor.

Eine heitre Abschiedsstunde,
Süfsen Schlaf im Leichentuch,
Brüder — einen sanften Spruch
Aus des Todtenrichters Munde!

SCHILLER.

DECEMBER.

1. *FRANZ RICHTER, I. u. SC. geb. zu Hollischau in Mähren, gest. zu Strafsburg den 12. Sept. 1789.*

2.

3. *ANDRE CAMPRA, SC. geb. 1660 zu Aix, gest. zu Paris 1738.*

4.

5.

6.

7. *JOH. HEINR. VICT. ROSE, O. u. IC. geb. 1743 zu Quedlinburg, lebt das.*

8. *CLAUDE BALBASTRE, O. u. IC. geb. 1729 zu Dijon, lebt zu Paris.*

9. *JOHN MILTON, MD. geb. 1608 zu London, gest. daselbst den 10. Nov. 1674.*

10.

11. *ELISAB. MARA geb. SCHMÄHLING, DSn geb. 1750 zu Cassel, lebt in London.*

12.

13. *FRANCESCO BIANCHINI, Th. Schr geb 1662 zu Verona, gest. zu Rom den 2 März 1729.*

14. *LEOPOLD MOZART, Pr. Schr. geb. 1719 zu Salzburg, gest daselbst 178**

15. *MICH. RICH. DE LALANDE, SC. geb. 1657.*

16. *GEORG PETER WEIMAR, SC. geb. 1634 zu Stotternheim im Erfurtschen, lebt daselbst.*

17.

18.

19. *LOUIS NIC. CLAIREMBAULT, S. u. IC. geb. 1676 zu Paris, gest. 1749 das.*

20.

21.

22.

23. *JOH. HEINR. ROLLE, S. u. IC. geb 1718 zu Quedlinburg, gest. zu Magdeburg den 29 December 1785.*

24. *JEAN JOS. CASS MONDONVILLE, S. u. IC. geb. 1711 zu Narbonne, gest. auf seinem Landhause zu Belleville den 8 October 1772.*

25. *JOH. AD. HILLER, SC. und H. Kr. u. Th. Schr. geb. 1728 zu Wendischossig in der Lausitz, lebt in Leipzig*

26. *JOH. GEORG PISENDEL, V. geb. 1687 zu Karlsburg in Franken, gest. zu Dresden den 25 Nov. 1755.*

27. *JOH. KEPPLER, Th. Schr. geb. 1571 zu Wied im Wirtemb., gest. zu Regensburg 1630.*

28.

29. *CHRISTIAN FRIEDR. MÜLLER, V. u. IC geb. 1752 zu Rheinsberg, lebt zu Stockholm.*

30.

31.

Chorgesang beim Rheinwein

Rundgesang beim Rheinwein.

Ihr habt doch Wein genug im Hause?
Mir ist so wohl!
Doch guten Wein zum guten Schmause
Von Winterkohl?
Steht irgendwo verpicht im Keller
Ein Ehrenwein, ein Herzensschweller;
Hinab, und hol'!

Chor. Steht irgendwo u. s. w.

Schon blinkt er her! O sei willkommen,
Du goldner Wein!
Gesandt zum Labetrunk den Frommen,
Vom Vater Rhein!
Wie rings der Alte, kaum gelüftet,
Ambrosiagewölke düftet!
O schenket ein!

Chor. Wie rings u. s. w.

Wie ungestüm aus deinem Kerker
Du Greis erwachst!
Was du, als sinniger Bemerker,
Für Augen machst!
Als man dich unter Glas verpichte,
Wars anders da, dafs du dem Lichte
So heiter lachst?

Chor. Als man dich u. s. w.

Nicht bist du später Zeit Verächter,
Du Altpapa!
Man wird mit jedem Tag nicht schlechter;
Das weifst du ja!
Viel Gutes findest du, und Neues!
Zum Beispiel nennen wir ein freyes
Amerika!

Chor. Viel Gutes u. s. w.

Europa staunt, da ernst die Wage

Das Schicksal wägt,
Und Menschenrecht und Völkerklage
Entgegen legt.
Weissag', o Greis: du schaust verwundert!
Was uns das nahende Jahrhundert
Im Schoofse trägt!

Chor. Weissag', o Greis u. s. w.

Du hörtest links an deinen Ufern
Den Kettenklang.
Von Donnern scholls, und bald von Rufern:
Frank, Brüder, Frank!
Was, ob annoch die Kufe gähret?
Der Most verbrauset einst, und kläret
Den Nektartrank!

Chor. Was ob annoch u. s. w.

O möcht' ins Frühlingswehn verhallen
Das Mordgeschrei,
Und sanft im Friedenskranze schallen

Ihr: Gleich und frei!
O möchte vor den Ungewittern
Ein jeder Mufti doch erzittern,
Ein jeder Dei!

Chor. O möchte u. s. w.

Dann wirst du Hummeln nicht und Igeln
Mehr eingetonnt;
Dem Fleifse nur auf edlen Hügeln
Reifst du besonnt!
Dann, Alter, strömst du Muth und Stärke
Ihm, wer gewollt erfreun durch Werke,
Und wer gekonnt!

Chor. Dann, Alter u. s. w.

Voss.

II.

Alphabetisches Verzeichnifs

*der merkwürdigsten Komponisten, Virtuosen, musikalischen Dichter und Schriftsteller, und Instrumentenmacher der letzten Jahrhunderte *).*

A.

ABEL (Carl Friedr.) C. und IC. geb. zu Cöthen, gest. zu London d. 22 Jan. 1787.

ADDISON (Joseph) MD. und Kr. Schr. geb. 1671 zu Lightfield, gest. zu London 1719.

ADLUNG (Jakob) Th. und Kr. Schr. geb. 1699 zu Burdersleben bei Erfurt, gest. zu Erfurt d. 5 Jul. 1762.

* AGRICOLA (Joh. Friedr.) Kr. Schr. und SC. geb. d. 4 Jan. 1720 zu Dobisch im Altenburgischen, gest. zu Berlin d. 12 Nov. 1774.

ALBERTI (Heinrich) O. und SC. geb. 1604 zu Lobenstein im Vogtl., gest. zu Königsb. in Pr. 1668.

---

*) Ein Aufsatz des Herrn Gerber im Archiv der Zeit, worin derselbe seinen Wunsch nach Beiträgen zur Vervollkommnung seines Lexicons von neuem so warm äufsert, hat veranlafst, dafs bei diesem Aufsatze auf jenes Werk Rücksicht genommen worden; und die Artikel welche einige Berichtigungen oder Vervollständigungen dazu enthalten, sind deshalb mit einem * bezeichnet, die aber die in dem Lexicon ganz fehlen, mit **.

Alberti (Joh. Friedr.) O. I. und SC. geb. 1642 zu Tönningen im Holsteinschen, gest. zu Merseburg d. 14 Jun. 1710.

Albinoni (Thomas) SC. und V. geb. 16** zu Venedig, gest. daselbst 17**

ALBRECHTSBERGER (Joh. Georg) O. I. und SC. Th. Schr. geb. d. 3 Febr. 1736 zu Kloster Neuburg bei Wien, lebt zu Wien als Organist bei der Kaiserl. Hofkapelle.

ALEMBERT (Jean le Rond d') Th. Schr. geb. 1717 zu Paris, gest. daselbst d. 29 Oct. 1783.

* ALLEGRI (Gregorio) S. und SC. geb. 1590 zu Rom, gest. daselbst d. 18 Febr. 1640.

André (Joh.) SC. geb. d. 28 Marz 1741 zu Offenbach, lebt daselbst als Eigenthumer einer Notenstecherei und Musikhandler.

* Anfossi (Pasquale) SC. geb. zu Neapel 1729.

** Animuccia SC. geb. 14** zu Rom, gest. daselbst 15**

* ARNAUD. Kr. Schr. geb. 1730 zu Carpentras im Avignonschen gest. zu Paris d. 2 Dec. 1785.

Arne (Thomas Augustin) SC. geb. 17**, gest. zu London 1780.

ARTEAGA. H. Schr. geb. 174* zu in Spanien, lebt zu Rom bei der spanischen Gesandtschaft.

Astrua (Giovanna) DSn. geb. zu Turin, gest. daselbst 1758.

B.

Babbi (Cristoforo) V. und IC. geb. 1748 zu Cesena, lebt in Dresden als Churf. Concertmeister.

* Babbini (Matteo) TS. geb. 174* zu Venedig, lebt in Italien.

* BACH (Carl Phil. Eman.) CL. und O. I. und SC. und Th. Schr. geb. d. 14 März 1714 zu Weimar, gest. zu Hamburg d. 14 December 1788.

BACH (Joh. Christian) CL. und O. S. und IC. geb. 1735 zu Leipzig, gest. zu London im Jan. 1782.

Bach (Joh. Christoph Friedr.) CL. I. und SC. geb. 1732 zu Weimar, lebt als Concertmeister zu Bückeburg.

** Bach (Joh. Christoph) O. und SC. geb. 16** zu Eisenach, gest. daselbst 16**.

BACH (Joh. Sebastian) O. und CL. I. und SC. geb. d. 21 März 1685 zu Eisenach, gest. zu Leipzeig d. 28 Jul. 1750.

BACH (Wilh. Friedem.) O. und CL. und IC. geb. 1710 zu Weimar, gest. zu Berlin d. 1 Jul. 1784.

** Ballabene (Gregorio) SCn. geb. 172* zu Rom, lebt daselbst.

* Balletti, DS. geb. 176* zu Stutgard, lebte im J. 1792 in Paris bei dem Italiänischen Operetten-Theater.

* Baron (Ernst Cottlieb) L. und IC. Th. und Kr. Schr. geb. 1685 zu Breslau, gest. zu Berlin d. 26 August 1760.

Barth (Christian Sam.) H. geb. 1735 zu Glaucha, lebt in Coppenhagen als Königlicher Cammermusiker.

* Barthelemy (Jean Jacques) Th. und H. Schr. geb. 17** zu Aubagne, gest. zu Paris d. 30 April 1795.

Bathe (Wilh.) Th. Schr. geb. 1564 zu Dublin, gest. zu Madrid d. 17 Jun. 1614.

* BEER (Joseph) Clar. geb. d. 18 May 1744 zu Grünewald in Böhmen, lebt zu Potsdam als Königl. Cammermusiker.

** Benevoli (Orazio) SC. geb. 16** zu Rom, gest. daselbst 17**.

* Benda (Carl) V. geb. d. 2 May 1748 zu Potsdam, lebt zu Berlin als Königl. Cammermusiker.

* BENDA (Franz) V. und IC. geb. d. 25 Nov. 1709 zu Altbenatka in Böhmen, gest. zu Potsdam d. 7 März 1786.

* Benda (Friedrich) V. und IC. geb. d. 15 Jul. 1745 zu Potsdam, lebt zu Potsdam als Königl. Cammermusiker.

BENDA (Georg) S. und IC. geb. zu Altbenatka, lebt sich selbst in *** ohnweit Gehra.

Benda (Friedrich Ludw.) V. und SC. geb. 1746 zu Gotha, gest. zu Königsberg in Pr. 1793.

Bertoni (Ferdinando) SC. geb. 1727 zu Venedig, lebt daselbst.

Besozzi (Alessandro) II. und IC. geb. 1700 zu Parma, gest. zu Turin 177*.

Besozzi. (Gieron.) Fag. geb. 1712 zu Parma, gest. zu Paris 178*.

BESOZZI (Carl.) II. und IC. geb. 174* zu Dresden, lebt daselbst als Churfürstl. Cammermusiker.

* Bianchi (Francesco) SC. geb. 174* zu Venedig, lebt daselbst.

Blainville (Charles Henry) Th. und H. Schr. geb. 172* zu Paris, gest. daselbst 178*

Boccherini (Luigi) Violonc. und IC. geb. 1730 in Lucca, lebt zu Madrid.

* Boroni (Antonio) SC. geb. 1738 zu Rom, lebt daselbst als Capellmeister bei S. Pietro.

Bos (Jean Baptiste du) H. Schr. geb. 1670 zu Beauvais, gest. zu Paris d. 23 März 1742.

* Boyce (William) SC. geb. 169* zu London, starb daselbst 1769.

Braun (Joh. Friedr.) H. geb. 17** zu Cassel, lebt zu Ludwigslust als Herzogl. Schwer. Cammermusiker.

Brixi (Victorin) O. und SC. geb. 1717 zu Pilsen in Böhmen, lebt als Organist und Schulrector zu Podiebrad.

BROSCHII (Carlo d. Farinelli) DS. geb 1705 d. 24 Jan. zu Andria, gest. auf seinem Landhause bei Bologna d. 15 Sept. 1782.

* Brun (Ludw. Aug. le) H. und IC. geb. 174* zu Manheim, gest. zu Berlin im Dec. 1790.

* Brun (Francisca le, geb. Danzig,) DSn. Cln. und ICn. geb. 1756 zu Manheim, gest. zu Berlin im May 1791.

BURNEY (Charles) H. und Kr. Schr. geb. 1727 zu Worcester, lebt zu London als Musikmeister.

C.

Caldara (Antonio) SC. geb. 168* zu Venedig, gest. zu Wien 1763.

Campagnuoli (Bartolomeo) V. geb. 174* in Bologna, lebt in Dresden als Concertmeister des Herzogs Carl.

Cannabich (Christian) V. und IC. geb. 174* in Manheim, lebt in Wien.

Carestini (Giovanni) DS. geb. 17** zu Ancona, gest. daselbst 17**.

Carissimi (Giacomo) SC. geb. 16** zu Rom, gest. daselbst 16**.

Celestini, V. geb. 173* zu Rom, lebt zu Ludwigslust als Herz. Mekl. Schwer. Concertmeister.

Gepedr (de la) H. und Kr. Schr. geb. 175* zu Paris, lebt daselbst als Aufseher des grofsen botanischen Gartens und des Naturalienkabinets.

Cervetto (James) Violonc. und IC. geb. 174* zu London, lebt daselbst.

Chabanon Kr. Schr. geb. 1729 zu
in Amerika, gest. zu Paris 179*.

Chellери SC. geb. 1688 zu Parma, gest. zu Cassel 175*.

** Cheron BS. geb. 175* zu Paris, lebt daselbst als Sänger bei der grofsen Oper.

* Cherubini (Luigi) SC. geb. 1764 zu Florenz, lebt zu Paris als einer der fünf Aufseher des neuen musikalischen Nationalinstituts.

Chladni (Ernst Flor. Friedr.) Th. Schr. geb. d. 30 Nov. 1756 zu Wittenberg, lebt auf Reisen.

Christmann. Th. und Kr. Schr. geb. d. 10 Sept. 1752 zu Heutingsheim bei Ludwigsburg, lebt daselbst als Pfarrer.

CIMAROSA (Domenico) SC. geb. 174* zu Neapel, lebt in Italien.

Claisembault (Louis Nicole) SC. geb. d. 19 Dec. 1676, zu Paris gest. daselbst 1749.

CLEMENTI (Muzio) CL. und IC. geb. 1746 zu Rom, lebt für sich in London.

Coltellini (Celeste) ASn. geb. 1764 zu Livorno, lebt in Neapel als Sängerinn bei der grofsen Oper und Opera Buffa.

Corelli (Arcangelo) V. und IC. geb. 165* zu Rom, gest. daselbst 172*.

COUPERIN (François) CL. und IC. geb. 1668 zu Paris, gest. daselbst 1733.

Cramer (Wilhelm) V. und IC. geb. 173* zu Manheim, lebt in London als Violinist und Orchesteranführer.

Cramer (der Sohn des vor.) CL. und IC. geb. 177 in London, lebt daselbst.

Cramer (Carl Friedr.) H. und Kr. Schr. geb. 1752 zu Quedlinburg, lebt in Paris.

Crosdill. Violonc. geb. 175* zu London, lebt daselbst.

D.

Daleyrac SC. geb. 175* zu Paris, lebt daselbst als Componist.

Daquin (Louis Claude) O. I. und SC. geb. 1694 zu Paris, gest. zu Versailles d. 15 Jun. 1772.

DAVID. TS. geb. 175* zu Neapel, lebt in Italien.

Desaides. SC. geb. 174* zu Turin, gest. zu Paris 179*.

DITTERSDORF (Carl v.) S. und IC. und V. geb. 1730 zu im Östreichischen, lebt zu Johannesberg in Oberschlesien.

Doni (Giov. Batt.) Th. und H. Schr. geb. 1620 zu Rom, gest. daselbst 1669.

Dryden (John) MD. geb. d. 9 Aug. 1631 zu Oldwinkle, gest. zu London d. 1 May 1701.

Le Duc (der ältere) V. und IC. geb. 174* zu Paris, gest. daselbst 1777.

Duni (Egidio Romualdo) SC. geb. zu Matera im Neapolit., gest. zu Paris 178*.

DUPORT (J. F. der ältere) Violonc. und IC. geb. 173* zu in Frankreich, lebt als Violoncellist und Intendant der Königl. Cammermusik in Potsdam.

Duport (der jüngere) Violonc. und IC. geb. 175* zu in Frankreich, lebt als Königl. Cammermusiker in Potsdam.

DURANTE (Francesco) SC. geb. 168* zu Neapel, gest. daselbst 176*.

Duschek (Josepha geb. Hambacher) DSn. und CLn. geb. 1756 zu Prag, lebt daselbst.

Dussik (Joh. Ludwig) CL. und IC. geb. 175* zu in Böhmen, lebt in London.

E.

Ebeling (Christoph Dan.) Kr. Schr. und MD. geb. 1741, lebt als Professor zu Hamburg.

Ekart (Joh. Gottfr.) CL. und IC. geb. 17** zu Augsburg, gest. zu Paris 179*.

Edelmann (Joh. Friedr.) CL. S. und IC. geb. 1749 zu Strafsburg, guillotinirt zu Paris 1794.

Eichner (Ernst) Fag. und IC. geb. d. 9 Febr. 1740 zu Manheim, gest. 1777 zu Potsdam.

Engel (Joh. Joach.) Kr. Schr. und MD. geb. 1741 zu Parchim im Mecklenb., lebt daselbst für sich.

Eschenburg (Joh. Joach.) H. Schr. MD. geb. 1743 zu Hamburg, lebt als Professor zu Braunschweig.

Eschstruth (Hans Adolf v.) H. und Kr. Schr. geb. d. 28 Jan. 1756 zu Hanberg in Hessen, gest. zu Marpurg 1792.

Euler (Leonhard) Th. Schr. geb. d. 15 April 1707 zu Basel, gest. zu Petersburg d. 7 September 1733.

(Die Fortsetzung künftig.)

III.

Idee zu einer kurzen Übersicht der merkwürdigsten Componisten, Virtuosen, musikalischen Dichter und Schriftsteller der letzten Jahrhunderte.

Die Freunde der Tonkunst klagen die gröfseren musikalischen historischen Wörterbücher an, dafs sie zu viel und zu wenig enthalten: zu vollständig an unbedeutenden Namen und gleichgültigen Nachrichten sind, und zu mangelhaft an bestimmtem leitenden Urtheil; dafs sie sich mehr beeifern alle Namen von Musikern und sogar Musikliebhabern und Beschützern, welche historische Schriften aller Art und öffentliche Blätter je genannt haben, aufzuzeichnen, als nach festen Grundsätzen den Werth der wirklich verdienten Männer zu würdigen; ja dafs überall gar keine festen Grundsätze, kein sicherer Geschmack solchen Werken zum Grunde liege, vielmehr die heterogenesten Urtheile aus den in Geschmack und Grundsätzen sich widersprechenden Schrift-

stellern verschiedener Nationen und Zeiten zusammengetragen, da neben einander stehen ohne Fingerzeig und Richtschnur für den, welcher die Männer nicht schon aus ihren Werken genau kennt.

Dieso Klagen haben mich bewogen für einen kleinen Musikalmanach, den ich mit der Kalenderunternehmung meines Freundes Unger in Berlin beginne, und wenn er gefällt, ferner fortzusetzen und immer vollständiger zu machen gedenke, eine kurze Übersicht der wahrhaft merkwürdigen Tonküustler zu entwerfen.

Ich werde keine gekrönten Häupter nennen, wenn es mir gleich selbst freudigen Genufs gewähren könnte den seelenvollen Vortrag des grofsen Königs, der mich in meinem drei und zwanzigsten Jahre aus der Civillaufbahn zu seinem Kapellmeister berief, als den vollkommensten Vortrag, den ich für's Adagio je von einem Instrumentalisten hörte, zu schildern. Alle gekrönten Häupter, die den sehr verdächtigen Schmuck grofser historisch-biographischer Verzeichnisse der Tonkünstler bisher ausgemacht

haben, bleiben also hier unerwähnt. Jedermann weifs ja auch, was es mit den höchsten und allerhöchsten Virtuositäten für Bewandnifs hat, wenn es nicht gerade einen so ausserordentlichen, Metierverderbenden *) Mann betrift, wie den obengenannten. »Er bläst als König, er »geigt als Kaiser,« ist ja bei uns auch schon längst eben so zum Sprichworte geworden, wie man in Italien eine schlechte Sängerinn von schöner Gestalt: *una bella cantatrice* (eine schöne Sängerinn) nennt. Auch rechnen es sich die hohen Häupter gewifs eher zur Schande als zur Ehre, im Verzeichnisse derer zu paradieren, die wohl in keinem Sinne den edelsten Theil ihrer Umgebung ausmachen, wenn sie sich gleich nicht alle so naiv darüber äussern möchten, als der Kaiser Maximilian einst zu seinem Gambenmeister **).

*) Man weifs dafs Ludwig XV, als er von dem ernsten Bestreben Friedrichs selbst zu regieren und selbst seine Armee zu bilden und anzuführen hörte, in seiner unköniglichen Sprache sagte: ce B** nous gâte le metier. (Der ** verdirbt uns das Handwerk.)

**) Der Kaiser Maximilian spielte seinem Gambenmeister

Ich werde unter den komponirenden und ausübenden Tonkünstlern überall keinen nennen, dem die Tonkunst nicht sein Hauptgeschäft ist, also keine Art von Dilettanten; wenn es gleich meinem Herzen schwer werden wird, einen so feinen Kunstrichter und gründlichen Komponisten, als mein Freund Zelter in Berlin ist, so edle Eifrer für die Tonkunst und so gefühlvolle Komponisten als Spazier in Berlin und Dahlberg in Manheim, ungenannt zu lassen.

Aber auch von den Tonkünstlern selbst werd' ich nur solche nennen, die in der Kunst Epoche gemacht, durch Erfindung oder ächten Fleifs die Kunst bereichert und gefördert haben, deren Werke bleibend sind oder doch seyn sollten, und deren Arbeiten wenigstens studierenden jungen Tonkünstlern wo nicht zu Muster, doch von ir-

einst ein Solo so sehr nach dessen Sinne, dafs dieser ihn nicht genug glaubte loben zu können, und mit bäurischer Naivität ausrief: Ewig schade dafs Ew. K. M. kein Musikus von Profession geworden sind! Lafst's halt so gut seyn, sagte der Kaiser, wir haben's halt so besser.

gend einer Seite zur Übung im Guten jederzeit anempfohlen werden können.

Von den Sängern und Instrumentalisten nenn' ich nur solche, die ein ganz ausgezeichnetes Talent besafsen oder noch besitzen, die eine eigne Manier gehabt und dadurch gewissermafsen eine Schule gestiftet haben oder doch durch Erfindung und Eigenheiten des Vortrags den Nebenkünstlern ihrer Zeit Muster und Vorbild waren. Unmöglich kann ich aber nach meiner Überzeugung eine blos schöne Stimme, die die Natur ohne eignes Hinzuthun giebt, oder die schändlichste Kunst mit Verachtung aller Natur und Menschlichkeit erzwingt, zu den rühmlichen Denkwürdigkeiten der Kunst zählen.

Dafs ich keine lebende junge Künstler nenne, wenn sie auch noch so glückliche einzelne Versuche bekannt gemacht haben, glaub' ich ihrer Bescheidenheit, und wenn ihnen diese fehlt, ihrer Eitelkeit schuldig zu seyn. Ich möchte eben so wenig frühe Eitelkeit — der Tod aller guten Werke — nähren, als ächte Bescheidenheit — die Grundlage zu jedem grofsen Ereig-

nisse — untergraben helfen. Publikum und Fürsten mögen die ersten frischen Produkte junger Talente hoch erheben und theuer bezahlen! Wer leitet gemeinhin ihr Urtheil? wer führt ihre Hand? — Der ernste Kritiker und Geschichtschreiber kann nur vollendete Werke dem Künstler und der Nachwelt anpreisen.

Von den besten Arbeitern musikalischer Instrumente nenne ich nur die Wenigen, die durch Erfindungen solche bereichert und vervollkommnet haben; aber auch wieder nur wirkliche Instrumentenmacher, wenn ich gleich mit dem ewig zu verehrenden Namen eines Franklin, als Erfinder der Harmonika, mein Verzeichniss ehrenvoll schmücken könnte.

Unter den musikalischen Dichtern, auf deren nähere Lebensumstände ich mich nicht einlasse, werde ich nur solche nennen, die absichtlich für die Tonkunst gedichtet und musikalische Formen bearbeitet haben. Das Lied gehört zwar auch dazu. Es haben aber bisher sehr wenige Liederdichter mit so eigentlicher Rücksicht auf Gesang gearbeitet, wie es mein Freund Voss gethan

hat, und immer eifriger und immer glücklicher thut. Auch sind ihrer so viele — wo sollt' ich anfangen? etwa wie die grofsen musikalischen Wörterbücher von der höchstseligen Frau Sapho? Wo aufhören? Rund um mich seufzen die Pressen von Liedersammlungen und Musenalmanachen belastet.

Von den musikalischen Schriftstellern nenn' ich auch nur solche, welche durch gründliche und feine Schriften die Kunst wirklich gefördert haben. Es gab eine Zeit — besonders in Frankreich — in welcher jeder Gelehrte und Litterator glaubte etwas über den mathematischen Theil der Musik, oder kritische Aufsätze über die Theatermusik der Alten und Neuen schreiben zu müssen. Von allen diesen nenn' ich nur die Wenigen, deren Schriften der gelehrte Tonkünstler auch jezt noch nicht entbehren kann, ohne eine wirkliche Lücke in seiner Büchersammlung zu lassen. Dafs ich unter diesen unsern grofsen Leibnitz nicht zu nennen habe! Unter den sehr vielen Leibnitzischen Manuscripten, die zur Schande Deutscher Nation noch immer un-

benutzt auf der Hannövrischen Bibliothek liegen, befindet sich auch ein wichtiges Manuscript, das von der Geschichte der Musik, vom Rythmus und von der Harmonie handelt *). Nur nach der Einen Idee zu urtheilen, die sich irgendwo in Leibnitzens Schriften finden mufs: dafs sich die ganze Kunst der Musik vielleicht auf einen geheimen ununterbrochnen Kalcul der Seele gründe; was kann man nicht von einem solchen tiefen Denker und feinen Beobachter für die Aufklärung der Theorie der Tonkunst erwarten!

Noch mufs ich hinzufügen, dafs ich keine Schriftsteller und Komponisten genannt habe, deren Werke mir nicht auch bekannt waren. Ich weifs zu sehr, wie solche historische Lexiconsartikel auf Treu und Glauben nachgeschrieben werden, um die Zahl der Nachschreiber vermehren zu wollen. Ich bescheide mich aber auch gerne, dafs bei all meinem Fleifs, mit dem ich

*) Man sehe Mitzlers musikalische Bibliothek, Zweiter Band. Der ehmalige gelehrte Kantor Backemeyer zu Wolfenbüttel hat das Manuscript selbst in Händen gehabt.

seit einigen und zwanzig Jahren in Italien, Frankreich, England und Deutschland die wichtigsten Werke aller grofsen Meister gesammelt habe, doch wohl manches Wichtige, mancher ächtverdiente Name mir unbekannt geblieben, oder meinem Gedächtnisse entfallen, meinen Verzeichnissen entgangen seyn kann. Jedem, der mich hierüber gründlich belehren will, werde ich sehr dankbar seyn. Ehe man sich aber die Mühe giebt, mir besonders Namen noch lebender Künstler als vernachlässigt öffentlich zu nennen, bitt' ich erst den Maafsstab zu erwägen, den ich mir vorhielt und den ich in meinen obigen Erklärungen angegeben habe; den mir auch schon die beschränkte Form dieses Werkchens nothwendig gemacht haben würde, wenn ich auch schon weniger Abneigung in mir fühlte, auf dem eitlen prahlerischen Wege der meisten vollständigen Namenverzeichnisse und Tugend - und Verdienstregister einherzugehen. Wem indessen mit gröfserer Ausführlichkeit und sogenannter Vollständigkeit mehr gedient ist, den befriedige ich vielleicht nächstens mit meinen weiter aus-

gearbeiteten und vollendeten Beiträgen zu des in mancher Rücksicht wohlverdienten Herrn Gerbers historisch-biographischem Lexicon der Tonkünstler, wovon das Berlinische musikalische Wochenblatt den Anfang geliefert hat. Auch bedenke man, ehe man mir in diesem kurzen Abrisse fehlende Namen oder Umstände vorrückt, dafs ich eine Menge Werke zu weiterem Nachschlagen angegeben habe; dafs mir diese Werke auch wirklich bekannt sind, dafs man mir aber doch wohl nicht zumuthen darf, dafs ich da, wo einmal strenge Auswahl und scharfabgewognes Urtheil Zweck seyn soll, anders als nach meiner eignen Einsicht und Überzeugung urtheilen sollte.

Auch gesteh ich, manchen Virtuosen, den ich wohl noch hätte nennen mögen, weggelassen zu haben, weil ich ihn selbst nicht gehört hatte, oder gar nichts Bestimmtes von seinen Lebensumständen wufste. Von manchem wufst' ich auch zu viel, um den Ekel, den sein Andenken in meinem Herzen erzeugte, überwinden zu können.

Überall hab' ich mir die möglichste Kürze, welche die Form dieses Werkchens erforderte, zur Pflicht gemacht. Hoffentlich wird mir's niemand verdenken, dafs ich mich hie und da meiner eignen Worte, wie sie in meinen *Briefen*, in meinem *musikalischen Kunstmagazin*, dem *Berlinischen musikalischen Wochenblatte*, der *musikalischen Monatsschrift* und *Zeitung*, in der *allgemeinen deutschen Bibliothek*, der *allgemeinen Litteratur-Zeitung*, und andern kritischen und historischen Schriften in ausführlichern Aufsätzen stehen, über dieselben Gegenstände wieder bedient habe. Ich bin mir deutlich bewufst, dafs ich selbst da, wo ich vielleicht den Anschein haben möchte, meine Abschreiber abgeschrieben zu haben, nur mich selbst benutzt habe. Indessen ist auch dieses nur da geschehen, wo ich den Mann oder das Werk mit keinem bessergewählten Ausdrucke zu bezeichnen wufste.

Bei dem alphabetischen Namenverzeichnisse zur Ausfüllung des monatlichen Kalenders, bin ich weniger strenge in der Auswahl gewesen.

Jedes, durch irgend ein Talent berühmt gewordnen, Tonkünstlers Namen, dessen wirklichen Geburtstag ich wufste, hab' ich zu dem Tage an welchem er geboren wurde, hingesetzt, und sein eigentliches Fach mit den Anfangsbuchstaben angegeben. Wo bei einem Namen mehrere Fächer anzumerken waren, hab' ich dasjenige, in welchem der Mann das Meiste geleistet hat, zuerst genannt, und die übrigen so nach dieser Ordnung weiter folgen lassen. Dieses Verzeichnifs ist indefs noch sehr unvollständig geblieben, und ich wünsche, dafs man mir zu künftiger Vervollständigung die wirklichen Geburtstage mehrerer berühmten Tonkünstler angeben möge. Würdigeren Namen können auch manche weniger bedeutende in meinem Verzeichnisse weichen. Am liebsten wird es mir seyn, zuerst die Geburtstage von solchen Künstlern zu erfahren, die sich in meiner kritisch-historischen Übersicht finden. Vielleicht sind auch noch einige Geburtstage zu berichtigen, auch darum bitte ich jeden der völlige Gewisheit darüber hat.

Wenn

Wenn dieses im Grunde auch nur eine kleine angenehme Spielerei seyn mag, so wird es doch gewifs vielen Tonkünstlern und ihren Freunden willkommen seyn, so einen beglaubigten Musikheiligen Kalender in Händen zu haben. Mancher, der diesen oder jenen Künstler enthusiastisch liebt, wird vielleicht durch die Feier des Geburtstages seines Lieblings die dürftige Zahl seiner Festtage vermehren. Mancher, der für Walther Shandy's Theorie vom grofsen Einflusse der Taufnamen nicht ganz ungläubig ist, wird sich vielleicht aus dieser wichtigen Namenliste für seine Verlegenheit Raths erholen.

IV.

Charakteristik der merkwürdigsten Komponisten, Virtuosen, musikalischen Dichter, Schriftsteller und Instrumentenmacher, der letzten Jahrhunderte. In alphabetischer Ordnung.

A.

Abel (Carl Friedrich), Gambist und Instrumentalkomponist, geboren zu Köthen 17**, gestorben zu London den 22 Junius 1787.

Die Gambe ward durch ihn alles was sie werden konnte, und dadurch dafs er ihr nie etwas gegen ihre Natur zumuthete, bekamen seine Kompositionen für dies angenehme Instrument und sein äufserst liebliches Spiel einen reinen und vollendeten Charakter, der an Süfsigkeit und rührender Annehmlichkeit schwer zu übertreffen seyn möchte.

Auch ausser seinem Instrumente, hat er um die Instrumentalmusik wahre Verdienste. Er war einer der ersten deutschen Instrumentalkomponisten, der klar und fliefsend ohne dürftig zu seyn, in einer lebhaften glänzenden Manier schrieb,

und der bei untadlicher Reinheit des Satzes nie durch harmonische Überladungen oder Sonderbarkeiten gelehrt zu scheinen suchte. Seine Symphonieen und Trios, deren Andante's sich besonders durch einen eignen angenehmen Charakter auszeichnen, und welche zu den frühsten Instrumentalsachen gehören welche die Breitkopfsche Notendruckerei lieferte, gaben einen neuen Ton an.

Im Jahr 1760 verliefs Abel die Sächsische Kapelle und ging nach London, wo er die seinen Talenten angemefsne Aufnahme und Belohnung fand, die man ihm in Dresden versagt hatte, und die er als ein Lieblingskünstler des Londoner Publikums und des Englischen Hofes sieben und zwanzig Jahre ununterbrochen genossen hat. Die grofse Verbesserung seiner Lage kann vielleicht durch nichts besser bezeichnet werden, als durch den Umstand, dafs er kurz vor seiner Reise nach England in Leipzig Mühe hatte den Verleger zu seinen Symphonieen zu finden, dafs dieser etwas damit zu wagen und gegen den Komponisten grofsmüthig zu seyn glaubte, indem er ihm sechs

Dukaten für das Manuscript der sechs Symphonieen bezahlte, und dafs bald nach Abels Ankunft in London der bestimmte Preis, den ihm Notenhändler für sechs Symphonieen zahlten, Einhundert Pfund Sterling, sage sieben hundert Thaler sächsisches Courant, war.

Gemeinschaftlich mit Bach errichtete er das berühmte Koncert in Hanover-square, welches nachher durch andre berühmte Künstler fortgesetzt wurde.

Bei Hofe, in den sehr kleinen Kammerkoncerten des Königs und der Königinn, wo oft die fünf bis sechs Mitglieder, die dazu gehören, rund um den Flügel herum stehend und knieend und sitzend aus Einer Partitur spielen, die der König selbst aus seinen Notenschränken hervorholt, pflegte Abel die Bratsche auf der Gambe zu spielen, zuweilen auch wohl den Flügel zu accompagniren.

Seine grofse Neigung zu den besten Weinen, die er täglich in unglaublicher Menge hinabschüttete, und zum Wohlleben überhaupt, zerrüttete seine Gesundheit und häuslichen Umstän-

de. Er hielt sich daher den Sommer über oft in Paris auf, wo er in dem Hause eines Generalpächters, den er auf der Gambe unterrichtete, als Hausfreund lebte, und woselbst sein Talent zur freien Phantasie, womit er zuweilen am Klavier und öfter und interessanter auf der Gambe die gefühlvollen Freunde der Tonkunst ergötzte, noch in lebhaftem Andenken ist. Das fast ausschliefslich Deutsche Talent der freien Phantasie ist in Frankreich selten, und Abel mochte einer der ersten deutschen Künstler seyn, der es dort zeigte.

Auch unternahm Abel noch im Jahre 1782 eine Reise nach und durch Deutschland, während welcher er sich an verschiedenen Höfen und Orten zur Freude aller Freunde der einfachen angenehmen Musik auf der Gambe hören liefs.

Sein Tod war ein Nichterwachen von einem starken Rausche.

Addison (Joseph), musikalischer Dichter, geboren zu Lichfield 1671, gestorben zu London 1719.

Die Oper *Rosemonde*, die er 1707 dichtete.

ist die erste grofse Oper, die für das englische Theater eigentlich gedichtet wurde; bis dahin hatte man sich mit untergelegten englischen Texten zu italiänischen Opern beholfen. Thomas Clayton setzte sie ohne Erfolg in Musik. Dichter und Komponist und das Publikum selbst stritten sich darum, welchem von beiden die Schuld des schlechten Erfolgs beizumessen sey. Addisons Aufsätze im englischen Zuschauer, die Oper und Kirchenmusik betreffend, zeigen von zu geringer Bekanntschaft mit der Tonkunst, als dafs ich ihn hierauf als musikalischen Schriftsteller nennen sollte.

Adlung (Jacob), theoretischer und praktischer Schriftsteller, geboren zu Bindersleben bei Erfurt 1699, gestorben daselbst am 5 Juli 1762.

Ein für Organisten und Orgelbauer wichtiger Schriftsteller. Seine beiden lehrreichsten Werke sind, *Anleitung zur musikalischen Gelahrtheit* (von welcher unser Hiller 1783 eine neue vermehrte Ausgabe besorgt hat), und *Musica Mechanica Organoedi.*

Man s. *Gerber.*

Albrechtsberger (Joh. Georg), Organist, Instrumental- und Singe-Komponist und theoretischer Schriftsteller, geb. den 3ten Februar 1736 zu Kloster Neuburg bei Wien, lebt noch in Wien.

Dieser berühmte Organist hat viele Orgelsachen komponirt, die dem edlen Instrumente gemäfs erfunden und sehr gut gearbeitet sind. Auch hat er sich neuerlich mit einer ausführlichen *Anleitung zur Komposition* um die Kunst verdient gemacht. Diese Anleitung ist umfassend und gründlich; doch ist sie noch nicht frei von dem Fehler aller solcher Anleitungen, welche immer noch vieles als strenges Gesetz der Kunst lehren was mit den Werken der besten neuern Künstler oft im Widerspruche steht, welche die alte strenge Theorie einer Kunst anpreisen, die wir nicht mehr üben und die keine gesetzliche Anwendung mehr findet, ohne hinlängliche Rücksicht auf die neuere Musik zu nehmen, deren Centrum die Theatermusik ist, wie ehmals die Kirchenmusik das Centrum der ältern Musik war.

Alembert (Jean le Rond d'), theoretischer Schriftsteller, geb. zu Paris 1717, gest. daselbst den 29 Oct. 1783.

Dieser berühmte französische Gelehrte hat sich auch als Schriftsteller um die Tonkunst verdient gemacht, indem er eine klare fasliche Darstellung von Rameau's verworren vorgetragenem System ausgearbeitet und bekannt gemacht, welche Marpurg auch ins Deutsche übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben hat. Mehrere französische periodische Schriften enthalten auch einzelne lehrreiche Abhandlungen die Musik betreffend von ihm.

Man sehe *Melanges de litterature, Mercure de France* von 1762. Hiller.

Allegri (Gregorio), Singekomponist und Sänger, geb. zu Rom 159*, gest. daselbst den 18 Februar 1640.

Er war Sänger in der Päpstlichen Kapelle zu Rom, und ist in Italien einer der geachtetsten damaligen Kirchenkomponisten. Ein *Miserere* von ihm wird noch jährlich in der heiligen Woche in der Sixtinischen Kapelle abgesungen; es

ist von grofser Simplicität, zeichnet sich aber weder durch eigene Erfindung noch durch besonders gründliche Arbeit aus, wenn man es mit den gröfseren Meisterwerken damaliger Zeit vergleicht. Andere Arbeiten von demselben Meister, die an grofsen Festtagen in der Petrikirche zu Rom gesungen werden, machen ihm mehr Ehre; und seine Verewigung durch obengenanntes *Miserere* scheint ein neuer Beweis zu seyn, dafs der Künstler nicht immer durch sein bestes Werk, sondern oft durch glückliches Zusammentreffen oder geschicktes Benutzen der Zeitumstände seinen Ruhm erhält.

M. s. *Burneys Reisen*, dessen *Geschichte der Musik* und in London herausgegebene *Sammlung der Kirchenstücke*, die in der heiligen Woche in der Sixtinischen Kapelle gesungen werden. Auch die *Studien u. s. w.*

Arnaud (l'Abbé), kritischer Schriftsteller, geb. zu Carpentras im Comitat, gest. zu Paris den 2 Dec. 1785.

Dieser feine beredte Schriftsteller hat mehrere

für die feinere musikalische Kritik wichtige kleine Aufsätze bekannt gemacht, und besonders in dem grofsen Theaterkriege zwischen der Gluckschen und Piccinischen Partey, Glucks wahres Verdienst um das Singeschauspiel und dessen eignen Künstlercharakter durch eben so gründlich gedachte als angenehm und klar geschriebene Aufsätze in das wahre Licht gesetzt.

M. s. *Memoires de l'academie des Inscriptions.* *Mercure de France.* *Essai sur la Musique ancienne et moderne*, und eine besondere *Sammlung aller der Schriften*, welche in obenerwähntem Kriege gewechselt wurden, und in Paris herausgekommen ist, auch die von *Riedel gesammelte Schriften über Glucks Musik.*

Arteaga (Steffano), historisch - kritischer Schriftsteller, zu Madrid geboren, lebt zu Rom.

Das historisch - kritische Werk, welches dieser Mann von 1783 bis 86 unter dem Titel: *Le Revoluzioni del Teatro musicale italiano etc.* zu Bologna herausgab, und welches Forkel ins Deutsche übersetzt und unter dem Titel:

Geschichte der italiänischen Oper herausgegeben hat, enthält bei einem grofsen Reichthum von Nachrichten, die noch so wenig bearbeitete Geschichte der Oper betreffend, ein sonderbares Gemisch von recht guten und wahren Bemerkungen und Urtheilen und von ganz widersinnigen Sachen. Der gänzlich unmusikalische Abbé erhielt die Materialien dazu aus dem grofsen Vorrathe des Pater Martini zu Bologna, der selbst mehr Rechenmeister und gelehrter Litterator als feiner Kunstkritiker war.

B.

Bach (Johann Sebastian), Instrumental- und Singekomponist, Organist und Klavirist, geb. zu Eisenach den 21 März 1685, gest. zu Leipzig den 28 Julius 1750.

Nie hat ein Komponist, selbst der besten tiefsten Italiäner keiner, alle Möglichkeiten unserer Harmonie so erschöpft als dieser grofse Künstler. Alle ächte harmonische Kunst und unächte harmonische Künsteleien hat er in Ernst und Scherz mit solcher Kühnheit und Eigen-

heit angewandt, dafs der gröfste Harmoniker, der einen fehlenden Thematakt in einem seiner gröfsern Werke ergänzen sollte, vielleicht nicht dafür stehen könnte, ihn wirklich ganz so, wie ihn Bach hatte, ergänzt zu haben. Seine Klavier- und Orgelsachen werden, so lange diese herrlichen Instrumente dauern, die hohe Schule der Organisten und Klavierspieler bleiben, wie er selbst auch als praktischer Künstler das höchste Muster für Organisten und Klavierspieler war. Er erfand die bequeme und sichre Fingersetzung und bedeutende Vortragsart, mit der er die zierliche Manier damaliger französischen Künstler geschickt vereinigte, und machte dadurch die Vervollkommnung des Klavichords wichtig und nothwendig, worin Silbermann ihm so glücklich zur Seite ging.

Seine Singesachen, wenn gleich voll Erfindung und der höchsten Arbeit, und auch voll starker und wahrer Züge von Seiten des Ausdrucks, verrathen doch zu grofsen Mangel an ächtem gutem Geschmack, an Kenntnifs der Sprache und der Dichtkunst, und haben so ganz

die conventionelle Form der damaligen Zeit, dafs sie sich schwer im Gange erhalten können. Doch bleiben auch sie für alle Zeiten wahre Studien für den denkenden und fleifsig arbeitenden Künstler, und vortrefliche Übungsstücke für Singechöre.

M. s. *Walther*, *Mitzler*, *Burney*, *Gerber*, *Hillers Lebensbeschreibungen berühmter Tonkünstler*, und das *musikalische Kunstmagazin*.

Bach (Wilhelm Friedemann, der Hallische genannt), Organist und Instrumentalkomponist, geb. zu Weimar 1710, gest. zu Berlin den 1 Julius 1784.

Als Organist und künstlicher Harmoniker, kam dieser älteste Sohn unsers Joh. Sebastian von allen seinen ruhmvollen Brüdern dem grofsen Vater am nächsten. Seine Fertigkeit und Gewalt auf der Orgel war unglaublich, man traute seinen Ohren und Augen nicht. Aber alle seine Phantasieen, die im Anfange in Erstaunen setzten und zuletzt ermüdend wurden, trugen, so wie seine künstlichen mühsamen Arbeiten, den

finstern, harten und sonderbaren Charakter des Meisters an sich. Es ist wohl nicht möglich von schwärzerer und sonderbarerer Laune zu seyn, als dieser Mann es war und durch sein ganzes Leben es geblieben ist. Daher er dann auch nie zum frohen Genufs des Lebens gelangte, und die Seinigen in steter Dürftigkeit und Lebensangst schmachteten. Freunde der Kunst und des Bachischen Namens haben ihn mehr als einmal im eigentlichsten Verstande vom Miste genommen, anständig untergebracht und mit den Nothwendigkeiten des Lebens versorgt. Nie aber gelang es ihnen, ihn in einem dauernden Zustande der Ordnung zu erhalten. Sein Eigensinn, sein Hochmuth von der gemeinsten Art, und sein grofser Hang zum Trunke liefsen ihn immer wieder ins Elend zurückfallen. Jungen Künstlern kann man die Lehre: dafs alle Talente und alle Studien nicht glücklich machen, wenn der Mensch nicht auch lernt solche mit Verstand und Klugheit anwenden und benutzen, an keinem bedeutenderm Beispiele zeigen, als an diesem grofsen und unglücklichen Künstler.

M. s. *Gerber* und *Forkels Musikal.-Almanach von* 1784.

Bach (Carl Philipp Emanuel, der Berliner oder auch der Hamburger genannt), Klavier- und Orgelspieler, Instrumental- und Singekomponist und praktischer Schriftsteller, geboren 1714 zu Weimar, gestorben zu Hamburg den 25 Junius 1788, als Musikdirector.

Im höchsten Künstlerleben gezeugt, mit heiterm Künstlersinn geboren, genährt und gewiegt unter harmonischem Spiel, von Kindesbeinen an auf die beste Weise in der Kunst unterrichtet und mit altdeutschem anhaltendem Fleifse geübt, Ohr und Hand und Gefühl nach den besten Mustern ununterbrochen gebildet, aus der gröfsten Schule in die gröfste Kunstwelt versetzt — wie konnt' es da fehlen, dafs in unserm Bach nicht ein ausserordentlicher Künstler hätte hervorgehen sollen! Auch ist in seinen früheren Werken die Summe all dieser glücklichen Umstände unverkennbar. Sein grofser Vater, unter dessen Leitung er die Kunst des Satzes studierte, hatte wohl schon fleifsigere und gelehrtere Werke ge-

schrieben; in den besten Werken einiger französischen Künstler, an welchen der feinwählende Vater ihn die Kunst des Klavierspiels gerne üben und studieren liefs, waren wohl schon zierlichere Formen und ein feinergebildeter Geschmack anzutreffen; in den Meisterwerken der grofsen Singekomponisten damaliger Zeit, die echt italiänische Kunst nach Dresden und Berlin verpflanzt hatte, herrschten schon gröfsere — oder doch wenigstens schönere Gesangformen; — aber keine Instrumentalmusik war bis dahin erschienen, in welcher eine so reiche und doch wohlgeordnete Harmonie mit so edlem Gesange vereinigt, so viel Schönheit und Anordnung bei solcher originellen Laune herrschte, als in den ersten beiden in Nürnberg gestochenen Sonatenwerken und den ersten Koncerten dieses Meisters; denen die folgenden konventionelleren, so schön, so reichhaltig, so original sie auch immer seyn mögen, nur in einzelnen Sätzen gleich kommen.

Eben so verhielt es sich auch mit seinem Spiel. Sein Vater war ein gröfserer Organist und Fugenspieler, die gröfsten französischen Meister

ster übertrafen ihn vielleicht an Zierlichkeit; wie früher schon Händel, so übertrafen ihn auch später viele Meister an Fertigkeit in ungeheuren Schwierigkeiten: aber nie hatte ein Klavierspieler seinem Instrumente so viel Seele eingehaucht, nie ging aus so reicher Harmonie ein so bedeutender Gesang hervor, unter keines andern Meisters Hand blieb, bei den mannichfaltigsten und zum Theil bizarresten Formen, der Vortrag so deutlich und sprechend.

Seine Anleitung zum Klavierspielen ist ein bleibendes Denkmal von dieser seiner eigenthümlichen Kunst, und wird gewifs die echte Spielart, die sein grofser Vater und einige französische Künstler nur durch praktische, das ganze Wesen des Klavierinstruments umfassende, Werke fortzupflanzen bemüht waren, für spätere Zeiten sicherer erhalten helfen.

Auch als Singekomponist dürfte unser Bach nur das einzige *Heilig* komponirt haben, um zu den gröfsten Meistern für echte Kirchenmusik gezählt zu werden; wiewohl er in allen übrigen Werken für den Gesang mehr als grofser Instru-

1839

mentalkomponist erscheint, welchem Studium der Sprache und der Poesie, feines und tiefes Gefühl und der aus ganzer Bildung des innern Menschen hervorgehende grofse Geschmack furs hocheinfache Schöne mangelt.

Als Mensch war Bach ein heiterer witziger Geselle; seine Lieblingsart von Witz, die aus Wortspielen bestand, welche Lessing so treffend Nürnberger nannte, erklärt manche Sonderbarkeit und manchen geschmackwidrigen Zug in seinen Werken, und namentlich in der harmonischen Behandlung seiner in manchem Betracht so wichtigen Litaney. Mit den meisten grofsen Künstlern hatte er es gemein, dafs er ungerecht gegen seine Nebenkünstler war. Dies ging so weit, dafs er Männer wie Gluck, Haydn, Schulz u. a. für Künstler von geringer Bedeutung hielt. Auch war er, selbst gegen junge lehrbegierige Künstler, die sich ihm nahten, in hohem Grade gewinnsüchtig. Diese Gewinnsucht erzeugte auch manche seiner neuen Arbeiten, in welchen er strebte sich den Modeformen zu nähern, die unter seinen Händen wieder eine ganz

eigne Gestalt gewannen, welche er aber im bessern Gefühl seines innern Werthes, bei der öffentlichen Bekanntmachung, mit ältern bessern Arbeiten aus seiner schönsten Berlinerepoche zu vermischen pflegte.

Merkwürdig ist der Maafsstab, mit welchem die drei Brüder, jeder in seiner Art grofs, ihre Werke gegenseitig maafsen. Der ältere gelehrtere und trocknere Friedeman Bach pflegte mit mitleidiger Miene zu sagen: mein Bruder, der Hamburger hat einige artige Sächelchen gemacht; und mit demselben Kunstfamilienausdruck erklärte sich der Hamburger über den Englischen Bach. Auch wurden die Brüder im Alter einander fremd.

S. *Burney. Forkels musikal. Allm.* von 1784. *Gerber. Reichardts Briefe* und *Kunstmagazin.*

Bach (Johann Christian, der Mayländische oder Englische genannt), Klavirist und Organist, Singe- und Instrumentalkomponist, geboren 1735 zu Leipzig, gestorben zu London im Januar 1782.

414.1

In demselben Grade, in welchem sich der mittlere Bruder von dem älteren Friedemann an leichterem Blute und heiterem Sinne und zarterem Gefühl unterscheidet, in demselben unterscheidet sich der jüngere Bruder wieder von dem Mittleren in allen diesen Eigenschaften. Wenn die Tonkunst mit Recht für eine angenehme Kunst der Darstellung und Verschönerung der Empfindung und Leidenschaften gehalten wird, so ist dieser Bach vor allen seinen Brüdern mit dem wahren Kunsttalent begabt gewesen. Seine in Deutschland viel zu wenig bekanntgewordnen Singesachen, die er in Italien und London für die Kirche, das Theater und für die Kammer geschrieben hat, sind von ausnehmender Schönheit im Gesange und Klarheit in der Begleitung, und fast durchgehends von angenehm rührendem Ausdrucke. Die besten seiner Kammerkompositionen sind leider in den Händen verschiedener italiänischer Sänger, für deren Schwäche und Stärke sie geschrieben wurden, die oft, für den grösern Gewinn, durch Hülfe des gewandten Komponisten mehr zu scheinen als sie waren,

das ausschliefsende Eigenthum daran besser bezahlten, als es Opernunternehmer in Italien und England zu thun pflegen, und die in dem, das Wohlleben über die Maafsen liebenden, Künstler einen nur zu bereitwilligen Arbeiter für ihr Interesse fanden. Tenducci, ein alter Castrat in London, besitzt so eine köstliche Sammlung von Scenen und Kantaten, die Bach für ihn geschrieben hat, und von denen er einige nach Bachs Tode von Zeit zu Zeit sogar, nach eitler Castraten Manier, für seine Arbeit ausgegeben hat.

So hat auch Bachs kunstverderbliche Lage in England, als Klaviermeister der Königinn und mit den Klavierspielenden englischen 'Ladys, und seine mit Abel gemeinschaftliche Koncertunternehmung, seine für ein ungebildetes Publikum leichte, oft zu leichte Manier fürs Klavier und für andre Instrumente erzeugt; und seine unmäfsige mit jedem Tage wachsende Sinnlichkeit hat ihn die schönste Zeit seines Lebens über als Künstler auf den engen Kreis eingeschränkt, und ihn gehindert aus reinem Eifer für die Kunst und für seinen Nachruhm irgend ein grofses vollen-

detes Kunstwerk hervorzubringen. Die schwelgerische Londoner Lebensart, deren er sich mit mehreren deutschen Künstlern ganz ergab, rafte ihn in seinen besten Jahren hin.

Junge talentvolle Künstler, die früh in die grofse Welt treten, und die ihre Kunst zu fördern und ihren Ruhm zu sichern wünschen, mögen an diesem Beispiele ihre moralische Freiheit schätzen und üben lernen.

Diese für viele vielleicht schon zu freimüthige Äufserungen über die auch von mir ewig hochverehrten, wenn gleich nicht blind angebeteten, Künstler mit dem edlen Namen Bach mag eine anderswo schon geäusserte freimüthige Betrachtung schliefsen. Seit zwei Jahrhunderten entsprangen aus der Bachschen Familie viele der gröfsten Komponisten, Organisten und Klavierspieler. Joh. Seb. Bach, der gröfste Künstler von allen, zeugte noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vier Söhne, die alle grofse Meister wurden: den Hallischen, Berlinischen, Englischen, und Bückeburger Bach. Alle diese hinterlassen keine Nachfolger, die den grofsen Na-

men auf die Nachwelt bringen. Der majestätische Strom theilt seine höchste Fülle in vier Arme, schickt diese allen Weltgegenden zu, und sie alle treffen auf Sümpfe, in denen sich die schöne Flut unwiederbringlich verliert.

S. *Gerber. La Borde. Burney's Geschichte der Musik.*

Beer (Joseph), Clarinettist, geboren den 13 März 1744 zu Grünewald in Böhmen, lebt zu Potsdam als königl. Kammermusiker.

Dieser brave Künstler hat seinem von Natur rauhen, schreienden Instrumente zuerst den hohen Grad von Annehmlichkeit und Brauchbarkeit für Orchester- und Koncertmusik gegeben, der uns jezt häufig ergötzt, und verdient schon dafür einer besonderen Erwähnung. Auch ist er noch gegenwärtig ein eben so fertiger und effektuirender Koncertist, als ein sicherer, talentvoller Orchesterspieler. Eine nicht gewöhnliche Vereinigung, die indessen den Meister sicherer bezeichnet als irgend eine besondere Virtuosität.

Benda (Franz), Violinist und Instrumentalkomponist, geboren den 25 November 1709 zu

Altbenatka in Böhmen, gestorben als königl. preufs. Koncertmeister zu Potsdam den 7 März 1736.

Wie ein schönes Kunsttalent, vereinigt mit echter Herzensgäte, auch entblöst von allen andern äussern Hülfsmitteln, wohlthuenden Genufs für Zeitgenossen und Nachkommen, Glück und Segen über sein ganzes Haus und die ihm folgenden Geschlechter verbreiten kann: davon bietet die Kunstgeschichte vielleicht kein rührenderes Beispiel dar, als das Leben dieses verehrungswehrten Künstlers. Er, der Sohn eines armen Leibeigenen, der selbst seinen nothdürftigen Unterhalt mit dem Hackebrett in Schenken gewann, pflegt aus eignem Triebe den Geniefunken, den das Violinspiel eines armen blinden Juden aus einer Dorfmusikantenbande in ihm weckt; pflegt ihn, immer seinem eignen Genius folgend, mit unermüdeter Anstrengung bis zu der schönen Flamme, die alles um ihn herum erwärmt und erleuchtet. Immer sich selbst getreu bildet er sich früh für sein schönes Instrument eine eigne rührende Manier, die um so wirksamer wird, da sie aus dem vorhergegangnen Studium des Ge-

sanges und aus seinem eignen zarten gefühlvollen Herzen entsprang. Er studirt die Kunst hinlänglich, um bedeutende wohlgeordnete Werke hervorzubringen, die für alle Zeiten das ernstlichste Studium der Violinisten bleiben werden, welche zu dem Herzen ihrer Zuhörer die treffende rührende Sprache des Herzens sprechen wollen, und bildet so eine ihm ganz eigne Schule, die gar sehr verdiente in deutlichem schriftlichem Unterrichte sicherer auf die Nachwelt gebracht zu werden, als es durch praktische Werke, so möglich frei sie auch von konventionellem Modegeschmack seyn mögen, geschehen kann.

Er zieht seine kunstfähigen Brüder nach sich, so bald er selbst einen sichern Wohnort und Unterhalt in der Nähe des damals ganz den Künsten und Wissenschaften lebenden Kronprinzen Friedrichs von Preussen findet. Er bildet sie selbst in seiner Schule zu echten Künstlern; findet lange seine erfreulichste Belohnung für sein übrigens in den ersten Zeiten gering belohntes Talent, in der Versorgung seiner Brüder und Eltern, die er auch zu sich zieht, und in seiner

Nähe auf ihre eigne landmannliche Weise in behaglichen Zustand setzet. Er bildet selbst auch talentvolle Söhne und Töchter zu echten Künstlern und ihm selber ähnlichen moralisch guten Menschen. Viele der besten Talente für sein schönes Instrument drängen sich aus allen Gegenden zu ihm, und werden durch ihn, oft blofs aus Liebe zu einem schönen Talent, aus herzlichem Wohlwollen, zu Meistern gebildet. Ausser seinen würdigen Brüdern Joseph und George Benda, und seinen beiden braven Söhnen Friederich und Carl Benda, hat er noch eine Menge vortreflicher Schüler gezogen, die als hochgeachtete Meister noch zu den ersten Violinisten gezählt werden, als Haake in Potsdam, Salomon in London, Müller in Stockholm, Rabe in Moskau, Rust in Dessau, u. v. a. die wieder in unzähligen Schülern die rührende bedeutende Manier ihres Meisters nach allen Weltgegenden hin verbreiten. Als ein solcher Kunstenkel nenn' ich gerne besonders und mit dankbarem Herzen meinen vortreflichen Violinmeister Vecchtner (jezt in Petersburg) als einen der gröfsten Schü-

ler unsers grofsen Meisters, der mit seiner bewundernswürdigen Kunst auch seines Lehrers uneigennützigen Eifer für die Bildung junger Talente verbindet.

Auch für den Gesang, den Benda in seiner frühen Jugend zuerst übte, und für welchen er sich später in Wien, Prag, Dresden und Berlin nach den vollkommensten Mustern bildete, hat er vortreffliche Schüler gezogen. Ausser seinen beiden würdigen Töchtern Caroline Wolf und Juliane Reichardt, mögen hier nur Porporino und Paolino genannt werden.

Seit 1732 bis an das Ende seines Lebens, also vier und funfzig Jahre, lebte Franz Benda ununterbrochen für den grofsen König, der vorzüglich nach Benda's meisterhaftem Vortrage im Adagio seinen unbeschreiblich schönen Vortrag auf der Flöte bildete. Er verehrte seinen König mit solcher innigen Liebe, dafs jeder Unglücksfall, der den König betraf, auch sein Glück und seine Gesundheit unausbleiblich störte, und er überzeugt war den König nicht zu überleben. Auch starb er wenige Monate vor ihm, als des-

sen Krankheit von den Ärzten für unheilbar erklärt wurde. Der grofse König erwiederte diese Liebe aber auch mit einer rührenden Vertraulichkeit.

Sanft ruhe die Asche des guten Mannes, des edlen Künstlers!

S. *Hiller. Gerber. Burney. Reichardts Briefe.*

Benda (Georg), Singe- und Instrumentalkomponist, geboren 1730 zu Altbenatka in Böhmen, lebt sich selbst bei Gehra.

Von der Natur mit hellem Kopfe, warmen Herzen und einer für die Kunst entscheidenden glühenden Sinnlichkeit ausgerüstet, kam unser Benda früh in die grofse Schule, die sich gegen die Mitte dieses Jahrhunderts in Berlin bildete, und wurde bald ein mitwirkendes Glied derselben. Die zahlreichen Instrumental- und Singekompositionen, die er in der ersten Hälfte seiner Künstlerlaufbahn in Berlin und Gotha schrieb, tragen daher alle mehr oder weniger das Gepräge dieser grofsen Schule. Eine Reise nach Ita-

lien gab seiner Einbildungskraft, welche die Beschränktheit der bis dahin vor ihm obgewalteten Formen vielleicht zu wenig beschäftigt haben mochte, einen neuen Schwung. Neuere italiänische Opern und Operetten, die nach den Begriffen der gelehrteren Schule leer an guter Arbeit und ohne Vollendung waren, die anfänglich seine Geduld ermüdeten und ihn unbefriedigt liessen, wurden ihm bald von Seiten des Effekts merkwürdig. Sein natürlicher Beobachtungsgeist erkannte bald deutlicher das eigentliche Wesen der Theatermusik, die von der Kammermusik nicht weniger verschieden ist, als es die Decorationsmalerei von der Miniaturmalerei ist; und der starke leidenschaftliche Ausdruck mancher Scene hiefs die Kritik, die oft eben so fälschlich Musik mit den Augen beurtheilt, als der darstellende Künstler selbst oft den Ausdruck, den ihm das Herz versagt, mit Anstrengung des Kopfs vergeblich sucht, wenigstens in den Augenblicken tiefer Rührung schweigen, oder hiefs sie doch besser aufschauen und nicht blofs unter sich, sondern auch über sich und nach allen Seiten

sehen. Benda kehrte mit neuangefachtem Leben im Innern nach Gotha zurück.

Persönliche Neigungen, Localereignisse, mancherlei zusammentreffende Umstände, haben in allen Künsten oft schöne und bleibende Meisterwerke erzeugt. So auch hier. Die brave deutsche Schauspielerinn Brandes, erzeugte in unserm Benda zuerst die Idee, ihre Kunst als Schauspielerinn mit der Kraft der Musik zu verbinden. Sängerinn war sie nicht, aber in den Augen Benda's eine vortreffliche Declamatorin und Pantomimikerin. Es entstand die Idee in ihm zu dem Monodrama: er theilte sie Engeln, der damals in Gotha sich aufhielt, und Gottern *) mit; jener entwarf den Plan zur *Ariadne auf Naxos*, Gotter führte ihn aus, und unser Benda beseelte sie mit Tönen, deren Erinnerung gewiss jeden, der dieses liest, mit inniger Rührung durchdringt. Eine so echt genialische Musik war

*) Von diesem seinem Freunde erfuhr Benda erst dass Rousseau bereits einige Jahre früher dieselbe Idee gehabt und in seinem Pygmalion, wiewohl nur schwach, ausgeführt hatte.

in den Mauern unserer deutschen Theater noch nicht erschollen. Ganz Deutschland weifs auch welche allgemeine, im deutschen Publikum bis dahin unerhörte Wirkung sie von Wien bis Hamburg, von Berlin bis Mannheim und auf allen grofsen und kleinen Theatern überall hervorbrachte. Diesem Meisterwerk folgte bald *Medea*, von gleicher Kraft, wenn gleich, der grofsen Verschiedenheit des Sujets gemäfs, nicht von gleicher Schönheit; und so ergofs sich das in seine höchste Fülle eingetretene überströmende Genie dieses echt begeisterten Künstlers einige Jahre lang in eine Reihe von Meisterwerken: *Romeo und Julie*, *Wälder*, *der Jahrmarkt*, *Pygmalion* — lauter Meisterwerke echt deutscher Art und Kunst.

Ich mag die merkwürdige Lebens- und Künstlergeschichte dieses Meisters hier nicht weiter berühren, da seine Freundschaft mir die Zusicherung gegeben, dafs er sein von ihm selbst entworfnes Leben meinen Händen zur Bekanntmachung anvertrauen wolle. Nur so viel noch. Benda, der in Berlin und Wien und Paris die

Wirkung seiner Meisterwerke genossen hatte, bestand, als er nach Gotha zurückkehrte, auf eine gänzliche Retraite vom Hofe, um in philosophischer ländlicher Ruhe sich selbst zu leben; und so lebt er seit länger als zehn Jahren mit einer Hofpension, die ihm als Capelldirector des Herzogs von Gotha blieb, ganz einsam in einer schönen Gegend des schönen Altenburgschen Landes. Er ist ein freier Selbstdenker, wie sehr wenige Künstler es sind; und so kann es ihm nie und nirgend an der Geistesbeschäftigung fehlen, die allein den denkenden Mann im Alter würdig beschäftigt.

V.

Neue deutsche Lieder.

Kurz angezeigt.

Lieder beim Clavier zu singen, die Musik ist vom Herrn Joseph Haydn. 3ter Theil. In Wien bey Artaria und Comp. Preis 1 Fl. 30. Kr.

Abschiedslied fürs Clavier, von W. A. Mozart. Hamburg bei Günther und Böhme.

Das Mädchen und der Vogel, von Blumauer und W. A. Mozart. Ebendaselbst.

Minna's Augen, von Blumauer und W. A. Mozart. Ebendaselbst.

Sammlung neuer Lieder zum Singen beim Clavier, von J. F. Sterckel, II. Thl. Maynz 1 Fl. 12 Kr.

Drei Lieder fürs Clavier von Kospoth. Braunschweig. In dem musikal. Magazin auf der Höhe. 12 Gr.

Der erste Kuſs von Grosheim. Ebendaselbst 4 Gr.

Das Lied soll der einfache und faſsliche musikalische Ausdruck einer bestimmten Empfindung

seyn, damit es auch die Theilnahme einer jeden zum natürlichen Gesange fähigen Stimme gestatte; als ein leichtübersehbares kleines Kunstwerk mufs es um so nothwendiger ein korrektes vollendetes Ganze seyn, dessen eigentlicher Werth in der Einheit des Gesanges besteht, und dessen Instrumentalbegleitung, wo nicht entbehrlich, doch nur zur Unterstützung des Gesanges da seyn soll.

Ist diese Theorie des Liedes richtig; so sind alle die oben angezeigten Lieder, keine Lieder, so angenehm sie auch, von einer künstlichgebildeten Stimme vorgetragen, und von einem geschickten Clavierspieler begleitet, einem durch bizarren und gezierten Charaktergesang verwöhnten Ohre, in Lagen wo es nicht auf Mittheilung und Verbreitung einer bestimmten Empfindung, sondern auf Bewunderung eines sich angenehm producirenden Talents ankömmt, klingen mögen.

Auch sind die meisten dieser Poesieen keine Lieder, am wenigsten die der ersten Sammlung; und es ist, bei der grofsen Verehrung, die unser Haydn so sehr verdient, kaum begreiflich, wie

dieser grofse Künstler sich zur Bearbeitung solcher Reimereien herablassen konnte. Man sehe nur ein sogenanntes Lied, das eben nicht das schlechteste der Sammlung ist, zur Probe:

Die Rückerinnerung.

Der schöne Frühling, wo auf dich
Einst fiel mein Liebesblick;
Die schöne Zeit, die wünsche ich,
O Liebchen, mir mit Thränen mir zurück
Wohin, wohin, wo flogst du hin?
Ach Gott wie ich so elend bin!

Der Schatten der Vergangenheit,
Schwebt meinem Auge vor.
Sie ist dahin — die schöne Zeit,
Die decket nun des Winters rauher Flor.
Entflohn ist sie! — mit ihr die Braut —
Ach Gott und so, so wein' ich laut.

Und wenn man nun die musikalische Behandlung der Worte sieht, wie nach einem pompösen Ritornell, der tröstliche ruhige Gesang anhebt, und jeder Vers von seinem Nachfolger wieder durch ein kleines Zwischenspiel getrennt wird, nach dem zweyten Verse sogar ein völliger

157

Schluſs in der Musik ist, und nirgend Einschnitte, Abschnitte, Ruhepunkte mit denen der Poesie zusammentreffen, so geräth man in die Versuchung zu glauben, daſs unser treflicher Meister die elenden Verse gar nicht komponirt habe, sondern irgend ein dienender allstetsfertiger Reimbold diesen vielleicht beliebten Theatergesängen des Komponisten, deutsche Worte ohne Sinn und Einsicht untergelegt habe.

Die Mozartschen Gesänge sind sehr angenehme Operettencavatinen in beliebter italiänischer Manier, aber keine Lieder, am wenigsten deutsche Lieder. Und so verhält sichs auch ungefähr mit den beiden folgenden Sammlungen. — Überall fehlt auch die sorgfältige musikalische Behandlung und Correktheit, die bei einem Liede am Clavier so ganz nothwendig ist.

Lieder in Musik gesetzt von H. G. Nägeli. Zürich im Verlage des Verfassers.

In diesem Liedercomponisten blüht den Deutschen ein lieblicher Volkssänger auf; und wenn die genossenen Eindrücke von den Gesängen unserer besten Meister erst weniger in seinen Melodieen

wiederhallen werden, und die eigne strengere Kritik Reminiscenzen und Wiederholungen seiner eignen Gedanken und Ausdrucke ihn sorgsamer vermeiden lehren wird, so werden ihn gewifs deutsche unverbildete Kehlen mit vorzüglicher Liebe singen.

Die naiven volksmäfsigen Lieder sind bei weitem der schätzbarste Theil dieser angenehmen Sammlung, die auch durch Zierde des Drucks und des Einbands sehr gefällig ist. Miller, Göthe, Jacobi, Stollberg, Bürger, Götz, Claudius, Herder und Klopstock, sind die Dichter, aus welchen der Komponist mit Geschmack seine Lieder gewählt hat.

So sehr es auch zu loben ist, dafs Hr. N. nicht blofs die gewöhnlichsten und leichtesten Töne zu seinen Liedern gewählt hat, so scheint doch der schwere Disdurton des letzten Liedes, besonders bei der Figur, die der Komponist für die Bafsbegleitung beliebt hat, eine unnöthige Schwierigkeit zu seyn, die viele Sänger und Spieler von der Komposition zurückschrecken wird. Doch Hr. N. wollte mit den beiden Klopstockschen Oden:

die höchste Glückseligkeit und die *Sommernacht*, die weder dem Titel, noch der übrigen Gesellschaft nach in diese kleine Sammlung gehören, den Freunden des höhern Gesanges eine kleine Probe damit vorlegen; und als solche, beweist sie wenigstens, dafs Hr. N. auf die Charaktere der vor sich habenden Gedichte aufmerksam ist, und sich um die wahren Mittel zum Ausdruck des Erhabnen bekümmert.

Dafs Hr. N. aber alle seine Lieder ohne die Bewegung und den Vortrag andeutende Überschriften gelassen hat, ist sehr zu bedauern. Er meint vielleicht, wer das Lied recht und mit Ausdruck lies't, wird es auch recht singen, und wer das nicht kann, dem helfen alle Überschriften nichts. Das ist aber für unser lesendes und singendes Publikum, und vielleicht für ein jedes in der Welt, viel zu keck räsonnirt; auch überhoch vertrauenvoll für die Bestimmtheit des musikalischen Ausdrucks. Es ist zu wetten, dafs oft von zehn Dilettanten, nicht zwei die Lieder in einer und derselben Bewegung singen werden, und vielleicht nicht Einer in der rechten. Da ei-

ne wohlgewählte, möglichst genaue Überschrift denn doch wenigstens für eine gewisse Annäherung zur Meinung des Komponisten sichert.

Freundschaftliches Trinklied: Unbesorgt voll edler Freuden u. s. w. von Ambrosch. Berlin bei Böheim.

Gesellschaftslied: Freut euch des Lebens u. s. w. Hamburg bei Günther und Böhme.

Lob des Weins: Seht Freunde die Gläser u. s. w. von Curio dem jüngern. Ebendaselbst.

Trinklied in optima forma. Es lebe Freund Bacchus u. s. w. von Siegfried Schmidt. Ebendaselbst.

Brunnenlied, von F. A. Müller. Berlin bei Rellstab.

Herr Ambrosch hat den fröhlichen Liederton am besten getroffen, und sein Lied wird gewifs im Allgemeinen geliebtes Gesellschaftslied werden; das zweite ist es bereits in Ober- und Niedersachsen geworden. Es ist gewifs eine recht gute Idee, die zur Verbreitung des Gesanges viel beitragen kann, dergleichen Gesellschaftslieder einzeln drucken zu lassen. Nur ist zu wünschen.

dafs die Wahl immer mehr auf gut und einfach komponirte Lieder unsrer besten Dichter falle, als auf Theatergesänge, deren Worte selten zu einem anständigen Gesange in guter Gesellschaft geeignet sind, und deren Komposition dieses Mittel der Verbreitung weniger bedarf.

Lieder einiger der besten deutschen Dichter, in Musik gesetzt von Karl Müller. Offenbach am Mayn, bei Joh. André. Preis 1 Fl.

Diese kleine Sammlung zeichnet sich vor manchen andern neuen Liedersammlungen zu ihrem Vortheile aus. Der Ton ist in den meisten Liedern wohlgetroffen, und überall ohne Einmischung fremdartiger Dinge unterhalten. Etwas Einförmigkeit in den Melodieen, besonders in den Anfängen des zweiten dritten und vierten, und dann wieder des zehnten und zwölften Liedes, möchte man wohl hinauswünschen. Übrigens fehlt es den Liedern auch nicht an ihren verschiedenen Charakteren angemefsner Mannichfaltigkeit; und der Ton des frohen Tischliedes von Elisa, ist eben so gut getroffen, als der des herzlichen *Rundgesanges nach der Geburt eines kleinen*

Mädchens von Stollberg. Diese Melodie ist von besonderer Lebhaftigkeit. Ausser jenen Gedichten enthält die Sammlung noch ein *Tischlied*, und *das Mädchen und der Vogel* von *Blumauer*, *die schöne Gegend* von *Göckingk*, *die Philosophie des Lebens* von *Overbeck*, *an Serena*, *die Liebe*, *Grablied*, *die Unsterblichkeit* von *Matthison*, *Beruhigungslied* von *Dassdorf*, und ein *Lied* von einem ungenannten Dichter.

Den meisten Liedern hat der Komponist kleine Nachspiele fürs Klavier angehängt, was bei dem übrigens so wahren Liederton und den leichten faßlichen Melodieen, die auch wohl ohne Klavier gesungen werden können, nicht besonders zu loben ist. Indefs sind auch diese den Liedern angemessen, und das ist wohl zu loben. Am Anfange des vorletzten Liedes mufs das F in der Mittelstimme wohl C heifsen; dergleichen kleine Nachlässigkeiten giebt es noch einige.

12 *Lieder von Hurka.* Berlin.

Geburtsfeyer u. s. w. von Hurka, bei Schott in Mainz, Preis 30 Fl.

Des Pachters Rückkehr aus Yorkshire, vom Hrn.

Prof. Meyer, in Musik gesetzt von Hurka. Berlin, Preis 5 Gr.

Die Farben in funf Liedern von Müchler und Hurka.

Wie die Schauspieler, welche selbst Theaterdichter sind, in ihren Stücken, sie mögen übrigens beschaffen seyn wie sie wollen, gewifs die Art von Anordnung und die Diction haben, die das Spiel erleichtert und das Ganze angenehm fortgehen läfst; so auch die Sänger, die selbst für den Gesang schreiben. Herr Hurka ist ein sehr angenehmer geschmackvoller Tenorsänger, und komponirt also mehr mit Rücksicht auf den Sänger und seine Vortragsweise, als auf den Dichter und dessen gewissenhafte Behandlung; und seine Lieder werden gewifs von allen schönen Kehlen, die gerne gefallen wollen, vorzugsweise vor vielen andern gesungen werden.

Von Seiten des Ausdrucks ist in *des Pachters Rückkehr*, der Ton vorzüglich gut getroffen. Indefs wäre die kleine Unrichtigkeit in der Deklamation des bedeutenden sechsten Verses, die immer wiederkehrt, herauszuwünschen.

Milch-Kübe sind es, die Mutter schickt sie mir, *es* und *die* steht hoch, und *Mutter* tief, da es doch gerade umgekehrt seyn sollte.

Die Farben ist eine angenehme zierliche Spielerei, bei der der Komponist aber die Benutzung der entgegengestellten Charactere verabsäumt hat. Die für sich gefälligen Melodieen aber von einem feinen geschmackvollen Sänger wie Hr. H. ist vortragen zu hören, ist gewifs ein Vergnügen für jedes Ohr, welches diese kleine gefällige Manier liebt, und sicher ist sie im Publikum jetzt die beliebteste.

Sammlung deutscher Gedichte, in Musik gesetzt und der Reichsgräfinn von Scholtheim gewidmet, von G. C. Grosheim. Bey B. Schott in Mayuz, 1 Fl. 12 Kr.

Sammlung deutscher Gedichte, in Musik gesetzt und den Prinzessinnen von Hessen-Homburg zugeeignet, von G. C. Grosheim. Ebendaselbst u. s. w.

Es fehlt Hrn. Grosheim weder an Gefühl noch an Gabe zu gutem faſslichen Gesange; Mangel an gründlichem Studium der Tonkunst

und der Sprache zeigt sich aber fast in allen Liedern, und dies ist um so unangenehmer, da man dadurch im Genuſs manches übrigens angenehmen und ausdrückenden Liedes gestört wird. Die erste Sammlung enthält mehr solche Lieder, die durch Anwendung der ächten Kritik leicht zu recht guten Liedern umzuschaffen wären, als die zweite, in welcher die *Klopstocksche* Ode *Cidli* nur zu deutlich beweis't, daſs Hr. Gr. sich billig nicht über das angenehme, gefällige Lied versteigen sollte.

Der Bergmann, in Musik gesetzt von F. H. Himmel. Zerbst bey C. C. Mengel.

Lied an den Mond, von Beschort. Hamburg, bey Günther und Böhme.

Fragen ohne Antwort, vom Herrn Professor Meyer, in Musik gesetzt von Flies. Berlin bey Starke.

Gesänge aus der Zauberflöte von Mozart. In der neuen Berlinischen Musikhandlung 16 Gr.

Das beliebte Rondo, komm reizende Schöne, aus der komischen Oper: Die Verwirrung durch Ähnlichkeit, von Portogallo. Berlin bey Starke.

Lauter kleine angenehme Gesänge in der beliebten deutsch-italiänischen Operettenmanier.

Lieder von J. B. Reck, in Musik gesetzt von Karl Lochner. Dritte Sammlung, Preis 30 Kr. Heilbronn bey Amon.

Diese, aus *besonderer* Hochachtung einer Demoiselle C. Marquart gewidmeten Lieder, lauten gar *besonders* artig. Zur Probe mag hier ein Lied *an Louischen da ich sie jüngst singen hörte*, stehen:

Bestes Louischen! ach, was ich empfand
Als ich bey dir meine Einzige stand,
Und dich da spielen und singen konnt hören,
Dann dich umfafste mit bebendem Arm,
Und dir Geliebte, so zärtlich! so warm!
Innige, ewige Liebe konnt schwören.

Ja es war himmlische, himmlische Lust.
Laut schlug das Herz in der bebenden Brust;
Und ich sank stumm, sank betäubt vor dir nieder,
Bis ich ihn fühlte, den zärtlichen Kufs —
Du mich umarmtest — Und dieser Genufs
Weckte aus meiner Betäubung mich wieder.

Da sah' ich auf, und du lächeltest mir;
Ich nahm dein Händchen und drückte es dir;

Durfte erst' dann an dem Busen dir liegen.
Damals, o Liebe! wie war ich so froh.
Könnt' ich Louischen! o könnte ich so,
Ewig bey dir im Entzücken mich wiegen.

Die Komposition ist dieser edlen Poesie vollkommen angemessen; und wie sehr sich der Komponist bemüht hat, alle die feinen Zärtlichkeiten, Warmheiten, innige ewige Lieblichkeiten, himmlische Lustigkeiten, all das stumme betäubte Sinken, all das entzückte Liegen und Wiegen, aus Leibeskräften auszudrücken, erhellt schon aus den sorgfältigen reichhaltigen Über- und Unterschriften. Dieses eine einzige Lied enthält allein folgende Anleitungen. Hauptrubrik. *Mäfsiggeschwind, und mit der wärmsten Zärtlichkeit.* Mittelrubrik für den zweiten und dritten Vers: *Lusingando* (schmeichelnd). Schlufsrubrik, für die beiden letzten Verse: *Amoroso* (verliebt). Zu jeden vier Takten steht ein besonderes *piano, pocoforte, piano, crescendo, forte, piano, crescendo*, das bey den letzten vier Takten in in einen langen Geigenbogen ausläuft.

Man könnte aus diesen mit grofser Klugheit gewählten, und lustig gestellten musikalischen Zeichen, die ganze Theorie von der Bethörung der Mädchen entwickeln. *Mäfsig geschwind*, aber doch *mit der wärmsten Zärtlichkeit* hebt der lustige Liebhaber an, dann *schmeichelt* der Bösewicht dem armen Mädel, und plötzlich zeigt der Reinicke Fuchs ganz den rüstigen *Verliebten*. Zweckmäfsiger ward auch nie das piano crescendo und forte gestellt. Piano fängt er an, dann ein wenig stärker (poco forte); das Mädel soll aber nicht erschrecken, soll in den Gang kommen, dafs sie selbst nicht weifs wie, darum tritt er schnell wieder zum piano zurück, und nun anwachsend (crescendo), und eh sie sich besinnt, schnell stark (forte), doch zum ersten Mahl nicht zu lange stark, bald wieder piano und dann so anwachsend immer stärker, bis es wieder vom stärksten ganz bis zu Nichts ausläuft, welches bekanntlich in der neuen effektvollen Instrumentalmusik durch einen spitzzulaufenden Geigenbogen, der das Wachsen und Schwinden am geschicktesten auszudrücken im Stande ist, bezeichnet wird.

Göthe's lyrische Gedichte mit Musik, von Johann Friedrich Reichardt. Auch unter dem Titel: Musik zu Göthe's Werken 2ter Band. *) Berlin. In der neuen Berlinischen Musikhandlung. (1 Thaler)

Der Komponist selbst darf von dieser seiner Arbeit sagen, dafs er nie etwas mit so viel Lust und Liebe gearbeitet, und nach seinem besten Vermögen vollendet hat. Dieser Band enthält alle saugbaren Gedichte aus dem achten Bande von Göthe's Werken, der allein hinreichend wäre, den Namen dieses grofsen Dichters zu verewigen. Es sind folgende: *Heidenröslein. Wechsellied zum Tanze. Der Abschied. Erster Verlust. Willkommen und Abschied. An die Entfernte. Neue Liebe neues Leben. An Belinden. Maylied. Mit einem gemalten Bande. Bundeslied. Auf dem See. Vom Berge. Geistesgrufs. Rastlose Liebe. Wonne der Wehmuth. Wanderers Nachtlied. Jägers Abendlied. An*

*) Der erste Band enthält bekanntlich das ganze Singespiel: Ervin und Elmire, und ist in obiger Handlung für 2 Thaler zu haben.

den Mond. Der Fischer. Sorge. Erklärung. An Lida. Nähe. Rhapsodie. Ganymed. Süfse Sorgen. Einsamkeit. Erkanntes Glück. Künstlers Abendlied.

Deutsche Gesänge beim Klavier, von Matthison und Reichardt. Berlin 1794, im Verlage der neuen Musikhandlung. (16 Gr.)

Diese sauber gestochne Sammlung enthält folgende Gedichte von Matthison: *Der Einsiedler. Adelaide. Opferlied. Das Todtenopfer. Das Kloster. Maylied.* (Die dritte Strophe dieses Liedes ist aus Versehen hier mit abgedruckt worden, und mufs zu der frohen Melodie nicht gesungen werden.) *Abendlandschaft. Die Einsamkeit. Der Wald. Die Elfen-Königinn. Das Feenland. Faunenlied. Der Frühlingsabend. Am Grabe eines Kindes. Lied aus der Ferne.*

Musikalische Blumenlese für das Jahr 1795. Herausgegeben von Johann Friedrich Reichardt. In der neuen Berlinischen Musikhandlung. (12 Gr.)

Mit diesem Hefte hat der Herausgeber ein kleines periodisches Werkchen angefangen, das an die Stelle des musikalischen Blumenstraufses

171

treten sollte, woher es auch den zweiten Titel: IV. musikalischer Blumenstrauſs führt.

Der verunglückte Stich der vorhergegangenen Hefte hat den Herausgeber bewogen, zu diesem Hefte den Notendruck zu wählen; und dieser hat ein etwas gröfseres Quartformat nothwendig gemacht.

Diese auserlesene Liedersammlung enthält einen zweistimmigen Gesang von Gluck, ein Lied von Kunzen, 2 von Zelter, eins von Grönland, 2 von Seidel, 2 von Spazier, 2 zon Wefsely, und 6 vom Herausgeber selbst.

472

VI.

Neue französische Lieder.

Recueil de chansons et romances civiques, composé de XII. Livraisons par année. Chaque livraison contenant quatre planches d'impression. Prix six Liv.

Diese interessante Sammlung enthält patriotische Gesänge von Gossec, Solié, Devienne, Catel, Jadin, Dalayrac, Mehul, Rigal, Langlé, Adrien, und Cherubini, unter denen sich das Lied einer freygewordenen Sklavinn bey der Wiege ihres Sohnes von Coupigny, mit Musik von Jadin, und ein Lied über die Kindheit von Gossec, durch einen sehr einfachen Gesang vorzüglich auszeichnen.

Romances historiques par L. F. Jauffret. Musique par Mehul, 30 Liv. Paris chez Cousinau.

Six Romances avec Accompagnement de Clavecin ou Fortepiano, par J. A. N. 6 Liv. 10 S. Paris, chez Nadermann.

Six Romances avec Accompagnement de

173

Piano Forte. Paroles de Tilly, Musique de Garat. Prix 6 Liv. Paris chez Porro.

Six Romances etc.. Paroles de Dechampcenet. Musique de Garat. Prix 6 Liv. Paris.

La complainte du Tourbadour. Paroles et Musique de Garat. Prix 5 Liv. 10 S. Paris chez Porro.

Unter diesen Romanzen, die sammt einer grofsen Menge einzeln gestochener Romanzen von Gaveaux, Rigel, Cherubini, Pleyl, Steibelt und Garat schnell hintereinander erschienen sind, und aller Damen Fortepianos in Paris bedecken, haben die ersten von Mehul bey weitem den gröfsten Kunstwerth. Die ganze Sammlung besteht aus 20 Romanzen, die einzeln, alle 20 Tage Eine, zum Theil schon erschienen sind und noch erscheinen werden. Einige darunter sind vortreflich, und den andern schadet nur ein zu einförmiger tragischer Ton, in welchem zu sehr das Bestreben hervorleuchtet, Glucks hohen tragischen Stil nachzuahmen, welches für kurze Romanzen nicht immer glücklich angewandt ist.

Die zweite Sammlung hat mehr den angenehmen tändelnden Ton der gern gesungenen frau-

zösischen Chansons, aber auch leider dieselbe schreckliche Mifshandlung der Verse in Ansehung des grammatikalischen Accentes, der in den meisten französischen Liedern für deutsche Ohren so sehr beleidigend ist.

In den drei Sammlungen von Garat herrscht eine grofse Gewandtheit des Stils und Zartheit des Geschmacks; bald findet man eine glückliche Nachbildung des leichten gefälligen italiänischen Gesanges, bald andere eben so glückliche Nachahmungen des alten und neuen französischen Romanzentones. Garat zeigt hier als Liederkomponist dasselbe glückliche Talent der täuschenden Nachbildung, das man an ihm als Sänger schon lange in Paris und Versailles bewunderte *).

Romances d'Estelle par Mr. de Florian mises en Musique par Jean Frederic Reichardt. Berlin. Au nouveau Magazin de Musique. (20 Gr.)

Diese Romanzen, welche der Prinzessinn Louise von Preussen, Gemahlinn des Prinzen Ludewig

*) Man sehe eine Anekdote von diesem talentvollen Sänger, im zweiten Stück des Journals, Frankreich im Jahr 1795.

von Preussen zugeeignet sind, enthalten Kompositionen zu allen Gedichten in dem lieben treflichen Schäferroman Estelle; bis auf ein ganz unmusikaliches Gedicht. Der Komponist hat sich bemüht, die verschiedenen Charaktere derselben durch Anwendnng der sehr mannichfaltigen französischen alten und neuen Lieder- und Romanzenformen auszudrücken. Einige sind ganz durch komponirt, und nähern sich dem hohen tragischen Theaterstil, und dem naiven Operettenstil. Einige der kleineren Stücke haben bereits in dem *musikalischen Wochenblatte* und der *Berliner Zeitung* unter dem umgekehrten Namen des Komponisten (Tdrahcier) gestanden.

In dieser übrigens sehr zierlichen Ausgabe, sind einige unangenehme Druckfehler stehn geblieben; als: S. 24 mufs die erste Note im Discant nicht *es* sondern *g* heifsen, und S. 28 im achten Tackte vor dem Ende, die erste Sylbe von *craignons* unter der Achtelnote *b* stehen, und zu der zweiten Sylbe mufs im folgenden Tackte *a* eine Viertelnote seyn.

VII.

Nachricht von J. A. P. Schulz.

Schulz, der liebe, liebliche deutsche Liedersänger, hat gewifs in diesem Jahre manches zärtliche Herz, das er längst mit seinen Gesängen erfreute, sehr beunruhigt. Er war am Rande des Grabes, und erholte sich von einer langen Brustkrankheit mit dem schwindenden Winter nur langsam, nur so weit, dafs er wieder Kräfte genug gewann, das rauhe nordische Klima verlassen, und einem milderen Himmel entgegen reisen zu können. Er sah sich genöthigt, die Kapellmeisterstelle am Dänischen Hofe niederzulegen, ungeachtet er die schmeichelhafteste Zunöthigung und das Anerbieten erhielt, jede zu seiner Herstellung nöthige Frist auf Reisen, oder wie die Ärzte es rathsam finden würden, zu verleben. Er glaubte seine Gesundheit zu sehr geschwächt, um sich auf irgend eine Verbindlichkeit zur Rückkehr in ein nordisches Land einlassen zu dürfen, und bestand auf seine Entlassung, die ihm dann endlich auf die edelste Weise, mit einer sehr an-

schulichen Pension, die zwey Drittheile seines ganzen ehmaligen Gehalts beträgt, zugestanden ward. Ungeachtet er nur wenige Jahre in Coppenhagen lebte, genofs er doch der ganzen Liebe, Achtung und Erkenntlichkeit, die bei vielen Höfen selbst für ein ganzes dem Hofe geweihtes Leben, so selten wohlverdienten Männern zu Theil wird, die aber auch freilich wenig Menschen so ganz verdienen, wie unser Schulz sie gewifs in jeder Rücksicht als Künstler und Mensch verdient.

Im May d. J. kam Schulz zur See nach Kiel, und die kurze Seereise hatte ihm schon so wohl gethan, dafs die Ärzte es rathsam fanden, ihm eine gröfsere Seereise nach Portugal und einen Aufenthalt von einigen Jahren in Lissabon anzurathen, dessen mild warmes Klima schon viel tausend Brustkranke geheilt hat.

Den gröfsten Theil des Frühjahrs und Sommers verlebte er in Eutin mit seinem alten treuen Busenfreunde Vofs, der als Mensch und Dichter so ganz für ihn geschaffen ist. Der gröfste Beweis, dafs er wirklich an seiner Gesundheit

mehr geschwächt ist als man es ihm anzusehen glaubte, war wohl der, dafs er von sehr vielen köstlichen Gedichten, mit welchen die holdeste Muse unsern gemeinschaftlichen Freund und Liederdichter Vofs, diesen Winter so überschwenglich beschenkt hat, nur das *Erndte-Lied der Leibeignen*, welches der diesjährige Vofsische Musenalmanach liefert, den ruhigen Sommer über komponirte. Vofs hat ihm aber einen ganzen geschriebenen Band neuer Gedichte mit auf den Weg gegeben, und die Musen werden geben, dafs rückkehrende Melodieen dazu als erfreuliche Boten von dem lieben Entfernten zu uns gelangen!

Die letzten beiden Monate brachte er in Hamburg, Lüneburg seiner Geburtsstadt, und den lieblichen Elbgegenden hinter Altona mit treuen Freunden, anfänglich heiter, zuletzt aber wieder schwach und muthlos zu. Den dreifsigsten September ging er mit einem grofsen neuen Hamburger Schiff, *Jupiter* genannt, von Hamburg ab. Am zweiten October ging es von Kuxhafen in See, und die geleitenden Lotsen brachten uns schon ein frohes muthvolles, auf der See ge-

schriebnes Blatt von unserm Schulz. Er fühlte sich seit seinem Wasserleben wie neu geboren: alle Schmerzen aus der Brust waren verschwunden, er genofs den ruhigsten Schlaf, dessen er auf dem festen Lande schon lange entbehrte, und der Blutauswurf, der ihn zuletzt sehr abmattete, hatte gänzlich aufgehört. Die heifsesten Wünsche vieler edlen deutschen Seelen geleiten ihn; die wohlthätige Natur wird sie erfüllen und ihren Liebling erhalten, dafs er frey und froh in unsere Arme zurückkehre, und das längste menschliche Leben hindurch, reines Menschenglück fördere und geniefse.

VIII.

Voſs an Schulz.

Eile nicht zum Sternenchor, o Sänger;
Sing' uns hier im Eichenthal noch länger
Deiner Seele Harmonie'n,
Deren Tön', einfach und mannichfaltig,
Wie Homers, durch ſtillen Sinn gewaltig,
Zu Natur und Gottheit ziehn!

Du, von Gott mit edlem Geiſt geſendet,
Edler uns zu ſingen! ſchon vollendet
Hättest du dein hohes Amt?
Hättest ſchon die Aufträg' ausgeſungen?
Schon genug der Herzen und der Zungen
Hier mit Gottes Glut entflammt?

Hemmt, o Freund', o Gattin, hemmt die Trauer:
Nicht der Tod, ein Engel trat mit Schauer
An ſein Bett in ſtiller Nacht.
Zaget nicht, wie ſein Gebein erzittert!
Staub iſt er; des Engels Wort durchſchüttert
Ihn mit neuer Gaben Macht.

Leben, Freund, in Jugendstärke leben
Sollst du hier, und selbst dich überschweben
Bis zu nie erforschten Höhn!
Hallen soll der Jubel deiner Lieder
Gleich des Schwans melodischem Gefieder,
Ewig jung und ewig schön!

Spät als Greis, den vieles Thun gemattet,
Von Eutins fruchtbarem Thal umschattet,
Legst du einst den Schleier ab.
Wo am See die Nachtigall aus Buchen
Oft zu ruhn uns lockte: dort besuchen
Fremdling' unser Zwillingsgrab.

IX.

Anekdoten

aus dem Leben merkwürdiger Tonkünstler.

1.

Abel ging einen Abend im Vauxhall spazieren, als eben eine seiner Symphonieen schlecht ausgeführt wurde. Besonders wurde sie dadurch verdorben, dafs der Anführer des Orchesters, welches zuweilen gut genug besetzt ist, die Bewegung ganz falsch genommen hatte. Indem Abel sich nun eben an diesem Menschen ärgert und einige Scheltworte gegen ihn ausstöfst, fragt ihn sein Gesellschafter, der mit ihm da herumwandelt: Wie heifst der Mensch? — Cain, erwiedert Abel. — Wie, Cain? — Nun hören Sie denn nicht, dafs er mich ermordet?

2.

In London wurde vor ungefähr zwölf Jahren ein grofses Concert auf Subscription errichtet, welches ganz ausschliefslich der Ausführung alter Musikstücke gewidmet ward, und daher auch den

Namen erhielt: *Concert of ancient Musik.* In dem Reglement zu diesem Concert wurde ausdrücklich festgesetzt, dafs kein Stück darin aufgeführt werden sollte, dessen Verfasser nicht wenigstens schon funf und zwanzig Jahr todt wäre. Eine Hauptabsicht bey Errichtung dieses Koncerts mochte auch wohl der Wunsch des theilnehmenden Adels seyn, den König, der die alte Musik ganz ausschliefslich liebt, dadurch fur dieses neue Institut genugsam zu interessiren, um ihn zu bewegen, es mit der königlichen Familie zu besuchen. Bis dahin hatte der königliche Hof, ausser den Theatern, keinen Antheil an irgend einer öffentlichen Lustbarkeit der Art genommen. Auch hier liefs die grofse und ängstliche Etikette, die der Englische Hof beobachtet *), den

*) Man weifs dafs nach der englischen Hofetikette niemand, auch die ersten Lords und Staatsbediente nicht, mit der Königl. Familie speisen können. Diese Etikette wird aber auch so weit getrieben, dafs während einem grofsen Hofconcert nicht nur niemand ausser der Königlichen Familie sich in dem Saale setzt, sondern wenn ein Thee oder andre Erfrischungen genommen werden, die Königliche Familie dazu

Wunsch nicht aufkommen, dafs der Hof sich unter die Gesellschaft mischen möchte, ungeachtet sie fast ganz aus dem Adel und den Vornehmsten des Landes bestand. Sobald der Hof einige Neigung bezeigte, dem neuerrichteten Koncerte beiwohnen zu wollen, wurde in der halben Höhe des Saals eine besondere Loge für den Hof gebaut, wo er ganz abgesondert von der übrigen Gesellschaft der Musik zuhören und die Gesellschaft ungestört übersehen konnte. Die Königinn sprach eines Tages von diesem Koncerte zu Abel, und bezeigte ihr Befremden, dafs sie ihn

in ein besonderes Zimmer geht, und die übrigen Grofsen des Reichs und des Hofes in ein anderes Zimmer. Diese halten nun aber ihrer Seits wieder so genau auf ihr Recht, dafs nur allein sie in dem Zimmer bedient werden, dafs die Hofbedienten es nicht wagen würden, irgend einem durch Talente noch so verdienten Manne, in demselben Zimmer eine Tasse Thee anzubieten, und der grofsen Sängerinn Mara für eine ungeheure Prätension angerechnet ward, dafs sie sich, wiewohl nur in der Ferne sitzend, von wo aus der Thee servirt wurde, eine Tasse forderte, und sie, ohne in ein Nebenkabinet zu gehen, wirklich austrank.

niemals in dem Koncerte sähe. Abel, gleich allen andern in London lebenden Komponisten, unzufrieden mit der Einrichtung des Koncerts, die seine Arbeiten während der Zeit seines Lebens daraus verbannte, antwortete der Königinn: Ich hoffe, Ew. Majestät werden mich fünf und zwanzig Jahre nach meinem Tode dort finden.

3.

Abel hatte ganz die jovialische sinnlich geniefsende Physiognomie, und war von Seiten seiner sinnlichen Natur auch ganz das Wesen, welches die Alten vermuthlich in dem Faun idealisiren wollten; auch sieht ihm der berühmte junge Faun in der Villa Albani bei Rom so ähnlich, wie nur irgend ein im genufsvollsten Augenblick erzeugter Sohn seinem Vaetr ähnlich sehen kann. Ein berühmter englischer Maler (mich dünkt es war Gainsborough) machte Abels Bild, und als Abel es fertig sah, rief er unwillig aus: Dem fehlt nichts als ein voller Schlauch zum Faun! Der Maler erwiederte: Auch fehlt ihm zur vollkomm-

kommnen Ähnlichkeit mit Euch nichts, als dafs er nicht trinkt.

4.

Abel trank unglaublich viel; fast jeden Tag an dem er nicht zum Koncerte fuhr, blieb er von dem Mittagsessen an bis Mitternacht an dem mit Bouteillen besetzten Tische sitzen. Mit den Bouteillen wurden zugleich gewisse Ausleerungsgefäfse in das Zimmer gesezt, damit er und seine Trinkgesellschaft nicht nöthig hatten das Zimmer zu verlassen, das ihnen oft auch schwer geworden seyn würde wieder zu finden. Zuletzt glühte er dann am ganzen Kopfe wie ein Feuerfafs voll Steinkohlen, wie die Sonne im Heerrauche, die gewöhnliche Art ihrer Erscheinung über London. Einst, nach einem Mittagsessen auf dem Landhause des berühmten komischen Schauspielers und Theaterdichters Foot, wandelte Abel so in seiner glühenden Gestalt im Garten umher, als ihn Foot neben einer Wand mit Weinstöcken fand, deren Trauben, wie gewöhnlich in England, nicht zur Reife kommen woll-

ten. Beim Anblick dieser Weinwand und Abels glühendem Gesicht, rief Foot ihm zu: Abel besteigt doch dort die Mauer und bescheint mir die Weinwand, dafs sie reife.

5.

Bey seinem letzten Aufenthalte in Deutschland hatte Abel sich einige Wochen in Potsdam aufgehalten, und sich dort in der traurigen Lage befunden den Rheinwein, mit welchem er aus dem Keller des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs von Preussen, reichlich versehen wurde, ohne ihm angemefsene rüstige Trinkgesellschaft zu verzehren. Er kam nachher nach Berlin, klagte einem dortigen Künstler seine Noth, und wünschte einige Tage in guter lustiger Gesellschaft in Berlin zuzubringen. Dieser versprach ihm die Anstalt zu treffen, dafs er keinen Tag im Wirthshause allein essen und trinken solle, und veranstaltete für die nächsten Tage eine zusammenhängende Folge von Diner's und Soupers, in den besten Häusern mit den ansehnlichsten Weinkellern versehen. Abel fand mit Freuden,

dafs in keiner Stadt der gesitteten Welt so viel vortreflicher Rheinwein getrunken wird, als in Berlin, und liefs sich diese ununterbrochene Kette von Schmausereien ein und zwanzig Tage nach einander gar wohl gefallen. Gegen die Mittagstunde holte er seinen Freund ab, ergab sich ihm für den Rest des Tages auf Discretion, kümmerte sich selten darum wohin es zum Essen ging, blieb da, mit Wollust hinabgiefsend — sein Trinken war ein über glatte Fläche hinfallender Gufs — bis es nothwendig wurde in den Wagen zu steigen, um dem Abendessen entgegen zu gehen, und da wieder bis der feindselige nüchterne Tag zu erscheinen drohte. Zwischen den beiden gemefsnen Abtheilungen des täglichen Lebens fragte er dann wohl an der Hausthüre langeweilend: wo sind wir denn den Mittag gewesen? wo kommen wir jetzt hin? Zum Erstaunen war es, mit welcher Sicherheit und Leichtigkeit er oft, mitten zwischen den berauschenden Einflüfsen der wohlthätigen Schmäuse, die Gambe spielte. Dafs seine Phantasie sich dann oft mit üppiger Fülle und wollüstiger Süfsigkeit ergofs, war we-

niger zu bewundern. Wirklich waren seine Phantasieen auf der Gambe, in denen er eine grofse Stärke besafs, nie reicher und hinreifsender als in solchen Stunden.

6.

Johann Sebastian Bach trat einst in eine grofse Gesellschaft, als eben ein Musikliebhaber am Flügel safs und phantasirte. In dem Augenblicke, dafs dieser den grofsen Meister gewahr wird, springt er auf und endet mit einem dissonirenden Akkorde. Bach, der das hört, wird durch den musikalischen Übelstand so beleidigt, dafs er dem ihm entgegen kommenden Wirthe vorbeiläuft, zum Flugel eilt, den dissonirenden Akkord auflöfst und gehörig schliefst. Dann erst tritt er zum Wirthe, und macht ihm seine Eintrittsverbeugung.

7.

Man versichert, dafs Joh. Seb. Bach sich oft mit Bettlern, die eine ganz ausgezeichnet klagende in einer Reihe von Difsonanzen vorschreitende Weise zu bitten hatten, die musikalische Un-

terhaltung und Befriedigung gab, erst zu thun als wolle er ihnen etwas geben und fände nichts, während dessen die Klage stieg, dann ihnen einige Mahle hintereinander das möglich Wenigste gab, wodurch die Klage nur etwas gemildert wurde; und am Ende ihnen ungewöhnlich viel gab, wodurch eine vollständige Auflösung und ein vollkommen befriedigender Schluſs hervorgebracht wurde.

8.

Joh. Seb. Bach, der gröfste Organist seiner Zeit und vielleicht aller Zeiten, zog viele vortreffliche Schüler; mit keinem soll er mehr zufrieden gewesen seyn, als mit Krebs in Altenburg, von dem er auch zu sagen pflegte: das ist der einzige Krebs in meinem Bache.

9.

Mit demselben strengen Ernst, mit welchem Raphael Mengs von seinem Vater zum gründlichen Studium und zur mechanischen Übung in der Kunst angehalten wurde, wurden auch Joh. Sebastians Söhne dazu angehalten, und es hat

bei beiden gleich gut angeschlagen. Indefs kann man auch bey Beiden die Bemerkung machen, dafs sie mehr gelehrte als lebendig darstellende Künstler geworden, dafs ihre Werke mehr den denkenden Theil im Menschen beschäftigen als den sinnlich geniefsenden; ja, die Brüder Bach stellen eine merkwürdige Stufenfolge von verschieden gearteten und gebildeten Künstlern dar, wenn man von dem ältsten Friedemann, dem ersten und sorgfältigsten Zöglinge seines Vaters anfängt, und mit dem jüngsten dem Englischen, der mehr ein Zögling seiner Brüder und des Weltlaufs war, endet. Dieses Räsonnement veranlafste vermuthlich einst das Wort eines witzigen Mannes über diese ewig merkwürdigen Brüder, er sagte: Friedemann arbeitet in schwarz, Emanuel in grau, und Christian in lebendigen Farben nach der Natur.

10.

Friedemann Bach war einer der sonderbarlaunigsten Künstler. Als er noch Organist in Halle war, setzte er sich einst Sonntags früh mit

den Orgelschlüfseln in der Tasche unten in die Kirche. Indem die Gemeinde nun mit Sehnsucht erwartete dafs der Organist anfangen sollte, sagte er zu seinem Nachbar: mich soll doch wundern, wer heute die Orgel spielen wird.

II.

Zu einem kurzen Liede, welches der auf der Kanzel stehende Pfarrer einst zwischen der Predigt singen liefs, und welchem die Organisten gewöhnlich nur einige Akkorde voranzuschicken pflegen, um den Ton zum Liede anzugeben, fing Friedemann Bach einst eine Fuge zum Vorspiel an, und führte sie mit aller möglichen Kunst und Ausführlichkeit aus. Als der Prediger auf der Kanzel einige Minuten dies unzeitige Vorspiel abgewartet hatte und ihm nun die Geduld verging, rief er den Küster und sandte ihn zum Organisten, mit der Bitte, dafs er doch schliefsen und das Lied anfangen möchte. Bach antwortete dem Küster aber unwillig überlaut: der Herr Pfarrer versteht den Teufel was zur guten Ausführung einer Fuge gehört, ich bin

noch weit vom Schluſs, und werde die Fuge ausführen und schlieſsen, wie sichs gehört.«

12.

Einst kommt Friedemann Bach zum jetzigen Musikdirector Rust, der damals in Halle studierte und ihm, zur Erkenntlichkeit für seinen Klavierunterricht seine Korrespondenz besorgte. »Sehen Sie da,« sagte Bach zu ihm, »einen recht hübschen Ruf zur Kapellmeisterstelle in Rudolstadt,« und giebt ihm einen Brief zu lesen, »antworten Sie nur gelegentlich, daſs ich ihn wohl annehmen will.« Rust liest den Brief und freut sich sehr der ansehnlichen Verbesserung seines Lehrers. Indem er ihm aber eben seine Freude bezeigen will, wird er Datum und Jahrzahl gewahr, und ruft: »Herr Bach der Brief ist ja schon über ein Jahr alt!« »Nu ja,« erwiedert Bach, »ich habe ihn immer bey mir herumgetragen, und habs von Tag zu Tag vergessen, ihn Ihnen zur Beantwortung zu geben.« Es war natürlich für dasmal zu spät.

Von Fried. Bachs ungeheurer Sorglosigkeit für das Wohl seiner Familie mag folgender Zug dienen. Er ist einst mit seiner völlig erwachsenen Tochter in Potsdam, und will mit der *Journaliere* einen Mittag nach Berlin zurückfahren. Er geht mit der Tochter auf die Post, geht ins Büreau sich einschreiben zu lassen, erfährt dort dafs die Person sechzehn Groschen für die vier Meilen zu zahlen hat, findet dafs er eben nur noch sechzehn Groschen in der Tasche hat, läfst sich für seine Person einschreiben, kommt wieder zur Tochter hinaus, nimmt sie bey der Hand, führt sie in den nächsten Kaufladen und bittet die Leute, sie möchten erlauben dafs seine Tochter einen Augenblick bey ihnen einträte; kehrt dann nach der Post zurück, setzt sich auf und fährt nach Berlin. Die Tochter erwartet lange vergeblich des Vaters Rückkehr, und war glücklich in das Haus von guten Leuten geworfen zu seyn, die sie über Nacht beherbergten, und ihr den folgenden Tag Anleitung gaben, wie sie den Weg nach Berlin zu nehmen hätte.

14.

Friedemann Bach war sehr eigensinnig und liefs sich oft von seinen gröfsten Wohltätern stundenlang vergeblich zum Spielen nöthigen. Sehr oft setzte er sich aber aus freien Stücken zur Unzeit eben kurz vor dem Essen, oder vor dem Auseinandergehen ans Klavier, und dann war er eben so schwer zum Aufhören zu bringen. Bey einer solchen Gelegenheit sagte einst ein Berlinischer Kunstler: Es ist kein Wunder dafs ihm das Spielen so anckelt, da er sich selbst, wenn er daruber herfällt, bis zum Ekel damit übersättigt.

15.

C. Ph. E. Bach akkompagnirte einst in einem kleinen Hofkoncerte einer Hofdame, die zum ersten Mahl öffentlich sang, eine Arie. Sie war sehr furchtsam, und als sie zur Cadenz kam, stieg ihre Furcht beim Schweigen der Instrumente so hoch, dafs sie verstummte und unwillkürlich einen sehr unreinen unmusikalischen Ton sich gab. Bach, der schon mit dem Akkorde unter den Fingern den Triller der Cadenz ängst-

lich erwartete, schlug zu diesem unerwarteten Ausbruch der Angst sogleich den Akkord an, und half der armen Zitternden von der Angst und von der Cadenz.

16.

Als jemand, der das seltne Glück gehabt hatte den grofsen König auf der Flöte blasen zu hören, dessen vortreffliches Spiel zu Bach, der dabey akkompagnirt hatte, enthusiastisch lobte, und unter vielen wirklich gegründeten Ausdrükken des Lobes, vielleicht durch die Art wie der König selbst pflegte mit Macht Takt zu schlagen, wenn er aber selbst aus dem Takte gekommen war, bewogen, über diesen einzig schwachen Theil des königl. Virtuosen in die Worte ausbrach: »und wie viel Takt!« antwortete Bach gelassen: »Ja vielerley Takt!«

17.

Der Englische Bach, der in Italien und England wohl hinlängliche Veranlassungen gefunden haben mochte, die moralische Natur der Castraten kennen zu lernen, sagte einst ein sehr fei-

nes Wort über dieses Ungeschlecht. Es fragte ihn jemand: wie mag das wohl kommen, dafs die grausame Castratenoperation bey Thieren und Menschen eine so ganz entgegengesetzte Wirkung hervorbringt? Die Thiere werden dadurch zahmer und frommer, die Menschen boshafter und ungelenkiger. — Das scheint mir sehr natürlich, sagte Bach; den Thieren nimmt man die Bestialität und den Menschen die Humanität.

13.

Christian Bach war ein sehr leichtgesinnter jovialischer Mensch. Als ihm einst einer seiner ernstern Freunde seine Sorglosigkeit als Künstler und Mensch vorhielt, mit der er meistens nur leichte vergängliche Sachen, die von ihm verlangt wurden, flüchtig hinwarf, und das damit verdiente Geld noch leichtsinniger für noch flüchtigere sinnliche Genüsse wegwarf, und ihm dabey das Beispiel seines ältern Bruders in Berlin vorhielt, der grofse Werke vollendete, und das verdiente Geld sehr gut zu Rath zu halten wufste; sagte Bach: »Ey was, mein Bruder

lebt um zu komponiren, und ich komponire um zu leben: er treibts für andere, ich für mich selbst.« Wenigstens beweis't diese Antwort, dafs der sinnliche Mann nicht viel von der poetischen Idee vom Nachruhm hielt.

Nachbericht.

Die Freunde der Tonkunst mögen diesen ersten Versuch zu einem jährlichen Musikalmanach mit Nachsicht aufnehmen. Verleger und Verfasser haben den Entschluss für dieses Jahr etwas zu spät gefasst, um dem Werklein die ganze Mannichfaltigkeit zu geben, die sie ihm zugedacht hatten; ihre gegenseitige Freundschaft wünschte indefs, das erste Jahr der Ungerschen Kalenderunternehmung nicht ungenützt vorübergehen zu lassen. Beide werden sich bemühen die Fortsezzung, wenn anders das Unternehmen im Ganzen Beifall findet, mit jedem Jahre vollständiger und interessanter zu machen.

Das angefangne Verzeichniss, und die Charakteristik merkwürdiger Künstler, sammt den beigefügten Anekdoten von solchen Künstlern, die in jener nur kurz und kritisch charakterisirt werden, sollen so nach und nach fortgesetzt werden, dafs eine kleine Folge von Jahrgängen sie ganz vollendet liefert.

Das *Lied*, als das einem kleinen Taschenbüch-

lein angenehmste Kunstprodukt, soll nach und nach von jeder Seite, historisch, theoretisch und praktisch beleuchtet und abgehandelt werden. Dichter, Komponist und Sänger werden in der Folge ihren Antheil finden, und so kann dies Werklein am Ende auch wohl den Werth erhalten, den nur ein bestimmter Zweck und eine zweckmäfsige Behandlung zu geben vermag. Giebichenstein, den 15 October 1795.

Johann Friedrich Reichardt.

201

Lyceum der schönen Künste.

Stadt-Gymnasium
HALLE a/S.

Ersten Bandes, erster Theil.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1797.

[Hrsg.: Reichardt, Johann
Friedrich

D

UNIV. U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

Goc 1968 (1,1

I.

Deukalion.

(Ovid. Metam. I, 260—415.)

Jezo beſchloß der Vater, das frevle Geſchlecht zu vertilgen
Unter der Flut, Plazregen vom ganzen Himmel entſendend.
Eilend ſperrt er nunmehr in des Aeolus Höhlen den Nordwind,
Und was ſonſt für Hauche den Zug der Gewölke verſcheuchen.
Notus allein wird geſandt, und mit triefenden Schwingen entfleugt er,
Sein ſcheuſeliges Haupt pechſchwarz in Dunkel gehüllet;
Schwarz von Güſſen der Bart; den greiſenden Haaren entſtrömt Flut;
Nebel umlagern die Stirn, ihm thauts von Gefieder und Buſen:
Und wie in breiter Hand abhangende Wolken er drückte,
Donnert es; dicht nun ſtürzen die Regenſchauer vom Aether.
Auch die Botin der Juno, mit mancherlei Farben bekleidet,
Iris ſchöpft nun Gewäſſer, und reicht den Wolken die Nahrung.
Schon ſind die Saaten geſtreckt, ſchon liegen beweint des Beſtellers
Wünſch' und Gelübd' und des Jahrs langwieriger Schweiß iſt verloren.

Nicht vom Himmel allein zürnt Jupiter; sondern ihm sendet
Sein blaulockiger Bruder des Meers mithelfende Fluten.
Schnell die Götter der Ströme berufet er. Als sie versammelt
Nun den Palast anfüllten des Königes: Langer Ermahnung,
Sprach er, bedürfen wir nicht. Willfahrt mit aller Gewalt nun!
Solches ist noth! Eröfnet die Wohnungen eures Gestrudels,
Räumt die Dämme hinweg, und spornt die entzügelten Ströme!

Jener gebots; sie kehren zurück, und lösen der Quellen
Mündungen: und mit Getümmel entrollen sie all' in die Meerflut.
Selbst nun schwang in die Veste der Gott den gewaltigen Dreizack;
Und sie erlebt', und spaltete Raum weitbusigen Wassern.
Über die Bord' entstürzen durch offene Felder die Ströme:
Und mit der Saat Weinbäume zugleich, und das Vieh; und die Männer
Rassen sie, Wohnungen auch, und der Göttes geheiligte Kammern.
Wenn ja der Häuser noch eins ausdauerte, und unerschüttert
Trozte dem Jammergeschick; doch überwallte den Giebel
Höhere Flut, und es wankten im drückenden Strudel die Thürme.
Nirgend erschien durch Grenzen das Meer und die Erde gesondert:
Offene See war alles, und flutete sonder Gestad' auf.
Einer erklimmt den Hügel voll Angst; der andere rudert
Dort im gebogenen Kahn; wo er jüngst Pflugstiere gelenket.
Über die Saaten hinweg und das eingesunkene Landhaus

Schiffen ſie dort, und fangen den Fiſch in dem Wipfel der Ulme.
Oft, wie es trift, wird der Anker in grünende Wieſen geheftet;
Oft auch ſcharet anſtoßend der Kiel an dem unteren Weinberg.
Und wo eben ihr Gras die ſchmächtigen Ziegen gerupfet,
Lagern jezt den gedunſenen Leib misförmige Robben.
Nereus Töchter erſtaunen, die Hain', und die Städt', und die Häuſer
Unter den Wellen zu ſehn; in dem Bergwald' hauſen Delfine,
Springen in hohem Gezweig', und ſtoßen an bebende Eichen.
Schafe durchſchwimmet der Wolf; gelbmähnige Löwen und Tiger
Führet die Flut; nichts frommt die Gewalt des Blizes dem Eber,
Nichts dem enttragenen Hirſche der leichtgehobene Schenkel.
Lange nach Erd' umfliegend, wo auszuruhen vergönnt ſei,
Sinkt mit ermatteten Schwingen ins Meer der ſtreifende Vogel.
Über die Höhn ſtieg tobend der Tief' unermeßlicher Aufruhr.
Und von befremdender Brandung erſcholl das geſchlagene Berghaupt.
Meiſt entraft das Gewoge die Sterblichen: welcher die Wege
Schonete, dieſe bezähmen mit dürftiger Nahrung den Hunger.
Zwiſchen Hämonias Flur und der attiſchen breitet ſich Phocis,
Ehmals fruchtbares Land, da es Land war; aber anizo
Meer, und ein breites Gefilde der ſchnell einbrechenden Waſſer.
Siehe da klimmt zu den Sternen ein Berg mit doppeltem Gipfel,

Schrof, Parnaſus genannt, und überſchauet die Wolken.
Als Deukalion hier (denn das übrige deckte die Meerflut)
Samt dem vermähleten Weib' anhaftete, fahrend im Schiflein;
Flehn den coryciſchen Nymfen ſie beid', und den Mächten des Berges,
Themis auch, der erhabnen Verkündigerin am Orakel.
Nie war beſſer geſinnt, noch mehr auf Billigkeit achtend,
Irgend ein Mann, nie frömmer ein Weib in Verehrung der Götter.
Jupiter, der weitſumpfend den überſchwemmeten Erdkreis,
Und nur übrig ſah von ſo viel Tauſenden Einen,
Und nur übrig ſah von ſo viel Tauſenden Eine:
Ganz unſträflich ſie beid', und beid' Anbeter der Gottheit;
Trieb die zerſtreuten Gewölk', und die regnenden Lüfte mit Nordwind
Reinigend, zeigt' er dem Himmel die Erd', und der Erde den Himmel.
Ausgezürnt hat endlich das Meer. Hinlegend den Dreizack,
Gänftigt der Herſcher die Wog'; und ihm half empor aus dem Abgrund
Ragte, die Schultern bedeckt mit angewachſenen Muſcheln,
Ruft er, den bläulichen Triton, heran; und die Schneckenbrommete
Heißt er ihn füllen mit Hauch, und zurück durch lautes Geſchmetter
Brandungen rufen und Ström'. Er faßt das gehöhlete Meerhorn,
Welches gedreht in die Breit' anwächſt von der unterſten Windung;
Welches Horn, wann Athem auch mitten im Meer es empfangen,

Alle Geſtad' umhallt vom Niedergang bis zum Aufgang.
Jezt auch, ſobald es den Mund im triefenden Thaue des Vaters
Rührte dem Gott, und gehaucht ausrief den befohlenen Rückzug,
Ward es von allem Gewäſſer der Land' und der Meere gehöret;
Und ſo weit das Gewäſſer es hörete, ward es gebändigt.
Schon hat Ufer das Meer; voll wallen die Ström' in den Betten;
Niedriger rollen die Bäche; hervor gehn ſichtbar die Hügel:
Mählich ſteigt das Gefild', und wächſt aus verſiegenden Waſſern:
Und nach dauernder Friſt hebt endlich der Wald die entblößten
Wipfel empor, und zeigt nachbleibenden Schlamm auf den Blättern.
Hergeſtellt war die Erde. Doch jezt die Leere betrachtend,
Und wie in Todtenſtille der Welt Einöde verſtummt war,
Sprach Deukalion ſo mit quellender Thräne zu Pyrrha:
O du, Schweſter und Weib, du Einzige jezo der Frauen,
Welche gemeinſamer Stamm mir erſt, und verwandtere Sippſchaft,
Dann das Lager verband, nun ſelbſt die Gefahr mir verbindet!
Rings in den Landen der Welt, die der Morgen beſtralt und der Abend,
Sind wir beide das Volk; das Übrige raubte die Meerflut!
Nicht iſt auch noch jezo die Sicherheit unſeres Lebens
Völlig gewiß; uns ſchrecken hinfort noch Wolken die Seele.
Was, wenn ohne den Gatten verſehont dich hätte das Schikſal,

Was, Unglückliche, wäre dein Mut? Wie könnteſt du einſam
Dann ertragen die Angſt? durch weſſen Tröſtung den Kummer?
Denn Ich, (glaube mir das!) wenn dich auch hätte der Abgrund,
Folgete dir, o Gattin; und Mich auch hätte der Abgrund!
Könnt' ich doch die Völker der Welt durch Künſte des Vaters
Wieder erneun, mit Seelen gebildete Erde belebend!
Wir nun ſind, wir beide, der Reſt des Menſchengeſchlechtes,
(Alſo gefiels dort oben!) und Beiſpiel' unſerer Gattung!
Jener ſprachs; ſie weinten. Der Schluß war jezo, die Gottheit
Anzuflehn, und Hülfe durch heilige Looſe zu ſuchen.
Ohne Verzug nahn beide ſofort den cephiſiſchen Waſſern,
Noch nicht lautere Bäche, doch ſchon bekannte, durchwatend.
Als ſie nunmehr dem Sprudel entſchöpfete Thaue geſprenget
Auf die Gewand' und das Haupt; zum Tempel der heiligen Göttin
Wenden ſie jezo den Schritt: dem oben das Dach in des Nordes
Schändendem Wuſte ſich barg, und glutlos jeder Altar ſtand.
Dann den geweiheten Stufen genaht, ſank nieder aufs Antliz
Mann und Weib, und küßte das kalte Geſtein mit Erzittern.
Und: Wenn billigem Flehn, ſo ſagten ſie, himmliſche Mächte
Freundlich erweichern ihr Herz, wenn Zorn der Götter gebeugt wird;
Sag', o Themis, wodurch der Verluſt der Sterblichen heilbar
Sei, und rette die Welt, o du Gütige, nun aus der Sündflut!

Aber die Göttin, gerührt, antwortete: Weicht aus dem Tempel;
Hüllt euch beide das Haupt, und löst die gegürteten Kleider;
Werft sodann die Gebeine der großen Erzeugerin rückwärts.
Lange staunten sie; nun brach die schweigende Stille
Pyrrha zuerst, und versagte dem Götterspruche Gehorsam;
Und um Verzeihung bittet ihr ängstlicher Mund, wenn sie schaudre,
Durch zerstreutes Gebein der Erzeugerin Schatten zu kränken.
Beide durchdenken indeß die in wirrendes Dunkel gehüllten
Worte des göttlichen Spruchs, und erwegen sie wohl mit einander.
Dann zur Epimethide begann der Sohn des Prometheus
Also mit sanfterem Laut: Entweder uns täuscht die Besinnung,
Oder Frömmigkeit will, nicht Frevelthat, das Orakel.
Zeugerin ist ja die Erd', und die Stein' in dem Leibe der Erde
Sind, wie mir deucht, das Gebein: dies sollen wir hinter uns werfen.
Ihres Gemahls Auslegung vernahm zwar froh die Titanin;
Doch war in Zweifel die Hofnung: so sehr mistrauen sie beide
Noch dem Göttergebot. Doch harmlos wird der Versuch sein.
Thalwärts gehn sie, verhüllen das Haupt, und entgürten die Kleider,
Heben gebotene Stein', und werfen sie hinter den Rücken.
Alles Gestein (wer glaubt' es, wofern nicht zeugte die Vorwelt?)
Legte die Härt' allmählich nun ab, und die trotzende Starrheit,

Schmeidigte mehr ſich und mehr, und geſchmeidiget nahm es Geſtalt an.
Bald, als wachſend es ſchwoll, und mild ſchon ſeine Natur ſich
Äußer'e, ſchien es beinah, wie einige, noch unenthüllte Menſchengeſtalt: doch ſo, wie von angehauenem Marmor,
Nicht vollendet genug, und roheren Bildniſſen ähnlich.
Welcher Theil des Geſteins mit etwas Safte gefeuchtet War, und der Erde verwandt, der gab dem Leibe die Glieder;
Feſteres, was unbiegſamer ſtarrt, wird in Knochen verwandelt;
Was als Ader erſchien, das bleibt gleichnamige Ader.
Und nur wenige Friſt, ſo gewann durch Gnade der Götter
Alles Geſtein, das der Mann ausſendete, männliche Bildung;
Und dem Wurfe des Weibes entblühete weibliche Schönheit.
Drum ſind wir ein hartes Geſchlecht, ausdaurend zur Arbeit;
Und wir geben Beweiſe, woher wir zogen den Urſprung

Voß.

II.

Bemerkungen

über

den gegenwärtigen Zuſtand der Kunſt in Deutſchland.

Sie haben Recht, wertheſter Freund, nach einer Abweſenheit von mehr als zwanzig Jahren, hat ſich in dem Zuſtande der Künſte und Wiſſenſchaften in Deutſchland manche wichtige Veränderung zugetragen. Allein ſo neu und überraſchend, als Sie denken, waren mir doch bei meiner Rückkehr die Gegenſtände nicht. Ich war nie ſo ſehr außer aller Verbindung mit meinem Vaterlande, daß ich nicht wenigſtens aus Journalen, gelehrten Zeitungen und Meßkatalogen den Geſchmack jedes Jahrzehends hätte errathen können. Auch fand ich mich in der Meinung, die ich von der deutſchen gelehrten Welt gefaßt hatte, eben nicht betrogen. Ausgezeichnete, groſſe Köpfe verkennt man nie, ſie verlieren weder in der Nähe noch in der Ferne; aber das Unweſen mit dem Schwarme von

mittelmäßigen Schriftſtellern, die ohne allen Beruf, und ohne ſich etwas dabei zu denken, überall ihre ſogenannte Kultur ausbreiten und den ſtillen, klaren Bach der Aufklärung in einen reißenden Strom verwandeln wollen, hatte ich mir lange nicht ſo arg vorgeſtellt, als ich es wirklich fand. Doch hievon mehr bei einer anderen Gelegenheit.

Über den Zuſtand der deutſchen Kunſt hatte ich in der Ferne weniger richtig geurtheilet. Es ſchien mir, als ob die jungen Künſtler die bisherige falſche Bahn verlaſſen, und ſich der Quelle des Schönen und Groſſen, dem Studium der Alten und einiger ihrer glücklichen Nachahmer unter den Neuern, wieder nähern wollten. Meine Erwartung wurde noch höher geſpannt; als ich zu bemerken glaubte, daß man anfing, einigen geſchmackloſen Niederländern und einigen manierirten Italienern den Platz, den ſie in dem Heiligthume der Kunſt uſurpirt hatten, ſtreitig zu machen; als die Groſſen Deutſchlands die Reiſe nach Italien als einen nothwendigen Theil ihrer Bildung anſahen, und die Gelehrten ſelbſt, durch den Anblick der Denkmale der Alten und der Kunſtwerke jeder Art, ſich den reinen Sinn einer beſſeren Vorwelt zu eigen machen, und ihrer Bücher-

gelehrſamkeit einen lebendigen Athem einhauchen wollten. Zwar mußte ich manches Urtheil in Zeitſchriften leſen, das meiner Meinung eben nicht günſtig war, und mehrere Bücher, die in den letzten zwanzig Jahren in Deutſchland erſchienen, ließen mich nicht ohne Grund befürchten, daß wir über der Literatur der Kunſt, die Kunſt ſelbſt verſeumen, und einen Wuſt von Kunſtgelehrſamkeit auf ihren Thron erheben würden. Beſonders machten mir einige Beſchreibungen von Rom und den Denkmalen der alten und neuen Kunſt die in dieſer Stadt aufbewahrt werden, nicht wenig bange. Sie ſchienen mir ſo ſehr außer und unter dem Geiſte der Alten, ſo ganz ohne wahres und reines Kunſtgefühl, daß ich dieſelben, mit der unangenehmen Überzeugung, ihre Verfaſſer hätten bei dem Anblicke der Kunſtwerke nichts als ein vorher angenommenes Syſtem vor Augen gehabt, bei Seite legen mußte. Allein, ſo ſehr auch der Geiſt der Nachahmung unter unſeren Landsleuten herſcht, ſo zählte ich doch zuverſichtlich auf die Stimmung des beſſeren Theiles der Nazion, und überließ mich ganz der ſchmeichelhaften Hofnung, daß endlich der glänzende Tag kommen werde, den die ſchönſte Morgenröthe ſchon vor zwei Jahrhunderten der Kunſt in

Deutſchland angekündiget hatte. Um meine Meinung über die mehr oder mindere Erfüllung dieſer Hofnung zum voraus zu rechtfertigen und deutlicher darzuſtellen, müſſen Sie mir erlauben, Ihnen und mir jene vielverſprechende Epoche in das Gedächtnis zurück zu rufen. Ich verweile gern bey derſelben, weil ich noch Nazional-Geſchmack und Nazional-Karakter in derſelben finde. Fürchten Sie aber nichts von langen und gelehrten Unterſuchungen über Namen, Lebensjahre und Schickſale der Künſtler; ſie haben zwar ihren großen Nuzzen, allein bei der Geſchichte der Kunſt einer Nazion kommt es hauptſächlich auf die Kunſtwerke ſelbſt an. Aus ihnen allein fließen natürliche und ſichere Reſultate über die Fähigkeit eines Volkes für die Kunſt, über ſeine Originalität oder über ſeinen Mangel an derſelben. Sie lehren uns die Künſtler der nehmlichen Schule zuſammen reihen, zeigen jede Abweichung von der erſten Hauptſchule mit ihren Folgen, und beſtimmen auf das genaueſte den Wachsthum, Fortgang und Verfall der Kunſt.

Der Anfang der Kunſt in Deutſchland iſt, ſo wie überall, in Dunkel eingehüllet. Es iſt hier nicht ſowohl die Rede von der erſten Bekantſchaft mit derſelben durch die Römer, ſon-

dern es fragt ſich nur, wie und wann ſie einheimiſch bei uns wurde, und ob ſie auch bei ihrer beſſeren Ausbildung in dem 14ten und 15ten Jahrhundert deutſche Kunſt blieb. Man findet zwar in manchen Orten unſeres Vaterlandes eine ziemliche Anzahl von Bildhauerarbeiten, Gemälden und anderen Kunſtwerken, die ein hohes Alterthum verrathen, und ganz gewiſs deutſchen Urſprunges ſind; allein das Eigenthümliche und Nazionale in dem Stil derſelben iſt noch nicht genau beſtimmt. Auch würde es keine leichte Arbeit ſein, durch die Unterſuchung und Vergleichung der Denkmale aller Art aus allen kultivirten Ländern Europens und aus allen Zeiten, Grundſätze feſtzuſtellen, wodurch man von der Verpflanzung der Kunſt aus einem Boden in den andern, von dem Gedeihen derſelben und dem Einfluſſe verſchiedener Religionen, Sitten und Regierungsformen auf ihren Karakter Rechenſchaft geben könnte. Wäre der Erzählung des Vaſari in ihrem ganzen Umfange Glauben beizumeſſen, ſo bliebe keine Schwierigkeit mehr übrig. Nach den Jahrhunderten der Barbarei hätten die neueren Griechen die elenden Überreſte der von ihren groſſen Vorfahren ererbten Kunſt, den Italienern, und dieſe wiederum den

übrigen Völkern Europens mitgetheilet, nachdem ſie dieſelbe durch eine ununterbrochene Reihe immer beſſerer Künſtler bis zu ihrer ehemaligen Höhe emporgebracht hätten. Aber wer ſieht nicht das Abenteuerliche einer ſolchen Kunſtgenealogie ein? Wenn der menſchliche Geiſt eine noch rohe Kunſt oder Wiſſenſchaft zur Vollkommenheit gebracht hat, ſo vergißt man nur zu oft die langen und mannigfaltigen Umwege, die er zu durchwandern hatte, und zeigt, wie natürlich und nothwendig er auf der nun ebenen Bahn, durch das immerwährende Fortſchreiten von dem Leichten zu dem Schweren, das Ziel hätte erreichen müſſen.

Das Mährchen des Plinius von der Entſtehung und dem allmählichen Wachsthum der Mahlerei, iſt eine Hypotheſe von der nehmlichen Art, und paßt mehr oder minder auf jede andere menſchliche Erfindung; ob es gleich nicht zu leugnen iſt, daß die Griechen, bei ihrer feinen Organiſazion und bei ihrem reinen Sinne in allen Künſten und Wiſſenſchaften, eher den graden und wahren Weg betraten, als die übrigen Nazionen *). Wollte man aber auch

*) Die älteſten Dichter und Geſchichtſchreiber der Griecher ſind noch immer unſere nie erreichten Muſter, und in

nach Vasari's Anfangsepoche der neueren Kunst-
geschichte annehmen, so könnte sie doch höchstens
nur für die Italiener gelten. In Deutschland,
Frankreich, England und den Niederlanden

Insehung ihrer Kunst wüßte ich kein treffenderes Beispiel
nzuführen, als ihre Münzen. Wir besitzen noch eine hin-
längliche Anzahl derselben, um aus ihnen den geraden und
aren Gang kennen zu lernen, der die Griechen, beinahe
hne Abwege, auf die hohe Stufe von Vollkommenheit brach-
, auf der wir sie jetzt noch anstaunen. Die schönen Fol-
n der Münzen von Großgriechenland und Sizilien geben
eben so wichtigen als gründlichen Bemerkungen über die
este Kunstgeschichte Gelegenheit. Schon in den rohesten
ersuchen sieht man das Streben der Künstler nach einem
hen Ziele, und in der Mäßigung und Vorsicht, mit der
sich immer weiter wagten, die Gewißheit, es zu erreichen.
en einfachen Vorstellungen aus der Natur und von Thie-
wägten sie sich erst später an die menschliche Gestalt, sie
kümmerten sich anfänglich nur um die äußeren Umrisse,
ehe sie ihren Köpfen und Figuren Leben und Bewegung
geben wagten, hatte ihre Zeichnung schon einen gewis-
Grad von Richtigkeit. Da sie aber nicht nur Wahrheit,
dern auch hauptsächlich Schönheit suchten, so erlaubten
sich keine heftige Bewegung, und begnügten sich lange,
selbe in einem einzelnen Gliede auszudrücken, ohne auf
Wirkung derselben auf den übrigen Körper Rücksicht zu
men. Die Natur, der die Griechen immer treu blieben,
rte sie auch hierin weiter, und so bildete sie nach und
der reine, edle, von aller Manier entfernte Stil, die
falt und Bestimmtheit in dem Ausdrucke, mit einem
rte, die getreue und gefühlvolle Darstellung der schönen
ur, die man ewig in ihren Werken bewundern, und
erlich auf dem Wege, den wir nun wandeln, je wieder
chen wird.

Ganz anders verhielt es sich mit den barbarischen Völ-
des Alterthums. Sie kannten keine Kunst, und wenn
etwa das Bedürfnis des Handels oder ein anderer Um-

weiß man nichts von griechiſchen Künſtlern, die die ganz erſtorbene Malerei wieder aus ihrem Grabe gezogen hätten, und in dieſen Ländern, namentlich in Deutſchland, giebt es Kunſtwerke, die zuverſichtlich älter ſind als Cimabue. Auch iſt es keineswegs erwieſen, daß die Künſtler, die ein Jahrhundert und mehr vor Martin Schons Zeit lebten, in Italien Unterricht geholet hatten. Die Kunſt war eigentlich nie ganz erloſchen: ſie lebte noch, obgleich in kümmerlicher Geſtalt, in allen Ländern, welche ehemals die Eroberungsſucht der Römer der Barbarei entzogen hatte. Vaſari druckt ſich nur zu ſtark aus, wenn er behauptet, daß es vor Cimabue gar keine Künſtler mehr gegeben hätte, (spento affatto tutto il numero degli artefici) und verdiente deswegen zum Theil die Vorwürfe, die ihm Malvaſia macht, der in

---

ſtand zwang, Münzen zu ſchlagen, ſo ahmten ſie das ſchöne Gepräge ihrer gebildetern Nachbarn nach, und auf dieſe Art ſchuten die daciſchen Völker den ſchönen Bacchuskopf auf den thaſiſchen Münzen, und die Köpfe des Jupiter und des Apollo, nebſt dem Reiter oder dem Pferde, auf den Münzen der macedoniſchen Könige in die abenteuerlichſten Ungeheuer um. Dieſe Münzen ſind beſonders geſchickt, um den Unterſchied zu zeigen, zwiſchen den ſchüchternen, ſteifen Verſuchen der Kindheit der Kunſt, und dem elenden Machwerke barbariſcher Völker, die ſich an alles gewöhnen, und, mit ihrer Arbeit zufrieden, weder den Willen noch die Fähigkeit haben, weitere Fortſchritte zu machen.

der Felsina pittrice, p. 7. 8. mehrere Kunſtwerke aus Bologna allein anführt, die mehr als hundert Jahre älter ſind, als Cimabue. Auf den Umſturz des römiſchen Reichs erfolgte auch natürlicher Weiſe der gänzliche Verfall der Künſte und Wiſſenſchaften, und nach den groſſen Einfällen der Barbaren fand ſich in Italien nicht mehr Aufklärung, als in Gallien und Germanien. Man bemerkt ſogar ſchon weit früher, zu den Zeiten des Gallienus, daß einige Zweige der Künſte weit mehr in Gallien und in einem Theile des heutigen Deutſchlandes, als zu Rom ſelbſt, blüheten. Es finden ſich Münzen von Poſtumus, deren Gepräge die Zeichnung auf den Münzen des Gallienus, ſo wie einiger ſeiner Vorgänger und Nachfolger weit übertrift. Mehrere derſelben verbinden mit einer richtigen Zeichnung eine Art von Elegans, und ein ſichtbares Beſtreben, die beſſeren Werke der Griechen in Geſchmack und Formen nachzuahmen. Überhaupt ſcheinen ſich die Gallier ſchon damals, theils nach der griechiſchen, theils nach der römiſchen Kunſt, einen eigenen Stil gebildet zu haben. Die barbariſchen Münzen des Tetrikus, auf deren mehreren zerſtreute Buchſtaben ohne allen Sinn ſtehen, kommen aus irgend einem verborgenen

Winkel Spaniens oder Englands, und können um ſo viel weniger einen Gegenbeweis liefern, da man auch ſehr ſchön gearbeitete Münzen dieſes Kaiſers hat. Der lange Aufenthalt verſchiedener Kaiſer in Gallien, und hauptſächlich die wohlthätige Regierung des Konſtantius Chlorus, mußten die Kultur in dieſem Lande noch mehr verbreiten. Berühmte Akademien wurden theils neu errichtet, theils wieder hergeſtellt, indeß Italien, ohne die nähere Aufſicht ſeiner Regenten, nicht ſelten den Greueln innerer Unruhen überlaſſen war. Die Folgen hievon bemerkt man deutlich in Münzen und andern Kunſtwerken, in denen die Gallier nun oft ihre herabgeſunkenen Lehrer übertrafen. Unter Konſtantin dem Großen und ſeinen Söhnen zeichnete ſich beſonders die Münzſtäte in Trier aus, und bei allen Fehlern ihrer Arbeiten ſcheint ſie nicht ſelten den Vorzug vor allen übrigen galliſchen und römiſchen Münzen der damaligen Zeit zu verdienen.

Die Nothwendigkeit, die Grenzen des Reichs gegen die Einfälle und Plünderungen der Barbaren in Sicherheit zu ſtellen, nöthigte in der Folge die Kaiſer, ſtarke Armeen auf der Grenze zu halten, wo dieſelben theils in befeſtigten Lagern, theils in Kaſtellen auf Bergen vertheilt

waren. Durch den Anblick der bewunderungswürdigen Werke der Legionen, die, wie bekant, mit Künstlern und Handwerkern aller Art versehen waren, mußte der noch ungebildete Kunstfleiß unserer Vorfahren rege werden, und der nähere Umgang mit den römischen Soldaten, das Beispiel einiger ihrer Landsleute, und ihr eigenes Bedürfnis reizten sie zu Versuchen, die bei der politischen Veränderung in dem römischen Reiche, und bei andern günstigen Umständen bald glückliche Folgen hatten. Besonders trug die Einführung der christlichen Religion zu dem Gedeihen der nun auf deutschen Boden verpflanzten Kunst nicht wenig bei. Ihr glänzender Gottesdienst erfoderte Kunstwerke aller Art als etwas Wesentliches, und Gefäße, Bildhauerarbeit und Gemälde waren beinahe eben so nothwendig, als der Tempel selbst. Auch wurden bald die christlichen Kirchen, die ehedem die Tempel der Griechen und Römer, zu Sammelplätzen von allen Reichthümern der Kunst. Die großen Eroberungen der Franken verbreiteten noch mehr die nützlichen und angenehmen Kenntnisse, die sie bei den Überwundenen gesammelt hatten; und als zuletzt Deutschland ein eigenes, für sich bestehendes Reich wurde, erhielt die ehemals römische und gallische

Kunſt gar bald ihren eigenthümlichen Karakter, den ſie auch, ohne einen beſtimmten Einfluß der neueren Italiener, bis auf das funfzehnte Jahrhundert in ſeiner ganzen Reinheit behauptet hat. Ich weiß nicht ob dieſe Meinung neu iſt, aber ich finde ſie durch die Geſchichte ſowohl, als durch die Denkmale beſtätiget, und es iſt ſchon lange einer meiner liebſten Wünſche, ihn bei einer glücklichen Muße nach meinen beſten Kräften auszuführen. Ohnerachtet der Gleichgültigkeit, mit der der Deutſche die ehrwürdigen Überbleibſel des Kunſtfleißes ſeiner Vorfahren vernachläſſiget oder zerſtöret, findet man doch noch hin und wieder eine nicht geringe Anzahl von Kunſtwerken aus den älteren und mittleren Zeiten, deren Vergleichung mit den Arbeiten anderer Völker wenigſtens reichhaltigen Stoff zu nützlichen Unterſuchungen und intereſſanten Bemerkungen darbieten würde. Auf dieſem Wege allein ließe ſich auch der eigenthümliche Karakter der deutſchen Kunſt auf eine Art beſtimmen, die dem künftigen Geſchichtſchreiber derſelben die Hälfte der Schwierigkeiten aus dem Wege räumen könnte. So mühſam aber auch dieſe Arbeit, ſowohl durch die geringe Aufmerkſamkeit der Deutſchen auf ihre alten Denkmale, als auch durch die Zerſtreuung derſelben

in dem ganzen Lande wäre, so könnte man doch um so viel eher einen glücklichen Erfolg hoffen, da noch beinahe aus allen Jahrhunderten Kunstwerke übrig sind, und die wenigen Lücken sehr leicht durch die Geschichte könnten ergänzt werden. Es giebt kaum eine alte Kirche, oder sonst ein altes Gebäude, in denen nicht Bildhauerarbeiten aller Art, gemalte Glasfenster, oder auch andere Gemälde anzutreffen wären; die Ruinen selbst könnten belehrend sein, und wo auch alle diese Gegenstände fehlten, würden Siegel, Münzen, Waffen und anderes Geräthe ihre Stelle vertreten. Einige der noch vorhandenen Denkmale grenzen beinahe bis an die ersten Zeiten der Trennung Galliens und Deutschlands von dem römischen Reiche. In dem Kloster der heiligen Odilia, dem ehemaligen Schlosse Hohenburg, sieht man noch Kunstwerke aus dem siebenten und achten Jahrhunderte, die um so viel merkwürdiger sind, da sie sich mitten unter den Ruinen der ehemaligen römischen Größe, die in ihren Unternehmungen keine Schwierigkeiten kannte, befinden. Wenn auch gleich von den großen Werken des um die Aufklärung Deutschlands so sehr verdienten Karls des Großen nichts mehr übrig ist; wenn seine herrlichen Paläste zu Aachen und zu Ingelheim mit

dem koſtbaren Schnitzwerke und den prächtigen Gemälden ſeiner Säle ein Raub der Zeit, und der Nachläſſigkeit geworden ſind: ſo unterrichten uns doch die Erzählungen der Geſchichtſchreiber und andere Überreſte hinlänglich von dem damaligen blühenden Zuſtande der Kunſt. Auch die Siegel und Münzen der Karolinger verdienen alle Aufmerkſamkeit, und ich erinnere mich namentlich in den Archiven der Abtei Gebweiler, in dem oberen Elſaſſe, mehrere noch unbekante Diplome Ludwigs des Deutſchen geſehn zu haben, deren Siegel an Geſchmack und Zeichnung die Arbeiten der damaligen Künſtler zu Rom und Konſtantinopel weit übertreffen, und aus den Zeiten Theodoſius des Großen zu ſein ſcheinen *). Wollte man demohnerachtet behaupten, Karl der Große und ſeine Nachfolger hätten ſich, beſonders bei wichtigeren Unternehmungen, bloß italieniſcher Künſtler bedienet, ſo ſehe ich doch nicht ein, warum es nicht eben ſowohl Galliſchfränkiſche hätten ſein können, die gewiß damals in der Kunſt eben ſo geübt wa-

*) Dieſe für die deutſche Geſchichte, Kunſt und Alterthümer gleich merkwürdigen Archive ſind ſeit der franzöſiſchen Revoluzion, nebſt allen übrigen der Stifter und Klöſter des oberen Elſaſſes, nach Kolmar gebracht worden, wo ſie mit aller möglichen Sorgfalt aufbewahret werden.

ren, als die Italiener? Und wenn auch Fremde das Ganze leiteten, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß die Ausführung im Einzelnen deutschen Künstlern überlassen wurde. Zudem hatte Kaiser Heinrich der Erste, einer der ersten Nachfolger der Karolinger, nicht den mindesten Verkehr mit Italien, und doch ließ er, nach dem Zeugnisse Luitprands, seinen Sieg über die Ungarn in einem Saale des Schlosses zu Merseburg abmalen. Diese Gemälde erregten die Bewunderung ihres Zeitalters, und sollten sie auch alle die Lobsprüche, die ihnen der Geschichtschreiber ertheilt, nicht verdient haben, so können sie doch beweisen, daß es damals Deutschland nicht an Künstlern fehlte, die sich an große Werke wagen durften. In gewissen Kunstwerken übertrafen sogar die Deutschen schon vor dieser Zeit die Italiener und alle übrigen Nazionen, und im neunten Jahrhunderte bat Abt Lupus von Ferrara einen deutschen Geistlichen, zwei Knechte von ihm, durch die seinigen, die dem allgemeinen Rufe nach die geschicktesten waren, in Gold- und Silberarbeiten unterrichten zu lassen. Nichts giebt aber meiner Meinung, daß die Kunst schon frühe in Deutschland einheimisch war und keiner fremden Leitung bedurfte, mehr Festigkeit und Gewißheit,

als die Schrift des Mönches Tutilo von St. Gallen *), der im zehnten Jahrhunderte gelebt, und auf den uns Lessing, in dieser Rücksicht, zuerst aufmerksam gemacht hat. Dieser Tutilo oder Theophilus Presbyter handelt von einigen praktischen Theilen der Malerei und verschiedener anderer Künste, mit einer Kenntnis und mit einer Zuversicht, daß man sich in weit spätere Zeiten versetzt glaubt. Sollte aber, wie einige behaupten, der Verfasser dieser Schrift nicht im zehnten, sondern erst im elften Jahrhunderte gelebt haben; sollte sein Name nicht Tutilo, sondern Rogerius; sollte er nicht einmal ein Deutscher sein: so erhellet doch aus seinem Werke, daß die Deutschen schon vor mehreren Jahrhunderten durch ihre schönen Arbeiten in Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Holz und Stein berühmt, folglich in den zeichnenden Künsten erfahren waren. Eben so unwiderleglich erhellet daraus, daß die Ölmalerei einige Jahrhunderte früher bekant war, als man bisher glaubte. Theophilus spricht nicht bloß, wie gegen Lessing behauptet wurde, von dem Abreiben der rothen Farbe mit Öl, um Thüren damit anzustreichen, sondern er sagt ausdrücklich,

*) De omni scientia artis pingendi.

daß man alle Arten von Farben mit dem nehmlichen Öle abreiben und auf Holz brauchen könne *), und fügt hinzu, daß diese Art von Malerei, wegen des Trocknens, zu Gemälden langwierig und verdrießlich sei **), und daß man deswegen, um schneller arbeiten zu können, mit Gummi-Farben malen müsse. Es ist kaum möglich, sich deutlicher und bestimmter zu erklären; und wie hätte Theophilus zwei verschiedene Arten von Malerei einander entgegensetzen, und der einen vor der andern den Vorzug geben können, wenn er nicht beide gekannt hätte, und die angeführten Unannehmlichkeiten der einen nicht eine Folge vorhergegangener Versuche gewesen wären? Auch die Glasmalerei war zu unsers Tutilo oder Theophilus Zeiten nichts neues mehr; und ob er gleich den Franzosen das vorzügliche Verdienst in derselben zuschreibt, so hat sie doch wenigstens, nach dem Briefe Gozpert's, Abtes im baierischen Kloster Tegernsee, an einen Grafen Arnold, ein eben so hohes Alter in Deutschland ***).

Ohnerachtet aller bisher angeführten Be-

*) Omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni possunt in opere ligneo.

**) Quod in imaginibus diuturnum et taediosum nimis est.

***) Meusels Miscellaneen artistischen Inhalts. Heft 16.

weiſe für das hohe Alterthum und den Flor der Kunſt in unſerm Vaterlande, müſſen doch allerdings die Heerzüge der Deutſchen nach Italien, die Kreuzzüge, und ihre übrigen Verbindungen mit den Griechen, einen nicht geringen Einfluß auf dieſelbe gehabt haben. Wenigſtens lernten ſie die Künſte des Luxus und des Wohllebens genauer kennen, und der Anblick großer Gebäude und prächtiger Ruinen mußte nothwendiger Weiſe bei einem ſtolzen und kriegeriſchen Volke den kühnen Gedanken rege machen, auch hierin die überwundenen Nazionen zu übertreffen. Mit dieſen Ideen kehrten die Großen Deutſchlands nach Hauſe zurück, und der Kunſtfleiß der Nazion wurde nicht nur durch die neuen Bedürfniſſe in dem häuslichen Leben, ſondern auch hauptſächlich durch ſchwere und große Unternehmungen in doppelte Thätigkeit geſetzt. So entſtanden die prächtigen Klöſter und Kirchen, in denen die deutſchen Künſtler die Größe und Kühnheit ihrer Originale in ihrem eigenen Stile nachzuahmen ſuchten. Auch verfehlten ſie ihren Zweck nicht; und bemerkt man gleich bei dem Anblicke des Münſters in Strasburg die Abweichung von der edlen Bauart der Griechen, ſo fühlt man doch zugleich alles, was ein herrliches und erhabenes Gebäude nur immer

einflößen kan. Der Baumeiſter dieſes vortrefflichen Denkmals deutſcher Kunſt verdient ebenſowohl einen Platz unter den größten Künſtlern aller Zeiten, als Meiſter Jakob, ſein Landsmann, der hundert Jahre vor ihm lebte, und durch ſeine Gebäude zu Florenz die Bewunderung von ganz Italien war. Auch die Bildhauerarbeiten dieſer Kirche verdienen alle Aufmerkſamkeit, und verſchiedene Statüen in derſelben ſind in einem beſſern Geſchmacke der Zeichnung, als das Gemälde des Thomas de Mutina, das im Jahre 1780 auf dem Schloſſe Karlſtein gefunden wurde, und nun als ein ſchätzbares Kunſtwerk des dreizehnten Jahrhunderts, und zugleich als ein Beweis des hohen Alterthums der Ölmalerei in der k. k. Bildergallerie zu Wien aufbewahret wird. Dieſes Gemälde, verglichen mit den Bildniſſen der alten Herzoge von Baiern zu Amberg, und den Arbeiten des Nikolaus Wurmſer von Strasburg, der Kaiſer Karls des Vierten Hofmaler war, ſetzen uns in den Stand, den Geſchmack und die Fortſchritte der Kunſt von einem ganzen Jahrhunderte zu beurtheilen. Die übrigen Lücken, bis zu Martin Schön, können nirgends beſſer ausgefüllt werden, als in dem oberen Elſaſſe, wo man, beſonders zu Kolmar, wie Herr

von Heinecke ſchon bemerkt hat, in mehreren Kirchen Gemälde antrift, die vor Martin Schöns Zeiten ſind verfertiget worden, und gewiß nicht ohne Verdienſt ſind. Bei beſſer Gelegenheit wird es Ihnen nicht unangenehm ſein, zu erfahren, daß alle dieſe Schäze, durch die Bemühung einiger wohlgeſinnten Männer, dem Moder und dem Staube der Kirchen ſind entriſſen worden, und ſich nun auf der Departementsbibliothek befinden, wo ſie gewiß in beſſern Zeiten dem Kunſtforſcher eben ſo viel Nuzen als Vergnügen gewähren werden. Sie werden nicht wenig dazu beitragen, meine Meinung von dem alten Flor der Kunſt in Deutſchland zu beſtätigen, und den Ausſpruch des P. Jovius zu rechtfertigen, der zuverſichtlich behauptet, daß vor dem funfzehnten Jahrhunderte die Italiener ihre Baumeiſter, Maler, Bildhauer und andere Künſtler aus Deutſchland erhalten hätten. Ich habe Ihnen hier, ſo gut ich es ohne meine Papiere und Bücher im Stande war, in einem flüchtigen Abriſſe die Möglichkeit gezeigt, eine Geſchichte der alten deutſchen Kunſt zuſammenzutragen. Vielleicht wage ich es einmal, eine beſſer ausgearbeitete Skizze davon zu liefern, um irgend einen Mann, der mehr Muße und mehr Ge-

lehrſamkeit, als ich, beſitzt, zu reizen, ſeinem Vaterlande das wichtige Geſchenk einer echten, von allem fremden Zuſatze geläuterten Geſchichte ſeiner Kunſt zu machen. Sollte ich auch dieſe große Abſicht nicht erreichen, ſo wäre doch die Belohnung weit über mein Verdienſt, wenn ich meine Landsleute auf die Denkmale ihrer alten Kunſt aufmerkſam machen; wenn ich hin und wieder einen Gelehrten oder Kunſtliebhaber bewegen könnte, dieſe ehrwürdigen nützlichen Denkmale, auch nur in ihrem Wohnorte, genauer zu unterſuchen und bekant zu machen; wenn ſich die Reichen und Großen überreden ließen, ihre antiquariſchen und artiſtiſchen Reiſen auch durch Deutſchland anzuſtellen, und für ihr Vaterland das zu thun, was die Engländer und übrigen Nazionen ſchon lange für das ihrige gethan haben.

Die intereſſanten Epochen des funfzehnten und ſechzehnten Jahrhunderts werden der Inhalt meines nächſten Briefes ſein. Wahrſcheinlich werde ich Ihnen nicht viel neues ſagen können, aber ich bedarf dieſer Einleitung, um in meiner Meinung über den gegenwärtigen Zuſtand deutſcher Kunſt nicht mißverſtanden zu werden. Ihr ꝛc.

(Die Fortſetzung folgt.)

Georg Forſter.

Fragment einer Karakteriſtik der deutſchen Klaſſiker. Von Friedrich Schlegel.

Über nichts wehklagt der Deutſche mehr als über Mangel an Deutſchheit. »Wir haben ſiebentauſend Schriftſteller, ſagt Georg Forſter (kl. Schr. III. 362.), und noch giebt es in Deutſchland keine öffentliche Meinung.« In der That, wenn die Sache nicht einmal in Regensburg in Anregung gebracht, und allen Unterthanen ein Nazionalkarakter von Reichswegen befohlen wird; oder wenn es nicht etwa einem Sophiſten der Reinholdiſchen Schule gefällt, die allgemeingültigen Prinzipien der Deutſchheit algemeingeltend zu machen: ſo hat es allen Anſchein, daß die Deutſchheit noch geraume Zeit nur ein gutherziges Poſtulat, oder ein trotziger und verzagter Imperativ bleiben werde.

Über nothwendige Übel ſoll man nicht jammern. Eben ſo wenig fruchtet kleidiſche Anfeindung der Nachbaren, kindiſch erkünſtelte Selbſtvergötterung und eigenſinnige Verbannung

nung des Fremden, welches so oft ein wesentlicher Bestandtheil zu der neuen Mischung ist, durch welche wir allein noch zu eigener Vortreflichkeit gelangen können. Selbst die an sich rühmliche und nützliche Erneuerung kann den Zweck nicht erreichen, welchen die Meisten doch wohl dabei gehabt haben mögen. Was mit unsrer jetzigen Bildung, denn in dieser allein besteht doch unser eigenthümlicher Werth, gar keinen Zusammenhang mehr hat, ist nicht bloß alt, sondern veraltet. Alle echte, eigne und gemeinschaftliche Bildung, welche noch irgend in Deutschland gefunden wird, ist, wenn ich so sagen darf, von heute und gestern, und ward fast allein durch Schriften entwickelt, genährt, und unter den Mittelstand, den gesundesten Theil der Nazion, verbreitet. Das allein ist Deutschheit; das ist die heilige Flamme, welche jeder Patriot, hell und stark zu erhalten und zu vermehren, an seinem Theil streben sollte! Jeder klassische Schriftsteller ist ein Wohlthäter seiner Nazion, und hat gerechte Ansprüche auf ein öffentliches Ehrendenkmal. Ein Denkmal: aber nicht eben in Erz oder Marmor; auch kein Panegyrikus. Das schönste Denkmal für einen schriftstellerischen Künstler ist: daß sein eigentlicher Werth öffent-

lich anerkannt wird; daß alle einer allgemeinen Ausbildung Fähige immer wieder mit Liebe und Andacht von ihm lernen; daß einige die Eigenthümlichkeit seiner Geisteswerke bis auf die feinsten Züge durchforschen und verstehen lernen.

Es will verlauten: Wir hätten keine klassischen Schriftsteller, wenigstens nicht in Prosa. Einige habens laut gesagt: aber tölpisch. Andere wollen dem gemeinen Mann das Untere der Karten nicht sehen lassen, und reden leise. Wenn wir nur recht viel klassische Leser hätten: einige klassische Schriftsteller, glaube ich, fänden sich noch wohl. Sie lesen; viel und vieles: aber wie und was? Wie viele giebt es denn wohl, welche, auch nachdem der Reiz der Neuheit ganz vorüber ist, zu einer Schrift, die es verdient, immer von neuem zurückkehren können; nicht um die Zeit zu tödten, noch um Kenntnisse von dieser oder jener Sache zu erwerben, sondern um sich den Eindruck durch die Wiederholung schärfer zu bestimmen, und um sich das Beste ganz anzueignen? So lange es daran fehlt, muß ein reifes Urtheil über geschriebene Kunstwerke unter die seltensten Seltenheiten gehören. Daß einsichtsvolle Bemer-

kungen über Bilder, Gemälde und Produkte der Muſik verhältnismäßig ſo ungleich häufiger ſind, entſpringt gewiß größtentheils daher, daß hier die Dauer des Stoſs und der lebendigere Reiz ſchon von ſelbſt zur öfteren Wiederholung einladet.

Es ſoll Philoſophen geben, welche glauben: wir wüßten noch gar nicht, was Poeſie eigentlich ſei. Dann könnten wir auch durchaus gar nicht wiſſen, was Proſa iſt: denn Proſa und Poeſie ſind ſo unzertrennliche Gegenſätze, wie Leib und Seele. Vielleicht auch nicht, was klaſſiſch. Und jenes unbeſonnene Todesurtheil über den Genius der deutſchen Proſa wäre alſo um vieles zu voreilig.

Zwar in einem gewiſſen Sinne, der wol der eigentliche und urſprüngliche ſein mag, haben alle Europäer keine klaſſiſchen Schriftſteller zu befürchten. Ich ſage, befürchten: denn ſchlechthin unübertreſliche Urbilder beweiſen unüberſteigliche Grenzen der Vervollkommnung. In dieſer Rückſicht könnte man wohl ſagen: der Himmel behüte uns vor ewigen Werken. Aber die Menſchheit reicht weiter, als das Genie. Die Europäer haben dieſe Höhe erreicht. Es kan fernerhin kein ſchriftſtelleriſcher Künſtler ſo nachahmungswürdig

werden, daß er nicht einmal veralten, und überschritten werden müßte. Der reine Werth jedes Einzelnen wirkt ewig mit fort: aber die Eigenthümlichkeit auch des Größten verliert sich in dem Strome des Ganzen. Wenn wir aber unter klassischen Schriften einer Nazion nur solche verstehen, die in irgend einer nachahmungswürdigen Eigenschaft noch nicht übertroffen sind, bis dahin also Urbilder bleiben sollen: so haben die Deutschen deren so gut, wie die übrigen gebildeten Völker Europa's. Auch solche, die eigentlich der Nazion angehören, und durch ihre Allgemeinheit in Gehalt und Geist ein eigenthümliches, bleibendes Gemeingut aller bildungsfähigen Mitbürger einer Sprache sind; wenn gleich weniger, wie andre Nazionen. Sollen nehmlich klassische Schriften es nicht bloß für diese oder jene Zunft; sollen sie allgemeine Urbilder sein: so muß die Bildung, welche sie mittheilen, nicht bloß eine echte, aber einseitige, und bei gewissen Grenzen schlechthin stillstehende, oder wohl gar umkehrende, sondern eine ganz allgemeine und fortschreitende sein; so muß ihre Richtung und Stimmung den Gesetzen und Forderungen der Menschheit entsprechen.

Auch in Prosa. Ja, eigentlich künstleri-

ſche Schriften ſind wohl in unſerm Zeitalter weit weniger geſchickt, ein gemeinſames Eigenthum aller gebildeten und bildungsfähigen Menſchen zu ſein. Zwar wirkt jene liebliche Naturpoeſie, welche vielmehr ein freies Gewächs, als ein abſichtliches Kunſtwerk iſt, auf alle, die nur allgemeinen Sinn haben, auch ohne beſonders ausgebildetes Kunſtgefühl; und auch der Roman geht darauf aus, die geiſtige, ſittliche und geſellſchaftliche Bildung wieder mit der künſtleriſchen zu vereinigen. Aber jene zarten Pflanzen wollen nicht auf jedem Boden wild wachſen, noch die Verpflanzung ertragen, oder in Treibhäuſern gedeihen. Der höfliche Sprachgebrauch nennt auch vieles Poeſie, was weder ſchönes Naturgewächs, noch ſchönes Kunſtwerk, ſondern bloße Äußerung und Befriedigung eines rohen Bedürfniſſes iſt. Sie iſt allgemein, aber nicht im guten Sinne; nehmlich, ſie arbeitet für die große Mehrheit der Bildungsloſen. Und der Roman iſt in der Regel, wie ein lockrer Geſell, der unglaublich geſchwind lebt, alt wird und ſtirbt. Überhaupt kan jede menſchliche Kraft nur durch entſchiedne Abſonderung von allen übrigen zu echter Bildung gedeihen: jede ſolche Trennung des ganzen Menſchen aber iſt nicht für alle; ſie erfordert mehr und leiſtet

weniger, als zu einer allgemeinen Bildung nothwendig iſt.

Unter allen eigentlichen Proſaiſten, welche auf eine Stelle in dem Verzeichnis der deutſchen Klaſſiker Anſpruch machen dürfen, athmet keiner ſo ſehr den Geiſt freier Fortſchreitung, wie Georg Forſter. Man legt faſt keine ſeiner Schriften aus der Hand, ohne ſich nicht bloß zum Selbſtdenken belebt und bereichert, ſondern auch erweitert zu fühlen. In andern, auch den beſten deutſchen Schriften, fühlt man Stubenluft. Hier ſcheint man in friſcher Luft, unter heiterm Himmel, mit einem geſunden Mann, bald in einem reizenden Thal zu luſtwandeln, bald von einer freien Anhöhe weit umher zu ſchauen. Jeder Pulsſchlag ſeines immer thätigen Weſens ſtrebt vorwärts. Unter allen noch ſo verſchiednen Anſichten ſeines reichen und vielſeitigen Verſtandes, bleibt Vervollkommnung der feſte, durch ſeine ganze ſchriftſtelleriſche Laufbahn herſchende Grundgedanke; ohngeachtet er darum nicht jeden Wunſch der Menſchheit für ſogleich ausführbar hielt (S. Anſ. I. 351. folg.).

Feſſeln, Mauern und Dämme waren nicht für dieſen freien Geiſt. Aber nicht der Name der Aufklärung und Freiheit, nicht dieſe oder

ſeine Form war es, woran er hing. Er erkennt und ehrt in ſeinen Schriften jeden Funken vom echten Geiſt geſetzlicher Freiheit, wo er ihn auch trift: in unumſchränkten Monarchien, wie in gemäßigten Verfaſſungen und Republiken; in Wiſſenſchaften und Werken, wie in ſittlichen Handlungen; in der bürgerlichen Welt, wie in der Erziehung und deren Anſtalten (Anſ. III. 221. folg.). Er redet für die Öffentlichkeit der bürgerlichen Rechtspflege (Anſ. III. 32.) ſo warm, wie gegen den gelehrten Zunftzwang und das Berufen auf das Wort des Meiſters (Kl. Schr. IV. 369. 381. folg.). Auch das Vorurtheil ſollte nicht mit Gewalt bekämpft werden. Mit edlem, männlichem Eifer widerſetzte er ſich in der köſtlichen Schrift über Proſelytenmacherei der verfolgungsſüchtigen Beſchränktheit handwerksmäßiger Aufklärer, welche ſelbſt in der Dämmerung tappen. Ihm ſtand es an, zu ſagen (Kl. Schr III. 226. folg.): »Frei ſein, heißt Menſch ſein.«

Bei jener rührenden Schilderung in den Anſichten (II. 233.), wie er, nach einer Trennung von zwölf Jahren, das Meer, gleich einem alten Freunde, zum erſtenmale wieder begrüßt habe, ſagt er die merkwürdigen Worte:

»Ich ſank gleichſam unwillkürlich in mich ſelbſt zurück, und vor meiner Seele ſtand das Bild jener drei Jahre, die ich auf dem Ozean zubrachte, und die mein ganzes Schickſal beſtimmten.« — Für ſeinen Geiſt war die Weltumſeglung vielleicht die wichtigſte Hauptbegebenheit ſeines Lebens: dagegen die Trennung von Deutſchland auf ſeine letzten Schriften keinen bedeutenden Einfluß gehabt; wohl aber, wider Recht und Billigkeit, auf die Beurtheilung ſelbſt der früheren. — War ſeine Reiſe mit Cook wirklich der Urkeim, aus welchem ſich jenes freie Streben, jener weite Blick vielleicht erſt ſpäter völlig entwikkelte: ſo möchte man wünſchen, daß junge Wahrheitsfreunde, ſtatt der Schule, häufiger eine Reiſe um die Welt wählen könnten; nicht etwa nur, um die Verzeichniſſe der Pflanzen zu bereichern, ſondern um ſich ſelbſt zur echten Lebensweisheit zu bilden.

Eine ſolche Erfahrung bei ſolchen urſprünglichen Anlagen einer offnen Empfänglichkeit, einem nicht gemeinen Maaß analytiſcher Vernunft, und ſtetem Streben nach dem Unendlichen, mußte in der Seele des Jünglings den Grund zu jener Miſchung und ſteten Verwebung von Anſchauungen, Begriffen und Ideen

legen, welche die Geiſteswerke des Mannes ſo merkwürdig auszeichnete. Immer achtete er den Werth einer univerſellen Empfänglichkeit (Kl. Schr. V. 27.), und lebendiger Eindrücke aus der Anſchauung des Gegenſtandes (Vorr. der Kl. Schr.) ganz ſo hoch, wie er es verdient. Wenn in ſeiner Darſtellung gleich die Ordnung oft umgekehrt iſt: ſo war für ſeinen Geiſt doch immer eine äußre Warnehmung das Erſte, gleichſam der elaſtiſche Punkt. Er geht vom Einzelnen aus, weiß es aber bald ins Allgemeine hinüberzuſpielen, und bezieht es überall aufs Unendliche. Nie beſchäftigt er die Einbildungskraft, das Gefühl oder die Vernunft allein: er intereſſirt den ganzen Menſchen. Alle Seelenkräfte aber in ſich und andern gleich ſehr und vereinigt auszubilden; das iſt die Grundlage der echten Popularität, welche nicht bloß in konſequenter Mittelmäßigkeit beſteht.

Dieſes Weitumfaſſende ſeines Geiſtes, dieſes Nehmen aller Gegenſtände im Großen und Ganzen giebt ſeinen Schriften etwas wahrhaft Großartiges und beinah Erhabnes. Nur freilich nicht für diejenigen, welche das Erhabne allein in heroiſchen Phraſen erblicken können. Stelzen liebte Forſter nicht,

brauchte ſie auch nicht. Er ſchreibt, wie man in der edelſten, geiſtreichſten und feinſten Geſellſchaft am beſten ſpricht.

Seine Werke verdienen ihre Popularität durch die echte Sittlichkeit, welche ſie athmen. — Viele deutſche Schriften handeln von der Sittlichkeit: wenige ſind ſittlich. Wenige vielleicht in höherm Maaß, wie Forſters; in ihrer Gattung wenigſtens, keine. Zwar ſtrengere Begriffe zu haben, iſt wohlfeil, wenn es bloß Begriffe ſind. Was er wußte, meinte und glaubte, war in Saft und Blut verwandelt. Wie in allen Stücken, ſo auch in dieſem wird man Buchſtaben und Namen ohne den Geiſt, in Forſters Schriften vergeblich ſuchen. Überall zeigt ſich in ihnen eine edle und zarte Natur, reges Mitgefühl, ſanfte und billige Schonung, warme Begeiſterung für das Wohl der Menſchheit, eine reine Geſinnung, lebhafter Abſcheu alles Unrechts. Wenn ſein Unwille ſich zuweilen bei geringen Anläſſen unverhältnismäßig lebhaft äußert: ſo kan doch das ſeltne Übermaaß ſittlicher Reizbarkeit an einem Erdenſohne immer noch für einen ſchönen Fehler gelten. Dabei findet man ſeine Denkart feſter, ſtrenger und männlicher, beinah weibliche Milde ſeines Weſens, die gleich beim erſten Blick ſo

ſehr auffällt, vermuten lies. Ein lebendiger Begrif von der Würde des Menſchen iſt in ſeinen Schriften gleichſam überall gegenwärtig. Dieſer, und nicht jenes lügenhafte Bild des Glücks, das ſo lange am Ziele der menſchlichen Laufbahn ſtand, »iſt ihm die oberſte Richtſchnur aller ſittlichen Urtheile und der echte Wegweiſer des Lebens« (Kl. Schr. VI. 316.); wie ſich doch von dem Ton des Zeitalters und der ausländiſchen Philoſophie, in dem, und durch die er ſeine wiſſenſchaftliche Bildung zuerſt empfing, erwarten lieſt. Nach dieſem echt ſittlichen Grundbegrif betrachtete er auch die Gegenſtände der bürgerlichen Welt. Zwar könnte er nach einzelnen Stellen beſonders etwas früherer Schriften (z. B. Kl. Schr. I. 191. folg.) zu behaupten ſcheinen, allgemeine Beglückung ſei der Zweck des Staats. Nimt man ſeine Gedanken aber, wie man überal bei ihm thun muß, im Großen und Ganzen: ſo ergiebt ſich, daß nichts ſeinem Kopfe und Herzen mehr widerſtehen konte, als die Lehre, der einſichtsvollere Herſcher dürfe die Unterthanen zwingen, nach ſeiner Willkür glücklich zu werden. Dieſes erhellt beſonders aus dem Aufſatz über die Beziehung der Staatskunſt auf das Glück der Menſchheit.

Er iſt feſt überzeugt, daß auch die edelſte Abſicht unrechtmäßige Gewalt nicht beſchönigen könne (Kl. Schr. VI. 214.). Den freien Willen der einzelnen Bürger erklärt er, als nothwendige Bedingung ihrer ſittlichen Vervollkommnung, für das Heiligſte (kl. Schr. III. 6.).

Freilich treibt er die Sittlichkeit nicht ſo handwerksmäßig, wie manche Erziehungskünſtler und Meiſter der reinen Vernunft, welche ſich nun einmal mit der ganzen Schwere ihres Weſens darauf gelegt haben. Der geſellſchaftliche Schriftſteller, welcher die geſamte Menſchheit umfaſſen ſoll, darf eine einzige weſentliche Anlage derſelben nicht ſo einſeitig auf Unkoſten der übrigen ausbilden, wie es dem eigentlichen Sittenlehrer und Sittenkünſtler von Rechtswegen erlaubt iſt. Forſter erkennt einen Werth, auch jenſeits der Geſetze des Katechismus, und hält echte Größe, troz aller Ausſchweifungen, für Größe. Der erſte Keim dieſer natürlichen, aber ſeltnen Urtheilsart, lag ſchon in ſeiner allgemeinen Vielſeitigkeit, ſcheint ſich jedoch erſt ſpäter ganz entfaltet zu haben.

Seine Anbetung unerreichbarer und in ihrer Art einziger Vortreflichkeit, kan ſchwärmeriſch ſcheinen. Ja, man könnte ihm wirkliche Grundſäze der geiſtigen Geſezloſigkeit aufzei-

gen; wenn jeder Zweifel, jeder Einfall, jede Wendung (wie Kl. Schr. VI. 96) ein Grundſatz wäre. Nur darf man nicht jeden übertriebenen Ausdruck gleich für ein Kennzeichen weichlicher Hingebung erklären; wiewohl er ſich dem Genuß der ſchönen Natur leidend (Anſ. III. 190.) hingab, und hier die Zergliederung des Eindrucks für des Genuſſes Grenze hielt. Vieleicht nicht mit Unrecht. Seine beſtimmte und bedingte Würdigung großer Menſchen und Menſchenwerke aber, die man nicht wie Natur genießen ſoll, iſt ein Beweis von ſelbſtthätiger Rückwirkung. Es darf nicht für Schwärmerei gelten, demjenigen einen unbedingten Werth beizulegen, was nur dieſen oder gar keinen haben kan; oder an menſchliche Gröſſe überhaupt zu glauben, und zum Beiſpiel die Sittlichkeit der übergeſetzlichen Handlungen des Brutus (Kl. Schr. IV. 367.) und Timoleon (Kl. Schr. VI. 298.) anzuerkennen.

Auch muß man nie über einzelne Worte mit ihm mäkeln. Leſer, welche nicht dann und wann durch einen Hauch beleidigt werden, und über ein Wort mäkeln können, ſind gewiß auch für die Schönheiten von der feineren Art ſtumpf. Nur ſoll man nicht alle Gegenſtände durchs Mikroſkop betrachten. Man ſollte ſich ordent-

lich kunſtmäßig üben, eben ſowohl äußerſt langſam mit ſteter Zergliederung des Einzelnen, als auch ſchneller und in einem Zuge zur Überſicht des Ganzen leſen zu können. Wer nicht beides kan, und jedes anwendet, wo es hingehört, der weiß eigentlich noch gar nicht zu leſen. Man darf mit Grund vorausſetzen, daß Forſter oft auch mit polemiſcher Nebenabſicht gegen die herſchende Mikrologie und Unempfänglichkeit für genialiſche Größe den Ton hoch angab. Denn bei ſeiner Vielſeitigkeit konnte ihm die »Rückſeite des ſchönen Gepräges« (Anſ. I. 68.) ſelten ganz entgehen. Er kannte zum Beiſpiel die Grenzen von Gibbons Werth recht wohl (Kl. Schr. II. 289.) ohngeachtet er ſeine Verkleinerer ſo unwillig ſtraft. Denn nichts konnte ihn mehr aufbringen, als eine ſolche Verkennung des echten Verdienſtes, welche neben der Beſchränktheit und Verkehrtheit auch üblen Willen verräth. Wenn er dieſe Saite berührt, ſo bekommt ſeine ſonſt ſo friedliche und milde Denkart und Schreibart ordentlich ſchneidende Schärfe und polemiſchen Nerf. Edler, rühmlicher Eifer für alles Große, Gute und Schöne! Und ohne alle einſeitige Vorliebe für eine Lieblingsgattung. Bereitwillig huldigte er dem echten Genie jeder Art. Frank-

lin und Mirabeau, der Schauſpieler Iffland und der ſokratiſche Hemſterhuys, Raphael, Cook und Friedrich der Große, fanden in einem und demſelben Manne einen doch nicht oberflächlichen Bewundrer.

Wenn die ſittliche Bildung alle Wollungen, Begehrungen und Handlungen umfaßt, deren Quelle und Ziel die Foderung iſt, alles Zufällige in uns und außer uns durch den ewigen Theil unſres Weſens zu beſtimmen, und demſelben zu verähnlichen: ſo gehört dazu auch vornehmlich diejenige freie Handlung, durch welche der Menſch die Welt zur Gottheit adelt. Auch bei Forſter ging der gegebne Glaube voráus, und veredelte ſich erſt ſpäter in einen freien, dem er aber nie untreu ward. Er verabſcheute auch hier die Geiſtesknechtſchaft, und haßte die geiſtliche Verfolgungsſucht, ſamt ihrem gehäſſigen Unterſchiede zwiſchen Orthodoxie und Heterodoxie (Anſ. I. 95. — 98.). Der gänzliche Mangel an Schönheitsgefühl (Anſ. I. 134.), und die markloſe Schwäche des Karakters, (Anſ. I. 209.), welche ſich in der Frömmigkeit nur allzuvieler Gläubigen zeigt, konnte ihm keine Achtung einflößen. Er hielt das Schwelgen in himmliſchen Gefühlen, ſehr richtig für entmannende Seelenunzucht (Anſ. I.

29 — 32.), aber er glaubte ſtandhaft an die Vorſehung. Es iſt nicht bloß die unendliche Lebenskraft der allerzeugenden und allnährenden Natur, über die er ſich oft mit der Begeiſterung ihrer geweihteſten Prieſter, eines Lukrez oder Büffon, in Bewunderung ergießt. Auch die Spuren von dem Endzweck einer allgütigen Weisheit verfolgt er in der umgebenden Welt und in der Geſchichte der Menſchheit mit wahrer Liebe und mit jener nicht bloß geſagten, ſondern tief gefühlten Andacht, welche einige Schriften von Kant und Lichtenberg ſo anziehend macht.

Aber nicht bloß dieſe und jene Anſicht, ſondern die herſchende Stimmung aller ſeiner Werke, iſt echt ſittlich. Sie iſt es von der jungfräulichen Scheu vor dem erſten Fehltritt und der erbaulichen Nutzanwendung in Dodds Leben, welches man nicht ohne das Lächeln der Zuneigung über ſeine jugendliche Argloſigkeit leſen kan, bis zu ſeinen merkwürdigſten Empfindungen und Gedanken über die furchtbarſte aller Naturerſcheinungen der ſittlichen Welt, welche, außer dem Anſchein der größten weltbürgerlichen Wichtigkeit, ſchon durch ihre Einzigkeit und an Ausſchweifungen jeder Art ergiebige Größe, die vollſte Theilnahme

nahme ſeines Beobachtungsgeiſtes an ſich ziehn mußte, in den Pariſiſchen Umriſſen, und in den letzten Briefen.

Was ſoll man an dieſen Briefen mehr bewundern und lieben? Den Scharfſinn? den großen Blick? Die rührende Herzlichkeit des Ausdrucks? Die unerſchütterliche Rechtlichkeit und Redlichkeit der Denkart? Oder die ſanfte, milde Äußerung des tiefſten, oft Verzweiflung ſcheinenden Unmuths? — Am achtungswürdigſten iſt es vielleicht, daß bei einem Anblick, wo hohle Vernünftler, wie der Pöbel, ſobald es über eigne Gefahr und Klugheit hinausgeht, nur über das Unglück zu deklamiren pflegen; wo Menſchen, die nur gutartig, nicht ſittlich ſind, ſich höchſtens bis zum Mitgefühl mit der leidenden Thierheit erheben; er nur um die Menſchheit trauert, und allein über die ſittlichen Greuel zürnt, deren Anblick ſein Inres zerriß. Das iſt echte Männlichkeit.

Wenn die rückſtändigen Briefe dieſen entſprechen: ſo wird die deutſche Literatur durch die vollſtändigere Samlung der Forſterſchen Briefe, zu der bei Bekantmachung der letzten Hofnung gegeben ward, mit einem in jeder Rückſicht lehrreichen, köſtlichen, und in ſeiner Art einzigen Werke bereichert werden.

Man hat es unbegreiflich gefunden, daß die Pariſiſchen Umriſſe pariſiſch ſind, daß ſie Farbe des Orts und der Zeit verrathen; und unverzeiblich, daß der denkende Beobachter das Unvermeidliche nothwendig fand. Es iſt nicht bloß von den armen Sündern *) die Rede, welche Forſters Schriften nach ſeinen bürgerlichen Verhältniſſen beurtheilt haben. Menſchen, deren erſtes und letztes Prinzipium alles Meinens und Handelns, deren Gott die Wetterfahne iſt, verdienen kaum Erwähnung, geſchweige denn zergliedernde Widerlegung. Selbſt von gebildeten, denkenden Männern erwartet man oft vergebens, daß ihnen der himmelweite Unterſchied zwiſchen der Sittlichkeit eines Menſchen und der Geſetzmäßigkeit ſeiner Handlungen geläufig wäre. Sogar ein, wie es ſcheint, rechtlicher, aber wenigſtens hier oberflächlicher Beurtheiler hat die Umriſſe unſittlich, die letzten Briefe leichtſinnig gefunden **). Und es ließ ſich doch mit einem einzigen Blick auf den ganzen ſchriftſtelleriſchen Forſter erkennen, daß

*) Wie der Rezenſent der Anſichten in der Jenaiſchen A. L. Z. 91. nro. 202. 203; und der Erinnerungen ebendaſelbſt, 94. nro. 62.

**) In der Anzeige der Friedenspräliminarien in der Jen. A. L. Z. 94. nro. 371. 372.

man hier kein Wort genauer nehmen dürfe, als wir es im raſchen Gedränge des Lebens und im lebhaften Geſpräch zu nehmen pflegen. »Iſt es nicht Thorheit, ſagt er einmal in den Anſichten (III. 218.), die Schriftſteller richten zu wollen, wegen einzelner Empfindungen eines Augenblicks, wo man vielmehr ihre Offenherzigkeit, das Herz des Menſchen aufzudecken, bewundern ſollte? Die ſchnellen tauſendfachen Übergänge in einer empfänglichen Seele zählen zu wollen, die ſich unaufhörlich jagen, wenn Gegenſtände von außen, oder durch ihre lebhafte Fantaſie hervorgerufen, auf ſie wirken, wäre wirklich verlorne Mühe.«

Für ein Lehrgebäude mag die gänzliche Freiheit auch von den geringſten Widerſprüchen die weſentlichſte Haupttugend ſein. An dem einzelnen ganzen Menſchen aber im handelnden und geſellſchaftlichen Leben entſpringt dieſe Gleichförmigkeit und Unveränderlichkeit der Anſichten in den meiſten Fällen nur aus blinder Einſeitigkeit und Starrſinn, oder wohl gar aus gänzlichem Mangel an eigner freier Meinung und Wahrnehmung. Ein Widerſpruch vernichtet das Syſtem; unzählige machen den Philoſophen dieſes erhabenen Namens nicht unwürdig, wenn er es nicht ohnehin iſt. Wi

derſprüche können ſogar Kennzeichen aufrichtiger Wahrheitsliebe ſein, und jene Vielſeitigkeit beweiſen, ohne welche Forſters Schriften nicht ſein könnten, was ſie doch in ihrer Art ſein ſollen und müſſen.

Mannichfaltigkeit der Anſichten ſcheint flüchtigen, oder an Lehrgebäude gewöhnten Beobachtern gern gänzlicher Mangel an feſten Grundbegriffen. Hier war es aber wirklich leicht, diejenigen wahrzunehmen, welche unter dem Wechſel der verſchiedenſten Stimmungen, und ſelbſt bei entgegengeſetzten Standpunkten, in den Umriſſen wie in den Briefen, unveränderlich bleiben. Und welche Grundbegriffe ſind es, an denen F. ſo ſtandhaft aushielt? — Die unerſchütterliche Nothwendigkeit der Geſetze der Natur, und die unvertilgbare Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchen: die beiden Pole der höhern politiſchen Kritik! Sie herſchen allgemein in allen ſeinen politiſchen Schriften, welche deshalb um ſo mehr Werth für uns haben müſſen, da auch viele unſrer beſſeren Geſchichtskünſtler nur wie Staatsmänner die Klugheit einzelner Entwürfe und Handlungen würdigen, zu wenig Naturforſcher ſind. Die gründlichſten Naturrechtslehrer hingegen ſind oft im

Gebiet der Erfahrung am meiſten fremd, in deren Labyrinth man ſich doch nur an dem Leitfaden jener Begriffe finden lernt.

In dem Weſentlichſten, dem Geſichtspunkt, ſind alſo dieſe hingeworfnen Umriſſe ungleich hiſtoriſcher, als manches berühmte und bändereiche Werk über die franzöſiſche Revoluzion. Über einzelne Äußerungen kan natürlich jeder, der die Zeitungen inne hat, jezt Forſtern eines Beſſern belehren. Der Werth ſeiner treffendſten und feinſten Beobachtungen aber kan nur von wenigen erkannt werden, weil ihre Gegenſtände zugleich ſehr geiſtig und ſehr umfaſſend ſind. Iſt ſeine Anſicht aber auch durchaus ſchief und unwahr: ſo iſt ſie doch nicht unſittlich. Dieſelben Verbrechen und Greuel, welche dem beobachtenden Naturforſcher mit Recht nur für eine Naturerſcheinung galten, empörten ſein ſittliches Gefühl. Nirgends hat er nur verſucht, ſie wegzuvernünfteln; oft ſelbſt in den Umriſſen laut anerkannt. Auch konnte ihm wohl die leichte Bemerkung nicht entgehen, daß der ſtete Anblick vergoſſenen Menſchenbluts, Menſchen, die nur zahm, nicht ſittlich ſind, fühllos und wild mache. Nur mußte er es freilich beſchrenkt finden, daß ſo viele in der reichhaltigſten aller Naturerſcheinungen nur

allein das wahrnehmen wollten (Kl. Schr. VI. 383.). Hatte er so ganz Unrecht zu glauben, daß man vieles zu voreilig den Handelnden zurechne, was aus der Verkettung der Umstände hervorging (Kl. Schr. VI. 347 385.)? Doch war er nicht von denen, welche die Naturnothwendigkeit bis zum Unsittlichen anbeten, und im dumpfen Hinbrüten über ein hohles Gedankenbild von unerklärlicher Einzigkeit endlich selbst zu forschen aufhören. Er unterschied das Zufällige, und sagt ausdrücklich: »Was die Leidenschaften hier unter dem Mantel der unerbittlichen Nothwendigkeit gewirkt haben mögen, wird der Vergeltung nicht entgehen« (VI. 384). Welche Eigenschaften sind es denn, die er am meisten rühmt, deren Annäherung er wahrzunehmen glaubt, hofft oder wünscht? — Vaterlandsliebe (S. 358.), allgemeine Entsagung, große Selbstverleugnung (S. 380.), Unabhängigkeit von leblosen Dingen (S. 355.) Einfalt in den Sitten (S. 356.), Strenge der Gesetze (S. 357.). — Darf man auf den endlichen Umsturz des allgemeinen herschenden Egoismus (S. 351. 352.) auch nicht einmal hoffen? Oder ist vielleicht schon das ein Verbrechen, daß die französische Revoluzion samt allen ihren Greuelu, Forstern den festen

Glauben an die Vorſehung dennoch nicht zu entreiſſen vermochte? Daß er es, was von dieſem Glauben unzertrennlich iſt, mit der Beobachtung der Weltbegebenheiten im Großen und Ganzen hielt (Kl. Schr. VI. 365. 366)?

Daß er auch hier die »Rückſeite des Gepräges« kannte, läßt ſchon jene Vielſeitigkeit ſeines Geiſtes erwarten, womit er unter andern in der merkwürdigen Stelle einer frühern Schrift, nachdem er die engländiſche Verfaſſung ſo eben mit Wärme geprieſen hat, auf »den Geſichtspunkt deutet, aus welchem ihre Vorzüge zu unendlich kleinen Größen hinabſinken« (Anſ. III. 159. 160.). Die gleichzeitigen letzten Briefe beweiſen es. Denn wahr iſts, in den Umriſſen ſucht er alles zum Beſten zu kehren. Auch nimt er bis auf die geringſten Kleinigkeiten abſichtlich die Perſon und den Ton eines franzöſiſchen Bürgers an. Das letzte iſt nur eine ſchriftſtelleriſche Wendung, um lebhafter zu polemiſiren: denn in den letzten Briefen redet ein echter Weltbürger, deutſcher Herkunft. Überhaupt liebte er es auch in allgemeinen Abhandlungen nicht, allein zu lehren. Seine dramatiſirende Einbildungskraft ſchuf ſich gern Gegner, wenn er einen Gegen-

ſtand von mehr als einer Seite beleuchten wollte (Kl. Schr. VI. 262.). Und nicht zum Schein: er lieh ihnen ſtarke Gründe und lebhaften Vortrag. Dieſe Manier ſeines Geiſtes kan man unter andern auch in dem Aufſatz über die Beziehung der Staatskunſt auf das Glück der Menſchheit ſtudiren.

Wenn man nicht gar leugnen will, daß es für einige Gegenſtände verſchiedne Geſichtspunkte gebe: ſo muß man auch zugeben, daß ein redlicher Forſcher ſolche Gegenſtände abſichtlich aus entgegengeſetzten Standorten betrachten dürfe.

In Rückſicht auf die alles zum Beſten kehrende im Großen und Ganzen nehmende Art zu ſehen und zu würdigen, ſind, ſo parador es auch klingen mag, die kritiſchen Annalen der engliſchen Literatur die beſte Erklärung und Rechtfertigung der Pariſiſchen Umriſſe. Sie herſcht auch hier, und mit Recht; denn nichts iſt unhiſtoriſcher, als bloße Mikrologie, ohne große Beziehungen und Reſultate. Doch nie greift er zu ſolchen Lizenzen, wie ſich Philoſophen der alten und neuen Zeit, und ſolche, die des Namens gewiß nicht am unwürdigſten ſind, in der Erklärung heiliger Dichter und alter Offenbarungen er-

laubt haben. Es war nicht Zufall. Er wußte recht gut um die »Lindigkeit, mit der er hier das kritiſche Zepter führte« (Kl. Schr. V. 199.). Man vergleiche nur einige ſeiner eigentlichen Rezenſionen mit den ungleich milderen Urtheilen in jenen allgemeinen Überſichten; zum Beiſpiel die von Robertſons Werk über Indien. Viele ſind mehr Anzeigen als Beurtheilungen; einige beweiſen, daß er auch ſtreng würdigen konnte, und daß er in jenen Jahrbüchern nicht bloß aus Karakter, ſondern aus Grundſatz, ſo mild urtheilt. Aus dieſem Geſichtspunkt muß man auch einige Äußerungen über verſchiedene Gegenſtände der deutſchen Literatur nehmen, deren ſchwache Seiten er übrigens ſehr gut kannte (Kl. Schr. V. 31. 32. 41 — 63. folg.).

Solche kritiſche Annalen in großem Stil und Geſichtspunkt, wären eins der dringendſten, aber ſchwerer zu befriedigenden Bedürfniſſe der deutſchen Literatur. Die Deutſchen ſind ein rezenſirendes Volk; und in den ſämtlichen Werken eines deutſchen Gelehrten wird man eine Samlung von Rezenſionen eben ſo zuverſichtlich ſuchen, als eine Auswahl von Bonnets in denen eines Franzoſen: aber wir kennen faſt nur die mikrologiſche Kritik, welche

ſich mit einer mehr hiſtoriſchen Anſicht nicht verträgt. Die allzu große Nähe des beſondern Gegenſtandes, worauf die Seele jedes Einzelnen, als auf ihren Zweck, ſich konzentrirt, verbirgt ihr auch des Ganzen Zuſammenhang und Geſtalt. Vielleicht ſind beide Arten von Kritik gleich nothwendig; gewiß aber ſind ſie ſubjektiv und objektiv durchaus verſchieden, und ſollten daher immer ganz getrennt bleiben. Es iſt nicht angenehm, da, wo man gründlich, ja mikrologiſch zergliedernde Prüfung erwartete, wenn etwa ein Günſtling an die Reihe kommt, mit weltbürgerlichen Fraſen und den Manieren der Hiſtorie abgefertigt zu werden.

Eben ſo widerſinnig iſt es, wenn man ohne Vorkenntnis der einzelnen Schrift eines Autors rezenſirend zu Leibe geht, für den, vielleicht eben darum, weil er Karakter hat, nur durch wiederholtes Studium aller ſeiner aus und in einem Geiſt gebildeter Werke, der eigentliche Geſichtspunkt gefunden werden kan, auf den doch alles ankommt. Auch ohne Leidenſchaft oder üblen Willen muß das Urtheil dann wol grundſchief ausfallen. Nur das Gemeine verkennt man ſelten. Es wäre endlich Zeit, dem Gegenſtand, welchen die Beurtheiler ſo lange nur ſeitwärts angeſchielt haben, auch einmal von vorn grade ins Auge zu ſchauen.

Es iſt das allgemeine und unvermeidliche Schickſal geſchriebner Geſpräche, daß ihnen die Zunftgelehrten übel mitſpielen. Wie breit und ſchwerfällig haben ſie zum Beiſpiel von jeher die Sokratiſche Ironie misdeutet und mishandelt, auf die man anwenden könnte, was Plato vom Dichter ſagt: Es iſt ein zartes, geflügeltes und heiliges Ding. Auch Forſter kennt die feinſte Ironie, und von groben Händen wird ſich der flüchtige Geiſt ſeiner geſchriebenen Geſpräche nie greifen laſſen. Denn das ſind alle ſeine Schriften, faſt ohne Ausnahme; ohnerachtet der Ausdruck noch lange nicht ſo abgeriſſen, hingeworfen und keck iſt, wie in ähnlichen Geiſteswerken der lebhafteren Franzoſen: ſondern periodiſcher, wie es einem Deutſchen ziemt.

Es verlohnt ſich wohl der Mühe, Forſters Schriften nicht zu verkennen. Wenige deutſche ſind ſo allgemein geliebt. Wenige verdienen es noch mehr zu werden. Sie vollſtändig zergliedern, hieße den Begrif eines in ſeiner Art vortreflichen geſellſchaftlichen Schriftſtellers entwickeln. Und in weltbürgerlicher Rückſicht ſtehen dieſe, deren Beſtimmung es iſt, alle weſentlichen Anlagen des Menſchen anzuregen, zu bilden und wieder zu vereinigen, oben an.

Dieſe für das ganze Geſchlecht, wie für Einzelne, unbedingt nothwendige Wiedervereinigung aller der Grundkräfte des Menſchen, welche in Urquell, Endziel und Weſen Eins und untheilbar, doch verſchieden erſcheinen, und getrennt wirken und ſich bilden müſſen, kan und darf auch nicht etwan aufgeſchoben werden, bis die Vervollkommnung der einzelnen Fertigkeiten durchaus vollendet wäre; das hieße, auf ewig. Sie muß mit dieſer zugleich, als gleich heilig, und zu gleichen Rechten, verehrt und befördert werden; wenn auch nicht durch dieſelben Prieſter. Weltbürgerliche, geſellſchaftliche Schriftgn ſind alſo ein eben ſo unentbehrliches Mittel und Bedingnis der fortſchreitenden Bildung, als eigentlich wiſſenſchaftliche und künſtleriſche. Sie ſind die echten Proſaiſten; wenn wir nehmlich unter Proſa die grade allgemeine Heerſtraße der gebildeten Sprache verſtehn, von welcher die eigenthümlichen Mundarten des Dichters und des Denkers nur nothwendige Nebenwege ſind.

Die allgemeine Vorliebe für Forſters Schriften iſt ein wichtiger Beitrag zu einer künftigen Apologie des Publikums gegen die häufigen Winke der Autoren, daß das Publikum ſie, die Autoren, nicht werth ſei. Je-

der, vom Größten zum Geringſten, meint auf das wehrloſe Geſchöpf unritterlich und unbarmherzig losſchlagen zu müſſen. Mehrere haben ihm ſogar ins Ohr geſagt, was der Gotteslengner bei Voltaire dem höchſten Weſen: »Ich glaube, du exiſtirſt nicht.« — Indeſſen ſtehn doch nicht bloß einzelne Leſer auf einer hohen Stufe, wo ſie der Schriftſteller nicht gar viele antreffen möchten. Selbſt das große, allgemein verachtete Publikum hat nicht ſelten, wie auch hier, durch die That richtiger geurtheilt, als diejenigen, welche die Fabrikate ihres Urtheilstriebes öffentlich ausſtellen. — Freilich mögen viele wol nur blättern, um die Zeit zu tödten, oder um doch auch zu hören, und mitſprechen zu können. Die Gründlicheren hingegen leſen oft zu kaufmänniſch. Sie ſind unzufrieden mit einer Schrift, wenn ſie nicht am Ende ſagen können: Valuta habe baar und richtig empfangen. Kaum können Autoren, die ſich nur durch bedingtes Lob geehrt finden, ſeltner ſein, wie Leſer, die ohne Paſſivität bewundern, und dem in ſeiner beſtimmten Art Vortrefflichen die Abweichungen und Beſchränkungen verzeihen können, ohne die es doch nicht ſein würde, was es Gutes und Schönes iſt, und ſein ſoll.

Je vortrefflicher etwas in ſeiner Art iſt, je mehr iſt es auf ſie beſchränkt. Fodert von Forſters Schriften jede eigenthümliche Tugend ihrer Gattung; nur nicht auch die aller übrigen. An der vornehmſten kommt kein andrer deutſcher Proſaiſt ihm auch nur nahe; an Weltbürgerlichkeit, an Geſelligkeit. Keiner hat in der Auswahl der Gegenſtände, in der Anordnung des Ganzen, in den Übergängen und Wendungen, in Ausbildung und Farbe, ſo ſehr die Geſetze und Foderungen der gebildeten Geſellſchaft erfüllt und befriedigt, wie er. Keiner iſt ſo ganz geſellſchaftlicher Schriftſteller, wie er Leſſing ſelbſt, der Prometheus der deutſchen Proſa, hat ſeine genialiſche Behandlung ſehr oft an einen ſo unwürdigen Stoff verſchwendet, daß er ſcheinen könnte, ihn aus echtem Virtuoſeneigenſinn eben deswegen gewählt zu haben.

Wie in einem ſtreng wiſſenſchaftlichen und eigentlich künſtleriſchen Werke vieles ſein muß, was der gebildeten Geſellſchaft gleichgültig oder anſtößig iſt: ſo darf auch das geſellſchaftliche Werk nach jenem Maßſtabe in Gehalt und Ausdruk vieles zu wünſchen übrig laſſen, und kan doch in ſeiner Klaſſiſch, korrekt und ſelbſt genialiſch ſein.

Die Meiſten können ſich das Klaſſiſche

gar nicht denken, ohne Meilenumfang, Zentnerschwere und Aeonendauer. Sie fodern die Tugend ihrer Lieblingsgattung auch von allen übrigen. Sie könnens nicht begreifen, daß ein Gartenhaus anders gebaut werden müsse, wie ein Tempel. — Einen Tempel baut man auf Felsengrund; alles von Marmor, aus dem gediegensten und vornehmsten Stoff; den festen Gliederbau des einfachen und großen Ganzen in Verhältnissen, welche nach tausend Jahren so richtig und schön sind, wie heute. Also auch umfassende Werke geschichtlicher Kunst, die Einigen das Höchste scheinen, was der menschliche Geist zu bilden vermag. In einem solchen würde freilich der lose Zusammenhang des immer verwebten Besondern und Allgemeinen in Forsters Schriften schlaff und unwürdig scheinen. Manches, was hier an seiner Stelle eben das Beste ist, wie die Einleitungen zu Cook, der Entdekker, Botanybay und dem Aufsaz über Nordamerika, würde dort ein unverzeihlich üppiger Auswuchs sein.

Noch eher leidlich ist jene Verkehrtheit wol, wenn sie aus einseitiger Liebhaberei für eine besondre Art entspringt. Oft sind es aber gewiß die nehmlichen, die Forstern, als zu leicht für sie, zurükschieben, welche auch Winkel-

manns und Müllers Meiſterwerke wegen der Schwerfälligkeit vernachläſſigen. Sie wollen Roſen vom Eichbaum pflücken, und wehklagen, daß man aus Roſenſtöcken keine Kriegsſchiffe zimmern könne:

— — unkundig deſſen, was möglich
Sei, und was nicht: auf welcherlei Art, die Gewalt einem Jeden
Sei umſchränkt, und wie feſt ihm die ſcharfe Gränze geſteckt ſei.

Dem Vorurtheil, daß ſolche leichte geſellſchaftliche Werke, deren Leichtigkeit nicht ſelten die Frucht der größten Kunſt und Anſtrengung iſt, überhaupt nicht dauern könnten, widerſpricht die Geſchichte beſonders derjenigen alten Urſchriften, die immer noch neu ſind. Die zarten Gewebe der Sokratiſchen Muſe zum Beiſpiel, an die wir uns in einer Karakteriſtik der Forſterſchen Schriften wohl erinnern dürfen, haben viele Jahrhunderte wirkſam gelebt, und ſind nach einem langen Winterſchlaf wieder zu neuer Jugend erwacht, während ſo manche ſchwere Arbeit in dem Strom der Zeit unterſank.

Aber ich möchte das doch zweifelhafte und ominöſe Merkmal der Unſterblichkeit am liebſten ganz aus unſerm Begriff vom Klaſſiſchen

entfernt

entfernt wiſſen. Möchten doch Forſters Schriften recht bald ſo weit übertroffen werden, daß ſie überflüſſig und, nicht mehr gut genug für uns wären; daß wir ſie von Rechtswegen antiquiren könnten!

Bis jezt aber iſt er in den weſentlichſten Eigenſchaften eines klaſſiſchen Proſaiſten noch nicht übertroffen; in andern kan er mit den Beſten verglichen werden. Jene Eigenſchaften ſind um ſo nachahmungswürdiger, da es dieſelben ſind, welche am ſicherſten allgemein wirken, und doch im Deutſchen am ſeltenſten und am ſchwerſten erreicht werden können. Forſter bewies auch darin ſeine univerſelle Empfänglichkeit und Ausbildung, daß er franzöſiſche Eleganz und Popularität des Vortrags, und engländiſche Gemeinnüzigkeit, mit deutſcher Tiefe des Gefühls und des Geiſtes vereinigte. Er hatte ſich dieſe ausländiſchen Tugenden wirklich ganz zugeeignet. Alles iſt aus Einem Stück in ſeinen Schriften, und hat deutſche Farbe. Denn er blieb ein Deutſcher; noch zulezt in Paris fühlte er ſeine Deutſchheit ſehr beſtimt.

Will man nur das Fehlerfreie korrekt nennen: ſo ſind alle vom Weibe Gebohrnen nothwendig inkorrekt;

So iſt es jezt, ſo war es zuvor, und ſo wird es ſtets ſein.

Iſt aber jedes Werk korrekt, welches dieſelbe Kraft, die es hervorbrachte, auch wieder rückwirkend durchgearbeitet hat, damit ſich Inres und Äußres entſpreche: ſo darf man in F's. Schriften auch nur jene geſellſchaftliche Korrektheit ſuchen, welche die glänzende Seite der franzöſiſchen Litteratur und in ihr einheimiſch iſt. Man wird ſie auch in F's Schriften nicht vermiſſen: er hatte ſie an der Quelle ſtudirt (Kl. Schr. V. 261. 266. 344. 345.). Sie iſt es, die, wie ſich auch an manchem Franzöſiſchen Produkt bewährt, an echt künſtleriſchen oder wiſſenſchaftlichen Werken oft eben das Beſte abſchleifen würde. Einige deutſche Autoren hätten daher nicht verſuchen ſollen, was doch vergeblich war: ſie da zu erreichen, wo ſie nicht hingehört: denn Anmuth läßt ſich nicht errechnen, noch eine ungeſellige Natur durch Zwang plözlich verwandeln.

Zwar verliert ſich ſein Ausdruck je zuweilen ins Spizfündige und Geſchrobene. Das iſt nicht Affektazion, wie es mir ſcheint: ſondern es entſprang lediglich aus dem argloſen und herzlichen Beſtreben, ſich ganz und offen mitzutheilen, und auch das Unausſprechliche aus-

zuſprechen. Wenn er hie und da ſeine Andacht lauter verrichtet, als es Sitte iſt: ſo darf uns das wohl ein Lächeln abnöthigen. Nur beklage ich den, welcher dieſe liebenswürdige kleine Schwachheit von jener eigentlichen Schminke nicht unterſcheiden kan, in der eine tief verderbte Seele auch vor ſich ſelbſt im Spiegel ihres Innern erſcheinen muß! — Vorzüglich finden ſich ſolche Gezwungenheiten, worein auch wol ſonſt natürliche und nicht ganz unbeholfne Menſchen im Anfange eines Geſprächs aus gegründeter Furcht vor dem Platten zu verfallen pflegen, in den Einleitungen und Eingängen, oder wo er ſeines Tons noch nicht ganz Meiſter war. So iſt weit mehr Koketterie in dem Aufſaz über Lekkereien ſichtbar, als in den Erinnerungen, die von ähnlicher Manier und Farbe der Schreibart, aber ungleich vollendeter ſind. Dieſes Werk, in der ganzen deutſchen Litteratur das einzige ſeiner Art, übertrift alle übrigen an Glanz des Ausdruks, an feiner Ironie, und an verſchwenderiſchem Reichthum überraſchend glücklicher Wendungen. Und doch war es keine leichte Aufgabe, ſich hier zwiſchen Scylla und Charybdis durchzuwinden, nie die Aufrichtigkeit zu beleidigen, und doch keine Schicklichkeit zu verletzen! — Gewiß aber iſt in

Forſters Schriften nur ſehr Weniges, was nicht in der beſten Geſellſchaft geſagt werden dürfte. Der Ausdruck iſt edel, zart, gewählt und geſellig. Er läßt uns oft wie ein heller Kriſtall auf den reinen Grund ſeiner Seele blicken.

Der Gehalt eines geſellſchaftlichen Schriftſtellers darf eben ſo wenig nach ſtreng wiſſenſchaftlichem und künſtleriſchem Maßſtabe gewürdigt werden, wie der Ausdruck. Der geſellſchaftliche Schriftſteller iſt ſchon von Amtswegen gleichſam verpflichtet, wie ich weiß nicht welcher Magiſter ſeine Diſſertazion überſchrieb, von allen Dingen, und noch von einigen andern, zu handeln. Er kan gar nicht umhin, ein Polyhiſtor zu ſein. Wer nirgends fremd iſt, kan auch nirgends ganz angeſiedelt ſein. Man kan nicht zugleich auf Reiſen ſein, und ſeinen Akker beſtellen. — Auch wird der freie Weltbürger ſich ſchwerlich in eine enge Gilde einzunften laſſen.

Kenner und Nichtkenner haben Forſters Kunſturtheile vielfältig, hart, und zwar im Einzelnen getadelt. Man hätte lieber kürzer und ſtrenger gradezu geſtehen ſollen, daß ihm eigentliches Kunſtgefühl für die Darſtellungen des Schönen, welches einer iſolirten Aus-

bildung durchaus bedarf, ganz fehle; auch in der Poesie. Keine Vollkommenheit der Darstellung konnte ihn mit einem Stoff aussöhnen, der sein Zartgefühl verlezte, seine Sittlichkeit beleidigte, oder seinen Geist unbefriedigt liess. Immer bewunderte und liebte er im Kunstwerk den großen und edlen Menschen, die erhabene oder reizende Natur. Denn wie tief und lebendig das von jenem Kunstgefühl wesentlich verschiedne Naturgefühl in ihm war, davon geben viele unnachahmlich wahre Ergießungen in seinen Schriften vollgültiges Zeugnis. Auch für schöne dichterische Naturgewächse hatte er viel Sinn. Das beweist schon die Art, wie er eins der köstlichsten, die Sakontala auf vaterländischen Boden verpflanzte.

Als eigenthümliche Ansicht dagegen ist Forsters Kunstlehre sehr interessant; schon darum, weil sie so ganz eigen und selbst gefühlt ist; vornehmlich aber, weil sie ihren Gegenstand aus dem nothwendigen Gesichtspunkt der gebildeten Gesellschaft betrachtet, welche es nie weit genug in der Kennerschaft bringen wird, um über den künstlerischen Werth, die Gerechtsame und Foderungen der Sittlichkeit und des Verstandes zu vergessen. So wird der gesellschaftliche Mensch im Wesentlichen immer den-

ken; und als die deutlich ausgesprochne Stimme einer so ursprünglichen und ewigen Klasse der freien Natur hat Fs. Kunstansicht einen sehr allgemeinen, bleibenden Werth. Jenes allgepriesene Kunstgefühl aber dürfte ein Rigorist selbst bei vielen vermissen, die stets Gedichte schreiben; bei vielen, die, was jene gearbeitet haben, wenn es gedrukt ist, erläutern.

Die wesentlichen Grundgesetze derjenigen künstlerischen Sittlichkeit, ohne welche der Künstler auch in der Kunst sinken, und seine künstlerische Würde und Selbständigkeit verlieren muß, hat F. nicht nur mit der Wärme eigner Empfindung vorgetragen, sondern auch, in so fern er selbst ein Künstler war, treu befolgt. Er durfte sagen: »Der Künstler, der nur für Bewunderung arbeitete, ist kaum noch Bewunderung werth.« (Anf. I. 127.). »Ihn muß vielmehr, nach dem Beispiele der Gottheit, der Selbstgenuß ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eignen Werken bereitet. Es mus ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine große Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kan!« (Anf. I. 84. 85. 176. 177.)

Auch von der Kunst selbst hatte er so hohe, würdige Begriffe, wie sich mit jener gesellschaft-

lichen Vielseitigkeit nur immer vertragen. Solche herschen auch in dem Aufsatz: die Kunst und das Zeitalter. Die darin entworfene Ansicht der Griechen, die er vorzüglich von Seiten der urbildlichen und unerreichbaren Einzigkeit ihrer Kunst faßte, mag im Ganzen genommen, unter den oberflächlichen leicht am richtigsten treffen. Bei seiner ursprünglich naturwissenschaftlichen und gesellschaftlichen Bildung; bei seinen herschenden Grundgedanken von Fortschreitung und Vervollkommnung bleibt es eine herrliche Bestätigung seiner unglaublich großen Vielseitigkeit, daß er die Begriffe von urbildlicher Schönheit, und unerreichbar einziger Vollendung so lebendig auffassen, und seinem Wesen gleichsam ganz einverleiben konnte; ohngeachtet er die lähmende Idee des Unverbesserlichen mit Recht verabscheute, und behauptete, »daß, wenn ein solches Unding, wie ein vollkomnes System, möglich wäre, die Anwendung desselben für den Gebrauch der Vernunft dennoch gefährlicher als jedes andere werden müßte.« — Das Einzelne aber in jener Ansicht der Griechen sollte man ihm um so weniger strenge auf die Wage legen, da es ohnehin eine allgemeine Liebhaberei der deutschen Autoren ist, die Geschichte des Alterthums zu

erfinden; auch solcher, die in der gesellschaftlichen Natur ihrer Schriften durchaus keine Entschuldigung finden können. *) — Warum will man doch Alles von Allen fodern! — Soll die Philologie als strenge Wissenschaft und echte Kunst getrieben werden: so erfodert sie eine ganz eigene Organisazion des Geistes, nicht minder, als die eigentliche Philosophie, bei der man es doch endlich einzusehn anfängt, daß sie nicht für jederman ist.

Unleugbar aber war Forster ein Künstler im vollsten Sinne des Worts, wenn man es nur überhaupt in seiner Gattung sein kan. Selbst das wirkliche Gespräch kan ein Kunstwerk sein, wenn es durch gebildete Fertigkeit zur höchsten Vollendung in seiner Art geführt wird, und in Stoff und Gestalt ursprünglichen geselligen Sinn und Begeisterung für die höchste Mittheilung verräth. Ein Kunstwerk: eben so gut, wie das auch vorübereilende Schauspiel; der Gesang, welcher selbst verhallend nur in der Seele bleibt; und der noch flüchtigere Tanz. Von einem solchen Gespräch kan gelten,

*) Auch solcher, die sich ausdrücklicher zu Alterthumslehrern aufwarfen. Moritz zum Beispiel würde vortrefflich über die Alten geschrieben haben, wenn er sie gekannt hätte: aber es fehlt nur wenig, daß er sie gar nicht kannte.

was F. ſo köſtlich von der »Vergänglichkeit geſagt hat, welche der Schauſpielkunſt mit jenen prachtvollen Blumen gemein iſt, deren Fülle und Zartheit alles übertrift, die in einer Stunde der Nacht am Stengel der Fackeldiſtel prangen, und noch vor Sonnenaufgang verwelken« (Anſ. I. 87. 88.). Wer es vollends verſucht, dem ſchönen Geſpräch, dieſer flüchtigſten aller Schöpfungen des Genius, durch die Schrift Dauer zu geben, muß eine ungleich größere Gewalt über die Sprache, dieſes unauslernbarſte und eigenſinnigſte aller Werkzeuge beſitzen, indem er die Nachhülfe der mitſprechenden Gebehrde, Stimme und Augen entbehrt. Auch muß er, um die Beſtandtheile, die er aus dem Leben nahm, oder die in ſeiner dramatiſirenden Einbildungskraft von ſelbſt entſtanden, zu ergänzen und zu ordnen, mehr oder weniger auch erfinden, abſichtlich darſtellen, dichten.

Wenn aufrichtige und warme Wahrheits- und Wiſſenſchaftsliebe, freier Forſchungsgeiſt und ſtete Erhebung zu Ideen; wenn ein groſſer Reichthum der verſchiedenartigſten Sachkenntniſſe, die vielſeitigſte Empfänglichkeit und rückwirkende Selbſtthätigkeit eines hellen Verſtandes, ſeine Beobachtungsgabe, Entwicklungs-

fertigkeit, gesunde Vernunft, ein nicht bloß kühn, sondern auch treffend verbindender Witz, bei einem hohen Maaß geistiger Mittheilungsfähigkeit; kurz, wenn die wesentlichsten Vorzüge der echten Lebensweisheit auf diesen schönen Namen hinreichende Ansprüche geben: so war Forster ein Philosoph.

Seine Gründlichkeit in den Naturwissenschaften, wo er wol die ausgebreitetsten und genauesten Sachkenntnisse besitzen mochte, überlasse ich der Beurtheilung der Kenner. Seine hervorspringendsten Eigenschaften, die große Übersicht (Kl. Schr. I. 410.), der Blick ins Ganze, der feine Beobachtungsgeist, glänzen hier unstreitig nicht minder, wie überall sonst. Durch seine weltbürgerliche und geistvolle Behandlung und Darstellung, hat er die Naturwissenschaften in die gebildete Gesellschaft eingeführt. Durch vielfache Verwebung mit andern wissenschaftlichen Ansichten, hat er sie, wo nicht erweitert, doch verschönert; wie hinwiederum das Interessante seiner politischen Schriften durch ihren naturwissenschaftlichen Anstrich ungemein erhöht wird. F. hat auch das Verdienst um deutsche Kultur, daß er zur Verbreitung einer zweckmäßigen Lektüre in Reisebeschreibungen, die im Ganzen

genommen doch ungleich nahrhafter iſt, als die der gewöhnlichen Romane, ſo viel wirkte. —

Indeſſen würde es mir doch eine unerklärliche Ausnahme vom Karakter ſeines Geiſtes ſcheinen, wenn er grade nur hier die Fähigkeit einer ganz wiſſenſchaftlichen, durchgreifenden und ſtreng durchgeführten Methode beſeſſen hätte, die ſich ſonſt nirgends zeigt. Denn ſo voll ſeine Schriften auch ſind von geiſtigen Keimen, Blüten und Früchten: ſo war er doch kein eigentlicher Vernunftkünſtler; auch würdigte er die Spekulazion aus einem kosmopolitiſchen Geſichtspunkt (Kl. Schr. II. 9.). Er iſt nicht von denen, die mit ſchneidender Schärfe, in ſenkrechter Richtung, grade auf den Mittelpunkt ihres Gegenſtandes losdringen, und, ohne zu ermatten, auch die längſte Reihe der allgemeinſten Begriffe feſt an einander ketten und gliedern können.

Ihm fehlte das Vermögen, ſein Innres beſtimmt zu trennen, und ſein ganzes Weſen wiederum in eine Richtung zuſammenzudrängen und ausdauernd auf einen Gegenſtand beſchränken zu können; ja überhaupt die gewaltige Selbſtändigkeit der ſchöpferiſchen Kraft, ohne die es unmöglich iſt, ein wiſſenſchaftliches, künſtleriſches oder geſchichtliches Werk zu vollenden.

Doch möchte ich darum das Genialiſche ſeinen Schriften nicht abſprechen, wenn diejenigen Produkte genialiſch ſind, wo das Eigenthümlichſte zugleich auch das Beſte iſt; wo alles lebt, und auch im kleinſten Gliede der ganze Urheber ſichtbar wird, wie er, um es zu bilden, ganz wirkſam ſein mußte; wie bei F.'s Werken ſo offenbar der Fall iſt. Dein Genie iſt Geiſt, lebendige Einheit der verſchiedenen natürlichen, künſtlichen und freien Bildungsbeſtandtheile einer beſtimmten Art. Nun beſteht aber das Eigenthümliche eben nicht in dieſem oder jenem einzelnen Beſtandtheil, oder in dem beſtimmten Maaß deſſelben: ſondern in dem Verhältnis aller. Grade dieſe urſprünglichen und erworbenen Fähigkeiten mußten in dieſem Maaß und in dieſer Miſchung zuſammentreffen, damit unter dem beſeelenden Hauch des Enthuſiasmus, welchen allein weder Natur noch Kunſt dem freien Menſchen geben können, etwas in ſeiner Art ſo Vortreffliches entſtehen konnte. Eine ſo glückliche Harmonie iſt eine wahre Gunſt der Natur; unlernbar und unnachahmlich.

Dieſelbe geſellige Mittheilung befremdete alſo noch die einfachſten Beſtandtheile ſeines in-

nerſten Daſeins, welche in ſeinen Schriften lebt, und immer ein unter den mannichfachſten Geſtalten oft wiederkehrender Lieblingsbegrif ſeines Geiſtes war. Man könnte dieſe geſellige Wendung ſeines Weſens ſelbſt noch in dem glänzend günſtigen Lichte zu erkennen glauben, worin er den Stand erblickt, welchen der Austauſch ſinnlicher Güter vorzüglich veranlaßt und begünſtigt, den Verkehr auch der geiſtigen Waaren und Erzeugniſſe, in ſich, am freieſten und gleichſam in der Mitte aller übrigen Stände, auszubilden, und in der umgebenden Welt zu befördern (Anſ. I. 301. 305.). — Die Verwebung und Verbindung der verſchiedenartigſten Kenntniſſe; ihre allgemeinere Verbreitung ſelbſt in die geſellſchaftlichen Kreiſe, hielt er für den eigenthümlichſten Vorzug unſers Zeitalters (Anſ. I. 65. folg.), und für die ſchönſte Frucht des Handels (Anſ. II. 426 — 429.). In dem thätigen Gewühl einer großen Seeſtadt erblickt er ein Bild der friedlichen Vereinigung des Menſchengeſchlechtes zu gemeinſamen Zwecken des frohen, thätigen Lebensgenuſſes (Anſ. II. 373.). Die Wiedervereinigung endlich aller weſentlich zuſammenhangenden (Kl. Schr. V. 23.),

wenn gleich jetzt getrennten und zerſtückelten Wiſſenſchaften (Kl. Schr. III. 311 — 314. IV. 378.) zu einem einzigen untheilbaren Ganzen, erſcheint ihm als das erhabenſte Ziel des Forſchers.

IV.

Ansicht der Lage des Berliner Nazionaltheaters, beim Schlusse des Jahres 1796.

Ut potero, explicabo: non tamen ut Pythius Apollo, certa ut sint et fixa quae dixero, sed ut homunculus, probabiliorum conjecturam sequens.

Cicero.

Die gegenwärtige Verbindung deutscher Schauspieler in Berlin, die den Namen eines königlichen Nazionaltheaters führt, kan als eine Fortsetzung der Gesellschaft angesehen werden, welche Döbbelin hieher brachte, der nach Kochs Abschiede das sogenannte erste preussische Privilegium, das heißt, das Vorrecht erhielt, in Berlin und Potsdam zu spielen. Döbbelin war ein Schauspieler nach altem Schlage, und ein Direktor, wie es keinen geben sollte. Bei unleugbarer Lebhaftigkeit des Geistes, Reizbar-

keit der Empfindung, leicht entflammter Einbildungskraft, und mancherlei körperlichen Vorzügen, die seine Jugend schön, sein Alter liebenswürdig machen konnten, fehlte ihm durchaus die Beurtheilungskraft, ohne welche, wie es scheint, der wohlthätige Gebrauch aller Gaben der Natur und des Glüks, für die Gesellschaft und für den Besizer, unmöglich wird. Vieljährige Erfahrungen verdienten Unglüks und unverdienten Glüks, Kameradschaft und fortgesezter Umgang mit den vorzüglichsten Künstlern und Gelehrten seines und jedes demselben verwandten Faches, Bekantschaft mit der großen Welt aller Stände, deren Vornehmste ihm den Zutrit verstatteten, kurz alles, was einen vollkommenen Schauspieler ausbilden mag, ging an ihm verloren, weil er die Urtheilskraft nicht besaß, ohne welche man kein guter Schauspieler wird. Eitelkeit war das Siegel aller seiner Handlungen, Gedanken und Worte; eine so übertriebene Eitelkeit, daß ganz gewöhnliche Züge derselben in einem Roman zu unwahrscheinlich, in einer Posse zu grell geachtet werden dürften; daß sie den Menschenkenner zwang, selbst Äusserungen der Gutmüthigkeit nicht immer zu trauen, die der Kluge sonst gerne für das gelten läßt, wofür sie sich geben, um eine

ſeltne Münze nicht ganz außer Umlauf zu bringen; daß ſie den Mann von mancherlei Fähigkeiten verleitete, ſelbſt ſeine nicht verwerflichen, ihn von manchen ſeiner Kunſtgenoſſen auszeichnenden Schulkenntniſſen, und ſeine Anlage zur Dichtkunſt, die in der That nicht geringer war, als eine geläuterte Kritik bei ihrem Jünger anzutreffen bedarf, um ihm Ehre und ſich Genüge zu erwerben, die auch, bei allem Übergewicht ſeines böſen Dämons, aus einzelnen glücklichen Zügen und Gleichniſſen ſeiner ſchwülſtigen Dunſtgeſtalten hervorblitzt, zu Erfindung unerhörter Rodomontaden aufzubieten, die ihn dem Unglück Preis gaben, das Geſpött der Dummköpfe zu werden, und beſſere Richter in die peinliche Lage verſetzten, den Dummköpfen Recht geben zu müſſen. Was ließ ſich von einem Schauſpiel-Direktor erwarten, der einen ſo feindſeligen Rathgeber in ſeinem eignen Buſen trug, und, anſtatt in dem Publikum einen ſchwer zu befriedigenden Gläubiger zu ahnen, einen inſolventen, aber höchſt erkenntlichen Schuldner in ihm erblickte, dem er ſich zur gnädigen Nachſicht anempfahl? Er ſpielte in der Behrenſtraße, bei Monbijou, und im ehemaligen Reußiſchen Garten, auf Bühnen, die von einigen Marionettentheatern übertref

ſen wurden. Er ſpielte mit ſeiner Kunſt, mit ſeiner Zeit, mit ſeinem Gelde, mit ſeiner Geſundheit, und verlor manches, was er aufs Spiel ſetzte. Er warb aus allen Provinzen Deutſchlands Schauſpieler, bildete kein einziges Talent, verbildete mehr als eines, gebrauchte nur wenige wie er ſie gebrauchen ſollte, und dieſe wenigen mehr aus Eigenſinn und Trägheit, als aus richtiger Überzeugung, blieb hinter einer mittelmäßigen franzöſiſchen Geſellſchaft weit zurück, ward, da ihn endlich der Ausbruch des bairiſchen Succeſſionskrieges von dieſen beſchwerlichen Nebenbuhlern befreite, durch das allgemeine Gefühl ſeiner Unzulänglichkeit, auch ohne Nebenbuhler überwunden, machte größere Einnahmen, als, außer dem Wiener Hoftheater, einer Schaubühne Deutſchlands zu Theil wurden, und bezahlte nie zu rechter Zeit. Was Wunder, daß ihn jeder Schauſpieler verließ, dem ſich irgend ein andres Unterkommen zeigte? Es verdient vielmehr, als ein ſeltnes Beiſpiel der Anhänglichkeit für ein Publikum, gerühmt zu werden, daß dieſe ſtark genug war, Perſonen, die nicht zu Döbbelins Familie gehörten, Herrn Reinwald, einen ſehr verdienten Künſtler im komiſchen Fach, und Herrn Fleck, der vortrefliche Naturgaben nach Reinekens und Schröders Vorbilde entwickelt hatte,

und zu den beſten tragiſchen Helden gehörte, unter einem ſolchen Direktor in Berlin zurückzuhalten. Es ſchien ſogar, als wäre Herrn Fleck ein noch größeres Verdienſt aufgeſpart. Er hatte bereits in Hamburg derjenigen untergeordneten Leitung der Theatergeſchäfte, die man unter dem Namen Regie begreift, der Anſtellung und Ordnung von Proben, der Aufſicht über die Aufführung ſelbſt, der Theilnahme an Beſtimmung der Vorſtellungen, und der dazu nöthigen Erforderniſſe u. ſ. w., nicht ohne Dank und Beifall vorgeſtanden, und Döbbelin erlaubte ihm für ſeine Bühne ein gleiches zu thun. Der vortheilhafte Einfluß davon blieb nicht unbemerklich. Manche Vorſtellung ging runder und raſcher; und es gelang der Aufmerkſamkeit des jungen Mannes, viele bisher ungerügte kleine Mängel abzuſtellen, deren vereinigte Kraft dem Ganzen ungemein nachtheilig war. Aber die Hauptfehler dauerten fort. Was ließ ſich Würdiges auf Puppentheatern vorſtellen, deren Niedrigkeit und Schmalheit wohlgewachſenen Menſchen das Anſehn gab, als habe irgend ein ſeltſam gelaunter Zauberer ſich eine Geſellſchaft Schauſpieler, nach dem Maaßſtabe des Koloſſes von Rhodos zuſammengehext; oder wenigſtens, als

habe Admiral Byron, auf ſeiner Reiſe um die Welt, eine gewiſſe Anzahl Patagonier zu dieſem Behuf in Sold genommen, die er jetzt in einem Entreſol zur Schau gebe?

Die Einnahme hatte Döbbelin ſich vorbehalten, ſeine Privatausgaben erhielten keine Verminderung, der Zuſtand der Kaſſe blieb zerrüttet, und die welche ſie füllten, waren die letzten, daraus befriedigt zu werden. Herr Fleck blieb nicht nur ohne den verſprochenen Lohn ſeiner Bemühungen, ſondern ward auch, in deren Ausübung, auf ſo mannichfache Weiſe gehindert und gekränkt, daß ihn Gerechtigkeit gegen ſich ſelbſt verband, zu einer Zeit ſeinen Abſchied zu nehmen, wo eine ſehr geſchwächte und untergrabene Geſundheit ihm allen anderweitigen vortheilhafteren Gebrauch ſeiner Talente unmöglich machte. Jugendkraft trug über eine Krankheit den Sieg davon, die Kummer und Verdruß zu ihren Bundesgenoſſen hatte. Die allgemeine Stimmung des Publikums zwang den Direktor, die erſte Stütze ſeiner Bühne wiederherzuſtellen; doch verdankte man ihm eine Nachgiebigkeit wenig, deren Ausübung, ohne Ungerechtigkeit, als Befriedigung ſeines Eigennutzes angeſehen werden durfte. Die Zahl der Theaterfreunde nahm

täglich ab, und diejenigen, welche eine Kunſt zu lieben fortfuhren, deren Genuß ihnen verbittert wurde, erhoben ihre Beſchwerden immer lauter. Friedrich der Zweite, dem die zarte Pflanze des Geſchmacks in Deutſchland nicht heimiſch ſchien, der langgenährte unüberwindliche Zweifel hegte, ob ſie je unter nordiſchem Himmel gedeihen könne, hatte, durch die Äußerung ſolcher Geſinnungen (da billigdenkende und weltkluge Männer an einem großen, guten und feſten Willen auch das zu verehren wiſſen, was mit ihrer Überzeugung nicht übereinſtimmt, und durch Vorſtellungen, deren Fruchtloſigkeit ſie vorher ſehen, den Eindruck derjenigen nicht ſchwächen mögen, welche eine höhere Pflicht ihnen auflegen kan) dieſe Beſchwerde allein von dem zugänglichſten Thron, deſſen die Geſchichte Meldung thut, entfernt, dieſe einzige Angelegenheit ſeiner ſonſt zuvorkommenden Sorge entzogen. Doch erzählt man, auch er habe über Unordnungen, die ihm nicht gänzlich verborgen bleiben konnten, ſein Mißfallen bezeugt; und es iſt wenigſtens gewiß, daß ſich einer ſeiner Miniſter, der verſtorbene Michaelis, mit dem ernſtlichen Wunſch beſchäftigte, der Berliner Schaubühne einen beſſeren Vorſteher anzuweiſen. Die Wahl des Man-

nes, auf welchen er ſein Augenmerk richtete, konnte ſchwerlich weiſer getroffen werden. Er wandte ſich, bereits im Frühjahr 1780, noch ehe Herr Fleck die Berliner Bühne betreten hatte, an Herrn Schröder, der damals, bei ſeiner Durchreiſe durch Berlin, eine unübertreffliche Kunſtgeſchicklichkeit bewährte, und in der Mittagshöhe des Ruhmes ſtand, für welchen kein Abend hereingebrochen iſt, und den, wenn das Zeugnis der Kenner etwas gilt, keine Nacht bedecken ſoll. Herr Schröder ward, durch Bewegungsgründe der Schonung, die der Kunſtfreund verehren muß, wieviel er auch ihrentwegen verlor, abgehalten, ſich auf dieſe Unternehmung einzulaßen. Sieben Jahre ſpäter gehörte die Verbeſſerung der immer ſchlechter gewordenen Bühne, die Umwandlung ihrer Verfaſſung, die ſich nicht länger erhalten konnte, zu den Wohlthaten einer neuen Regierung. Friedrich Wilhelm der Zweite verſetzte das Nazionaltheater, aus ſeinen bisherigen Buden, in das Haus, welches ſein Vorgänger zum Behuf franzöſiſcher Schauſpieler erbaut hatte, und ertheilte ihm dadurch wenigſtens den Schein eines anſtändigern Aufenthalts. Ein andrer wichtigerer Schrit erfüllte bald die Hofnungen, welche der erſte erweckt hatte. Das

Eigenthum des Theaters war für Döbbelin mehr Laſt als Vortheil. Er hatte ein Privilegium: aber dieſes Privilegium konnte doch unmöglich zur Abſicht haben, der Hauptſtadt ein ſchlechtes Schauſpiel, den Schauſpielern ein ungewiſſes Einkommen aufzubürden. Selbſt die auf Lebenszeit angeſetzten Beamten eines Landes, wo jedes geſetzliche Wort nur buchſtäblicher Auslegung fähig iſt, genießen dieſer Anſetzung bloß quamdiu bene geſſerint. Es wäre unverantwortlich, in irgend einem Staat, einen Bürger mehr zu begünſtigen. Der Pfleger des preußiſchen vereinigte Schonung und Liebe für den Einzelnen mit der Gerechtigkeit gegen Alle. Döbbelin ward, was er auf keinem andern Wege jemals werden konnte, zum wohlhabenden Manne; indem ſeine Privatſchulden von ihm genommen und der Theaterkaſſe aufgelegt wurden, wodurch er den ſchuldenfreien Beſitz zweier anſehnlicher Wohnhäuſer erhielt, bekam auf Lebenszeit ein Gnadengehalt von 1200 Rthlr., wovon 600 nach ſeinem Sterbefall der Tochter zugeſichert wurden, und ſah dieſe Tochter und ſeinen Sohn, unter vortheilhaften Bedingungen, bei dem neu errichteten Nazional-Hof-Theater angeſtellt. Der Sohn, ein guter Karikaturenſpieler, er-

hielt bald darauf das Privilegium, in denjenigen preußiſchen Städten, welche keine ſtehende Bühne hatten, Schauſpiele zu geben, und errichtete eine eigne Geſellſchaft. Was den Sitten und dem Vergnügen eines Volks ein wichtiges Bedürfnis iſt, hörte auf, in Berlin der Pachtung, und durch ſie dem Eigennutz eines Einzelnen unterworfen zu ſein, und ward, wie das Augenmerk, ſo das Eigenthum des Staats. Die Führung deſſelben, den Händen des bisherigen Steuermanns zu ſchwer, erhielt ein Denker, den der Genius der Kunſt, und der laute Wunſch aller Kunſtverehrer, zu dieſer Beſtimmung beriefen. Herr Profeſſor Engel, welchen eine ſeltne Vereinigung oberer und niederer Seelenkräfte mit der Fähigkeit ausrüſtete, in jedem Fache des Wiſſens eine hohe Stufe zu erreichen, deſſen prüfender Blick längſt die Schaubühne als Studium erkoren hatte, dem nur die Beſcheidenheit, womit er ſich begnügte, Viel in Wenigem zu geben, zum Vorwurf gereichen könnte, wenn dieſe Beſcheidenheit nicht ein nothwendiges Bedingnis ſeiner übrigen Tugenden wäre, ward, ohne ſein Zuthun, von ſeinem Monarchen als der Mann auserſehen, der einem ſolchen Geſchäfte gewachſen ſei, und opferte Bedenklichkeiten, die ihm höchſt verzeih-

liche Liebe zur Ruhe, und Rückſicht auf ſeine Geſundheit eingaben, dem ehrenvollen Vertrauen ſeines Fürſten. Von Eigennutz ſo weit entfernt, daß ihm, unter allen nützlichen Kenntniſſen, die des Geldbedürfniſſes fremder war, als ſie hätte ſein ſollen, begnügte er, dem die Foderung frei ſtand, für das übernommene, Aufwand erheiſchende Geſchäft, ſich mit einem unzureichenden jährlichen Gehalt von 800 Rthlr. Als Mitdirektor ward ihm Herr Profeſſor Ramler zugegeben, der ihm jedoch die eigentliche Führung größtentheils überließ. Auch war der Herr Geheimefinanzrath von Beyer eine Zeitlang Mitglied der Direkzion, von der er ſich jedoch bald wieder entfernte. Der jetzige Herr Geheimerath Bertram ward expedirender Sekretär des Theaters, und hatte, als ſolcher, auch die Kaſſe unter ſich, deren Führung er aber, nach kurzer Zeit, dem Herrn Kammerſekretär Jacobi überließ. Inſpektor ward Herr Lenz. Juſtiziarius und Konſulent des Theaters, der Herr Geheimerath von Warſing.

Herr Profeſſor Engel leiſtete in der That mehr, als Kenner der Schwierigkeiten, die er zu bekämpfen hatte, fodern durften. Es iſt für die Bildung derjenigen, die von einem ſol-

chen Muſter zu lernen fähig ſind, ſehr zu bedauern, daß ſeine äußerſte Abneigung von aller Ruhmſucht und Eitelkeit ihm nicht erlaubt hat, eine Darlegung ſeiner Verwaltung abzufaſſen. Der Raum dieſer Blätter geſtattet, aus vielen Verdienſten nur einiger zu erwähnen, wie ſie einem wenig haltbaren Gedächtniſſe die Eingebung des Augenblicks in die flüchtige Feder führt. Der neue Direktor erhöhte den Werth der Geſellſchaft, indem er derſelben Talente zuführte und ausbildete, die noch jetzt zum Theil ihre Zierde ſind. Er gebrauchte dieſe Talente ſo, daß ihre gegenſeitige Unterſtützung dem Kenner nicht ſelten den lang erwünſchten Genuß einer gründeten in einander greifenden Vorſtellung gewährte. Er erweckte und nährte das Gefühl für richtige Deklamazion, für den feinen ungekünſtelten Ton der Unterhaltung, für wahren und anſtändigen Ausdruck der Leidenſchaft. Er traf eine geläuterte Wahl der Stücke, er wachte für den Dichter, in Augenblicken wo dieſer geſchlafen hatte, verbeſſerte mit eben ſo ſchonender als weiſer Hand, was den Dichtungen abging, um den billigen Foderungen des Geſchmacks zu genügen, und war immer bereit, ihre verſteckten ſchwer zu erreichenden Schönheiten, ſeinen Schauſpielern zu

entwickeln, und dieſe zu belehren, was ſie thun müßten, um ſich und den Werken, deren Aufführung ihnen vertraut war, Ehre zu machen. Dieſe letzte Geſchicklichkeit, deren Erwerbung ihm vielleicht nicht ſauer geworden war, weil es ihm eben ſo leicht fiel, fremde Gedanken zu faſſen, als die ſeinigen verſtändlich zu machen, glänzte vor allen übrigen ſeiner Eigenſchaften hervor, und war unſtreitig ſein gemeinnützigſtes Verdienſt, von welchem ſehr zu wünſchen iſt, daß es jeder Direktor erreichen möchte, das aber ſchwerlich einer übertreffen wird. Wie es ſcheint, waren die Zuſchauer ſcharfſichtiger dafür, als die Schauſpieler. Wenigſtens gebrauchten dieſe, wie reiche Leute zu thun gewohnt ſind, nicht jederzeit den ihnen offen ſtehenden Schatz; und nur ein ſchöner weiblicher Genius, an dem ſelbſt der Eigenſinn reizend geweſen ſein würde, ließ ſich keine Anſtrengung verdrießen, jede Anlage, mit welcher die Natur ſie ſo reichlich ausgeſtattet hatte, nach den Regeln der Kunſt in ſich auszubilden, und den Vorſchriften der Kritik bis dahin zu folgen, wo die glückliche Beſiegung aller vor ihr aufgeſtellten Schwierigkeiten den Kenner wie den Laien zur Bewunderung hinreißt. Aber wir dürfen hier der Verſuchung nicht erliegen, über

die Schülerin den Lehrer zu vergeſſen. Er ſorgte für die Befriedigung des muſikliebenden Publikums durch Annahme vorzüglicher Sänger und Sängerinnen, durch Vermehrung und beſſere Bezahlung des Orcheſters, durch Anſetzung eines neuen Muſikdirektors, des Herrn Weſſely, und da dieſer allen Obliegenheiten ſeines Amtes nicht vorkommen konnte, durch Hinzufügung eines nur allzu thätigen, ſeine Kunſt leidenſchaftlich liebenden Mitdirektors, des Herrn Weber. Ein ſehr glücklicher Verſifikateur, Herr Herklots, ward Theaterdichter, und übernahm als ſolcher, nicht nur die Verfertigung einiger gelegentlicher Theaterreden und Prologe, ſondern überſetzte auch einige der beſten italieniſchen und franzöſiſchen Opern, und legte fremder Muſik einen beſſern Text unter, als womit das übrige Deutſchland ſich begnügen muß. Endlich ſorgte Herr Profeſſor Engel, bei der Kleinheit des Hauſes, der Beſchränktheit der Bühne, und den mannichfachen Fehlern ihres Baus, die allen Äußerungen der Pracht zu widerſprechen ſchienen, dennoch auch für die Befriedigung des Geſichts. Das Studium des Herrn Rektor Meil unterſtützte ihn in einer ſo richtigen und geſchmackvollen Angabe des Koſtüme, als außerhalb Paris wol

ſchwerlich ſtatt findet, und ſelbſt auf den erſten Pariſer Theatern nicht immer mit gleicher Treue beobachtet wird; und an Herrn Verona entdeckte er einen Theatermaler, deſſen Einbildungskraft mit ſeiner Praktik gleichen Schrit hielt, der in der Ausführung ſo ſchnell und unermüdet war, als in der Erfindung, dem der Verſtand nur ſeine Foderungen vorlegen durfte, um auf Befriedigung rechnen zu dürfen, der den Zuſchauern, nach einem Gleichniſſe Hamlets, in der Einſperrung einer Nußſchale, die Herrſchaft über einen unendlichen Raum vorzuſpiegeln wußte, auf der allerwiderſtrebendſten Bühne Erſcheinungen hervorgebracht hat, die für das Werk einer Zauberei gelten mögen.

Was fehlte einem ſolchen Vorſteher, um ſelbſt dem ſcharfſinnigſten Tadel alle Zufuhr abzuſchneiden? — Ein Schauſpielhaus und Geſundheit.

Das Haus auf dem Gendarmenmarkte war, wie ſchon erwähnt iſt, zum Behuf franzöſiſcher Schauſpiele erbaut, die wenig Perſonen haben, keinen weiten Umfang erfodern, und in einem Lande, wo die franzöſiſche Sprache zwar bekant, aber nicht einheimiſch iſt, bei weitem ſo viel Zuſchauer aus den niedern

Ständen nicht anlocken, als ein Nazional-Schauspiel, welches außer dem Verstande auch zu den Sinnen redet, und nicht bleß das Ohr, sondern auch das Auge beschäftigt. Es genügte selbst seiner ursprünglichen Bestimmung nicht. Es ist zu wünschen, daß es einem vollkommneren Gebäude Platz mache, daß aber ein treuer Abriß desselben als belehrendes Muster aufgestellt werde, welche Fehler ein Baumeister vermeiden muß, der ein Schauspielhaus zu errichten unternimmt; denn es ist, wenn wir nicht sehr irren, ein ziemlich vollständiger Inbegriff aller möglichen Unvollkommenheiten. Der Platz für die Zuschauer ist klein, und man hört schlecht und sieht bei weitem nicht überall. Die Bühne ist weder breit noch tief, aber die Öffnungen, in welchen die Kulissen fortgeschoben werden, sind es so sehr, daß ein ausgleitender Fuß den Körper bis an die Mitte hineinstürzen und Beinbrüche verursachen kan; von Verrenkungen hat man Beispiele. Das Haus ist hoch, und doch läßt sich keine Erleuchtung desselben anbringen, ohne den oberen Sitzen die Aussicht auf das Theater zu erschweren; so daß diese Welt im Kleinen, wie man der Welt im Großen vorwirft, nur zwischen Verblendung und Verfinsterung zu wählen hat. Die Länge der

Schaubühne kan nicht über vier Kuliſſen ausgedehnt werden; und doch iſt das Proſzenium ſo ſchmal, daß die Stimme, anſtatt vorwärts geleitet zu werden, zurückfällt. Die Kuliſſen ſelbſt ſind ſo wenig breit, daß man ihr Ende bemerkt, und doch iſt zwiſchen ihnen und der Grenzmauer des Gebäudes der Raum nicht hinlänglich, daß zwei Perſonen bequem neben einander gehen könnten. Es läßt ſich keine Verſenkung von irgend beträchtlicher Größe anbringen, weil die Balken unter der Bühne, welche man doch undurchſagt laſſen muß, nicht in die Breite, ſondern in die Länge laufen. Die Vorhänge liegen ſo dicht auf einander, daß ſich ihre Stricke faſt bei jedem Gebrauch verwirren, und Vorhang und Strick zerriſſen werden, um der Zögerung ein Ende zu machen. Die Garderoben ſind nicht hinter der Bühne, ſondern hinter den Plätzen der Zuſchauer, und ſetzen, aller andern Unbequemlichkeiten zu geſchweigen, die leichtbekleideten erhitzten Schauſpieler an jedem kühlen Tage der Erkältung aus, indem ſie einen langen Gang antreten müſſen, um zu einer hinreichenden Bedeckung zu gelangen, oder ſich umzukleiden. Das Haus hat an jedem ſeiner vier Seiten nur einen Ausgang, und doch kan keine Thür ſich öffnen, ohne unangenehmen

Durchzug der Luft zu erregen; doch zittert der Zuschauer im Winter vor dem Hinaufrollen der Decke, die zwischen ihn und die Absicht seines Besuchs trit. Man könnte ohne Zweifel noch mehrere unheilbare Fehler dieses Gebäudes angeben; aber diese sind schon hinlänglich es zu verdammen; und wem sie es nicht sind, dessen danaidisch leere Schale mag wahrscheinlich durch kein hinzu gefügtes Gewicht zum Sinken gebracht werden. Ueber die Mängel eines solchen Hauses kan sich vieleicht der Zuschauer teuschen, dem ein guter Platz zu Theil ward, aber der Schauspieler und der Schauspieldirektor kan es nicht. Sie sind seiner Kunst, seiner Gesundheit, seiner Einnahme, und daher in jeder Rücksicht der guten Laune hinderlich, ohne welche die Hervorbringung eines schönen Kunstwerks nicht gelingt. Es hieße den Verstand der Leser beleidigen, wenn man ihnen erst beweisen wollte, wie viel folglich auch das Publikum dabei verliert. Doch erfodert die Gerechtigkeit, Eines Nachtheils besonders zu erwähnen, weil er oftmals Beschwerden gegen die Direkzion veranlaßt, welche aller Billigkeit nach größtentheils das Haus treffen sollten. Die oftmalige schnell auf einander folgende Wiederholung neuer, mit Beifall aufgenommener

mener Stücke, welche Personen, die das Theater gern zu ihrer täglichen Unterhaltung machen möchten, wider ihren Willen aus demselben entfernt, und kunstliebenden Schauspielern selbst Ekel gegen Rollen einflößt, die ihnen zu mechanisch werden, um eine angenehme unwillkürliche Anstrengung ihres Geistes zuzulassen, und sie zu dem Trägheits-Gefühl des Handwerkers verleitet, ist eine Folge der Nothwendigkeit, den Ansprüchen einer großen Stadt zu genügen, die auf einen kleinen Raum beschränkt, nur nach und nach befriedigt werden kan. Daß eine solche auf Pflicht gegründete Gewohnheit endlich Liebe zur Unthätigkeit weckt und nährt, wo sie nicht statt finden sollte; daß ein lange verdrängtes altes Meisterstück aus der Reihe der gangbaren verschwindet, und ein mittelmäßiges allmählich zum Nachtheil der Kasse seine Stelle einnimmt, die es zum Vortheil derselben erhielt; ist freilich leicht zu ermessen, aber unstreitig auch leichter zu tadeln als abzuändern, so lange Verhältnisse stärker als Menschen sind. Sogar Stücke die misfallen, dürfen bloß in sehr entschiedenen Fällen, nach der ersten ungünstigen Aufnahme bei Seite gelegt werden, weil der Theil des Publikums, welcher sie verwarf, ein zu geringes

Häufchen gegen die Menge iſt, welche Recht und Willen hat, darüber zu urtheilen; und weil, wenn irgend Koſten auf ein Stück verwandt wurden, Eine Vorſtellung deſſelben durchaus nicht hinreicht, die Direkzion, welche bei ihrer Wahl gewiß durch die Erfahrung geleitet ward, daß nicht beſſere Kunſtwerke Billigung und Zulauf erhielten, zu entſchädigen. Rechnet man hinzu, welchen Verluſt die Theaterkaſſe durch Zurückweiſung der Zuſchauer erleidet, die an feſtlichen, der Volksmuße geweihten Tagen, bei Vorſtellung beliebter Stücke, oder dem Auftrit berühmter Schauſpieler, keinen Platz finden, und durch öftere Erfahrungen fruchtloſer Verſuche wol gar auf alle Folgezeit entfremdet werden; ſo ergiebt ſich, daß Berlin manchen trefflichen Künſtler entbehren muß, deſſen Anſprüche ſeine Beiträge reichlich befriedigen würden, wenn es dem einzigen Schauſpielhauſe, deſſen Zugang gegen Bezahlung offen ſteht, nicht an Raum zur Aufnahme williger Beſucher gebräche; und daß der Preis des Parterre, welchen eine ziemlich allgemeine Übereinkunft in Deutſchland auf einen halben Gulden geſetzt hat, in dem ſonſt nicht übertheuerten Ort, auf einen halben Thaler erhöht werden mußte, damit die Einnahme der

Ausgabe einigermaßen gleich gestellt würde. Aber Herrn Professor Engel erlaubte seine Gesundheit, die durch Geistesanstrengung und den Besuch eines solchen Hauses immer mehr gefährdet ward, keinen ihm genügenden Gebrauch, selbst der beschränkten Mittel, die ihm zu Gebote standen. Zu seiner Erleichterung übertrug er zwar Herrn Fleck die Regie, und erhielt an ihm einen treuen Theilnehmer seiner Sorge. Da er sie aber immer noch mit ganzer Seele umfaßte, so ward sie deswegen nicht leichter. Unzufriedenheit, deren gerechte Quellen er nicht abzuleiten vermochte, Undankbarkeit, die vielleicht um so viel schmerzlicher war, weil er das Bewußtsein hegte, sie nicht veranlaßt zu haben, machten ihm jede Beschäftigung mit der Bühne zuwider, und bewogen ihn zu dem lebhaften Wunsch, seines Vorsteheramtes entlassen zu werden. Er äußerte ihn mehr als einmal, und drang endlich so sehr auf die Erfüllung seines Gesuchs, daß es dem gern erhörenden Monarchen unmöglich fiel, ihn länger vergeblich bitten zu lassen. Er bewilligte zugleich, auf Herrn Professor Engels Vorschlag, daß Herr Professor Kamler als Direktor, und Herr Fleck als Regisseur, die Bühne, bis zur vorbehaltenen Ansetzung eines neuen Direktors,

fortführen durften, und gestattete Herrn Professor Ramler, sich, zur Bestreitung der ökonomischen Angelegenheiten, der Beihülfe des Herrn Geheimeraths von Warsing zu bedienen. Um zu beurtheilen, was diese für die Bühne gethan haben, ist es unvermeidlich, einen Blick auf die vorzüglichsten Mitglieder der Gesellschaft zu werfen, welche Herr Professor Engel hinterließ, und auf den Gebrauch, den er von ihnen machte.

Im Schauspiel theilten Madam Baranius und Madam Unzelmann die Rollen der ersten Liebhaberinnen und glänzenden Soubretten; und es würde selbst der Einbildungskraft schwer fallen, ein Paar anzugeben, das im Lustspiel auf eine angenehmere Weise gegen einander abstäche.

Madam Baranius ist eine entschiedene Blondine, und besitzt alle Reize, welche dieser Frauenzimmergattung zukommen. Eine blendend weiße Haut, jugendlich gefüllt und gewölbt, ein unschuldiges freundliches hellblaues Auge, das selbst dem Ausdruck des Muthwillens einen verführerischen Anstrich von Heiligkeit giebt, Haar, dessen Farbe neben jener Haut dunkel scheint, und, bei allen Vorzügen der Weichheit und Glätte, den Fehler vermei-

det, dem Geſicht einen Ausdruck der Mattigkeit und Erſchlaffung zu geben, ſind freilich Schönheiten, die immer mehr gewinnen, je näher man ihnen ſteht, und gewiſſe Feinheiten der Züge gehn in einiger Entfernung durchaus verloren. Doch würde Guido nach einem ſolchen Modell für die Gottverwandte gegeizt haben, die er am liebſten malte, und ohne Maler zu ſein, iſt das, was man ſieht, wie weit man auch davon getrennt iſt, immer noch bezaubernd, zumal, da eine gewiſſe Weichheit und Rundung der Bewegungen, die nur auf der Bühne einen ſo freien Spielraum haben, nur hier Gelegenheit finden, in ſo mancherlei fantaſtiſchem Gewande zu erſcheinen, und der Silberlaut einer nie kreiſchenden, auch in ihren tiefſten Tönen rein und klingend ausſprechenden Stimme, dieſer Geſtalt zuſagen, und mit ihr im vollendetſten Ebenmaaße ſtehn. Sanfte Rollen der leidenden innigen Liebe, einer Desdemona, einer Ines, konnten daher ſchwerlich eine beſſere Repräſentantin erhalten; und wo es der Vortheil des Dichters erſoderte, daß die Heldenzüge, welche er ſeinen Frauenzimmern nicht immer behutſam genug verliehen hatte, vor aller Ausartung in männliche Unverſchämtheit geſichert bleiben ſollten,

zum Beispiel in der Elvira in Rolla's Tode, und in der Virago des Meißnerschen Johann von Schwaben, da wurden sicherlich durch diese Schauspielerin seine kühnsten Wünsche und Erwartungen übertroffen. Auch lebhafte Rollen entkleidete sie von allem Verdacht der Bosheit; die Akzente ihrer Unschuld waren so rein von allem Doppelsinn, wie der Aufblick ihres Auges; und die treuherzige Einfalt, in deren Darstellung sie so glücklich war, erregte immer den Wunsch und die Gewißheit, sie belehren zu können, und sank nie zu dem Ausdruck der stumpfsinnigen Dummheit hinab, an deren Ausbildung man verzweifeln muß. Sie war Meisterin in den Äußerungen der Koketterie, von welcher es scheint, daß sie die Natur dem weiblichen Geschlecht verliehen habe, um die Männer glücklicher zu machen, eines Wunsches zu gefallen, der wohl etwas mehr verspricht als hält, und den Fehler, wenn es einer ist, mit der Sonne gemein hat, daß er seine freundlichen Stralen, deren der Gute kaum würdig genug ist, etwas zu freigebig auch über die Bösen verbreitet: aber von aller Herzlichkeit entfremdet durften diese Äußerungen nicht sein, wenn sie ihr gelingen sollten; ein bloßer flüchtiger Sinnenrausch, der Ehr-

ſucht und dem Stolz untergeordnet, und von Ausbrüchen gehäſſiger Leidenſchaften begleitet, widerſprach den Anſtrengungen ihrer Kunſt; und wir ſehen z. B. in ihrer Adelheid von Weißlingen eine reizende Witwe, des beneidenswürdigen Franz Geliebte, aber nicht den Teufel, der Adelberts Leben vergiftete, nicht die ränkevolle Leiterin eines geiſtlichen Hofes, und die hochfahrende Beherſcherin eines kaiſerlichen Gemüths.

Madam Unzelmann hat lichtbraunes Haar, ein großes durchdringendes dunkelblaues Auge, und eine ſo zierliche Geſtalt, daß es gänzlich von ihr abhängt, wie viel jünger ſie auf der Bühne ſcheinen will als ſie iſt, und daß höchſt wahrſcheinlich irgend jemand, der gern die Gegenſtände beim rechten Namen nennt, ihrentwegen den Ausdruck ſchönes Kind erfunden haben würde, wenn ihn die Sprache nicht ſchon gehabt hätte. Lebhafte Rollen, deren Lebhaftigkeit größer iſt als ihre Unſchuld, ohne dieſe jedoch verdächtig werden zu laſſen, der Ausdruck des heiteren unbefangenen Witzes, die Naivetät, die mit dem Bewußtſein einer unfehlbaren Herrſchaft über Männerherzen verbunden, kein großes Gewicht auf leichte Siege legt, keinen Fallſtrick befürch-

tet, und wenn ein solcher unverschämt genug ist, sich zu zeigen, ihn mit einem einzigen Blick zerreißt, und sich aller Vorzüge des grossen Tons zu bedienen weiß, den sie nie verleugnet, sondern sich seiner höchstens nicht bedient, wenn sie dessen nicht bedarf, um ihn zu rechter Zeit desto geltender zu machen, kan unmöglich reizender dargestellt werden. Wie viel das Lustspiel durch sie gewinnen müsse, bedarf keines Erweises. Eine bessere Minna ist nicht zu wünschen. In solchem Munde wird nichts gemein. Die zweideutigste Rede ist keiner andern Auslegung fähig, als die ein reiner unbefangener Blick ihr ertheilt. Gurli und das Mädchen in Göthens Geschwistern sind schöne Beispiele für die Wahrheit dieser Bemerkung. Aber jugendliche Rollen im Trauerspiel, wenn ihr Heldenmuth nur nicht immer allein spricht sondern seine Waffen von der Liebenswürdigkeit entlehnt, und mit Gefühlen der Liebe abwechselt, oder auf seiner höchsten Stufe einen Anstrich derselben beibehält, die Kora in Kotzebue's Sonnenjungfrau, Unzers Leonora, die Konstanze in Hagemeisters Johann von Procida, Zschokkens Zauberin Sidonia, geben ihr nicht minder Gelegenheit zu bewähren, zu welcher Vollkommenheit natürliche Anlagen, durch

Beihülfe der Kunſt ausgebildet werden können. Die wahnſinnigen Szenen der Ophelia ſind ihr Triumf. Der erfahrene Beobachter der Verrücktheit mag an ihrer allgemein bewunderten Nina vielleicht etwas zu viel Bewußtſein bemerken, und den Kuß, der ihren Sinnen die Eintracht wiedergiebt, für die Hervorbringung einer ſolchen Wirkung etwas zu kurz aufgedrückt finden: immer bleibt es ausgemacht, daß keine entſprechendere Geſtalt, kein zugleich ſo wahrer und ſo reizender Ausdruck für ein Mädchen in dieſer Stimmung angegeben werden könnte; und die bedächtige Schauſpielerin mag dem Tadler antworten, daß ſie den tiefern Eindruck, deſſen alle Herzen fähig ſind, einer Nachbildung vorziehen dürfe, deren Ähnlichkeit nur wenige Kunſtverſtändige ermeſſen können; und daß die Pflicht, der Schicklichkeit mehr noch als der Wahrheit treu zu bleiben, ſie bewogen habe, den wiedergefundenen Geliebten keinen Augenblick länger zu umarmen, als dem tragiſchen Gefühl erlaubt iſt, ohne dem Verdacht der Beimiſchung einer wollüſtigen Empfindung ausgeſetzt zu ſein. Überhaupt muß man ſich ſehr in Acht nehmen, dieſe Schauſpielerin nach der erſten Bekantſchaft mit ihr beurtheilen zu wollen.

Denn schon die große Leichtigkeit ihrer Bewegungen, ihre von aller Ziererei entfernte Deklamazion, die kluge Aufsparung ihrer Kräfte für große Wirkungen, und ihre sorgfältige Befolgung der Regel Hamlets, daß die Bescheidenheit der Natur nicht überschritten werden dürfe, und mitten in dem Strom, dem Sturm, und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, dem Wirbelwinde der Leidenschaften eine Mäßigung beobachtet werden müsse, die alle zu scharfen Ecken ausschließt, können sie, in Vergleich mit Schreihälsen, die eine Leidenschaft in Fezen zerreißen, das Trommelfell der Gallerie zersprengen, das Gekreisch der Poltergeister überschmettern, und den Herodes überherodiren, leicht etwas zu zahm, und disseits des Karakters erscheinen lassen, welchen sie zu schildern übernommen hat. Dazu kommt noch eine Feinheit, deren sie sich vieleicht selbst nicht einmal deutlich bewußt ist, welcher sie aber unwillkürlich treu bleibt, und die der Kenner um keinen Preis vermissen möchte, wenn er gleich die Künstlerin zuweilen weniger glänzen läßt, als sie glänzen könnte. Nehmlich die Lebhaftigkeit ihres Spiels steht immer im Verhältnis mit dem ihres Mitspielers, den sie gern parodirt, wenn es ihre Rolle erlaubt, und

zu dem sie sich zuweilen herabläßt, wenn es ihr unmöglich fällt, ihn zu sich empor zu heben. Dadurch sichert sie den angenehmen Eindruck der Teuschung, den sonst große Schauspieler leicht zerstören, und, indem sie Bewunderung erwerben, die Theilnahme schwächen, welche dem Ganzen gebührt. Aber eben deswegen kan der fremde Zuschauer, der sich erinnert, eine besser unterstützte Schauspielerin hervortretender erblickt zu haben, in seiner Meinung die Bescheidene der Glücklicheren nachsetzen. Er wird aber seinen Irrthum einsehen, sobald eine veränderte Besetzung der Nebenrollen jene in den Stand setzt, mit dieser zu wetteifern, ohne ihre Gefährten aus dem Auge zu verlieren; und, bei näherer Vertraulichkeit mit einem Spiel, das seine kleinsten Züge nicht ohne Bedeutung ausspendet, auch in sich selbst einen zarteren Sinn für Wahrheit und Schicklichkeit ausbilden, und dem Verlangen nach greller Farbenmischung entsagen lernen, das von jeher das Kennzeichen eines ungeläuterten Geschmackes war. Eine anhaltende Heiserkeit, von der Madam Unzelmann vor einigen Jahren befallen ward, hat sich so gänzlich verloren, daß sie ihr jetzt nur die Übernahme großer Singrollen untersagt, und folglich, höchst erwünschter Weise,

dem Schauspiel, das ihrem Talente eine würdigere Gelegenheit sich zu entwickeln beut, eigenthümlicher macht, als den faden Operettenrollen, an denen sie, aus zu weit getriebener Gefälligkeit für den Geschmack des Publikums, ihre schöne Kunst mit vorzüglicher Liebe verschwendete. Ein gerechtes Lob, das ihr und der Madam Baranius in gleichem Grade zukommt, ist die Bemerkung des unermüdlichen Eifers, womit beide, mehrere Wochen hinter einander, ohne die Rast eines einzigen dazwischen fallenden Tages zu genießen, in Hauptrollen auf der Bühne erschienen, und sich weder durch deren häufige Wiederholung, noch durch ein oftmals leeres Haus, abhalten ließen, den ganzen Zauber ihrer Geschicklichkeit aufzubieten, oder höchstverzeihlicher Laune Raum zu geben, und sich durch Vorwand einer erheuchelten Unpäßlichkeit dem Vergnügen der Zuschauer zu entziehn. Vielmehr haben beide oft durch den Schein eines Wohlbefindens getäuscht, dessen sie nicht genossen, und ihre Gesundheit mehr aufs Spiel gesetzt, als sie vor sich selbst verantworten konnten, wie denn z. B. die vorerwähnte Heiserkeit der Madam Unzelmann eben dadurch so gefährlich ward, weil sie den ersten Anmeldungen derfel-

den über Vermögen widerstand. Auch sind beide Meisterinnen in der Kunst sich zu kleiden, und weichen keiner Schauspielerin auf den größten Theatern Europens an geschmackvoller Wahl und glänzender Pracht, zu deren Kosten die Garderobengelder freilich nicht hinreichten, und durch die ihr in Deutschland nicht unbeträchtlicher Gehalt sehr zusammenschmolz. Der strenge Kunstrichter schüttelte zuweilen den Kopf darüber; aber die große Welt, die Jugend und das schöne Geschlecht sprachen laut dafür: und wo ist die Brust, in welcher nicht eine dieser Stimmen etwas gelten sollte?

Madam Herbt ist vortheilhaft gewachsen, hat aber weder Gewalt der Stimme, noch Theaterfestigkeit, und wird daher in neubesetzten Stücken nur zu Nebenrollen gebraucht.

Madam Müller tritt selten im Schauspiel auf, aber gefällt, wenn sie auftrit. Jugendliche, unbefangene Liebhaberinnen, die Tochter im Kind der Liebe, das neugierige Fräulein in Siri Brahe, haben ihr den Beifall der Kenner erworben.

Mamsell Züpel besaß Gestalt, Lebhaftigkeit und Sprache, um eine vortreffliche Subrette zu werden, und verdiente in der That schon eine gute Subrette zu heißen. Auch

lag etwas sehr rührendes in dem Ton ihrer Stimme, die in der Tochter in Allzuscharf macht schartig, und in Scheinverdienst, grade zum Herzen ging.

Madam Fleck war, als Herr Professor Engel die Direkzion niederlegte, nur noch Anfängerin, versprach aber sehr viel, und hat in zärtlichen naiven Liebhaberinnen des Lustspiels, z. B. in der Tochter der Natur, in der erkannten Tochter der ehelichen Vergeltung, in kurzer Zeit, viel geleistet. Ihre unschuldsvolle sanfte Bildung, ihr liebliches Organ, ihre vorwurfsfreie Lebhaftigkeit, ihr reiner Sinn, berechtigen zu noch gröſseren Erwartungen, und werden sie wahrscheinlich auf einer Stufe des Verdienstes nicht stehn lassen, die für manchen andern schon sehr erwünscht sein würde.

Mamsell Altfilist besitzt viel von der Natur; ein sprechendes Auge, eine wohlgezeichnete Stirn, eine Fülle rabenschwarzen Haares, eine höchst angenehme Tiefe der Stimme, einen gesunden Wuchs. Nichts fehlt ihr als Kenntnis ihrer Kräfte und Vertrauen zu ihnen, um glückliche Fortschritte in einer Kunst zu machen, zu deren Studium sie berufen scheint. Die Klippe, vor der sie sich in Acht zu nehmen hat, ist die Gefahr, eine Blö-

digkeit, welche ihr im Wege iſt, mit einer Dreiſtigkeit zu vertauſchen, die den Ausdruck des Trotzes und des Muths, der aus ihren Zügen ſo ſtark hervortrit, leicht jenſeits der Grenzen der anſtändigen Weiblichkeit verführen könnte. Gelingt ihr die Haltung der Mittelſtraße, und bildet ſich ihre Deklamazion zu einer verſtändlichen Leichtigkeit, ſo muß ſie als kecke muthwillige Zofe eben ſo ſehr gefallen, wie ſie jetzt als raſches Bauermädchen, z. B. als Röſe in der Tochter der Natur, wenig zu wünſchen übrig läßt. Bis dahin ſind Knabenrollen, denen ihr Wuchs in höchſter Vollkommenheit entſpricht, ihre vorzüglichſten, und es iſt vielleicht unmöglich, den Reiterjungen Georg in Götz von Berlichingen, wo ſie durch Lebendigkeit und Wahrheit ihre Mitſpieler faſt verdunkelte, treffender darzuſtellen.

Madam Böheim ſpielt Bürgerfrauen mit Innigkeit und Einſicht. Dieſe Einſicht verleugnet ſich auch in Damen von Stande und tragiſchen Müttern nicht; aber es iſt etwas in ihrem Benehmen, und ſelbſt in dem Ton ihrer Stimme, das ihr nicht erlaubt, dem Ideal zu genügen, welches ihr unverkennbar vorſchwebt, und das den Zuſchauer unbefriedigt läßt. Doch bleibt ſie rein von aller Übertreibung, und be

schränkt sich klüglich lieber auf die Wirkung, die ein besonnener Vorleser hervorbringen würde, als daß sie durch übermäßige Anstrengung, die Gefahr untergehen sollte, widrige Empfindungen zu erregen.

Mamsell Döbbelin hat Verstand, aber ein nicht ganz reines Organ, und seit mehreren Jahren zuviel Fülle des Körpers für trägische oder rührende Rollen. Sie spielt daher am liebsten Karikaturen, und wird am liebsten darin gesehen.

Madam Greibe hat eine glückliche Gestalt, Sprache und Gewandheit zu niedrig komischen Weibern.

Herr Fleck ist allgemein bekant. Ein eben so angenehmes als starkes Organ von seltnem Umfang, ein funkelndes Auge, ein bedeutender männlicher Kopf, eine feste Gestalt, und ein anhaltendes eifriges Studium des Gebrauchs solcher, für die Bühne höchst wünschenswürdigen Eigenschaften, berechtigen ihn zu den ersten tragischen, und zu den Karakterrollen des Lustspiels, und erwerben ihm Beifall. Er hat eine sehr natürliche Sprache in seiner Gewalt, eine große Mannigfaltigkeit; er wagt kühne Übergänge, und führt sie mit unerschütterlicher Gewißheit aus; sein Feuer verläßt ihn nie,

nie, und sein immer reger Beobachtungsgeist und Scharfsinn überraschen den erstaunten Zuschauer oft durch genialische Züge, durch Deklamazion und Spiel, deren sich der Leser schwerlich versehen hätte. Oft überzeugt die Wahrheit seines Gefühls; nicht selten . essen verdiente Autorität; und wer gewisse lang genährte Vorurtheile selbst einem solchen Beispiele des Gegentheils nicht aufzuopfern vermag, sieht sich wenigstens genöthigt, das Gewicht der Gründe zu ehren, die seiner Meinung widersprechen, und solche einer neuen Prüfung zu unterwerfen. Die Angabe seiner vorzüglichsten Rollen würde das Verzeichnis der besten Schauspiele umfassen. Der unangestrengten Erinnerung sei es genug, Schillers Fiesko, Meißners Palm, Iffands Oberförster, als solche zu nennen, in denen er ungetheilte Bewunderung erhielt. Eine ganz niedrig komische Rolle, die keinen Zusatz solcher Eigenschaften hat, welche einen Schauspieler, der Herz oder Geist geltend zu machen gewohnt ist, reizen können, sie zu übernehmen, Brandes geadelter Kaufmann, wird gern von ihm gesehen. Auch gefällt er in ländlichen Alten, die er im schlesischen Volksdialekte spielt, z. B. im Amtmann in Iffands alter und neuer Zeit, und besonders in dem treuherzigen Schulmeister

in Engels Geburtstage, einer Nachspielsrolle, die durch Flecks Darstellung, keiner eines gröſseren Stückes weicht.

Herr Mattausch spielt erste feurige Liebhaber, und weicht an schöner Gestalt, an Freimüthigkeit, an Lebhaftigkeit, keinem Liebhaber der deutschen Bühnen; er übertrift vielleicht alle an glücklicher Gabe, niemals, auch nicht in der längsten deklamatorischen Rede, in den Predigerton zu verfallen.

Herr Czechtitzky spielte gesetzte Liebhaber. Ein durchdringendes Auge, ein äuſserst wohlklingender, in seinen leisesten Tönen durchaus verständlicher Tenor, der Anstand eines Weltmanns, durch immer geschmackvolle und zierliche, nie gezierte Wahl der Kleidung unterstützt, für deren Pracht, wo sie seiner Rolle entsprach, ihm keine Ausgabe aus eignen Mitteln zu hoch schien, ein gesunder Wuchs, dem die Fülle eines derben Fleisches nicht übel lieſs, ein Gedächtnis von seltner Fassungskraft und Treue, und eine unerschütterliche Theatersesligkeit, erwarben ihm, besonders in Rollen, die Witz und Laune erforderten, z. B. in dem launichten Liebhaber in der Entführung, im Hauptmann in stille Wasser sind tief, in dem Sohn in Allzuscharf macht schartig, verdienten Beifall; weil ein flüchtiger

Wink, ein unerkünſtelter Tonfall, eine leichte Bewegung, bei ihm bedeutend wurden, und ſich ſtark genug auszeichneten, um Verlegenheit, Verwunderung, Misbilligung, oder Ironie dem Zuſchauer ſichtbar werden zu laſſen, ohne daß er dabei ſo lange verweilen durfte, daß es unnatürlich geweſen ſein müßte, wenn ſolche nicht auch ſeinen Mitſpielern aufgefallen wären. Eben deswegen gelangen ihm auch die Rollen der feinen, gewandten, leiſe auftretenden wollüſtigen Böſewichter; indem man wirklich an ihnen gefällige Vorzüge des Geiſtes, des Körpers und der Erziehung bemerkte, die es bedauern ließen, daß eine unglückliche Richtung der Grundſätze ihnen nicht geſtattete, zum Guten zu wirken. Sein Jago, ſein Sekretär Wurm in Kabale und Liebe, waren glücklich ausgeführte Gemälde in dieſer Gattung. Wußte er aber ſo viel Leben in die Ruhe zu bringen, ſo darf man ſich nicht wundern, wenn ſeine Heftigkeit einem Theile der Zuſchauer dann und wann zu leidenſchaftlich, ſein Ausdruck der Erhabenheit zu pomphaft, ſeine Überredung zu redneriſch, wenigſtens ſein Benehmen und ſeine Deklamazien gegen die ſeiner Mitſpieler zu abſtechend, oder ſein ſprechender Blick, wo er ſich nur mit ſeiner geheimen Seele berathſchlagen ſollte, zu mittei-

lend schien; indessen er, des innern Gefühls, das ihn durchströmte, sich bewußt, der Wahrheit selbst zu huldigen glaubte, da er jenen Eingebungen sich überließ.

Herr Bettmann spielt jugendliche Liebhaber, wobei ihm eine hübsche Figur zu Statten kommt.

Herr Unzelmann ist einer der ersten komischen Schauspieler Deutschlands, und würde auf jeder Bühne gefallen. Ein Anstrich der Wohlhabenheit und Rechtlichkeit giebt seiner Darstellung niedriger Stände etwas, das man gern hat und alle Gemeinheit von ihm entfernt, ohne der Wahrheit Eintrag zu thun, welche die Bühne nachahmen darf. Gute Laune, Treuherzigkeit, einfältige Verschlagenheit, Neugier, Verlegenheit, die gerade so aussieht als wäre sie das Element des Mannes, der sich in ihr befindet, leichter Sinn, Schwazhaftigkeit, die zwar dann und wann den Souffleur erwartet, aber seinen Vorschuß eben so schnell ausgiebt als sicher empfängt, und was sonst das Zwerchfell erschüttern und die Stirn entrunzeln kan, wird treffend in ihm dargestellt; und nur zuweilen, aus zu großer Nachgiebigkeit gegen Personen, die lieber aus vollem Halse lachen als scharfsinnig beobachten, mit stärkeren Far-

den aufgetragen, als die treue Befolgung der Kunſt erfodert. In den Jahren männlicher Kraft, und mit beneidenswürdiger Mannigfaltigkeit ſpielt er alle Rollen, die keine zu frühe Jugend oder eine gewiſſe Schlankheit erfodern, welche durch Gewandheit des wohlgenährten Körpers nicht erſetzt werden kan; gefällt auch in ernſten, vorzüglich in Rittern des Mittelalters, und würde ſogar in tragiſchen und vornehmen, ſeiner Einſicht, ſeiner Vertraulichkeit mit der Bühne und ſeines wohlgewählten Anzuges wegen, ungetheilteren Beifall erhalten, wenn die unvergeßliche Erinnerung an komiſche, vielleicht vor wenig Abenden von ihm durchgeführte Karaktere, die Teuſchung nicht zerſtörten, die ein minder bekanter Schauſpieler mit ſolchen Mitteln hervorbringen würde. In der That ſcheint ſeiner Verſatilität alles möglich, außer der Vorſtellung eines Menſchen, der dem Hungertode nahe wäre, oder dem kein Tropfen Wein mehr ſchmecken wollte. Seine eigenthümliche Garderobe weicht an Reichthum und Vollſtändigkeit gewiß nicht einer irgend eines ſeiner Kunſtgenoſſen auf den glänzendeſten Schaubühnen Europens. Sein Anzug und ſeine Geſtalt ſind oft maleriſch. Er putzt ſich gewiß wo es erlaubt iſt, mit unter auch wol wo es nicht erlaubt ſein ſollte

Herr Kaselitz hat weniger Mannigfaltigkeit, aber wenn er an seinem Platze steht, nicht geringere Wahrheit des Spiels; weniger Prachtliebe, aber eben so viel Geschicklichkeit sich zu kleiden, und durch seine bloße Erscheinung, den Karakter anzukündigen, dessen Darstellung er übernommen hat. Er ist das eigentliche Gegenbild des Vorhergeschilderten, und beider Vorzüge werden nicht sichtbarer, als wenn sie nebeneinander stehn. Lang, hager, starr, unbehülflich, taub, trocken, einfältig, anstaunend, rechtschaffen, unbestechlich, gläubig, — das Gespenst eines Invaliden an Leib und Seele! Dieser Anschein der Beschränktheit des Geistes ist eben so sichtbar, wenn er eheliche Männer, als wenn er solche vorstellt, die es nicht sind, und gereicht beiden zu einer Entschuldigung, die der Menschenkenner statt finden läßt. Man sieht, es kommt nur auf die Stimmung der Umstände an, ob ein so organisirter Mensch den letzten Heller, ohne für sich zu sorgen, hergeben, oder glauben soll, den Besitz einer Tonne Goldes durch Hinzufügung eines Hellers vermehren zu müssen. Wenn diese Storchbeine gelenkig werden, so verlieren sie nichts von ihrer Steifheit, und der ganze Körper wird nicht bewegt, sondern wie ein Gliedermann fort-

geschoben. Man glaubt einen Elefanten auf dem Seile tanzen zu sehen. Man erinnert sich mit dieser Figur, die so befremdlich näher schreitet, vorlängst auf der alten wollenen Tapete eines verwüsteten Schlosses Bekantschaft gemacht zu haben, und erwartet immer, daß die Einfassung nachkommen werde. Mit einem Wort, das Ganze ist eine vollendete Karikatur, oder ein treffender wahrer Abdruck des alten Lebens, über welches die scharfe Sichel der Zeit gefahren ist; und man kan nicht umhin, dem Künstler zuviel Bescheidenheit beizumessen, wenn er der Unfehlbarkeit seines Eindrucks mistraut, und, durch zu häufige Abwechslung und Anstrengung der Geberden, den Zuschauer bemerken läßt, daß er nicht die Handlung selbst, sondern eine gesuchte Nachahmung derselben vor Augen habe.

Herr Reinwald steht keinem der Genannten an komischer Stärke nach, und hat eine ganz eigne Manier, mit dem höchsten Ernst und der abgemessensten Wichtigkeit, die in ihrem Leben nicht gelacht zu haben scheint, mit der bescheidensten, keinem Mitspieler vorgreifenden Haltung, ohne alle Zusätze und Übertreibung, in der anspruchlosesten Kleidung, die im gemeinen Leben nicht einfacher sein könnte, das

schallendste Gelächter zu erregen. Seine Bedienten, seine Wirte, seine Pedanten, seine Schmarotzer, worin er dem Publikum seit mehrern Dezennien bekant ist, wirken durch ihre einfache Wahrheit, mit aller Kraft der Neuheit, und konnten durch keines der vielen Talente, die neben ihm auftraten, verdunkelt werden. Diese Einfachheit läßt keine große Verschiedenheit zu, hat kein unermeßliches Feld, und bringt, bei verwandten Rollen, eine gewisse Familienähnlichkeit hervor, die vieleicht dadurch vermehrt wird, weil das Gesicht des Schauspielers ihm nicht erlaubt, auffallende Veränderungen damit vorzunehmen; doch läßt er in jeder einzelnen Rolle nichts zu wünschen übrig; und man erinnert sich überdem, daß die komischste aller Rollen, auf ihrer einheimischen Bühne, bei dem Volke, dem nichts zu lächerlich ist, und das wir Deutsche in diesem Fache sicherlich nicht übertreffen werden, immer die nehmliche Larve, immer die nehmlichen Unterkleider trägt, und die nehmlichen Lazzi beobachten muß. Auch Chevaliers, Escroes und Glücksritter aller Art spielt Herr Reinwald mit Einsicht; und wenn sich vermuthen läßt, daß er solche gern einem jüngeren Nachfolger überlassen werde, so muß man herzlich wün-

schen, daß dieser sie eben so richtig verstehen möge. In ernsthaften Rollen kan er, um durch Verwandschaft der Ideen keine Störung hervorzubringen, nur selten auftreten, oder wenigstens neue dieser Gattung nicht wohl übernehmen; doch trift diese Nothwendigkeit nicht seine Kunst, sondern das Bedürfnis, Verhältnissen nachzugeben, und es wird z. B. viel leichter sein, den Rosse in Shakespear's Macbeth einem andern Schauspieler anzuvertrauen, als für eine Nebenrolle den Mann zu finden, der die Schilderung von Schottlands Unglück, am Schluß des vierten Aufzuges, mit eben so tiefer Empfindung und mit eben so angemessenem Ausdruck eines witzigen Schmerzes, vortrage.

Herr Herbt hat eine sehr gute Gestalt für gesetzte Männer und Alte. Er gefällt mehr im gemäßigten Ausdruck der Leidenschaften, als in heftigen, wo es seiner Stimme an Metall fehlt, und seine zu ängstliche Gestikulazion Nachahmung eines fremden Spiels scheint, das ihm wohl geläufig, aber nicht natürlich ist, oder wenigstens, durch ein ungetreues Gedächtnis verlassen, zu einem solchen Verdacht Gelegenheit giebt. Der Ausdruck des Eigensinns und der Rastlosigkeit steht ihm zu Gebot. Der alte Busch im Räuschchen, der Hofkammerrath in

Allzuscharf macht schartig, sind in seiner Darstellung was sie sein sollen.

Herr Böheim hat etwas Leidendes in seiner Gestalt und auf seinem Gesicht, das ihn zu Rollen, welche diesen Anstrich erlauben, vorzüglich geschickt macht. Er spielt ernste Männer und Alte. Einsicht und Fleiß sind an ihm unverkennbar.

Herr Berger spielt entlarvte Böswichter niedrer Gattung mit so sichtbarem Ausdruck, daß er eine dauernde Erinnerung zurückläßt, und uns manche ehrliche Nebenrolle verdächtig macht, die er übernehmen muß.

Die Herren Benda, Rüthling, Bessel der ältere und jüngere, spielen untergeordnete, mehrentheils komische Rollen, nicht selten zur Zufriedenheit der Zuschauer, und zur glücklichen Ründung des Ganzen.

In den ersten Rollen des Singspiels wechselten Madam Müller und Madam Unzelmann. Die erste hat keine starke, aber eine sehr gebildete und angenehme Stimme, viel Kunstfertigkeit, einen richtigen Vortrag, und die seltne Gabe einer überaus verständlichen Aussprache. Ihr bescheidenes Spiel, ihre schlanke zierliche Gestalt, erregen einen vortheilhaften Eindruck, wenn gleich eine Schlichtern-

heit, deren sie nicht Ursach hätte, sie abhält, sich einer gewissen Leichtigkeit zu überlassen, die bei ihrem Verstande gewiß nicht irre führen, und das Vergnügen des Zuschauers erhöhen würde. So aber scheint sie freilich nicht immer was sie sein kan, und gewinnt nur, wenn man sie öfter hört und sieht, oder andre mit ihr vergleicht, die das gewähren, worauf sie Verzicht leistet, ohne ersetzen zu können, was man bei ihr antrift. Madam Unzelmann hatte eine noch schwächere aber wohlklingende Stimme, und viel Geläufigkeit bei minderer Musikkentnis. Was man von Seiten des Gesangs bei ihr nicht suchen durfte, gewann man so reichlich von Seiten des Spiels, daß es dem Publikum selten einfiel eine bessere Prima Donna zu wünschen, bis anhaltende Heiserkeit es ihr zur Pflicht machte, sich diesem Posten zu entziehn, und bei aller Lebhaftigkeit des Gefühls dessen, was wir an ihr verloren, das große Talent einer der ersten Sängerinnen Deutschlands, uns das Verdienst einer Geschicklichkeit bemerken ließ, auf welche Madam Unzelmann niemals Anspruch gemacht hatte. Seit der Zeit trit diese bloß in solchen Rollen auf, deren Gesang dem Spiel untergeordnet ist, in der Rosine im Barbier von Sevilla, in

der Gigania in den neuen Arkadiern, im Sohn des Kerkermeisters in Raoul von Crequi, im lebhaften Savoyarden, und ähnlichen, und hat durch diese bescheidne Enthaltsamkeit nichts von ihrem Werth in unsern Augen, oder von ihrer Gewalt über unsern Beifall verloren.

Madam Baranius besitzt den seltnen Vorzug eines eben so süßlautenden Tons für den Gesang als für die Sprache, und könnte bei ihrer reinen Intonazion und Festigkeit, die sie z. B. als Susanne in einem schweren Finale in Figaros Hochzeit an den Tag legte, in der Oper nicht weniger als im Schauspiel glänzen, wenn eine unüberwindliche Schüchternheit, die vielleicht daher kam, weil sie sich nicht von Jugend auf mit der Musik beschäftigte, ihr erlaubt hätte, ihre Stimme auf dem Theater wie im Zimmer geltend zu machen. Wie es nun war, sang sie mehrentheils zweite, oder wenigstens in Ansehung des Gesangs minder glänzende Rollen, und erreichte darin zwar nicht das Verdienst dessen sie fähig gewesen wäre, aber bewirkte sicherlich ein so hohes Vergnügen der Zuschauer, als keine andre gewähren konnte, und schmückte auch hier den Muthwillen mit allen Reizen der Zartheit, und die unbedeutendeste Rede einer schlecht geschriebenen Rolle mit

einer Freundlichkeit, die den Rezenſenten in dem Nebelkreiſe ihrer hochliegenden Gemächer nicht vorkommen dürfte, wenn ſie nicht Winkelmaaß und Richtſchnur darüber aus der Hand fallen laſſen ſollten.

Madam Lippert hatte eine volltönende reine ſtarke Bruſtſtimme von großem Umfange und war ſehr muſikfeſt; doch, ungeachtet ihrer Jugend, beſonders im Verhältniſſe zu ihren Mitſpielerinnen, für jugendliche Liebhaberinnen etwas zu voll gebaut. Dagegen berechtigte ſie eben dieſe Geſundheit ihres Wuchſes, und dieſes' Anſehn von Stärke, zu Frauen- und Mutterrollen, die ſicherlich nie gefallender vorgeſtellt, noch kräftiger geſungen ſind, obgleich es einer jungen Frau ſchwer fallen mag, in dieſes Fach überzugehen, und ſehr zu verzeihen iſt, wenn ſie lieber mit etwas getheilterem Beifall in jungen Rollen vorlieb nehmen will.

Madam Böhm war ſchon ſeit einigen Jahren in das Fach der Mütter und alten Jungfern übergegangen, und erinnerte auch hier noch an ein Talent, das ehemals in erſten Rollen geglänzt hatte.

Madam Greibe ſingt niedrig komiſche Mütter in der Oper, und wiederholt die Bra

vonrarien der Mutter Anne immer auf lautes Begehren.

Mamsell Zützel und Altefilist sangen kleine Rollen. Über die erste ließ sich noch nicht entscheiden; die andre machte das Glück der weiblichen Chöre in der Zauberflöte, und bewies auch bei andern Gelegenheiten so viel Tiefe und Wohlklang der Stimme, daß eine größere Unterstützung und Benutzung ihrer Anlage sehr zu wünschen wäre.

Herr Ambrosch, ein äußerst geschmackvoller kunstvollendeter Sänger, der alle Foderungen des Kenners befriedigt, singt erste Tenorrollen. Sein Spiel und seine Deklamazion beweisen einen verständigen Mann, der die Kunst des Schauspielers nicht vernachlässigt, und ihre Schwierigkeiten überwunden hat.

Herr Lippert hat einen Umfang der Stimme, wie er wenig Menschen zu Theil ward, viel Musikfertigkeit, viel Feuer, Eifer, gute Laune und Gabe der Nachahmung und Erfindung. Nur lodert dieses Feuer zuweilen heftiger auf, als auf kaltem unvulkanischem Boden herkömmlich ist; auch äußert sich diese Laune mehr dem Geschmack des südlichen als des nördlichen Deutschlands gemäß, und wir hören in der Aussprache, besonders seines Gesanges, manch-

mal Diphthongen, wo wir uns nur auf Vokale eingerichtet hatten.

Herr Franz hat eine musikalische Baßstimme, nicht von außerordentlicher, aber runder und wohlklingender Tiefe, und äußerst angenehmen Mitteltönen. Ernste zärtliche Väter singt er am liebsten. Ihn unterstützt dabei eine Gestalt, der es nicht schwer fällt, in den besten männlichen Jahren, das Ehrwürdige eines ungeschwächten Alters anzunehmen.

Herr Kaselitz ist kein studirter Sänger, besitzt aber Gelehrigkeit und Festigkeit, schwere Bussorollen theils in seinem natürlichen Baß, theils in einer angenommenen Fistel vorzutragen. Was von ihm bei Gelegenheit des Schauspiels gesagt ward, gilt auch bei der Oper. Seine Karikaturen haben einen Reichthum echtkomischer Züge, denen keine grießgrämige Laune widersteht. Nur die Pflicht, einem schlechten Machwerk aufzuhelfen, und ein ungegründetes Mistrauen gegen die unwiderstehliche Gewalt, mit welcher ein ruhiger Gebrauch seiner Kräfte wirken müßte, verleitet ihn zu Verschwendungen, die den Thaler zum Gulden herabsetzen, und lassen ihn zuweilen zu dem verdorbenen Geschmack der Menge herabsinken, statt dem edlern Beruf zu genügen, dieselbe zu sich hinauf zu ziehn

Herr Unzelmann hat die Gefälligkeit zu ſingen; eine Gefälligkeit die ihm viel koſten muß, da ſeine Unbekantſchaft mit den Regeln der Tonkunſt, der Beobachtung einer richtigen Intonazion, des erfoderlichen Zeitmaaßes, und des gehörigen Verhältniſſes zu den Stimmen ſeiner Mitſänger, zu Zeiten unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legen, und den, der im Schauſpiel auf der höchſten Stufe gerechten Beifalls ſteht, in die Nothwendigkeit verſetzen, ſich im Singſpiel mit einer ungleich niedrigern begnügen zu müſſen. Sein unverkennbarer Eifer, alles was in ſeinem Vermögen ſteht, zum Vergnügen des Publikums aufzubieten, tröſtet ihn auch darüber, und die nie verſiegende Lebhaftigkeit und Reichhaltigkeit ſeines Spiels erwirbt ihm, ſelbſt in dieſem Fach, nicht ſelten unzweideutigen Beifall. In der That fehlt ihm, um der beſte Buffo Deutſchlands zu ſein, nichts als Kunſt des Geſanges; und wenn gleich die Erwerbung derſelben ſeinen Jahren unmöglich iſt, wäre es doch ein unerſetzlicher Verluſt, wenn er der Übernahme ſolcher Rollen entſagen wollte, deren Geſang dem Spiele untergeordnet iſt, z. B. einiger Alten in den franzöſiſchen oder Dittersdorfiſchen Volksoperetten, und einiger pedantiſchen Karikaturen, des Amts-

raths

raths Knoll in der schönen Müllerin, des Amtmanns in den Savoyarden, und ihresgleichen. Jugendlicheren widerspricht seine volle Gestalt; und die Meister des höchsten italischen Wollauts, Salieri, Martin, Paesiello, Mozart und deren glückliche Nachahmer, berechneten freilich die Wirkung ihrer Kunstwerke zu sehr auf ineinandergreifende Harmonien, als daß die Störung derselben über der vollkommensten Erreichung einer Nebenabsicht vergessen werden könnte.

Herr Bianchi, ein Italiener, der einen sehr angenehmen, obgleich keine große Tonleiter umfassenden Baritono, Musikfertigkeit, eine gefällige Leichtigkeit im Vortrage tändelnden Gesangs, einen glücklichen Körperbau, und die Geschicklichkeit besitzt, einzelne, trefflichen Komikern unter seinen Landsleuten abgesehene Szenen, mit teuschender Gewißheit nachzuahmen, gefiel in diesen Szenen, die er, zu einem kleinen Ganzen gemacht, als komische Melodramen vorstellte, außerordentlich. Das Publikum wünschte seine Annahme; und Herr Professor Enzel machte den Versuch, ihn in deutschen Rollen auftreten zu lassen, welche er schon bei der Großmannischen Gesellschaft übernommen hatte. Aber die Schwierigkeiten unsrer Spra-

che überstiegen die Kräfte des Ausländers. Seine Aussprache, und die durch sie verursachten Zweideutigkeiten, erregten wohl Lächeln, hoben aber zugleich alle Teuschung auf, und machten, da auch seine wenigen Intermezzi zu veralten anfingen, die Entschließung nothwendig, ihn der Opera Buffa des Hofes abzutreten, die noch jezt eines angemessenen Gebrauchs seiner Talente genießt.

Herr Greibe singt zweiten Tenor und Baritono, und hat eine verständliche Aussprache. Bäurischen Alten kommt die Wahrheit seines Spiels zu statten.

Herr Benda singt Nebenrollen, die zuweilen durch eine glücklich angenommene Karikatur Aufmerksamkeit erregen. Sein Tollhauswärter in der Liebe im Narrenhause ist ein Gemälde in Flamländischem Geschmack.

Herr Leidel hat ein freundliches Gesicht und eine angenehme Baßstimme. Nähere Bekantschaft mit dem Theater, und Gelegenheit sich zu üben, könnten ihn über die Sfäre untergeordneter Rollen erheben. Sein bisheriges größtes Verdienst war die Anführung des Chors, in welchem sich noch manche gute Stimme, manche glückliche Gestalt befindet, die dereinst vieleicht mehr hervortreten, und

worunter besonders einige junge Knaben viel versprechen. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß, wo es an Personen fehlt, die angeführten Sänger im Schauspiel, wie die angeführten Schauspieler im Singspiel, auftreten. Besonders haben die Herren Lippert und Böheim in einem ihnen eigentlich fremden Fach einige Rollen von Bedeutung übernommen, und nicht ohne Beifall ausgeführt.

V.

Ausstellung

einer Szene aus dem musikalischen Drama

Romeo und Julie

von

Georg Benda *).

Herrn Professor Engel gewidmet.

Es hat allerdings etwas Unangenehmes, sich das Vergnügen, welches ein Kunstwerk gewähren soll, verrechnen zu lassen. Das Reden und Erklären über Genie- und Geistesprodukte ist so gefährlich, daß mancher bessere Mann dadurch eher am Genuß gehindert als verständigt wird, wenn nicht die Erklärung selbst in seiner Art ein schönes Werk ist. Indessen kan die Betrachtung einzelner Theile eines Kunstwerks, das

*) Der Verf. dieses Aufsatzes führte diese Szenen vor einer Versamlung von Freunden und Kennern auf, und las solchen bei dieser Gelegenheit an Ort und Stelle vor.

vorher einen vortheilhaften Eindruck gemacht, unſere Freude daran vollkommen machen, wenn wir dadurch die nehmliche Uebereinſtimmung an den einzelnen Theilen gewahr werden, die uns das Ganze ſo werth machte.

Es iſt kein geringes Vergnügen, wenn wir inne werden, daß das Genie, deſſen Werk wir mit heiliger Ehrfurcht huldigen, unſeres gleichen iſt; wenn dieſes Genie in ſeiner menſchlichen Geſtalt hervortrit, und uns mit dem Erkenntnis gleichſam überraſcht; wie natürlich alles züging, und wie nahe uns das Schöne war, das wir ohne die Kunſt nicht ſahen.

Man kan erſtaunen, wenn man bedenkt: daß ein von allen Göttern begünſtigtes Individuum dazu gehöre, uns eine einfache kurze Freude an gewöhnlichen Gegenſtänden zu machen; und doch lehrt die Erfahrung, daß die Natur, die wir täglich und von Jugend auf vor Augen haben, ſo ſelten rein nachgeahmt wird, was doch die eigentliche Funkzion der ſchönen Künſte iſt. Wer von uns allen würde ſich nicht in die Lage eines edeln Mädchens hineindenken können, die bei einer natürlichen tugendhaften Liebe zu einem edeln Manne mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen hat, die eben ſo natürlich ſind? Man wird vermuthen, daß ich auf das be-

kante Drama: Romeo und Julie hinweiſe.

Die arme Julie iſt in einer traurigen Lage. Ein unerbittlicher Vater, eine ſchwache Mutter, die gern helfen möchte und nicht kan; ein verbannter Liebhaber, die einzige Hoffnung des Mädchens; kurz, alles, was allein ihr Glück machen könnte, iſt zu ihrem Unglück verſchworen. Ich zweifle nicht, daß viele unter uns, mit dem heimlichen Gefühl der ſchönen Nachahmung im Herzen, bei ſich denken werden: Ja, wärſt du nur ein Maler oder Schauſpieler; das wollteſt du ſo natürlich machen, du wollteſt die leidende Unſchuld ſo rein darſtellen, — und doch! Jeder verſtändige Künſtler mag ſich ſelbſt hierauf antworten; ich und jeder wird die Antwort leicht finden.

Es war eigentlich nicht meine Abſicht, mich in dieſe allgemeinen Betrachtungen zu verſteigen; ich wollte bloß verſuchen, unſerer edeln Geſellſchaft das nähere Anſchaun einiger einzelnen Theile eines ſchönen Kunſtwerks zu gewähren, und habe dazu zwei Arien und ein Rezitativ aus dem genannten Drama gewählt. Die unglückliche Lage des armen Mädchens iſt uns bekant. In dieſer Noth erſcheint hier der Pater Lorenzo, der einzige hülfreiche Freund

der Liebenden. Er hat ein Mittel ausfündig gemacht, die Unglücklichen zu retten, und kömmt, um es Julien anzubieten. Aber welch' ein Mittel für ein furchtſames Mädchen? Er ſelbſt findet Bedenklichkeiten, es ihr zu eröfnen. Er verſucht zuerſt ihre Standhaftigkeit, und findet ſie bereit, für ihre Liebe zu ſterben. Dies gibt ihm Muth, und er thut zu dem Ende die Frage an Julien: was ſie wol im Stande wäre, für ihren Romeo zu thun? Die Antwort darauf iſt die Arie, welche wir jetzt hören werden.

„Ihn wieder zu ſehn, meinen Romeo?
„Meinen Romeo zu ſehn?
„Spräng' ich in ſchäumende Fluten!
„Kämpfte mit reißenden Thieren!
„Stieg' ich zu Todten ins Grab!
„Führe zum Sitz der Verdammten hinab!
„Alle Gedanken verlieren
„Sich in den Wonnegedanken
„Meinen Romeo zu ſehn!

Dies alſo iſt Juliens Erklärung auf Lorenzo's Frage, die mit allen Liebeserklärungen das gemein hat, daß nur getrennte Verliebte ſie verſtehn mögen.

Es hat manchen verſtändigen Mann gegeben, der ſich nicht in unſern Kunſtgebrauch hineindenken konnte: auf eine geſprochene Frage

eine gesungene Antwort zu statuiren; und diese Einwendung geht von guten Gründen aus. Der scharfe augenblickliche Abstand von der Sprache zum Gesange ist fast niemals natürlich. Er hindert den Fortgang der Empfindung, und setzt eine Scheidewand von ganz heterogener Natur mitten auf die Stufen der anstrebenden Leidenschaft; dadurch wird das fortschreitende Gefühl gehemmt und zugleich gekränkt. Hier scheint mir dieses nicht der Fall zu sein, und Juliens gesungene Antwort auf eine gesprochene Frage kömmt mir eben so vor, als wenn sie den Fragenden gleich durch die That, und nicht durch Worte, von der Wahrheit und Stärke ihrer Liebe überzeugen wollte. Was sie zu antworten hat, läßt sich mit keinen Worten, mit keiner Menschenzunge aussprechen; ihre Antwort ist gleichsam ein plötzlicher Ausbruch lichter Flammen, der mit einer Art von Explosion in dem nehmlichen Augenblick in die Höhe schnellt, als sich ihrer Fantasie ein heller Blick in die Zukunft zeigt; und nur die Kunst mit ihrem sympathetischen Zauberpinsel kan dem ergriffenen Herzen das Bild eines ergriffenen Herzens malen. Ihr ganzes innerstes Wesen schlägt bei dem Gedanken, ihren Romeo zu sehn, hoch auf, wie ein Fisch,

det plötzlich ins Waſſer geworfen wird. Die Liebe nähert ſich ihrem Element, ſprengt die irdiſchen conventionellen Bande ſogenannter Anſtändigkeit auseinander, und flattert in Freiheit und Wonne, gleich der Lerche im ſanften Hauche des Frülings, umher. Und wenn die Muſik eine Nachahmung der Leidenſchaften ſeyn ſoll; wenn ſie, nach des groſſen Luthers Meinung, da anfängt, wo die Sprache aufhört; ſo wäre die Muſik hier an ihrem Ort, und ich zweifle, daß eine andere ſchöne Kunſt das hier thun könnte, was die Muſik thut. Sonach wäre unſere geſungene Antwort auf eine geſprochene Frage gerechtfertigt, wenn ſie nicht gar ein ſo groſſer Meiſtergriff iſt, als die Dichtkunſt, wie alt ſie auch ſei, aufweiſen mag.

Die zweite Einwendung, welche von guten Kennern, mit ſo vielem Rechte, den Melismen, Paſſaggien- und Colleraturen gemacht wird, iſt nicht minder wichtig. Dieſe Colleraturen und Paſſaggien ſind nichts anders als Exerzierexempel für die Sänger, die oft nachher damit auf Theatern, Muſikſälen, ja ſogar im Tempel des Herrn, einen ſo unnatürlichen Unfug treiben, daß dadurch aller wahre Sinn an der Kunſt weggeſcheucht wird. Allein auch dieſe Melismen ſind hier ſehr glücklich angebracht

Julie bedient ſich, wie wir ihm gehört, der ſtärkſten Worte und Bilder, die die Sprache und Imagination auftreiben können, ihre Liebe auszudrücken; allein dieſe ſind bei weitem nicht hinlänglich, und ſo bleibt die Zunge auf einem Worte lallend ſtehn, und der friſche kraftvolle Geiſt fliegt mit Nachtigalltönen zum Äther hinauf. Auf Erden iſt für das Glück ihrer Liebe kein Raum; nur das Univerſum mag die Seligkeit faſſen, die in den Worten liegt: meinen Romeo zu ſehn! bis das Gefühl menſchlichen Jammers ihr wieder irdiſche Sprache gibt, mit der ſie irdiſche Herzen zum Antheil an ihrem Unglück auffodert:

Ach! Nur getrennte Verliebte
Können dich Wonnevolle [illegible]
Es wird die Arie gefangen
Meinen Romeo zu ſehn!

Man wird in dieſer Arie, die ſich auch in Abſicht der Form von andern Arien unterſcheidet, wahrſcheinlich den Ausdruck einer zerreißenden Leidenſchaft und feſter Entſchloſſenheit wahrgenommen haben. Auch Lorenzo iſt davon erſchüttert, der nun mit ſeinem guten Rath ans Licht kömmt; und dieſer beſteht in nichts geringerm, als Julien durch einen Schlaftrunk auf eine Zeitlang dem ſcheinbaren Tode zu über-

geben, um dadurch entweder den aufgebrachten Vater zur Einwilligung in ihre Liebe zu bewegen, oder Julien von ihrer unglücklichen Leidenschaft abzubringen. Und so geht er von dannen, übergibt ihr das Fläschchen, und überläßt sie ihren ernsthaften Betrachtungen.

Auf den gewaltigen Sturm einer zerstörenden Leidenschaft, dem Julie hier hingegeben war, mußte nothwendig Erschöpfung und gänzliches Hinsinken erfolgen. Die Einsamkeit führt das stille Nachdenken herbei; und erst jetzt ist sie im Stande, den sehr ernsthaften Vorschlag des Freundes gelassen zu überlegen. Dieser, nachdem er ihr den Trank gereicht, verließ sie mit den freundlichen Worten: Schlummre sanft, meine Tochter! Nach einem kurzen bedeutenden Stillschweigen faßt sie den angenehmen Wunsch des Freundes auf, und wiegt sich mit dem schönen Gedanken: im Arm ihres Romeo vom Tode zu einem Leben der Herrlichkeit zu erwachen. Doch, nicht lange; so steigen nach und nach alle grauenhafte Vorstellungen der Kindheit und weiblicher Furcht vor ihrer unglückahnenden Seele, wie Gespenster aus ihren Gräbern, herauf:

»Wie, wenn ich nicht erwachte? — wenn der Trank
»Gift wäre? — Wenn Romeo beim Erwachen, oder

»Lorenzo, nicht erschienen? — Um Mitternacht;« —
»allein; — in einem Sarg! — umringt von Grä-
»bern der Väter, die sich öffnen; — aus denen die
»Geister der Abgeschiedenen empor steigen! — Unter
»ihnen der ermordete Tebaldo, der ergrimmt und blu-
»tend auf seine frische Wunden zeigt! —

Und so treibt dies Spiel einer tragischen Fantasie die arme Julie wieder auf den Gipfel der Zerrüttung, wo sie nichts sieht als ihr Unglück, und endlich wie ein Boot auf den gethürmten Wogen des ergrimmten, ungeheuern, unabsehbaren Meeres, in gänzlicher Hülflosigkeit und Angst ihres Hetzens; ausruft:

»Wo bist du, Romeo!
»Zu Hülfe mir Armen!
»In Höhlen des Todes,
»Verschwunden, verlassen —
»Verlang' ich nach dir!

Die musikalische Komposizion dieser Szene scheint mir vom Künstler überaus glücklich und meisterhaft getroffen. Die ruhige dankvolle Ergebung, womit Julie des Freundes schönen Wunsch und den bittern Trank zugleich aufnimmt; das Vorgefühl des ewigen Lebens: im Arm des Geliebten zu erwachen; die nach und nach aufsteigenden Besorgnisse: ob auch alles glücklich ablaufen werde? und endlich die völlige Auflösung aller Bande zwischen Leiden-

schaft und Vernunft; die Angst, mit welcher alle ihre Hoffnung allein auf den Einzigen, Verbannten hinfällt; ihr abgebrochenes Rufen um Hülfe zu dem, der sie nicht hört; und zuletzt die Entschlossenheit, mit der sie den Trank faßt, und gleichsam in frohem Triumf auf die Gesundheit des Geliebten ausleert; — alles dieses zusammengenommen, scheint ein einziger wohlgelungner Guß einer großen tragischen Dichterfantasie zu seyn, der so gewiß auf die Nachwelt kommen wird, als zu Perikles Zeiten Dichter und Künstler waren.

Es könnte sein, daß jemand von dem hier Gesagten manches in der Arie vermissen wollte. Darauf antworte ich getrost: daß jeder, der ein Kunstwerk genießen will, nothwendig seine eigne Imaginazion und ein reines Herz mitbringen müsse, wenn er Anspruch auf Genuß und auf die Achtung des Künstlers haben will.

Wir sind nur in sofern zu achten, als wir zu schätzen wissen! sagt ein vortreflicher Schriftsteller mit Recht. Wenn jemand sich mit übereinander geschlagenen Armen vor den Künstler hinstellen und sagen wollte: Da bin ich, rühre mich einmal! so würde

dies eine lächerliche und abgeschmackte Foderung sein, an der kein rechtschaffener Künstler seine Kunst wegwerfen wird. Die Kunst läßt sich nicht aushängen und Preis geben. Bloß deswegen knüpft sie sich gern an den Faden einer Begebenheit, um nicht frei und frech zu erscheinen, und ungesehn frei und sicher wirken zu können. Es gibt Leute, die die Rede nicht hören können, ohne den Redner zu sehn, und die Sache und das Mittel so mit einander verwechseln, daß sie alle Augenblicke eins für das andere nehmen. Mit diesen habe ich nichts zu streiten. Wer gerührt und ergriffen werden soll, muß es seyn wollen; er muß ein Herz voll Demuth und Liebe mitbringen, sonst ist an ihm alle Arbeit verloren, und die Kunst wirkt nicht. Wer in seine Andacht seine Zweifel und Muthmaßungen mischt, für den ist kein Gebet; und wer ins Schauspiel eilt, um seine Bravo und ein unwürdiges Händegeklatsch auszuüben, für den ist keine Kunst. Diese verlangt, (das einzige was sie verlangt) Hingebung und zärtliche sorgsame Erwartung. Freilich darf der Künstler diese Erwartung nicht teuschen und jene Zweifel veranlassen; sonst erregt er Unwillen und eine Heterogeneität von Gefühlen, die seinen Werth herabsetzen. Die Kunst geht dann

zurück und überläßt den schwachen Künstler allen Folgen seiner Unfähigkeit und Ohnmacht.

Aber diese Szene, so meisterhaft sie ist, hat doch ihre offenbare Fehler! höre ich mir zurufen. Allerdings hat sie deren! Allein, womit wollt ihr den trefflichen Künstler belohnen, wenn ihr nur seine Schwächen seht, die er selbst um so härter fühlt, je treuer er euch das Schöne darstellt? Wie viel schwerer ist es, das Vortreffliche vernünftig und gehörig zu loben, und wie viel emsiger wird er sein, allen Anstoß aus dem Wege zu räumen, wenn ihr das Schöne recht empfindet?

Es würde demnach nicht schwer gewesen sein, an dieser Szene mehrere kleine Flecken zur Schau zu geben; diese liegen so klar und offenbar da, daß sie jeder, ohne meine Hülfe, gewahr werden kan, der sich auf Akzentuazion und Elauſion der Sprache versteht. Auch könnte manchem das frische Leben in der Arie: »Meinen Romeo zu sehn!« eine Ausartung in Lustigkeit dünken; oder die kleinen abgerissenen Frasen in der Instrumentalbegleitung der Arie: »Wo bist du? Romeo!« ein Stein des Anstoßes werden. Alles dieses sind Nebensachen, deren Fehlerhaftigkeit nichts weniger als ausgemacht ist, weil sie dem Haupt-

eindruck des Ganzen so wenig hinderlich sind, daß man vielmehr daran die begeisterte Hastigkeit eines Meisterpinsels gewahr wird, wo die Natur allein, sich selbst überlassen, frei ohne Nebenklang und Sprachgebrauch wirken will und soll, und eher strebt, die Last der Instrumentalbegleitung abzuwerfen, als sich dahinter zu verkriechen. — So stelle ich mir diese Fehler vor, woran ein gemeiner Kritikus seine Freude oder seinen Ärger haben mag. Was mir sonst bei der Sache oblag, war nichts weiter, als: das Andenken eines Mannes bei uns aufzufrischen, der noch nicht vergessen werden muß, wenn wir uns nicht den gerechten Vorwürfen der Nachwelt Preis geben wollen.

Geschrieben Berlin im December 1798.

Zelter.

VI.

Anekdoten *)

aus

dem Leben Georg Benda's.

Als Benda noch Violiniſt in der Berliniſchen Kapelle war, gab er ſich nebenher auch damit ab, mit Opernſängern und Sängerinnen am Flügel ihre Rollen einzuſtudieren. Dieſen Dienſt erwies er auch der

*) Dieſe Anekdoten waren für den muſikaliſchen Almanach beſtimmt, der im vorigen Jahre zuerſt bei Unger in Berlin herauskam, und ſollten eben ſo der kurzen Schilderung zu einigem Belege dienen, wie die dort abgedruckten Anekdoten aus Abels und der Bache Leben, die den Schilderungen von dieſen berühmten Männern beigefügt ſind. Sie wurden aber noch zurückbehalten, weil der Herausgeber die Ausſicht hatte, das vollſtändige Leben Georg Benda's, von ihm ſelbſt entworfen, zu erhalten. Der edle Mann ſtarb gleich nach dem Abdruck jener Schilderung, und da es dem Herausgeber bis jetzt, ohnerachtet aller angewandten Mühe, ganz unmöglich geworden iſt, auch nur einige Nachricht von dem Schickſale jener Selbſtbiographie zu erhalten; ſo mag er dieſe Anekdoten nicht länger zurückbehalten, ſo wenig ſie auch hinreichend ſein mögen, einen vollſtändigen Begriff von dem echt genialiſchen Weſen des großen Künſtlers zu geben. Es ſei ihm indeß erlaubt, zu beſſerer Beſtimmung

berühmten Sängerin Astrua, die in der schönsten Epoche der Berliniſchen Oper durch ihre große, ſchöne Stimme und edle Aktion alle Ohren und Herzen be-

---

des Geſichtspunkts, jene kurze Schilderung hieher zu ſetzen.

„Von der Natur mit hellem Kopfe, warmem Herzen und einer für die Kunſt entſcheidenden glühenden Sinnlichkeit ausgerüſtet, kam unſer Benda früh in die große Schule, die ſich gegen die Mitte dieſes Jahrhunderts in Berlin bildete, und wurde bald ein mitwirkendes Glied derſelben. Die zahlreichen Inſtrumental- und Singekompoſitionen, die er in der erſten Hälfte ſeiner Künſtlerlaufbahn in Berlin und Gotha ſchrieb, tragen daher alle mehr oder weniger das Gepräge dieſer großen Schule. Eine Reiſe nach Italien gab ſeiner Einbildungskraft, welche die Beſchränktheit der bis dahin vor ihm obgewalteten Formen vielleicht zu wenig beſchäftigt haben mochte, einen neuen Schwung. Neuere italieniſche Opern und Operetten, die nach den Begriffen der gelehrteren Schule leer an guter Arbeit und ohne Vollendung waren, die anfänglich ſeine Geduld ermüdeten und ihn unbefriedigt ließen, wurden ihm bald von Seiten des Effekts merkwürdig. Sein natürlicher Beobachtungsgeiſt erkannte bald deutlicher das eigentliche Weſen der Theatermuſik, die von der Kammermuſik nicht weniger verſchieden iſt, als es die Dekorationsmalerei von der Miniaturmalerei iſt; und der ſtärkſte leidenſchaftliche Ausdruck mancher Szene hieß die Kritik, die oft eben ſo fälſchlich Muſik mit den Augen beurtheilt, als der darſtellende Künſtler ſelbſt oft den Ausdruck, den ihm das Herz verſagt, mit Anſtrengung des Kopfs vergeblich ſucht, wenigſtens in den Augenblicken tiefer Rührung ſchweigen, oder hieß ſie doch beſſer aufſchauen, und nicht bloß unter ſich, ſondern auch über ſich und nach allen Seiten ſehen. Benda kehrte, mit neuangefachtem Leben im Innern, nach Gotha zurück.

Perſönliche Neigungen, Lokalereigniſſe, mancherlei zuſammentreffende Umſtände haben in allen Künſten oft ſchöne und bleibende Meiſterwerke erzeugt. So auch hier. Die brave deutſche Schauſpielerin Brandes erzeugte in unſerm

zauberte, demohngeachtet aber, nach der Weise der meisten italienischen Sänger und Sängerinnen dieses Jahrhunderts, so wenig musikalisch war, daß sie sich, gleich den andern von ihrem Akkompagnisten, auch

---

Benda zuerst die Idee, ihre Kunst als Schauspielerin mit der Kraft der Musik zu verbinden. Sängerin war sie nicht, aber in den Augen Benda's eine vortreffliche Deklamatorin und Pantomimikerin. Es entstand die Idee in ihm zu dem Monodrama: er theilte sie Engeln, der damals in Gotha sich aufhielt, und Gottern mit. (Von diesem seinem Freunde erfuhr Benda erst, daß Rousseau bereits einige Jahre früher dieselbe Idee gehabt, und in seinem Pygmalion, wiewohl nur schwach, ausgeführt hatte). Engel entwarf, nach Benda's Idee, den Plan zur Ariadne auf Naxos, Gotter führte ihn aus, und unser Benda beseelte sie mit Tönen, deren Erinnerung gewiß jeden, der dieses liest, mit inniger Rührung durchdringt. Eine so echt genialische Musik war in den Mauern unserer deutschen Schauspielhäuser noch nicht erschollen. Ganz Deutschland weiß auch, welche allgemeine, im deutschen Publikum bis dahin unerhörte Wirkung sie von Wien bis Hamburg, von Berlin bis Mannheim, und auf allen großen und kleinen Theatern überall hervorbrachte. Diesem Meisterwerk folgte bald Medea, von gleicher Kraft, wenn gleich, der großen Verschiedenheit des Gegenstandes gemäß, nicht von gleicher Schönheit; und so ergoß sich das in seine höchste Fülle eingetretene überströmende Genie dieses echt begeisterten Künstlers einige Jahre lang in eine Reihe von Meisterwerken: Romeo und Julie, Walder, der Jahrmarkt, Pygmalion — lauter Werke echt deutscher Art und Kunst. —

Nachdem Benda in Berlin, Wien, Paris und andern großen Städten die Wirkung seiner Meisterwerke genossen hatte, bestand er, als er nach Gotha zurückkehrte, auf eine gänzliche Retraite vom Hofe, um in philosophischer ländlicher Ruhe sich selbst zu leben; und so lebt er seit länger als zehn Jahren mit einer Hofpension, die ihm als Kapelldirektor des Herzogs von Gotha blieb, ganz einsam in einer schönen Gegend des schönen Altenburgischen Landes. Es ist

die Veränderungen und Kadenzen zu ihren Opernarien aufsetzen lassen mußte. Da sie nun zu ihren Kadenzen immer etwas neues und auffallendes haben wollte, und Benda es ihr nie gut genug machen konnte; so nahm er einst für diese Mäkelei fremder Federn, mit denen sie öffentlich glänzte, eine echte Künstlerrache. Zu einer sehr rührenden Arie schrieb er ihr zur Kadenz, die doch eigentlich den Ausdruck des Ganzen aufs nachdrücklichste vollenden sollte, ein trocknes Fugenthema auf, das er in der Quinte, Quarte und Octave wiederholte, um es recht hervorstechend lächerlich zu machen; und die berühmte vergötterte Sängerin besaß so wenig Einsicht und Geschmack, daß sie bei der ersten Vorstellung, die Kadenz, zur großen Belustigung des Orchesters und der Kenner, wirklich absang.

Als Benda nach Italien kam, und die erste Oper von Galuppi hörte, ward er, der an die fleißig gearbeitete Berlinische Musik gewöhnt war, so unwillig über das leere Tongeklingle, wie er es nannte, daß er nach dem ersten Akte hinauslief. Sein Freund, der Musikdirektor Rust aus Dessau, der mit ihm war, hatte indeß die Oper nicht nur mit Vergnügen bis zu Ende angehört, sondern er ging auch den

---

ein freier Selbstdenker, wie sehr wenige Künstler es sind; und so kan es ihm nie und nirgend an der Geistesbeschäftigung fehlen, die allein den denkenden Mann im Alter würdig beschäftigt.« S. musikalischer Almanach, herausgegeben von J. F. Reichardt. Berlin 1796. bei J. F. Unger.

folgenden Tag wieder hinein; und da dieſer auch den dritten Tag wieder hinging, und Benda'n der vorige Abend zu Hauſe lang geworden war, ging er mit, wiewohl in dem Vorſatze, bald wieder hinauszugehen. Aber er blieb nicht nur bis ans Ende, ſondern ging auch zur vierten und zu allen folgenden Vorſtellungen wieder hin, und geſtand am Ende ſeinem Freunde, ihm ſei über den Effekt wahrer Theatermuſik in der klaren durchſichtigen Manier des Italieners ein neues Licht aufgegangen.

An die Kaſtraten auf dem Theater konnte er ſich in Italien ſo wenig gewöhnen, als in Berlin, und er machte ſich oft luſtig darüber, daß ein Kaſtrat in Italien vorzugsweiſe Muſiko genannt wird. Er pflegte zu ſagen: ein Kaſtrat könne nur ſoviel Muſikus ſeyn, als er Menſch ſei; mit dieſer doppelten Halbheit, als Künſtler und Menſch, gehöre er ganz eigentlich in die päbſtliche Kapelle. Er pflegte den Kaſtraten auch einen ſchreienden Beweis zu nennen, daß alles Predigen und Moraliſiren gegen einen wollüſtigen Genuß in der großen Welt nichts ausrichte.

Benda hatte einen feinen treffenden Witz, und ſagte oft ſehr bedeutende Sachen auf ſeine ganz eigne Art. Als einſt, in einer Geſellſchaft, von der italieniſchen und deutſchen Nazion die Rede war, und ein

enthusiastischer Verehrer der Italienär übertrieben viel zu ihrem Lobe und zum Nachtheil der Deutschen gesagt hatte, wendete sich dieser zuletzt an Benda, und rief ihn, als einen, der beide Nazionen kannte, zum Zeugen für seine Meinung auf. Ja, sagte Benda, ich muß gestehen, ich habe in Italien einige vortreffliche Menschen, und in Deutschland einige Schurken gekannt.

Einem Fürsten, der den Gesang einer Sängerin, die auch Tänzerin war, mit sehr lebhaften Ausdrücken zu Benda lobte, erwiederte dieser, der eben mit ihrem Gesange unzufrieden gewesen: Ich muß gestehen, ich habe nie eine Sängerin gesehn, die so gut getanzet, und nie eine Tänzerin, die so gut gesungen hätte.

Einer deutschen Fürstin sagte eine deutsche Schauspielerin einst sehr plumpe Schmeicheleien vor, und trieb es am Ende so weit, daß sie dabei vor ihr aufs Knie fiel, und lange so fort haranguirte. Benda, der dabei stand, rückte nach und nach der Schauspielerin gegenüber, und rieb sich die Kniee. Er reibt und reibt immer stärker; da sie es aber nicht versteht, fährt er endlich, die Kniee immerfort reibend, laut auf: Ich bitte Sie um Gotteswillen, Madame, stehen Sie auf; mir thun meine Kniee ganz entsetzlich weh.

Sulzer eiferte einſt in Benda's Gegenwart gegen alle eigentliche muſikaliſche Malerei, und wollte die Singemuſik auf den einfachſten Ausdruck der Empfindung beſchränkt wiſſen/ Benda, der ſich durch einige ſtarke und beißende Ausdrücke des geraden, unſanften Schweizers getroffen fühlte, fuhr endlich mit ſehr bedeutender Übertreibung auf: »Wenn mir nun aber der Dichter die Empfindung in einem Bilde gibt, ſoll dann ich das Gegentheil davon ausdrücken, damit das Bild im Dichter nur ja nicht wahrgenommen wird?«

Ein muſikaliſcher Dichter ſprach ſehr vieles über die große Mühe, die er es ſich koſten ließe, ſeine Verſe recht muſikaliſch zu machen. Damit thäten Sie mir eben keinen Dienſt, rief Benda, dem der ganze Mann nicht auf dem rechten Wege war; meine beſten rührendſten Geſänge dank' ich unmuſikaliſchen Verſen, die mich zwangen, mich recht zuſammen zu nehmen, um den Dichter zu verbeſſern. Dabei führte er aus ſeiner ſchönen Arie: Meinen Romeo zu ſehn, die Verſe an:

Alle Gedanken verlieren ſich
In dem Wonnegedanken:
Meinen Romeo zu ſehn u. ſ. w.

Er lief ans Klavier, und ſang die herrliche Arie mit ſolcher innigen Rührung, daß ihm die hellen Thränen über die Backen rollten, und alle Umſtehenden, ohnerachtet ſeiner ungeheuren Stimme, ſeiner noch ungeheureren böhmiſchen Ausſprache und heftigen

Geſtikulationen und Geſichtsverzerrungen, heiße Thränen vergoſſen.

Sein höchſt lebhaftes, tiefes Gefühl äußerte ſich oft auch im gemeinen Leben auf eine eben ſo auffallende herzdurchdringende Weiſe. Einſt kam er in ein ſehr armſeliges weſtfäliſches Wirtshaus. Ein höchſt magerer Hund fällt ihm in die Augen, und er fragt die Wirtin: Warum iſt der Hund denn ſo ungeheuer mager? — Jh, he frett niſcht, erwiederte die Wirtin in ihrer platten Sprache. — Warum frißt er denn nichts? — Jh, wie gewen emm niſcht. — Warum gebt ihr ihm denn nichts? — Jh, wie han niſcht. — Benda, dem das Blut zu Kopf und das Waſſer in die Augen ſteigt, holt mit Ungeſtüm eine Handvoll Silbermünze aus der Taſche, und wirft ſie, abgewandten Geſichts, dem armen Weibe mit den Worten hin: Da, gebt dem Hund zu freſſen, und freßt ſelbſt mit.

Benda war, wie ein Mann, deſſen ganze Seele mit Einem intereſſanten Gegenſtande ganz und unabläſſig beſchäftigt iſt, auch in hohem Grade zerſtreut. Eine Dame bittet ihn einſt, ein neues Inſtrument zu verſuchen: er ſetzt ſich hin, thut einige Griffe, ſpringt dann ſchnell auf, und läuft ins offne Nebenzimmer. Die Dame glaubt, er hole Muſikalien. Da er aber nicht wiederkömmt, geht ſie ihm nach, und

findet ihn mitten im Nebenzimmer, mit Anstrengung horchend dastehen. Als er sie erblickt, besinnt er sich, schlägt sich vor die Stirne und ruft: In Gedanken! ich wollte hören, wie es in der Ferne klänge! Vermuthlich wollte er der Dame diesen Rath geben; ging aber in der Zerstreuung selbst hin.

Bei seinen Arbeiten pflegte Benda oft einzelne Sätze beim Klavier singend zu versuchen: er lief dann vom Schreibtisch an ein kleines polterndes Klavier, vor dem ein alter breiter Lehnstuhl mit niedriger Lehne stand, und schlug zu seinem enthusiastischen Gesange einzelne Akkorde an, die er wol selbst weniger hörte als unter seinen Fingerspitzen fühlte. Einst läuft er im Eifer von der ungewöhnlichen Seite dazwischen, wirft sich aufs Klavier, und hämmert mit beiden Händen zu seinem Gesange auf der Lehne des Stuhls, bis das Gelächter der anwesenden Frau ihn aus der Zerstreuung weckt.

In Berlin wird Benda einst in dem Hause eines Freundes, der neben einer Kirche wohnte, zu einem Mittagsmahl erwartet. Als nun dieser in ungeduldiger Erwartung ans Fenster tritt, und nach ihm hinaussieht, sieht er seinen Gast in tiefen Gedanken vor der Kirchthüre stehen, und von Zeit zu Zeit daran pochen.

Als Benda einſt aus einer luſtigen Geſellſchaft ſpät in der Nacht nach Hauſe kam, findet er ſeine Hausthüre, die er mit dem Schlüſſel öffnen will, ſchon offen, eben ſo oben die Stubenthüre. Schelkend über die Unordnung, ruft er vergeblich nach ſeinem Bedienten, der ihn zu erwarten pflegte. Sternenhelle beleuchtet indeß das Zimmer hinlänglich, um das Bette zu finden. Er zieht ſich aus, und iſt eben im Begrif, ins Bette zu ſteigen, als eine Kammerjungfer mit zwei Lichten in der Hand, und ihr auf dem Fuße nach ihre Dame, ins Zimmer treten, und ein entſetzliches Geſchrei über den halbnakten Mann erheben. — Es ergab ſich am Ende, daß er im Taumel und in Zerſtreuung in ein Haus gegangen, wo er vor einigen Jahren gewohnt hatte.

Einſt beſucht Benda ſeinen Freund Ruſt in Deſſau. Dieſer bewirtet ihn nach beſtem Vermögen, und als ſie das Mittagsmahl eingenommen, ſchlägt Ruſt einen Spaziergang nach dem ſchönen Luiſium vor. Benda ſtimmt zu, und trinkt ſein letztes Glas Wein. Aus der Hausthüre tretend fragt Benda ſeinen Wirt: Wo nehmen Sie den guten Wein her? Aus Bremen, ſagt Ruſt. Aus Bremen? wiederholt Benda in ſeine gewöhnliche Stellung verfallend, in welcher er, ſo oft er in Gedanken verſank, mit halberhobner linken Hand die Bewegung zu machen pflegte, als griffe er auf der Violine herum. Sie gehen fort. Ruſt, der ſeinen Freund in vielen Jahren nicht geſehen hat, hält dieſe Gelegenheit für die

ſchicklichſte, ihn von ſeinen erlebten Schickſalen und ſeiner gegenwärtigen Lage recht umſtändlich zu unterhalten. So gehen ſie eine halbe Stunde fort, und Ruſt freut ſich des aufmerkſamen freundlichen Gehörs. Sie kommen endlich an das Gitter vor Luiſium, und indem Ruſt das knarrende Gitter öffnet, fährt Benda aus ſeiner Abweſenheit auf, und ſagt: Alſo aus Bremen? Er hatte wirklich von der ganzen Erzählung ſeines Freundes nichts vernommen.

Und jetzt von den unzähligen Zügen ſeiner Zerſtreuung nur noch den Einen, der ihm ſelbſt bald das Leben gekoſtet hätte. Er war gewohnt, ſich im Hauſe durchaus um nichts zu bekümmern, ſondern alles der häuslichen Frau zu überlaſſen. Er lebte mit ſeinem ganzen Gemüthe Tag und Nacht in der Kunſt. Fiel ihm bei der Arbeit irgend etwas ein, woran er glaubte erinnern zu müſſen, ſo rief er dieſes der Frau durch eine Zwiſchenthüre zu, die aus ſeinem Arbeitszimmer nach dem ihrigen führte. Dieſe ihm unentbehrlich gewordene Frau ſtarb. Er war untröſtlich, kam aber den zweiten Tag ſchon wieder ganz in ſeine gewöhnliche Arbeit hinein. Bei dieſer Arbeit fällt ihm ein, daß der Tod der Frau noch wol nicht bei ſeinen Freunden gemeldet ſein möchte; nach ſeiner alten Gewohnheit öffnet er die Zwiſchenthüre, und ruft der todten Frau, die da auf dem Brette liegt, zu: ſie möchte doch ihren Tod anſagen laſſen. — Man denke ſich ſeinen eignen Schreck!

An unſerm Benda bewährete ſich auch die alte Bemerkung, daß große Komponiſten oft große Eſſer waren. Händel, Jomelli, Gluck, Bach und andere waren längſt auffallende Beweiſe für dieſe Bemerkung. Es läßt ſich aus dem großen Aufwande von Lebensgeiſtern, den ein thätiger Komponiſt und feuriger Anführer ſeiner genialiſchen Werke macht, wohl begreifen; dazu kömmt, daß wol keine Kunſt und kein Geſchäft die Sinnlichkeit mehr befördert, als eben die Muſik. Bei unſerm Benda bewies ſich dieſe große Sinnlichkeit ſchon früh auf eine ſehr auffallende Weiſe. Als er, noch ein Knabe, ſeinem Vater, einem armen braven böhmiſchen Landmanne, der wol nicht ahnete, welches genialiſche Geſchlecht er erzeugt und um ſich hatte, die muſikaliſche Aufwartung auf Bauernhochzeiten beſorgen half, und ſo einſt bei einem Hochzeitſchmauſe, nahe der Thüre, ſeine Geige ſtreicht, und nun allerlei fette Schüſſeln, die den Gäſten früher als den Spielleuten aufgetragen werden, vor ihm vorbeigetragen wurden, aber auch ein dampfender Schweinebraten ſeiner Naſe vorüberzieht, ſahen die Gefährten dem armen Georg Bogen und Geige entſinken und ihn erblaſſend auf eine Bank zurückfallen. Man wendet alles an, ihn wieder zu ſich zu bringen, und als er kaum die Augen wieder öffnet, ruft er mit gebrochener Stimme: Schweinebraten, Schweinebraten! Ein tüchtig Stück davon hilft ihm denn auch ſogleich wieder zu Kräften.

Eßluſt und Zerſtreuung paarten ſich oft gar ſonderbar bei ihm. Davon nur noch einen karakteriſtiſchen Zug. Einſt kommt Benda zur Mittagſtunde in das Wohnzimmer ſeiner Familie, wo eben eine große Schüſſel voll gebackenen Obſtes mit Klößen und Speck aufgetragen wird, um ſich zu einem Mittagsſchmauſe, außer dem Hauſe, anzukleiden. Während deſſen er den einen Sohn nach dem Rocke, den andern nach Schuh und Strümpfen, eine Tochter nach Wäſche, eine andere nach dem Haarbeutel ſchickt, reizt ihn der Geruch der nahrhaften Schüſſel, und er ſpießt, um den Tiſch ungeduldig herumgehend, eine Gabel voll nach der andern auf, und verſchluckt ſie, ſo daß die Schüſſel faſt leer wird, ehe alle Kleidungsſtücke beiſammen ſind. Da nun die jungen Tiſchgäſte ſchon betrübt in die leer gewordne Schüſſel blicken, und er, zum Gehen bereit, der Frau in der Thüre begegnet, fragt er ſie: Was habt ihr heute zu eſſen? — Sie, unbekannt mit dem Intermezzo, das die Schüſſel leerte, erwiedert: Backobſt mit Klößen und Speck. — Ha! verwünſcht! ruft Benda, das hätt' ich wiſſen ſollen; viel lieber verzehrt' ich die gute Schüſſel mit euch, als den ganzen adlichen Schmaus.

VII.

Kunstnachrichten.

1) Aus Paris.

Um alle Nazional-Kunstdenkwürdigkeiten, die irgend einigen Bezug auf die französische Geschichte haben, zweckmäßig geordnet aufzubewahren, ist die Kirche der petits Augustins zu einem **Museum des monumens françois** ausschließlich bestimmt worden, und man hat bereits eine große Anzahl Statüen, Büsten, Urnen, Grabmäler, gemahlte Fensterscheiben aus öffentlichen veräußerten Gebäuden u. s. w. hingeschafft, so daß es schon eine interessante Sammlung ausmacht. Verschiedene egyptische, griechische und römische Alterthümer, die man anfänglich auch dahin gebracht hatte, sind nach dem Louvre, ins große Museum, gebracht worden, welches man als eine Zentralanstalt für die ganze Republik betrachten kan.

Im Louvre hat man auch einen großen Saal sehr zweckmäßig zum Studium nach Antiken eingerichtet. Es wird daselbst auch den Künstlern die

Anatomie nach der Natur vorgetragen; eine Einrichtung, von der man ſich für die Kunſt mit Recht großen Gewinn verſpricht. Auch wird, auf Veranſtaltung des Direktoriums, an einer großen Anzahl Abgüſſe von den ſchönſten Antiken und Statüen gearbeitet, um ſolche an alle Departementsſchulen der ganzen Republik zu vertheilen.

Bisher hat man in Frankreich gewöhnlich nicht nach der Natur, ſondern nach einem Gliedermann gezeichnet. Bei der letzten öffentlichen Vertheilung der Preiſe in der Mahlerſchule ward daher eine junge Schülerin des Mahlers Suvée durch öffentlichen Aufruf und durch eine Mappe voll ausgeſuchter Kupferſtiche dafür belohnt, daß ſie ihrem Meiſter aus Liebe zur Kunſt, drei lange Morgen mit unermüdetem Eifer geſeſſen, um den aufgegebenen Karakter le ravissement nach ihrem Bilde auszuarbeiten.

Der Baumeiſter Legrand hat dem Direktorium den Vorſchlag gethan, das einzige große römiſche Denkmal, welches Paris in ſeinen Mauern hat, die Thermen Julians wieder herzuſtellen. Durch Wegräumung der Mauern, die die Eingänge und das Licht verſperren, glaubt er wenigſtens einen großen Saal, deſſen Gewölbe noch ganz exiſtirt, und vielleicht auch noch andere Partien, von denen man

im Hotel Cluny und in dem Hauſe der ci-devant Mathurins Spuren findet, herſtellen zu können.

Seit dem Anfange der Revoluzion beſtand ein Bureau de consultation in Paris, welches den Werth aller neuen Entdeckungen und Erfindungen, und die Anſprüche der Erfinder auf Nazionalbelohnungen zu beurtheilen hatte. Das Direktorium hat dieſes Geſchäft anjetzt auch dem Nazionalinſtitut für die Künſte und Wiſſenſchaften übertragen, und ihm beſonders anbefohlen, dieſen wichtigen Theil ſeiner Beſchäftigungen dergeſtalt zu organiſiren, daß es die Entwürfe zu neuen Erfindungen mit möglichſter Folge und Schnelligkeit unterſuchen könne, und daß jeder fleißige, thätige, oft arme Bürger einen allzeit offnen zweckmäßig eingerichteten Ort zur Bearbeitung ſeiner Ideen, und für die geleiſtete Arbeit ſelbſt die gerechteſte Belohnung finde.

Der fleißige, feine Kunſtforſcher und geſchickte Mahler Fauvel, der vor zwölf Jahren von Paris nach Griechenland ging, und ſeit der Zeit manche wichtige Entdeckung für die Alterthümer machte, iſt noch immer dort, und fährt mit unermüdetem Fleiße fort, für das Muſeum zu ſammeln und zu zeichnen. Das Direktorium hat dem Geſandten der Republik bei der ottomanniſchen Pforte Dübayet, bei ſeiner Abreiſe nach Konſtantinopel, auch eine weitläuftige Inſtrukzion

in

in Beziehung auf das Geschäft jenes Malers mitgegeben, und ihm dringend aufgetragen, alles mögliche anzuwenden, um dem fleißigen Künstler jede Erleichterung zur Beförderung seines Geschäfts zu verschaffen. Das Museum hofft große und mannichfache Bereicherung durch ihn zu erhalten.

Das Pariser Nazionalinstitut, welches eine vollständige Ausgabe von Gressets Werken veranstalten will, und überall nach Manuskripten forschte, die der Dichter bei seinem Leben nicht zum Druck bestimmte, wohl aber in Abschriften an mehrere Verehrer seiner Muse mittheilte; ersuchte auch den Prinzen Heinrich von Preußen, den sie im Besiz von Gressets Gedicht, l'Ouvroir glaubte, um die Mittheilung dieses Manuskripts. Der Prinz Heinrich antwortete aber in nachfolgendem Briefe, daß er das verlangte Manuscript nicht besäße; übersandte indessen dem Institut, um ihm seine Bereitwilligkeit und Achtung zu bezeigen, das Manuscript von Diderots Jacques le fataliste, den man denn auch mit möglichster Eile ohne alle weitere moralische und kritische Rücksicht abgedruckt hat. Ob der Name jenes genialischen Schriftstellers damit geehrt worden, ist wohl noch eine große Frage; er selbst würde gewiß nie in den Druck dieses frechen, alle Sittlichkeit verhöhnenden Produkts gewilligt haben. Die berühmten französischen Schriftsteller, die in der großen Welt lebten, stimmten oft nur zu willig in den frechen schamlosen Ton des Zirkels, in dem sie zu glänzen

ſuchten und machten ſich dieſem beſonders dadurch angenehm, daß ſie Aufſätze vorlaſen, die dem Tone des Zirkels zu angemeſſen waren, als daß nicht jeder hätte überzeugt ſein ſollen: Das hätten wir nie gedruckt zu leſen bekommen. Uneingedenk, daß vor vielen Jahren ein feiner deutſcher Schriftſteller mit Weglaſſung des ſechſten Theils eine Überſetzung nach dieſem Manuſkripte herausgegeben, werden unſre Überſetzungsfabriken ſchwerlich ermangeln, dies freche Vademekum, von welchem Röderer in ſeinem Journal ſehr naiv ſagt, es müßte für alte ſtumpfe Wüſtlinge ſehr wohlthätig ſein, — mit Haut und Haar in's Deutſche herüberzuziehn. Und wenn wir da, wie's ſehr wahrſcheinlich iſt, nur Haut und Haar davon erhalten, und das genialiſche Leben der Diderotſchen glühenden und hochaufſprudelnden Diktion rein verhaucht....!

Schreiben des Prinzen Heinrichs an das Pariſer Nazionalinſtitut.

Reinsberg, ce lundi 19 août 1796.

J'ai reçu la lettre que vous m'avez adressée. L'Institut national ne me doit aucune reconnaissance pour le désir sincère que j'ai eu de lui prouver mon estime; l'empressement que j'aurais eu de lui envoyer le manuscrit qu'il désirait, s'il eût été en ma puissance, en est le garant. On ne peut pas rendre plus de justice aux grandes vues qui l'animent pour mieux diriger les con-

naissances de l'humanité. Je regrette la perte que fait la littérature de ne pouvoir jouir des oeuvres complètes de Gresset, cet auteur ayant une réputation si justement méritée. J'ai fait remettre au citoyen Caillard, ministre plénipotentiaire de la République Française, le manuscrit de *Jacques le fataliste*. J'espère que l'Institut national en sera bientôt en possession. Je suis avec les sentiments qui vous sont dûs, votre affectionné

Henry.

In einer öffentlichen Sitzung des Lyceums der Künste las Desaudray neulich das Lob der Tanzkunst vor. Mit echt griechischer Empfänglichkeit und Lebhaftigkeit richteten sich gleich alle Augen nach der eben anwesenden großen Tänzerin Depreaux, ehemalige Guimard, deren hohe Grazie Alter und Häßlichkeit so ganz vergessen machen, wenn sie als Psyche oder im erster Schiffer Aug' und Herz bezaubert, und überhäuften sie mit den schmeichelhaftesten Lobesbezeigungen.

---

2) Aus London.

M. Walpole, der den Reisenden auch durch sein sonderbares, ganz im gothischen Geschmack angelegtes Landhaus zwischen London und Richmond bekant ist, schickte kürzlich einen unsrer besten Porträtmaler nach Liverpool zu M. Roscoe, dem Verfasser der Geschichte Lorenz von Medici, und bat

ſich, da Alter und Geſchäfte ihn abhielten, ſelbſt zu ihm zu kommen, ſein Bildnis aus, um ihn wenigſtens ſo einigermaßen kennen zu lernen, und ſeine Bibliothek damit zu verſchönern, wie ſein Werk ſolche bereits bereichert hätte.

(Aus einem Briefe.)

Mit der Muſik ſteht es hier in London noch immer auf dem alten Fuß. Unzählige einzelne Virtuoſen aller Art, ſo häufig wie gewiß an keinem andern großen Orte, beſonders ſeitdem wir eine Menge der ehemaligen pariſer Virtuoſen hier haben — aber überall und nirgend kein geſcheites Enſemble. Was ſich der brave einſichtsvolle und unermüdete Salomon auch abarbeiten mag, er richtet gegen den ſtumpfen Kaufmannsſinn der Nation nichts aus. Wie er den Komtordiener und treuen Hausknecht beurtheilt und behandelt, ſo behandelt der Engländer auch den Virtuoſen und feinern Künſtler. Wer ſich einmal durch Pünktlichkeit in den Lekzionen und muſikaliſchen Aufwartungen ordentlich und fein höflich und unterthänig jahrelang bezeigt hat, den ſticht kein beſſerer, kein zehnmal größerer Virtuoſe aus; und die alten Stümper, die einmal im Beſitz dieſes oder jedes Konzerts oder Theaters ſind, wird kein Unternehmer los, ohn' es mit all' ihren Beſchützern durchaus zu verderben. Dieſe ſind zufrieden, wenn zu dem alten grauen Beſtand ein paar neue glänzende Virtuoſen hinzugethan werden, die pikant, oder wenigſtens berühmt genug ſind, ſie in den dumpfen Stunden zwiſchen

Mittagtrunk und Abendtrunk mit unter einige Stunden wach zu erhalten; wozu denn doch immer noch die reelle Bedienung in der Mitte jedes Konzerts mit Punsch und Wein und allerlei Leckereien das beste thut. Denn noch immer herscht hier die alt-englische Sitte, daß bei dem Abonnement jedes öffentlichen Konzerts auch die körperliche Bewirthung nach der ersten Abtheilung mit eingerechnet wird. Zu diesem hat sich natürlich Salomon, wie jeder andere, bei allen seinen Pantheons- und Theater- und Hannoversquare-Concerten verstanden. Die Musik selbst aber nach gewöhnlicher Weise so schlendrianmäßig einzurichten, daß seine Zuhörer zufrieden gestellt würden und er reich werden müßte, dazu kan er sich immer noch nicht bequemen; er kan den für London warlich ganz ausschweifenden Gedanken, das Kunstpublikum, — von dem der alte Möser einst sehr treffend sagte, es hat keine Tangenten fürs Schöne — zu veredeln, noch immer nicht aufgeben. Ehre der Kunst und Veredlung des Geschmacks sind noch immer seine Losungen. Das mag höchst rühmlich sein, denn es ist außer der Güte der Absicht, auch noch eine wahre Herculean labour. Da es so wenige Menschen hier giebt, die den geringsten Keim von echtem Kunstsinne haben, und noch wenigere von musikalischem Genie, — und von diesen wenigen haben wieder sehr wenige eine andere musikalische Bildung gehabt, als durch die schwachen Werke eines Corelli, Geminiakus, und durch die, besonders für Instrumentalmusik doch nur einseitigen Werke Händels, Bachs und Abels werden konnte; — so wird es gewiß noch ein halbes Jahrhundert währen, ehe hier die feinern

und reicheren Schönheiten eines Haydns, Mozarts und anderer, die sich die Freiheit nehmen, etwas weiter zu gehn, als jene Herren, durchgängig so erkannt und genossen werden möchten, als sie es in Paris, Wien, Berlin und andern großen Städten schon seit langer Zeit sind. Das Kind kömmt hier selten höher in der Kenntnis und dem Kunstgeschmack als Papa und Mama gekommen waren: was zu ihrer Zeit das Beste war, muß es auch noch sein; und dabei bleibts. Wer sollt' es wol auswärtig glauben, daß zwei sehr mittelmäßige englische Sänger vor einigen Jahren hier die Unverschämtheit haben konnten neben den großen Salomonschen Konzerten, die fast alles vereinigten, was Großes und Schönes an Talenten hier war und ist, ein Konzert zu errichten, worin nichts als eine tausendmal gehörte alte Ouverture von Händel und eines seiner alten Concerti grossi oder dergleichen Instrumentalstücke von Corelli, Martini, Pasquali u. d. gl. übrigens lautes chatches und glees (drei oder vierstimmig gesetzte Lieder, auch wol kanonisch, meist aber schlecht gearbeitet) neben ein paar alten abgedroschenen Arien gemacht wurden, und daß diese Leute, weil sie nur Chorsänger, nebst einer sehr mittelmäßigen englischen Solosängerinn zu bezahlen haben, jährlich an funfzehn hundert Pfund Sterling (gegen neun tausend Thaler) reinen Gewinn haben, da Salomon, der seit vier Jahren die ersten und folglich theuersten Talente seit der Zeit vereinigt, fast eben so viel zusetzen mußte, und Gefahr läuft sich zu Grunde zu richten, wenn er so fortfährt. Den Anfang zu einer Revoluzion in der hiesigen Musik hat er indeß wirklich dadurch gemacht: das ehemalige

Concert professional hat er vertilgt, und den Unternehmer der italieniſchen Oper, der die Banti und Marcheſi und David hat, ſo furchtſam gemacht, daß er ihm verſchiedentlich Anträge zur Vereinigung gethan u. ſ. w.

Am achten Merz d. v. J. ſtarb hier Sir William Chambers, der berühmte chineſiſche Gartenkünſtler. Er hatte in China ſelbſt die dortige Baukunſt und Gartenkunſt kennen gelernt, und dort, wie gemeiniglich Menſchen, die ohne natürlichen reinen Sinn fürs Schöne auf außerordentlichen Wegen ſonderbare Dinge kennen lernen, eine ganz übertriebene Vorliebe für den kindiſchen und grotesken Geſchmack der Chineſer bekommen. Es gelang ihm, dieſen Geſchmack dem Könige, damaligem Kronprinzen, deſſen Zeichenmeiſter er war, angenehm zu machen; und als der König zur Regierung kam, übertrug er ſeinem Zeichenmeiſter die Anlage der Gärten zu Kew. Es wurden daran größere Summen verwendet, als in neuern Zeiten vielleicht je zum Behuf einer Anlage in dem herz- und ſinnerfreuenden engliſchen Landſchaftsgartengeſchmack verwandt worden iſt. Dieſe ungeheuren Anlagen wurden auch von dem beſten Künſtler Englands mit großen Koſten in Kupfer geſtochen und von Chambers ſelbſt unter dem Titel: Plans, Elevations, Sections and Perspective Views of the Gardens and Buildings at Kew in Surry, 1763 in folio herausgegeben. Früher (1758) hatte er ſchon ſein Werk, Designs for chinese buildings, und 1795 ein größe-

res Werk unter dem Titel: **Treatise on civil Architecture** herausgegeben. 1773 kam seine Abhandlung: An oriental Gardening heraus, die bei einer zweiten Auflage noch mit an explanatory discourse by Tan Chan Zva of Quang Chew Fu vermehrt wurde. Die beste Wirkung, die seine Schriften für den orientalischen Geschmack hervorgebracht haben, ist wol *an heroic epistle*, ein gegen ihn gerichtetes sehr witziges Gedicht von Mason, dem lieblichen Sänger der englischen Gärten. — Ohnerachtet nun aber Chambers auch alle Männer von Geschmack und Kunsteinsicht gegen sich hatte, blieb der König seinem alten Zeichenmeister dennoch getreu, und übertrug ihm noch im Jahr 1775 die Vollendung des im großen Stil angefangen Londoner Palastes, Sommersethouse genannt, durch dessen Verstümmelung er den guten Geschmack wahrlich nicht ausgesöhnt hat.

VIII.

Ueber

Hilbegard von Hohenthal

I. II. III. Theil.

(Berlin in der Voſſiſchen Buchhandlung 1795. 1796.)

In der Hofnung, daß dem Leſer die beiden Aufſätze über dies verächtliche Buch, im erſten und dritten Stück von Deutſchland, eben ſo langweilig und überflüßig gedäucht haben möchten, als dem Anzeiger ſelbſt die Beſchäftigung mit demſelben unangenehm geweſen, und der Leſer ſo den Beſchluß der ſchon zu weitläuftigen Anzeige gerne entbehrte, verſchob jener ihn auch gerne von einem Stück zum andern. Von mehreren Seiten erfährt er aber leider, daß auch ſogar dieſes Buch in der galanten, undeutſchen Kunſt- und Leſewelt ſeine Anhänger gefunden, die noch gar ſehr des Beweiſes bedürfen, wie jämmerlich es iſt; und ſo muß er denn wol den Widerwillen überwinden, und den verheißnen Beweis weiter führen.

So wie am Miſerere von Allegri geſchehen, verſprach er auch an einem von dem Verf hochgeprieſenen Theaterſtück ein Exempel zu ſtatuiren. Da indeß die Muſik ſelbſt von einem ſolchen nicht ſo leicht den Leſern vorgelegt werden kan, als es dort mit dem Miſerere geſchah; ſo wählen wir von einem Haupthelden des Verfaſſers die Oper, die von ihm nur allein öffentlich im Druck erſchienen iſt die Olimpiade von Jomelli.

Jedermann, dem daran gelegen iſt, die Urtheile mit der Partitur zu vergleichen, kan die Oper in Stuttgard vollſtändig gedruckt finden. Der Verfaſſer der Hildegard gibt dieſe Nachricht ſelbſt, ſetzt aber von dieſer faſt einzigen aller beurtheilten italieniſchen Opern, die ſich jeder deutſche Leier verſchaffen kan, wenn er will, gar poßierlich hinzu: «Wer ſie, wie einige der Folgenden, nicht kennt, kan, wenn er will, die wenigen Blätter, die ſie betreffen, überſchlagen.» Nun möchte man wol die Blätter zählen, die für die meiſten deutſchen Leſer übrig bleiben würden, wenn ſie alle das Gewäſch über Opern überſchlagen ſollten, die ſie nicht kennen, oder nicht ſo leicht in Deutſchland finden können! Kaum ſind die wichtigſten Opern von Gluck, die ſeit beinahe zwanzig Jahren in Paris geſtochen, ja zum Theil ſchon auf deutſchen Theatern und in öffentlichen Konzerten aufgeführet worden ſind, in den größten Städten Deutſchlands zu finden. Die Opern der neuern Italiener ſind ſelbſt in Italien nicht leicht zu haben; nicht, weil ſie als große ſeltne Merkwürdigkeiten, geheim oder hoch im Preiſe gehalten würden, wie ein unſchuldiges Mitglied vom pariſer Rath der Alten zu glauben ſchien; indem es verlangte, Bonaparte ſollte ſich in Italien auch die Opernpartituren von Piccini, Sacchini, Sarti u. a. von den Regenten Italiens ausliefern laſſen; — noch weniger, weil ſie eben im Einwurzeln begriffen wären, um dermaleinſt klaſſiſche Werke zu werden; *) ſondern weil es das Publikum eben ſo wenig als die Komponiſten ſelbſt der Mühe werth achten, ſolche Opernpartituren in ihrer Vollſtändigkeit aufzuheben, die immer nur für das augenblickliche Bedürfnis jedes Theaters, nach deſſen meiſtens ſehr

*) Im erſten Bande S. 230 ſagt der Verf. «Das Klaſſiſche gleicht einem Wald von hohen Stämmen; es faßt nur mit der Zeit ſeine Wurzel, und ſtrebt hoch in die Lüfte.»

ärmlicher Beſchaffenheit zuſammengeſchrieben werden. Nur ſelten beſitzen die italieniſchen Komponiſten ſelbſt vollſtändige Partituren von ihren eignen Opern, und nur wenige Kunſtenthuſiaſten unter den italieniſchen Dilettanten wenden die Koſten daran, vollſtändige Partituren zu ſammeln. Von dieſen aber hat gemeinhin jeder nur Einen Lieblingscomponiſten, von dem er ſammelt, und der auf Koſten aller Uebrigen von ihm bis in den Himmel erhoben wird. —

Doch mit den neuen italiäniſchen Opern hat ſich der V. eben nicht ſehr beſaßt. Man erkennt durchaus in ſeinem Buche die Benuzung einer Muſikſammlung, die in den lezten zehn, zwanzig Jahren wenig Zufluß an italieniſchen Kunſtwerken gehabt haben mag, und in ſeinem Urtheil den Dilettanten, der einer beſtimmten frühern Kunſtperiode alle ſeine Reminiſzenzen verdankt. —

Mit den ältern Opern mag er in Italien indeß auch nicht viel anders gehalten worden ſein: denn es hält in Italien, wenn man nicht auf einige alte ſpeculirende Notenſchreiber trift, faſt eben ſo ſchwer, von ihnen vollſtändige Partituren zu bekommen; wie der Schreiber dieſes, der in Meiland, Venedig, Rom, Neapel weder Mühe noch Geld geſpart hat, ſich die echten Meiſterwerke der unſterblichen Männer, von denen die wahre Kunſt in alle Lande ausging, zu verſchaffen, gar wohl erfahren hat.

Doch zu unſerm Jomelli. Der V. kan ſich nicht beklagen, daß wir an Jomelli nicht den rechten Mann, und an dieſer ſeiner gedruckten Olimpiade nicht das rechte Werk zu unſerer Probe erwählen. Er ſelbſt ſezt Jomelli im erſten Bande S. 98 und 249 mit Leo und Händeln in eine Reihe, und S. 248 findet er in Jomelli's Arbeiten, «den Triumf der italieniſchen Muſik über alle andern.» Von dieſer Oper ſagt er im zweiten Bande S. 38: «Jomelli erſcheint hier in der Fülle ſeiner

Kraft. Wir wollen nur das Vortrefflichſte durchgehen.« Nun, und ſo wollen wir ihm denn nur in der Zergliederung dieſes Vortrefflichſten folgen, und das übrige mit ihm linker Hand liegen laſſen. Kan ein Kritiker gerechter und billiger handeln?

»Erſter Akt. Scene 3.

Quel destrier, ch' all albergo è vicino,
più veloce s'affretta nel corso.

(Ein Roß, das ſich der Wohnung nähert, beſchleunigt ſchneller ſeinen Lauf.) Dieſe Arie gehört unter die vortreflichſten der pittoresken Muſik; der Galopp des Pferdes herrſcht durchaus in der Begleitung der zweiten Violine, und es iſt in der Melodie und der geſammten Harmonie eine Pracht und ein Jubel, die bezaubern.«

Daß der geſchmackloſe Kritiker nichts von der Geſchmackloſigkeit eines ſolchen muſikaliſchen Gemähldes bei Dichter und Komponiſten ſagt, iſt in der Ordnung. Dem Kunſtkenner von Geſchmack kan der Sänger bei dieſem einförmigen hop, hop, hop, der zweiten Violine, die wirklich faſt durch die ganze Arie hindurch, und oft 9- bis 11-Takte hintereinander, auf denſelben Tönen

zu galoppiren hat; mit ſeiner auf dem galoppirenden Begleiter unſicher ſchwankenden, ſich wol gar am Sattel feſthaltenden Melodie, nicht wol anders vorkommen, als die reitenden Schneider in den engliſchen Pantominen des Mr. Aſtley, die in papiernen Pferden ſteckend, auf eigenen Beinen gar poſſierlich herumgaloppiren. Wenn man ſich nun noch hinzudenkt, daß jene brave Reutetarie von einem Kaſtraten in den höchſten Tönen ſeiner Schneiderſtimme geſungen wurde, ſo iſt das Bild gar vollendet.

Aber ſelbſt dieſe dem V. ſo werthe Schönheit hat er nur zur Hälfte gezeigt. Die zweite Violine galoppirt nicht bloß, ſie wiehert auch; und dieſe zweite Violine wiehert auch nicht allein, die erſte wiehert von Zeit zu Zeit mit; ja es geht bald ſo luſtig her, daß auch der ernſte Baß ſich nicht enthalten kan, mit darein zu wiehern. Und nun denke man ſich erſt den armen Affen (des weiblichen Geſanges) auf dieſem tollen Durchreißer!

« In der Melodie und der geſammten Harmonie iſt eine Pracht und ein Jubel, die bezaubern. »

Die Melodie hebt ſo an.

Nach dieſer Melodie mußte alſo zum Ausdrucke von Pracht und Jubel gehören, daß die Stimme erſt langſam in gedehntem verlängerten Rytmus hinunterſtiege, und

ſich nach geendigtem Vorderſatze völlig zur Ruhe ſetzte; dann ſich gemächlich wieder erhöbe, mit dem Nachſatze von vorne anfinge und die Scala Schritt vor Schritt, wie auf einer engen Sproſſenleiter, faſt zwei Octaven hindurch in die Höhe ſtiege; und zwar ſo, wie die Scala zu Erſparung des Raums beim erſten Notenunterricht geſchrieben zu werden pflegt, erſt einige Töne als ganze Takte, dann einige als halbe, dann gerade noch einmal ſo viele als Viertelnoten, darauf wieder eben ſo die doppelte Zahl als Achtelnoten, denen noch ſo ein paar Sechszehntheilnoten, und noch ſo ein paar punctirte Noten angehängt werden können. So kan man dieſe jubelvolle bezaubernde Melodie zur Zeit beim erſten Notenunterrichte gebrauchen, und für die Ewigkeit kan ein koncentrirender Magiſter ſehr leicht daran zeigen, daß dies der wahre Ausdruck des beſchleunigten Laufes ſei. Nicht viel anders verhält es ſich mit der Melodie die ganze Arie hindurch.

Die Harmonie iſt aber gar die allergewöhnlichſte, ohne welche zu der Zeit faſt keine einzige Arie geſchrieben wurde. Das ganze 29 Takt lange Ritornell, während welches die zweite Violine um dem armen Sänger herumgaloppirt und wiehert, ſo daß dem armen Affen auf dem Theater fürs Aufſitzen bange werden muß, kommt gar nicht aus dem D Dur heraus. Dann fingt die Singſtimme noch 14 Takte in D Dur, und geht dann den gewöhnlichen Gang durch H moll ins E dur, als der Dominante von A dur. In dieſen A dur bleibt die Stimme 24 Takte, bis ſie die erſte Abtheilung ſchließt. Worauf das Ritornell noch 7 Takte in demſelben Tone wiehert und galoppirt; dann fängt die Singſtimme wieder nach dem allgemeinſten Schlendrian die zweite Abtheilung in demſelben Tone an, und geht wieder ins D dur geradeS Wegs zurück. Wir bekommen das niederſitzende Thema dieſer jubelvollen Arie

noch einmal zu hören, dieſem folgt die gewöhnliche Ausweichung nach der Unterdominante G dur: nach vier Takten aber wendet ſich der Geſang wieder ins D. dur, worin er nun noch 25 Takte bis zum Schluß verweilt, und wo dieſem hohen Jubelgeſange noch mit einer förmlichen Kadenzeinleitung und einem Halt! (oder Prrr! um in der Metapher zu bleiben) die Krone aufgeſetzt wird, vermuthlich um noch auszudrücken, daß das bravgalopprirende Pferd auch parieren gelernt hat. Doch nein! die Krone wird ihm erſt im zweiten Theil aufgeſetzt, der nach dem ganz alltäglichen, allen lebhaften Gang ſtöhrenden, damaligen Schlendrian aus einem Andante beſteht, das in G moll anhebt, dann nach E moll, und ſo nach G dur geht, und darin ſchließt. Man ſieht, dieſe hohe Jubelarie iſt gegen das Kirnbergiſche Schema von ſtatthaften Ausweichungen in einem ordentlichen Satze gehalten, eine ſo vollkommen ſtattliche ſpiesbürgerliche Arie, als der frömmſte Schüler, mit dem Schema ſeines geſtrengen Lehrmeiſters vor Augen, nur eben zur vollkommenen Befriedigung oder Verzweiflung deſſelben (wenn er für ſich auch ein Herz wie Kirnberger hat) hervorbringen könnte; und in ſolchem, das Schulmeiſterherz mit Zufriedenheit oder Wehmuth füllenden Produkt, pflegt weder Pracht noch Jubel zu bezaubern. Ein förmliches Dacapo vollendet die unſinnige Behandlung der Worte, indem damit das Gleichnis des erſten Theils dem bereits im zweiten Theile abgeſungenen Verglichenen noch einmal nachfolgt.

Der Verf. ſagt weiter: »Lolli konnte ſich dabei hervorthun.«

Welch eine reiche pikante obligate Inſtrumentalbegleitung ſollte hiernach nicht jeder erwarten, der Lolli's ungeheure Fertigkeit und originelle Manier kennt? Nun die Fi-

guren, womit die Violine dem Affen auf dem Theater, Note für Note nachäfft, ſind folgender Art:

Der Leſer meint vielleicht, man ſetze hier boshafter Weiſe das Unbedeutendſte aus der erſten Abtheilung her; in der zweiten wo nach einem ſo alltäglichen Plane alles im Haupttone des Stücks wiederholt werden müſſe, würd' es wenigſtens durch die Tranſpoſition in die Höhe etwas brillanter werden. So? da kennt der Leſer der berühmten italiäniſchen Singecomponiſten Unkenntniß in der Inſtrumentalmuſik nicht. Vermuthlich dem Sänger zu gefallen hat Jomelli jene glänzende Paſſage in der zweiten Abtheilung um eine Quinte hinunter tranſponiren müſſen, und da gab er dann, ohne alles Arg, der concertirenden Violine die Imitation auch eine Quinte tiefer. Lolli wird vermuthlich klüger geweſen ſein, und das Ding anders geſpielt haben, als es da ſteht; aber das that Lolli, nicht Jomelli.

Doch wir halten uns viel zu lange bei der viel zu langen geſchmackloſen Arie auf, von der der V. — dem es gemeinhin ſo heimlich auf der Haut juckt, wenn er das rechte Thier nicht ergriffen hat — nach all jenem Lobe ſelbſt ſagt: »Man muß ſie als eine reizende Verzierung betrachten.«

Weiter. »In dem Schäferchor:

O care selve! o cara
Felice libertà!

(O ge-

(O geliebte Wälder, o liebe beglückte Freiheit!) der den einfachen gehörigen Charakter der Fröhlichkeit hat» u. s. w.

Der einfache gehörige Charakter soll hier bei diesem Schäferchor doch wohl heißen, der Pastoralcharakter? Wird der aber wohl durch die Menuettbewegung ausgedrückt? oder durch vermischte Rythmen von 3. 4 und 5 Takten? oder durch das Durchlaufen des eben benannten Fünfecks von Modulationen? oder durch scharf punktirte und abgestoßne Noten? oder durch die Vermischung der heterogensten Figuren von einfach zusammengezogenen Achtelnoten, durch alle Zwischenfiguren hindurch bis zu Passagen von zwei und dreißig Theilen, vermischt mit einer scharfpunktirten Baßbegleitung? Oder durch Imitationen von Soloinstrumenten in glänzenden Figuren? oder durch den gewöhnlichsten rauschenden Instrumentalschluß? Sind dieses nicht vielmehr alles Mittel, wodurch der geschickte Componist sehr vermischte Leidenschaften und Charaktere darzustellen weiß? Hier sind sie freilich nur eben angewandt, um dem unverständigen Zuhörer auf mancherlei Weise die Ohren zu kizeln und zu zwicken. — Der Componist hat hier zwar statt $\frac{4}{4}$ $\frac{3}{4}$ zur Bezeichnung des Takts gewählet, und statt Tempo di Minuetto, Allegro drüber geschrieben. Kann das aber etwas am Vortrage ändern, wenn er Figuren anbringt, die es dem Sänger unmöglich machen, das Stück in einer andern als der Menuettbewegung zu singen?

Und nun die höchst ungeschickte Behandlung der Worte! wie sie nur je ein deutscher Dorfcantor, der nie ein Wort Italiänisch verstand, hätte behandeln können. Hier sehe man das ganze Arietthema, und in den 7 Takten zugleich einen Theil der obengenannten Fehler. Um die ganze Liste vor Augen darzustellen, müßten wir noch Raum zu dem 21 Takt langen Ritornell verschwenden, welches diesen 7 Chortakten vorangeht. Mit einer Wiederholung

der letzten 4 Takte machen dieſe 7 Takte indeß das ganze Chor aus, das in der Folge noch 3 mal wiederholt wird.

Man könnte ein Buch über die Schlechtheit dieſer 7 Takte ſchreiben, ohne den Componiſten mit einem Worte zu chicaniren. Was der Dichter, hier freilich ſehr ungeſchickt für einen muſikaliſchen Dichter, in einen Vers gebracht bringt der Componiſt auch ohn' alles Arg in einen Rythmus, trennt ſo das Beiwort *cara* von ſeinem Hauptworte *libertà*, das im folgenden Vers und Rythmus erſt nachgeſchlept kommt. Damit noch nicht zufrieden, giebt er jener ungeſchickten trägen Melodie noch einen Baß, der dem einzelnen Rythmus einen eignen Schlußfall giebt. Auch damit noch nicht zufrieden, nun nach jenem abgerißnen Beiworte, mit dem zweiten Rythmus eine eigne Melodie anheben zu laſſen, giebt er der Singſtimme noch eine

ganze Taktpauſe. Vielleicht um einen gleichen Rythmus mit dem vorigen hervorzubringen, wozu ihn wol der Tanz, der mit dieſem Chor verbunden zu werden pflegt, zwingt? Nein, er ſtellt gerade dadurch ein paar ungleiche Rythmen neben einander, mit welchen der Balletmeiſter ſeine Noth hat, und der Tänzer noch ärger. Nun die Melodie hat vielleicht einen ſo beſtimmten Charakter der Fröhlichkeit und des Freiheitsgenuſſes, daß das gehobne, ergötzte Gemüth ſolche Nachläſſigkeiten gern verzeiht? ja, daß der Componiſt ihnen wol nicht abzuhelfen vermag, ohne der Schönheit und äſthetiſchen Kraft der Melodie zu ſchaden? Meint ihr? Verſucht einmal, auf jene Melodie zu ſingen:

O ſetz dich zu mir, du liebes
leichtfertiges Mägdelein!

Und ihr werdet finden, daß die Melodie zu dieſen ſchönen lyriſchen Verſen vollkommen paßt.

Daß die ganze Harmonie des Chors aus den oben angeführten zwei Stimmen beſteht, ſoll vermuthlich Naivität ſein, und möchte allenfalls in einem Schäferchor hingehen. Aber wieder, wie höchſt ungeſchickt angeordnet! Die Oberſtimme wird von Diskantſtimmen, die zweite Stimme von Tenorſtimmen geſungen. Nun denke man ſich die Tenorſtimmen unter ihrer eigentlichen Tiefe, wie eine Baßſtimme, faſt zwei Octaven von der Oberſtimme entfernt: und man wird begreifen, und beim Verſuch leicht hören, daß ſich dieſe beiden ſo weit auseinander gelegenen Stimmen nie vereinigen werden.

Statt alles deſſen ſucht der V. den Componiſten über die einzige Schönheit, die dieſer Geſang hat, zu entſchuldigen. Daß die lezte Sylbe in *Felice* gehoben wird, — nicht als lang declamirt wird, wie der V. meint, denn ſie ſteht mit all' ihrem hohen Tone noch immer zwiſchen zwei andern Sylben, die beide den Niederſchlag bekommen haben,

der ſie in einer ſo markirten Bewegung wol länger macht, als die Sylbe iſt, die die beiden übrigen leichten Laktheile bekommen hat; — das iſt, ſag' ich, für leidenſchaftliche Zuhörer eine wahre Schönheit, und es iſt in dieſer Melodie wirklich das Einzige, wodurch ſie gehoben wird. Sehr unrichtig vergleicht der V. dieſe Erhebung der Stimme zum leidenſchaftlichen Ausdruck mit jener ganz zweckwidrigen Erhebung auf jeder kurzen Sylbe in der Melodie von Pergoleſi zu den Worten

cujus animam gementem

die augenſcheinlich blos das damals modige tempo rubato zur Abſicht hatte, und worüber längſt echte deutſche Kunſtrichter eben ſo gründlich als ſchonend geurtheilt haben.

Doch wieder viel zu viel über die Armſeligkeit des kleinen Chors, und der V. wird vermuthlich ſagen: das ſind alles Kleinigkeiten, — wie wol in Italien Componiſten und Copiſten zu ſagen pflegen — kommt nur erſt ans Große, ans echt Tragiſche! — Freilich! wäre dies recht beſtellt; ſo könnte und müßte man dem Componiſten zu liebe ſchon annehmen, er habe jene Arie für eine Nebenperſon, und dieſes kleine Chor, nach der Weiſe manches italiäniſchen allzeitfertigen Componiſten von ſeinem Copiſten oder einſtweiligen Schüler machen laſſen. Und ſo hätte man nur allenfalls zu lachen, daß ein unberufner deutſcher Critiker nach einigen dreißig Jahren den Copiſten für den rechten Mann anſieht, weil er in ſeines Herrn Schlafrock und Nachtmütze ſteckt. Aber leider ſieht es mit dem Großen noch weit ſchlimmer aus!

Ehe wir da heran kommen, führt uns indeß der V. noch eine Nebenſchönheit mit ſeinem gewöhnlichen Schwall von Präſentationsformeln auf.

»Sc. 8. ganz vortreflich für eine Contrealtſtimme.«

Das heißt, die Singſtimme bleibt auf den Linien des

Diſcantſyſtems, nur in einigen Läufen der Arie geht ſie eine Terz über die Linien hinaus, aber nie unter dieſelben. Dieſe ganze Scene iſt alſo eigentlich nicht für die Contre-altſtimme, ſondern für einen Mezzo Soprano (eine tiefe Diſkantſtimme) geſchrieben, wozu auch die ganze übrige Behandlung paßt. Man findet hier in einer andern Arie Paſſagen von 32 Theilen, viel kurze und punctirte Noten, meiſtens Note auf Sylbe; überall nichts von dem breiten edelgehaltenen was die Contrealtſtimme charakteriſirt. Wenn der V. nur eine rechte Contrealtarie von Händel, Leo, Haſſe recht beachtet hätte, ſo würd' er gewußt haben, daß dieſes keine Contrealtarie ſei.

Ferner ſagt er: «Das Recitativ mit Begleitung iſt voll Grazie und Fülle; von Klang und meiſterhaft declamirt.»

Die erſten 4 Tackte können zur Probe für alles dienen: denn in dieſem ſelten ſpielenden Charakter, der in der zweiten Hälfte noch mehr belebt wird, geht die Begleitung fort; und eben ſo kalt und unbedeutend iſt die Declamation des ganzen Recitativs, das übrigens die Klagen der verlaßnen Aegene ausdrücken ſoll.

und so fort dieselbe Begleitung — die hier in ihrer ganzen Fülle von Klang steht, die schon das Vorspiel ausgemacht hat, und wiederholt wird, bis sie von einem noch weit angenehmer tändlenden Andante abgelöst wird, von dem wir weiter unten auch ein Pröbchen vorlegen wollen. Wenn man den obigen Recitativnoten, statt ihrer Worte: So hat Licidas, der Undankbare, mich schon vergessen! folgende wieder unterlegt: Komm, mein Licidas, näher, sez' dich hieher ins Gras; so paßt die Declamation vollkommen und das spielende tändelnde Instrumentspiel wird bedeutend. Und dann wird die folgende feine Bemerkung des Verfassers erst recht sinnvoll: «Es macht noch mehr Lust, wenn man weiß, daß Jomelli mit der Buonani in einem Liebesverständniß lebte.» Auch die vom V. gerühmte «einfache Begleitung der zweiten Violine» würde in solcher schalkhaften Scene — wenn gleich nicht neu «— das bedarfs bei solcher Scene nicht — doch voll Wirkung» sein.

«Die plözliche Abwechselung von Ton» besteht in dem ganz alltäglichen Cirkel den alle Recitative durchlaufen: aus G dur nach C dur; von da nach A moll durch D dur wieder nach G dur, und wieder wie vorher nach C dur, von da nach F dur, von hier freilich plözlich genug nach C dur, wie nur immer ein Componist, der sich um die wahren Gesetze der wahren Harmonie wenig kümmert, moduliren mag. Man sehe hier, und in der Instrumentalbegleitung zugleich, ein Pröbchen von der angenehm tändelnden Begleitung.

Nur am Ende des Recitativs wird die Declamation durch eine, freilich auch bei ältern Italiänern gewöhnliche steigende Transposition bei Wiederholung derselben Worte lebhaft und leidenschaftlich, und die Begleitung in ganzen grossen Akkorden stark; und dies nennt der V. «es beschließt voll Orgie.»

«Scene 9. Dieser Monolog des Megarles: Che intesi, eterni Dèi, quale improviso fulmine mi colpi. (Was hab' ich vernommen, ewige Götter! welch ein unerwarteter

Donnerſchlag! gehört zum Kern der ganzen Oper, und macht gleichſam das Herz derſelben aus. Jomelli zeigt einen groſſen Kunſtverſtand und ein feines richtiges Gefühl für Poeſie, daß er bei allen ſeinen Opern immer ſo das Weſentliche heraushebt.«

Wenn dieſes dadurch auf die echte kunſtmäßige Weiſe geſchieht, daß alles übrige platt vernachläſſigt, und das Weſentliche nur recht glänzend und angenehm dargeſtellt wird, hab es übrigens einen Charakter welchen es wolle; ſo hat der V. recht. Ihm aber auseinander zu ſetzen, wie das Hervortreten der Hauptfigur und der tiefe Eindruck der Hauptſcenen durch den wahren Künſtler auf eine ganz andre Weiſe geſucht und erreicht wird; dazu iſt wol weder Er noch ſein Buch geeignet.

»Dieſe Stelle iſt klaſſiſch beachtet.« Das ſoll doch wol heiſſen? ſie iſt mit Gefühl und Verſtand angelegt, durch zweckmäßige Anwendung aller echten Kunſtmittel ausgeführt, und durch Benutzung der feinſten Kunſtkritik ſo vollendet worden, daß ſie ein bleibendes Muſter werden müßte? . . . Nun die werden ja ſehen!

Die Scene von der man durch alle Declamationen des Verſes nicht viel erfährt, iſt in ihren Hauptmomenten folgende. Magacle hat eben von ſeinem Freunde Licida (vermeinten Königsſohn) erfahren, daß dieſer die Geliebte ſeines Freundes anbetet, und ſelbſt durch ſeinen Beiſtand ihre Hand zu erlangen hofft. Sobald ihn Licida allein läßt, ruft er aus: Ewige Götter was hör ich? Welch ein unerwarteter Blitz fuhr auf mich herab? — Und dann: Verzeihe Prinz! auch ich liebe; und forderſt du von mir, daß ich dir Ariſtea aufopfern ſoll, ſo forderſt du mein Leben. — Aber verdank' ich ihm nicht mein Leben? — — Wie Magacle? und du könnteſt noch anſtehen? Ach! wenn Ariſtea dich mit dieſem ſchändlichen Manne im Angeſicht erblickte, ſie

müßte dich verabſcheuen! Nein, ſo ſoll ſie mich nicht erblicken! Euch allein, Freundſchaft, Treue, Dankbarkeit, Ehre, Euch allein will ich hören! — Nur den Anblick meiner Geliebten fürcht' ich noch! Wie ſoll ich Elender vor ihren Blicken beſtehen? Beim bloßen Gedanken zittern mir alle Glieder — — Nein, ich vermöcht' es nicht!

Und nun erſcheint plötzlich Ariſtea, ſpricht ihm mit traulicher Liebe zu. Er kämpft, ſeine Geheimniſſe zu verbergen; ſie ſieht ihn unglücklich, fürchtet Untreue, will ihm gerne tief ins Herz ſehen. Er hält ſein Herz, das vor Liebe und Eiferſucht zerſpringen möchte, feſt: ſchwört ihr ſeine Liebe, will ſich aber mit Gewalt losreißen, und ſo geht dieſe heiße Kampfſcene in ein Duett über, das Megacle mit den wehmüthigen Worten anfängt: «In deinen glücklichen Tagen gedenke Mein; — und in welchem der Kampf der Liebe und Ehre aufs Höchſte ſteigt. Beide enden mit der Ausrufung: Wer empfand je herberes Unglück! Wer je grauſamern Schmerz!»

Die Hauptmomente der Empfindung in dieſer Scene ſind: erſtarrender Schreck, der ſich in Anklagung des Schickſals auflöſt; Bitterkeit gegen den glücklichen Freund; erwachendes Pflichtgefühl; ſiegendes Ehrgefühl; Angſt für den Anblick der Geliebten; ihre Liebe; ſein Kampf zwiſchen Liebe und Ehre; aufſteigende trübe Beſorgniß in ihm; bittre Eiferſucht in ihm; am Ende ſchaffen Beide dem gepreßten Herzen in gemeinſchaftliche Klagen Luft.

Dieſen Hauptmomenten gemäß wird der echte Künſtler die Mittel, die ihm Declamation, Bewegung, Harmonie und der alles in ſich vereinigende Geſang zuletzt an die Hand geben, anwenden; er wird den erſtarrten Helden nach und nach in Bewegung kommen laſſen, und ſich anfänglich begnügen, die Accente, die das innere Kochen und Toben ſeiner Seele ausdrücken, durch alle Mittel, die ihm die Har-

monie darbietet, zu verſtärken. Iſt der Held erſt in Bewegung, ſo wird dem echten Künſtler jedes gewaltſame Anhalten und Abſpringen unmöglich werden; er wird die innere und äußere Bewegung *) immer wachſen laſſen, bis das erſchöpfte Herz mit der letzten zuſammengerafften Kraft ſeinen höchſten Schmerzenslaut zum Himmel ſchicke.

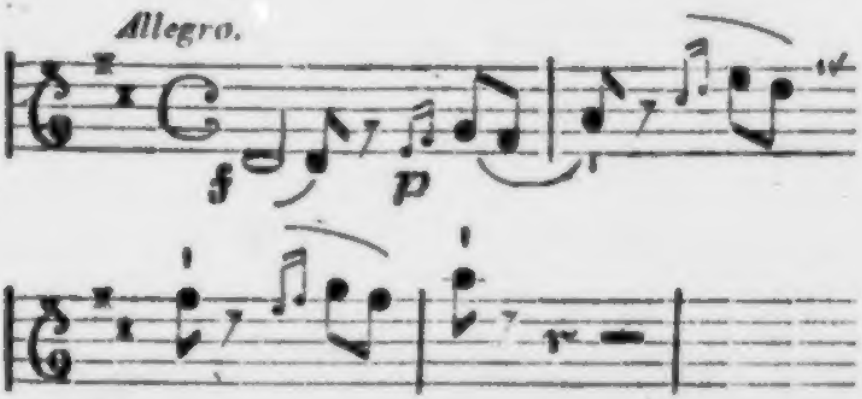
Der Afterkünſtler hingegen wird den Helden erſt wie einen Knecht mit Ungeſtüm um ſich ſchlagen laſſen; dann beim Gedanken an den mächtigen Freund mit einmal kirre werden, und ſo nach dem Sinne einzelner Worte bald klagend, bald gelaſſen, bald liebelnd, bald tröſtend declamiren und ſingen laſſen. Der Inſtrumentalbegleitung wird er ſo viel ohrenfüllendes Geräuſch, und dann wieder ſo viel ohrenzerreißendes Heulen und Winſeln geben, als die einzelnen Worte nur immer zu mahleriſchen Klingklang Veranlaſſung darbieten. Übrigens wird er ſich beſtreben, jedem Schlendrian in den Formen, jedem angewöhnten Bedürfniß der Singenden und Spielenden, und mehr noch, der eben ſo aftermäßig hörenden und urtheilenden Menge ein Genüge zu leiſten. Dieſer wird dann auch bei der dummen Menge gewiß an Ort und Stelle am lauteſten bewundert und beklatſcht, und noch von ſpäten Afterkritikern, die nur durch den Ruf erfahren, was der Mann werth war, am lauteſten gelobt werden. Iſt der Kritiker obendrein kein Künſtler, wohl gar ein der ſchönen Wiſſenſchaften Befliſſener, ſo wird er in allgemeinen Ausdrücken, die auf alles andre eben ſo gut paſſen, ohngefehr ſo loben: «voll Grazie und Fülle — neu und voll Wirkung — tragiſcher Keulenſchwung — erſtaunliche Kraft von Darſtellung; innre Gefühle hörbar in die Luft gezaubert — alles aus der höhern menſchli-

*) Wenn unſer Commentator dieſen Unterſchied auch eben nicht begreift; ſo giebt es doch wohl Leſer, die ihn ohne weitläuftige Auseinanderſetzung begreifen.

chen Natur genommen — Griechiſch reizend und ſchön — entzückend — voll von echtem Pathos — eine rechte Perle u. ſ. w., welches alles unſer V. von dieſer wie von jeder andern Oper zu ſagen weiß *).

Hat nun Jomelli dieſe Hauptſcene als echter Künſtler bearbeitet?

Nachdem Megacle das ſchreckliche Geheimniß erfahren, und der Freund abgegangen iſt, muß er 20 lange Viervierteltakte ſtill ſtehen, und erwarten, daß das Orcheſter um ihn herum blitzt und donnert, damit er drauf ſagen kann: Welch' unerwarteter Blitzſchlag? Der Ausdruck des Blitzes, der gar poſſirlich ſo ausſieht:



dreimal Ton vor Ton hinunter transponirt, wurde zu ſeiner Zeit mit großer Sorgfalt vom Orcheſter geübt, damit die kurze Note in den Violinen nicht bloß ſo ſchnell als möglich verſchwand, ſondern ſelbſt etwas Pfeifendes erhielt. Jeder,

*) Bei dieſer Weiſe des Verfaſſers, alles mit gleicher Manſſür auszuposaunen, erinnert man ſich leicht des bedeutenden Worts einer feinen Dame, die nach der Unterredung mit einem deutſchen Gelehrten, der mit ähnlichem falſchem Enthuſiasm alles zu beposaunen pflegte, an ihre Freundin ſchrieb: Er hat mir ſo viel Schönes von der v. W. erzählt, daß ich ſie für einen Engel des Himmels halten müßte, wenn er mir nicht in derſelben Viertelſtunde ganz daſſelbe vom Hamburger Schellfiſche geſagt hätte.

der Lolli gehört hat, wird ſich ſolcher für den komiſchen Ausdruck ſehr bedeutenden Töne noch gar wohl erinnern. Der Donner wird dann darauf mit der in der erſten Hälfte und bis zur Mitte dieſes Jahrhunderts faſt allen, auch den beſten Componiſten gemeinen Figur, um eine lebhafte Bewegung auszudrücken, ausgedrückt: durch Läufe der Scala, durch mehrere Octaven hindurch hinauf und hinab, wobei der Baß in der Gegenbewegung die Scala durchläuft. Weil beim Donner nicht viel Harmonie ſtatt findet, vielmehr alles wild durch einander läuft, ſo iſt das Laufen der Violinen in Quarten und der gegenanlaufende Baß gar mahleriſch. Man ſehe!

Noch eins! Eh der Sänger anfängt, ſein Erſtaunen auszudrücken, beruhigt ſich die Inſtrumentalmuſik erſt in vier leiſen, langſamen Takten, und auf dem angenehm gefälligen Septimenackord ſingt dann der Sänger in den gewöhnlich-

ſten recitativiſchen Tonfolgen ſeinen ganzen Schreck aus. Damit aber das ganze Inſtrumentalunweſen jener 20 Tacte noch einmal getrieben werden kann, ſingt der Sänger alle ſeine erſchütternden Betrachtungen zwiſchen den Blizpauſen durch, immer in den gewöhnlichen Recitativgängen, und immer in D dur und deſſen Dominante A dur ab. Bis es zum zweiten Mal abgedonnert hat; dann leitet wieder ein ſanfter Übergang durch die kleine Septime das Verzeihungsgeſuch ein: denn Jomelli behandelt die bittern Worte: Perdona il prence, ancor io son amante! wirklich mit der höflichſten Milde!! Ein kleines ſehr angenehmes Andante leitet die Worte ein, und wird in dreimaliger Quintentranspoſition zwiſchen durch wiederholt, bis folgende Jammertöne, an deren Mittelſtimme man auch Jomelli's feine harmoniſche Behandlung bewundern mag.

das Pflichtgefühl in dem Helden rege machen. Und diese Jammertöne, die, so bedeutend sie auch an sich als Jammerausruf sind, hier doch durchaus gegen den Charakter und das erwachende heroische Gefühl des Helden streiten, werden vier Mal hintereinander zu den steigenden edlen Betrachtungen des Helden, ganz in denselben Tönen ohne alle Verstärkung und Erhöhung wiederholt, bis, auf die sich selbst anklagenden Worte, eine angenehm klagende Melodie im Final folgt. Und was bereitet und begleitet den Heldenentschluß, sich ganz der Freundschaft, Treue, Dankbarkeit und Ehre zu weihen? Ein sehr angenehmes, fast spielendes Larghetto in E dur. Seinen ganzen heroischen Entschluß singt nun der Held in E dur ab, ganz so, wie er im Anfange seinen Schreck absang, und wie in jeder Opera buffa der Herr seinen Diener ruft. Und doch sagt der V. »in der Deklamation und Begleitung liegt eine erstaunliche Kraft von Darstellung: alle innern Gefühle der höchst leidenschaftlichen Menschen werden hörbar hervorgezaubert.« In derselben Larghettobewegung befürchtet er denn auch, seine Geliebte wieder zu sehen, bis zum Schluß die Instrumente sich neben der Singstimme in sinkopirten Noten durch 7 halbe Töne, alle Stimmen fast immer in gleicher Richtung, durchwinden.

Zum Schluß? Nun geht ja erst der Hauptkampf recht an? — Weißt Du denn nicht, lieber Leser, was damals Schlendrian war — und — bey vielen italiänischen Componisten noch immer Schlendrian ist? Nur die Monologen einer Oper müssen Instrumentalbegleitung haben. Wie sollte sich der Componist wohl zu benehmen wissen, wenn mehrere Personen mit einander auch noch so leidenschaftlich sprechen? Wird die Arie oder das Duett, das auf eine solche Scene folgt, muß ja auffallend heraustreten. Wer würde wohl in den Logen merken, daß die Arie oder das Duett anfinge, wenn nicht das während dem Recitativ schweigende Orchester es ankündigte? und muß das Orchester

ſich nicht vor einer Arie oder Duett erſt gehörig ausruhen? Schlimm genug, wenn auf einem accompagnirten Monolog gleich ein ſolcher Stich folgen muß. Dem Componiſten, Orcheſter und bequemen Zuhörer weiter mit ſolchen leidenſchaftlichen Accompagnements zur Laſt zu fallen, das war eine leidige Erfindung des barbariſchen Glucks und anderer ihm ähnlichen muſikaliſchen Barbaren.

Und wahrlich, dieſer große Künſtler hat in dieſer großen Scene — von welcher unſer V. ſagt: «da iſt nichts von Schlendrian,» dieſen ſinnloſeſten Schlendrian aus der Kindheit der Oper genau beobachtet; und nicht nur dieſen allein. Das ganze folgende Duett — welch ein Moment! — iſt in dem ganz gemeinſten Schlendrian damaliger Zeit gemacht. Der verzweifelnde Held ſängt ſeine wehmüthige Klage: «in Deinen glücklichen Tagen gedenke Mein!» in dem hellen A dur, in der angenehmen ⅔ Larghettobewegung, mit der angenehmſten, ruhigſten, mit einer wolluſtathmenden Melodie an. Wenn man wollüſtige Ruhe nach dem Genuß, in welcher Rouſſeau den höchſten Genuß findet, in Muſik ſetzen wollte, es ließe ſich keine lieblichere paſſendere Melodie dazu finden. Die unruhige bekümmerte Geliebte lenkt auf die ängſtliche Frage: «Warum ſprichſt Du ſo zu mir?» auch gleich in dieſelbe ſüße Melodie ein, und wiederholt ſie eine Octave höher. In kalten abgenutzten ſchulgerechten Imitationen ſingen dann Beide zu den Worten: «Daß ſein Schweigen, daß ihr Reden das Herz zerriſſe,» jene wollüſtige Melodie fort, und ſchließen vollkommen ruhig in der Dominante. Eine ſpielende Begleitung der Violinen:

animirt ſie wieder zu Frag und Antworten, bis ein paar auffahrende ſtarke Tackte in der Begleitung ſie zu einem wiederholten gehaltenen Ausruf Ah! erweckt, (womit Jomelli alle ſeine Enſembleſtücke aufzuſtutzen pflegt) worauf dann wieder der wolluſtvolle Geſang bis zum Entzücken ſteigt. Ein lebhaftes Ritornell ſchließt ganz in der Ordnung dieſe erſte Abtheilung des erſten Theils. In der zweiten Abtheilung erinnert ſich der Componiſt, daß die Situation eigentlich tragiſch iſt, und geht nach A moll über; allein nach vier Tacten geht er mit lebhaften Frag und Antworten gleich wieder ins A dur; und nun geht es, wie in der erſten Abtheilung, und der erſte Theil ſchließt entzückend angenehm und auch ſchön, wenn man ſich nur den gemeinen Menuetſchluß mit ſeinem gehörigen Triller wegdenkt.

Sinniger Leſer, dieſe Worte, die der tragiſche Keulenſchwinger alſo abſingen läßt, heißen:

Du zerreißeſt mir das Herz!

Der zweite Theil hebt, ganz dem alten Schlendrian gemäß, in Fis moll, dem nächstverwandten Mollton an, geht dann eben so der Ordnung gemäß zu den Worten: Ich sterbe für Eifersucht und kann es nicht sagen, in derselben angenehmen Bewegung ganz anständig aus D dur der Unterdominante des Haupttons, und schließt darinn mit obigem Menuettschluß. Urplötzlich aber jagen die Singstimmen durch kurze eilf Allegrotakte, die letzte Ausrufung in einer engen kanonischen Nachahmung, als wenn sie sich zankten, und beschließen im zwölften Tacke eben so urplötzlich mit einer alten plagalischen Kirchencadenz. Dieses sonderbare Auffahren aus der tiefsten Ruhe, das ohne weitere Folgen bleibt, und wieder so fromm zusammenfährt, würde eine komische Scene vortrefflich ausdrücken: wie zwei zerstreute Alte neben einander sitzen, der eine, dem es am Schenkel juckt, kratzt den andern. Dieser fährt auf: «Herr, was kratzen Sie?» Jener erwiedert eben so lebhaft: «nun Herr, mich juckt's!» worauf der gekratzte Zerstreute sehr ernsthaft erwiedert: «Ja so!» und nun sitzen sie wieder ruhig neben einander. Und auch unsre Verzweifelnden singen nach jener kurzen Explosion wieder im langen Da capo ihre süße wollüstige ruhige Melodie des ersten Theils.

Nun vergleiche man mit diesem hochgepriesenen Duett, das wohl Hofdamen und Castraten über die Maßen gefallen mag, die köstliche ausdrucksvolle Composition derselben Worte von Paisiello, deren unser B nur erwähnt, um sie gegen diese Composition ohne alle Wahrheit, ohne allen Ausdruck herabzusetzen. Er findet das für die den Helden überwältigende Wehmuth und die innre Angst der Geliebten so ausdrucksvolle Finale, in welchem übrigens der Componist weit weniger verweilt, als in dem hochbedeutenden As dur, zu weichlich; und meint «Piccinelli's A dur, welches in das erhabne E dur übergeht, sei viel treffender.» — Doch wer wollte sich mit diesem Afterkritiker wohl um eine Emlbe weiter

einlaſſen, als die höchſte Noth gebietet? Dieſer glaubt Rec. auch ſchon mit der Zergliederung des erſten Aktes zum Überfluß Genüge gethan zu haben, und überläßt es gern ſeinen ſinnigen Leſern, nicht nur dieſen erſten Akt, ſondern alles übrige an Jomelli's Olimpiade Hochgeprieſene mit den weit genialiſchern und ſchönern Compoſitionen derſelben Oper von Sacchini und Paiſiello zu vergleichen. Wer nach Vergleichung mit dem ſchönen Duett von Paiſiello und dem höchſtlieblichen ſchönen se cerca se dice von Sacchini noch einen Augenblick anſtehen kann, welcher von dem Componiſten den Kranz verdiene, für den wäre ohnehin alle weitere Auseinanderſetzung verloren.

Wenn mich nun aber der V. frägt: Du hälſt alſo Jomelli für einen ſchlechten Componiſten? ſo werd' ich ihm antworten: Nein! eine ſolche Frage konnte nur ein ſolcher Critiker thun. Ich halte Jomelli für einen ſo guten und glücklichen Componiſten, wie es die meiſten italieniſchen berühmten Componiſten neuerer Zeit ſind. Er iſt ein Italiener voll Einbildungskraft und Feuer, woneben nur ſelten das zarte feine Gefühl wohnt, das ſtets rechten guten Geſchmack zum Grunde liegen muß. Er iſt ein Künſtler, der, ſtatt die Kunſt zu ſtudiren, die große Welt, ſein Publikum, ſtudirt hat. Da dieſem Glanz, Wolluſt und Überraſchung über alles geht, ſo hat er überall Glanz, Wolluſt und Überraſchung geſucht. Da er einer der erſten italieniſchen Componiſten war, der ein braves deutſches Orcheſter in ſeine Gewalt bekam, und für deutſche Ohren komponirte, deren Inſtrumentalgeräuſch und Hokuspokus nur gar zu oft über die ſchöne bedeutende Einfachheit und ausdrucksvolle Wahrheit des Geſanges geht; ſo hatt' er auch wieder die Klugheit, mehr als ſeine italieniſche Vorgänger, auf glänzende und frappante Inſtrumentalbegleitung zu raffiniren. Dies geht beſonders in ſeinen letzten Stutgarder Arbeiten ſo weit, daß, wenn man ſeine als original und genialiſch geprieſenſten

Sachen, von allen zufälligen Zierräthen, von allem deutſchen Augenſtreuſand der Begleitung entblößt, man faſt immer das unbedeutendſte Skelet von längſt todtgeſungenen Melodien behält, die aus lauter kalten Reminiſcenzen von den großen Meiſterwerken ſeiner nahen Vorgänger beſtehen. Wie wenig Jomelli die Kunſt als ſolche ſtudirt hatte, kam ganz an den Tag, als er nach der Capellmeiſterſtelle am Dom zu Mailand ſtrebte, und ſich durch Probearbeiten im Kirchenſtyl legitimiren ſollte. Die Kirchenſachen, die er zu der Zeit geſchrieben hat, werden in der Geſchichte der Tonkunſt merkwürdig bleiben, als Belege, wie ein Mann von Kopf und glücklicher Inſolenz ſich auch aus den ſchlimmſten Lagen zu ziehen weiß; aber auch nicht weniger als Belege, wie die Kunſt ſich auch an dem Fähigſten und Erfahrenſten rächt, wenn er früh vernachläßigt hat, ſich mit ihr vertraut zu machen. Indeß, das Publikum geht nur im Gefolge der Meiſter, und als er in ſeinem Alter nach Italien zurückkam, fand er ſchon das Publikum nicht beſſer, als die große Zahl der Meiſter. Er hat auch, ſelbſt in Italien, als Kirchencomponiſt Beifall, und unter den Kunſtenthuſiaſten einige eifrige Anhänger gefunden. In Rom werden in der Peterskirche während der heiligen Woche einige kleine Chorgeſänge von ihm abgeſungen. Dieſe beweiſen aber nur dem Afterkritiker für Jomelli; dem unpartheiiſchen Richter beweiſen ſie gegen das römiſche Publikum eben ſo ſicher, als die im ſchlechteſten Geſchmack neuerer Zeit gebaute Sacriſtei der Peterskirche: denn wahrlich, Jomelli klingt da neben Paleſtrina, Benevoli, Baj, Aſole gerade ſo, wie jene abgeſchmackte Sacriſtei neben der herrlichen Peterskirche ſteht. Weiter aber iſt von dieſem, durch unſern N. zum claſſiſchen Autor geſtempelten Componiſten in Italien ſelten etwas anders zu hören und zu ſehen; als allenfalls in den kleinen Kreiſen alter Sänger und Sängerinnen und einiger ihrer Zeitgenoſſen, denen in den Werken Jomelli's alle ihre genoſſenen Ju-

gendfreuden anklingen. Dieſes Urtheil wird man wohl aber, ſamt den Lobpreiſungen ſeines unkundigen Panegyriſten Mattei, eben ſo wenig für das echte Urtheil der italiäniſchen Kunſtwelt halten, als das kluge venerirliche Schweigen der neuen Componiſten, wenn von den verſtorbenen Muſikheiligen, die ihnen nichts mehr ſchaden können, die Rede iſt.

(Der Beſchluß im nächſten Theile.)

Inhalt.

I. Deukalion. (Ovid. Metam. I, 260 - 415.) Von Voß. Seite 3

II. Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Kunst in Deutschland. 11

III. George Forster. Fragment einer Karakteristik der deutschen Klassiker. Von Friedrich Schlegel. 32

IV. Ansicht der Lage des Berliner Nationaltheaters, beim Schlusse des Jahres 1796. 79

V. Ausstellung einer Szene aus dem musikalischen Drama Romeo und Julie, von George Benda. Von Zelter. Seite 132

VI. Anekdoten aus dem Leben Georg Benda's. 145

VII. Kunstnachrichten. 158

VIII. Über Hildegard von Hohenthal. I. II. III. Theil. 169

Johann Friederich Reichardt.

An die Freunde der edlen Musik.

Überzeugt, daß ein Kunstwerk, welches in erwünschter Lage leicht entworfen wurde, nur von freier ruhiger Besonnenheit seine Vollendung erhalten kan; hab' ich die heitersten Stunden der lezten Jahre, die ich in ländlicher Ruhe verlebte, dazu angewandt, die großen italienischen Opern Andromeda, Protesilao, Brenno und Olimpiade, welche ich für die Königliche italienische Oper zu Berlin in den ersten vier Jahren ihrer neuen glänzenden Epoche, von 1787 bis 1790, komponirte, nach meinen besten Kräften zu vollenden.

Früh bezaubert und genährt von den schönen Meisterwerken Italiens, durchdrungen von der hohen Wahrheit und Kraft der echten Tragiker der französischen Opernbühne, strebte ich schon bei der Arbeit nach dem Ziele, zu welchem nur die innige Vereinigung jener Wahrheit und Schönheit führen kan. Von der einen Seite aber durch die singenden Personen beengt, deren oft glänzendes Talent doch meist nur einen sehr beschränkten Kreis durchläuft; von der andern durch ein Orchester, das reicher an Blasinstrumenten und an Virtuosen jeder Art ist, als irgend ein anderes, nicht selten verleitet, ausgezeichnete Talente, bis zur üppigen Überladung des Werks zu benuzen, mußte manche Szene unter dem Ideale bleiben, das dem Komponisten vor der Seele schwebte.

Die große Schnelligkeit, mit welcher alle jene Opern entworfen und ausgearbeitet wurden, machte eine zweite ruhige Überarbeitung — die ohnehin nicht das Werk der ersten lebhaften Rührung ist — vor der Aufführung unmöglich.

Froherlebte Sensation und schmeichelnder Beifall erzeugen oft täuschende Empfindungen, welche die bei den Aufführungen gesammelten Bemerkungen nicht sogleich mit voller Unbefangenheit anwenden und mit Strenge benuzen lassen.

Der Gedanke, daß eine solche Oper, nach dem eingeführten Hofgebrauch, eben nur für Einen Karneval bestimmt ist, und daß mit dem glüklich gewonnenen Beifal auch der Zwek der Arbeit erreicht zu sein pflegt, muntert auch nicht auf, die strenge Feile der höhern Kritik hinterdrein noch anzulegen, um dem Werke die Vollendung zu geben, die ihm allein einen bleibenden Werth zusichern kan.

Nachdem ich die im Jahr 1787 komponirte und während dem Karneval aufgeführte Oper Andromeda in sechs Jahren gar nicht angesehen hatte, rief im Jahr 1794 ein schmeichelhafter Königlicher Befehl, daß diese Oper in dem Karneval von 1795 wieder aufgeführt werden sollte, meine ganze Aufmerksamkeit von neuem auf diese Oper, die ich, im ersten Enthusiasm für eine neue bessere Kunstepoche mit vieler Liebe entworfen hatte. Ich hielt es damals von jeder Seite für meine Pflicht die Oper noch einmal mit der

sorgfältigsten Aufmerksamkeit durchzugehen, und ihr jede mir mögliche Verbesserung zu geben.

Unerwartete Zufälle verhinderten aber damals die wiederholte Aufführung.

Das Berliner Publikum, das sich für diese Oper vorzüglich laut und allgemein erklärt hatte — vielleicht weil ich mit ihr ein neues unterhaltenderes Operngenre einführte, welches die Vorzüge der italienischen und französischen grossen Oper vereinigen sollte — munterte mich damals zur Herausgabe eines Klavierauszuges auf. Ich ging wirklich mit Lust daran, ihn so vollständig als möglich anzufertigen. Mit jedem auf Theatereffekt gearbeiteten vielstimmigen Stüke wuchs aber die Schwierigkeit, und mit ihr auch meine Abneigung, ein Werk, dem ich nach meinen besten Kräften die Vollendung zu geben gestrebt hatte, freiwillig wieder in einem Klavierauszuge zu zerstükeln.

Statt in diesem undankbaren Geschäfte — unter dem nur deutsche Komponisten leiden — fortzurücken, gab die gänzliche Freiheit, mit der ich jezt das Werk ohne alle lokale Rükſichten überblikken konte, dem Gedanken, nun die lezte Hand ans Ganze zu legen, neues Interesse. Dieses Interesse verbreitete sich bald auch über meine spätern Opern: Protesilao, Brenno und Olimpiade; und es ward, durch Anwendung der strengsten Kritik, aus diesen Opern alles, was ich daraus zu machen vermag.

Der Gedanke, meine musikalische Laufbahn zu beschliessen, ohne meine größeren Arbeiten ausser dem Kreise ihrer Entstehung bekant zu wissen, ward mir bei dieser Arbeit immer unangenehmer, und ich glaubte endlich annehmen zu dürfen, daß die besseren Arbeiten eines Künstlers, der sich sein ganzes Leben hindurch die glüklichsten Veranlassungen zu verschaffen wußte, alles zu hören und zu sehen, was Italien, Frankreich, Deutschland und England nur je Bedeutendes und Großes für eine Kunst hervorgebracht, die er selbst aus reiner freier Liebe von der zartesten Jugend an ergriffen und froh getrieben, in spätern Jahren mit reinem Eifer studiert hat — daß dessen bessere Arbeiten, selbst für den theilnehmenden Künstler, nicht ohne Interesse sein möchten.

Bei der freiwilligen öffentlichen Herausgabe eines grossen Werks kan aber ich, der den gegenwärtigen Zustand der Kunst wohl kennt, nur das Interesse haben, daß — gelingt es mir auch nicht weiter — wenigstens Eines meiner größeren Werke, in der mir möglichst vollkommnen Gestalt, in die Hände theilnehmender Künstler und echter Kunstfreunde komme; und so wag' ich denn im Vertrauen auf diese — was in Deutschland vielen zu viel gewagt scheinen wird — die vollständige Partitur meiner Oper Brenno den Künstlern und Freunden der edlen Musik hiemit anzukündigen.

Ich wähle diese Oper, weil ich sie mehr als jede andre nach meinem eignen Sinne und im Vertrauen auf meine eignen Kräfte und auf eine neue große Epoche fürs edle Singeschauspiel empfangen und ausgearbeitet habe. Damals, (im Jahr 1789) war mirs eben gelungen, der großen Sängerin Mara die gewünschte Rükkehr zum Königlichen

Operntheater in Berlin zu bereiten; für sie schrieb ich die erste Weiberrolle in dieser Oper, die, da sie ausblieb, von der Lodi, und bei der Wiederholung im nächsten Karneval von der Lebrun gesungen wurde. Es war mir gelungen, den vortreflichen Baßsänger Fischer, der ganz für die Rolle des Brennus geschaffen ist, nach Berlin zu ziehen: für ihn schrieb ich diese in ihrer Art einzige Rolle. Diese beiden Hauptpersonen waren deutsche Künstler, und in der angenehmen Sängerin Niclas und den sehr angenehmen Tenoristen Hurka und Bassisten Franz besaß die große Oper damals schon deutsche Künstler genug, um eben so gut eine große deutsche Oper besezen zu können, als eine italienische. — So schien damals mit der Vervollkommnung der italienischen großen Oper zugleich eine neue Sonne für die deutsche aufzugehen. Der größte deutsche Dichter hatte sich schon bereit erklärt, eine große deutsche Oper für das Königliche Berliner Operntheater zu dichten. — — In diesen hofnungsvollen Aussichten komponirte ich die Oper Brennus. In einer ganz andern, aber zu diesem lezten Zwek eben so erwünschten Lage vollendete ich sie bei glüklicher ländlicher Ruhe.

Diese Oper soll nun in vollständiger Partitur, sauber und correckt gestochen, auf starkes, weißes Papier rein abgedruckt, zur Ostermesse 1798 erscheinen, wenn sich bis zur Michaelmesse dieses Jahrs auch nur Einhundert Subscribenten dazu melden.

Da in Deutschland von großen Opern meistens nur in Concerten Gebrauch gemacht wird, — diese Oper sich zu einer großen Concertaufführung auch dadurch eignet, daß die meisten Recitative Instrumentalbegleitung haben und in den häufigen Balletten mit untermischten Chören viele Solosäze für Blasinstrumente vorkommen: — und da die meisten Concertunternehmer lieber deutsche als italienische Texte wählen; so werde ich der ganzen Oper zugleich einen möglichst passenden deutschen Text unterlegen, und solchen mit dem italienischen unter die Musik sezen. Concertunternehmer, die dennoch lieber den italienischen Text zur Aufführung wählen — welches dem Componisten natürlich unendlich lieber sein muß — werden daran wenigstens, für ihre italienischen Textbücher eine leidliche deutsche Übersezung haben.

Seit zwanzig Jahren habe ich mich in der allgemeinen deutschen Bibliothek, in dem musikalischen Kunstmagazin, in der allgemeinen Litteraturzeitung, in der Berlinischen musikalischen Monatschrift und in mehreren meiner einzelnen Schriften, verschiedentlich über die Natur der Theatermusik und der großen Oper ins besondere erklärt. Mannichfache Erfahrungen ließen mich indes in den lezten zehn Jahren über diesen Gegenstand mehr nachdenken, und das Beobachtete bei meinen praktischen Arbeiten lieber anwenden, als eben darüber schreiben. Denn so leicht es meinem empfänglichen Gemüthe auch wird, die Erfahrungen seiner frühern Kunstperiode mit Lebhaftigkeit auszudrücken, und ganz bündige Theorien aus ihnen zu ziehen, so schwer wird es in der spätern Epoche dem ernster beoach-

tenden Künstler, die Resultate mannichfacherer und gröſserer Erfahrungen so zu ordnen, und in befriedigender Klarheit und Bestimmtheit vorzutragen, daß dadurch die wahre Natur der musterhaften Kunstwerke und ihre Wirkung heller beleuchtet werde, und daraus für den empfänglichen Künstler und Kunstfreund die Geschmackregel von selbst hervorgehe.

Um bei dieser Veranlassung auch hierin meine häufigen Erfahrungen und Beobachtungen nach meinen besten Kräften zu benutzen, und so zugleich auf den Gesichtspunkt zu führen, aus welchem ich mein Kunstwerk beurtheilt zu sehen wünsche, werd' ich dieser Oper eine Abhandlung über das Wesen der heroischen Oper in deutscher und italienischer Sprache vorsetzen; welche zugleich den wahren Zustand der groſsen Oper in Italien, Frankreich, Deutschland und England mit wenigen bezeichnenden Zügen darstellen wird.

Der Preis dieser vollständigen Partitur sammt den Balletten, läßt sich nicht genau vorher festsetzen, da man nicht mit Sicherheit bestimmen kann, ob und wie viel das Werk unter oder über Einhundert Foliobogen betragen wird. Er soll aber für diejenigen, die bis zur Michaelmesse dieses Jahres darauf pränumeriren, oder auch nur subscribiren, und ihre Namen sammt den Addressen, an welche das Werk in der Ostermesse 1798 gegen den Pränumerationsschein oder gegen Bezahlung abgeliefert werden kann, an mich oder an Hrn. Unger in Berlin oder an Hrn. Gerhard Fleischer jun. in Leipzig einsenden wollen, so bestimmt werden, daß das Werk für denselben Preis nicht wohl correcter geschrieben werden könnte. Auf jeden Fall soll der Preis für die Pränumeranten und Subscribenten zwei Friedrichd'or nicht übersteigen. Diejenigen, welche Neigung haben die kostbare Ausgabe des Werks durch Pränumeration befördern zu helfen, mögen Einen Friedrichd'or pränumeriren, und den Rest des ganzen Preises beim Empfang des Werks nachzahlen.

Man hofft, daß diejenigen Kunstfreunde, die sich zum Clavierauszug der Andromeda bereits gemeldet haben, auf dieses vollständige Werk sich einlassen werden; widrigenfalls wäre man auch bereit, ihnen statt der Andromeda ein komplettes Exemplar der Cäcilia oder der beiden bereits herausgekommenen Theile Musik zu Göthe's Werken zu liefern. Man erwartet darüber ihre Entscheidung.

Ich ersuche alle meine in- und ausländischen Freunde, sich für die Verbreitung dieser Nachricht und für die Herausgabe des Werks freundlich zu interessiren.

Denen, die sich mit Sammlung der Subscribenten bemühen wollen, wird man gerne das sechste Exemplar frei liefern. Musik- und Buchhandlungen, die sich selbst, der Erscheinung des Werks, für mehrere Exemplare unterzeichnen wollen, wird man ein Drittheil Abzug vom Betrag des Geldes zugestehen.

Die Namen der Subscribenten werden dem Werke vorgedruckt.

Giebichenstein bei Halle im Magdeburgischen.

Im Mai 1797.

KARL FASCH

Lyceum der schönen Künste.

Ersten Bandes, zweiter Theil.

Berlin.
Bei Johann Friedrich Unger.
1797.

Goe 1968 (1, 2)

I.

Hymnus an den Hermes.

Sing', o Muſe, den Hermes, den Sohn des Zeus und der Maja,
Der Kyllene beherſcht und Arkadia blühend an Schafen,
Ihn, den Boten der Götter, den ſegnenden, welchen die Nymfe
Maja gebahr, die gelockte, die herliche, da ſie dem Zeus ſich
Liebend geſellt. Doch ſcheuend der ſeligen Götter Verſammlung,
Wohnt' in der Grotte ſie nun, der umſchatteten, wo der Kronide
Sich in der Dämmrung der Nacht der lockigten Nymfe geſellte,
Als noch ſchlummerte ſanft die lilienarmige Here;
Und es bemerkten die Götter ihn nicht und die ſterblichen Menſchen.

Aber da alles nach Wunſch dem hohen Zeus ſich vollendet,
Und ihr ſchon an dem Himmel der zehente Monat erſchienen,
Der an das Licht herführete das Werk, und da jegliches kund ward:

Jezo gebahr ſie den Sohn, den Bethörer mit Worten, den ſchlauen,
Ihn, den Erbeuter, den Räuber der Stier', und den Führer der Träume,
Hüter des Thors, und der Nacht Ausſpäher; welcher beſtimmt war
Herliche Thaten alsbald den unſterblichen Göttern zu zeigen.
Frühe ward er gebohren, am Mittag ſpielt' er die Leier,
Stahl an dem Abend die Rinder dem Fernhintreffer Apollon,
Als ihn am vierten des Monds die himmliſche Maja geboren.

Aber nachdem er entſprang dem unſterblichen Leibe der Mutter,
Lag er nicht lang' und wartete nicht in der heiligen Wanne;
Sondern er ſuchte ſofort, ausſtürzend, die Rinder Apollons,
Über die Schwell' hingehend der hochgewölbeten Grotte.
Findend die Schildkröt' hier erlangt' er unendlichen Reichthum.
Hermes hat uns die Schildkröt' erſt zur Sängerin gebildet,
Sie, die entgegen ihm kam an der vorderen Thüre des Hofes,
Vorn' an der Wohnung ſich nährend mit herlichblühendem Graſe,
Vornehm lenkend den Gang. Doch der ſegnende Sohn des Kroniden
Lachte, ſo wie er ſie ſah, und redete ſchleunig die Worte:

Wahrlich, ein herlicher Fund iſt dieſes mir, nicht zu verachten!
Heil dir, du holde Geſtalt, Cherführerin, Freundin des Mahles,
Ganz nach Wunſch mir erſcheinend! Woher doch, liebliches Spielwerk,
Bergeinſiedlerin, kamſt du mit buntgeſprenkeltem Schilde?

Aber ich' nehm' und trage dich heim; wohl ſollſt du mir nützen,
Nicht um ein kleines geſchätzt: doch zuerſt mich ſelber erfreuſt du!
Beſſeres Ein iſt im Hauſe, denn draußen iſt es gefahrvoll!
Traun! du dienteſt zur Waffe der ſchadenreichen Bezauberung,
Lebend: doch ſtürbeſt du jezt, voll Anmuth würdeſt du ſingen!
Alſo ſprach er, und nahm ſie mit beiden Händen, und kehrte
Drauf in die Wohnung zurück, hintragend das liebliche Spielwerk.
Dort nun brach er ſie auf mit dem Meißel blinkendes Eiſens,
Und durchbohrend entriß er der Bergbewohnerin Leben.
Wie wenn ein ſchneller Gedanke die Bruſt des Mannes durcheilet,
Welchem der Geiſt ringsum von häufigen Sorgen beſtürmet wird,
Oder ſo wie das Feuer aus funkelnden Augen hervorblizt,
Alſo vereinte das Wort und die That der treffliche Hermes.
Da er ſich Rohre von Schilf in gemeſſener Länge geſchnitten,
Heftet' er ſie in den Rücken des ſteinigten Schildes gebohret.
Spannte die Haut des Stieres darum mit ſinnendem Geiſte,
Sezte die Arme dann ein, und paßte beiden das Joch an,
Und er bezog ſie mit ſieben harmoniſchen Saiten von Schafen.
Als er ſolches vollbrachte, da nahm er das liebliche Spielwerk,
Und mit dem Plektron verſucht' er's, und wechſelte, und in der Hand ihm
Rauſcht' es mit lärmendem Ton; doch der Gott ſang ſchön zur Begleitung

Und auf der Stell' erſann er, ſo wie bei fröhlichem Mahle
Jünglinge blühendes Alters im Wechſelgeſange ſich necken,
Von dem Kroniden Zeus und der ſchöngeſohleten Maja,
Wie ſie zuvor mit einander gekoſt in traulicher Liebe.
Dann auch die eigne Geburt, den herlichen Namen erwähnend,
Und die Mägde der Nymf' und die köſtliche Wohnung beſang er,
Auch die Becken im Hauſ und die Dreifüß' ewig von Dauer.
Dies nun ſang er, und anderes noch bewegt' er im Geiſte.
Und nun trug er ſie hin, und legt' in die heilige Wanne
Seine gewölbete Leier, und da nach Fleiſch er begehrte,
Sprang er hinaus auf die Wart' aus der lieblich duftenden Wohnung,
Sinnend umher im Geiſt' auf verderbliche Liſt, ſo wie Diebe,
Die in der Stunde der ſchwarzen Nacht ausſpähend umhergehn.
Helios ſenkt' an die Erde ſich nun zum Okeanosſtrome
Mit den Roſſen zugleich und dem Wagen: aber es ging jezt
Hermes mit eilendem Schritt zu Pieria's ſchattigen Bergen,
Wo der ſeligen Götter unſterbliche Rinder gehürdet
Weideten liebliche Kräuter auf ungeſchorenen Wieſen.
Hiervon entwendete nun der ſpähende Argostödter
Funfzig der brüllenden Rinder, und trennte ſie ab von der Heerde.
Aber er trieb die ſchweifende Schaar durch die ſandige Gegend,
Da er die Spuren gedreht: denn der liſtigen Kunſt wohl kundig
Hatt' er ihnen die Hufe gewandt, die vordern nach hinten,
Aber die hintern nach vorn'; und er ſelbſt auch wandelte rücklings.

Und nun warf er die Sohlen sogleich zu dem Sande des Meeres,
Und nicht erkannt, noch gesehn, durchflocht er sich seltsame Werke,
Mischend zugleich Tamarisken und myrthenähnliche Sprossen.
Drauf, nachdem er vereint die Gebunde grünender Reiser,
Band er als leichte Sohlen sie unter die Füße sich schadlos,
Mit den Blättern zugleich, die der herliche Argostödter
Riß von Pieria's Höhn, da er ging, vom betretenen Pfad' ab,
Schnell hineilend den fernen Weg, wie ein rüstiger Bote.
Ihn nun erblickt' ein Greis, arbeitend im blühenden Weinberg,
Ihn, der die Fluren durcheilte des kräuterreichen Onchestos,
Und es begann die Worte der Sohn der gepriesenen Maja:
Alter, der du Schößlinge steckst mit gebogenen Schultern,
Viel in der That gewinnst du an Wein, wenn sie alle dir tragen!
Sei denn auch, wenn du mich siehst, unsehend, und taub wenn du höreſt,
Schweige, damit ja nicht du selbst dir Schaden gewinneſt!
Dieses gesagt, erregt' er die Schaar starkhauptiger Rinder,
Und durch viele der schattigen Berg', und der schallenden Thäler,
Und durch die blumigen Au'n trieb hin der treffliche Hermes.
Aber es war das Dunkel der helfenden himmlischen Nacht schon
Meist entflohn, und nicht ferne die thaterweckende Frühe.
Doch es betrat Selene, die himmlische, jezo die Warte,
Sie die Tochter des Pallas, des herschenden Sohns Meganedes,
Als zu dem Strom des Alfeos des Zeus kraftvoller Erzeugter

Föbos Apollons Rinder, die breitgeſtirneten, hintrieb.
Und ſie gelangten zum Stall' mit ihrem hohen Gebälk' unermüdet,
Und zu den friſchen Bornen der herlichblühenden Wieſe.
Als er mit Kräutern hier die brüllenden Rinder genähret,
Trieb er die Schaar zum Stalle hinein in gedrängeten Haufen,
Daß von dem Lotos dort und der thauigen Binſe ſie rupften.
Viel Holz trug er dann her, und die Kunſt des Feuers erſann er,
Nahm des Lorbers herlichen Zweig, und rieb ihn am Eiſen,
Ihn der ſich fügt' in der Hand, und es loderte dampfend die Glut auf.
Hermes brachte zuerſt uns Feuergeräth und das Feuer.
Trockene Scheiter darauf in Menge nahm er und trug ſie
Ganz in die Grube der Flur, die unendlichen; aber die Flamme
Leuchtete, fernhinſendend den Rauch des gewaltigen Feuers.
Während den Brand nun erregte die Macht des berühmten Hefäſtos,
Zog von den Rindern er zwei, dumpfbrüllende, krummgehörnte,
Nah' an das Feuer hinan: denn es war eine große Gewalt ihm.
Und drauf warf er ſie beide, die ſchnaubenden, hin auf den Rücken,
Wälzte ſie, auf ſie gelegt, und durchbohrte ſie, raubend ihr Leben.
Fügend das Werk dann zum Werke, zerſchnitt es das Fleiſch mit dem Fette,
Und nachdem er's geſteckt an die hölzernen Spieße, ſo briet er
Mageres Fleiſch mit dem Rücken, dem ehrenden, dunkeles Blut auch.

Das in Gewölb' er verſchloß: und es lag dort alles am Orte.
Aber er ſpannte die Häute ſodann an dem ſchroffen Geſtein' aus,
So wie man jezo noch ausſpannt die dauernden Felle.
Lange Zeit hiernach, undenkliche. Aber darauf nun
Trug er das fette Mahl auf den ebenen Plaz des Gefildes,
Hermes, der fröhlichgeſinnte, und in zwölf Theile zerſchnitt er's
Richtiges Maßes, und jeder erhielt vollkommene Ehre.
Jezt von dem heiligen Fleiſche begehrte der treffliche Hermes:
Denn, wie unſterblich er war, es verſucht' ihn dennoch des Opfers
Lieblicher Duft; doch es ward ſein muthiges Herz nicht verleitet,
Ob er ſchon trachtete ſehr durch den heiligen Hals es zu führen:
Sondern er trug in den Stall mit dem hohen Gebälke das Fett hin
Und die Menge des Fleiſches. Doch einen Altar als Zeichen
Hob er dem neuen Opfer, und trockenes Holz aufhäufend
Warf in des Feuers Glut er die ganzen Häupter und Füße.
Aber da alles der Gott, ſo wie es ziemte, vollbrachte,
Warf er die Sohlen hinweg in den wirbelnden Strom des Alfeos,
Löſchte die Brände dann aus, und häufte die dunkele Aſche,
Während der Nacht, und es leuchtet' ihm hell das Licht der Selene.
Schnell nun eilt' er zurück zu Kyllene's heiligen Gipfeln,
Früh am Morgen, und traf auf der fernen Strecke des Weges
Keinen der ſeligen Götter und keinen der ſterblichen Menſchen

Auch nicht bellten die Hunde. Doch Zeus heilvoller Erzeugter
Schlich ſich niedergedukt durch die Thüre hinein in die Wohnung.
Ähnlich dem Hauche der Luft in der Feuchtzeit, oder dem Nebel.
Gerad dann ging er hinein in das Innre der heiligen Grotte,
Sacht mit den Füßen genaht, und man hörte ihn nicht auf dem Boden.
Eilig ging in die Wanne darauf der treffliche Hermes,
Hüllte die Schultern ſich ein in die Windeln, und wie ein kleines
Ganz unmündiges Kind, ſo ſpielt' er am Knie mit der Decke,
Wie er da lag, und er faßte die liebliche Leier zur Linken.
Doch nicht täuſchte die Göttin der Gott, und es ſagte die Mutter:
Wie doch, du Liſtenerſinner! woher in der Stunde der Nacht jezt
Kommſt du, in Unverſchämtheit gehülleter? Wahrlich, ich glaube,
Daß du alsbald, von den Händen des Letoiden umwunden
Mit unlösbaren Feſſeln, zur Thüre des Hofes hinausgehſt;
Oder ihn dann noch betrügſt, wann er dich ſchon unter dem Arm' hält!
Geh, heilloſer! es zeugte mit dir unendliche Sorge
Zeus den ſterblichen Menſchen zugleich und unſterblichen Göttern!
Ihr antwortete Hermes darauf mit liſtigen Worten:
Mutter, warum doch ſchiltſt du mich deshalb ſo wie ein kleines
Ganz unmündiges Kind, das noch wenig weiß was ſich ſchicket,
Welches erbebt, furchtſam, bei der Mutter ſtrafenden Worten?
Traun, ich will eine jede der beſten Künſte dir üben,

Sorgend für mein Wohl ſtets und das deinige! Nein! es
gezieme nicht,
Daß wir unter den Göttern, den ſeligen, ohne Geſchenke,
Ohne Erwerb hier bleiben, beſtändig, wie du es heiſeſt!
Herlicher ſcheints mir jeglichen Tag mit den Göttern zu
reden,
Reich, wohlhabend an Gütern, an vieler Beut', als zu ſitzen
Hier in der Grotte finſterm Gemach! Auch werd' ich die
Ehre,
Die dem Apollon ward, die heilige, mir ſchon erwerben?
Wenn ſie mir aber mein Vater nicht giebt, wohlan ſo verſuch' ich
Selber es mir! Ich vermag ja zu ſein Anführer der Diebe!
Sollte mich aber erſpähen der Sohn der geprieſenen Leto,
Anderes wird ihm ſodann und ein ſchlimmeres, mein' ich,
begegnen!
Denn ich gehe nach Pythen und brech' ihm das große Gebäud' auf,
Werde mir dort Dreifüße die Meng' und köſtliche Becken
Plündernd rauben, und Gold, und dunkeles Eiſen die
Menge;
Viel der Gewande dazu! Du ſollſt es auch ſehn, wenn
du wünſcheſt!

Alſo redeten ſie mit Worten untereinander,
Zeus des Aigiserſchütternden Sohn und die himmliſche Maja.
Eos aber, die frühe, das Licht den Sterblichen bringend,
Hub ſich empor aus dem Strom des Okeanos. Aber Apollon
Kam nach Onchestos hin, zum heiligen, anmuthsvollen
Haine des Erdumgürters, des brauſenden, wo einen wilden
Alten er traf, der am Weg' aufführte den Zaun eines
Weinberges;
Und es begann die Worte der Sohn der geprieſenen Leto:

Alter, du Dorneinſammlender hier in dem grünen Onchestos,
Von Pieria komm' ich, um meine Rinder zu ſuchen:
Alle ſind weiblich und alle mit krummgebogenen Hörnern,
Eine Heerde. Der dunkele Stier, von den andern geſondert,
Weidet allein: es begleiteten ſie vier Hunde von hinten,
Feuriges Blicks, voll Eintracht, wie Männer. Es ſind nur geblieben
Dieſe, die Hund' und der Stier. Ein großes Wunder geſchah dort!
Jene ſind weggegangen, nach eben geſunkener Sonne,
Von der erquickenden Wieſ' und den ſüßen Kräutern der Weide.
Sage mir nun, o Greis, hochaltriger, ob du nicht ſaheſt
Einen Mann, der mit dieſen Kühen den Weg hier vorbeiging.

Aber der Greis antwortete ihm und ſagte die Worte:
Lieber Mann, es iſt ſchwer, das, was ich ſehe mit Augen,
Alles zu ſagen: es geh'n ja der Wanderer viel auf dem Wege:
Und viel böſes betreibet der ein', und der andere gutes,
Derer, welche da gehn: ſchwer iſt es jeden zu kennen!
Aber den ganzen Tag bis zum Untergange der Sonne
Grub ich hier um den Hügel des Rebentragenden Weinbergs,
Und wie mich dünkt, o Beſter, doch weiß ichs nicht ſicher, ſo ſah ich
Einen Knaben, der folgte den ſchöngehörneten Kühen,
Noch ganz jung, einen Stab in der Hand, abſchweifend im Gange:
Hinten lenkt' er die Heerd', und es ſaß der Kopf ihm verkehret.

Alſo der Greis: doch jener ging eiliger, da er es hörte;

Und einen Vogel bemerkt' er mit ſpreizender Schwing', und erkannte
Gleich, daß der Räuber geweſen des Zeus Kroniens Erzeugter
Und ſchnell ſtürmete jezo der Herſcher Apollon, des Zeus Sohn,
Hin nach der göttlichen Pylos, die längſamen Rinder zu ſuchen,
Da er in dunkelen Nebel die breiten Schultern gehüllet.
Als nun die Spuren erblickte der Treffende, ſprach er die Worte:

Traun! ein großes Wunder erblick' ich hier mit den Augen!
Zwar ſind dieſes die Spuren der gradgehörneten Kühe,
Aber zurück ja wenden ſie ſich zur Aſodeloswieſe!
Und dies ſind nicht die Tritt' eines Mannes, noch eines Weibes,
Auch nicht von dunkelen Wölfen, von Bären, oder von Löwen;
Und ich glaub' es auch nicht, daß Kentauren mit ſtruppigem Nacken
Würden ſo wunderbar mit ſchnellen Füßen einhergehn!
Seltſam hier auf dem Weg', und ſeltſamer dort auf dem Wege!

Sprach's und es ſtürmete hin der Herſcher Apollon, des Zeus Sohn,
Und zu dem Waldumgebenen Berg von Kyllene gelangt' er,
In das Gewölbe des Felſens, das dunkele, wo den Erzeugten
Zeus Kroniens die Nymfe, die himmliſche, hatte geboren.
Aber ein lieblicher Duft umſchwebte den heiligen Berg rings,
Und zartſüßige Schaf' in dem Graſe weideten zahlreich.
Jezo mit eilendem Schritt' ging über die ſteinerne Schwelle
Hin in die düſtere Grotte der Fernhintreffer Apollon.

Doch als ihn nun erblickte der Sohn des Zeus und der Maja,
Ihn, der zürnt' um die Kühe, der Fernhintreffer Apollon,
Barg er sich schnell in die Windeln, die duftenden: so wie des Holzes
Asche die vielen Kohlen der Stämme ringsum bedecket:
Also, den Treffenden sehend, verkroch in sich selber sich Hermes,
Und eng zog er zusammen den Kopf, die Händ' und die Füße,
Als wenn er käme vom Bad' und riefe dem sanften Schlummer,
Wachend annoch, und er hielt die Schildkröt' unter der Achsel.
Doch es erkannte sogleich der Sohn des Zeus und der Leto
Maja, die schöne Nymfe des Bergs, und den lieben Erzeugten,
Jenes noch kleine Kind, das in vielfache List sich gehüllet:
Und da er ganz das Innre der großen Wohnung durchschauet,
Öfnet' er drei Gemächer, den glänzenden Schlüssel ergreifend,
Die von Ambrosia waren gefüllt und von lieblichem Nektar.
Viel auch lag des Goldes darin und des Silbers gehäufet,
Viele Gewand' auch der Nymf', hellschimmernde, purpurgefärbte,
Welches in heiligen Tempeln der seligen Götter bewahrt wird.
Aber nachdem er das Innre der großen Wohnung durchforschet,
Leto's Sohn, so sprach er zum treflichen Hermes die Worte:

Kleines Kind in der Wanne, sag' an, wo sind meine Rinder,
Schnell; sonst werden wir gleich, nicht wie es geziemt, uns entzweien!

Denn ich ergreif' und ſchleudere dich in des Tartaros Düſtre,
In die entſezende Nacht, die unendliche; und nicht die Mutter
Führet dich heim an das Licht, auch der Vater nicht, ſondern du wirſt dort
Unter der Erd' hinſchmachten, ein Führer nichtiger Menſchen!

Ihm erwiederte Hermes darauf mit liſtigen Worten:
Leto's Sohn, was ſagſt du mir da für grauſame Worte!
Und um die Rinder zu ſuchen, die ländlichen, kamſt du zu uns her?
Nein, nichts ſah ich, noch hört' ich, und andere ſagten's mir auch nicht,
Kann es dir nicht kund thun, wenn auch Lohn die Verkündung mir trüge!
Auch ja ſeh' ich nicht gleich einem kräftigen Rindertreiber!
Dies iſt kein Werk für mich! mehr liegt mir anders am Herzen:
Schlaf nur liegt mir am Herzen und Milch aus der Bruſt meiner Mutter,
Und um die Schultern die Windeln, und warme Bäder zu haben!
Möge doch keiner es hören, woher der Streit uns entſtanden!
Wahrlich, es wäre gewiß ein großes Wunder den Göttern,
Daß ein ebengebohrenes Kind mit ländlichen Rindern
Sei in die Thüre gekommen! Das heißt nicht vernünftig geredet!
Geſtern ward ich gebohren; noch zart iſt mein Fuß, und das Land rauh.
Doch einen großen Eid, wenn du willſt, bei dem Haupte des Vaters,
Schwör' ich, daß Ich nicht der ſchuldige bin, ich bekenn' es, gewiß nicht!

Auch keinen anderen ſah ich, der deine Rinder geſtohlen,
Was auch für Rinder es ſind: das Gerücht nur hör' ich ſo eben!
Alſo ſprach er und blinzelte ſchnell mit den Wimpern der Augen;
Schnell bewegte er die Brauen, und blickte hiehin und dorthin,
Laut mit dem Munde ziſchend, als hört' er eitele Worte.
Aber es ſprach ſanftlachend der Fernhintreffer Apollon:
Gottloſer Scheim, voll Liſten und Trug, ich glaub' es in Wahrheit,
Daß oftmals aufbrechend die ſchöngezimmerten Häuſer,
Nächtlich, du nicht blos Einen der Männer ſtreckſt auf den Boden,
Ohne Geräuſch durchſpähend die Wohnungen. So iſt dein Reden!
Viel auch wirſt du betrüben der landbewohnenden Hirten
In des Gebirges Thälern, wann du, des Fleiſches begehrend,
Gehſt zu der Rinderheerd' und zur Triſt der wolligen Schafe.
Aber wohlan, daß den lezten und äußerſten Schlaf du nicht ſchlummerſt,
Steig' aus der Wanne heraus, du Gefährte des nächtlichen Dunkels!
Dieſe Ehr' auch wirſt du hinfort bei den Göttern behaupten;
Führer der Diebe wird man zu aller Zeit dich benennen!
Sprach's, und es faßte den Knaben und trug ihn Föbos Apollon.
Doch es bedachte ſich jezt der tapfere Argosestödter,
Und mit den Händen ſich hebend, entſandt' er als deutendes Zeichen
Einen ſchlimmen Begleiter des Bauchs, einen argen Verkünder;
Und ſchnell nieſt' er dazu. Doch wohl vernahm es Apollon

Und

Und aus den Händen warf er den treflichen Hermes zur Erde,
Stellte sich vor ihn hin, und, wie sehr er eilte des Weges,
Schalt er den Hermes spottend, und sprach zu ihm mit den Worten:
'Schön! du gewickeltes Kind, du Sohn des Zeus und der Maja!
Jetzo sind' ich gewiß die Rinder mit starken Häuptern,
Jetzo bei solch' einer Deutung! Doch geh' und zeige den Weg nun!
Also, sprach er, und schnell sprang auf der Kyllenische Hermes,
Ging dann in Eil': und er hielt mit den Händen um beide Ohren
Seine Binde, die ihm einhüllte die Schultern, und sprach dann:
Föbos, wo führst du mich hin, unbändigster aller Götter?
Plagst du mich deshalb so, weil noch um die Rinder du zürnest?
Wehe mir! daß doch verdürbe der Rinder Geschlecht! Ich selber
Stahl deine Rinder ja nicht, und von anderen sah ich es auch nicht,
Was auch für Rinder es sind: das Gerüchte nur hör' ich so eben!
Gib mir Gerechtigkeit, drum und nimm sie vor Zeus dem Kroniden!
Aber nachdem sie ein jedes mit wechselnden Worten geredet,
Leto's herlicher Sohn und der einlaufwandernde Hermes,
Beide verschiedner Gesinnung: denn jener foderte Wahrheit
Über die Rinder, Gerechtigkeit nicht, von dem treflichen Hermes:

Aber durch Künste der List und schlaunngehende Worte
Wollte Kyllene's Gott den Silberbogigen täuschen.
Doch da er klugheitsvoll ihn fand als erfindungsvollen,
Jetzo ging er sogleich mit schleunigem Schritte durch den Sand hin
Vorn', und hinter ihm der Sohn des Zeus und der Leto.
Und sie erreichten schnell des Olympos duftende Gipfel
Und den Erzeuger Kronion, des Zeus schönblühende Kinder;
Denn dort war für beide zugleich der Gerechtigkeit Wage.
Doch das Gerücht durchlief den umschneiten Olymp, und die Götter
Gingen, die ewigen, jetzt auf die Höh'n des Olymps sich versammlend.
Hermes stellte sich dann und der silberbogige Föbos
Hin vor die Kniee des Zeus. Doch den fernberühmten Erzeugten
Fragte der hochherdonnernde Zeus, und sagt' ihm die Worte:
Föbos, von wannen hast du die holde Beute getrieben,
Dieses ebengebohrene Kind, von Gestalt eines Herolds?
Wahrlich ein ernstes Geschäft kommt hier zu der Götterversammlung!
Ihm erwiederte drauf der treffende Herscher Apollon:
Vater, du sollst alsbald nicht eitele Worte vernehmen,
Du, der mich schilt, daß Ich nur allein nach Beute begehre.
Dieses Knaben da fand ich, den ausgemachtesten Räuber,
In Kyllene's Gebirg', als ich weite Strecken vollendet,
Diesen Schmäher, wie keinen ich je von den Göttern gesehen,
Noch von den Menschen, so viel' auch sind der Betrüger auf Erden!
Da er die Rinder mir aus der Wiese gestohlen, so ging er
Sie ans Gestade treibend des lautrauschenden Meeres,
Gerade nach Pylos lenkend; und zwiefache seltsame Spuren

Sah man, ein Wunder dem Blick, wie das Werk eines mächtigen Gottes.
Denn von den Rindern waren bis hin zur Asfodeloswiese
Hatt' entgegengesetzt die Schritt' auf dem dunkelen Sande.
Aber er selbst, der ganz unerforschliche, war nicht auf Füßen,
Auch auf den Händen nicht durch die sandige Gegend gewandelt,
Sondern mit anderem Rathe gewiß betrat er die Wege,
Wunderbar, so wie einer der ging' auf schmächtigen Eichen!
Und so lang' er nun war durch die sandige Gegend gewandelt,
War sehr leicht eine jegliche Spur in dem Staube bemerkbar.
Aber nachdem er den großen Weg des Sandes vollendet,
Schnell ward jezt unkennbar der Rinder Weg und sein eigner,
Auf der gehärteten Gegend. Doch sah ein sterblicher Mann ihn
Grade nach Pylos treiben die Schaar breitstirniger Rinder.
Aber nachdem er nun jene zur Ruhe hatte geführet
Und er den Weg vollbracht, hinschweifend hiehin und dorthin,
Legt' er sich hin in die Wanne, dem nächtlichen Dunkel vergleichbar,
Dort in der düsteren Grott', in der Finsterniß. Selber kein Adler
Hätt' ihn mit scharfen Augen erblickt: doch viel mit den Händen
Rieb er die Augen sich, und sann auf List in dem Geiste.
Aber er selbst sprach schnell voll Unverschämtheit die Worte:
Nein, nichts sah ich, noch hört' ich, und andere sagten's mir auch nicht,
Kann es dir nicht kund thun, wenn auch Lohn die Verkündung mir trügel

Alſo ſprach und ſezte ſich kann der Herſcher Apollon:
Hermes darauf von der anderen Seit' erwiederte ſolches,
Wendete ſich zum Kroniden dabei, dem Beherſcher der Götter:

Vater Zeus, Ich will dir auf die Wahrheit erzählen
Denn ich bin ohne Falſch und verſtehe mich nicht auf die Lüge!
Dieſer kam, da er ſuchte die ſchwerhinwandelnden Rinder,
Geſtern nach unſerer Wohnung, da Helios eben emporſtieg,
Und von den ſeligen Göttern war keiner ihm Zeuge noch ſah es:
Doch er befahl mit vieler Gewalt, ich ſoll' ihm verkünden;
Drohte mir viel, mich hinab in des Tartarus Tiefe zu werfen:
Denn ſchon hat er die zarte Blum' hochmüthiger Jugend;
Doch Ich ward erſt geſtern erzeugt! das weiß er auch ſelber!
Auch ja ſeh' ich nicht gleich einem kräftigen Rindertreiber!
Glaube du mir's, denn du rühmeſt dich ja meinen lieben Vater,
Daß ich nach Hauſe die Rinder nicht trieb, ſo gewiß ich mein Heil will,
Über die Schwelle nicht ging! Voll Wahrheit ſag' ich dir dieſes!
Sieh' ich ſcheue den Helios ſehr und die anderen Götter,
Und dich lieb' ich, und dieſen verehr' ich ja! Selber auch weißt du's,
Ich ſei der ſchuldige nicht; und mit großem Eide beſchwör' ich's:
Nein, bei den Vorderhallen, den ſchöngeſchmückten, der Götter!
Und einſt werd' ich vielleicht ihm die trotzende Rede vergelten,
Wie voll Kraft er auch iſt! Du aber helfe den jüngeren!

Sprach's und es blinzelte drauf der Kyllenische Argostödter:
Und in den Armen hielt er die Windeln noch, warf sie auch nicht weg.
Laut auflachte nun Zeus, da er sah den gottlosen Knaben,
Welcher so wohl und geschickt ablenugnete wegen der Rinder.
Doch er befohl, daß sie beide mit gleichgesinnetem Herzen
Suchten; und Hermes dann, der bestellende, sollte vorangehn,
Und ihm zeigen die Gegend mit unschuldsvoller Besinnung
Wo er verborgen hätte die starken Häupter der Rinder.
Und der Kronide winkt', und der treffliche Hermes gehorchte:
Den es beredet' ihn leicht des Aigiserschütternden Zeus Sinn,
Jene nun beid' hineilend, des Zeus schönblühende Kinder,
Kamen zur sandigen Pylos und zu der Fuhrt des Alfeos:
Und sie erreichten das Feld und den Stall mit dem hohen Gebälke,
Wo in der Stunde der Nacht er das Gut sorgfältig verwahrte.
Dort ging Hermes darauf hin zu der steinernen Höle,
Und zieh her an das Licht die starken Häupter der Rinder.
Abwärts schauend nun sah der Letoide die Häute
Am hochsteigenden Felsen, und schnell befragt' er den Hermes:
Listiger, wie doch hast du vermocht zwei Rinder zu würgen!
Kaum ja bist du geboren und ganz unmündig! Ich selber
Fürchte noch deine Gewalt für die Zukunft! Wahrlich du mußt nicht
Mehr zunehmen an Kraft, o Kyllenier, Maja's erzeugter!
Also sprach er und schlang um die Händ' ihm mächtige Fesseln,
Weidene: doch sie sanken gelöst an die Füße zur Erde

Gleich auf der Stelle, ſo feſſelt er ſie auch in einander ver-
ſchlungen:
Und leicht wurden darauf die ländlichen Rinder geſeſſelt,
So wie es Hermes erdachte, der täuſchende. Aber Apollon
Staunete, wie er es ſah: und der mächtige Argostödter
Sah in die Gegend, und ſenkte den Blick, und blinzelte
häufig,
Trachtend ſich ſelbſt zu verbergen: doch Leto's Sohn, der
geprieſ'nen,
Ward ſehr leicht ihm beſänftigt, der treffende, nach ſei-
nem Willen,
Obgleich heftig er war: und er nahm in die Linke die Leier,
Und mit dem Plektron verſucht' er, und wechſelte, und in
der Hand ihm
Rauſcht' es mit lärmendem Ton. Doch es lachte Föbos
Apollon,
Freuete ſich, und es ging durch das Herz ihm der himmli-
ſchen Stimme
Anmuthsvoller Geſang, und ein ſüßes Sehnen umfing ihn,
Da ers vernahm in dem Geiſt'; und lieblich ſpielend die
Leier
Stellte ſich voll Vertrauen der Maja Sohn an die Linke
Föbos Apollons hin, und ſchnell die ertönende ſpielend,
Sang er dazu, anhebend; und lieblich folgt' ihm die
Stimme,
Als er die ewigen Götter erhob und die dunkele Erde,
Wie ſie zuerſt entſtanden und jedem ſein Theil durch das
Loos ward.
Doch Mnemoſyne zuerſt von den Göttern ſang er, ſie eh-
rend,
Sie die Mutter der Muſen: denn Maja's Sohn ward ihr
Antheil.
Doch nach dem Alter darauf, und wie alle wurden gebo-
ren,

Ehrte die ſeligen Götter des Zeus ruhmvoller Erzeugter,
Alles beſingend, wie's ziemt', und im Arme ſpielt' er die Leier.
Jenem ergriff das Herz in der Bruſt unbezwingliches Sehnen,
Und er begann zu ihm und ſprach die geflügelten Worte:

Rindermörder, du Schalk, kunſtvoller, Genoſſe des Gaſtmahls,
Dieſes da, was du erſonnen, iſt funfzig Rindern an Werth gleich!
Ruhig werden wir uns hinfort auch trennen, das glaub' ich!
Sage mir jezt doch dies, du gewandter, du Sohn der Maja,
Hat von Geburt an dich dies Werk des Wunders begleitet?
Gab ein Unſterblicher dir, gab einer der ſterblichen Menſchen
Dies koſtbare Geſchenk, und lehrte die himmliſche Stimme?
Denn mit Erſtaunen hör' ich die neugeſprochenen Töne,
Welche noch nie, wie ich glaube, der Menſchen einer gelernet,
Noch der Unſterblichen einer, die hoch den Olympos bewohnen,
Außer dir, du Entwender, du Sohn des Zeus und der Maja.
Welch' eine Kunſt, und ein Zauber für unbezwingliche Sorgen!
Welch' ein Spiel! Ja alles drei erlangt man in dieſem,
Freude zugleich und Lieb' und ſüßen Schlaf zu genießen!
Auch Ich bin ein Begleiter der Olympiadiſchen Muſen,
Denen die Tänze zur Sorg', und der herliche Gang des Geſanges,
Und die blühende Stimm', und das liebliche Rauſchen der Flöten,
Welches das ſüße Geſchäft bei der Jünglinge fröhlichem Mahl iſt:

Doch ſo ward kein andres mir doch im Herzen zur Sorge!
Staunen ergreift mich, o Sohn des Zeus, wie ſo lieblich du ſprieſeſt!
Jezt nun da du, ſo klein du auch biſt, verſtändigen Rath weißt,
Sehe dich, Lieber, und merke wohl auf die Worte von Alt'ren!
Jetzo gewiß wird Ruhm bei unſterblichen Göttern dir werden,
Dir ſelbſt und deiner Mutter; als Wahrheit verkünd' ich ein ſolches,
Traun bei dieſem Speer von Kornellen! ich werde gewiß dich
Unter den ſeligen Göttern berühmt und beſeliget machen,
Werde dir ſchöne Geſchenke verleihn, und nimmer dich täuſchen.

Ihm erwiederte Hermes darauf mit liſtigen Worten:
Klug erforſcheſt du mich, Ferntreffender! aber ich will auch
Dir gar nicht es beneiden, daß meine Kunſt du erwerbeſt.
Heute noch ſollſt du ſie wiſſen: denn dir willfährig zu werden
Wünſch' ich, mit Rath und mit Wort; denn alles denkſt du verſtändig.
Du auch ſiheſt als erſter, o Sohn des Zeus, bei den Göttern,
Edel zugleich und ſtark; und es liebt der rathende Zeus dich,
Ganz ſo wie's dir gebühret; auch ſchenkt' er dir köſtliche Gaben:
Denn von des Zeus Ausſprüchen erlernteſt du, ſagt man, die Ehre,
Und der Verkündung heiliges Wort, Ferntreffender, Zeus Sohn,
Und jezt lernt' ich ſelbſt den beſchenkten Sohn ja erkennen.

Doch dir iſt es ein leichtes zu lernen was du nur wünſcheſt.
Aber da jezt dein Herz dir begehrt auf der Leier zu ſpielen,
Nun ſo ſing' und ſpiel', und es ſei dir Freude zur Sorge:
Sing' anmuthig' und faß' in der Hand die melodiſche Freundin,
Welche ſo ſchön und der Ordnung gemäß zu reden verſtehet,
Wann du von mir ſie empfangen: doch gieb, o Lieber, auch Ruhm mir!
Trage mit ſtillem Geiſt ſie hinfort zum fröhlichem Gaſtmahl,
Und zu dem lieblichen Tanz' und dem Glanzbegehrenden Reigen.
Sie der Nacht und des Tags Erfreuerin. Wenn ſie nun einer,
Welcher gebildet ward von der Kunſt und der Weisheit, befraget,
Dieſem ertönt ſie und lehret ihn viel was das Herz ihm erfreuet,
Willig ſpielet ſie dann in dem milden Kreiſe der Freunde,
Fliehend der Arbeit Laſt, der ermattenden. Aber wenn einer
Ungeſtüm ſie zuerſt und noch unkundig befraget,
Ganz unnüz dann tönet ſie ihm und mit eitlem Geräuſche.
Doch dir iſt es ein leichtes zu lernen was du nur wünſcheſt.
Dieſe nun will ich dir geben, du herlicher Sohn des Kroniden.
Doch auf die Weiden des Bergs und der roſſenährenden Fluren
Wollen, o Treffender, wir hintühren die ländlichen Rinder.
Reichlich werden die Kühe mit Stieren geſellt da gebähren
Weibliche Zucht durcheinander und männliche. Aber du mußt nicht,
Wie auf Gewinn du auch ſiehſt, dich übermäßig erzürnen!

Sprachs, und reichte ſie ihm, und es nahm ſie Föbos Apollon,

Schenkte dem Hermes dann, die er hielt, die glänzende Geißel,
Gab ihm die Weide der Rinder; und Maja's Sohn empfing sie
Freudevoll. Doch es nahm an die linke Seite die Leier
Leto's herlicher Sohn, der treffende Herrscher Apollon,
Und mit dem Plektron versucht' er und wechselte, und in der Hand ihm
Rauscht' es mit lieblichem Ton; und der Gott sang schön zur Begleitung.

Aber darauf nun wendeten sich die Rinder geschaaret
Hin zu der göttlichen Wiese. Doch Zeus schönblühende Kinder
Strebten in Eile zurück zum heilbeschneiten Olympos,
Sich an der Leier ergötzend; und froh ward Zeus, der Berather,
Und er führete sie beid' in Liebe zusammen; und Hermes
Liebte den Letoiden beständig, so wie noch jetzo,
Seit er die liebliche Leier als Zeichen dem Treffenden darbot;
Und seit jener die Leier führet, so wie er's gelernet.
Aber er selbst, eine Kunst durch andere Weisheit ersinnend,
Bildete sich Syringen mit fernhinschallendem Klange.

Doch jezt redete Leto's Sohn zum Hermes die Worte:
Maja's Sohn, ich fürcht', o bestellender, Listenersinner,
Daß du die Leier zugleich und das krumme Geschoß mir entwendest:
Denn dir ward ja die Ehre von Zeus, die Vertauschung der Dinge
Unter die Menschen zu bringen auf weiternährender Erde!
Doch wenn du möchtest mir schwören mit großem Eide der Götter,
Sei's durch des Hauptes Wink, sei's bei des gewaltigen Styx Flut,

Alles thätest du dann, was mein Geist nur liebt' und sich wünschte.
Siehe da winkte der Sohn der Maja ihm das Versprechen,
Niemals ihm zu entwenden, dem Treffenden, was er besäße,
Nie auch dem Tempel zu nahen, dem herlichen. Aber Apollon
Winkte, der Leto Sohn, zur Eintracht ihm und zur Liebe,
Daß ihm unter unsterblichen nie sein würd' ein geliebtrer,
Weder ein Gott noch ein Mensch, des Kroniden Geschlecht· und ich mache
Dich zum vollkommnen Genossen der Seligen; und es vertrauet
Dir vor allen mein Herz und es ehret dich. Aber nachher auch
Will ich den köstlichen Stab des Vermögens und Reichthums dir geben,
Ihn der, golden, mit dreifachem Laub, unvergänglich, dich schützet,
Alle Götter beherschend; auch das, was des Guten an Worten
Und an Werken ich glaube durch Zeus Verkündung zu wissen.
Aber die Weissagung, die du göttlicher, bester, begehrest,
Ist dir weder vergönnt zu erlernen noch einem andern
Unter den Göttern: denn dies weiß Zeus nur; aber ich selber
Hab' ihm Treue gewinkt und mit starkem Eid' es beschworen,
Daß kein anderer, außer mir, von den ewigen Göttern
Solle den klugersonnenen Rath des Kroniden erfahren.
Auch du heiße mich nicht, o Bruder mit goldenem Stabe,
Heilige Sprüche zu melden, soviel der umschauende Zeus kennt.

Andre der Menſchen nun werd' ich beſchädigen, anderen nützen,
Viele Geſchlechter durchwandelnd der weitverbreiteten Menſchen.
Und dem wird meine Stimm' eine nützliche, welcher mir naht
Auf das Geſchrei und dem Flügelſchwung untrügender Vögel:
Solchem wird meine Stimm' eine nützliche, und keine Täuſchung.
Aber wer im Vertraun auf eitelredende Vögel
Gegen die Klugheit wünſchet die Weiſſagung zu erforſchen,
Unſere, und zu erkennen noch mehr als die ewigen Götter,
Eitel iſt dem, das ſag' ich, der Weg; die Geſchenke doch nehm' ich.
Aber ein andres dir meld' ich, o Sohn der geprieſenen Maja
Und des Ägiserſchütternden Zeus, heilbringende Gottheit.
Sieh' es giebt die man Möten nennt: von Geburt ſind es Schweſtern,
Jungfraun, die ſich des Schmuckes von ſchnellen Fittigen freuen,
Drei an der Zahl, und ihr Haupt mit weißem Mehle beſtreuet,
Haben ſie ihre Wohnung in einer Kluft des Parnaſſus,
Einſam lehrend die Wahrſagung, für die bei den Rindern
Ich als ein Knabe ſchon ſorgte; doch achtete drauf nicht mein Vater.
Aber von dort aus fliegen ſie hin bald hiehin bald dorthin,
Nähren von Honigſcheiben ſich ſelbſt, und beſchaffen ein jedes.
Wann ſie umher nun ſchwärmen von gelbem Honige koſtend,
Dann auch mögen ſie gern wohlwollend die Wahrheit kund thun.

Wenn sie sich aber enthalten der süßen Speise der Götter,
Dann versuchen sie es von dem Weg' ab einen zu führen.
Diese nun geb' ich dir: doch du, sie nach Wahrheit erforschend,
Freue dich selber im Geist'; und belehrst einen sterblichen Mann du,
Oft wird er dann zuhören, ob deinen Spruch er vernehme.
Merke dir solches, o Maja's Sohn; und für ländliche Rinder
Sorge du, und für Roß' und lastentragende Mäuler:
Auch weißzahnige Eber und feurig lickende Löwen,
Hund' und Schafe, so viel' auch die weiten Länder ernähren,
Und ein jegliches Vieh beherrsche der treffliche Hermes:
Er auch allein nur sei ein vollkommener Bote zum Hades,
Der, wenn auch ohne Geschenk, nicht kleine Ehr' ihm verleihn wird.
Also liebte Apollon, der herrschende, Maja's Erzeugten
Mit einer jeglichen Lieb', und hold war ihm der Kronide:
Und es verkehret jener mit allen Menschen und Göttern.
Wenig schafft er des Nutzens, doch täuscht er undenkliche Male,
Während der finsteren Nacht, der sterblichen Menschen Geschlechter.
Und so Heil dir, o Sohn des Kroniden Zeus und der Maja!
Aber ich werde noch deiner und andres Gesangs auch gedenken.

Frider. Aug. Eschen.

Ansicht der Lage des Berliner National-Theaters beim Schlusse des Jahres 1796.

(Beschluß).

Aus dieser kurzen, aber gewissenhaften Schilderung des Nationaltheaters einer der ersten Städte Deutschlands, geht hoffentlich soviel hervor, daß es wirklich eine der ersten Bühnen war. Wenigstens wird man schwerlich von irgend eine andern mit Grund der Wahrheit mehr gutes sagen können. Gebe der Genius des neunzehnten Jahrhunderts, daß dem Geschichtschreiber seiner Kunst etwas besseres zu beschreiben aufbehalten sei! Indessen fehlte es der Berliner Bühne an einer Schauspielerin für hochtragische Heldinnen und Mütter, um die sich Herr Professor Engel vergeblich bewarb; seit Zurückziehung der Madam Unzelmann, an einer Prima Donna im Singfach; und an einem ersten Busso. Auch war das Fach eines Chevaliers und eines jugendlichen ko-

mischen Bedienten nicht völlig so gut besezt als die übrigen.

Der interimistischen Direktion gelang es, Madam Schick, mit welcher schon Herr Professor Engel in Unterhandlung stand, für erste Singrollen zu gewinnen. Sie war seit einem Jahre Kammersangerin und bei der ernsten und komischen wälschen Oper des Hofes angestellt; und der König, welcher ihr erlaubte, nun auch die deutsche Bühne zu schmücken, legte einen neuen Beweis der Geneigtheit ab, sein Vergnügen mit dem Vergnügen des Publikums zu vereinigen.

Madam Schick ist in der That eine Sängerin, auf deren Besiz jedes Theater stolz sein würde. Die Bravurarie im ersten Akt des Baums der Diana, Mozarts Martern aller Arten, sind mit einem so begeisterten erschütternden Feuer, mit einer so bewundernswürdigen Gewißheit, vielleicht nie gesungen, oder können wenigstens nicht glänzender aufgeführt werden. Tiefe, Mitte und Höhe sind stark, rund und rein. Der ausdaurendste und der schnell vorübergleitendste Ton sprechen gleich richtig an, und die größte Schwierigkeit wird mit der größten Leichtigkeit vorgetragen. Solcher Geschicklichkeit, die über eine solche Brust und Stim-

me zu schalten hat, ist nichts unmöglich, und wenn sich ein so unmäßiges Gefühl, eine so herzliche Kunstliebe zu ihnen gesellt, denen alles bedeutend ist, worüber der Einklang der Töne seinen Zauber verbreitet, so bedarf es kaum einer Anzeige, daß auch der Ausdruck schmachtender Sehnsucht und die Tändeleu des gefälligen Liebens jeden Reiz durch sie erhalten, den die Kunst zu geben vermag. Es ist unläugbar, daß der Künstler, der sich die Erwerbung des Beifalls der Zuhörer nicht erschweren will, dem Geschmack derselben schmeicheln muß; und es würde unbillig sein, wenn ein Freund des Alten, dieser Künstlerin einen Vorwurf daraus machen wollte, daß sie die herrschende Manier des Tages mit so großer Gewandheit zu der ihrigen macht. Er muß ihr vielmehr zugestehn, daß sie jede Künstelei, die er selbst den Instrumenten nur sparsam verbehalten würde, mit einer Zierlichkeit ausführt, welche, durch den unverleidbaren Vorzug der Kehle, an Seele und Lieblichkeit gewinnt; und daß, wenn die Forderungen der Zuhörer sich ändern, diese Fülle und Ausbildung des Gesangs mit dem Vermögen ausgerüstet sei, jeder vernünftigen Forderung zu genügen. Einen überzeugenden Beweis, daß es ihr weder an Kunde noch Beobachtung der

erha-

erhabenen Einfalt des Gesanges gebreche, gewahrt ihr Vortrag der Gluckschen Iphigenia in Tauris, die zugleich als Beispiel dienen kann, daß ihr die Verständlichkeit der Aussprache nicht versagt sei, eine oft vernachlässigte Fähigkeit, durch deren Beihülfe doch die Bedeutsamkeit des Gesanges so sehr erhöht wird, deren Abgang der Zuhörer durch Nachlesung des Textes nicht ersetzen kann, ohne das Schauspiel darüber aus den Augen zu verlieren. Ein sprechendes Auge, ein Mund, der, wenn er sich öffnet, eine schöne Reihe von Zähnen zeigt, eine Gestalt, die zwischen Größe und Kleinheit in glücklicher Mitte steht, und eben soviel Lebhaftigkeit und Lust zum Spiel und Sprechen als zum Gesange, drückten schon jetzt die tragische Empfindung, welche ihren Rollen vorgeschrieben ist, nicht ohne Beifall aus, und bedürfen nur etwas mehr Übung, um auch ihrem Komischen den Werth zu ertheilen, zu dessen Erlangung viele schätzenswürdige Naturgaben sie berechtigen.

Als das Publikum im ersten Taumel des Enthusiasmus über einen Besitz war, der ihm immer theuer bleiben wird, kam eine junge Sängerin von reiner, aber nicht starker Stimme, von versprechendem, aber nicht ausgebildetem Ta-

lent. Mamsell Lowe, nicht zu gelegener Zeit, um viel mehr als Nachsicht zu erwerben. Sie fühlte, daß es ihr unmöglich sei, in Rollen zu kommen. Eifer für ihre Kunst trieb sie, die Gelegenheit sich zu üben, einem gut bezahlten Anstellungsrange vorzuziehen, und sie entfernte sich von dieser Bühne, mit dem belohnenden Bewußtsein, neben großem Verdienst nicht vereinsamtes Talent zu sein, und durch diesen Schritt eine Denkungsart bewahrt zu haben, die » mehr als sinnlichen Beifalls « die der Nachahmung werth ist.

Auch Madam Derowe war nur eine vorübergehende Erscheinung, doch gewiß von seiner Schönheit, weil sie sich neben so vielen gefallnen Frauen, die auf dem Theater zu Hause waren, zu ihrem Vortheil auszeichnete. Aber ihre liebliche Stimme war weder stark noch musikrein: ihr Dialekt oberländisch; ihr Spiel verrieth die Anfängerin, und da der Direktor abgegangen war, dem die Ausbildung ähnlicher Anlagen zu Gebot stand, so hielt der neue Direktor für gerathen, der reizenden Frau zu entsagen.

Nach Berlin zum ersten Buffo berufen, stahl sich Herr Ellmenreich aus Frankfurth am Mayn. Daran that er sehr unrecht, wenn

er dort allgemein gefiel. Wenn aber die Herren Frankfurther, in Sachen des Geschmacks, nicht durchaus alles thun dürfen, was ihnen beliebt, so thaten sie zugleich mehr unrecht, ihn sich so allgemein gefallen zu lassen. Denn ohnerachtet seine Stimme verständlich und stark und von beträchtlicher Tiefe, er selbst auch musikalisch ist, ein grosses ausdrucksvolles Auge, ein stark gezeichnetes spanisches Profil, und viel Dreistigkeit besizt, so lasst sich doch nicht läugnen, daß es seinem Vortrage im Gesange an Geschmack, Gelaufigkeit und Anmuth, seiner Aussprache an erforderlicher Bildung, seinem Spiel an der Wahrheit, Charakteristik und Drolligkeit gebricht, welche auf guten Bühnen herkömmlich sind. Eher mißfiel er gleich bei seiner Erscheinung als Papagene, den Herr Lippert sehr angenehm gesungen und brav gespielt hatte, nachdem es einem andern berühmten Künstler nicht gelungen war, durch die Lebhaftigkeit seines Spiels der Mangelhaftigkeit seines Gesanges Nachsicht zu verschaffen. Herr Ellmenreich verlor bei einer Vergleichung, der man ihn, zu seinem Nachtheil, bei seinem ersten Auftritt aussezte, statt ihn in einer neuen Rolle, dem unbefangenen Urtheil des Publikums entgegen zu führen; und erst, wenn die-

ſes vortheilhaft ausgefallen, und ewige Bekanntſchaft mit dem Fremdling gemacht war, den immer ſchweren Wettkampf wider Einheimiſche beſtehen zu laſſen. Gegen Überladung des Spiels und des Vortrags gewarnt, war ſeine Darſtellung eines bloß ſinnlichen abgeſchmackten Foppers, dem nur eine äußerſt regſame Laune aufhelfen kann, ſo zahm, klang ſein Ton, der unter uns das Bürgerrecht nicht gewonnen hatte, unſerm Ohr ſo ſchleppend und ungelenk, daß wir verleitet wurden zu zweifeln, ob ſich von ihm für die Zukunft das Vergnügen verſprechen laſſe, welches wir im gegenwärtigen Augenblicke vermißten. Dazu war die Tracht dieſer Rolle die unvortheilhafteſte, die man einer nicht äußerſt empfehlenden Geſtalt hätte nachweiſen können, und die ihr zuſagende Gewandtheit lag gänzlich außer den Gränzen der Erreichung des Ankömmlings. So ward ein widriger Eindruck gegen ihr begründet, und der unangenehmen Erfahrung zum Troß in der Folge verſtärkt. Man ließ ihn als Doriſt im Baum der Diana auftreten, wo er die nämlichen Nebenbuhler zu fürchten hatte, und ungleich unwilliger aufgenommen wurde. Einigen Beifall erwarb ihm die Vorſtellung des Schulzen im rothen Käppchen, aber die des Amtsraths Knoll

in der schönen Müllerin vernichtete jeden Anschein desselben. Des Vorgängers Triumph ward des Nachfolgers Niederlage. Durch Annahme körperlicher Gebrechen und Hinfälligkeit hielt er uns ein Bild vor, daß im Lazareth, nicht auf der Bühne zu Hause gehört; und, als wäre es ihm nicht genug zu einer nachtheiligen Parallele Gelegenheit gegeben zu haben, veranlaßte er, ohne alle Noth, die zweite. Er legte nämlich in das überdies nicht zu kurze Stück eine Recitation und eine Arie, in denen Herr Bianchi ungetheilten hinreißenden Beifall erobert hatte. Er gab die plumpe Nachahmung einer Bufforede, deren unübertreflicher Ausdruck unserm Gedächtniß in aller Lebendigkeit der Gegenwart vorschwebte. Er gab uns bald nachher ein Lieblingsintermezzo des nämlichen Künstlers, mit dem er sich nicht messen konnte, minder tief unter seinem Vorbilde, aber verstümmelt, ohne die Ouvertüre, welche wir, dem Vernehmen nach, einem großen hiesigen Tonsetzer verdanken, nicht mit den glücklichen Veränderungen, die wahrscheinlich die nämliche Meisterhand dem Gesange und seiner obligaten Begleitung eingewebt hatte, ohne den Beschluß, auf welchen der lange Eingang vorbereitet, und der so unentbehrlich ist um das Ganze zu rün-

den, und ihm einen vernunftigen Sinn beizulegen. Was Wunder, daß die Unzufriedenheit des Publikums zunahm, und in lauten Aufferungen ausbrach? Als der bedauernswurdige Mann endlich in vorher nicht gesehenen Rollen auftrat, womit er hätte beginnen sollen, war jeder annehmliche Eindruck, den er durch sie hervorbringen konnen, unwiderruflich verscherzt, und das naherliegende Mitleid gegen einen alten Bekannten erstickte alle Ansprüche auf Nachsicht, welche ein Unbekannter erwarten durfte. Herr Unzelmann hatte sich nämlich geweigert, die doppelt peinliche Pflicht zu erfullen, eine Charolle in welcher er sehr gefallen hatte, dem nicht gefallenden Kunstler, der ihn vertreiben sollte, abzutreten, und zu gleicher Zeit eine neue zu übernehmen, in der er sich nicht getraute, eine angenehme Wirkung hervorzubringen. Darüber ward er auf der Stelle verabschiedet, und ihm nicht nur die Bühne untersagt, sondern auch alle fernere Erhebung seines Gehalts abgesprochen, ohnerachtet die Zeit seines rechtsbestandigen Kontracts nicht abgelaufen war. Viele Theaterfreunde beklagten den Verlust eines Kunstlers, der ihnen mit Recht ein Verlust für die Bühne schien. Einige wurden laut, und foderten die Direktion auf, ihn

im Schauspiel beybehalten, erbrachen aber keine genügende Antwort, und ließen seinen Nebenbuhler ihren Verdruß über eine Verlegenheit empfinden, die durch dessen Ankunft entstanden war. Aeußerungen des Unwillens sind wenig gemacht, bey ihrem Gegner Bezeugungen der Gefälligkeit hervorzubringen. Herr Ellmenreich war über Herrn Unzelmanns Verabschiedung gewiß nicht zu Rathe gegangen, und mißbilligte wahrscheinlich, wenn nicht aus edleren Gründen, die man niemanden absprechen darf, den man nicht geprüft hat, doch sicherlich aus Zunftgeist und Selbstliebe, von denen auch der Beste nicht rein bleibt, eine Grenze, deren Beispiel auch seine Zukunft gefährdete: er hätte folglich, bey dem ersten unverkennbaren Ausbruch der Rache gegen ihn, durch offene Bezeugung dieser natürlichen Gesinnungen, oder, wenn er den leisesten Anstoß gegen seine Obern vermeiden wollte, durch die gerechte Bitte, ihn nicht als den Gegner eines mit Recht geschätzten Kameraden anzusehen, über dessen Schicksal er ja nicht zu entscheiden habe, neben dem er bestehen könne, wie dieser neben andern, dem er daher alles mögliche Gute wünsche, und dessen Unfall auch ihm zu Herzen gehe, die Gemüther besänftigen, die Leidenschaftlichkeit beschämen, edle

Herzen befreunden, und das Auflachen des Hauses in brausenden Beifall verwandeln können. Auch schien ihm zu solch einem Schritt vielleicht minder guter Wille als Entschlossenheit, aber leider hat Unentschlossenheit das Unglück, oft für böse Willen gehalten zu werden; und eine gewisse Festigkeit in seiner Haltung, die gegen alle Streiche der Verfolgung Stand hielt, eine beschwerliche Nachgiebigkeit gegen fortdauernde, nicht selten zweideutige Vexationen, wenn der Donner der Verdammung ihn umbrüllte, und bei weitem rauschender begleitete, als die sanfte Begleitung des Orchesters, erzeugten den Argwohn, daß es ihm nichts neues sei übel behandelt zu werden, daß er unter dem Beifall der Kunstrichter, wie Jupiter unter dem Getöse der Korybanten groß gezogen, früh gelernt habe, in unserm weichlichen Zeitalter, lateinische Unerschütterlichkeit auszuüben. Das Publikum im Ganzen besaß diese Seelenruhe nicht, murrte gegen eine Störung, welche Zuschauer zu bandelnden Personen machte, und verwirrte das Gerausch indem es Stille gebot. Polizeiverordnungen stellten die unterbrochene Ruhe, aber nicht die Zufriedenheit wieder her. Es ward bei schwerer Strafe untersagt, gegen ein Stück, oder gegen einen Schauspieler, lau-

tes Mißfallen zu äußern; und, von diesem Augenblick verlor der allein freygelassene Beifall, durch die Hinwegnahme seines Gegengewichts, den schönsten Theil seines Werths. Der, welcher einer so unerbetenen Verkehrung zu seinem Schutze benutzt hatte, konte sich unmöglich dadurch geehrt fühlen, verlor bei seinen Kameraden und den Zuschauern, verzweifelte an der Erreichung des einzigen Zwecks, der einen Künstler zu unbezahlbaren Äußerungen bereden kan, und that Verzicht auf die Hofnung an einem Orte zu gefallen, der ihm nicht gefallen konte. So vertauschte er, mit Vergnügen, die hiesige Bühne um die neuerdings in Altona errichtete. Es würde unbillig sein, nach dem was man hier von ihm gesehen hat, bestimmen zu wollen, was er bei einer freundlichern Aufnahme geleistet haben würde; noch mehr aber, welcher Ausbildung seine Naturgaben, bei fleißiger Entwicklung und Bekantschaft mit der Kunst, fähig sein mögen. Ohne Zweifel können günstigere Umstände ihn in einem besseren Licht erscheinen lassen; indeß wird der kalte Richter versezt noch dem eben über ihn gefallten Urtheile beitreten, und er selbst keines geringen Studiums bedürfen, um sich eines besseren, vortheilhafteren Zeugnisses werth zu machen. Hier hat er we

nia erfreuliches bewirkt, einige witzige Einfälle und glückliche Bassenbauer ausgenommen, an denen er jedoch, wie seine Feinde behaupten, keinen sonderlichen Geschmack gefunden haben soll. Ist diese Erscheinung gegründet, so muß sich, was auch wohl nicht schwer ist, eine andere Ursache davon angeben lassen, als Mangel an Scharfsinn; da er, wie die Sage geht, zu dem auserwählten Volk gehört, das eine nie versiegende Fülle dieser Eigenschaft in seine Schulen hinein und aus ihnen herausträgt. Eben bei seiner Anwesenheit ward Herr Unzelmann wieder angenommen, sang und spielte neben ihm nach hergebrachter Weise, und die Direktion, wie ein gütiger Vater, der sich anfangs weigert um hernach durch Großmuth zu überraschen, gab dem Publikum, nach Herrn Ellmenreichs Abreise, mehr als warum es gebeten hatte, gab ihm Herrn Unzelmann in allen ersten komischen Singrollen zurück.

Herr Czechtitz ward entlassen. Herr Berger übernahm von nun an die ersten Bösewichter, und spielt sie bös genug, nur ist damit dem Schauspiel nicht immer geholfen. Seine Gestalt, seine Geberden und seine Sprache, die er einem sehr guten und beliebten Muster, dem verstorbenen Brückner nachgebildet hat,

ſchicken ſich nur für den offenbaren Ausdruck gehäſſiger Leidenſchaften, des Neides, des Grolls, des Eigennutzes, der Furcht, die zum Verläumden, zum Lügen, zum Beſtehen, zum Kriechen oder Prahlen ihre Zuflucht nehmen, oder ſich hinter einen durchſichtigen Schleier der Heuchelei zu verſtecken glauben, denen aber der dichtere, welchen Weltanſtand und höfiſches Betragen zu weben wiſſen, nicht zu Gebote ſteht, und der Anſtrich der Liebenswürdigen, wenn Witz und Geiſt ſelbſt das Laſter ausſchmücken, ganz lich fremd bleibt.

Herr Schwadke, von der Großmannſchen Geſellſchaft, erſetzte das Fach der durch Herrn Czechtitzky erledigten Liebhaber nicht; weil ſeine ſchlanke wohlgebaute Geſtalt, ſeine Jugend, ihn zwar zu gefallen berechtigte, ſeine Stimmung aber mehr die Darſtellung heftiger als geſetzter, mehr den Ausdruck empfindungsvoller als launigter oder leichtſinniger Charaktere begünſtigt.

Herr Labes, vom emigegangenen Stettiner Hoftheater, hat nicht die jugendliche Phyſiognomie, die volle Geſtalt, den Ton der Geſundheit, welchen man die Begünſtigung der Liebe zutraut. Es gelingt ihm leichter, Anſehn und Anſtand eines treuherzigen und ernſten oder

komisch verlegenen Alten, eines weltersahrnen oder durch die Welt verderbenen Bedienten, eines Menschen aus der niedern Volksklasse, der vornehmen Leuten nachgeahmt, anzunehmen: aber sein, wenn gleich nicht starker, doch verständlicher Tenor, seine richtige Sprache, sein unverkennbarer Fleiß durch Gedächtniß unterstützt, lassen ihn nirgends anstößig werden, und machen es ihm möglich, die aller verschiedentsten Fächer auszufüllen. Er ist auch musikfest, und kein verwerflicher Gewinn für das Singspiel.

Späterhin ward Herr Beschort, vom Hamburger Theater, für gesetzte Liebhaber und vornehme Charakterrollen angenommen, die er mit verdientem Beifall spielt. Er hat Anstand, Sinn und Ausdruck in seinem Ernst und Edelmuth, bei welchem ihm seine vortheilhafte Gestalt zu Statten kommt. Seine Fröhlichkeit ist nicht ganz unbefangen, und mehr herablassend als mittheilend; daher es ihm leichter wird, bittern als anspruchlosen Scherz auszudrücken. Nur in der Oper scheint es, als erheitre ihn die Zauberkraft der Musik, mit der er innig vertraut ist, und wo man seinen angenehmen Baritono mit Vergnügen hört.

Herr Löwe, der seine Schwester von

Braunschweig nach Berlin begleitet hatte, besaß mehr Anlagen zum Tonsetzer als zum Sänger, wogegen seine schwache Stimme und sein frühzeitig altscheinendes Gesicht unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legten, und ging mit seiner Schwester nach Braunschweig zurück.

Mamsell Hützel verließ die Bühne. Das Theater verlor große Hofnungen an ihr, die in gefälliger Blüthe standen, und bereits angenehme Früchte trugen. Das Fach der jugendlichen Soubretten, deren sich Madam Unzelmann nicht annehmen kann, ohne anderswo eine empfindlichere Lücke zu verursachen, ward durch sie erledigt. Madam Schwadke geborne Großmann, die an ihre Stelle trat, hat eine diesen Rollen angemessene Figur, aber kein verständliches Organ, und erliegt unter dem Nachtheil, beständigen Vergleichungen mit ihrer Schwester ausgesetzt zu sein. Madam Fleck zeigt, bei dem reizendsten Ausdruck der Unschuld, zu viel Sanftheit, um das Fach der Soubretten zu betreten, zumal da sie alle Herzen zur Liebhaberin berufen. Mamsell Altfilisch gebricht es, um, bei aller wünschenswürdigen Ausbildung ihrer Anlagen, auf die feinsten Rollen dieser Gattung Anspruch machen zu dürfen, an einer gewissen Zierlichkeit, die von

der Natur gegeben ſein muß, und nicht bloß durch Kunſt erlangt werden kann. Eben das ſcheint der Fall, unter den jungen Frauenzimmern, die ſeit einigen Jahren in Nebenrollen erſcheinen, mit der Schweſter der Madam Schick, die ihr an Jahren am nächſten iſt, der ältern Mamſell Hamel, und die jüngſte beweiſet, bei einer vorzüglich begünſtigten Stimme, mehr Anlage zum Geſang, als zur Lebhaftigkeit des Spiels. Mamſell Boheim hat mehr Lebhaftigkeit, als Anlage zu gefallen. Nur Mamſell Eigenſatz vereinigt, dem Anſehn nach, alles was die Kunſt von Naturgaben vorzufinden wünſchen möchte, um ein gefälliges Bild der Anmuth, Schalkhaftigkeit und Feinheit aufzuſtellen; und es iſt zu hoffen, daß man ihr Gelegenheit geben werde, dieſe Erwartung zu erfüllen.

Madam Lippert entfernte ſich von Berlin, weil ihr die Direktion eine billige Erhöhung ihres Gehalts abſchlug, und ging nach Hamburg. An ihre Stelle trat Madam Beſchort vom Hamburgiſchen Theater, ehemals eine mit Recht geſchätzte Sängerin, deren Stimme ſeit einigen Jahren verloren hat. Das hieſige Publikum beurtheilt ihren Werth nach dem gegenwärtigen Augenblick.

Madam Behm erscheint in Rollen die sie bereits abgegeben hatte, unter günstigeren Erinnerungen, und genießt der Nachsicht, die sie durch vieljährige Verdienste erworben hat.

Madam Baranius ward der Bühne entzogen. Ein so ausgezeichnetes Talent kann nie ersetzt werden; und der Klugheit bleibt, bei der Einbuße desselben, nichts übrig, als der Versuch, durch Aufstellung neuer Gegenstände die Aufmerksamkeit von einem Verlust abzulenken, den Klagen nicht zu heben vermögen. Die Direktion that, was sie konnte.

Madam Eunike, die für eine Zierde des Frankfurther Theaters galt, und als Mamsell Schuler in Kinderrollen auch zu Berlin ein günstiges Vorurtheil erweckt hatte, ward hieher berufen. Wir erhielten an ihr eine schöne, verständige, gefühlvolle Schauspielerin, deren Spiel, deren Deklamation, deren Art sich zu kleiden, uns fremd war. Doch gefiel sie in dreisten, naiven Rollen, und erhielt, in der Darstellung des liebeschwärmenden Cupido in Hasenhodens Zauberin Medea, ungetheilten Beifall. Gegenseitige Bekanntschaft und Nachsichtigkeit wird wahrscheinlich die Künstlerin dem Publikum täglich angenehmer machen. Das Singspiel erhielt, durch ihre Veranlassung, einen

beträchtlichen Gewinn. Herr Eunike, der mit ihr zugleich angenommen ward, hat eine vortheilhafte Gestalt und einen lieblichen Tenor; auch kann es seiner musikalischen Fertigkeit nicht schwer fallen, in seinem Vortrage den gerechten Forderungen des Kenners zu genügen.

Mamsell Schwachhofer, die mit dieser Familie freundschaftlich verbunden ist, und ihr das Opfer brachte, Frankfurth, wo sie in ihrem Fach die erste war, zu verlassen, ist sehr jung, sehr zierlich gebaut, besitzt eine volltönende Stimme vom großem Umfange, und lauter Feuer und Leben fur ihre Kunst. Sie trat als Amor im Baum der Diana auf, und entzückte durch Gesang und Spiel. Denn sie gab uns an ihm nicht, was wir vormals mit Vergnügen gesehn hatten, das schalkhafte Mädchen, dem mit dem gewohnten Unterrock auch ein Theil seiner Zahmheit wiederkehrt, sondern in dem kleinen Gott wirklich den kleinen Teufel, der er, dem Himmel sei Dank! leider ist, einen leibhaftigen Jungen in Weiberkleidern, der aus ihnen und der Welt herausspringen möchte, wenn ihn nicht die Liebe zu Neckereien zurückhielte. In andern Rollen hatte sie weniger Gelegenheit sich zu zeigen, wie sie überhaupt fur die Wunsche der Mehrheit zu selten erschienen

ist.

ist. Aber so viel ergiebt sich wohl, daß ihre Anlagen grosser sind als die Ausbildung derselben, daß sie sich selbst in der Folge noch übertreffen kann, und daß für diesen muthwilligen Muthwillen die Jahre der bedachtigen Sanftmuth noch nicht gekommen sind. Was indessen die Damen in Geheim an ihr beneiden mogen, das wird sie die Männer immer bereit finden zu bewundern; und, bis es ihr gelingt auch die grausame Kritik zu befriedigen, welches so vielem Scharfsinn, einer so ausgezeichneten Bereitwilligkeit von musterhaften Vorbildern zu lernen nicht entstehen kann, des seltnen Vorrechts geniessen, durch ihre Eigenthumlichkeit jeden Gedanken an unangenehme Vergleichungen zu verbannen, durch ihre Anspruchlosigkeit Beifall zu gebieten. Dies war bisher ihr Loos in einigen unvergeßlichen Rollen der **Baranius**, die wir, mit idollenartigem Reiz geschmückt, von keiner Künstlerin ausser dieser zu sehen erwarten durfen, für die aber Natur Lebhaftigkeit und ein Gefang aus freier Brust andre Saiten unsrer Empfindung in unwillkührlichen Einklang versetzen, und in der Pamina der Zauberflote, in der Lilla, in der Filania der neuen Arkadier, wo wir, bei unsrer unverrückten Anhänglichkeit für die Kunst der Madam Schick, nichtsum hin konn-

ten, den frischen sicheren überwältigenden Ton einer jungen geeigenen Kehle in unserm Herzen wiederhallen zu hören. Wie! die Natur hatte eine solche unerschöpfliche Mannichfaltigkeit, so tausendfach abwechselnde Schattirungen, die dem Auge wohlthun, die wir mit allen Sinnen einschlurfen; und die täuschendste Nachahmung der Natur sollte nur engbrünstige Zuschauer finden? Wir sollten uns zur Einseitigkeit verdammen, und ungerecht werden auf Kosten unsres Vergnügens?

Den Chevalier, wie ihn der Deutsche acrn hat, den genialischen Wüstling, den acristellen Weltmann, zeigte uns Herr Perfch vom Frankfurther Theater. Er ist, trotz seines tiefen und heisern Tons, ungeachtet einer hagern kränklichen Gestalt, der vorzüglichste Schauspieler unsers Vaterlands in diesem Fach, in welchem er alles vereinigt, was wir von den besten Bühnen des Auslandes zu entlehnen wünschen möchten, und wo seine Einsicht selbst aus den erwähnten Nachtheilen Vorzüge zu ziehen weiß Er erwarb sich ungetheilte Bewunderung in Rollen eines Künstlers, der in langjährigen Besitze des Beifalls steht. Sein Graf Klingsberg, sein van der Husen in Kotzebues Armuth und Edelsinn, der zur Liebe bekehrte Spötter

in den Quälgeistern, wurden meisterhaft durchgeführt.

Madam Renner, geborne Brochard, vom Mannheimer Theater, vervollkommnete als Markgrafe in Isslands Hagestolzen, als munterer Savoyardenjunge, als das neckende Mädchen in Bretzners Kaufschuhen, als Tochter der Natur in den Wilden, mit unsern beliebtesten Künstlerinnen im Lust- und Singspiel. Ihre Stimme ist nicht stark aber lieblich und eindringend, ihr Gesicht nicht schön aber freundlich, ihr Wuchs nicht groß aber vollkommen, ihre Naivetät nicht aufbrausend aber unschuldig: sie gab uns nicht was wir hatten, aber wir hatten auch nicht was sie uns gab. So gefiel sie auf einem unbestrittenen Pfade, und nur die Nothwendigkeit, Ausgabe nach der Einnahme zu ordnen, konnten die Direktion bewegen, auf den Versuch Verzicht zu leisten, sie und Herrn Porsch bei der hiesigen Bühne fest zu halten. Denn Herr Schlegel, ein Baßsänger vom Frankfurther Theater, stand so tief unter dem, was wir besaßen, daß wir durch seine Annahme nichts gewonnen haben würden.

Aber das Gehalt der als Mitglieder dieser Gesellschaft aufgeführten Künstler, mit Hinzufugung dessen, was die Direktion und ihre

Untergebenen, und ein gutes aber schlecht bezahltes Orchester, kosten, beläuft sich jährlich auf mehr als 42000 Thaler, indeß die höchste Einnahme, die des verstrichenen Theaterjahrs, nur ungefähr 66000 Thaler beträgt, so daß von 24000 Thaler jährlich, die Dekorationen, die Garderobe, die Statisten, die Anschaffung neuer Schauspiele, Singstücke und Symphonien, der Druck der Anschlagzettel und Prologen, die Beleuchtung, und alle Ausgaben des Tages, bestritten werden sollten. Doch fehlt es dem jetzigen Bestande der Bühne, im Schauspiel, unstreitig an einer Künstlerin für hochtragische Rollen, und an einem jugendlichen Bedienten, die, wie es scheint, nur durch einen Zuwachs von außen her erlangt werden können; an einem Schauspieler für feine Bösewichter, für launigte Jugendrollen, und an einer Soubrette, von denen es vielleicht möglich ist, daß sie sich aus der Entwickelung bisher nicht hinlänglich benutzter Talente ergeben. Auch das Singspiel muß einen ersten Bassо aus der Fremde erhalten; weil Herr Lippert, dem Vernehmen nach, zur Wiener Bühne geht, und also seine unleugbaren Anlagen für dieses Fach hier nicht aufbieten wird, indeß seine Liebhaber und Charakterrollen im Tenor und Baß durch die Herren

Eunike und Beschort besetzt werden können. Seit Herrn Professor Engels Abgange hat also das Singspiel gewonnen, indem des Herrn Musikdirektors Wessely Abgang nach Rheinsberg, durch Herrn Webers Anstellung, ohne Nachtheil für das Publikum, blieb; das Schauspiel aber, trotz der vermehrten Zahl seiner Mitglieder, mehr als einen wichtigen noch nicht ausgefüllten Verlust erlitten.

Ehe wir jedoch diese Übersicht endigen, welche leider die Gränzen ihres erwünschten Raums eben so sehr wie die Geduld unsre Leser überschreitet, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Verwaltung der Direktion. Es ist nicht zu läugnen, daß sie weder Mühe noch Kosten scheute, um den Zulauf der Zuschauer zu erwerben; nur ward diese Mühe nicht stets belohnt, nur blieben diese Kosten nicht immer der Einnahme untergeordnet, auf welche doch nothwendig Rücksicht genommen werden muß, wenn die Festigkeit des Ganzen nicht unter glänzendem Anschein zerrüttet werden soll.

Herr Professor Kamler, der sich des literarischen Theils der Direktionsführung annahm, hat sich der Verbesserung fremder Geistewerke von jeher zu gern unterzogen, als daß er den auf die hiesige Bühne gebrachten Stü-

den seine Feile hätte verweigern sollen; vielmehr lies er selbe auch manchen alten Stellen angedeihen, das in seiner ursprünglichen Gestalt gefallen hatte, eine Zeitlang bei Seite gesetzt war und jetzt wieder hervorgesucht wurde. Diese mustergültig gelobten Verbesserungen, von denen ein Grammatiker zu lernen haben würde, wirkten jedoch nur wenig zum Vergnügen des Laien, weil sie seien auf den Eindruck berechnet waren, den das Schauspiel hervorbringen soll. Was konnte es uns verschlagen, daß einige zu kühne Wortfügungen durch sprachrichtigere ersetzt wurden, wenn das was gesagt wurde, uns Langeweile machte? Überdem scheint Herr Professor Kamler minder strenge in Ansehung des Witzes und Gehaltes der Gedanken, denen er manche Alltäglichkeit und Zweideutigkeit nachsah, als in Rücksicht auf ihre Einkleidung, deren Zierlichkeit den Mangel des innern Werths nur selten ersetzen kann; und, bei seiner Wahl der Schauspiele, ward er nicht durch seine Meinung von den Dichtern, als durch unparteiische Prüfung ihrer Werke geleitet. Er erließ uns keines der mittelmäßigen neuern Produkte des Herrn von Kotzebue, indem er manchem gewiß nicht schlechteren Erzeugnissen eines andern Geistes seine Zustimmung versagte, und

säuberte jene nicht von unverkennbaren Auswüchsen der Uppigkeit, die er bei diesen mit einem Scharfsinn bemerkte, dem der Zuhörer nicht zu folgen vermochte. Er brachte alle Weissische Operetten, nach Hillers Musik, den Gendeltanz und die Jagd, auf die Bühne, die dem Geschmack des Tages an vollstimmigen Gesang und vollstimmige Begleitung nicht entsprechen. Er führte, was eine Kleinigkeit scheint, durch Abänderung der Tuel irre, brachte aber damit den Nachtheil hervor, andere Erwartungen bei dem Zuschauer zu erregen als der Dichter bezweckt hatte, und diesem daher die Zufriedenheit zu entziehn, die ihm, aus dem rechten Gesichtspunkt betrachtet, nicht entgehn konnte. So nannte er z. B. Rolias Tod, Atahiba, oder Lust und Liebe seines Volks; und der Zuschauer machte die natürliche Bemerkung, daß die Person, welche ihm als Hauptcharakter aufgeführt ward, nur im Hintergrunde erscheine, und die Aufmerksamkeit nicht genug festhalte. Auch gegen seine Rollenbesetzungen ließen sich vielleicht einige Ausstellungen machen. Aber die Stimmung des Schreibers widersetzt sich dem unangenehmen Geschäft, an einem Gelehrten, der unter Verdiensten grau geworden ist, Fehler zu bemerken, und er will lieber für kurzsich-

tig gehalten sein, als einen einzigen Tadel in Umlauf bringen, den die laute Stimme des Publikums nicht zu überhören verbietet.

Herr Geheimerath von Warsing verwandte eine unermüdete Thätigkeit für den Glanz der Bühne. Wir sahen Dekorationen und eine Garderobe, wie wir sie nie gesehen hatten. Die Vorstellung der Gluckschen Iphigenia in Tauris hat dem Vernehmen nach mehr als 3000 Thaler gekostet, die der neuen Arkadier wird auf 4000 Thaler angeschlagen. Kostbare Kleider wurden in Überfluß verfertigt, und nach kurzem Gebrauch bei Seite gelegt, um neueren Platz zu machen. Wir erhielten Divertissements und Ballete, zu denen der König seine ersten Tänzer und Tanzschüler verwilligte, die für ihre Mühe keine Bezahlung annahmen, auch ihre Kleider größtentheils aus der Garderobe der wälschen Oper mitbrachten, dennoch aber, durch billigen Ersatz ihrer Strümpfe, Schuhe, Handschuhe, Federn u. s. w., große Ausgaben veranlaßten; weil das deutsche Theater den Vorstellungen des Tanzes nicht angemessen ist, in tragischen Balleten keinen dieser Ausgaben entsprechenden Beifall erhielt, und in komischen nicht gefallen konnte, ohne dem Beifall des Schauspiels Abbruch zu thun. Die Zahl der Frei-

billete wuchs durch die Vermehrung derjenigen, welche sich um die Bühne verdient machten; die Beleuchtung der Bühne ward kostspieliger. Nichts ward eingeschränkt, als die Beleuchtung der Zuschauer, die, welchen Unbequemlichkeiten sie auch ausgesetzt sein mag, dennoch nicht zu sehr geschmälert werden darf, weil Personen, die ein öffentliches Schauspiel besuchen, allerdings ein Recht auf das Vergnügen haben, welches der Anblick einer guten freudesuchenden Gesellschaft gewährt; und die Aussprache der meisten Sänger, besonders im Chorgesang, eine Nachlesung des Liedertextes dem Zuhörer, der den Tonsetzer verstehn will, nicht entbehrlich macht. Eine andre Unbequemlichkeit für die Kasse, für das Publikum, und für die Schauspieler, verursacht die den letztern, von der interimistischen Direktion, vielleicht zu nachgiebig eingeräumte Verwilligung der Benefizvorstellungen. Es scheint ganz billig, daß Künstlern, die dem Publikum Vergnügen machen, der Versuch zugestanden werde, ob ihre Bewunderer etwa Lust haben, durch freiwillige Beiträge ihre selten zureichende bestimmte jährliche Einnahme zu erhöhen. Es scheint als wäre die Kasse dadurch gedeckt, daß sie den Wochentag, der sonst zur Erholung der Schauspieler bestimmt war, in

Berlin den Freitag, gleichfalls zu Vorſtellungen beſtimmte. Eines Theils aber verlor ſie durch ihre Entſagung auf die erſte Vorſtellung eines neuen Stücks, eine gewiſſe Einnahme, die auf immer eingebußt ward, wenn das Stück keinen Beifall erhielt und die zweite Aufführung nicht erlebte. Von der andern Seite büßte ſie, wenn der Schauſpieler, dem ein Benefiz verſtattet ward, ein ſchon geſchenes beliebtes Stück zu demſelben erkießte, durch die eingeführte ſeinem Vortheil angemeſſene Schonung, das von ihm gewahlte Stück, bis zu ſeinem Benefiz, nicht auf die Buhne zu bringen, den Betrag der Einnahmen ein, die durch deſſen Aufführung hatten gewonnen werden konnen. Drittens wuchs, durch tägliche Eröfnung der Buhne, der Beſtand der Theaterliebhaber nicht, und was jeder gute Wirth für dieſes Vergnügen beſtimmt hatte, ward nun unter mehrere Tage vertheilt, ohne der Kaſſe des Theaters mehr einzutragen. Eben dieſe Einrichtung verkümmerte, bei dem zu haufigen Anwuchs der Benefizverſtellungen, die Einnahme derer, welchen ſie zugeſtanden waren, ward anfangs den Zuſchauern beſchwerlich, und zulezt den Schauſpielern nachtheilig. Dem Kenner des menſchlichen Herzens und der Theaterverhaltniſſe werden noch

andere Unbequemlichkeiten einer zu verschwende-
rischen Beaunstigung, die nur dem ausgezeich-
neten Verdienst gebuhren sollte, nicht entgehen.
Diese Erzahlung untersagt sich die Angabe der-
selben; sie ist keine Klageschrift, und wunscht,
wenn ihr einige Kraste zustanden, die Gemu-
ther lieber zu besanftigen als aufzubringen. Sie
geht also auch in keine Untersuchung des Grun-
des oder Ungrundes andrer zum Theil laut ge-
wordener Beschwerden, und erwahnt blos im
Allgemeinen, daß die, seit Abgange des Herrn
Professor Engel unlaugbar erhohte Einnahme
der Buhne, der weit erhohteren Ausgabe kaum
die Wage hielt, und bei unvermutheten Verle-
genheiten leichtlich unzureichend hatte werden
konnen. Nicht aus Mangel gerechter Unter-
stutzung des Landesherrn. Außer der erwahn-
ten muntaglichen Einrahmung des Hauses,
und manchen andern, mit zuvorkommender Gros-
muth bewilligten Gefalligkeiten, wird für die
Miethe der Koniglichen Logen, nachdem durch
Dobbelins Todesfall die Halfte seines Gnaden-
gehalts von deren Ertrag nicht mehr zu bestrei-
ten ist, noch jahrlich die Summe von 5400 Tha-
ler bezahlt. Auch erhielt die Kasse für jede
Freivorstellung, die in Charlottenburg und Pots-
dam gegeben ward, eine Entschadigung, welche

rerer Gewinn für sie war: da der König den Schauspielern ihre Diäten besonders auszahlen, und für ihre Fuhren sorgen, auch die Beleuchtung und Anordnung der dortigen Bühnen auf seine Kosten übernehmen ließ, indessen an den nämlichen Tagen in Berlin gespielt, und die Bühne so wenig geschlossen war, daß eine doppelte Einnahme statt fand. Wer darf eine Regierung, die so viele billige Ansprüche dürftiger Bürger zu befriedigen hat, ihre Großmuth gegen das Vergnügen der Hauptstadt schwerlich geben, deren Volksmenge hinreichend ist, den Aufwand zu bestreiten, welcher zum Erwerbe der Vorzüglichkeit dieses Vergnügens gehört, und die kein Recht hat, mehr desselben zu verlangen als sie bezahlt. Immer wird, bei Betrachtung dieser Umstände, die monarchische Regierung freigebiger und nachsichtiger erscheinen, als die Verwalter mancher reich und glücklich gepriesenen Freistaaten, die, weit entfernt, ihren Schauspielunternehmern einige Geldunterstützung zukommen zu lassen, es im Gegentheil für Pflicht halten, dieselben mit Auflagen zu belästigen.

Aus allem angeführten ergiebt sich der Schluß, daß nach Herrn Professer Engels Niederlegung der Direktion, dieselbe thätigen und wohlmeinenden Männern anvertraut gewesen

sei, die ihre beste Kräfte für den Glanz und die Aufnahme der Bühne anstrengten; denen es gelang, die Gesellschaft durch einige schätzenswürdige Mitglieder zu vermehren; die das Andenken an den Verlust bedeutender Talente soviel möglich zu zerstreuen, und dem Vergnügen des Publikums neue Aussichten zu eröfnen suchten; die daher ungeheuchelten herzlichen Dank verdienen. Daß aber eben dieses Gefühl der Dankbarkeit den Wunsch, sie ihrer eigentlichen, eine ungetheilte Anstrengung erfodernden Berufsarbeiten zurückgegeben, und durch das Vorsteheramt der Schaubühne, dessen genügende Bekleidung so mancherlei und durch lange Erfahrung erworbene Eigenschaften erheischt, ihrer wohlverdienten Ruße nicht länger beraubt zu sehen, ihren Freunden, und den Freunden der Bühne sehr natürlich machen mußte. Der, welcher so manche gerechte Wünsche erfüllte, hat auch diesen nicht vereitelt. Der König übertrug Herrn Iffland, den er längst gern für seine Hauptstadt gewonnen hätte, der um die Erlaubniß angehalten hatte, sich derselben zeigen zu dürfen, und von ihr mit großem ungetheilten Beifall aufgenommen war, die Direktion. Herr Professor Ramler ward, mit Beibehaltung seines Gehalts, in ehrenvolle Ruhe versezt. Herrn

Geheimerath von Warfing ſtand es frei, die Halfte ſeines bisherigen ferner zu genieſſen, um, unter der neuen Direktion, die Aufſicht über die Polizei, nothwendige Bauverbeſſerungen des Schauſpielhauſes und tägliche Einnahme zu füh ren; er lehnte aber dieſes Geſchäft von ſich ab, und blieb Juſtinarius. Herr Iffland erhielt als Schauſpieler und Direktor ein genugendes Gehalt, nebſt Verſicherung einer Penſion, wenn er unfähig werden ſollte, ferner zu dienen. Die Verdienſte des Schauſpielers ſind anerkannt, Kunſtrichter mit Witz und Stimme haben dar uber entſchieden, und noch kürzlich hat Herr Konſiſtorialrath Böttiger ſein Spiel in drei zehn vorzüglichen Rollen entwickelt, und ein nutzliches belehrendes Buch uber dieſen Gegen ſtand geliefert, ohne denſelben zu erſchöpfen. Von Ifflands Direktion günſtige Erwartun gen zu hegen, berechtiget ſeine gluckliche Regie der Mannheimer Bühne. Man darf aber nicht vergeſſen, daß ein rechtſchaffener Mann auch ein guter Mann iſt, und daß der gute Mann ſelbſt ſeinen Eifer und ſeine Liebe fur die Kunſt, ſeinen Abſcheu gegen Mißbräuche, der Schon ung gegen Perſonen unterordnen muß, die der Kunſt Ehre bringen und an Mißbräuchen ge wohnt ſein können. Dieſe Kenntniß und weiſer

Gebrauch seiner Kräfte, die Eigenthümlichkeit seines Spiels, Verfehnlichkeit und Milde, die Seele seiner Dichtungen, und die Bescheidenheit die er als Schauspieler, Dichter und Mensch nie verläugnet hat, werden sich auch bei der Verwaltung einer Anstalt an den Tag legen, wo Nachgiebigkeit und Strenge in ihrem kleinsten Übermaße gleich schändliche Wirkungen hervorbringen. Er hat ein dornichtes Geschäft übernommen, er hat einen schönen Himmel und eine schöne Erde verlassen, um auf diesem kalten Lande einzig der Kunst zu leben für die er berufen ist. Möge er das schwere Ziel erreichen, die Dankbarkeit zu gewinnen die er verdienen wird! Das jetzige Schauspielhaus scheint allen Bemühungen nach wesentlicher Verbesserung der Bühne unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Die Berliner sind ein frommes Volk. Sie erwarten alle guten Gaben und alle vollkommene Gaben von oben herab, und getrauen sich nie etwas Vortreffliches aus eignen Mitteln hervorzubringen. So erwarten sie auch den Bau eines neuen Schauspielhauses von ihrem Könige, ohne auf das Beispiel von Königsberg, Breslau und Magdeburg zu achten, die sich selbst damit versorgt haben; Magdeburg ganz neuerlich, und, in

Rücksicht auf seine Bedürfnisse, vollkommner als irgend eine Stadt in Europa, Vicenza ausgenommen, dessen Palladisches Teatro olimpico jenem zum Muster diente. Ist es wahr, daß die öffentlichen jährlichen Bauten in Berlin mehr noch geschehen, um dem Bedürfniß der Handwerker, als um dem der Häuserbewohner zu genügen, so konnten freilich die ersten durch den Bau eines Schauspielhauses eben so einträglich beschäftigt werden, als durch Aufführung jedes andern Gebäudes, so muß jeder Mann von Geschmack seine Stimme mit der allgemeinen vereinigen, und hoffen daß sie zu dem Thron dringen werde, bei welchem ein billiges Gesuch so oftmals freundliche Aufnahme fand.

Aber über Leute, die ein Anliegen haben, mit dem man es gut meint, darf man kein nachtheiliges Wort äußern. Darum schweigt dieser Aufsatz von mancherlei Dingen, die seinem Schreiber auffielen, besonders von einer gewissen Einseitigkeit und Wankelmuthigkeit des Geschmacks, die ein großerer Beweis des Scharfsinns und der Gewandtheit des Geistes, als seiner Festigkeit und der Tiefe seiner Empfindungen sind. Er irrt sich vielleicht. Er mag sich begnügen über Schauspieler und Direktion mehr

ge-

gesprochen zu haben als ihm beide verdanken werden, und es jezt einem Schauspieler oder Direktor überlassen, die Zuschauer in Untersuchung zu nehmen. Möge ein solcher, mit eben so wahrer Überzeugung, eben so viel Gutes vorzubringen haben! Im Ernst könnten sich vielleicht manche Mißverständnisse zwischen Wirth und Gästen heben lassen, wenn es jenem gefiele, von Zeit zu Zeit eine einfache, von aller Persönlichkeit entfernte, verständliche Darlegung der Gründe seines Verfahrens mitzutheilen. Die Forderungen eines großen Publikums sind natürlicherweise unter sich selbst widersprechend, könnten aber, so oft sie billig sind, durch gegenseitige Nachgiebigkeit am ersten befriedigt werden, und dürften vielleicht von den verschiedenen Parteien selbst nur gehörig gekannt sein, um Nachgiebigkeit zu finden. Die Direktion erfahrt sie früher oder später, wünscht allen Genüge zu thun, wankt zwischen Widersprüchen, zaudert, und hört endlich damit auf, es niemandem recht zu machen. Warum sollte sie sich nicht gern erklären? Warum sollte sie nicht gern gehört werden? Der Mann der jezt an der Spitze steht, weiß am beßten, was und wie er zu sprechen hat. Findet er einen solchen Vorschlag verwerflich, so taugt der Vorschlag nicht.

Zum Schluß ein kurzes Wort über den Ton dieser Übersicht. Er ist nicht leicht genug: er behandelt einen Gegenstand des Vergnügens mit der Schwerfälligkeit des mühsamen Nachdenkens. Aber es ist wenig vorzüglichen Köpfen gegeben, eben so richtig und treffend als unterhaltend zu sein: und da sich gerade keiner derselben bereitwillig finden ließ, ein Gemälde aufzustellen, zu dessen Herbeischaffung sich diese Zeitschrift anheischig gemacht hatte, so mußte sie die Entwerfung derselben einem minder glücklichen Zeichner überlassen. Er hielt es für seine Pflicht, wo Vortreflichkeit schwer und unbezahlbar ist, Vorzügen sorgsamer als Mängeln nachzuspähen, ohne jedoch der Eitelkeit zu erliegen, Schönheiten finden zu wollen, wo sie niemand bemerkt. Er hätte gewünscht, durch Lob belehren, durch Schweigen tadeln zu können. Er ist überzeugt, weder so laut gelobt noch getadelt zu haben, als Stimmen die er vernahm, deren einerningendsten er nachschrieb. Was dieser Aufsatz enthält, ist seine Überzeugung; was bloß seine Überzeugung ist, enthält dieser Aufsatz nicht. Es ist der erste den er über die Berliner Bühne drucken laßt; es soll der lezte sein.

III.

Des Herkules Tod.

(Ovid. Metam. IX. 103 272.)

Herkules führete heim die vermählete Deianira,
Jupiters Sohn, und kam an die reißende Flut des Evenus.
Reichlicher war, denn gewöhnlich von Winterregen geschwollen
Jetzo der Strom, und es wehrten den Durchgang häufige Strudel.
Unerschrocken für sich, trug Sorge der Held um die Gattin.
Nessus naht, so gewaltig an Wuchs, als kundig der Fuhrten.
Diese trag' ich, Alcide, die gern an das andere Ufer,
Sprach der große Centaur; du brauch' als Schwimmer der Kräfte
Und wie vor Angst sie erblaßt', anstarrend den Strom und den Träger,
Gab der Aemier jenem die Kalydonische Kunstin.
Bald, wie er war, vom Köcher befreiet, und der Hülle des Löwen,
(Denn die Keul' und den Bogen entlagwang er zuvor an des Ufer):
Was ich begann, sei vollendet! Hindurch, wie es strudelet! rief er.

Und nicht zaudert er lange, noch, wo zornfreier der Strom sei,
Forſchet er, ſondern verſchmäht die Gefälligkeit tragender Waſſer.

Als er das Ufer gewann, und erhob den geworfenen Bogen;
Hört' er der Gattin Geſchrei; und indem ſein Eigenthum Neſſus
Ihm zu veruntreun ſtrebt: Wohin, o du Frevler, ruft er.
Reißt dich der Füße Vertraun? Dir dort, zweileibiger Neſſus,
Sag' ich es! Höre mein Wort, und laß ungeſtohlen das Meine.
Wenn nicht Scheu vor mir ſelber dich rührete; konnte des Vaters
Wirbelndes Rad gleichwohl die verbotenen Lüſte vertreiben!
Doch nicht ſollſt du entfliehn, wie keck du auch ſchwingeſt den Roßhuf!
Nicht mit dem Fuß, ich erreiche mit Wunden dich! — Schnell auf die Worte
Folget die That; und ein Pfeil, in den fliegenden Rücken geſendet,
Bohrte hindurch, und ragte mit hakigem Stahl aus dem Buſen.
Kaum war entriſſen der Pfeil, da ſprizte das Blut aus den Wunden
Hinten und vorn — von dem Gift der lernäiſchen Hyder durchweitet.
Neſſus fänget es auf: Nicht rachlos mein' ich zu ſterben!
Sagt' er bei ſich; und ein Tuch, mit dem ſiedenden Blute gefärbet,
Giebt er dem Weib zum Geſchenk, als Anreiz kaulicher Liebe.

Viel umrollende Zeiten entflohn: und die Werke des großen
Herkules füllten die Erd', und der Juno Haß war geſätigt.

Sieger Ochalia's, brachte er dem Jupiter auf dem Oenäum
Seine Gelübd': als Fama voraus dir, Deianira,
Teuſchte das Ohr mit Geſchwätz, (die Wahrheit gerne mit Falſchheit
Mengt, und klein im Beginn durch eigene Lügen empor wächſt):
Daß der Amfitryonid' um die Gunſt der Jole werbe.
Ach die Liebende glaubt; und geſchreckt von der jüngeren Flamme,
Überläßt ſie zuerſt ſich ganz den ſtrömenden Thränen,
Ob ſie verweine den Schmerz. Doch bald: Was weinen wir? rief ſie:
Soll ſich unſerer Thränen die Nebenbuhlerin freuen?
Schon kommt jene daher; o geeilt, und was neues erfunden,
Weil du noch kannſt, und jene noch nicht in der Kammer gebietet!
Jammer' ich, oder verſtumm' ich? Ob heimziehn, oder verweilen?
Ob ihr räumen das Haus? ob, wenn nichts weiteres, hindern?
Wie, wenn ich eingedenk, die Schweſter zu ſein, Meleagros,
Tapferer That mich erkühn'; und was erduldetes Unrecht
Könn', und weiblicher Schmerz, durch den Mord der Buhlerin zeige?

Viele verſucht ihr Geiſt der Wendungen; aber vor allen

Wählt sie, zu senden das Kleid, mit Nessus Blute gefeuchtet,
Daß es die Kraft ihm erneue der abgestorbenen Liebe.
Und, was sie geb', unkundig, dem auch unkundigen Lichas
Giebt sie die eigene Trauer, und heißt mit freundlichen Worten,
Arme! die Gab' hinbringen dem Mann. Arglos sie empfangend,
Legt der Kleid' um die Schulter das Gift der lernäischen Otter.
Weihrauch opfert' er eben mit Flehn an gezündeter Flamme,
Und er ergoß Weinström' aus der Schal' auf die Marmoraltäre.
Plötzlich erwarmt der Plage Gewalt; und gelöst von den Flammen,
Gehet sie weit umher durch Herkules Glieder verbreitet. So zwar er hemmt, wie er kann, mit gewöhnlicher Tugend die Seufzer.
Doch da dem Leiden erlag die Geduld des Mannes, da stürzt' er
Weg die Altär', und füllte den waldigen Öta mit Ausruf.
Ohne Verzug nun strebt er das mörderische Kleid zu zerreissen;
Doch wo er zieht, zieht jenes die Haut; und, gräßlich zu melden!
Fest dort klebts um die Glieder, umsonst von den Händen gerüttelt,
Dort zerrissenes Fleisch und gewaltige Knochen entblößt es.
Selber das Blut, wie manchmal die glühende Kling' in den Kühltrog
Eingetaucht, so zischt es, und kocht in dem brennenden Gifte;

Voll unmäßiger Gier verſchlingt die Flamme das Herz ihm;
Und von dunkelem Schweiß ſind eings umfloſſen die Glieder;
Angefengt kracht jegliche Sehn', und das Mark der Gebeine
Schmilzt in Eiter dahin; und die Händ' ausſtreckend zum Himmel:
Weide dich, ruft er aus, an unſerem Jammer, o Juno!
Weide dich, dieſe Peſt, Ungöttliche, ſchauend von oben!
Labe das grauſame Herz! Wenn Mitleid aber der Feind auch
Fodert, (denn Feind bin ich dir!) o nimm den gräßlich gequälten
Und mühſeligen Geiſt, den ſtets verhaßten, o nimm ihn!
Tod iſt mir ein Geſchenk! Stiefmütterlich gieb das Geſchenk mir!
Darum hab' ich der Welt durch namenloſe Gefahren
Heil und Ruhe geſchaft: daß müde du wardſt des Gebotes,
Jupiters grauſames Weib, eh' müd' ich ward des Vollbringens!
Neues Verderben erſcheint, dem nicht zu wehren die Tugend,
Nicht Geſchoß noch Waffe vermag! In den innerſten Lungen
Irrt das gefräßige Feuer, und zehrt durch alle Gelenke!
Aber geſund iſt Euryſtheus! Und doch ſind manche des Glaubens,
Götter ſein! — So rief er; und durch den erhabenen Ort
Geht er verwundet einher, wie wenn ein Tyger den Jagdſpieß
Trägt in dem Leibe gebohrt, und der That Urheber entflohn iſt.

Oft erhub er ein lautes Geseufz, oft brauſt' er vor Unmut.
Oft verſucht er von neuem ſich ganz das Gewand zu zerreiſſen;
Volkige Bäum' auch ſtürzt' er, und wütete gegen den Bergwald;
Oder er ſtreckte die Arme zur Himmelswohnung des Vaters.

Sehet, den bebenden Lichas, der bange ſich barg in der Felskluft,
Schauet er, und wie der Schmerz zur raſenden Wut ihm geſtiegen:
Du biſts, Lichas, begann er, der mir das Leichengeſchenk trug?
Du ſollſt Schuld an dem Morde mir ſein? Der erſchreckene zittert
Todtenbleich, und in Angſt ein Wort der Entſchuldigung ſtotternd.
Aber da flehend die Händ' um die Knie' er trachtet zu ſchlingen,
Raft der Held' ihn empor, und dreimal wirbelnd und viermal,
In die euböiſche Flut entſchwingt er ihn, ſtark wie ein Feldſtück.
Jener erhartete ſchnell, die wehenden Lüfte durchſchwebend;
Und wie man ſagt, daß Regen, von froſtigem Winde geronnen,
Werde zu flockigem Schnee', in gerolleten Flocken die Weiße
Feſt ſich bind', und erſtarre, gedrängt zu kuglichtem Hagel:
Alſo flog, durch die Leere von mächtigen Armen geſchleudert,
Blutlos jener von Furcht, und jeglicher Feuchte beraubet,

Und erſtarete zu hartem Geſtein, wie gemeldet die Vorzeit.
Jezt noch rager ein Fels im tiefen euböiſchen Strude!
Seicht empor, und bewahret die Ähnlichkeit menſchlicher Bildung:
Welchen, als ob er fühle, ſich ſcheut zu betreten der Schiffer,
Und ihn Lichas benannt. — Doch du, hochherlicher Sohn Jovis,
Als du die Bäume gehaun auf den luftigen Höhen des Öta,
Und ſie geordnet zum Brand; jezt foderſt du Bogen und Köcher,
Und die Geſchoſſe, beſtimmt zum zweitenmal Troja zu ſehen:
Solches bringt der päantiſche Held, und zündet das Feuer Dienend. Sobald das Gehölz von der gierigen Flamme gefaßt wird;
Breiteſt du über die Waldung das Fell des nemäiſchen Würgers
Hoch, und lehnſt auf die Keule zurück den ruhenden Nakken:
Nicht mit anderm Geſicht, als lägſt du ſchmauſend am Gaſtmahl,
Feſtlich gekränzt, und umblinkt von des Weins vollſtrömenden Bechern.
Mächtiger ſauſte bereits, ringsum ſich ergießend, die Lohe,
Und zu dem ſorglos ruhenden Leib', und ihrem Verächter Flammte ſie. Furcht durchdrang um der Sterblichen Heiland die Götter.
Jupiter merkt es ſofort, der Sohn des Saturnus, und redet
Alſo mit heiterem Blick: Wie erfreut mich jene Beſorgnis, Himmliſche! o wie preiſ' ich von ganzer Seele mich glücklich.

Daß ein dankendes Volk Obwalter mich nennt und Erzeuger,
Und daß meinem Geschlecht auch eure Liebe zum Schirm ist!
Denn obgleich ihr des Sohns unermeßliche Thaten betrachtet,
Werd' ich verschmähet auch selbst. Doch damit euch Treuen das Herz nicht
Zage von eitler Furcht, schont Otus Blut mit Verachtung.
Er, der alles besiegte, besiegt auch wahrlich die Flammen.
Nur, was die Mutter ihm gab, wird fühlen die Macht des Vulkanus:
Aber in Ewigkeit dauert, was von mir ihm ward, unverwesiich,
Und unverhaftet dem Tod', und keinem Brande bezwingbar.
Das werd' Ich, entnommen der Erd', in die himmlische Wohnung
Jetzo erhöhn; und ich traue, daß wohlgefällig mein Rathschluß
Allen Unsterblichen sei. Schaut aber den Herkules einer,
Schaut er den Lohn mit Verdruß, er wird die Belohnung mißgönnen,
Doch das Verdienst der Belohnung gestehn, und loben auch ungern.
Beifall riefen die Götter. Auch trug die Königin selber
Mit nicht herbem Gesicht des Donnerers übrige Rede,
Aber mit herbem den Schluß; und sie ärgerte sich der Bezeihnung.
Alles indeß, was irgend der Glut zu verwüsten sich darbot,
Hatte Vulkanus gerafft; und unerkennbar dem Anblick
War des Herkules Bild: kein Zug der Aehnlichkeit bleibet

Ihn von der Muttergeſtalt; nur Jupiters Spuren behält er.
Wie wenn die Schlange verjüngt mit der Haut ablegte das Alter,
Und nun üppiger prangt in erneuetem Glanze der Schuppen
Alſo, nachdem der Held' auszog die ſterblichen Glieder,
Blühet er am edleren Theile von ſich, und erhabnes Wachſes
Scheinet er, und ehrwürdig in Feierlichkeit und Verklärung;
Den in hohlem Gewölk der allmächtige Vater entführend
Auf vierſpännigem Wagen erhob zu den ſtrahlenden Sternen.

Voß.

Ueber Lessing.

Von

Friedrich Schlegel.

Lessings schriftstellerische Verdienste sind schon mehr als einmal der Gegenstand eigner beredter Aufsätze gewesen. Ein paar dieser Aufsätze, welche viele treffende und feine Bemerkungen enthalten, rühren von zwei der achtungswürdigsten Veteranen der deutschen Litteratur her. Ein Bruder, der Lessingen aufrichtig liebte, und ihn lange mit der Treue der Bewunderung beobachtet hatte, widmete der Beschreibung seiner Schicksale, Verhältnisse und Eigenthümlichkeiten ein umständliches Werk. Wenige Schriftsteller nennt und lobt man so gern, als ihn: ja es ist eine fast allgemeine Liebhaberei, gelegentlich etwas bedeutendes über Lessing zu sagen. Wie natürlich: da er, der eigentliche Autor der Nazion und des Zeitalters, so vielseitig und so durchgreifend wirkte, zugleich laut und glänzend

für Alle, und auf einige tief. Daher ist denn auch vielleicht über kein deutsches Genie so viel Merkwürdiges gesagt worden; oft aus sehr verschiednen, ja entgegengesetzten Standpunkten, zum Theil von Schriftstellern, welche selbst zu den geistvollsten oder zu den berühmtesten gehören.

Dennoch darf ein Versuch, Lessings Geist im Ganzen zu charakterisiren, nicht für überflüssig gehalten werden. Eine so reiche und umfassende Natur kann nicht vielseitig genug betrachtet werden, und ist durchaus unerschöpflich. So lange wir noch an Bildung wachsen, besteht ja ein Theil, und gewiß nicht der unwesentlichste, unsers Fortschreitens eben darin, daß wir immer wieder zu den alten Gegenständen, die es werth sind, zurückkehren, und alles Neue, was wir mehr sind oder mehr wissen, auf sie anwenden, die vorigen Gesichtspunkte und Resultate berichtigen, und uns neue Aussichten eröffnen. Der gewöhnlichen Behauptung: es sei schon Alles gesagt; die so scheinbar ist, daß sie von sich selbst gilt (denn so wie Voltaire sie ausdrückt, wird sie schon beim Terenz gefunden) muß man daher in Rücksicht auf Gegenstände dieser Art vorzüglich, ja vielleicht in Rücksicht auf alle, von denen immer die Rede sein wird, die gerade widersprechende Behauptung entge-

aensitzen: Es sei eigentlich noch Nichts gesagt; nämlich so, daß es nicht nöthig wäre, mehr, und nicht möglich, etwas besseres zu sagen.

Was Lessingen insbesondere betrift: so sind überdem erst seit Kurzem die Akten vollständig geworden, nachdem man nun alles, was zur nahern Bekanntschaft mit dem großen Manne irgend nützlich sein mag, hat drucken lassen. Jene, welche gleich im ersten Schmerz über seinen Verlust schrieben, entbehrten viele wesentliche Dokumente, unter andern die unendlich wichtige Briefsammlung. Beide beschränkten ihre Betrachtungen nur auf einige Zweige seiner vielseitigen Thatigkeit: der eine richtete seine Absicht auf ein bestimmtes, nicht auf das ganze Publikum; der andre schwieg geflissentlich über Manches, oder verweilte nicht lange dabei. Gewiß nicht ohne Grund: aber Rücksichten, welche damals nothwendig waren, sind es vielleicht jetzt nicht mehr.

Lessing endlich war einer von den revolutionären Geistern, die überall wohin sie sich auch im Gebiet der Meinungen wenden, gleich einem scharfen Scheidungsmittel, die heftigsten Gährungen und gewaltigsten Erschütterungen allgemein verbreiten. In der Theologie wie auf der Bühne und in der Kritik hat er nicht blos

Epoche gemacht, sondern eine allgemeine und dauernde Revolution allein hervorgebracht, oder doch vorzüglich veranlaßt. Revolutionäre Gegenstände werden selten kritisch betrachtet. Die Nähe einer so glänzenden Erscheinung blendet auch sonst starke Augen, selbst bei leidenschaftsloser Beobachtung. Wie sollte also die Menge fähig sein, sich dem stürmischen Eindruck nicht ganz hinzugeben, sondern ihn mit der geistigen Gegenwirkung aneignend aufzunehmen, wodurch allein er sich zum Urtheil bilden kann? Der erste Eindruck litterarischer Erscheinungen aber ist nicht bloß unbestimmt: er ist auch selten reine Wirkung der Sache selbst, sondern gemeinschaftliches Resultat vieler mitwirkenden Einflüsse und zusammentreffenden Umstände. Dennoch pflegt man ihn ganz auf die Rechnung des Autors zu setzen, wodurch dieser nicht selten in ein durchaus falsches Licht gestellt wird. Der allgemeine Eindruck wird auch bald der herrschende; es bildet sich ein blinder Glauben, eine gedankenlose Gewohnheit, welche bald heilige Überlieferung und endlich beinah unverbrüchliches Gesetz wird. Die Macht einer öffentlichen und alten Meinung zeigt ihren Einfluß auch auf selbe Männer, welche selbstständig urtheilen konnten; der Strom zieht auch sie mit fort,

oft ohne daß sie es nur gewahr werden. Oder wenn sie sich widersetzen, so gerathen sie dann in das andere Extrem, alles unbedingt zu verwerfen. Der Glaube wächst mit dem Fortgang, der Irrthum wird fest durch die Zeit und irrt immer weiter, die Spuren des Besseren verschwinden, Vieles und vielleicht das Wichtigste sinkt ganz in Vergessenheit. So bedarf es oft nur eines geringen Zeitraums, um das Bild von seinem Originale bis zur Unkenntlichkeit zu entfernen, und um zwischen der herrschenden Meinung über einen Schriftsteller, und dem was ganz offenbar in seinem Leben und in seinen Werken da liegt, dem was er selbst über sich urtheilte und der Art, wie er überhaupt die Dinge der litterarischen Welt ansah und maß, den schneidendsten Widerspruch zu erzeugen. Die, welche, wenn auch nicht in der Religion, doch in der Litteratur den alleinseligmachenden Glauben zu besitzen wähnen, wird dieser Widerspruch zwar selten in ihrer behäglichen Ruhe stören: aber jeder Unbefangne, dem er sich plötzlich zeigt, muß billig darüber erstaunen.

Überraschung und Erstaunen waren, das muß ich gestehen, jedesmal meine Empfindungen, wenn ich eine Zeitlang ganz in Lessings Schrif-

ten

ten gelebt hatte, und nun absichtlich oder zufällig wieder auf irgend etwas geriet, wobei ich mich alles dessen erinnerte, was ich etwa schon über die Art, wie man Lessing gewöhnlich bewundert und nachahmt, oder zu bewundern und nachzuahmen unterläßt, gesammelt und beobachtet hatte.

Ja gewiß, auch Lessing würde wo nicht überrascht doch etwas befremdet werden, und nicht ganz ohne Unwillen lächeln, wenn er wiederkehrte und sähe, wie man nur die Vortrefflichkeiten nicht müde wird an ihm zu preisen, die er immer streng und ernst von sich ablehnte, nur diejenigen unter seinen zahlreichen Bemühungen und Versuchen mit einseitiger und ungerechter Vorliebe fast allein zu zergliedern und zu loben, von denen er selbst am wenigsten hielt, und von denen wohl eigentlich vergleichungsweise am wenigsten zu sagen ist, während man das Eigenste und das Größte in seinen Äußerungen, wie es scheint, gar nicht einmal gewahr werden will und kann! Er würde doch erstaunen, daß gerade die poetischen Mediocristen, Literarischen Moderantisten und Anbeter der Halbheit, welche er, so lange er lebte, nie aufhörte eifrigst zu hassen und zu verfolgen, es haben wagen dürfen, ihn als einen Virtuosen der goldnen

Mittelmäßigkeit zu vergöttern, und ihn sich ausschließend gleichsam zuzueignen, als sei er einer der übrigen! Daß sein Ruhm nicht ein ermunternder und leitender Stern für das werdende Verdienst ist, sondern als Aegide gegen jeden misbraucht wird, der etwa in allem, was gut ist und schön, zu weit vorwärts gehn zu wollen droht! Daß träger Dunkel, Plattheit und Vorurtheil unter der Cautzion seines Namens Schutz suchen und finden! Daß man ihn und einen Addison, von dessen Zahmheit, wie ers nennt, er so verächtlich redet (wie er denn überhaupt nüchterne Correktheit ohne Genie beinah noch mehr geringschätzt, als billig ist) zusammenpaaren mag und darf, wie man etwa Miß Sara Sampson und Emilia Galetti und Nathan den Weisen in einem Athem und aus einem Tone bewundert weil es doch sämmtlich dramatische Werke sind!

Auch Er würde, wenn sein Geist in neuer Gestalt erschiene, von seinen eifrigsten Anhangern verkannt und verläugnet werden, und könnte ihnen gar leicht großes Aergerniß geben. Denn wenn der heilige Glauben nicht wäre, und der noch heiligere Namen, so dürfte Lessing doch wohl für manchen, der jezt auf seiner Autorität vornehm ausruht, an seine Einfälle

glaubt, die Größe seines Geistes für das Maß des menschlichen Vermögens, und die Gränzen seiner Einsicht für die wissenschaftlichen Säulen des Herkules hält, welche überschreiten zu wollen eben so geradezu als thöricht sei, nichts weiter sein, als ein ausgemachter Mystiker, ein sophistischer Grübler und ein kleinlicher Pedant.

Es ist nicht uninteressant, der allmahligen Entstehung und Ausbildung der herrschenden Meinung über Lessing nachzuforschen, und sie bis in ihre kleinsten Nebenzweige zu verfolgen. Die Darstellung derselben in ihrem ganzen Umfange, mit andern Worten, die Geschichte der Wirkungen, welche Lessings Schriften auf die deutsche Literatur gehabt haben, wäre hinreichender Stoff für eine eigene Abhandlung. Hier wird es genug und zweckmäßiger sein, nur das Resultat einer solchen Untersuchung aufzustellen, und die im Ganzen herrschende Meinung, nebst den wesentlichsten Abweichungen einzelner Gattungen mit der Genauigkeit, die ein mittlerer Durchschnitt erlaubt, im Allgemeinen positiv und negativ zu bestimmen, und durch kurz angedeutete Gegensätze in ein helleres Licht zu setzen.

Völlig ausgemacht ist es nach dem einmüthigen Urtheil Aller, daß Lessing ein sehr großer Dichter sei. Seine dramatische Poesie hat

man unter allen ſeinen Geiſtesprodukten am weitlauftigſten und detaillirteſten zergliedert, und auf Alles, was ſie betrift, legt man den wichtigſten Akzent. Läſe man nicht die Werke ſelbſt, ſondern nur was uber ſie geſagt werden iſt: ſo dürfte man leicht verführt werden zu glauben, die Erziehung des Menſchengeſchlechts und die Freymaurergeſpräche ſtehen an Bedeutung, Werth, Kunſt und Genialität der Miß Sara Sampſon weit nach.

Auch das iſt ausgemacht, daß Leſſing ein unübertreflich einziger, ja beinah vollkommener Kunſtkenner der Poeſie war. Hier ſcheinen das Ideal und der Begriff des Individuums faſt in einander verſchmolzen zu ſein. Beide werden nicht ſelten verwechſelt, als völlig identiſch. Man ſagt oft nur: Ein Leſſing, um einen vollendeten poetiſchen Kritiker zu bezeichnen. So redet nicht blos Jedermann, ſo druckt ſich auch ein Kant, ein Wolf aus; Häupter der philoſophiſchen und der philologiſchen Kritik, welchen man daher den Sinn für Virtuoſität in jeder Art von Kritik nicht abſprechen wird; beide an Liebe und Kunſt, der Wahrheit auch in ihren verborgenſten Schlupfwinkeln nachzuſpüren, an ſchneidender Strenge der Prüfung bei biegſamer Vielſeitigkeit Leſſingen nicht unähnlich.

Auch darin iſt man einig, daß man ſeine Univerſalität bewundert, welche dem Großen gewachſen war, und es doch auch nicht verſchmähte, ſelbſt das Kleinſte durch Kunſt und Geiſt zu adeln. Einige, vorzüglich unter ſeinen nächſten Bewunderern und Freunden, halten ihn desfalls für ein Univerſalgenie, dem es zu gering geweſen wäre, nur in Einer Kunſt oder Wiſſenſchaft groß, vollendet und einig zu ſein, erklärt, ohne ſich dieſen Beruf recht deutlich zu beſtimmen, oder über die Modalitäten deſſen, was ſie behaupteten, ſtrenge Rechenſchaft zu geben. Sie machen ihn nicht ohne einige Vergötterung gleichſam zu einem Eins und Alles, und ſcheinen oft zu glauben, ſein Geiſt habe wirklich keine Schranken gehabt.

Witz und Proſa ſind Dinge für die nur ſehr wenige Menſchen Sinn haben, ungleich weniger vielleicht, als für kunſtmäßige Vollendung und für Poeſie. Daher iſt denn auch von Leſſings Witz und von Leſſings Proſa gar wenig die Rede, ungeachtet doch ſein Witz vorzugsweiſe klaſſiſch genannt zu werden verdient, und eine pragmatiſche Theorie der Deutſchen Proſa wohl mit der Charakteriſtik ſeines Styls gleichſam würde anfangen und endigen müſſen.

Noch weniger iſt natürlich bei dem allge-

meinen Mangel an Sinn für sittliche Bildung und sittliche Größe, bei der modischen nichts unterscheidenden Verachtung der Aristokratie gegen alles, was moralisch heißen will oder wirklich ist, der schwächlichen Erschlaffheit, der eigensinnigen Unbiegsamkeit, drückenden Kleinlichkeit und konsequenten Unvernunft der konvenzionellen und in der Gesellschaft wirklich geltenden Moral auf der einen Seite, und den Pedantismus abstrakter und buchstabelnder Tugendpedanten und Maximisten auf der andern, von Lessings Charakter die Rede; von dem würdigen männlichen Grundsatzen, von dem großen freien Styl seines Lebens, welches vielleicht die beste praktische Vorlesung über die Bestimmung des Gelehrten sein durfte; von der freien Selbstständigkeit, von der derben Festigkeit seines ganzen Wesens, von seinem edeln vornehmen Cynismus, von seiner heiligen Liberalität; von jener biedern Herzlichkeit, die der sonst nicht empfindsame Mann in allem was Kindespflicht, Brudertreue, Vaterliebe, und überhaupt die ersten Bande der Natur und die innigsten Verhältnisse der Gesellschaft betrifft, stets offenbart, und die sich auch hie und da in Werken, welche sonst nur der Verstand gedichtet zu haben scheint, so anziehend und durch

ihre Seltenheit selbst rührender äußert; von jenem unedelhaften Haß der halben und der ganzen Lüge, der knechtischen und der herrschsüchtigen Heimlichkeit; von jener Scheu vor der geringsten Verletzung der Rechte und Freiheiten jedes Selbstdenkers; von seiner warmen, thätigen Ehrfurcht vor allem was er als Mittel zur Erweiterung der Erkenntniß und in sofern als Eigenthum der Menschheit betrachtete, von seinem reinen Eifer in Bemühungen, von denen er selbst am besten wußte, daß sie nach der gemeinen Ansicht, fehlschlagen und nichts fruchten würden, die aber in diesem Sinne gethan, mehr werth sind, wie jeder Zweck; von jener göttlichen Unruhe, die überall und immer nicht bloß wirken, sondern aus Instinkt der Größe handeln muß, und die auf alles, was sie nur berührt, von selbst, ohne daß sie es weiß und will, zu allem Guten und Schönen so mächtig wirket

Und doch sind es grade diese Eigenschaften und so viele andre ihnen ähnliche noch weit mehr als seine Universalität und Genialität, um derentwillen man es nicht misbilligen mag, daß ein Freund die erhabene Schilderung, welche Cassius beim Shakespear vom Cäsar macht, auf ihn anwandte:

Ja, er beschreitet, Freund, die enge Welt
Wie ein Kolossus, und wir kleinen Leute,
Wir wandeln unter seinen Riesenbeinen
Und schaun umher nach einem schnöden Grab.

Denn diese Eigenschaften kann nur ein grosser Mann besitzen, der ein Gemüth hat, das heißt, jene lebendige Regsamkeit und Stärke des innersten, tiefsten Geistes, des Gottes im Menschen. Man hatte daher nicht so weit gehen sollen, zu behaupten, es fehle ihm an Gemüth, wie sie's nennen, weil er keine Liebe hatte. Ist denn Lessings Haß der Unvernunft nicht so göttlich wie die achteste, die geistigste Liebe? Kann man so hassen ohne Gemüth? Zu geschweigen, daß so mancher, der ein Individuum oder eine Kunst zu lieben glaubt, nur eine erhitzte Einbildungskraft hat. Ich fürchte, daß jene unbillige Meinung um so weiter verbreitet ist, je weniger man sie laut gesagt hat. Einige Fantasien von der bornirten und illiberalen Art, welche gegen Lessing natürlich so gesinnt sein müssen, wie etwa der Patriarch gegen einen Albasi oder gegen einen Nathan gesinnt sein würde, scheinen ihn wegen jenes Mangels sogar die Genialität absprechen zu wollen. — Es ist hinreichend, diese Meinung nur zu erwähnen.

Die bibliothekarische und antiquarische Mi-

Kreologie des wunderlichen Mannes und seine seltsame Orthodoxie weiß man nur anzustaunen. Seine böse Polemik beklagt man fast einmüthig recht sehr, so wie auch, daß der Mann sogar fragmentarisch schrieb, und uns alles Annal nans nicht immer lauter Meisterwerke vollenden wollte. —

Seine Polemik insonderheit ist, ungeachtet sie überall den Sieg davon getragen hat, und man es auch da, wo es allerdings einer tiefern historischen Untersuchung, und kritischen Würdigung bedurft hätte, vorzüglich in Sachen des Geschmacks, bei seiner blos polemischen Entscheidung hat bewenden lassen, dennoch selbst so völlig vergessen, daß es vielleicht für Viele, welche Verehrer Lessings zu sein glauben, ein Paradoxon sein würde, wenn man behauptete, der Anti-Götze verdiene nicht etwa bloß in Rücksicht auf zermalmende Kraft der Beredsamkeit, überraschende Gewandheit und glanzenden Ausdruck, sondern an Genialität, Philosophie, selbst an poetischem Geiste und sittlicher Erhabenheit einzelner Stellen, unter allen seinen Schriften den ersten Rang. Denn nie hat er so aus dem tiefsten Selbst geschrieben, als in diesen Explosionen, die ihm die Hitze des Kampfs entriß, und in denen der Adel seines Gemüths

im reinsten Glanz so unzweideutig hervorstrahlt. Was konnten und wurden auch wohl die Verehrer der von Lessing immer so bitter verachteten und verspotteten Höflichkeit und Decenz, „für welche die Polemik überhaupt wohl weder Kunst noch Wissenschaft sein mag," zu einer Polemik sagen, gegen welche sie selbst Fichte's Denkart friedlich und seine Schreibart milde nennen mußten? Und das in einem Zeitalter, wo man nächst der Mystik nichts so sehr scheut als Polemik, wo es herrschender Grundsatz ist, fünf grade sein zu lassen, und die Sache ja nicht so genau zu nehmen, wo man alles dulden, beschönigen und vergessen kann, nur strenge rücksichtslose Rechtlichkeit nicht? Wenn diese Lessingsche Polemik nicht glücklicherweise so vergessen, viele seiner besten Schriften nicht so unbekannt wären, daß unter hundert Lesern vielleicht kaum Einer bemerken wird, wie ähnlich die Fichtische Polemik der Lessingschen sei, nicht etwa in etwas Zufälligem, im Kolorit oder Styl, sondern grade in dem, was das wichtigste ist, in den Hauptgrundsätzen, und in dem was am meisten auffält, in einzelnen schneidenden und harten Wendungen.

Lessings Philosophie, welche freilich wohl unter allen Fragmenten, die er in die

Welt warf, am meisten Fragment geblieben ist, da sie in einzelnen Winken und Andeutungen, oft an dem unscheinbarsten Ort anderer Bruchstücke, über alle seine Werke der letztern, und einige der mittlern und ersten Epoche seines geistigen Lebens zerstreut liegt; seine Philosophie, welche für den Kritiker, der ein philosophischer Künstler werden will, demnach sein sollte, was der Torso für den bildenden Künstler; Lessings Philosophie scheint man nur als Veranlassung der Jakobischen, oder gar nur als Anhang der Mendelsohnschen zu kennen! Man weiß nichts davon zu sagen, als daß er die Wahrheit und Untersuchung liebte, gern stritt und widersprach, sehr gern Paradoxen sagte, gewaltig viel Scharfsinn besaß, Dummkopfe mit unter ein wenig zum Besten hatte, an Universalität der Kenntnisse und Vielseitigkeit des Geistes Leibnitzen auffallend ähnelte, und gegen das Ende seines Lebens leider ein Spinosist wurde!

Von seiner Philologie erwähnt man, daß er in der Conjekturalkritik, welche der Gipfel der philologischen Kunst sei, ungleich weniger Stärke besitze, als man wohl erwarten möge, da er doch in der That einige der zu dieser Wissenschaft erforderlichen und ersprießlichen Geistesgaben von der Natur erhalten hätte.

Was die Medisbrisien sich von der nachahmungswürdigen Universalcorrectheit des wesen nüchternen Lessing eingebildet haben, ist schon erwähnt worden. Diese haben denn auch natürlich seinen dramaturgischen und sonst zur Poesie und Theorie der Dichtarten gehörigen Fragmente und Fermente, die er wohl selbst so nannte, fixirt, und zu heiligen Schriften und symbolischen Büchern der Kunstlehre erlesen.

Dies sind wohl ungefähr die hauptsächlichsten Gesichtspunkte und Rubriken, nach welchen man von Lessing überhaupt etwas geurtheilt oder gemeint hat. Wie alles das, was er in jedem dieser Fächer sein soll oder wirklich war, wohl zusammen hängen mag, welcher gemeinsame Geist Alles beseelt, was er denn eigentlich im Ganzen war, sein wollte, und werden mußte; darüber scheint man gar nichts zu urtheilen und zu meinen. Geht man sonst bei seiner Charakteristik ins Einzelne: so geschieht dies nicht etwa nach den verschiedenen Stufen seiner literarischen Bildung, den Epochen seines Geistes, und mit der Unterscheidung des eignen Styls und Tons eines jeden, noch nach den vorherrschenden Richtungen und Neigungen seines Wesens, nach den verschiedenen

Zweigen seiner Thätigkeit und Einsicht: sondern nach den Titeln seiner einzelnen Schriften, die man nicht selten, oft mit Übergehung der wichtigsten und bei weitläuftiger Zergliederung der dramatischen Jugendversuche) nach nichtsbedeutenden Gattungsnahmen regiermäßig zusammenpaart; da doch jedes seiner meisten und besten Werke, ein litterarisches Individuum für sich, ein Wesen eigner Art ist, »was aller Gränzscheidungen der Kritik spottet,« und oft weder Vorgänger noch Nachfolger hat, womit es in eine Rubrik gebracht werden könnte.

Da ich, was Lessing betrifft, Lessingen und seinen Werken mehr glaube, als seinen Beurtheilern und Lobrednern: so kann ich nicht umhin, diese Ansichten und Meinungen, in so fern sie Urtheile sein sollen, nicht blos wegen dessen, was sie im Ganzen unterlassen, sondern auch wegen des Positiven, was sie im Einzelnen enthalten, ihrer Form und ihrem Inhalte nach zu misbilligen.

Es ist gewiß löblich, daß man Lessingen gelobt hat, und noch lobt. Man kann in diesem Stücke auf die rechte Weise des Guten auch wohl nicht so leicht zu viel thun; und wo wäre kleinlicher, als einem Manne von der ersten seltensten Größe seinen Ruhm mit ängstlichem

Beiz darzuwiegen? Aber was wäre auch ein Lob ohne die strengste Prüfung und das freieste Urtheil? Zum wenigsten Lessings durchaus unwürdig; so wie alle unbestimmte Bewunderung und unbedingte Vergötterung, welche, wie auch dieses Beyspiel wieder bestätigen kann, durch Kunstlosigkeit gegen ihren Gegenstand selbst so leicht ungerecht werden kann.

Man sollte doch nun auch einmal den Versuch wagen, Lessingen nach den Gesetzen zu kritisiren, dieer selbst für die Beurtheilung großer Dichter und Meister in der Kunst vorgeschrieben hat; ob nicht vielleicht eine solche Kritik die beste Lobrede für ihn sein dürfte: ihn so zu bewundern und ihm so nachzufolgen, wie er wollte, daß man es mit Luthern halten sollte, mit dem man ihn wohl in mehr als einer Rücksicht vergleichen könnte.

Jene Vorschriften sind folgende. »Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht; mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde; gegen einen großen ist man unerbittlich.« (Th. IV. S. 31). »Wenn ich Kunstrichter wäre, wenn ich mir getraute das Kunstrichterschild aushängen zu können: so würde meine Tonleiter diese sein. Gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zwei-

fel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; bohnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher.« (Th. XII. S. 164).

Über Luther redet er so: »Der wahre Lutheraner will nicht bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geist geschützt sein u. s. w.« (Th. V. S. 162.) Überhaupt war unbegränzte Verachtung des Buchstabens ein Hauptzug in Lessings Charakter.

Freimüthigkeit ist die erste Pflicht eines Jeden, der über Lessing öffentlich reden will. Denn wer kann wohl den Gedanken ertragen, daß Lessing irgend einer Schonung bedürfte? Oder wer möchte wohl seine Meinung über den Meister der Freimüthigkeit nur furchtsam zu verstehn geben, und ängstvoll halb reden, halb schweigen? Und wer, der es könnte, darf sich einen Verehrer Lessings nennen? Das wäre Entweihung seines Namens!

Wie sollte man auf das kleine Ärgerniß Rücksicht nehmen, was etwa zufällig daraus entstehen könnte, da Er selbst das ärgste Ärgerniß für nichts als einen Popanz hielt, mit dem gewisse Leute gern allen und jeden Geist der Prüfung verscheuchen möchten?« (Th. VI. S. 162.) Ja er hielt es sogar für äußerst verächt-

lich, »daß sich niemand die Mühe zu nehmen pflegt, sich den Geckereien, welche man vor dem Publikum und mit dem Publikum so häufig unternimmt, entgegen zu stellen, wodurch sie mit dem Lauf der Zeit das Ansehn einer sehr ernsthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tausend Jahren: »Würde man denn in die Welt so haben schreiben dürfen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Man hat diesen glaubwürdigen Männern damals nicht widersprochen und ihr wollt ihnen jezt widersprechen?« Obgleich der große Menschenkenner in dieser Stelle (Th. VII. S. 309) eigentlich von Geckereien ganz andrer Art redet: so ist doch alles auch sehr anwendbar auf die Geckereien, von denen hier die Rede ist. Denn Geckerei darf es doch wohl zum Beispiel genannt werden, wenn man Lessing zum Ideal der goldnen Mittelmäßigkeit, zum Helden der seichten Aufklärung, die so wenig Licht als Kraft hat, verehren will? — »Wenn es ein wenig zu beißend gesagt sein sollte — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll?« (Th. V. S. 208).

Auch ist gewiß eine solche Freimüthigkeit nicht nothwendig fruchtlos: denn wenn es auch sehr wahr ist, was Lessing eben so richtig als scharf-

scharfsinnig bemerkt hat, »daß bis jezt in der Welt noch unendlich mehr übersehen als gesehen worden ist» (Th. V. S. 256): so ist denn doch nicht minder richtig, daß »bei den Klugen keine Verjährung Statt findet.« (Th. VII. S. 309) Diese nothwendige Freimüthigkeit, würde bei mir, wenn diese Eigenschaft mir auch nicht überhaupt natürlich wäre, doch schon aus der Unbefangenheit, mit der ich Lessings Schriften und ihre Wirkungen kennen lernte, haben folgen müssen. Eine Wahrnehmung, ein Widerspruch, der uns überrascht hat, wird ganz natürlich so wiedergegeben, wie er empfangen wurde. Auch sollte es mich freuen, wenn alle diejenigen, welche Lessing immer citiren, ohne seinen Geist, ja oft ohne seine Schriften gründlich zu kennen, meine eigenthümliche und für sie paradoxe Ansicht von ihm, ihrer Misbilligung und Abneigung werth halten wollten, oder sich eben so wenig darin finden könnten, wie in Lessings Pedanterie, Orthodoxie, Mikrologie und Polemik.

Jene Unbefangenheit ward mir dadurch möglich, daß ich nicht Lessings Zeitgenosse war, und also weder mit noch wider den Strom der öffentlichen Meinung über ihn zu gehn brauchte. Sie ward noch erhöht durch

den glücklichen Umstand, daß mich Lessing erst spät und nicht eher anfing zu interessiren, als bis ich fest und selbstständig genug war, um mein Augenmerk auf das Ganze richten, um mich mehr für ihn und den Geist seiner Behandlung als für die behandelten Gegenstände interessiren, und ihn frei betrachten zu können. Denn so lange man noch am Stoff klebt, so lange man in einer besondern Kunst und Wissenschaft, oder in der gesammten Bildung überhaupt, noch nicht durch sich selbst zu einer gewissen Befriedigung gelangt ist, welche dem weitern Fortschreiten so wenig hinderlich ist, daß dieses vielmehr erst durch sie gesichert wird; so lange man noch rastlos nach einem festen Stand und Mittelpunkt umhersucht: so lange ist man noch nicht frei, und noch durchaus unfähig, einen Schriftsteller zu beurtheilen. Wer die Dramaturgie zum Beispiel etwa in der illiberalen Absicht liest, die Reguln der dramatischen Dichtkunst aus ihr zu erfahren, oder durch dieses Medium über die Poetik des Aristoteles Gewißheit zu erhalten, und ins Reine zu kommen: der hat sicher noch gar keinen Sinn für die Individualität und Genialität dieses seltsamen Werks. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich unter andern den Laokoon,

Trotz dem günstigen Vorurtheil und Trotz dem Eindruck einzelner Stellen, ganz unbefriedigt und daher ganz misvergnügt aus der Hand legte. Ich hatte das Buch nähmlich mit der thörichten Hoffnung gelesen, hier die baare und blanke und felsenfeste Wissenschaft über die ersten und letzten Gründe der bildenden Kunst, und ihr Verhältniß zur Poesie, zu finden, welche ich begehrte und verlangte. So lange der Grund fehlte, war ich für einzelne Bereicherungen nicht empfänglich, und Erregungen der Wißbegier brauchte ich nicht. Mein Lesen war interessirt, und noch nicht Studium, d. h. uninteressirte, freie durch kein bestimmtes Bedürfniß, durch keinen bestimmten Zweck beschränkte Betrachtung und Untersuchung, wodurch allein der Geist eines Autors ergriffen und ein Urtheil über ihn hervorgebracht werden kann. So gings mir mit mehren Schriften Lessings. Doch habe ich diese Sünde, wenn es eine ist, reichlich abgebüßt. Denn seitdem mein Sinn für Lessing, wie ein Schwärmer oder ein Spötter es ausdrücken würde, zum Durchbruch gekommen, und mir ein Licht über ihn aufgegangen ist, sind seine sämmtlichen Werke, ohne Ausnahme des geringsten und unfruchtbarsten, ein wahres Labyrinth für mich, in welches ich äu

ſterſt leicht den Eingang, aus dem ich aber nur mit der äußerſten Schwierigkeit den Ausweg finden kann. Die Magie dieſes eignen Reizes wächſt mit dem Gebrauch und ich kann der Lockung ſelten widerſtehn. Ja ich muß über mich ſelbſt lächeln, wenn ich mir vorſtelle, wie oft ich ihr ſchon ſeit der Zeit, wo ich den Gedanken faßte, das Mittheilbarſte von dem, was ich über Leſſing geſammelt und aufgeſchrieben hatte, drucken zu laſſen, unterlegen, die Bände von neuem durchgeleſen, vieles für mich bemerkt und für mich geſchrieben, darüber aber immer den beabſichtigten Druck weiterhinausgeſchoben, oft ganzlich vergeſſen habe. Denn das Intereſſe des Studiums überwog hier das Intereſſe der öffentlichen Mittheilung, welches immer ſchwacher iſt, ſo ſehr, daß ich, ohne einen kategoriſchen Entſchluß wohl immer an einen Aufſatz über Leſſing nur gearbeitet haben würde, ohne ihn jemals zu vollenden.

Dieſes Studium und jene Unbefangenheit allein können mir den ſonſt unerſetzlichen Mangel einer lebendigen Bekanntſchaft mit Leſſing einigermaßen erſetzen. Ein Autor, er ſei Künſtler oder Denker, der alles was er vermag, oder weiß, zu Papiere bringen kann, iſt zum mindeſten kein Genie. Es giebt ihrer

die ein Talent haben, aber ein so beschränktes, so isolirtes, daß es ihnen ganz fremd laßt, als ob es nicht ihr eigen, als ob es ihnen nur angeheftet oder geliehen wäre. Von dieser Art war Lessing nicht. Er selbst war mehr werth, als alle seine Talente. In seiner Invidualität lag seine Größe. Nicht bloß aus den Nachrichten von seinen Gesprächen, nicht bloß aus den, wie es scheint, bisher sehr vernachlaßigten Briefen, deren einer oder der andere für den, welcher nur Lessingen im Lessing sucht und studiert, und Sinn hat für seine genialische Individualität, mehr werth ist als manches seiner berühmtesten Werke: auch aus seinen Schriften selbst möchte man fast vermuthen, er habe das lebendige Gespräch noch mehr in der Gewalt gehabt als den schriftlichen Ausdruck, er habe hier seine innerste und tiefste Eigenthumlichkeit noch klarer und dreister mittheilen können. Wie lebendig und dialegisch seine Prosa ist, bedarf keiner Auseinandersetzung. Das Interessanteste und das Gründlichste in seinen Schriften sind Winke und Andeutungen, das Reifste und Vollendetste Bruchstücke von Bruchstücken. Das Beste was Lessing sagt, ist was er, wie errathen und gefunden, in ein paar gediegenen Worten voll Kraft, Geist und Salz hinwirft;

Werke, in denen, was die dunkelsten Stellen sind im Gebiet des menschlichen Geistes, oft wie von Blitz plötzlich erleuchtet, das heiligste höchst keck und fast frevelhaft, das allgemeinste höchst sonderbar und launig ausgedrückt wird. Einzeln und kompakt, ohne Zergliederung und Demonstration, stehen seine Hauptsätze da, wie mathematische Axiome; und seine bündigsten Raisonnements sind gewöhnlich nur eine Kette von witzigen Einfällen. Von solchen Männern mag eine kurze Unterredung oft lehrreicher seyn und weiter führen, als ein langes Werk! Ich wenigstens konnte die Befriedigung des feurigen Wunsches, grade diesen Mann sehen und sprechen zu dürfen, vielleicht mit Entsagung auf den Genuß und den Vortheil von irgend einem seiner Werke an meinem Theil erkaufen wollen! Bei der Unmöglichkeit, dieses Verlangen erfüllt zu sehn, muß ich mich wohl mit der erwähnten Unbefangenheit und Freimüthigkeit zu trösten suchen.

Wenn aber auch die letzte noch so groß wäre: so würde ich es doch kaum wagen, meine Meinung über Lessing öffentlich zu sagen, wenn ich sie nicht im Ganzen durch Lessings Maximen vertheidigen, und im Einzelnen durchgängig mit Autoritäten und entscheidend bewei

senden Stellen aus Lessing belegen könnte; so unendlich verschieden ist meine Ansicht Lessings von der herrschenden.

Man meynt zum Beispiel nicht nur, sondern man glaubt sogar entschieden zu wissen, daß Lessing einer der größten Dichter war; und ich zweifle sogar, ob er überall ein Dichter gewesen sei, ja ob er poetischen Sinn und Kunstgefühl gehabt habe. Dagegen brauche ich aber auch zu dem was er selbst über diesem Punkt sagt, nur sehr weniges hinzuzufügen.

Die Hauptstelle steht in der Dramaturgie. »Ich bin« sagt er in dem äußerst charakteristischen Epilog der Dramaturgie, eines Werks, welches, darin einzig in seiner Art, von einer merkantilischen Veranlassung und von dem Vorsatz einer wöchentlichen Unterhaltung ausgeht und, ehe man sich's versieht, den populären Horizont himmelweit überflogen hat, und um alle Zeitverhältnisse unbekümmert, in die reinste Spekulation versunken, mit raschem Lauf auf das paradoxe Ziel eines poetischen Euklides losteuert, dabei aber auf seiner ekzentrischen Bahn so individuell, so lebendig, so Lessingisch ausgeführt ist, daß man es selbst ein Monodrama nennen könnte: — »Ich bin, sagt er hier (Th. XXV. S. 376. folg.) weder Schauspieler noch Dichter –

»Man erweiſet mir wohl manchmal die Ehre, mich für den letztern zu erkennen. Aber nur, weil man mich verkennt. Aus einigen dramatiſchen Verſuchen, die ich gewagt habe, ſollte man nicht ſo freigebig folgern. Nicht jeder, der den Pinſel in der Hand nimmt und Farben verquiſtet, iſt ein Mahler. Die alteſten von jenen Verſuchen ſind in den Jahren hingeſchrieben, in welchen man Luſt und Tüchtigkeit ſo gern für Genie hält. Was in den neuern Erträgliches iſt, davon bin ich mir ſehr bewußt, daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir, die ſich durch eigene Kraft emporarbeitet, durch eigene Kraft in ſo reichen, ſo friſchen, ſo reinen Strahlen aufſchießt: ich muß alles durch Druckwerk und Röhren in mir heraufpreſſen. Ich würde ſo arm, ſo kalt, ſo kurzſichtig ſeyn, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze beſcheiden zu bergen, an fremden Feuer mich zu wärmen und durch die Gläſer der Kunſt mein Auge zu ſtärken. Ich bin daher immer beſchämt und verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der Kritik etwas las oder hörte. Sie ſoll das Genie erſticken: und ich ſchmeichelte mir, etwas

von ihr zu erhalten, was dem Genie sehr nahe kömmt. Ich bin ein Lahmer, dem eine Schmähschrift auf die Krücke unmöglich erbauen kann. «

» Doch freilich; wie die Krücke dem Lahmen wohl hilft, sich von einem Orte zum andern zu bewegen, aber ihn nicht zum Läufer machen kann: so auch die Kritik. Wenn ich mit ihrer Hülfe etwas zu Stande bringe, welches besser ist, als es einer von meinen Talenten ohne Kritik machen würde: so kostet es mir so viel Zeit, ich muß von andern Geschäften so frei, von unwillkührlichen Zerstreuungen so ununterbrochen sein, ich muß meine ganze Belesenheit so gegenwärtig haben, ich muß bei jedem Schritt alle Bemerkungen, die ich jemals über Sitten und Leidenschaften gemacht, so ruhig durchlaufen können; daß zu einem Arbeiter, der ein Theater mit Neuigkeiten unterhalten soll, niemand ungeschickter sein kann, als ich. «

Man hat diese wichtige Stelle, welche meines Erachtens der Text zu allem, was sich über Lessings Poesie sagen läßt, ist und bleiben muß, bisher zwar keineswegs übersehen. Nur hat man nicht sehn oder nicht einsehn wollen,

was darin gesagt, und was dadurch entschieden und über allen Zweifel erhoben wird.

Vergebens würde man sich die Stärke jener Äußerung durch die Voraussetzung zu entkräften suchen, er sey höflich gewesen, und habe es nicht so gar ernstlich gemeynt. Dem widerspricht nicht nur der offne, freye, biedre Charakter dieser Stelle, sondern auch der Geist und Buchstabe vieler andern, wo er mit der äußersten Verachtung und Verabscheuung wider den falschen Anstand, und die falsche Bescheidenheit redet. Nichts stritt so sehr mit seinem innersten Wesen, als ein solches Gemisch von verhaltner Selbstsucht und Gewohnheitslüge. Das beweisen alle seine Schriften.

Wie freymüthig, ja wie dreist er auch das Gute, was er von sich hielt, sagen zu müssen und zu können glaubte, mögen zwey Stellen aus demselben Stück der Dramaturgie mit jener in Erinnrung bringen, welche den Inhalt jener bestätigen und erläutern; deren eine überdem ganz vorzüglich ins Licht setzt, wie Lessing über seine Kritik selbst urtheilte; und deren andere in ihrem äußerst kecken Tone jenes Bewußtseyn von Genialität, wenn auch nicht grade von poetischer, verräth, welches

sich im ganzen Epilog der Dramaturgie kund giebt.

«Seines Fleißes sagt er (Th. XXV. S. 384.) darf sich jederman rühmen: ich glaube die dramatische Dichtkunst studiert zu haben; sie mehr studiert zu haben als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit ausgeübt, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen: denn ich weiß wohl, so wie der Mahler sich von niemanden gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter. Ich habe es wenigstens versucht, was er bewerkstelligen muß, und kann von dem, was ich selbst nicht zu machen vermag, doch urtheilen, ob es sich machen läßt. Ich verlange auch nur eine Stimme unter uns, wo so mancher sich eine anmaßt, der, wenn er nicht dem oder jenem Ausländer nachplaudern gelernt hätte, stummer seyn würde, als ein Fisch.» —

Nachdem er davon geredet hat, wie er gestrebt habe, den Wahn der deutschen Dichter, den Franzosen nachahmen heiße so viel, als nach den Regeln der Alten arbeiten, zu bestreiten, sagt er hinzu (S. 388):

«Ich wage es, hier eine Äußerung zu thun, man mag sie doch nehmen, wofür man

will: Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht beſſer machen wollte. Was gilt die Wette?»

«Doch nein; ich wollte nicht gern, daß man dieſe Äußerung für Prahlerey nehmen könne. Man merke alſo wohl, was ich hinzu ſetze: Ich werde es zuverläßig beſſer machen, — und doch lange kein Corneille ſeyn, — und doch lange noch kein Meiſterſtück gemacht haben. Ich werde es zuverläßig beſſer machen; und mir doch wenig darauf einbilden dürfen. Ich werde nichts gethan haben, als was jeder thun kann, der ſo feſt an den Ariſtoteles glaubt, wie ich.»

Zugegeben daß Leſſing ſo über ſeine Poeſie dachte, wie er ſich äußert: iſt es ausgemacht, könnte man einwenden, daß er ſich ſelbſt gekannt habe?

Ganz und im ſtrengſten Sinn kennt niemand ſich ſelbſt. Von dem Standpunkt der gegenwärtigen Bildungsſtufe reflektirt man über die zunächſt vorhergegangne, und ahnet die kommende: aber den Boden, auf dem man ſteht, ſieht man nicht. Von einer Seite hat man die Ausſicht auf ein paar angränzende: aber die entgegengeſetzte Scheibe des beſeelten Planeten bleibt immer verdeckt. Mehr iſt dem Menſchen

nicht gegönnt. Wenn aber das Maaß der Selbſtkenntniß durch das Maaß der Genialität, der Vielſeitigkeit, und der Ausbildung beſtimmt wird: ſo wage ichs zu behaupten, daß Leſſing, obgleich er nicht fähig geweſen wäre, ſich ſelbſt zu charakteriſiren, ſich doch in einem vorzüglichen Grade ſelbſt kannte, und grade kein Departement ſeines Geiſtes ſo gut kannte, als ſeine Poeſie. Seine Poeſie verſtand er durch ſeine Kritik, die eben ſo alt und mit jener ſchweſterlich aufgewachſen war. Um ſeine Kritik ſo zu verſtehen, hätte er früher philoſophiren, oder ſpäter kritiſiren müſſen. Für die Philoſophie war ſeine Anlage zu groß und zu weit, als daß ſie je hätte reif werden können; wenigſtens hätte er das höchſte Alter erreichen müſſen, um nur einigermaſſen zum Bewußtſeyn derſelben zu gelangen. Vielleicht hätte er aber auch noch außerdem etwas haben müſſen, was ihm ganz fehlte, nähmlich hiſtoriſchen Geiſt, um aus ſeiner Philoſophie klug werden zu können, und ſich ſeiner Ironie und ſeines Cynismus bewußt zu werden: denn niemand kennt ſich, in ſo fern er nur er ſelbſt und nicht auch zugleich ein andrer iſt. Je mehr Vielſeitigkeit alſo, deſto mehr Selbſtkenntniß; und je genialiſcher, deſto konſe-

quenter, bestimmter, abgeschnittner und entschiedner in seinen Schranken.

Die Anwendung auf Lessing macht sich von selbst. Und in keinem Fach hatte Lessing so viel Erfahrung, Gelehrsamkeit, Studium, Übung, Anstrengung, Ausbildung jeder Art, als grade in der Poesie. Keins seiner Werke reicht in Rücksicht auf künstlerischen Fleiß und Feile an Emilia Galotti, wenn auch andre mehr Reife des Geistes verrathen sollten. Überhaupt sind wohl wenige Werke mit diesem Verstande, dieser Feinheit, und dieser Sorgfalt ausgearbeitet. In diesem Punkte, und in Rücksicht auf jede andre formelle Vollkommenheit des konvenzionellen Drama muß Nathan weit nachstehn, wo selbst die mäßigsten Forderungen an Konsequenz der Charaktere und Zusammenhang der Begebenheiten oft genug beleidigt und getäuscht werden.

In Emilia Galotti sind die dargestellten Gegenstände überdem am entferntesten von Lessings eignem Selbst; es zeigt sich kein unkünstlerischer Zweck, keine Nebenrücksicht, die eigentlich Hauptsache wäre. Wichtige Umstände bey Lessing, dessen roheste dramatische Jugendversuche schon fast immer eine ganz bestimmte philosophischpolemische Tendenz haben; der nach-

Mendelsohns Bemerkung zu den Portraitdichtern gehört, denen ein Charakter um so glücklicher gelingt, je ähnlicher er ihrem Selbst ist, von dem sie nur einige Variazionen zu Lieblingscharakteren von entschiedner auffallender Familienähnlichkeit ausbilden können.

Emilia Galotti ist daher das eigentliche Hauptwerk, wenn es darauf ankömmt zu bestimmen, was Lessing in der poetischen Kunst gewesen, wie weit er darin gekommen sey. Und was ist denn nun diese bewunderte und gewiß bewundrungswürdige Emilia Galotti? Unstreitig ein großes Exempel der dramatischen Algebra. Man muß es bewundern dieses in Schweiß und Pein producirte Meisterstück des reinen Verstandes; man muß es frierend bewundern, und bewundernd frieren; denn ins Gemüth dringts nicht und kanns nicht dringen, weil es nicht aus dem Gemüth gekommen ist. Es ist in der That unendlich viel Verstand darin, nähmlich prosaischer, ja so gar Geist und Witz. Gräbt man aber tiefer, so zerreißt und streitet alles, was auf der Oberfläche so vernünftig zusammenzuhängen schien. Es fehlt doch an jenem poetischen Verstande, der sich in einem Guarini, Gozzi, Shakespear so groß zeigt. In den genialischen Werken des von diesem

poetiſchen Verſtande geleiteten Inſtinkts, enthüllt alles, was beym erſten Blick ſo wahr aber auch ſo inkonſequent und eigenſinnig, wie die Natur ſelbſt auffällt, bey gründlicherem Forſchen ſtets innigere Harmonie und tiefere Nothwendigkeit. Nicht ſo bey Leſſing! Manches in der Emilia Galotti hat ſogar den Bewunderern Zweifel abgedrungen, die Leſſing nicht beantworten zu können geſtand. Aber wer mag ins Einzelne gehn, wenn er mit dem Ganzen anzubinden Luſt hat, und beynah nichts ohne Anmerkung vorbeygehn laſſen könnte? Doch hat dieſes Werk nicht ſeines Gleichen, und iſt einzig in ſeiner Art. Ich möchte es eine *proſaiſche Tragödie* nennen. Sonderbar aber nicht eben intereſſant iſts, wie die Charaktere zwiſchen Allgemeinheit und Individualität in der Mitte ſchweben!

Kann ein Künſtler wohl kälter und liebloſer von ſeinem vollendetſten und künſtlichſten Werke reden, als Leſſing bey Überſendung dieſer kalten Emilia an einen Freund? «Man muß,» ſagt er, «wenigſtens über ſeine Arbeiten mit jemand ſprechen können, *wenn man nicht ſelbſt darüber einſchlafen ſoll.* Die bloße Verſicherung, welche die eigne Kritik uns gewährt, daß man auf dem rechten

Wege

Wege iſt und bleibt, wenn ſie auch noch ſo überzeugend wäre, iſt doch ſo kalt und unfruchtbar, daß ſie auf die Ausarbeitung keinen Einfluß hat.» (Th. XXX. S. 167.) Und bald darauf gar: «Ich danke Gott, daß ich den ganzen Plunder nach und nach wieder aus den Gedanken verliehre.« (Th. XXVII. S. 341.

Mit welchem gehaltnen Enthuſiasmus, und in jeder Rückſicht wie ganz anders redet er dagegen vom Nathan! zum Beyſpiel in folgender Stelle: «Wenn man ſagen wird, daß ein Stück von ſo eigner Tendenz nicht reich genug an eignen Schönheiten ſey: ſo werde ich ſchweigen, aber mich nicht ſchämen. Ich bin mir eines Ziels bewußt, unter dem man auch noch viel weiter mit allen Ehren bleiben kann. — Noch kenne ich keinen Ort in Deutſchland, wo dieſes Stück ſchon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem wo es zuerſt aufgeführt wird.» (Leb. Th. I. S. 420.) Eben ſo auch in einigen andern Stellen, die wegen deſſen, was ſie über den polemiſchen Urſprung und die philoſophiſche Tendenz des Stücks enthalten, ſogleich angeführt werden ſollen.

Nathan kam aber freylich aus dem Gemüth, und dringt wieder hinein; er iſt vom

schwebenden Geist Gottes unverkennbar durchglubt und überhaucht. Nur scheint es schwer, ja fast unmöglich, das sonderbare Werk zu rubriciren und unter Dach und Fach zu bringen. Wenn man auch mit einigem Recht sagen könnte, es sey der Gipfel von Lessings poetischem Genie, wie Emilia seiner poetischen Kunst; wie denn allerdings im Nathan alle dichterischen Funken, die Lessing hatte, — nach seiner eigenen Meynung waren es nicht viele (Th. XXVII. S. 43.) — am dichtesten und hellsten leuchten und sprühen: so hat doch die Philosophie wenigstens gleiches Recht, sich das Werk zu vindiciren, welches für eine Charakteristik des ganzen Mannes, eigentlich das klassische ist, indem es Lessings Individualität aufs tiefste und vollständigste, und doch mit vollendeter Popularität darstellt. Wer den Nathan recht versteht, kennt Lessing.

Dennoch muß er immer noch mit den Jugendversuchen und den übrigen prosaischen Kunstdramen Lessings in Reih und Glied aufmarschiren, ungeachtet der Künstler selbst, wie man sieht, die eigene Tendenz des Werks, und auch seine Unzweckmäßigkeit für die Bühne, die doch bey allen übrigen Dramen sein Ziel war, so klar eingesehen und gesagt hat.

Mehr besorgt um den Nahmen als um den Mann, und um die Registrirung der Werke als um den Geist, hat man die nicht minder komischen als didaktischen Fragen aufgeworfen: ob Nathan wohl zur didaktischen Dichtart gehöre, oder zur komischen, oder zu welcher andern; und was er noch haben oder nicht haben müßte, um dieß und jenes zu seyn oder nicht zu seyn. Dergleichen Problemata sind von ähnlichem Interesse, wie die lehrreiche Untersuchung, was wohl geschehen seyn würde, wenn Alexander gegen die Römer Krieg geführt hätte. Nathan ist, wie mich dünkt, ein Lessingisches Gedicht; es ist Lessings Lessing, das Werk schlechthin unter seinen Werken in dem vorhin bestimmten Sinne; es ist die Fortsetzung vom Anti-Götze, Numero Zwölf. Es ist unstreitig das eigenste, eigensinnigste und sonderbarste unter allen Lessingischen Produkten. Zwar sind sie fast alle, jedes ein ganz eignes Werk für sich, und wollen durchaus mit der Sinnesart aufgenommen, beobachtet und beurtheilt werden, welche in Saladins Worten so schön ausgedrückt ist:

— Als Christ, als Muselmann: gleichviel!
Im weißen Mantel oder Jamerlonk;
Im Turban, oder deinem Filze: wie
Du willst! Gleichviel! Ich habe nie verlangt,
Daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.

Aber für keines iſt dem Empfänger der Geiſt dieſes erhabenen Gleich viel ſo durchaus nothwendig, wie für Nathan.

«In den Lehrbüchern,» ſagt Leſſing (Th. XXV. S. 385) «ſondre man die Gattungen ſo genau ab, als möglich: aber wenn ein Genie höherer Abſichten wegen, mehre derſelben in einem und demſelben Werke zuſammenfließen läßt, ſo vergeſſe man das Lehrbuch, und unterſuche bloß, ob es dieſe Abſichten erreicht hat.«

Über die Abſichten und die merkwürdige Entſtehung dieſes vom Enthuſiasmus der reinen Vernunft erzeugten und beſeelten Gedichts, finden ſich glücklicherweiſe in Leſſings Briefen einige ſehr intereſſante und wirklich klaſſiſche Stellen. Man darf wohl ſagen: wenn kein Werk ſo eigen iſt, ſo iſt auch keins ſo eigen entſtanden.

Man konnte es Leſſing natürlich nicht verzeihen, daß er in der Theologie bis zur Eleganz, und im Chriſtianismus ſogar bis zur Ironie gekommen war. Man verſtand ihn nicht, alſo haßte verläumdete und verfolgte man ihn aufs ärgſte. Dabey hatte er nun vollends die Schwäche, jedes ungedruckte Buch, welches ihm ein Mittel zur Vervollkommnung des menſchlichen Geiſtes werden zu können ſchien, als ein heiliges Eigenthum der Menſchheit zu ehren, und wenn ihm der arme

Fündling gar den Finger gedrückt hatte, sich seiner mit Zärtlichkeit, ja mit Schwarmerey anzunehmen. Man weiß es sattsam, wie die Fragmente auf die Masse der Theologen gewirkt, und auf den isolirten Herausgeber zurückgewirkt haben!

In der höchsten Krise dieser Gährung schreibt er am 11 August des Jahres 1778: «Da habe ich diese Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damahls wohl nicht traumen ließ. — Ich glaube, daß sich alles sehr gut soll lesen lassen, und ich gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen will, als noch mit zehn Fragmenten.» (Th. XXX. S. 454. 455.)

Die Idee des Nathan stand also mit einemmale ganz vor seinem Geiste. Alle seine andern genialischen Werke wuchsen ihm erst unter der Hand, bildeten sich während der Arbeit; erst dann zeigte sich weit von der ersten Veranlassung, was ihm das liebste und an sich das interessanteste war, und nun Hauptsache wurde.

«Mein Nathan, sagt er (Th. XXX. S. 471. 472) ist ein Stück, welches ich schon vor

drey Jahren vollends aufs reine bringen und drucken lassen wollte. Ich habe es jetzt nur wieder vorgenommen, weil mir auf einmahl beyfiel, daß ich, nach einigen kleinen Veränderungen des Plans, dem Feinde auf einer andern Seite damit in die Flanke fallen könne. — Mein Stück hat mit den jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht selbst verbauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre. Die Theologen aller geoffenbarten Religionen werden freylich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen.» (S. 473)

Ein aufmerksamer Beobachter der Bücherschreibenden Offenbarungsschwärmerey wird die letzte Äußerung prophetisch finden können: was aber die Beziehung des Stücks auf das damahls Jetzige betrift, so fehlt doch dem Patriarchen eigentlich nur eine beygedrukte kleine Hand mit gerecktem Zeigefinger, um eine Persönlichkeit zu seyn, wie auch schon die bürleske Karrikatur des Charakters andeutet; und an einem andern Orte nennt er selbst das Ganze geradezu einen dramatischen Absprung der theologischen Streitigkeiten, die damahls bey

ihm an der Tagesordnung ſtanden, und ſeine eigene Sache ſchlechthin, geworden waren. (S. 46.)

Können Verſe ein Werk, welches einen ſo ganz unpoetiſchen Zweck hat, etwa zum Gedichte machen; und noch dazu ſolche Verſe? — Man höre wie Leſſing darüber ſpricht: «Ich habe wirklich die Verſe nicht des Wohllauts wegen gewählt» — (eine Bemerkung, auf die mancher vielleicht auch ohne dieſen Wink hätte fallen können) — «ſondern weil ich glaubte daß der orientaliſche Ton, den ich doch hie und da angeben muſſe, in der Poeſie zu ſehr auffallen würde. Auch erlaube, meynte ich, der Vers immer einen Abſprung eher, wie ich ihn jetzt zu meiner anderweitigen Abſicht bey aller Gelegenheit ergreifen muß. (Th. XXVII. S. 46)«

Man kanns nicht offner und unzweydeutiger ſagen, wie es mit der dramatiſchen Form des Nathan ſtehe, als es Leſſing ſelbſt geſagt hat. Mit liberaler Nachläßigkeit, wie Alhafi's Kittel oder des Tempelherrn halb verbrannter Mantel, iſt ſie dem Geiſt und Weſen des Werks übergeworfen, und muß ſich nach dieſem biegen und ſchmiegen. Von einzelnen Inkonſequenzen und von der Subordinazion der Handlung, ih-

rer steigenden Entwicklung und ihres nothwendigen Zusammenhanges, ja selbst der Charaktere isis unmittelbig viel zu sagen. Die Darstellung überhaupt ist weit hingeworfner, wie in Emilia Galotti. Daher treten die natürlichen Fehler der Lessingschen Dramen stärker hervor, und behaupten ihre alten schon verlohrnen Rechte wieder. Wenn die Charaktere auch lebendiger gezeichnet und wärmer colorirt sind, wie in irgend einem andern seiner Dramen: so haben sie dagegen mehr von der Affektazion der manierierten Darstellung, welche in Minna von Barnhelm, wo die Charaktere zuerst anfangen, merklich zu Lessingisiren, Nachdruck und Manier zu bekommen, und eigentlich charakteristisch zu werden, am meisten herrscht, in Emilia Galotti hingegen schon weggeschliffen ist. Selbst Alhasi ist nicht ohne Prätension dargestellt; welche ihm freylich recht gut steht, denn ein Bettler muß Prätensionen haben, sonst ist er ein Lump, dem Künstler doch aber nicht nachgesehn werden kann. Und dann ist das Werk so auffallend ungleich, wie sonst kein Lessingsches Drama. Die dramatische Form ist nur Vehikel; und Recha, Sitta, Daja, sind wohl eigentlich nur Staffeley: denn wie ungalant Lessing dachte, das übersteigt alle Begriffe.

Der durchgängig cynisirende Ausdruck hat sehr wenig vom orientalischen Ton, ist wohl nur mit die beste Prosa, welche Lessing geschrieben hat, und fällt sehr oft aus dem Kostum heroischer Personen. Ich tadle das gar nicht: ich sage nur, so ists; vielleicht ists ganz recht so. Nur wenn Nathan weiter nichts wäre, als ein großes dramatisches Kunstwerk, so würde ich Verse wie den:

«Noch bin ich völlig auf dem Trocknen nicht;»

im Munde der Fürstin bey der edelsten Stimmung und im rührendsten Verhältniß schlechthin fehlerhaft, ja recht sehr lächerlich finden.

Die hohe philosophische Würde des Stücks hat Lessing selbst ungemein schön mit der theatralischen Effektlosigkeit oder Effektwidrigkeit desselben kontrastirt; mit dem seinem Ton eignen pikanten Gemisch von ruhiger inniger tiefer Begeisterung und naiver Kälte. «Es kann wohl seyn,» sagt er (Th. XXX. S. 505. 506.) «daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde, wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug, wenn er sich mit Interesse nur liesel, und unter tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemeinheit seiner Religion zweifeln lernt.»

Natürlich hat ſich denn auch die logiſche Zunft das ekzentriſche Werk, (welches ſeine außerordentlich große Popularität, die ein Vorurtheil dagegen erregen könnte, wohl nur ſeiner polemiſchen und rhetoriſchen Gewalt verdankt, und dem Umſtande, daß es den allgemeinen Horizont nie zu überſchreiten ſcheint, wie auch dem, daß doch ſehr viele ein wenig Sinn haben für Leſſing, wenn auch ſehr wenige viel) eben ſowohl zuzueignen geſucht, wie die poetiſche; und ſicher nicht mit minderm Rechte.

Der eine Meiſter der Weltweisheit meynt, Nathan ſey ein Panegyrikus auf die Vorſehung, gleichſam eine dramatiſirte Theodicee der Religionsgeſchichte. Zu geſchweigen, wie ſehr es Leſſings ſtrengem Sinn für das rein Unendliche widerſpricht, den Rechtsbegriff auf die Gottheit anzuwenden: ſo iſt dieß auch äußerſt allacuein, unbeſtimmt und nichtsſagend. Ein andrer Virtuoſe der Dialektik hat dagegen gemeynt: Die Abſicht des Nathan ſey, den Geiſt aller Offenbarung verdächtig zu machen, und jedes Syſtem von Religion, ohne Unterſchied, als Syſtem, in einem gehäſſigen Lichte darzuſtellen. Der Theismus, ſobald er Syſtem, ſobald er förmlich werde, ſey davon nicht ausgeſchloſſen.—

Allein auch dieſe Erklärung würde, wenn man ſie aus ihrem polemiſchen Zuſammenhang reißen und einen dogmatiſchen Gebrauch davon machen wollte, den Fehler haben, daß ſie das Werk, welches eine Unendlichkeit umfaßt, auf eine einzige allzubeſtimmte und am Ende ziemlich triviale Tendenz beſchränken.

Man ſollte überhaupt die Idee aufgeben, den Nathan auf irgend eine Art von Einheit bringen, oder ihn in eine der vom Geſetz und Herkommen geheiligten Facultäten des menſchlichen Geiſtes einzäunen und einzunften zu können: denn bey der gewaltſamen Reduction und Einverleibung möchte doch wohl immer mehr verlohren gehn, als die ganze Einheit werth iſt. Was hilfts auch, wenn ſich auch alles, was Nathan doch gar nicht bloß beweiſen, ſondern lebendig mittheilen ſoll, denn das Wichtigſte und Beſte darin reicht doch weit über das, was der trockne Beweiß allein vermag, mit mathematiſcher Präciſion in eine logiſche Formel zuſammenfaſſen ließe? Nathan würde ſeine Stelle nichts deſtoweniger auf dem gemeinſchaftlichen Raine der Poeſie und Moral (Th. XVIII. S. 5) behalten, wo ſich Leſſing früh gefiel, und auf dem er ſchon in den Fabeln ſpielte, die als Vorübung zu Nathans Mährchen von den drey Rin-

gen, welches vollendet hingeworfen, bis ins Mark entzückend trifft, immer wieder überrascht, und wohl so groß ist, als ein menschlicher Geist irgend etwas machen kann, Achtung verdienen und beynah Studien genannt zu werden verdienen, weil sie zwar nicht die Kunst, aber doch den Künstler weiter brachten, wenn auch weit über seine anfängliche Absicht und Einsicht. Es lebt und schwebt doch ein gewisses heiliges Etwas im Nathan, wogegen alle sollegistischen Figuren, wie alle Reguln der dramatischen Dichtkunst, eine wahre Lumperey sind. Ein philosophisches Resultat oder eine philosophische Tendenz machen ein Werk noch nicht zum Philosophem: eben so wenig wie dramatische Form und Erdichtung es zum Poem machen. Ist Ernst und Falk nicht dramatischer, wie manche der besten Scenen im Nathan? Und die Parabel an Götze über die Wirkung der Fragmente ist gewiß eine sehr genialische Erdichtung, deren Zweck und Geist aber dennoch so unpoetisch, oder wie man jetzt in Deutschland sagt, so unästhetisch wie möglich ist.

Muß ein Werk nicht die Unsterblichkeit verdienen oder vielmehr schon haben, welches von allen bewundert und geliebt, von jedem aber anders genommen und erklärt wird? Doch bleibts sehr wunderbar, oder wie mans nehmen will,

auch ganz und gar nicht wunderbar, daß bey dieser groſsen Verschiedenheit von Ansichten, bey dieser Menge von mehr charakteristischen als charakterisirenden Urtheilsübungen, noch niemand auf den Einfall oder auf die Bemerkung gerathen ist, daß Nathan beym Lichte betrachtet zwey Hauptsachen enthalt, und also eigentlich aus zwey Werken zusammengewachsen ist. Das erste ist freylich Polemik gegen alle illiberale Theologie, und in dieser Beziehung nicht ohne manchen tiefstreffenden Seitenstich auf den Christianismus, dem Lessing zwar weit mehr Gerechtigkeit wiederfahren ließ, als alle Orthodoxen zusammengenommen, aber doch noch lange nicht genug: weil sich im Christianismus theologische Illiberalität, wie theologische Liberalität, alles Gute und alles Schlechte dieses Fachs am kräftigsten, mannichfachsten und feinsten ausgebildet hat; ferner Polemik gegen alle Unnatur, kindische Künsteley, und durch Mißbildung in sich oder in andern erzeugte Dummheit und alberne Schnörkel im Verhältnisse des Menschen zu Gott: daß Alles mußte Lessings geistreiche Natürlichkeit tief empören, und die Patriarchen hatten seinen Abscheu noch zu erhöhen, seinen Ekel zu reizen gewußt. Aber nicht einmal die Religionslehre im Nathan ist rein skeptisch, po-

lemiſch, bloß negativ, wie Jakobi in der angeführten Stelle behaupten zu wollen ſcheinen könnte. Es wird im Nathan eine, wenn auch nicht förmliche, doch ganz beſtimmte Religionsart, die freylich voll Adel, Einfalt und Freyheit iſt, als Ideal ganz entſchieden und poſitiv aufgeſtellt; welches immer eine rhetoriſche Einſeitigkeit bleibt, ſobald es mit Anſprüchen auf Allgemeingültigkeit verbunden iſt; und ich weiß nicht, ob man Leſſing von dem Vorurtheil einer objektiven und herrſchenden Religion ganz freyſprechen darf, und ob er den großen Satz ſeiner Philoſophie des Chriſtianismus, daß für jede Bildungsſtufe der ganzen Menſchheit eine eigene Religion gehöre, auch auf Individuen angewandt und ausgedehnt, und die Nothwendigkeit unendlich vieler Religionen eingeſehen hat. Aber iſt nicht noch etwas ganz anders im Nathan, auch etwas philoſophiſches, von jener Religionslehre, an die man ſich allein gehalten hat, aber noch ganz verſchiednes, was zwar ſtark damit zuſammen hängt, aber doch auch wieder ganz weit davon liegt, und vollkommen für ſich beſtehn kann? Dahin zielen vielleicht ſo manche Dinge, die gar nicht bloß als zufällige Beylage und Umgebung erſcheinen, dabey von der polemiſchen Veranlaſſung und Tendenz am entfernteſten, und doch ſo gewaltig accentuirt ſind, wie der Derwiſch, der ſo

fest auftritt, und Nathans Geschichte vom Verlust der sieben Söhne und von Recha's Adoption, die jedem, der welche hat, in die Eingeweide greift. Was anders regt sich hier, als sittliche Begeisterung für die sittliche Kraft und die sittliche Einfalt der biedern Natur? Wie liebenswürdig und glänzend erscheint nicht selbst des Klosterbruders, (der wenigstens mitunter aktiv und Mit-Hauptperson wird, dahingegen der Tempelherr so oft nur passiv, und bloß Sache ist) fromme Einfalt, deren rohes Gold sich mit den Schlacken des künstlichen Aberglaubens nicht vermischen kann? Was thuts dagegen, daß der gute Klosterbruder einigemahl stark aus dem Charakter fällt? Es folgt daraus bloß, daß die dramatische Form für das, was Nathan ist und seyn soll, ihre sehr große Inkonvenienzen haben mag, obgleich sie Lessingen sehr natürlich, ja nothwendig war. Nathan der Weise ist nicht bloß die Fortsetzung des Anti-Götze, Numero Zwolf: er ist auch und ist eben so sehr ein dramatisirtes Elementarbuch des höheren Cynismus. Der Ton des Ganzen, und Alhafi, das versteht sich von selbst; Nathan ist ein reicher Cyniker von Adel; Saladin nicht minder. Die Sultanschaft wäre keine tüchtige Einwendung: selbst Julius Cäsar war ja ein Veteran des Cynismus im großen Styl; und ist die Sultanschaft nicht eigentlich eine recht cynische Profession, wie die Mönchery, das Ritterthum, gewissermaßen auch der Handel, und jedes Verhältniß, wo die künstelnde Unnatur ihren Gipfel erreicht, eben dadurch sich

ſelbſt überſpringt, und den Weg zur Rückkehr nach unbedingter Natur-Freyheit wieder öffnet? Und ferner: Alhafi's derber Lehrſatz:

«Wer
Sich Knall und Fall ihm ſelbſt zu leben, nicht
Entſchließen kann, der lebet andrer Sklav
Auf immer;»

und Nathan's goldnes Wort:

«Der wahre Bettler iſt
Doch einzig und allein der wahre König!» —

ſtehn ſie etwa bloß da, wo ſie ſtehn? Oder ſpricht nicht ihr Geiſt und Sinn überall im ganzen Werke zu jedem, der ſie vernehmen will? Und ſind dieſes nicht die alten heiligen Grundfeſten des ſelbſtändigen Lebens? Nahmlich für den Weiſen heilig und alt, für den Pobel an Geſinnung und Denkart aber ewig neu und thöricht.

So paradox endigte Leſſing auch in der Poeſie, wie überall! Das erreichte Ziel erklärt und rechtfertigt die ekzentriſche Laufbahn; Nathan der Weiſe iſt die beſte Apologie der geſammten Leſſingſchen Poeſie, die ohne ihn doch nur eine falſche Tendenz ſcheinen müßte, wo die angewandte Effektpoeſie der rhetoriſchen Bühnendrama's mit der reinen Poeſie dramatiſcher Kunſtwerke ungeſchickt verwirrt, und dadurch das Fortkommen bis zur Unmöglichkeit unnütz erſchwert ſey.

Ganz klein und leiſe fing Leſſing wie überall ſo auch in der Poeſie an, wuchs dann gleich einer Lauine; erſt unſcheinbar, zuletzt aber gigantiſch.

(Der Beſchluß folgt im nächſten Stück.)

Karl

Karl Fasch.

Fasch, mit dessen wohlgetroffenem Bildnisse wir unsern Lesern ein angenehmes Geschenk zu machen denken, ist einer der wenigen großen Künstler, deren Nahmen nicht bloß auf das nächste Jahrhundert übergehen wird, und — was noch seltner ist — deren Nahmen spaten Nachkommen nicht nur den ruhmvollen Künstler, sondern auch den edlen wohlthatigen Menschen ins Gedächtniß zurückrufen wird.

Ich ehre in meinem vortreflichen Freunde den großen bescheidenen Künstler viel zu sehr, als daß ich vor seinen Augen meine ganze Überzeugung von seinem hohen Werthe hier darzulegen versuchen könnte; dies sei einem größeren Werke über die Geschichte der neuen Musik, in welchem er eine der wichtigsten Stellen einnehmen muß, vorbehalten. Ich liebe den höchstliebenswürdigen, herzlichen Mann, der mit selt-

nem Glück und Geschick bei den zartesten feinsten Formen die vollkommenste Redlichkeit durch sein ganzes Leben so rein zu erhalten wußte, daß nicht nur der Freund ihm vertraut, und auch gerne an seinem Busen ruht, ja daß jeder Mensch, der ihn auch noch so wenig kannte, von seiner Redlichkeit wie von seiner Liebenswürdigkeit durchdrungen wurde — ich liebe diesen edlen herzlichen Mann viel zu innig, als daß ich einen Augenblick bei dem Gedanken weilen könnte, seine Künstler-Laufbahn sei ihrem Ende schon so nahe, daß der Geschichtschreiber mit gutem Gewissen die Feder für ihn ergreifen dürfte. Nein, er wird, er muß noch lange den Künstlern ein herrliches Muster leben, seine hohe Lebenskraft und unerschütterliche Seelenheiterkeit, die sein ganzes Leben hindurch den hartesten Anfallen und Stoßen, so oft widerstanden, und ihm selbst in den tödtlichsten Krankheiten Muth und Kraft genug liessen, um die Kunst nie aus dem Auge zu verlieren, wird ihn uns noch lange erhalten.

Ich begnuge mich hier zu den Nachrichten und Äußerungen, die ich im achten Stück meines musikalischen Kunstmagazins, von der großen sechzehnstimmigen Messe gab, die allein schon Haschens Namen verewigen würde, hier

noch hinzufügen, daß dieser seltne Künstler, um sein großes Werk nun auch gehörig vortragen zu hören und hören zu lassen, in Berlin eine Singakademie errichtete, die nach und nach alles versammelte was an angenehmen Stimmen beiderlei Geschlechts im feinen Publikum sich zeigte, und die er, mit eignen Kräften, ohne höhere Unterstützung schon dahin brachte, daß nun auch viele der größten und bravsten Sänger zu ihrer eignen Freude Theil daran nehmen, und daß das Ganze dem ächten Kunstfreunde schon vielfachen Genuß giebt, und selbst der strenge Kenner und Kritiker in einzelnen Vorträgen oft befriedigt wurde, und bei solchem treu fortgesetzten Eifer für die nächsten Jahre alles davon erwartet, was nur je wohl eingerichtete Singschulen geleistet haben, und was die italiänischen, die immer nur ausschließlich für ein Geschlecht angelegt sind, und bei denen nicht wie hier, reine Liebe zur Sache, sondern eitle und gewinnsüchtige Absichten obwalten, nie leisten können.

Von dieser Singakademie denke ich meinen Lesern im nächsten Stück eine möglichst genaue Beschreibung zu geben. Kann' ich ihnen doch auch eben so sicher das Versprechen geben, daß der überbescheidene Künstler den Kunstfreun-

freunden und lehrbegierigen Künstlern jenes Meisterwerk, von dem ich einige Sätze in meinem Kunstmagazine lieferte, nun auch bald in seiner ganzen vollendeten — nur ihm allein immer noch nicht hinlänglich vollendeten — Gestalt mittheilen würde!

Johann Friedrich Reichardt

Kritiſche Fragmente.

Von

Friedrich Schlegel

Man nennt viele Künſtler, die eigentlich Kunſtwerke der Natur ſind.

Jedes Volk will auf der Schaubühne nur den mittlern Durchſchnitt ſeiner eignen Oberfläche ſchauen; man müßte ihm denn Helden, Muſik oder Narren zum Beſten geben.

Wenn Diderot im Jakob etwas recht genialiſches gemacht hat, ſo kömmt er gewöhnlich gleich ſelbſt hinterher, und erzählt ſeine Freude dran, daß es ſo genialiſch geworden iſt.

Es giebt ſo viel Poeſie, und doch iſt nichts ſeltner als ein Poem! Das macht die Menge

von poetischen Skizzen, Studien, Fragmenten, Tendenzen, Runen, und Materialien.

Manches kritische Journal hat den Fehler, welcher Mozarts Musik so häufig vorgeworfen wird: einen zuweilen unmäßigen Gebrauch der Blasinstrumente.

Man tadelt die metrische Sorglosigkeit der Gothe'schen Gedichte. Sollten aber die Gesetze der deutschen Hexameters wohl so consequent und allgemeingultig sein, wie der Charakter der Gothe'schen Poesie?

Mein Versuch über das Studium der griechischen Poesie ist ein manierirter Hymnus in Prosa auf das Objektive in der Poesie. Das Schlechteste daran scheint mir der gänzliche Mangel der unentbehrlichen Ironie; und das Beste, die zuversichtliche Voraussetzung, daß die Poesie unendlich viel werth sei; als ob dieß eine ausgemachte Sache wäre.

Eine gute Vorrede muß zugleich die Wurzel und das Quadrat ihres Buchs sein.

Witz ist unbedingt geselliger Geist, oder fragmentarische Genialität.

Man muß das Brett bohren, wo es am dicksten ist.

Es ist noch gar nichts recht Tüchtiges, was Gründlichkeit, Kraft und Geschick hätte, wider die Alten geschrieben werden; besonders wider ihre Poesie.

In dem, was man Philosophie der Kunst nennt, fehlt gewöhnlich eins von beiden; entweder die Philosophie oder die Kunst.

Jedes Gleichniß, was nur lang ist, nennt Bodmer gern homerisch. So hört man auch wohl Witz aristophanisch nennen, an dem nichts klassisch ist, als die Zwanglosigkeit und die Deutlichkeit.

Auch in der Poesie mag wohl alles Ganze halb, und alles Halbe doch eigentlich ganz sein.

Der dumme Herr in Diderots Jakob macht dem Künstler vielleicht mehr Ehre, als der närrische Diener. Er ist freilich nur beinah

genialisch dumm. Aber auch das war wohl schwerer zu machen, als einen ganz genialischen Narren.

Genie ist zwar nicht Sache der Willkühr aber doch der Freyheit, wie Witz, Liebe und Glauben, die einst Künste und Wissenschaften werden müssen. Man soll von jedermann Genie fordern, aber ohne es zu erwarten. Ein Kantianer würde dieß den kategorischen Imperativ der Genialität nennen.

Nichts ist verächtlicher als trauriger Witz.

Die Romane endigen gern, wie das Vaterunser anfangt: mit dem Reich Gottes auf Erden.

Manches Gedicht wird so geliebt, wie der Heiland von den Nonnen.

Eine classische Schrift muß nie ganz verstanden werden können. Aber die, welche gebildet sind und sich bilden, müssen immer mehr draus lernen wollen.

Wie ein Kind eigentlich eine Sache ist,

die ein Mensch werden will: so ist auch das Gedicht nur ein Naturding, welches ein Kunstwerk werden will.

Ein einziges analytisches Wort, auch zum Lobe, kann den vortrefflichsten witzigen Einfall, dessen Flamme nun erst warmen sollte, nachdem sie geglanzt hat, unmittelbar löschen.

In jedem guten Gedicht muß alles Absicht, und alles Instinkt seyn. Dadurch wird es idealisch.

Die kleinsten Autoren haben wenigstens die Ähnlichkeit mit dem großen Autor des Himmels und der Erde, daß sie nach vollbrachtem Tagewerke zu sich selbst zu sagen pflegen: «Und siehe, was er gemacht hatte, war gut.»

Die beyden Hauptgrundsätze der sogenannten historischen Kritik sind das Postulat der Gemeinheit, und das Axiom der Gewöhnlichkeit. Postulat der Gemeinheit: Alles recht Große, Gute und Schöne ist unwahrscheinlich, denn es ist außerordentlich, und zum mindesten verdächtig. Axiom der Gewöhnlichkeit: Wie es bey

uns und um uns ist: so muß es überall gewesen seyn: denn das ist ja alles so natürlich.

Die Romane sind die sokratischen Dialoge unserer Zeit. In diese liberale Form hat sich die Lebensweisheit vor der Schulweisheit geflüchtet.

Ein Kritiker ist ein Leser, der wiederkäut. Er sollte also mehr als einen Magen haben.

Sinn (für eine besondere Kunst, Wissenschaft, einen Menschen, u. s. w.) ist dividirter Geist; Selbstbeschränkung, also ein Resultat von Selbstüberspannung und Selbstvernichtung.

Anmuth ist korrektes Leben; Sinnlichkeit die sich selbst anschaut, und sich selbst bildet.

An die Stelle des Schicksals tritt in der modernen Tragödie zuweilen Gott der Vater, noch öfter aber der Teufel selbst. Wie kommts, daß dieß noch keinen Kunstgelehrten zu einer Theorie der diabolischen Dichtart veranlaßt hat?

Die Eintheilung der Kunstwerke in naive und sentimentale, ließe sich vielleicht sehr fruchtbar

bar auch auf die Kunſturtheile anwenden. Es giebt ſentimentale Kunſturtheile, denen nichts fehlt als eine Vignette und ein Motto, um auch vollkommen naiv zu ſeyn. Zur Vignette, ein blaſender Poſtillion. Zum Motto eine Phraſis des alten Themaſius beym Schluß einer akademiſchen Feſtrede: Nunc vero musicantes musicabunt cum pueris et trompetis.

Die chemiſche Klaſſifikation der Auflöſung in die auf dem trocknen und in die auf dem naſſen Wege, iſt auch in der Litteratur auf die Auflöſung der Anderen anwendbar, die nach Erreichung ihrer äußerſten Höhe ſinken müſſen. Einige verdampfen, andre werden zu Waſſer.

Eins von beyden iſt faſt immer herrſchende Neigung jedes Schriftſtellers: entweder manches nicht zu ſagen, was durchaus geſagt werden müßte, oder vieles zu ſagen, was durchaus nicht geſagt zu werden brauchte. Das erſte iſt die Erbſünde der ſynthetiſchen Naturen, das lezte der analytiſchen.

Ein witziger Einfall iſt eine Zerſetzung geiſtiger Stoffe, die alſo vor der plözlichen Scheidung innigſt vermiſcht ſeyn mußten. Die

Einbildungskraft muß erst mit Leben jeder Art bis zur Sättigung angefüllt seyn, ehe es Zeit seyn kann, sie durch die Friktion freyer Geselligkeit so zu elektrisiren, daß der Reiz der leisesten freundlichen oder feindlichen Berührung ihr blizende Funken und leuchtende Strahlen, oder schmetternde Schläge entlocken kann.

Mancher redet so vom Publikum, als ob es jemand wäre, mit dem er auf der Leipzigermesse im hôtel de Saxe zu Mittage gespeist hätte. Wer ist dieser Publikum? — Publikum ist gar keine Sache, sondern ein Gedanke, ein Postulat, wie Kirche.

Wer noch nicht bis zur klaren Einsicht gekommen ist, daß es eine Größe noch ganz ausserhalb seiner eigenen Sphäre geben könne, für die ihm der Sinn durchaus fehle; wer nicht wenigstens dunkle Vermuthungen hat, nach welcher Weltgegend des menschlichen Geistes hin diese Größe ungefähr gelegen seyn möge: der ist in seiner eignen Sphäre entweder ohne Genie, oder noch nicht bis zum Klassischen gebildet.

Um über einen Gegenstand gut schreiben

zu können, muß man ſich nicht mehr für ihn intereſſiren; der Gedanke, den man mit Beſonnenheit ausdrücken ſoll, muß ſchon gänzlich vorbey ſeyn, einen nicht mehr eigentlich beſchäftigen. So lange der Künſtler erfindet und begeiſtert iſt, befindet er ſich für die Mittheilung wenigſtens in einem illiberalen Zuſtande. Er wird dann alles ſagen wollen; welches eine falſche Tendenz junger Genies, oder ein richtiges Vorurtheil alter Stümper iſt. Dadurch verkennt er den Werth und die Würde der Selbſtbeſchränkung, die doch für den Künſtler wie für den Menſchen das Erſte und das Letzte, das Nothwendigſte und das Höchſte iſt. Das Nothwendigſte: denn überall, wo man ſich nicht ſelbſt beſchränkt, beſchränkt einen die Welt; wodurch man ein Knecht wird. Das Höchſte: denn man kann ſich nur in den Punkten und an den Seiten ſelbſt beſchränken, wo man unendliche Kraft hat, Selbſtſchöpfung und Selbſtvernichtung. Selbſt ein freundſchaftliches Geſpräch, was nicht in jedem Augenblick frey abbrechen kann, aus unbedingter Willkühr, hat etwas Illiberales. Ein Schriftſteller aber, der ſich rein ausreden will und kann, der nichts für ſich behält, und alles ſagen mag, was er weiß, iſt ſehr zu beklagen. Nur vor drey Fehlern

hat man ſich zu hüten. Was unbedingte Willkühr, und ſonach Unvernunft oder Uebervernunft ſcheint und ſcheinen ſoll, muß dennoch im Grunde auch wieder ſchlechthin nothwendig und vernunftig ſeyn; ſonſt wird die Laune Eigenſinn, es entſteht Illiberalität, und aus Selbſtbeſchränkung wird Selbſtvernichtung. Zweytens: man muß mit der Selbſtbeſchränkung nicht zu ſehr eilen, und erſt der Selbſtſchopfung, der Erfindung und Begeiſterung Raum laſſen, bis ſie ſertig iſt. Drittens: man muß die Selbſtbeſchränkung nicht übertreiben.

An dem Urbilde der Deutſchheit, welches einige große vaterländiſche Erfinder aufgeſtellt haben, laßt ſich nichts tadeln als die falſche Stellung. Dieſe Deutſchheit liegt nicht hinter uns, ſondern vor uns.

Die Geſchichte der Nachahmung der alten Dichtkunſt, vornamlich im Auslande hat unter andern auch den Nutzen, daß ſich die wichtigen Begriffe von unwillkührlicher Parodie und paſſivem Witz, hier am leichteſten und vollſtandigſten entwickeln laſſen

---

In der in Deutſchland erfundenen und in

Deutſchland geltenden Bedeutung iſt Äſthetiſch ein Wort, welches wie bekannt eine gleich vollendete Unkenntniß der bezeichneten Sache und der bezeichnenden Sprache verrath. Warum wird es noch beybehalten?

An geſelligem Witz und geſelliger Fröhlichkeit ſind wenige Bücher mit dem Roman Faublas zu vergleichen. Er iſt der Champagner ſeiner Gattung.

Die Philoſophie iſt die eigentliche Heimath der Ironie, welche man logiſche Schönheit definiren möchte: denn überall wo in mündlichen oder geſchriebenen Geſprächen, und nur nicht ganz ſyſtematiſch philoſophirt wird, ſoll man Ironie leiſten und fordern; und ſogar die Stoiker hielten die Urbanität für eine Tugend. Freylich giebts auch eine rhetoriſche Ironie, welche ſparſam gebraucht vortreffliche Wirkung thut, beſonders im Polemiſchen; doch iſt ſie gegen die erhabne Urbanität der Sokratiſchen Muſe, was die Pracht der glänzendſten Kunſtrede gegen eine alte Tragödie in hohem Styl. Die Poeſie allein kann ſich auch von dieſer Seite bis zur Höhe der Philoſophie erheben, und iſt nicht auf ironiſche Stellen be

„ander, wie die Rhetorik. Es giebt alte und moderne Gedichte, die durchgängig im Ganzen und überall den göttlichen Hauch der Ironie athmen. Es lebt in ihnen eine wirklich transscendentale Buffonerie. Im Innern, die Stimmung, welche alles übersieht, und sich über alles Bedingte unendlich erhebt, auch über eigne Kunst, Tugend, oder Genialität: im Aeußern, in der Ausführung die manische Manier eines gewöhnlichen guten italiänischen Buffo.

Hippel, sagt Kant, hatte die empfehlungswürdige Maxime, man müsse das schmackhafte Gericht einer launigen Darstellung noch durch die Zuthat des Nachgedachten würzen. Warum will Hippel nicht mehr Nachfolger in dieser Maxime finden, da doch Kant sie gebilligt hat?

Man sollte sich nie auf dem Geist des Alterthums berufen, wie auf eine Autorität. Es ist eine eigene Sache mit den Geistern; sie lassen sich nicht mit Händen greifen, und dem Andern vorhalten. Geister zeigen sich nur Geistern. Das Kürzeste und das Bündigste wäre wohl auch hier, den Besitz des alleinseligmachenden Glaubens durch gute Werke zu beweisen.

Bey der sonderbaren Liebhaberey moderner Dichter für griechische Terminologie in Benennung ihrer Produkte, erinnert man sich der naiven Äußerung eines Franzosen bey Gelegenheit der neuen altrepublikanischen Feste: quo pourtant nous sommes menacés de rester toujours François. — Manche solcher Benennungen der Feudalpoesie können bey den Litteratoren künftiger Zeitalter ähnliche Untersuchungen veranlassen, wie die, warum Dante sein großes Werk eine göttliche Komödie nannte. — Es giebt Tragödien, die man, wenn einmahl etwas griechisches im Namen seyn soll, am besten traurige Mimen nennen könnte. Sie scheinen nach dem Begriff von Tragödie getauft zu seyn, der einmal beym Shakespear vorkommt, aber von großer Allgemeinheit in der modernen Kunstgeschichte ist: eine Tragödie ist ein Drama, worin Pyramus sich selbst umbringt.

Die Römer sind uns näher und begreiflicher als die Griechen; und doch ist ächter Sinn für die Römer noch ungleich seltner als der für die Griechen, weil es weniger synthetische als analytische Naturen giebt. Denn auch für Nazionen giebts einen eignen Sinn; für historische

wie für moraliſche Individuen, nicht bloß für praktiſche Gattungen, Künſte oder Wiſſenſchaften.

Wer etwas Unendliches will, der weiß nicht was er will. Aber umkehren läßt ſich dieſer Satz nicht.

Ironie iſt die Form des Paradoxen. Paradox iſt alles, was zugleich gut und groß iſt.

Eins der wichtigſten Moyens der dramatiſchen und romantiſchen Kunſt bey den Engländern ſind die Guineen. Beſonders in der Schlußcadence werden ſie ſtark gebraucht, wenn die Bäſſe anfangen recht voll zu arbeiten.

Wie tief doch im Menſchen der Hang wurzelt, individuelle oder nazionale Eigenheiten zu generaliſiren! Selbſt Chamfort ſagt: «Les vers ajoutent de l'esprit a la pensée de l'homme qui en a quelquefois assez peu; et c'est ce qu'on appelle talent.« — Iſt dieß allgemeiner franzöſiſcher Sprachgebrauch?

Witz als Werkzeug der Rache iſt ſo

ſchändlich, wie Kunſt als Mittel des Sinnenkitzels.

In manchem Gedicht erhält man ſtellenweiſe ſtatt der Darſtellung nur eine Überſchrift, welche anzeigt, daß hier eigentlich dieß oder das dargeſtellt ſeyn ſollte, daß der Künſtler aber Verhinderung gehabt habe, und ergebenſt um gewogene Entſchuldigung bittet.

In Rückſicht auf die Einheit ſind die meiſten modernen Gedichte Allegorien (Myſterien, Moralitaten,) oder Novellen (Avantüren, Intriguen); ein Gemiſch, oder eine Verdünnung von dieſen.

Es giebt Schriftſteller die Unbedingtes trinken wie Waſſer; und Bücher, wo ſelbſt die Hunde ſich aufs Unendliche beziehen.

Ein recht freyer und gebildeter Menſch müßte ſich ſelbſt nach Belieben philoſophiſch oder philologiſch, kritiſch oder poetiſch, hiſtoriſch oder rhetoriſch, antik oder modern ſtimmen konnen, ganz willkührlich, wie man ein Inſtrument ſtimmt, zu jeder Zeit, und in jedem Grade.

Witz ist logische Geselligkeit.

Wenn manche mystische Kunstliebhaber, welche jede Kritik für Zergliederung, und jede Zergliederung für Zerstörung des Genusses halten, konsequent dächten: so wäre Pot tausend das beste Kunsturtheil über das würdigste Werk. Auch giebts Kritiken, die nichts mehr sagen, nur viel weitläuftiger.

Wie die Menschen lieber groß handeln mögen, als gerecht: so wollen auch die Künstler veredeln und belehren.

Chamforts Lieblingsgedanke, der Witz sey ein Ersatz der unmöglichen Glückseligkeit, gleichsam ein kleines Procent, womit die bankerotte Natur sich für die nicht honorirte Schuld des höchsten Gutes absinde; ist nicht viel glücklicher als der des Shaftesbury, Witz sey der Prüfstein der Wahrheit, oder als das gemeinere Vorurtheil, sinnliche Veredlung sey der höchste Zweck der schönen Kunst. Witz ist Zweck an sich, wie die Tugend, die Liebe und die Kunst. Der genialische Mann fühlte, so scheint es, den unendlichen Werth des Witzes, und da die französische Philosophie nicht hinreicht, um die

ſes zu begreifen, ſo ſuchte er ſein Höchſtes inſtinktmäßig mit dem, was nach dieſer das Erſte und Höchſte iſt, zu verknüpfen. Und als Maxime iſt der Gedanke, der Weiſe müſſe gegen das Schickſal immer en état d'epigramme ſeyn, ſchön und ächt cyniſch.

Alle klaſſiſchen Dichtarten in ihrer ſtrengen Reinheit ſind jetzt lächerlich.

Streng genommen iſt der Begriff eines wiſſenſchaftlichen Gedichts wohl ſo widerſinnig, wie der einer dichteriſchen Wiſſenſchaft.

Man hat ſchon ſo viele Theorien der Dichtarten. Warum hat man noch keinen Begriff von Dichtart? Vielleicht würde man ſich dann mit einer einzigen Theorie der Dichtarten behelfen müſſen.

Nicht die Kunſt und die Werke machen den Künſtler, ſondern der Sinn und die Begeiſterung und der Trieb.

Es bedürfte eines neuen Laokoon, um die Gränzen der Muſik und der Philoſophie zu beſtimmen. Zur richtigen Anſicht mancher

Schriften fehlt es noch an einer Theorie der grammatiſchen Tonkunſt.

Die Poeſie iſt eine republikaniſche Rede; eine Rede, die ihr eignes Geſetz und ihr eigner Zweck iſt, wo alle Theile freye Bürger ſind, und mitſtimmen dürfen.

Die revolutionäre Objektivitätswuth meiner frühern philoſophiſchen Muſikalien hat etwas weniger von der Grundwuth, die unter Reinholds Konſulate in der Philoſophie ſo gewaltig um ſich griff.

In England iſt der Witz wenigſtens eine Profeſſion, wenn auch keine Kunſt. Alles wird da zünftig, und ſelbſt die roués dieſer Inſel ſind Pedanten. So auch ihre wits, welche die unbedingte Willkühr, deren Schein dem Witz das Romantiſche und Pikante giebt, in die Wirklichkeit einführen, und ſo auch witzig leben; daher ihr Talent zur Tollheit. Sie ſterben für ihre Grundſätze.

Wie viel Autoren giebts wohl unter den Schriftſtellern? Autor heißt Urheber.

Es giebt auch negativen Sinn, der viel beſſer iſt als Null, aber viel ſeltner. Man kann etwas innig lieben, eben weil mans nicht hat: das giebt wenigſtens ein Vorgefühl ohne Nachſatz. Selbſt entſchiedne Unfähigkeit, die man klar weiß, oder gar mit ſtarker Antipathie iſt bey reinem Mangel ganz unmöglich, und ſetzt wenigſtens parziale Fähigkeit und Sympathie voraus. Gleich dem Platoniſchen Eros iſt alſo wohl dieſer negative Sinn der Sohn des Überfluſſes und der Armuth. Er entſteht, wenn einer bloß den Geiſt hat, ohne den Buchſtaben; oder umgekehrt, wenn er bloß die Materialien und Förmlichkeiten hat, die trockne harte Schale des produktiven Genies ohne den Kern. Im erſten Falle giebts reine Tendenzen, Projekte die ſo weit ſind, wie der blaue Himmel, oder wenn's hoch kömmt, ſkizzirte Fantaſien: im letzten zeigt ſich jene harmoniſch ausgebildete Kunſt-Plattheit, in welcher die größten engländiſchen Kritiker ſo klaſſiſch ſind. Das Kennzeichen der erſten Gattung, des negativen Sinns vom Geiſte iſt, wenn einer immer wollen muß, ohne je zu können; wenn einer immer hören mag, ohne je zu vernehmen.

Leute die Bücher ſchreiben, und ſich dann einbilden, ihre Leſer wären das Publikum, und

ſie müßten das Publikum bilden: dieſe kommen ſehr bald dahin, ihr ſogenanntes Publikum nicht bloß zu verachten, ſondern zu haſſen; welches zu gar nichts führen kann.

Sinn für Witz ohne Witz iſt doch ſchon das A b c der Liberalität.

Eigentlich haben ſie's recht gern, wenn ein Dichterwerk ein wenig ruchlos iſt, beſonders in der Mitte; nur muß der Anſtand nicht grade zu beleidigt werden, und zuletzt muß alles ein gutes Ende nehmen.

Was in gewöhnlichen guten oder vortrefflichen Überſetzungen verlohren geht, iſt grade das Beſte.

Es iſt unmöglich, jemanden ein Ärgerniß zu geben, wenn ers nicht nehmen will.

Noten ſind philologiſche Epigramme; Überſetzungen philologiſche Mimen; manche Kommentare, wo der Text nur Anſtoß oder Nicht-Ich iſt, philologiſche Idyllen.

Es giebt einen Ehrgeiz, welcher lieber der

Erſte unter den Letzten ſeyn will, als der Zweyte unter den Erſten. Das iſt der alte. Es giebt einen andern Ehrgeiz, der lieber wie Taſſo's Gabriel:

Gabriel, che fra i primi era il secondo;

der Zweyte unter den Erſten, als der Erſte unter den Zweyten ſeyn will. Das iſt der moderne.

Maximen, Ideale, Imperative und Poſtulate ſind jetzt bisweilen Rechenpfenninge der Sittlichkeit.

Mancher der vortrefflichſten Romane iſt ein Compendium, eine Encyclopädie des ganzen geiſtigen Lebens eines genialiſchen Individuums; Werke die das ſind, ſelbſt in ganz andrer Form, wie Nathan, bekommen dadurch einen Anſtrich vom Roman. Auch enthält jeder Menſch, der gebildet iſt, und ſich bildet, in ſeinem Innern einen Roman. Daß er ihn aber äußre und ſchreibe, iſt nicht nöthig.

Zur Popularität gelangen deutſche Schriften durch einen großen Nahmen, oder durch Perſönlichkeiten, oder durch gute Bekanntſchaft, oder durch Anſtrengung, oder durch mäßige

Unsittlichkeit, oder durch vollendete Unverständlichkeit, oder durch harmonische Plattheit, oder durch vielseitige Langweiligkeit, oder durch beständiges Streben nach dem Unbedingten.

Ungern vermisse ich in Kants Stammbaum der Urbegriffe die Kategorie Beynahe, die doch gewiß eben so viel gewirkt hat in der Welt und in der Litteratur, und eben so viel verdorben, als irgend eine andre Kategorie. In dem Geiste der Naturskeptiker tingirt sie alle übrigen Begriffe und Anschauungen.

Es hat etwas Kleinliches, gegen Individuen zu polemisiren, wie der Handel en detail. Will er die Polemik nicht en gros treiben, so muß der Künstler wenigstens solche Individuen wählen, die klassisch sind, und von ewig dauerndem Werth. Ist auch das nicht möglich, etwa im traurigen Fall der Nothwehr: so müssen die Individuen, Kraft der polemischen Fikzion, so viel als möglich zu Repräsentanten der objektiven Dummheit, und der objektiven Narrheit idealisirt werden: denn auch diese sind, wie alles Objektive, unendlich interessant, wie der höhern Polemik würdige Gegenstände seyn müssen.

Geist ist Naturphilosophie.

Manieren sind charakteristische Ecken.

Aus dem, was die Modernen wollen, muß man lernen, was die Poesie werden soll: aus dem, was die Alten thun, was sie seyn muß.

Jeder rechtliche Autor schreibt für Niemand, oder für Alle. Wer schreibt, damit ihn diese und jene lesen mögen, verdient, daß er nicht gelesen werde.

Der Zweck der Kritik, sagt man, sey, Leser zu bilden! — Wer gebildet seyn will, mag sich doch selbst bilden. Dieß ist unhöflich: es steht aber nicht zu ändern.

Da die Poesie unendlich viel werth ist, so sehe ich nicht ein, warum sie auch noch bloß mehr werth seyn soll, wie dieß und jenes, was auch unendlich viel werth ist. Es giebt Künstler, welche nicht etwa zu groß von der Kunst denken, denn das ist unmöglich, aber doch nicht frey genug sind, sich selbst über ihr Höchstes zu erheben.

Nichts ist pikanter, als wenn ein genialischer Mann Manieren hat; nähmlich wenn er sie hat: aber gar nicht, wenn sie ihn haben; das führt zur geistigen Versteinerung.

Sollte es nicht überflüßig seyn, mehr als Einen Roman zu schreiben, wenn der Künstler nicht etwa ein neuer Mensch geworden ist? — Offenbar gehören nicht selten alle Romane eines Autors zusammen, und sind gewissermaßen nur ein Roman.

Witz ist eine Explosion von gebundnem Geist.

Die Alten sind weder die Juden, noch die Christen, noch die Engländer der Poesie. Sie sind nicht ein willkührlich auserwähltes Kunstvolk Gottes; noch haben sie den alleinseligmachenden Schönheitsglauben; noch besitzen sie ein Dichtungsmonopol.

Auch der Geist kann, wie das Thier, nur in einer aus reiner Lebensluft und Azote gemischten Atmosphäre athmen. Dieß nicht ertragen und begreifen zu können, ist das Wesen

der Thorheit; es schlechthin nicht zu wollen, der Anfang der Narrheit.

In den Alten sieht man den vollendeten Buchstaben der ganzen Poesie: in den Neuern ahnet man den werdenden Geist.

Mittelmäßige Autoren, die ein kleines Buch so ankündigen, als ob sie einen großen Riesen wollten sehen lassen, sollten von der litterarischen Polizey genöthigt werden, ihr Produkt mit dem Motto stempeln zu lassen: This is the greatest elephant in the world, except himself.

Die harmonische Plattheit kann dem Philosophen sehr nützlich werden, als ein heller Leuchtthurm für noch unbefahrne Gegenden des Lebens, der Kunst oder der Wissenschaft. — Er wird den Menschen, das Buch vermeiden, die ein harmonisch Platter bewundert und liebt; und der Meynung wenigstens mistrauen, an die mehre der Art fest glauben.

Ein gutes Räthsel sollte witzig seyn; sonst bleibt Nichts, sobald das Wort gefunden ist: auch ists nicht ohne Reiz, wenn ein witziger

Einfall in ſo weit räthſelhaft iſt, daß er errathen ſeyn will: nur muß ſein Sinn gleich völlig klar werden, ſo bald er getroffen iſt.

Salz im Ausdruck iſt das Pikante, pulveriſirt. Es giebt grobkörniges und feines.

Folgendes ſind allgemeingültige Grundgeſetze der ſchriftſtelleriſchen Mittheilung: 1) Man muß Etwas haben, was mitgetheilt werden ſoll; 2) man muß Jemand haben, dem mans mittheilen wollen darf; 3) man muß es wirklich mittheilen, mit ihm theilen können, nicht bloß ſich äußern, allein; ſonſt wäre es treffender, zu ſchweigen.

Wer nicht ſelbſt ganz neu iſt, der beurtheilt das Neue, wie alt; und das Alte wird einem immer wieder neu, bis man ſelbſt alt wird.

Die Poeſie des einen heißt die philoſophiſche; die des andern die philologiſche; die des dritten die rhetoriſche, u. ſ. w. Welches iſt denn nun die poetiſche Poeſie?

Affektazion entſpringt nicht ſo wohl aus

dem Beſtreben, neu, als aus der Furcht, alt zu ſeyn.

Alles beurtheilen zu wollen, iſt eine große Verirrung oder eine kleine Sünde.

Viele Werke, deren ſchöne Verkettung man preiſt, haben weniger Einheit, als ein bunter Haufen von Einfällen, die nur vom Geiſte eines Geiſtes belebt, nach Einem Ziele zielen. Dieſe verbindet doch jenes freye und gleiche Beyſammenſeyn, worin ſich auch die Bürger des vollkommnen Staats, nach der Verſicherung der Weiſen, dereinſt befinden werden; jener unbedingt geſellige Geiſt, welcher nach der Anmaaſſung der Vornehmen jetzt nur in dem gefunden wird, was man ſo ſeltſam, und beynahe kindiſch große Welt zu nennen pflegt. Manches Erzeugniß hingegen, an deſſen Zuſammenhang niemand zweifelt, iſt, wie der Künſtler ſelbſt ſehr wohl weiß, kein Werk, ſondern nur Bruchſtück, eins oder mehre, Maſſe, Anlage. So mächtig iſt aber der Trieb nach Einheit im Menſchen, daß der Urheber ſelbſt, was er durchaus nicht vollenden oder vereinigen kann, oft gleich bey der Bildung doch wenigſtens ergänzt; oft ſehr ſinnreich und dennoch ganz wi-

dernatürlich. Das Schlimmſte dabey iſt, daß alles, was man den gediegenen Stucken, die wirklich da ſind, ſo drüber aufhängt, um einen Schein von Ganzheit zu erkünſteln, meiſtens nur aus gefarbten Lumpen beſteht. Sind dieſe nun auch gut und täuſchend geſchminkt, und mit Verſtand drappirt: ſo iſts eigentlich um deſto ſchlimmer. Dann wird anfanglich auch der Auserwählte getäuſcht, welcher tiefen Sinn hat für das wenige tüchtig Gute und Schone, was noch in Schriften wie in Handlungen ſparſam hie und da gefunden wird. Er muß nun erſt durch Urtheil zur richtigen Empfindung gelangen! Geſchieht die Scheidung auch noch ſo ſchnell: ſo iſt doch der erſte friſche Eindruck einmahl weg.

Was man gewöhnlich Vernunft nennt, iſt nur eine Gattung derſelben; nämlich die dumme und wäßrige. Es giebt auch eine dicke feurige Vernunft, welche den Witz eigentlich zum Witz macht, und dem gediegenen Styl das Elaſtiſche giebt und das Elektriſche.

Sieht man auf den Geiſt, nicht auf den Buchſtaben: ſo war das ganze römiſche Volk, ſamm-

sammt dem Cenat, und sammt allen Triumphatoren und Cäsaren ein Cynker.

Nichts ist in seinem Ursprung jämmerlicher und in seinen Folgen gräßlicher, als die Furcht, lächerlich zu seyn. Daher z. B. die Knechtschaft der Weiber und mancher andre Krebsschaden der Menschheit.

Die Alten sind Meister der poetischen Abstraktion: die Modernen haben mehr poetische Spekulazion.

Die Sokratische Ironie ist die einzige durchaus unwillkührliche, und doch durchaus besonnene Verstellung. Es ist gleich unmöglich sie zu erkünsteln, und sie zu verrathen. Wer sie nicht hat, dem bleibt sie auch nach dem offensten Geständniß ein Räthsel. Sie soll Niemanden täuschen, als die, welche sie für Täuschung halten, und entweder ihre Freude haben, an der herrlichen Schalkheit, alle Welt zum Besten zu haben, oder böse werden, wenn sie ahnden, sie wären wohl auch mit gemeynt. In ihr soll alles Scherz und alles Ernst seyn, alles treuherzig offen, und alles tief verstellt. Sie entspringt aus der Vereinigung von Lebenskunst-

ſinn und wiſſenſchaftlichem Geiſt, aus dem Zuſammentreffen vollendeter Naturphiloſophie und vollendeter Kunſtphiloſophie. Sie enthalt und erregt ein Gefuhl von dem unauflöslichem Widerſtreit des Unbedingten und des Bedingten, der Unmöglichkeit und Nothwendigkeit einer vollſtandigen Mittheilung. Sie iſt die freyeſte aller Licenzen, denn durch ſie ſetzt man ſich uber ſich ſelbſt weg; und doch auch die geſetzlichſte, denn ſie iſt unbedingt nothwendig. Es iſt ein ſehr gutes Zeichen, wenn die harmoniſch Platten gar nicht wiſſen, wie ſie dieſe ſtete Selbſtparodie zu nehmen haben, immer wieder von Neuem glauben und misglauben, bis ſie ſchwindlicht werden, den Scherz grade fur Ernſt, und den Ernſt für Scherz halten. Leſſings Ironie iſt Inſtinkt; bey Hemſterhuys iſts klaſſiſches Studium; Hülſens Ironie entſpringt aus Philoſophie der Philoſophie, und kann die jener noch weit übertreffen.

Milder Witz, oder Witz ohne Pointe, iſt ein Privilegium der Poeſie, was die Proſa ihr ja laſſen muß: denn nur durch die ſcharfſte Richtung auf Einen Punkt kann der einzelne Einfall eine Art von Ganzheit erhalten.

Sollte die harmonische Ausbildung der Adlichen und der Künstler nicht etwa bloß eine harmonische Einbildung seyn?

Chamfort war, was Rousseau gern scheinen wollte: ein ächter Cynicker, im Sinne der Alten mehr Philosoph, als eine ganze Legion trockner Schulweisen. Obgleich er sich anfänglich mit den Vornehmen gemein gemacht hatte, lebte er dennoch frey, wie er auch frey und würdig starb, und verachtete den kleinen Ruhm eines großen Schriftstellers. Er war Mirabeau's Freund. Sein köstlichster Nachlaß sind seine Einfalle und Bemerkungen zur Lebensweisheit; ein Buch voll von gediegenem Witz, tiefem Sinn, zarter Fühlbarkeit, von reifer Vernunft und fester Männlichkeit, und von interessanten Spuren der lebendigsten Leidenschaftlichkeit, und dabey auserlesen und von vollendetem Ausdruck; ohne Vergleich das höchste und erste seiner Art.

Der analytische Schriftsteller beobachtet den Leser, wie er ist; danach macht er seinen Calcul, legt seine Machinen an, um den gehörigen Effekt auf ihn zu machen. Der synthetische Schriftsteller konstruirt und schafft sich

einen Leſer, wie er ſeyn ſoll; er denkt ſich denſelben nicht ruhend und todt, ſondern lebendig und entgegenwirkend. Er laßt das, was er erfunden hat, vor ſeinen Augen ſtufenweiſe werden, oder er lockt ihn es ſelbſt zu erfinden. Er will keine beſtimmte Wirkung auf ihn machen, ſondern er tritt mit ihm in das heilige Verhältniß der innigſten Symphiloſophie oder Sympoeſie.

Voß iſt in der Louiſe ein Homeride: ſo iſt auch Homer in ſeiner Überſetzung ein Voßide.

Es giebt ſo viele kritiſche Zeitſchriften von verſchiedener Natur und mancherley Abſichten! Wenn ſich doch auch einmahl eine Geſellſchaft der Art verbinden wollte, welche bloß den Zweck hätte, die Kritik ſelbſt, die doch auch nothwendig iſt, allmählig zu realiſiren!

Die ganze Geſchichte der modernen Poeſie iſt ein fortlaufender Kommentar zu dem kurzen Text der Philoſophie: Alle Kunſt ſoll Wiſſenſchaft, und ale Wiſſenſchaft ſoll Kunſt werden; Poeſie und Philoſophie ſollen vereinigt ſeyn.

Die Deutſchen, ſagt man, ſind, was Höhe

des Kunstsinns und des wissenschaftlichen Geistes betrifft, das erste Volk in der Welt. Gewiß; nur giebt es sehr wenige Deutsche.

Poesie kann nur durch Poesie kritisirt werden. Ein Kunsturtheil, welches nicht selbst ein Kunstwerk ist, entweder im Stoff, als Darstellung des nothwendigen Eindrucks in seinem Werden, oder durch eine schöne Form, und einen im Geist der alten römischen Satire liberalen Ton, hat gar kein Bürgerrecht im Reiche der Kunst.

War nicht alles, was abgenutzt werden kann, gleich Anfangs schief oder platt?

Sapphische Gedichte müssen wachsen und gefunden werden. Sie lassen sich weder machen, noch ohne Entweihung öffentlich mittheilen. Wer es thut, dem fehlt es zugleich an Stolz und an Bescheidenheit. An Stolz: indem er sein Innerstes herausreißt, aus der heiligen Stille des Herzens, und es hinwirft unter die Menge, daß sie's angaffen, roh oder fremd; und das für ein lausiges Da capo oder für Friedrichsd'or. Unbescheiden aber bleibts immer, sein Selbst auf die Ausstellung zu schi-

cken, wie ein Urbild. Und ſind lyriſche Gedichte nicht ganz eigenthümlich, frey und wahr: ſo taugen ſie nichts, als ſolche. Petrarka gehört nicht hieher: der kühle Liebhaber ſagt ja nichts, als zierliche Allgemeinheiten; auch iſt er romantiſch, nicht lyriſch. Gäbe es aber auch noch eine Natur ſo konſequent ſchön und klaſſiſch, daß ſie ſich nackt zeigen dürfte, wie Phryne vor allen Griechen: ſo giebts doch kein Olympiſches Publikum mehr für ein ſolches Schauſpiel. Auch war es Phryne. Nur Cyniker lieben auf dem Markt. Man kann ein Cyniker ſeyn und ein großer Dichter: der Hund und der Lorber haben gleiches Recht, Horazens Denkmahl zu zieren. Aber Horaziſch iſt noch bey weitem nicht Sapphiſch. Sapphiſch iſt nie cyniſch.

Wer Göthe's Meiſter gehörig charakteriſirte, der hätte damit wohl eigentlich geſagt, was es jetzt an der Zeit iſt in der Poeſie. Er dürfte ſich, was poetiſche Kritik betrifft, immer zur Ruhe ſetzen.

Die einfachſten und nächſten Fragen, wie: Soll man Shakſpeare's Werke als Kunſt oder als Natur beurtheilen? und: Iſt das Epos

und die Tragödie wesentlich verschieden oder nicht? und: Soll die Kunst täuschen oder bloß scheinen? können nicht beantwortet werden ohne die tiefste Spekulazion und die gelehrteste Kunstgeschichte.

Wenn irgend etwas die hohe Idee von Deutschheit rechtfertigen kann, die man hie und da findet: so ists die entschiedne Vernachlaßigung und Verachtung solcher gewöhnlich guten Schriftsteller, die jede andre Nazion mit Pomp in ihren Johnson annehmen würde, und der ziemlich allgemeine Hang, auch an dem, was sie als das beste erkennen, und was besser ist, als daß die Ausländer es schon gut finden könnten, frey zu tadeln, und es überall recht genau zu nehmen.

Es ist eine unbesonnene und unbescheidne Anmaaßung, aus der Philosophie etwas über die Kunst lernen zu wollen. Manche fangen's so an, als ob sie hofften hier etwas Neues zu erfahren; da die Philosophie doch weiter nichts kann und können soll, als die gegebnen Kunsterfahrungen und vorhandnen Kunstbegriffe zur Wissenschaft machen, die Kunstansicht erheben, mit Hülfe einer gründlich gelehrten Kunstgeschichte erweitern,

und diejenige logische Stimmung auch über diese Gegenstände zu erzeugen, welche absolute Liberalität mit absolutem Rigorismus vereinigt.

Auch im Innern und Ganzen der größten modernen Gedichte ist Reim, symmetrische Wiederkehr desGleichen. Dieß rundet nicht nur vortrefflich, sondern kann auch höchst tragisch wirken. Zum Beyspiel, die Champagnerflasche und die drey Glaser, welche die alte Barbara in der Nacht vor Wilhelm auf den Tisch setzt. — Ich möchte es den gigantischen oder den Shakspearischen Reim nennen: denn Shakspeare ist Meister darin.

Schon Sophokles glaubte treuherzig, seine dargestellten Menschen seyen besser als die wirklichen. Wo hat er einen Sokrates dargestellt, einen Solon, Aristides, so unzählig viele andre? — Wie oft laßt sich nicht diese Frage auch für andre Dichter wiederhohlen? Wie haben nicht auch die großten Kunstler wirkliche Helden in ihrer Darstellung verkleinert? Und doch ist jener Wahn allgemein geworden, von den Imperatoren der Poesie bis zu den geringsten Lictoren. Dichtern mag er auch wohl heilsam seyn konnen, wie jede konsequente Beschrän-

kung, um die Kraft zu kondensiren und zu konzentriren. Ein Philosoph aber, der sich davon anstecken ließe, verdiente wenigstens deportirt zu werden, aus dem Reiche der Kritik. Oder giebt es etwa nicht unendlich viel Gutes und Schönes im Himmel und auf Erden, wovon sich die Poesie nichts träumen läßt?

Die Römer wußten, daß der Witz ein prophetisches Vermögen ist; sie nannten ihn Nase.

Es ist indelikat, sich drüber zu wundern, wenn etwas schön ist, oder groß; als ob es anders seyn dürfte.

Über

Hildegarde von Hohenthal.

I. II. III. Theil.

(Beſchluß.)

Wir ſind unſern Leſern noch die Erfüllung der Zuſage ſchuldig, ſie auf die bedeutendſten und auffallendſten eingeſtreuten Bemerkungen und Ideen dieſes Afterromans aufmerkſam zu machen, und eilen uns dieſer fatalen Schuld zu entledigen.

Der Verf. ſpricht über alle wichtige Theile der Kunſt, und überall wird man gewahr, daß er ſich viel mit ihr beſchäftigt, und viel darüber geleſen hat. Überall leuchtet aber auch hervor, daß er ſie weder gründlich ſtudiert, noch ſelbſt bis zu einem gewiſſen Grade praktiſch geübt hat; ja er hat wohl in der Zeit ſeines Lebens, in der er die meiſte Muſik hörte, ſie ganz ohne Vorkenntniſſe und kritiſche Einſicht vernommen. Dabey kann er, wenn er anders ein geſundes Ohr und reizbare Nerven hat, viel und wohl, und um ſo ungeſtörter genoſſen; ja er mag viel Freude, Wonne und Entzücken empfunden haben, mag die andächtigen und wollüſtigen Thränen, von denen ſein Roman voll iſt, auch wohl ſelbſt vergoſſen, die Bruſtbeklemmungen und Herzenbeengungen und Erweiterungen wirklich empfunden haben. Wenn daraus aber nun ein theoretiſch-kritiſches Werk für die Kunſt entſtehen ſoll; ſo wird der überſüße Dilettant

wohl ein Meer von Metaphern und Gleichniſſen, von Deklamationen und Hyperbeln von ſich geben können: aber echte Belehrung und Geſchmacksbildung wird der Leſer vergeblich darin ſuchen. Damit dieſer nicht zu bald merke, daß hinter all dem alten aufgeſammelten und wiedergekäuten Weſen nicht viel mehr als leerer Dunſt iſt, ſo wird der einmal in Bewegung geſetzte Autor die berühmteſten Lehrbücher und kritiſchen Werke ſeiner Zeit exerpiren müſſen, um neben all ſeinem O und Ah auch ein tiefgelehrtes Anſehen zu haben. Dieſes ſcheint ganz eigentlich des Verfaſſers Fall zu ſeyn, und man kann nicht ohne Mitleiden anſehen, welche unſelige Mühe er ſich gegeben, Kunſtregeln und kritiſche Erörterungen zuſammen zu tragen, und rhapſodiſch aufzuſtellen, die in den Werken Tartini's, Toſi's, Rameau's, Kleinbergers, u. a. m. in beſſerer Ordnung vollſtändig vorgetragen worden ſind. Ja wenn er die Kunſt verſtanden hätte, bereits ausgemachte Wahrheiten, und die Theorien und Vorſchriften auf eine angenehme geſchmackvolle Weiſe praktiſcher und einleuchtender, als jene Männer gethan, vorzutragen, und ſie ſo in größern Umlauf zu bringen! Aber Nein: ſein unglücklicher Capellmeiſter ſetzt ſich mit ſeiner ihn überall beherrſchenden und weit überſehenden Schülerin und deren geduldigen Familie nie ans Clavier, oder an den Eßtiſch, oder ins Gras, ohne nicht über einen gegebenen Kunſtgegenſtand auf die ſchulmeiſterlichſte Weiſe mit der Definition anzufangen, und ſo eine förmliche Magiſtervorleſung darüber zu halten, oder vielmehr die trockenſten Exerpte aus trockenen Lehrbüchern herzuſagen, die ſich immer mit höflicher Abbitte endigen, daß er der Schönen, und der übrigen geneigten Zuhörer Geduld ermüde. Neben dieſer pedantiſchen Schulmeiſtermanier im Vortrage nun noch die abgeſchmackte Kraftſprache voll reinen Unſinns, die allaugenblicklich mit dem platteſten Wortkram wechſelt! — Wahrlich, es iſt das widrigſte Gemiſch von Pedanterei und Ge-

nieſucht, das ſich vielleicht je in einem deutſchen Gehirne zuſammen fand.

Die bogenlangen Abhandlungen über die Stimmen, über Temparatur, über Inſtrumentalmuſik, Konzerte, Ballette, und viele andern Kunſttheile, ſind Belege für die erſte Behauptung: hier nur einige leichter anzuführende Beiſpiele für die lezte. Was ſoll ſich der Leſer wohl bei folgenden Stellen denken:

«Die Begleitung wallt wie ſanftes Licht, nicht lodernd des Citruslicht u. ſ. w.» B. 1. S. 59.

«Die Harmonie (über den Namen Jeſus) ſtellt das Gefühl der Gläubigen dar. Es iſt gerade daſſelbe, als wenn der Prediger auf der Kanzel bei dem Namen ſein Käppchen abnimmt.» I. 72.

«Bei einem völlig reingeſtimmten terzquinten Akord lebt und regt ſich die höchſte Reinheit vollkommner Exiſtenz, wie ein Alkibiades, eine Phryne aus dem Bade nur je dem Auge könnte, für ein zartes Ohr in der Luft.» I. 101.

«Die Terz iſt gleichſam das Herz, der Siz der Leidenſchaft; und die Quinte der himmliſche Geiſt, den der Schöpfer dem Menſchen einhauchte. Sie verträgt gar wenig Veränderung, wenn ſie nicht aus einem Engel des Lichts zum Teufel, oder zur elenden kranken Kreatur werden ſoll.» I. 119.

«Es dur iſt ſo edel, ſo feierlich, ſo würdig, weil Es als kleine Terz dem ſanftklagenden C diente, nun aber von ſeinem traurigen Geſchäft zu der herrlichen eignen Exiſtenz erhoben worden iſt, daß ihr ſelbſt deſſen ſchöne Quinte B als reizende große Terz, und deſſen rührende kleine Septime als prächtige Quinte dient. Zärtlich erinnert ſie ſich bey ihrem Glück zuweilen ihres vorigen Zuſtandes.» I. S. 126. u. f. f. S. 127 die mit folgendem baarem Unſinn ſchließt: «C dur ſoll Saturnus, das goldne Zeitalter bleiben; Es dur Jupiter ſeyn; D dur Bachus; Es dur Königin Juno; E dur Ura ia

Venus.« Wobei alles der Hr. Capellmeiſter Lockmann ausruft: »Vortreflich, und mit dem zarteſten Gefühl aufgefaßt!«

S. 131 hört der Herr Capellmeiſter mit ſeinen leiblichen Ohren, daß ſeine Hildegard die Lonleiter »haarſcharf richtig« ſang, die Sekunde C D in dem Verhältniß von Acht zu Neun; die Sekunde D F wie Neun zu Zehn, u. ſ. w. und ſo trägt der Verf. auf dieſe ſinnreiche Weiſe die Verhältniſſe der Töne vor.

S. 151 hört der Wundermann in Leos Miſerere »ſo recht die reuende Klage ſinnlicher verführter Menſchheit in ſich ſchämender holder Nacktheit;« und das ab iniquitate »wie ein eingebohrter Pfeil des Uebels aus dem Leben gezogen, oder wie der Schlamm und Koth von dem Kinde ſcharf abgerieben wird, daß es weint und ihm die Augen dabei übergehen.«

In einer Meſſe von Jomelli »drückt die Begleitung das Nähern zu Gott aus, und das Thema zur Frage iſt gleichſam im korinthiſchen Styl.« I. 182.

»Arien ſind gleichſam reizende Thuner- und Genfer-Seen nach den wüthenden Stürzen des Rhodon und der Aar, deren beim Einſtrömen trübe Fluten das vorangehende, von Inſtrumenten begleitete Recitativ ausmachen.« II. 312.

»Der Marſch des Prieſter des Apollo (in Glucks Alceſte) iſt ein großes Meiſterſtück voll Charakter zu heiligen Schleppgewändern, durchaus neu.« II. 327.

»Der Ton J wird vielleicht noch von einem großen Meiſter zum Ausdruck des Moments gebraucht, wo eine ſchöne Seele in der Wahl ſteht, ob ſie zur Sünde übergehen will, oder nicht.« III. 41.

»Der kleine Septimen Akord mit der großen Terz oben ſtellt dar: ſchmachtende Lippen am vollen Becher der Luſt, Berührung des heiß verlangten Zieles. Im Allgemeinen iſt

er Uebergang in irgend eine Exiſtenz, ſie ſei höchſt glücklich, oder höchſt ſchrecklich.« III. 49.

»Die Sext iſt ein ungemein reizender Uebergang bei den Akorden der kleinen Septime: ganz Jungfräulichkeit die ſich ſträubt, doch von der Natur unüberwindlich hingeriſſen wird.« III. 75. »Die Vorhalte ſind die Quellen der Manieren im Singen und Spielen; aus ihnen entſteht gleichſam die gute Lebensart im Geſang.« (Ebendaſ.)

Doch genug und ſchon zu viel des Unſinns. Ganze Bogen könnte man damit füllen! Und neben dieſem Bombaſt überall wieder die platteſte Sprache: »Die Begebenheit zu dieſem Ballett gehört wohl unter Nummer Eins in der ganzen Geſchichte;« (B. II. S. 134.) »Vergebung! fußfällig, wenn Sie allein wären. Hildegard, nicht anders zu nennen, Einzige! (II. 236.) »Möchten Sie doch dieſe Melodien würdig finden, mich auch durch ſie noch zu bezaubern!« (III. 107.) »Boshafte! Boshafte Du ſelbſt!" (III. 82.) »O die ſinnreichen Reden, die mich aus Ihnen entzückt haben! (III. 183.)" Glaubt man hier nicht wieder einen empfindſam gerührten Ladendiener zu hören?

Und ſo geht es nicht allein über Muſik und die ihr zunächſt verwandten Künſte her: alles was der Verf. nur irgend bei ſich findet, muß dieſes ungewaſchne Gefäß aufnehmen. Ganze Blätter füllen dergleichen Urtheile über Salluſt, Tacitus, Polybius, Livius, und bald darauf wieder über die heilige Thereſia. Indeſſen erkennt man in jener Urtheilen doch den unterrichteten Kenner. Wie wenig dieſes aber der Fall in dem eigentlichen Gegenſtande dieſes ſeynſollenden Kunſtromans, der Tonkunſt ſei, mögen nur noch ein paar Charakteriſtiken zeigen.

Von Allegri, den der Verf. ſelbſt für einen der größten, heiligſten Kirchencomponiſten hält, und von Leo, der es wirklich war, ſagt er, und zwar bei Gelegenheit ihrer beider Miſerere: „Wenn Allegri ein holder ſchöner

Jüngling iſt, der in einem Schäfertanz mit wenig gemeßnen Schritten in dem ſüßen Reize der Unſchuld erſcheint, und, denſelben Tanz wärmer und glühender wiederholend, entzückt: ſo iſt Leo ein Veſtris, ihm nichts damit zum Nachtheil geſagt, der die höchſte Kunſt und deren ganzen Reichthum in ſeiner Gewalt hat, u. ſ. w.

Wenn man den klugen Pabſt Hildebrand mit einer der klugen Jungfrauen im Evangelio, und den ehrbaren Doktor Luther mit Mirabeau tonneau verglihe; ſo würde man wohl nicht mehr Unwiſſenheit über die Perſonen und ihre Werke verrathen, als unſer alle Elemente vergleichſammende Vergleicher.

Eine Zergliederungskunſt hat der Verf. auf eine ganz neue Weiſe bis ins Idealiſche getrieben, indem er (im dritten Theile S. 102—155) die Oper *Achille in Sciro* von ſeinem erzeugten Capellmeiſter Lockmann, die kein Auge geſehen und kein Ohr je gehört hat, wirklich auf mehr als funfzig Seiten zergliedert. Die allen Kunſtfreunden bekannte Poeſie von Metaſtaſio wird dabei großentheils abgedruckt, ja einige Arien werden, wenn wieder die Rede davon komt, auch zum zweiten Mahle abgedruckt. Von dem hohen Kunſtwerke ſeines Wundermanns erfahren wir, daß die Symphonie voll edler Zärtlichkeit im Andante, und voll heroiſchen Weſens im Allegro war, das in einen raſchen Kontretanz übergieng. In den Chören ſchmolzen die Melodien reizend in eine Harmonie, einfach und abwechſelnd voll; die Inſtrumente flogen jubelnd dazwiſchen. In der Melodie der erſten Arie des Achill (für eine Caſtratenſtimme geſchrieben) blitzten und ſtralten die erſten ſchönen Charakterzüge des Helden. In der erſten Arie der Deidamia herrſchte Jungfräulichkeit und Dianenweſen, durch und durch. Duetten und Terzetten waren in der Oper nicht, aber warum ſollen auch dieſelben Formen in jeder wiederholt werden? Selbſt dieſes giebt der Muſik im Ganzen nun wieder eine neue

reine Keuſchheit, nach dem immerwährenden franzöſiſchen Lärmen.« (S. 130.)

Wohl zu merken indeß: dieſe Oper fängt mit Bachanalen-Chören und Tänzen an, wozu der reine keuſche Capellmeiſter, Hörner, Klarinetten, Flöten, Cymbeln und Handtrommeln angewandt: das einzige was ein feiner Italiäner, voll reiner Liebe für die ächte Kunſtkeuſchheit, an der neuern franzöſiſchen Oper allenfalls für franzöſiſchen Lärmen tadeln könnte. — Doch wer wollte mit ſolch einem kindiſchen Kunſtkritiker und Idealaufſteller rechten. Sehr charakteriſtiſch folgt auf dieſe Oper eine wilde Schweinsjagd.

Noch bleibt uns ein widerliches Geſchäft! Wir haben beim erſten Theile zu viel von der Geſchmackloſigkeit und Niedrigkeit des poetiſchen Theils dieſes Afterromans geſagt, als daß wir die beiden folgenden Bände, die den erſten noch weit übertreffen, ungerügt laſſen könnten. Ein paar Proben mit des Verf. eigenen Worten werden gewiß hinlänglich ſeyn, um für dieſes verächtliche Buch die volle Verachtung bei unſern Leſern zu bewirken, die es verdient.

Lokmann war im Garten mit »Hildegarden, von deren rechter Bruſt er die zarte nackte warme ſüße ſtraffe Form mit raſchem Griffe der linken Hand zum erſtenmal entzückt durch ſein ganzes Weſen fühlte.« Als er in ſein Zimmer kam, »maß er noch mit ſchwebender Hand das Gefühl ihrer Bruſt« und rief aus »welch eine wollüſtige Form! Eine goldene, unten zugeſpitzte Schaale für Hochheims alleredelſten Nektar will ich mir ſo runden laſſen. O es geht, es muß gehen! Nur darf mir die erſte gute Gelegenheit nicht entſchlüpfen.« (II. 63.) Die edle Schöne hilft auch gut nach! Bald darauf (S. 99.) »ſandte ſie ihm eine Flaſchenkiſte von dem allerbeſten Champagner und Burgunder mit einem Frachtwagen, und gar bald wieder eine Kiſte.

Prinz Carl, ein edler Sohn des Fürſten, der unverhofft

zur

zur Concertstunde ankömmt, — «seine Gemahlin blieb in der Mitte ihrer zweiten Schwangerschaft in Wien zurück.— wird von Hildegardens Schönheit und Gesang bezaubert; bey einem Frühstück lernt er sie den folgenden Morgen besser kennen, und Abends auf einem prächtigen Ball, und nachdem er sich heiß mit ihr getanzt hatte, «begab sich Hildegard mit ihrem Tänzer, dem Prinzen, in ein Seitenzimmer, sich zu erfrischen und abzukühlen. Nicht weit davon winkte dieser mit erhobenen Augenliedern dem Offizier, der ihn begleitete, daß er zurückbleiben sollte. Lockmann konnte weiter nicht nachsehen. Sie waren gegen Hildegards Erwartung, den Moment allein. Der Held, von unwiderstehlicher Begier entflammt, umfaßte sie an einem Sopha rasch mit dem einen Arm; um weniges war Mund an Mund, den sie gewand noch weg bog. die linke Hand mit einem frechen geschickten Bräutigamegriff nah am Ziel, und sie im Fallen die Länge lang auf die Breite des Sopha: als sie sich hastig zusammen raffte, alle ihre Stärke aufbot, und der kecke Ritter, durch den abgenöthigten allerstärksten Schlag ihres rechten Beins, und einen Stoß ihres Ellbogens auf die Brust, vom Boden glitt, plözlich rücklings auf den Hinsern prallte, den Kopf mit den Händen in der Höhe kaum vor dem aufschlagen bewahren konnte, und wie ein niedergeworfener Knabe da saß.» (II. 202—204)

Wer sah nicht dort den armseligen Lockmann wie den Herrn Arnds im Holzschnitte des Aemus auf den Zehen ausgereckt stehen und nach kalter Küche schnüffeln? Auch hat der Verf. Mitleiden mit ihm; es dauert nicht lang, so trift Lockmann Hildegarden allein auf ihrem Zimmer, und wagte jezt bei Kuß und Umarmung, was er schon sonst vergebens versucht hatte, schneller und behender und ungestüm: dasselbe was der Prinz sich erfrechte (und was der Verf. S. 205 der Deutlichkeit wegen schon etwas näher erläutert hat). Er war glücklich, jedoch nur wie der Blitz verfliegt. Sie

zürnte heftig, schlug ihm aber kein Bein unter, und stieß ihn nicht mit den Ellbogen auf die Brust, sondern drängte ihm nur den vorwitzigen gierigen Griff mit beiden Händen weg, stieß oder zog sich zurück, so sehr sie konnte —« (II. 204.)

Wenn nun die Leser hier schon die Feinheit des englischen Styles und den psychologischen Geist in den feinen Nuancen der Vertheidigungsweise der edlen unschuldigen Heldin bewundern, so muß diese Empfindung bis zum Erstaunen steigen, wenn sie die Heldin beim Hauptsturm erblicken, von dessen herrlicher Schilderung wir nur, als eine Probe aus dem dritten Bande, die Hauptzüge noch hersetzen wollen.

»Volkmann war Abends, mit dem festen Entschlusse, so gar bis in Hildegards Schlafgemach zu dringen, über die Mauer in den Garten gestiegen. Hildegard kam leicht bekleidet zum Baden, warf die Locken, in den wallenden Locken so reizenden Kopf herum, zog nun unbesorgt das Gewand aus, und warf es auf den grünen Rasen am Wasserbecken. Indessen schlich er sich näher heran; und als sie eben mit den Armen das Hemd über das Gesicht breitete, und es ausziehen wollte: war er in drei Sätzen bei ihr, und hielt sie mit dem rechten Arm, um den Rücken her, umschlungen. Sie that vor Schrecken einen durchdringenden Schrei. Er ließ sich dadurch nicht stören, und betastete sie gierig mit der linken Hand den entzückenden Leib. Verdrießt drehte und wendete sie sich, und wollte entwischen. Schnell und hastig griff er in die gewölbten Hüften, hob die ganze Last auf, und legte, oder warf sie wieder auf den weichen Rasen. Hier zerriß Hildegard sich endlich das Hemd über den Kopf und bekam die Arme frei. Nun begann der Kampf. Sie war überwunden: er hielt sie fest, doch vermocht' er nicht, etwas auszurichten.« (Hier, in dieser Lage, erfolgt eine Strafpredigt und Declaration von ihm, dem wüthigen Magister.)

Sie aber ſtrat unterdeſſen mit beiden Beinen nach ihm, ſuchte ihn von ſich zu ſtoßen, konnte es nicht, biß nun und flehte, weil er ſie geſchickt der Anwendung ihrer Stärke beraubt hatte. Laſſen Sie mich, Leikmann! Sonſt ewige bittere Feindſchaft! Sie ſollen mir nachfolgen, ich will alles thun, nur laſſen Sie mich jetzt.

„Vor Wuth der Leidenſchaft ſah und hörte er nicht. Er flehte nur u. ſ. w. und drückte ſein flammendes Geſicht an ihre Bruſt. Mörder! Räuber! ſchrie ſie endlich, rang ſich darüber die Hände los, wälzte ſich auf die Seite, und in einem luſtigen Ruck ſtürzte ſie mit ihm, er unten, ſie oben, ins Waſſer, wo es am tiefſten war. Auch jetzt hielt er noch feſt, bis ihm das Waſſer in Naſe, Ohren und Mund drang. Schon ſanken ſie beide; jetzt griff er aus Inſtinkt um ſich, und ließ ſie, um ſich ſelbſt zu retten. Wie ein Schwan ſchwamm ſie nun empor und davon. Schon im Ertrinken, ganz unter der Fluth umklammerte er noch ihr linkes Bein; und ſo ward er von ihr fortgezogen, bis in ſeichtes Waſſer und ans andre Ufer, wo keine Gefahr mehr war. Ganz von ſich und ſinnlos lag er da. Von neuem erſchreckt zog ſie ihn mit den Händen aufs trockne, und rüttelte und ſchüttelte an ihm, bis er anfing ſich zu regen, und das Waſſer ihm wieder zum Munde herausquoll. Sie zupfte ihn in der Angſt an der Naſe und kneipte ihn in die Seiten. Als er ſich endlich hob und erbrach, gab ſie ihm, damit er deſto beſſer zum Bewußtſeyn käme, eine hinlängliche Zahl derber Ohrfeigen links und rechts, und rechts und links. Er ſtützte ſich darüber mit beiden Händen auf und würgte ſich aus Leibeskräften.“ (III. 168–75.)

Doch unſere Leſer haben gewiß ſchon Proben genug, und viel zu viel von der niedrigen Geſchmack- und Sittenloſigkeit des Verfaſſers; nur noch ein Wort von ſeiner Theorie von der Liebe und den echten Liebesdichtern, und ſie kennen den Mann ganz: „Die eigentliche wahre Liebe iſt der

Drang, mit einer Person von anderm Geschlecht (die Versuche mit demselben Geschlecht sollen freylich bis jetzt fruchtlos ausgefallen seyn) „ein Kind zu zeugen. Sie dauert ihrer Natur nach so lange bis das Kind geboren ist, und als es den Eltern Freude macht, u. s. w." III. 354 und S. 356 heißt es: Wenn ein Dichter ein Mädchen der Liebe schildern will, so kommt es also wahrlich wenig darauf an, ob es einen kleinen Fuß u. s. w. hat, sondern ob der Bau ihres Körpers vortreflich ist, gesunde und starke Kinder zu empfangen und zu gebähren; ob ihre Lenden gut dazu gewölbt und, ihre Brüste kräftig und derb, die Kinder zu stillen; ob ihre Augen und Lippen gutherzig aussehen und versprechen, daß sie alles Ungemach der ersten Erziehung zärtlich auf sich nehmen werden, ob sie stark genug ist, die Geburtsschmerzen auszuhalten. Nach diesen Regeln, die doch wohl die einzigen wahren sind, prüfe man nun einmal die Schreibereyen unserer Dichter, und man wird sich wundern, wie wenig Ahndung sie von diesen Regeln hatten, die ihnen doch so nahe vor Augen liegen."

Dieser Sonnenblick beleuchtet uns mit eins die ganze Armseligkeit unserer Werther, Woldemare, Rudolphe von Werdenberg! —

Daß viele derb geschenkelte und gepolsterte Heldin, ehe sie sich zur wahren Liebe bequemt, die ganze menschenmögliche Amphibienlaufbahn durchläuft: der Mutter mit einer verrückten englischen Herzogin davon geht, um auf dieser Rath und dringendes Verlangen und Zureden, — nicht einmal aus eigener toller Leidenschaft! — als Kastrat in Rom einen Carneval hindurch in der öffentlichen Oper heldenvoll singt und spielt, bis ein kecker englischer Lord auf der schmalen Leiter, die zu dem Knopfe des Petersthurms führt, durch einen Meistergriff ihr Geschlecht entdeckt, „sich mit ihr der wahren Liebe ergiebt, wobei dem armseligen Capellmeister für seine künftigen Meistergriffe, eine gutherzige Italienerin

zugeſchanzt wird; — das iſt alles viel zu ſehr unter aller Kritik, als daß es eines ernſthaften Wortes bedürfte.

Wie in aller Welt kann ein ſolches elendes Buch aber noch Leſer, und wohl gar Vertheidiger finden? Offenlich verunehrte ſich denn doch noch keiner damit — denn daß eine Verlagshandlung ihre Waare in ihrer eigenen Zeitung anpreiſt, ſie ſei auch beſchaffen wie immer ſie wolle, iſt in der Ordnung. — Und das Publikum! Ja da ſollt' ein Autor, der nur einigermaßen Farben zu miſchen verſteht, wohl ſchwerlich ſo ſchlecht ſeyn können, daß er nicht ſein noch ſchlechteres Publikum fände! Und dann, um völlig gerecht zu ſeyn, das Buch enthält unter einem tollen Wuſt von Kunſtgelehrſamkeit und Schöngeiſterei, manche gute und wahre Bemerkungen über die Tonkunſt und über muſikaliſche Poeſie, und deren bisherige Armſeligkeit — Metaſtaſio, deſſen Opern ſehr richtig beurtheilt werden, nicht ausgenommen, über argen Verfall der Kunſt in Italien, und deren halben Barbarey in Deutſchland; daß Unwiſſende und leichtſinnige Leſer wohl über das Ganze getäuſcht werden mögen. Für den Unterrichteten gilt indeß auch von jenen Bemerkungen Voſſens Sinngedicht:

Dein redſeliges Buch lehrt mancherlei Neues und Wahres.
Wäre das Wahre nur neu, wäre das Neue nur wahr!

Berlin sold by Nauk 1797. The German Erato, or a Collection of favourite Songs translated into English with their original Music. 4. 31 S.

Das Verdienſt deutſcher Muſiker wird von fremden Nationen, und beſonders von den Engländern, ziemlich allgemein anerkannt. Nur was dieſe Tonkunſt unmittelbar auf deutſchen Stoff gewirkt hatte, kannten die Fremden bisher wenig. Angenehm alſo muß es dem Freunde der vaterländiſchen Kunſt ſein, daß hier ein geſchmackvoller Engländer (Herr Beresford) ſeine Landsleute mit den Geſängen bekannt macht, die bei uns den Beifall des Volks, im edleren Sinn, erhalten haben. Der Überſetzer bemerkt es in einem kurzen Vorberichte, daß der Stoff, den vorzügliche Tonkünſtler ſich oftmal wählen, öfter ſich wählen laſſen, ſelten an Werth dem Verdienſte der Muſik entſpricht, womit dieſe Künſtler ihn begleiten. Wollte er alſo einige der beliebteſten deutſchen Geſänge darlegen, ſo mußte, ſelbſt in der nicht zahlreichen Auswahl, manches Stück erſcheinen, das wenig poetiſches Verdienſt hatte, ja bei dem ein wahres Minus der Poeſie ſtatt fand. Mit dergleichen Stücken nahm er es bei der Überſetzung ſo genau nicht. Er durfte nicht ſo überbedenklich ſein, zu verzweifeln, daß er den Text aus einer Zauberflöte verbeſſern könnte. Auch iſt die Untreue des Überſetzers hier im Ganzen Verdienſt des Mannes von Geſchmack geworden, und wir gewinnen in den

Augen des Fremden mit unserem Wohlgefallen an vielen Gesängen, wie sie hier übersetzt erscheinen, im Vergleich mit den matten und gemeinen Originalen. Man darf sich nicht mehr schämen, wenn das Duett: Bei Männern, welche Liebe fühlen, in seiner englischen Übersetzung herzlich beklatscht wird, sollte gleich noch immer die Musik das größte Verdienst davon ausmachen. Ein Mann von Erziehung kann die Verse gemacht haben, und kann sie anhören; während solche Zeilen, wie der deutsche

Die Lieb' verträgt jede Plage

imgleichen:

Mann und Weib und Weib und Mann
Reichen an die Gottheit an

kaum einem Hochzeitbitter verziehen werden sollten. Das letztere Distichon ist im Englischen korrekt und geschmackvoll:

Love and truth and truth and love
Emulate the joys above.

Und der Schluß der ersten Strofe ist poetisch:

Hail sacred Love that heav'n and earth!
Hail sacred flame that gave us birth!

Ein andermal scheint indessen der Grundton von Gemeinheit im Original, den Übersetzer verführt zu haben, daß er die Gedanken für weniger werth hielt, als sie wirklich sind. Die musikalisch treffliche Arie aus der Zauberflöte: In diesen heiligen Hallen, ist im gewöhnlichen Ausdruck elend genug, aber die Gedanken darüber waren wohl einer Verkleidung durch gebildete Sprache werth gewesen, die der Übersetzer ihr zu geben so fähig war, wenn er es einmal auch bei einem schlechten Stück hätte versuchen wollen.

Dagegen weiß dieser Übersetzer sehr wohl, was man wirklichen Dichterwerken der Deutschen schuldig ist, und sein Besorgniß, den zarten Gewächsen bei der Verpflanzung vielleicht geschadet zu haben, macht ihm Ehre. Über diese Be-

sorgens hat, bedarf sie gewöhnlich am wenigsten. Das ist hier der Fall. Die großen Schwierigkeiten der Unterlegung eines poetischen Textes unter eine vorhandene Musik, sind hier in überraschendem Grade überwunden. Alles fließt hier, und ein eleganter Reim wird zum großen Verdienst. In dieser Rücksicht ist das holländische Lied: Reien auf den Weg gebracht bey weitem übertroffen schön gereimt, und es wäre viel, wenn es nicht jenseit der Meere beinahe im gleichen Maaße gefallen sollte als daheim.

Slow the way with Lucet flow'rs
Early it beginning;
Swiftly fly the envious hours,
Quick our sun is setting.
Da, how we in love dance
Sports with care unclouded;
Yet, ere morning's dawn advance
See the sleeping shrouded.

Nicht geringer ist das Verdienst der Übersetzung von Overbeke: Blühe liebes Veilchen. Hier die letzte Strofe des Liedes:

Happy fated flower,
Live to her you fly
Pleasure near my bower,
'Neath the vernal sky.
Soon, thy joy increasing,
Peggy's bosom gracing,
Kisses wait for thee,
One perchance for me!

Ferner von Eduard: Ich habe viel gelitten, u. s. w. Man übersehe bey diesen Übersetzungen auch den, scheinbar kleinen, Umstand nicht, daß die englische Sprache so arm an weiblichen Reimen ist, und daß sie hier doch so ungezwungen, in kurzen Zwischenräumen ihren Platz füllen. Desto verzeihlicher ist es, daß in Stolbergs: Ich ging

im Mondenſchimmer, die weiblichen Zeilen ohne Reim gelaſſen werden, welches beim Geſang kaum jemand bemerkt. Dieſelbe Freiheit iſt bei Voſſens: Beſchattet von der Pappelweide genommen worden. Dies und Göthens: Ein Veilchen auf der Wieſe ſtand, waren freilich äußerſt ſchwer wieder zu geben, und wen ſollte es wundern, wenn der warme Freund ſolcher Lieblingslieder der Nazion, hie und da etwas vermißt. Aber es ſind noch immer ſchöne Lieder, um die man den Verfaſſer auch in England beneiden muß, wenn man Geſchmack hat.

Die Zeile im erſtgenannten Liede:

in playful ſcpite
She ſhow'd her teeth and vow'd ſhe 'd bite

könnte dem der das Original nicht kennt, eine ungünſtige Idee geben. Viel zarter iſt:

Da ſeh'n ſie die Zähnchen an.

Am Schluß des Göthiſchen Liedes geht die Perſonifikation des Veilchens zu weit, oder vielmehr dieſe Perſonifikation wird zu ausdrücklich dargelegt, wenn es heißt:

„And he me die," 't was *heard* to *ſay*.

Auch das Original läßt die Blume ſprechen, aber dies wird uns nicht angekündigt, und wir haben ſchon Mitleid gehabt, ehe wir daran dachten, wie kühn die Dichtung iſt.

Das Naive unſerer Dichtkunſt wird den Ueberſetzern immer ſchwer zu erreichen ſein; dagegen ſind die Mittelmäßigen unter den gebildeten Nazionen um uns her, ſchon längſt vor jenen Plattheiten geſichert, die bei uns den Beſten noch ſo oft beſchleichen. Inſonderheit hat die engliſche Poeſie einen gewiſſen Prunk, der dem Gemeinſten oft einige Würde, dem zarteſten aber auch oft einige Steifheit giebt. Bei dieſem Verhältnis deutſcher und brittiſcher Tonkunſt ſcheint aber in der That Stollbergs Lied: Süße heilige Natur, beträchtlich gewonnen zu haben. Wer die Natur als Mut-

ter verehrt, kann mit einer so hehren Mutter nicht zum tändelnden Ton kommen, und muß selber ein Mann sein, um sich zu ihrem Kinde zu senken. Die Zärtlichkeit behält eine Stimmung von Ehrfurcht und Scheu. Hiergegen verfließt im Original das Wangelband, das kindliche Will dich lieben für und für, das Hangen an der Mutter-Brust. Das Englische ist ernster und erhabener, und, von einer gefühlvollen Sängerin vorgetragen, kann das Stück auch mit dem Klange der englischen Sprache versöhnen, welcher so oft verleumdet wird, ohne genug gekannt zu sein. Es heißt so:

Holy nature, heav'nly fair
Lead me with thy parent care:
In thy footsteps led me tread
As a wilting child is led.

When with care and grief oppress
Soft sink me on thy breast;
On thy peaceful bosom laid,
Grief shall cease nor care invade.

O congenial pow'r divine,
All my votive soul is thine!
Lead me with thy parent care
Holy nature heav'nly fair.

Das Werkchen ist in einer edelgeschriebenen Dedikation der Herzogin von York überreicht. Der in Deutschland noch wohlbekannte Geist dieser Fürstin ist Bürge dafür, daß sie immer eine Freundin ihrer vaterländischen Dichtkunst sein wird.

Johann Friederich Reichardt.

An die Freunde der edlen Muſik.

Überzeugt, daß ein Kunſtwerk, welches in erwünſchter Lage leicht entworfen wurde, nur von freier ruhiger Besonnenheit ſeine Vollendung erhalten kann; hab' ich die heiterste Stunden der letzten Jahre, die ich in ländlicher Ruhe verlebte, dazu angewandt, die großen italieniſchen Opern Andromeda, Protesilao, Brenno und Olimpiade, welche ich für die Königliche italieniſche Oper zu Berlin in den erſten vier Jahren ihrer neuen glänzenden Epoche, von 1787 bis 1790. komponirte, nach meinen beſten Kräften zu vollenden.

Früh bezaubert und genährt von den ſchönen Meiſterwerken Italiens, durchdrungen von der hohen Wahrheit und Kraft der echten Tragiker der franzöſiſchen Opernbühne, ſtrebte ich ſchon bei der Arbeit nach dem Ziele, zu welchem nur die innige Vereinigung jener Wahrheit und Schönheit führen kann. Von der einen Seite aber durch die ſingenden Perſonen beengt, deren oft glänzendes Talent doch meiſt nur einen ſehr beſchränkten Kreis durchläuft; von der andern durch ein Orcheſter, das reicher an Blasinſtrumenten und an Virtuoſen jeder Art iſt, als irgend ein anderes, nicht ſelten verleitet ausgezeichnete Talente, bis zur üppigen Überladung des Werks zu benutzen, mußte manche Szene unter dem Ideale bleiben, das dem Komponiſten vor der Seele ſchwebte.

Die große Schnelligkeit, mit welcher alle jene Opern entworfen und ausgearbeitet wurden, machte eine zweite ruhige Überarbeitung — die ohnehin nicht das Werk der erſten lebhaften Rührung iſt — vor der Aufführung unmöglich.

Froherlebte Senſation und ſchmeichelnder Beifall erzeugen oft teuſchende Empfindungen, welche die bei den Aufführungen geſammelten Bemerkungen nicht zugleich mit voller Unbefangenheit anwenden und mit Strenge benutzen laſſen.

Der Gedanke, daß eine ſolche Oper, nach dem eingeführten Herkommen, eben nur für Einen Karneval beſtimmt iſt, und daß mit dem glücklich gewonnenen Beifall auch der Zweck der Arbeit erreicht zu ſein pflegt, munterte auch nicht auf, die ſtrenge Feile der höheren Kritik hinterdrein noch anzulegen, um dem Werke die Vollendung zu geben, die ihm allein einen bleibenden Werth zuſichern kann.

Nachdem ich die im Jahr 1788 komponirte und während dem Karneval aufgeführte Oper Andromeda in ſechs Jahren gar nicht angeſehen hatte, trat im Jahr 1794 ein ſchmeichelhafter Königlicher Befehl, daß dieſe Oper in dem Karneval von 1795 wieder aufgeführt werden ſollte, meine ganze Aufmerkſamkeit von neuem auf dieſe Oper, die ich, im erſten Enthuſiasm für eine neue beſſere Kunſtepoche mit vieler Liebe entworfen hatte. Ich hielt es damals von jeder Seite für meine Pflicht, die Oper noch einmal mit der ſorgfältigſten Aufmerkſamkeit durchzugehen, und ihr jede mögliche Verbeſſerung zu geben.

Unerwartete Zufälle verhinderten aber damals die wiederholte Aufführung.

Das Berliner Publikum, das ſich für dieſe Oper vorzüglich laut und allgemein erklärt hatte — vielleicht weil ich mit ihr ein neues unterhaltenderes Operngenre einführte, welches die Vorzüge der italieniſchen und franzöſiſchen groſſen Oper vereinigen ſollte — munterte mich damals zur Herausgabe eines Clavierauszuges auf. Ich ging wirklich mit Luſt daran, ihn ſo vollſtändig als möglich anzufertigen. Mit jedem auf Theatereffekt gearbeiteten vielſtimmigen Stücke wuchs aber die Schwierigkeit, und mit ihr auch meine Abneigung, ein Werk, dem ich nach meinen beſten Kräften die Vollendung zu geben geſtrebt hatte, freiwillig wieder in einem Klavierauszuge zu zerſtückeln.

Statt in dieſem undankbaren Geſchäfte — unter dem nur deutſche Komponiſten leiden — fortzurücken, gab die gänzliche Freiheit, mit der ich jetzt das Werk ohne alle lokale Rückſichten überblicken konnte, dem Gedanken, nun die letzte Hand ans Ganze zu legen, neues Intereſſe. Dieſes Intereſſe verbreitete ſich bald auch über meine ſpäteren Opern:

Protesilao, Brenno und Olimpiade, und es ward, durch Anwendung der ſtrengſten Kritik, aus dieſen Opern alles, was ich daraus zu machen vermag.

Der Gedanke, meine muſikaliſche Laufbahn zu beſchlieſſen, ohne meine größeren Arbeiten außer dem Kreiſe ihrer Entſtehung bekannt zu wiſſen, ward mir bei dieſer Arbeit immer unangenehmer, und ich glaubte endlich annehmen zu dürfen, daß die beſſeren Arbeiten eines Künſtlers, der ſich ſein ganzes Leben hindurch die glücklichſten Veranlaſſungen zu verſchaffen wußte, alles zu hören und zu ſehen, was Italien, Frankreich, Deutſchland und England nur je Bedeutendes und Großes für eine Kunſt hervorgebracht, die er ſelbſt aus reiner freier Liebe von der zarteſten Jugend an ergriffen und froh getrieben, in ſpäteren Jahren mit reinem Eifer ſtudirt hat — daß deſſen beſſere Arbeiten, ſelbſt für den theilnehmenden Künſtler, nicht ohne Intereſſe ſein möchten.

Bei der freiwilligen öffentlichen Herausgabe eines groſſen Werks kann aber ich, der den gegenwärtigen Zuſtand der Kunſt wohl kennt, nur das Intereſſe haben, daß — gelingt es mir auch nicht weiter — wenigſtens Eines meiner größeren Werke, in der mir möglichſt vollkommnen Geſtalt, in die Hände theilnehmender Künſtler und echter Kunſtfreunde komme; und ſo wag' ich denn im Vertrauen auf dieſe — was in Deutſchland vielen zu viel gewagt ſcheinen wird — die vollſtändige Partitur meiner Oper Brenno den Künſtlern und Freunden der edlen Muſik hiemit anzukündigen.

Ich wähle dieſe Oper, weil ich ſie mehr als jede andre nach meinem eignen Sinne und im Vertrauen auf meine eignen Kräfte und auf eine neue große Epoche fürs edle Singeſchauſpiel empfangen und ausgearbeitet habe. Damals, (im Jahr 1789) war mirs eben gelungen, der großen Sängerin Mara die gewünſchte Rückkehr zum Königlichen Operntheater in Berlin zu bereiten; für ſie ſchrieb ich die erſte Weiberrolle in dieſer Oper, die, da ſie ausblieb, von der Todi, und bei der Wiederholung im nächſten Karneval von der Lebrun geſungen wurde. Es war mir gelungen, den vortrefflichen Baßſänger Fiſcher, der ganz für die Rolle des Brennus geſchaffen iſt, nach Berlin zu ziehen; für ihn

schrieb ich diese in ihrer Art einzige Rolle. Diese beiden Hauptpersonen waren deutsche Künstler, und in der angenehmen Sängerin Niclas und den sehr angenehmen Tenoristen Hurka und Bassisten Franz besaß die große Oper damals schon deutsche Künstler genug, um eben so gut eine große deutsche Oper besetzen zu können, als eine italienische. — So schien damals mit der Vervollkommnung der italienischen großen Oper zugleich eine neue Sonne für die deutsche aufzugehen. Der größte deutsche Dichter hatte sich schon bereit erklärt, eine große deutsche Oper für das Königliche Berliner Operntheater zu dichten. — — In diesen hoffnungsvollen Aussichten komponirte ich die Oper Bronno. In einer ganz andern, aber zu diesem letzten Zweck eben so erwünschten Lage vollendete ich sie bei glücklicher ländlicher Ruhe

Diese Oper soll nun in vollständiger Partitur, sauber und korrekt gestochen, auf starkes, weißes Papier rein abgedruckt, zur Ostermesse 1795 erscheinen, wenn sich bis zu Ende dieses Jahres auch nur Einhundert Subskribenten dazu melden. Den Stich hat der braver Musikstecher Menzel bereits angefangen.

Da in Deutschland von großen Opern meistens nur in Konzerten Gebrauch gemacht wird, — diese Oper sich zu einer großen Konzertaufführung auch dadurch eignet, daß die meisten Recitative Instrumentalbegleitung haben und in den häufigen Balletten mit untermischten Chören viele Solosätze für Blasinstrumente vorkommen; — und da die meisten Konzertunternehmer lieber deutsche als italienische Texte wählen; so werde ich in der ganzen Oper zugleich einen möglichst passenden deutschen Text unterlegen, und solchen mit dem italienischen unter die Musik setzen. Konzertunternehmer, die dennoch lieber den italienischen Text zur Aufführung wählen — welches dem Komponisten natürlich unendlich lieber sein muß — werden daran wenigstens, für ihre italienischen Textbücher eine leidliche deutsche Uebersetzung haben.

Seit zwanzig Jahren habe ich mich in der allgemeinen deutschen Bibliothek, in dem musikalischen Kunstmagazin, in der allgemeinen Litteraturzeitung,

in der Berliniſchen muſikaliſchen Monatſchrift und in mehreren meiner einzelnen Schriften, verſchiedentlich über die Natur der Theatermuſik und der großen Oper ins beſondere erklärt. Mannichfaltige Erfahrungen ließen mich indeß in den letzten Jahren über dieſen Gegenſtand mehr nachdenken, und das Beobachtete bei meinen praktiſchen Arbeiten lieber anwenden, als eben darüber ſchreiben. Denn ſo leicht es einem empfänglichen Gemüthe auch wird, die Erfahrungen ſeiner frühern Kunſtperiode mit Lebhaftigkeit auszudrücken, und ganz bündige Theorien aus ihnen zu ziehen, ſo ſchwer wird es in der ſpätern Epoche dem ernſter beobachtenden Künſtler, die Reſultate mannichfacherer und größerer Erfahrungen ſo zu ordnen, und in befriedigender Klarheit und Beſtimmtheit vorzutragen, daß dadurch die wahre Natur der muſterhaften Kunſtwerke und ihre Wirkung heller beleuchtet werde, und daraus für den empfänglichen Künſtler und Kunſtfreund die Geſchmackregel von ſelbſt hervorgehe.

Um bei dieſer Veranlaſſung auch hierin meine häufigen Erfahrungen und Beobachtungen nach meinen beſten Kräften zu benutzen, und ſo zugleich auf den Geſichtspunkt zu führen, aus welchem ich mein Kunſtwerk beurtheilt zu ſehen wünſche, werd' ich dieſer Oper eine Abhandlung über das Weſen der heroiſchen Oper in deutſcher und italieniſcher Sprache vorſetzen; welche zugleich den wahren Zuſtand der großen Oper in Italien, Frankreich, Deutſchland und England mit wenigen bezeichnenden Zügen darſtellen wird.

Der Preis dieſer vollſtändigen Partitur ſammt den Balletten, läßt ſich nicht genau vorher beſtimmen, da man nicht mit Sicherheit beſtimmen kann, ob und wie viel das Werk unter oder über Einhundert Foliobogen betragen wird. Es ſoll aber für diejenigen, die bis zu Ende dieſes Jahres darauf pränumeriren, oder auch nur ſubſkribiren, und ihre Namen ſammt den Adreſſen, an welche das Werk in der Oſtermeſſe 1798 gegen den Pränumerationsſchein oder gegen Bezahlung abgeliefert werden kann, an mich oder an Hrn. Unger in Berlin oder an Herrn Gerhard Kleiſmer jun. in Leipzig einſenden wollen, ſo beſtimmt werden, daß das Werk für denſelben Preis nicht wohl korrekt geſchrieben wer-

den könnte. Auf jeden Fall ſoll der Preis für die Pränumeranten und Subſcribenten zwei Friedrichsd'or nicht überſteigen. Diejenigen, welche Neigung haben die koſtbare Ausgabe des Werks durch Pränumeration befördern zu helfen, mögen Einen Friedrichsd'or pränumeriren, und den Reſt des ganzen Preiſes beim Empfang des Werks nachzahlen.

Man hofft, daß diejenigen Kunſtfreunde, die ſich zum Clavierauszug der Andromeda bereits gemeldet haben, auf dieſes vollſtändige Werk ſich einlaſſen werden; widrigenfalls wäre man auch bereit, ihnen ſtatt der Andromeda ein kompletes Exemplar der Cäcilia oder der beiden bereits herausgekommenen Theile Muſik zu Göthe's Werken zu liefern. Man erwartet darüber ihre Entſcheidung.

Ich erſuche alle meine in- und ausländiſchen Freunde, ſich für die Verbreitung dieſer Nachricht und für die Herausgabe des Werks freundlich zu intereſſiren.

Denen, die ſich mit Sammlung der Subſcribenten bemühen wollen, wird man gern das ſechſte Exemplar frei liefern. Muſik- und Buchhandlungen, die ſich ſelbſt, der Erſcheinung des Werks, für mehrere Exemplare unterzeichnen wollen, wird man ein Drittheil Abzug vom Betrag des Geldes zugeſtehen.

Die Namen der Subſcribenten werden dem Werke vorgedruckt.

Giebichenſtein bei Halle im Magdeburgiſchen.

Im Mai 1797. Wiederholt im September 1797.

Wiegenlieder

für

gute deutsche Mütter

von

I. F. Reichardt.

WIEGENLIEDER

für

gute deutsche Mütter

von

Joh. Friedr. Reichardt.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. jüngern.

UNIVERSITÄTS-
HALLE
(SAALE)

Lg 30 K 1514

[17.95]

Vorrede.

Gute deutsche Mütter stillen und pflegen ihre Kindlein selbst und singen sie wohl gerne selbst in den Schlaf. Darum hab' ich bei der Wahl dieser Wiegenlie-

der eben so viel an die zärtlichen und verständigen Mütter, als an die Kindlein gedacht. Die kleinen Schreier und Gaukler in der Wiege bedürfen nur einer sanften einlullenden Melodie, und die mufs ein Wiegenlied immer haben, was Inhalts die Verse auch sein mögen. Die Sängerinn an der Wiege will aber auch zugleich wach dabei bleiben und angenehm unterhalten sein. Für diese ist manches Lied in der kleinen Sammlung, das mancher Leser eben nicht für ein eigentliches Wiegenlied halten möchte, das die Sän-

gerinn aber gerne auch dafür annehmen wird. Diese wird es auch nicht befremden, dafs die Lieder keine Ueberschriften zur Bezeichnung der Bewegungen und keine Anleitung zu Abänderung der Stärke und Schwäche im Vortrage enthalten. Sie wird bald fühlen, dafs alle diese Lieder, um ganz das zu sein, was sie sein sollen, in mäfsiger, auch wohl langsamer Bewegung und mit sanfter halber Stimme gesungen sein wollen. Mit raschen rumpelnden Bewegungen und lauter schreiender Stimme kann eine unver-

ständige leidenschaftliche Amme ein unruhiges Kind wohl betäuben und zum Schlaf zwingen wollen. Eine gute zärtliche Mutter, die wohl fühlt und weifs, dafs nur sanfte Bewegungen und milde Töne einem zarten Kinde die Ruhe geben, die nicht nur gedeihlichen Schlaf, sondern auch einen wohlthätigen Ton dem künftigen Leben verleihen können, die wird nie den sanften Ton verfehlen, in welchem sie sich, den Blick aufs zarte Kind geheftet, selbst nur wohl fühlt.

Freilich kann man auch bei dem aufmerksamen Kinde, das sich schon gerne mit seiner Puppe unterhält, durch ein angenehmes Lied, womit das Kind seine Puppe einsingt, manches gute Gefühl erwecken, manche gute Lehre eindringender machen, und ich denke es fehlet dieser Sammlung auch an solchen Liedern nicht.

Alle diese Lieder aber können auch sehr wohl beim ersten Clavier- und Singunterricht benutzt werden, zu dem mir für Kinder überall nichts zweckmäfsiger

scheinet, als leichte faſsliche Lieder, deren Weisen dem Charakter und Bau der Verse ganz angemessen sind, und für sich eine gute Melodie mit reiner harmonischer Begleitung haben.

Inhalt.

I. So schlafe nun, du Kleine! Von Claudius. S. 3
II. Schlummre, Bübchen, schlummr' im Schoofs. Von Agnes Gr. zu Stollberg. 6
III. Lieblicher Knab', ich wiege. Von F. L. Gr. zu Stollberg. 8
IV. Schliefs die Aeuglein, holder Kleiner! Von Jacobi. 9
V. Schlafe, süsser Knabe. Von F. L. Gr. zu Stollberg. 10
VI. Schlummre Liebchen, bist noch klein. Von Jacobi. 12
VII. Schlaf, Kindlein, schlafe sanft und süfs. Von Friederike Brun. 14
VIII. Lieber kleiner Engel schlaf. Von Burmann. 16
IX. Schlaf, süsser Knabe, süfs und mild. Von Claudius. 18
X. Schlaf süfs und hold, mein trautes Kind! Von K. Schmidt. 19
XI. Schlaf, Kindchen, schlaf. Von Campe. 21

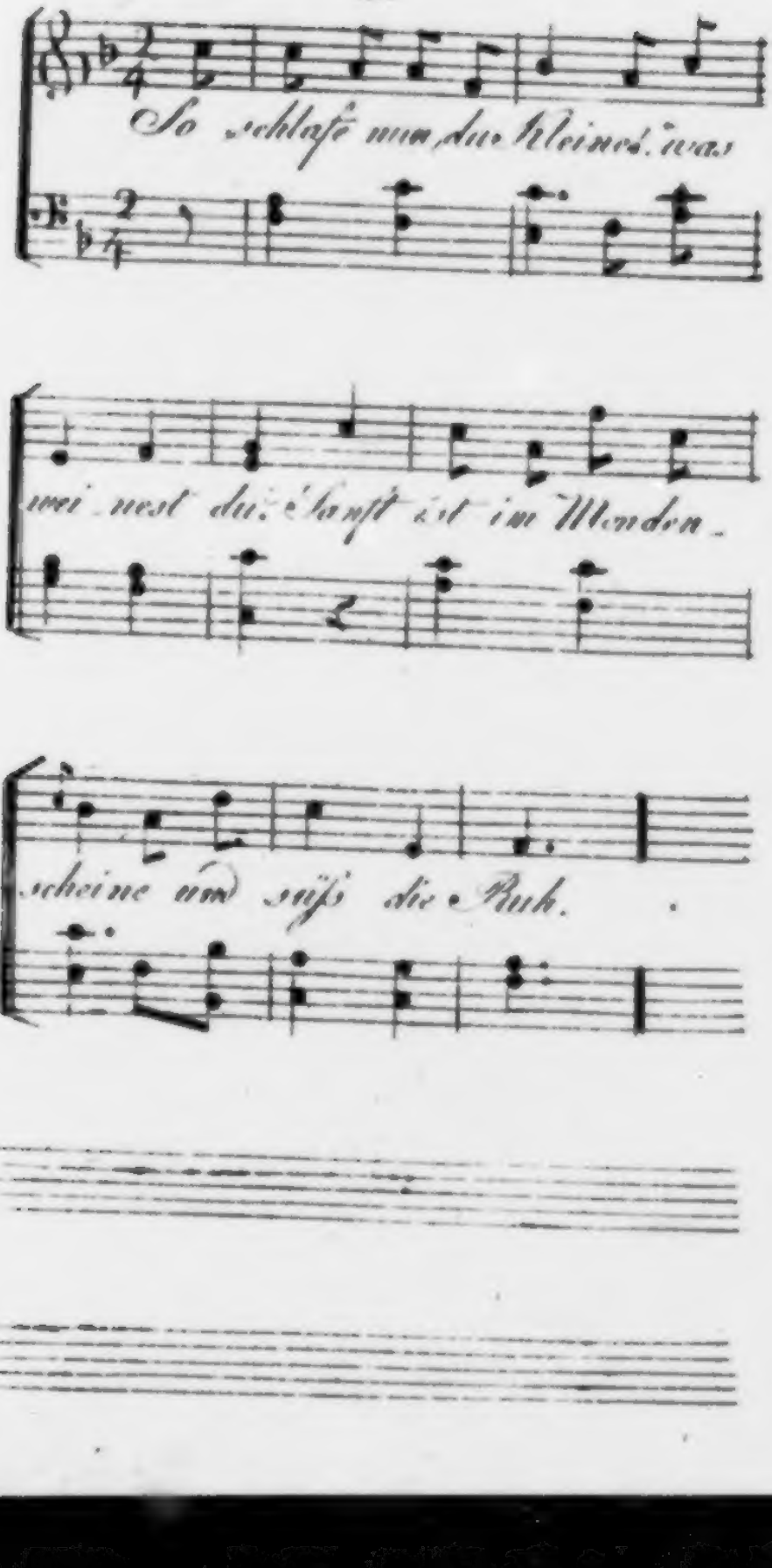
XII. Glücklicher Jüngling. Von Schiller. 23
XIII. Lieblicher Abendstern. Von Herder nach dem Griechischen der Sappho. 24
XIV. Schlaf sanft, mein Kind, schlaf sanft und schön! Von Herder nach dem Altschottischen. 25
XV. Dors mon enfant, clos ta paupiere. Von Berquin. 28
XVI. Balow, my babe, ly stil and sleipe! Von Anne Bothwell. (Alt Schottisch) 29
XVII. Annchen von Tharau ist die mir gefällt. Von Herder nach dem Altpreussischen. 32
XVIII. Meine Schäfchen Morgens früh. Von Herder nach dem Schottischen. 35
XIX. Noch nicht entblüht zur Rose. Von Baggesen. 37
XX. Es reden und träumen die Menschen viel. Von einem Ungenannten. 40

Wiegenlieder

für

gute deutsche Mütter.

1.


So schlafe nun du kleines Kind
wei weil du schon ist im Munden
scheine nun süß die Ruh.

I.

So schlafe nun, du Kleine!
Was weinest du?
Sanft ist im Mondenscheine
Und süfs die Ruh.

Auch kommt der Schlaf geschwinder
Und sonder Muh;
Der Mond freut sich der Kinder,
Und liebet sie.

Er liebt zwar auch die Knaben,
Doch Mädchen mehr;
Giefst freundlich schöne Gaben
Von oben her.

Bescheint sie, wenn sie saugen,
Recht wunderbar;
Schenkt ihnen blaue Augen
Und blondes Haar.

Alt ist er wie ein Rabe,
Sieht manches Land,
Mein Vater hat als Knabe
Ihn schon gekannt.

Und bald nach ihren Wochen
Hat Mutter 'mahl
Mit ihm von mir gesprochen:
Sie sass im Thal.

In einer Abendstunde,
Den Busen bloss,
Ich lag mit offnem Munde
In ihrem Schoos;

Sie sah mich an, für Freude
Ein Thränchen lief,
Der Mond beschien uns beide.
Ich lag und schlief;

Da sprach sie: „Mond, o scheine,
„Ich hab sie lieb,
Schein Glück für meine Kleine!“
Ihr Auge blieb,

Blieb lang am Monde kleben,
Und flehte mehr.
Der Mond fing an zu beben
Als hörte er;

Und denkt nun immer wieder
An diesen Blick,
Und scheint von hoch hernieder
Mir lauter Glück.

Er schien mir unterm Kranze
Ins Brautgesicht,
Und bei dem Ehrentanze,
Du warst noch nicht.

II.

Schlummre, Bübchen, schlummr' im Schoofs
Deiner Mutter sorgenlos;
Keine Mücke nahet sich;
Meine Liebe wacht für dich.

Für uns beide wacht der Herr,
Kind und Mutter schützet er!
Seine Kinder klein und grofs
Liegen all' in seinem Schoofs.

Hier in stiller Nächte Ruh
Sieht er deinem Schlummer zu;
Hört mein inniges Gebet,
Das für dich um Seegen fleht.

Wachse, Bübchen, liebe mich;
Denn so herzlich lieb' ich dich.
Liebe, Bübchen, liebe mich;
Denn so liebt dein Vater dich.

schlumme, Liebchen, schlumme' ein
Schoos dei - ner Mutter sor -
gen los, kei - ne Mücke stö -
ret dich, meine Liebe wacht für dich.

III.

Lieblicher Knab', ich wiege
Singend dich ein in Schlummer.
Knabe, lächle noch einmal!

Eh du die Aeuglein schliefsest,
Eh du die Händchen streckest
Knabe, lächle noch einmal!

Trug ich dich nicht neun Monden
Unter gedrücktem Herzen?
Knabe, lächle noch einmal!

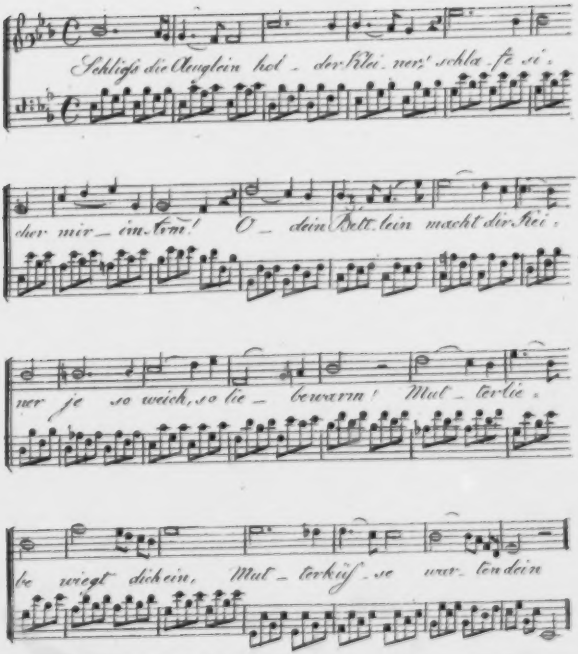
Säug' ich dich nicht an meinem
Klopfenden Mutterherzen?
Knabe, lächle noch einmal!

Wenn du der Mutter lächelst
Wird dich der Vater lieben,
Knabe, lächle noch einmal!

III.

Liebli cher Knab' ich wie_ge
sin gend dich ein in Schlummer,
Knäb_le, lächle noch ein_mal,
Knäb_le, lächle noch ein_mal!

IV.


Schliefs die Aeuglein hel - der Frei - mer, schla - fe si.
cher mir - im Arm! O - dein Bett - lein macht der Frei -
mer je so weich, so lie - berwarm! Mut - terlie -
be wiegt dich ein, Mut - terküf - se war - ten dein

IV.

Schliefs die Aeuglein, holder Kleiner!
Schlafe sicher mir im Arm!
O dein Bettlein macht dir Keiner
Je so weich, so liebewarm!
Mutterliebe wiegt dich ein,
Mutterküsse warten dein.

Unter tausend, tausend Küssen
Aufgewacht, ans Herz gedrückt,
Möchtest du nur einmal wissen,
Wie dein Lächeln mich entzückt.
Engelunschuld lacht mich an,
Offen ist der Himmel dann!

Wohl dem Herzen voller Treue
Das sich alles darf gestehn:
Kleiner Engel! ohne Reue
Kann ich dir ins Auge sehn.
Immer, immer lächle so,
Nur die Unschuld macht uns froh.

V.

Schlafe, süsser Knabe,
Mir am Busen ein.
Wohl mir! dafs ich habe
Dich, mein Bübelein!
Unter diesem Herzen,
Bübchen, trug ich dich,
Hier an diesem Herzen,
Bübchen, säugt' ich dich!

Kühle Weste dringen
In den Busch hinein,
Kleine Vögel singen
Ihre Jungen ein.
Bübchen, es erschallet
Mein Gesang für dich;
Bübchen, es umwallet
Meine Locke dich.

V.

Schlafe süsser Kna — be mir am.
Wohl mir, dass ich ha — be dich mein
Busen ein. Un ter diesem Her zen
Bübe lein.
Bübchen trug ich dich, hier an diesem Her -
zen, Bübchen, sänftlich dich.

In dem warmen Neste
Liegt das Vöglein weich,
In dem Schirm der Aeste
Unterm Blütenzweig.
Sanfter Schlummer labe
Dich in meinem Arm;
Ruhe, süfser Knabe,
Ruhe, weich und warm.

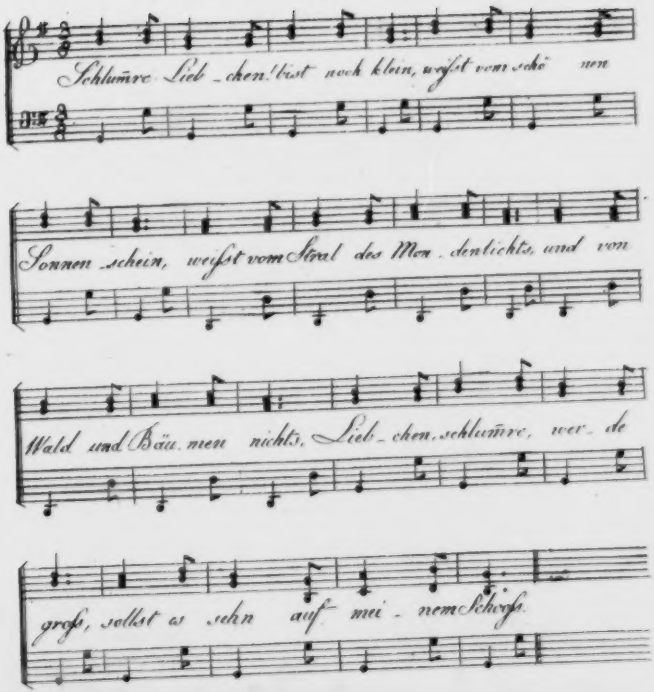
VI.

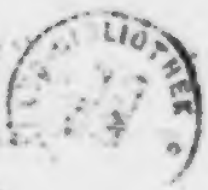
Schlummre Liebchen, bist noch klein,
Weist vom schönen Sonnenschein,
Weist vom Strahl des Mondenlichts
Und von Wald und Bäumen nichts.
Liebchen, schlummre, werde grofs,
Sollst es sehn auf meinem Schoofs.

Sollst den Glanz des Himmels sehn
Und aus ihm die Sonne gehn,
Ueber Wiesen frisch und grün,
Wo die blauen Veilchen blühn.
Veilchen werden dann gepflückt,
Du ans Mutterherz gedrückt.

Mir am Herzen, liebes Kind,
Spielst du froh im Morgenwind.
Ueber dir ist Jubelklang,
Um dich her ist Lobgesang;
Leise rauschen Bäum' und Fluſs
Und du fühlst den Mutterkuſs.

VI.


Schlumre Lieb - chen! bist noch klein, weißt vom schö nen
Sonnen - schein, weißt vom Strahl des Mon - denlichts, und von
Wald und Bäu - men nichts, Lieb - chen, schlumre, wer - de
groß, sollst es sehn auf mei - nem Schoß.



Liebchen schlummre, wache heran,
Siehst in meinen Armen dann
Auch der Abendsonne Gluth,
Siehst, wenn Feld und Aue ruht,
Gold und Purpur überall
Beim Gesang der Nachtigall.

Unterm Nachtigallenlied
Kömmt der helle Mond und sieht
Mild herab auf dich und mich,
Alle Blumen neigen sich
Und die Händchen falt' ich dir,
Kleiner Engel, Gott ist hier.

Gott ist hoch im Sternen Glanz
Und im niedern Veilchenkranz
Ist wo jener Vogel schlägt
Und wo dieser Arm dich trägt,
Sag' in jedem Winkel dir,
Liebes Mädchen, Gott ist hier.

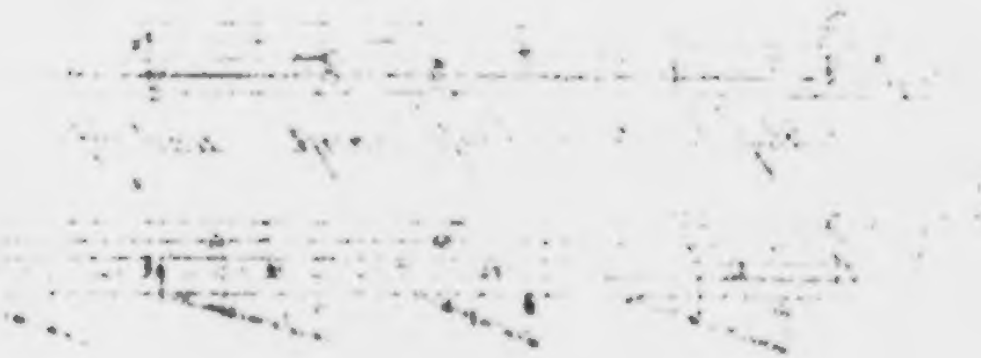
VII.

Schlaf, Kindlein, schlafe sanft und süfs
In diesem Maien-Paradies!
Sieh' über dir der Wipfel Schnee,
Rund um dich her des Angers Klee.
Im Maien
Gedeihen
Die Kindlein, weifs und roth.

O schlummre still im Mutterschoofs!
Sei mild, wie Thau am Frühlingsſproſs!
Horch über dir der Vöglein Schaar;
Sieh' neben dir das Bächlein klar.
Im Maien
Gedeihen
Die Kindlein, weifs und roth.

Noch schläfst du, kleiner Schäker, nicht,
Dir schwirren Käfer ums Gesicht,
Und in des Abends Purpurglanz
Siehst du der Mücken Rundetanz.

Schlaf Kindlein, schlafe sanft und süss in die sem Maien Pa ra
dies! sich' ü ber dir der Äp fel Schnee, rund um dich her des
An gers Klee! Im Mai en ge dei hen die Kindlein weiss u. roth, im
Mai en ge dei hen die Kindlein weiss u. roth.



O Kindchen,
Dein Mündchen,
Es lacht, wie's Röselein roth.

O schlaf an meinem Herzen ein,
Dann werden Engel um dich sein;
Sie tragen dir in sanfter Ruh,
Wie Bienen, Himmelsträume zu.
Die Schwingen
Erklingen
Und kühlen die Wängelein dir.

Nun schlummerst du so sanft und süfs,
Und um dich her ist Paradies;
Ich trage leise dich hinein
Ins still beschirmte Kämmerlein,
Im Maien
Gedeihen
Die Kindlein, weifs und roth.

VIII.

Lieber kleiner Engel schlaf,
Sanfter als Baron und Graf,
Werd ein frommer edler Mann
Der stets ruhig schlafen kann
Im Leben!

Werde grofs und werde gut,
Gott verleih dir wackern Muth,
Durch das Herz nur grofs zu sein,
Nicht durch eitlen Flitterschein
Wie viele!

Habe jedes Schöne lieb
Und zu jedem Guten Trieb
Und zu jedem Triebe Kraft,
Das macht grofs und tugendhaft,
Auch selig.

Lieber kleiner Engel schlaf' unterdeß du
wenn Gras wächst wächst ein Kraut ob Heilkraut
der stets wie hier schlafen kann im
Lu lu

Bilde dir auf äufsern Schein
Niemals was auf Erden ein;
Aeufsrer Glanz ist Puppenspiel,
Scheine nichts und sei hübsch viel!
Ist besser.

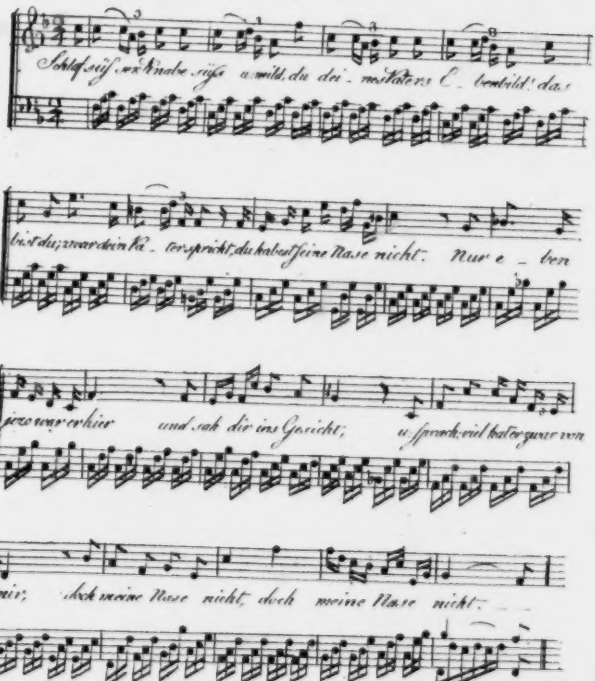
Fürchte Gott und thue recht,
Alles was du thust sei ächt;
Denke, dafs der brave Mann
Sich durchs Herz belohnen kann,
Gar fürstlich.

Gott lafs alles dir gedeihn,
Brod und Wasser, Fleisch und Wein,
Gebe dir zu jeder Frist,
Was dir gut und selig ist.
Nun Amen!

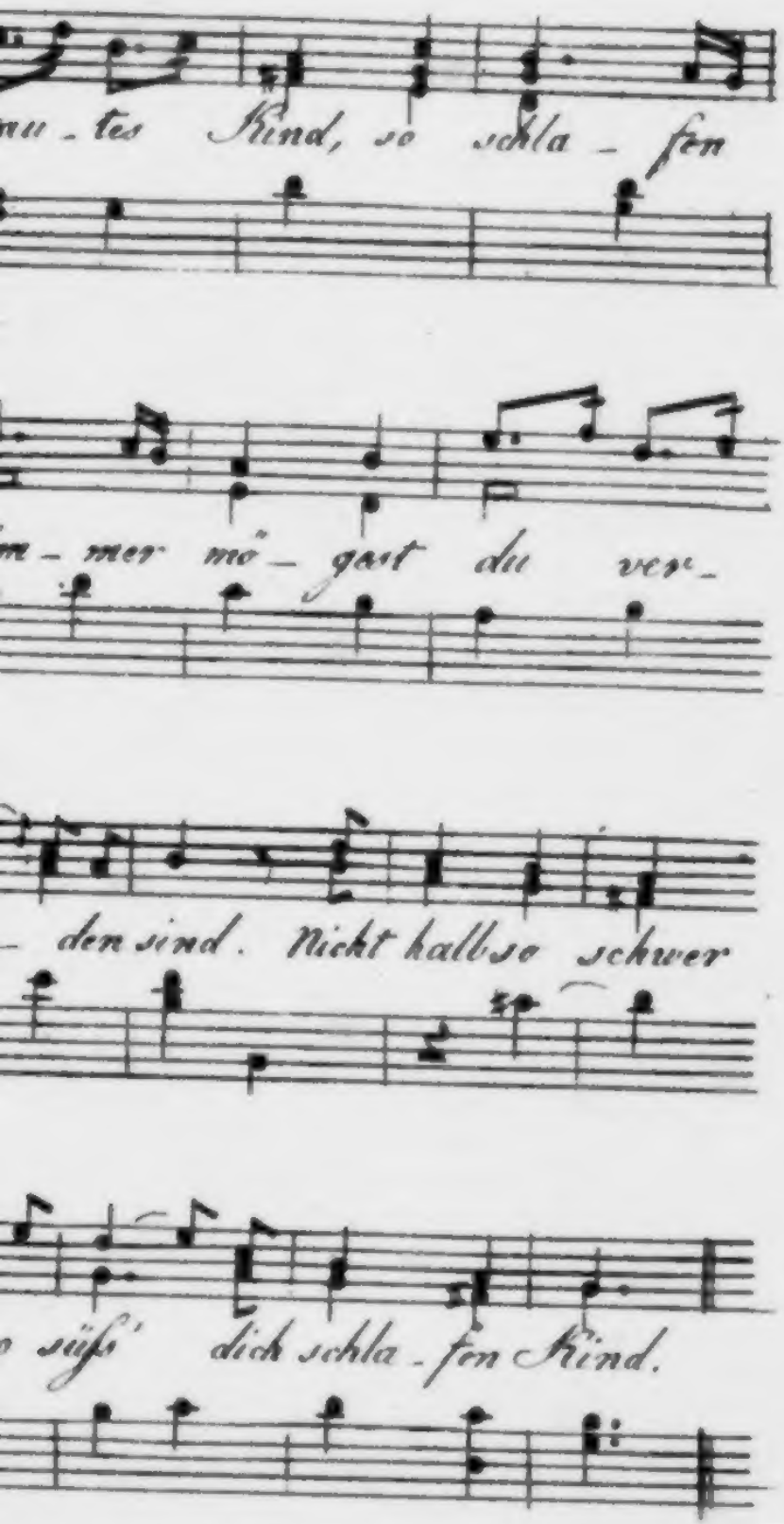
IX.

Schlaf, süßer Knabe, süfs und mild,
Du deines Vaters Ebenbild!
Das bist du; zwar dein Vater spricht,
Du habest seine Nase nicht.
Nur eben jetzo war er hier
Und sah dir ins Gesicht,
Und sprach: viel hat er zwar von mir,
Doch meine Nase nicht.

Mich dünkt es selbst, sie ist zu klein.
Doch muſs es seine Nase sein;
Denn wenns nicht seine Nase wär,
Wo hätt'st du denn die Nase her?
Schlaf, Knabe, was dein Vater spricht,
Spricht er wohl nur im Scherz;
Hab' immer seine Nase nicht,
Und habe nur sein Herz.


Schlafe süß, mein Knabe, schlafe, u. mild, du dei - nes Vaters E - benbild! das
bist du zwar dem Va - ter sprecht, du habest seine Nase nicht. Nur e - ben
jetzo war er hier und sah dir ins Gesicht; u. sprach, viel hat er gute von
mir; doch meine Nase nicht, doch meine Nase nicht.

Schlaf süß und hold mein
macht ge_sund und schön, o
stehn wie gros der Mut_ter Lei
drückts auf mich her, seh' ich


nu - tes Kind, so schla - fen
m - mer mö - gest du ver -
den sind. Nicht halb so schwer
o süß' dich schla - fen Kind.

X.

Wiegenlied einer unglücklichen Mutter.

Schlaf süfs und hold, mein trautes Kind!
So schlafen, macht gesund und schön.
O nimmer mögest du verstehn,
Wie grofs der Mutter-Leiden sind!
Nicht halb so schwer
Drückts auf mich her,
Seh' ich so süfs dich schlafen, Kind!

Verlassen hier, in Schmach und Noth,
Sitz' ich und weine bitterlich,
Und seufze: wann erbarmst du dich,
Du alles Jammers End', o Tod?
Doch, Kind, zurück
Zieht mich dein Blick,
Wann ich die Brust dir, Tändler, bot!

Fliefst, Thränen, fliefst die Wang' herab!
Noch kennt diefs freundliche Gesicht
Das Elend seiner Mutter nicht,
Das ihr sein falscher Vater gab.
Nie thu' ein Mund
Dem Kind' es kund;
Mir folge nur die Schmach ins Grab!

XI.

Schlaf Kindchen schlaf da
draussen ist ein Schaaf, das ist dir gar ein
frömes Blut, das Keinem uns zu Leide thut,
schlaf Kindchen schlaf.

XI.

Für Sophie
ihrer Puppe vorzusingen.

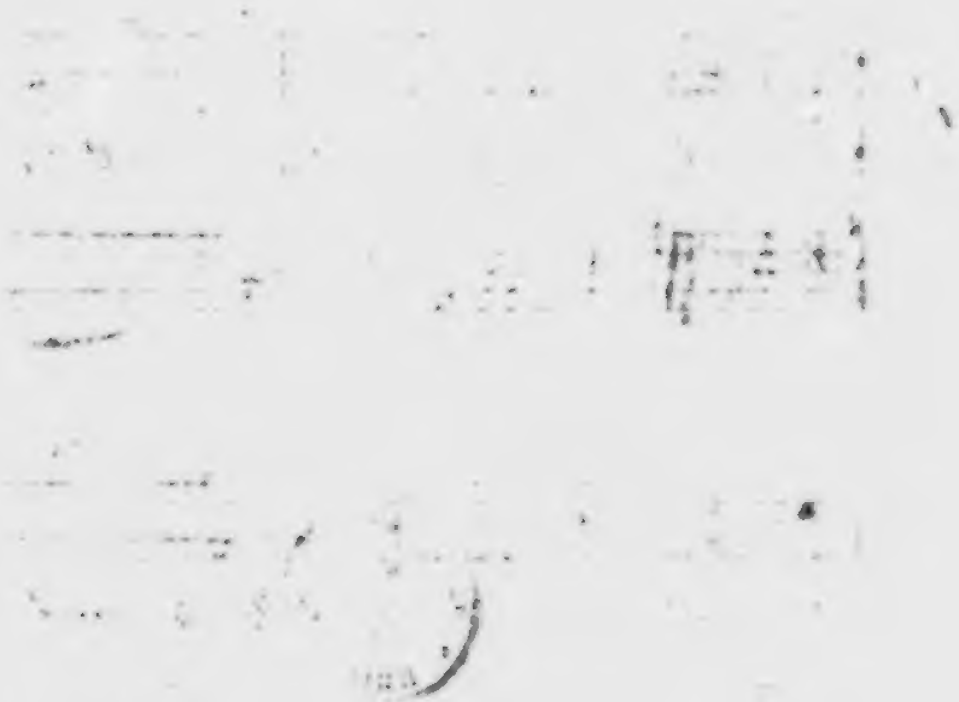
Schlaf, Kindchen, schlaf.
Da draussen ist ein Schaaf.
Es ist dir gar ein frommes Blut,
Das keinem was zu Leide thut.
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie freundlich ist das Schaaf!
Es knurrt, es lärmt, es zanket nicht,
Zeigt immerdar ein froh Gesicht.
Schlaf, Kindchen, schlaf!

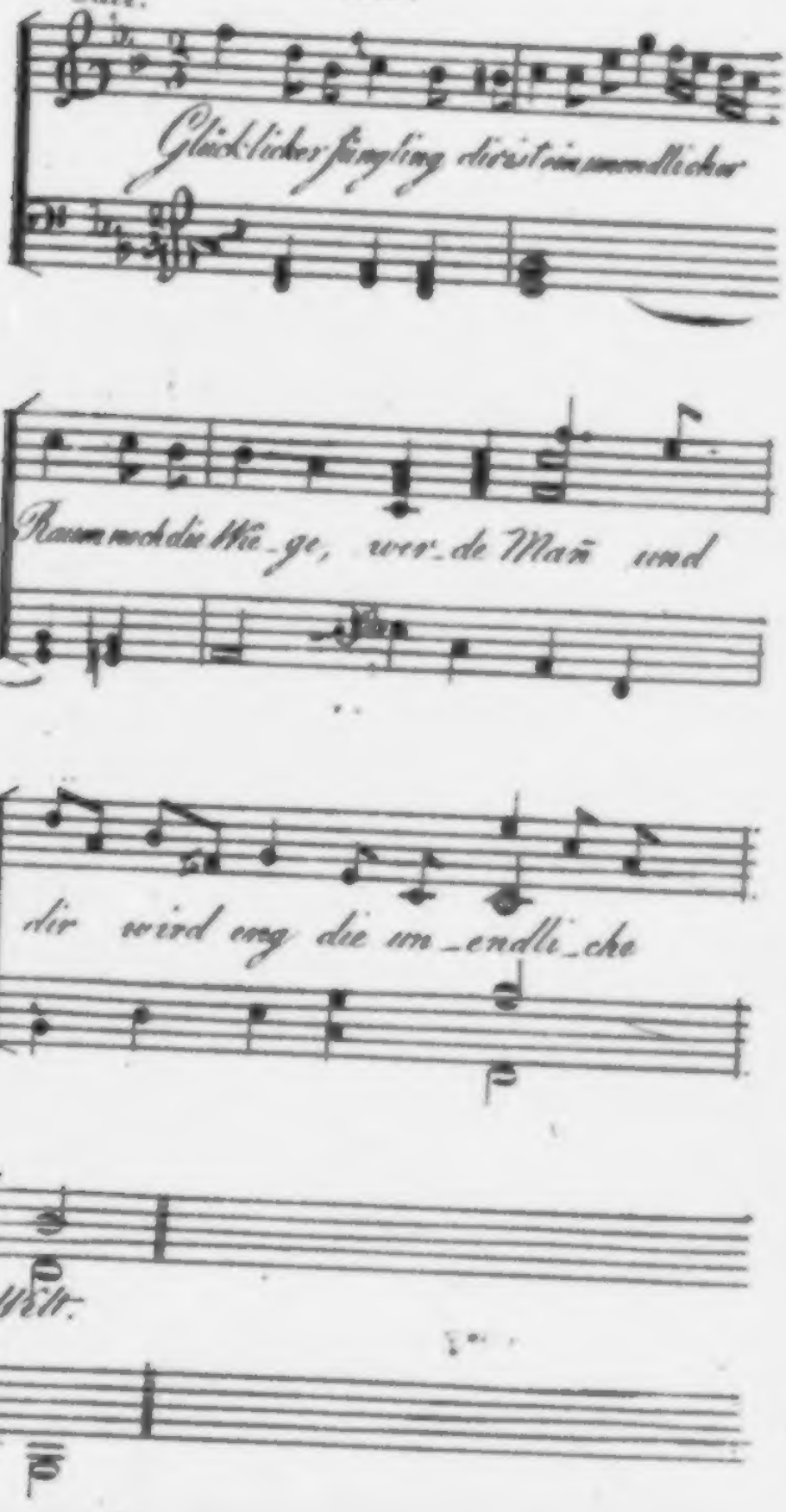
Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wie gut ist unser Schaaf!
Nie weinen seine Aeugelein,
Nie hört man es gewaltig schrein.
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Wer liebt nicht unser Schaaf!
Es speist vergnügt das grüne Gras
Zu Leide thut ihm keiner was.
Schlaf, Kindchen, schlaf!

Schlaf, Kindchen, schlaf!
Sei sanft wie unser Schaaf.
Sei immerdar ein frommes Blut,
So sind dir alle Menschen gut.
Schlaf, Kindchen, schlaf!



Edel. XII.


Glück-licher Jüngling dir ist ein wunderlicher
Raum macht die Wie_ge, wer_de Mann und
dir wird eng die un_endli_che
Welt.

XII.

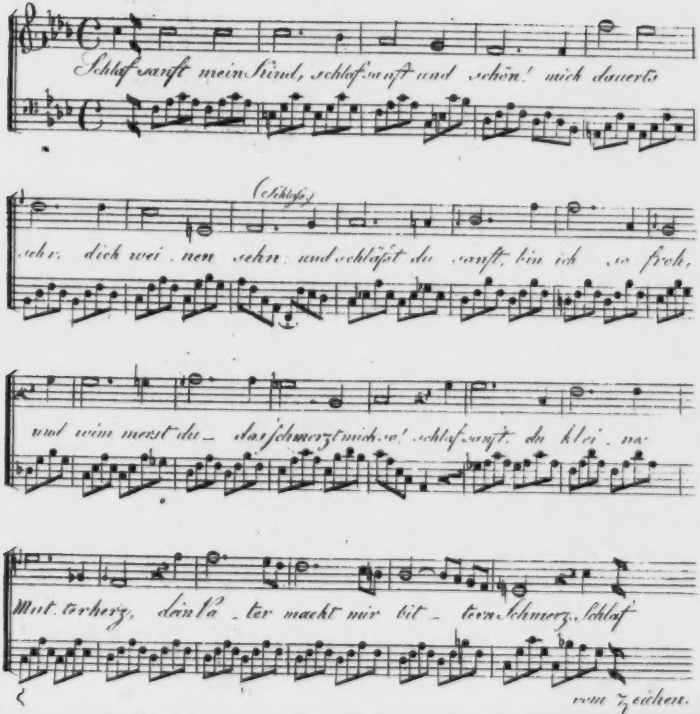
Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Jüngling, dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege; Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

XIII.

Lieblicher Abendstern,
Alles bringst du, bringest Wein,
Bringest Freud' und Freunde,
Bringst der Mutter ein Bübchen,
Und was bringst du mir?

Lieb. li. cher Abendstern, alles bringst du,
bringst Wein, bringst Freude: Freunde,
bringst der Mut. ter ih. Büb. chen, und nun
bringst du mir!


Schlaf sanft mein Kind, schlaf sanft und schön! mich dauerts
(schlafe)
sehr, dich wei nen sehn und schläfst du sanft, bin ich so froh,
und wirst du erst die – das schmerzt mich so! schlaf sanft, du klei na
Mut terherz, dein Va ter macht mir bit – tre Schmerz. Schlaf
vom Zeichen.

XIV.

Wiegenlied einer unglücklichen Mutter.

Schlaf sanft, mein Kind, schlaf sanft und schön!
Mich dauerts sehr, dich weinen sehn,
Und schläfst du sanft, bin ich so froh,
Und wimmerst du — das schmerzt mich so!
Schlaf sanft, du kleines Mutterherz,
Dein Vater macht mir bittern Schmerz,
Schlaf sanft, mein Kind, schlaf sanft und schön!
Mich dauerts sehr, dich weinen sehn.

Dein Vater, als er zu mir trat,
Und süfs, so süfs um Liebe bat,
Da kannt ich noch sein Truggesicht,
Noch seine süfse Falschheit nicht.
Nun leider! seh ichs ein,
Wie nichts wir ihm nun beide sein.
Schlaf sanft, mein Kind, schlaf sanft und schön!
Mich dauerts sehr, dich weinen sehn.

Ruh sanft, mein Süfser, schlafe noch!
Und wenn du aufwachst lächle doch,
Doch nicht, wie einst dein Vater that,
Der lächelnd mich so trogen hat.
Behüt dich Gott! — Doch machts mir Schmerz,
Dafs du auch trägst sein Gesicht und Herz.
Schlaf sanft, mein Kind, schlaf sanft und schön!
Mich dauerts sehr, dich weinen sehn.

Was kann ich thun? Eins kann ich noch,
Ihn lieben will ich immer doch!
Wo er geh und steh, nah und fern,
Mein Herz soll folgen ihm so gern.
In Wohl und Weh, wie's nur ihm sei,
Mein Herz noch immer ihm wohne bei.
Schlaf sanft, mein Kind, schlaf sanft und schön!
Mich dauerts sehr, dich weinen sehn.

Nein, schöner Kleiner, thu es nie,
Dein Herz zur Falschheit neige nie:
Sei treuer Liebe immer treu,
Verlafs sie nie, zu wählen neu;

Dir gut und hold, verlafs sie nie —
Angstseufzer schrecklich drücken sie.
Schlaf sanft, mein Kind, schlaf sanft und schön!
Mich dauerts sehr, dich weinen sehn.

Kind, seit dein Vater von mir wich,
Lieb ich statt deines Vaters dich!
Mein Kind und ich wir wollen leben,
In Trübsal wird es Trost mir geben.
Mein Kind und ich, voll Seligkeit,
Vergessen Männergrausamkeit.
Schlaf sanft, mein Kind, schlaf sanft und schön!
Mich dauerts sehr, dich weinen sehn.

Leb wohl denn, falscher Jüngling, wohl!
Der je kein Mädchen täuschen soll!
Ach jede, wünsch' ich, seh' auf mich,
Trau keinem Mann und hüte sich!
Wenn erst sie haben unser Herz,
Forthin machts ihnen keinen Schmerz.
Schlaf sanft, mein Kind, schlaf sanft und schön!
Mich dauerts sehr, dich weinen sehn.

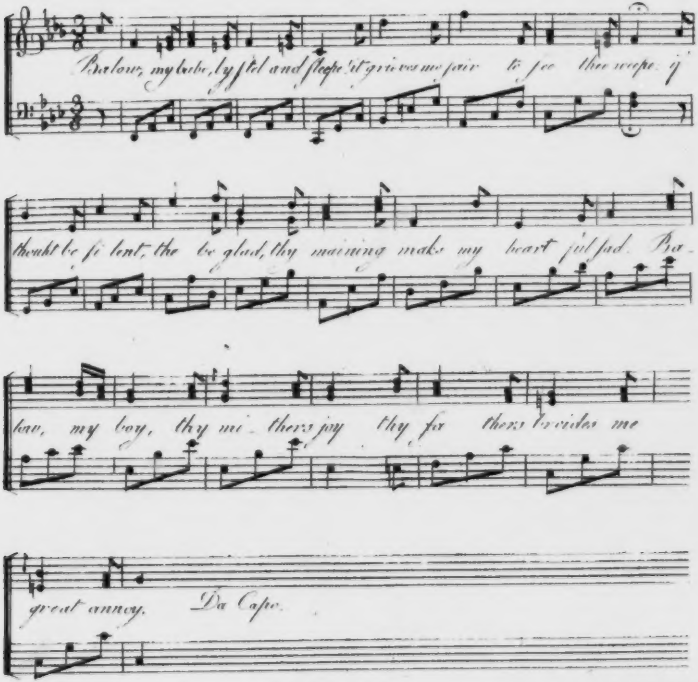
XV.

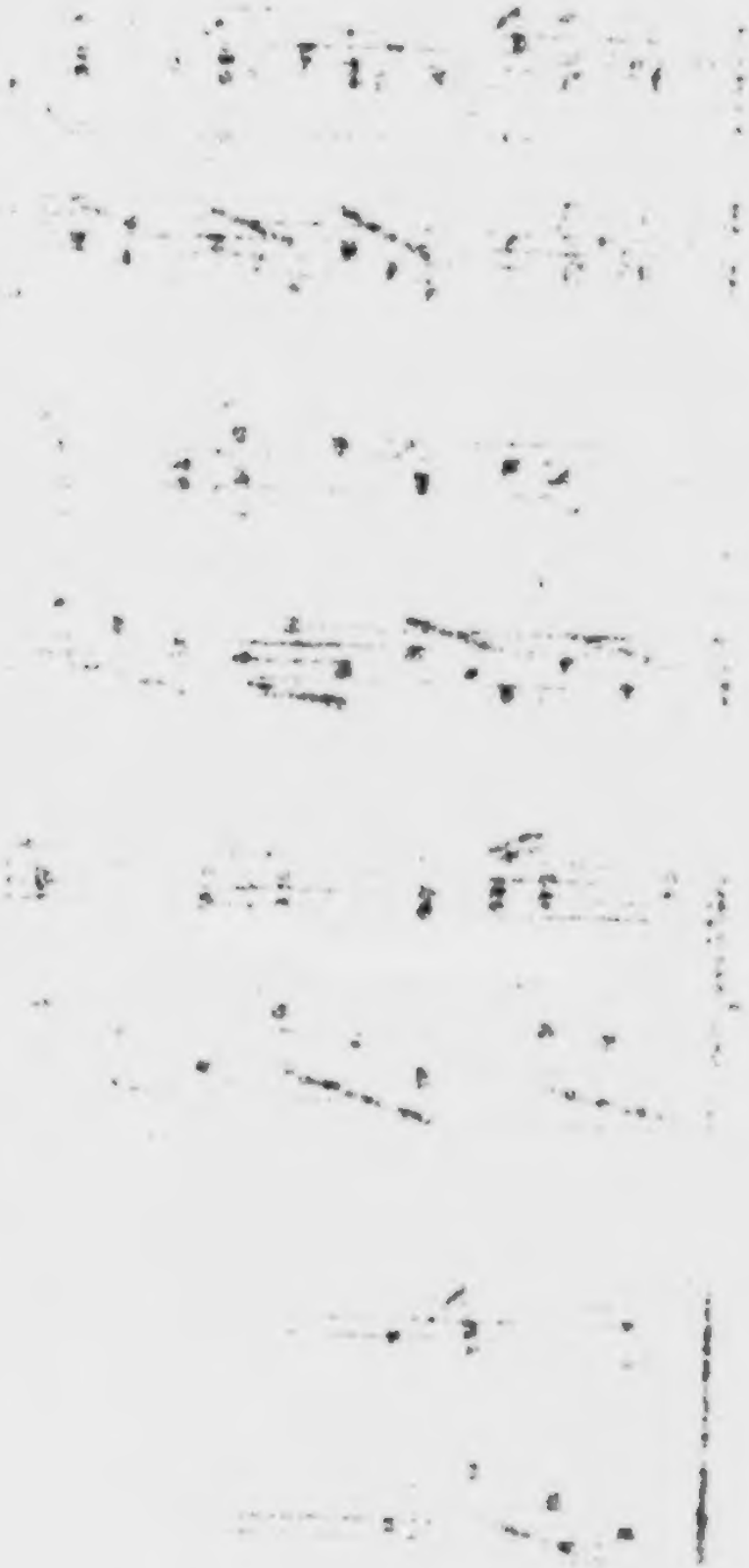
Chanson d'une malheureuse mere.

Imité de l'ecossois par Mr. Berquin.

Dors mon enfant, clos ta pauvre paupiere,
Tes cris me dechirent le coeur:
Dors mon enfant, la pauvre mere
A bien assés de sa douleur.
Lorsque par de douces tendresses
Ton pere sçu gagner ma foi,
Il me sembloit dans ses caresses
Naif innocent comme toi.
Ie le cru; où sont ses prômesses?
Il oublie et son fils et moi!

Dieu mon enfant, écoute pauvre veuve me dechirant le cœur: Dieu mon enfant, la pauvre mère vient bien souvent dans son sommeil troubler son repos. Lorsque pour la dernière fois, il me sembloit dans ce reposant naïf innocent, il me disoit: Je te crois; j'ajoute ses promesses; il m'oublie et son fils et moi? Dieu


Balow, my babe, ly ſtil and ſleepe it grieves me ſair to ſee thee weepe if
thouht be ſi lent, the be glad, thy maining make my heart ſil ſad. Ba -
ba, my boy, thy mi - thers joy thy fa thers pride me
great annoy. Da Capo.



XVI.

Lady Anne Bothwell's Lament.

A Scottish Song.

Balow, my babe, ly stil and sleipe!
It grieves me fair to see thee weepe:
If thoust be silent, I'd be glad.
Thy maining mak's my heart ful sad.
Balow, my boy, thy mithers joy,
Thy father breides me great annoy.
Balow etc.

Whan he began to court my luve,
And with his sugred wordes to muve,
His fanings fals, and flattering cheire
To me that time did not appeire:
But now I see, most cruell hee
Cares neither for my babe nor mee.
Balow etc.

Ly stil, my darling, sleipe a while,
And when thou wakest, sweitly smile,
Bot smile not, as thy father did,
To cozen maids: nay God forbid!
Bot yett I feire, thou wilt gae neire
Thy fatheris hart, and face to feire.
Balow etc.

I cannae chuse, but ever will
Be loving to thy father stil:
Whar-eir he gae, whaer-eir he ryde,
My love with him maun stil abyde:
In weil or wae, whair-eir he gae,
Mine hart can neire depart him fae.
Balow etc.

Bot doe not, doe not, prettie mine,
To fainings fals thine hart incline;
Be loyal to thy luver trew,
And never change hir for a new;
If gude or faire, of hir have care,
For womens banning's wonderous sair.
Balow etc.

Baime, fa thy cruel father is gone,
Thy winsome smiles maun cheir my paine.
My babe and I'll together Live,
He'll comfort me whan cares doe grieve:
My babe and I right soft will ly,
And quite forgeit man's crueltie.
Balow etc.

Fareweil, fareweil, thou falsest youth,
That ever kist a womans mouth!
I wish all maides be warnd by mee
Nevir to trust mans curtesy:
For if we doe but chance to bow,
They 'le use us than they care not how
Balow etc.

XVII.

Annchen von Tharau.

Aus dem Preussischen Plattdeutsch.

Annchen von Tharau ist, die mir gefällt;
Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.

Annchen von Tharau hat wieder ihr Herz
Auf mich gerichtet in Lieb' und in Schmerz.

Annchen von Tharau, mein Reichthum, mein Gut,
Du meine Seele, mein Fleisch und mein Blut.

Käm' alles Wetter gleich auf uns zu schlahn,
Wir sind gesinnt bei einander zu stahn.

Krankheit, Verfolgung, Betrübnifs und Pein,
Soll unsrer Liebe Verknotigung sein.

XVII.

Nun eben von tha_ran ist,
die mir ge_fällt; sie ist mein
Le_ben, mein Gut und mein
Geld.

Recht als ein Palmenbaum über sich steigt,
Je mehr ihn Hagel und Regen anficht;

So wird die Lieb' in uns mächtig und groß
Durch Kreuz, durch Leiden, durch allerlei Noth.

Wärdest du gleich einmal von mir getrennt,
Lebtest, da wo man die Sonne kaum kennt;

Ich will dir folgen durch Wälder, durch Meer,
Durch Eis, durch Eisen, durch feindliches Heer.

Annchen von Tharau, mein Licht, meine Sonn,
Mein Leben das schließ' ich um deines herum.

Was ich gebiete, wird von dir gethan,
Was ich verbiete, das läßt du mir stahn.

Was hat die Liebe doch für ein Bestand,
Wo nicht Ein Herz ist, Ein Mund, Eine Hand?

Wo man sich peiniget, zanket und schlägt,
Und gleich den Hunden und Katzen beträgt?

Annchen von Tharau, das woll'n wir nicht thun;
Du bist mein Täubchen, mein Schäfchen, mein Huhn!

Was ich begehre, ist lieb dir und gut;
Ich lafs den Rock dir, du läfst mir den Hut!

Diefs ist uns Annchen die susseste Ruh,
Ein Leib und Seele wird aus Ich und Du.

Diefs macht das Leben zum himmlischen Reich.
Durch Zanken wird es der Hölle wohl gleich.

Mein w. Schäfchen morgen früh, früh bis an den
Abend, unter Blumen weid ich sie, lang u. leid liegen
und dort u. hie blecken sie, überall sieht man Unschuld über
Piano lebhaft
all' wie selig sei u. froh lebt man auf dem Land so!

XVIII.

Landlied.

Schäferin.

Meine Schäfchen, Morgens früh,
Früh bis an den Abend,
Unter Blumen weid ich sie,
Sorg und Leid begrabend.
Dort und hie
Blöken sie
Ueberall, froher Schall,
Unschuld überall!
O wie selig, frei und froh
Lebt man auf dem Lande so!

Schäfer.

Auf dem Felde Morgens früh,
Früh bis an den Abend,
Weid' ich meines Vaters Vieh,
Sorg' und Leid begrabend:

Noch nicht entblüht zur Rose lag der Natur im
Schoo se ein Rös chen zart u. fein, gewiegt von
Maien lüf ten schliefs in sanften
Düf ten der Mutter ein.

XIX.

Das Röschen

Noch nicht entblüht zur Rose,
Lag der Natur im Schoose
Ein Röschen zart und fein;
Gewiegt von Maienlüften,
Schlief es in sanften Düften
Der Mutter ein.

Die Schmetterlinge schwebten,
Die Staudenblätter bebten,
Es zitterte das Licht,
Es murmelte die Quelle,
Es rieselte die Welle —
Sie weckten's nicht.

Da rauschet' es im Haine
Bei hellem Mondenscheine
Durch dunkler Wipfel Dicht:
Die Nachtigallen sangen,
Und Harfentöne klangen —
Sie weckten's nicht.

Da nahten, wie zum Tanze,
Die Grazien im Glanze
Des vollen Mondes sich;
Und jede sprach im Kreise
Zur Rosenknospe leise:
Ich segne dich.

„Im sanften Mutterschoose
„Entblüh', und werde Rose!"
Klang aller Harmonie —
Und Anmuth jeder Tugend,
Und Blutenreiz der Jugend
Umhüllte sie.

„Entblüh', und werde Rose!“
So hallt' im Mutterschoose
Die Himmelsstimme nach.
Das Röschen bebt im Schalle —
Da bückten sie sich alle,
Und kufstens wach.

Vom Kufs erglühend wachte
Das Röschen auf, und lachte,
Erröthend, sanft und mild.
Die schönste Blum' im Haine —
So ganz wie sie, war keine
Der Unschuld Bild.

XX.

Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldnen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen,
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung.

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den frölichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben,
Denn beschliefst er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne [illegible] horen.
Im Herzen kündet es laut sich an,
Zu was besserm sind wir geboren,
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht.

Es reifen u. träumen die Menschen wird von
Nacht zu neuem glücklichem goldnem Ziel sicht-
bessern künftig gen Tag gen, die Welt wird
wenn sie reifen und ja gen.
nicht u. wird wiederspiegelt durch die Menschheit
immer klar tief rein.

Lïeder

geselliger Freude.

Herausgegeben

von

Johann Friedrich Reichardt.

Neue Ausgabe.

Leipzig, bei Gerhard Fleischer d. J.

Neue Lieder
geselliger Freude.

Erstes Heft.

1.

Naturfreude.

Im Freien sind wir frei
Von Tand und Ziererei!
Im Freien muſs man singen,
Daſs Busch und Thal erklingen!
Wer nicht des ofnen Himmelblaus
Sich freut, den lacht der Kukuk aus.

Dem Mucker ruft er zu,
Was, Mucker, muckest du?
Mit uns und Nachtigallen
Muſs dein Gesang erschallen!
Verstummt man noch; dann macht er Spuk,
Und lacht vom Baume Kukukuk!

Muckt lieber steif und nett
Durch schnirkelndes Bosket:
Wo selten Stauden zierlich
Sich stellen als natürlich;
Wo Herrschaft sich und Dienerschaft
Begegnend grüſst, und lauscht und gafft!

Hier lebt man schlecht und recht,
Gleich weit vom Herrn und Knecht!
Natur, wie sichs geziemet,
Bebüscht hier und beblümet!
Der Schleedorn auch und Krüppelbaum
Füllt unverächtlich seinen Raum!

Am Abhang weich gestreckt,
Liegt man, vom Baum bedeckt,
Auf ungefährem Rasen,
Und sieht die Heerden grasen;
Die Heumagd und der braune Hirt
Sind nicht arkadisch aufgeflirrt!

Sie harken frisch und mähn,
Halbblofs und ländlich schön;
Wohl schöner, als die Gruppen
Gezierter Modepuppen!
Bald Jauchzen tönt zum Heugesang,
Und bald gewetzter Sensen Klang!

Wie jauchzen auch von fern,
Nicht Damen und nicht Herrn,
Und schwingen hoch die Hüte,
Voll wilder Rosenblute!
Sie sehns und kreischen überlaut;
Und selbst das Mädchen winkt vertraut!

Ihr Damen und ihr Herrn,
Man gönnt euch Freude gern;
Doch Freude haſst Geschnirkel
Verschloſsner Weltlingszirkel!
Wer nach Geburt und Stand sich zwängt,
Dem schmachtet Geist und Herz verengt.

2.

Minnelied.

(Nach Kristan von Hamle.)

Wonne! Seht das Mailicht scheinen,
Scheinen über alles Land!
Hört das Zwitschern in den Hainen,
Die man ehe traurig fand.
Lag nicht ringsum todt die Heide?
Heut ist ringsum Augenweide!
Heut ist mein liebster Maientag.

Heute kommt die Langentbehrte
Zu dem Murmelquell im Thal.
O! die holde Liebenswerthe
Ist wie heitrer Sonnenstral.
Der bestimmert alle Reiche;
Also thät die Engelgleiche:
Mein junges Herz durchstralte sie.

Wohl ihr! wohl dem hehren Weibe,
Das so frei von Falschheit lebt,
Züchtig, wie des Mondes Scheibe
Unter Sternenchören schwebt.
Diesem wahrlich, gleicht die Reine;
Ewig wandeln im Vereine
Die Tugenden all all mit ihr.

O! Geböte, die ich meine,
Hundert Sklavendienste mir,
Tausend — ich versagte keine;
Reichen Lohn weiß ich dafür.
Endlich darf ich von der Guten
Minnelohn und Gnade muten;
Sie küsse dann den Brautkuß mir.

3.

Frühlingstanz.

Jünglinge und Mädchen.

O wie dem Mai die Natur sich verjüngt!
Jugendliche Lust und Gesang erwachet!
Singt Melodien, wie die Nachtigall singt;
Tanzet, wie das Reh in dem Hain, und lachet!
Schatten umhüllt
Sonniges Gefild;
Blumen sind entblüht, und die Knospe schwillt.

Die zuschauenden Alten.

(Der Tanz dauert fort.)

Wir Alten trinken, grün umschattet,
Und schaun der Jugend Frühlingstanz.
Wir tanzten gern; doch Tanz ermattet,
Den Wein bekränzt ein Veilchenkranz.

Die Jungen.

Trinkt in der Laub', und betrachtet den Tanz,
Frölich im Gesicht, und verjagt die Falten!
Hold ist der Wein im violigen Kranz.
Holder ist die Braut in dem Kranz, ihr Alten!
Frölich und jung
Hebet sie den Sprung;
Frölicher entschwingt sich des Tanzes Schwung!

Die Alten.

Schön tanzt die Braut auf weichem Grase,
Und schön, wie Silberklang, ihr Laut!
Uns reizt der kühle Wein im Glase;
Doch mehr im Veilchenkranz die Braut.

Die Jungen.

Hain und Gefild' in des Frühlinges Wehn
Blühet und bewegt sich im Tanz und säuselt!
Schaut in der Luft, wie die Wölkchen sich drehn!

Schauet in dem Bach, wie die Flut sich kräuselt!

Wehend bestreun
Schatten euch den Wein;
Wehender und frischer den Frühlingsreihn.

Die Alten.

Ja, Laub und Gras und Blume bebet,
Und säuselt sanft im Frühlingshauch.
Ihr Bursch' und Mädchen, singt und schwebet!
Ihr seid ja Frühlingsblumen auch!

Die Jungen.

Tanzmelodien von der Lerch' in der Luft
Tönen, und im Hain von den Nachtigallen!
Tanzend verstreun auch die Blüten den Duft;
Tanzend noch entwehn sie dem Baum, und fallen!

Mädchen, euch blüht!
Jugend, sie entflieht:
Aber sie entflieh' euch im Tanz und Lied.

Die Alten.

Zwar tanzlos, schauen wir, doch, singend,
Der Jugend Tanz aus kühler Ruh,
Durch Wein und Anschaun uns verjüngend,
Und rufen euch ein Bravo zu.

Die Jungen.

Fall' auch die Blüt'; o du Sommer, du färbst
Saftige Morell' und gesprengte Pflaume!
Prangt doch die Birn' und der Apfel im Herbst,
Pfirsich, Aprikos' und Brunell' am Baume!
Jugend, wir sehn
Heiter dich verwehn,
Zeitige die Frucht nur gesund und schön!

Die Alten.

O junger Fraun und Männer Blüten,
Wir haben gern euch aufgemerkt!
Was abblüht, wird euch Frucht vergüten:
Sie blüht und duftet auch, und stärkt!

Die Jungen.

Rasch dann zu Tanz und Gesang und ertönt!
Rascher, o Schalmein, und ihr hellen Geigen!
Jünglinge hebt, und die Mädchen verschönt,
Frölicher Gesang in dem Frühlingsreigen!
Frölich vom Schmaus
Ruhen wir dann aus,
Gehen dann selbander vergnügt zu Haus!

Die Alten.

Rothwangig Mädchen, komm und setze
Dich erst ins kühle Dunkel hier!
Hör' an des alten Manns Geschwätze,
Und ruh' ein wenig neben mir!

4.

Waldgesang.

Grüne Dämmerung des Haines
Schattet uns umwebend.
Sanfter Glanz des Sonnenscheines
Blinkt durch Laub, es blinkt des Weines
Glanz entgegen bebend.

Heitres Auges ruhn wir alle
Unter blauem Himmel,
Hell erklingen uns Krystalle,
Mit Gesang und Vogelschalle
Durch das Laubgewimmel.

Mägdlein, frischer heut und röther,
Schaffen Reiz dem Feste:
Sonnenhell der Augen Aether,
Schalten sie, wie leichtgewehter
Blumenduft im Weste.

Schmachtend singt aus jungen Sprossen
Filomel'; o höret!
„Bald ist unsre Zeit verflossen!
„Liebt und freut euch, ihr Genossen,
„Weil der Frühling währet!

5.

Am Geburtstage.

Schmückt Tafel und Gemach,
Und spült die grofsen Gläser!
Denn heut ist Feiertag,
Und ich bin Festverweser!
Heut schmause grofs die grofse Schaar!
Nur Ein Geburtstag kommt im Jahr!

Chor.

Heut schmause grofs die grofse Schaar
Nur Ein Geburtstag kommt im Jahr!

Heut sitzen um den Tisch
Die Alten mit den Jungen:
Ein lustiges Gemisch,
Verklärt an Aug' und Zungen.
Dem Wohlgebornen tönt der Dank
Der Wohlgeburt mit Gläserklang.

Chor.

Dem Wohlgebornen tönt der Dank
Der Wohlgeburt mit Gläserklang.

Wir sehn die Kinder an,
Und denken was wir waren.
Wir sehn den Aldermann
Mit abgebleichten Haaren;
Er lächelt freundlich: Nur gemach!
Ihr jungen Leutchen kommt schon nach!

Chor.

Er lächelt freundlich: Nur gemach!
Ihr jungen Leutchen kommt schon nach!

Ja manches Jahr verschwand;
Wir werden täglich älter!
Bald liebt man warm Gewand
An Haupt und Füßen kälter.
Man steiget langsam auf und ab,
Und wandelt ehrenfest am Stab.

Chor.

Man steiget langsam auf und ab,
Und wandelt ehrenfest am Stab.

Doch mag der Jahre Frost
Das Jugendfeuer lindern;
Der Gute bleibt getrost,
Und scherzet gern mit Kindern.
Er sizt an warmer Sonne wohl;
Doch nie verdreht sich ihm der Pol.

Chor.

Er sizt an warmer Sonne wohl;
Doch nie verdreht sich ihm der Pol.

Er höret gern bei Nacht
Den Liebesvogel flöten,
Und schaut auch überwacht
Mit Lust des Morgens Röthen,
Stralt auch der Menschheit Morgen auf;
Er grämelt nie dem neuen Lauf.

Chor.

Stralt auch der Menschheit Morgen auf;
Er grämelt nie dem neuen Lauf.

Er forscht, ob gut es sei,
Was jezo neues waltet.
Das alte war auch neu,
Und noch so neues altet.
Sagt nur sein Herz ihm: das ist gut!
So liebet ers mit Jünglingsmut.

Chor.

Sagt nur sein Herz ihm: das ist gut!
So liebet ers mit Jünglingsmut.

Nie schwankt er her und hin
Er steht mit sich im Bunde.
Gegründet steht sein Sinn
Auf festem Felsengrunde.
Er liebt des Guten Blüt' und Frucht,
Und hasset Trotz und Eigensucht.

Chor.

Er liebt des Guten Blüt' und Frucht,
Und hasset Trotz und Eigensucht.

Sein Herz, von Hefen rein,
Wird geistig nur, nicht sauer.
Er wird, wie edler Wein,
Veredelt durch die Dauer.
Durch weiser Worte Labetrunk
Erhöht er kühner Thaten Schwung.

Chor.

Durch weiser Worte Labetrunk
Erhöht er kühner Thaten Schwung.

O Freund, uns ward dein Geist
Gutedel schon gekeltert;
Er gohr sich klar, und fleufst
Wie Balsam nur geältert.
Klingt an! Noch viele Jahre so!
Und auch das lezte lebensfroh!

Chor.

Klingt an! Noch viele Jahre so!
Und auch das lezte lebensfroh!

6.

Der Jäger *).

Es lohnet mir heute
Mit doppelter Beute
Ein gutes Geschick.
Der redliche Diener
Bringt Hasen und Hühner
Beladen zurück.
Hier sind ich gefangen
Auch Vögel noch hangen.
Es lebe der Jäger!
Es lebe sein Glück!

---

*) Aus Göthe's Gedicht: *verschiedene Empfindungen an Einem Platze.* Die vorhergehenden Strophen stehn in Reichardts *Lieder der Liebe und Einsamkeit*, wohinein der Jäger nicht paßte.

7.

Abendstille.

Schön am Abend, schön
Glühen Wald und Höhn,
Glüht die Zitterwelle,
Wo der Schwan auf Golde schwimmt;
Und dem Ostgewölk entglimmt
Roth des Mondes Helle.

Haucht in warmer Luft,
Haucht des Grases Duft,
Das in Schobern stehet.
Um uns her am Wassersaum
Regt sich Halm und Blättchen kaum;
Nur die Pappel wehet.

Hier zum Duft des Heus
Duften, roth und weiſs,
Ros' und Nachtviole;
Hier, an gelber Blüte reich
Hochgerankt von Zweig auf Zweig
Schlanke Kaprifole.

Auf der Bretterbank
Tönt uns still Gesang
Ferner Nachtigallen.
Still auch säuselt Blatt und Rohr:
Still, o Freunde, laſst den Chor
Durch die Still' erschallen.

Ist dir wohl und traut,
Klaffe nicht zu laut
Von der Seel' Empfindung!
Herzensflamme glühet mild,
Strudelt nie, noch tobt und brüllt,
Wie Vesuvs Entzündung.

Eingeschmiegt und warm
Wie die Braut im Arm,
Halte dein Entzücken.
Stammelnd von der Lippe strömt
Seelenrede, hold verschämt
Und aus trunknen Blicken.

Nie mit schwerem Schwung
Wägt Begeisterung
Brausend ihr Gefieder;
Leise schwebend, kaum gesehn,
Säuselt sie aus lichten Höhn
Schwanenklang hernieder.

Kindlein unbewußt
Horchen auf mit Lust
Nach dem süßen Klange;
Aber Jungfrau, Mann und Greis,
Von des Liedes Seele heiß,
Stehn, und sinnen lange.

8.

Die Ruhe.

Wir mögen uns der Sorg entschütteln,
Wofern uns Sorge wagt zu nahn!
Gellickten und gestickten Kitteln
Ist Sorg' als Vorrecht zugethan.
Nicht hohes und nicht niedres Leben
Das schleudert seinen Weg so eben,
Und stolpert nie bergab bergan.

Selbander ruht man hier im Grase,
Vergnügt wie Hirt und Schäferin,
Und trägt nicht hoch noch tief die Nase,
Nein immer grade vor sich hin.
Denn vor uns duftets, grünt und wehet!
Denn vor uns ruft die Blum', o sehet,
Wie schön ich unter Schönen bin.

Ja, Blümchen, schön hat dich gekleidet
Der gute Geist voll Lieb' und Macht;
Daſs wohl ein Salomo dich neidet
In seiner buntgestickten Pracht.
Ihr Vöglein dort mit bunten Schwingen,
Wer nährt, wer herbergt euch? Sie singen:
Der gute Geist hat uns bedacht!

O singt sie nach, die Lobgesänge,
Wie Vöglein, sorglos und vergnügt!
Wer ist, der seiner Lebenslänge
Hinzu nur Eine Spanne fügt?
Warum denn stolz das Haupt erheben,
Und weit hinaus nach Zukunft streben?
Genieſst! die Gegenwart genügt!

Wohl dem, der immergleiches Mute
Sein Loos empfängt, gefaſst und stät;
Der, tref ihn Schlimmes oder Gutes,
Nie kreucht noch fliegt, nein vorwärts geht!
Er dankt; wo Saat zu Frucht gedeihet;
Auch Miswachs nimmt er unbereuet,
Wer treu geackert und gesät.

Wir wenden auch den blauen Lüften
Vom schönen Feld die Blicke zu,
Und träumen uns wie Lämmertriften
Die Wölkchen dort gestreckt in Ruh.
Des Grofsen Träumerein sind gröfser,
Allein, die grofsen Wolkenschlösser
Vergehn, wie unsre Heerd' im Nu.

Wann ihm sein Wolkenschlofs verschwindet,
So folgt oft Sturm und Regen nach;
Doch unsre Lämmertrift verkündet
Auch Heiterkeit dem andern Tag.
Zwar wenig Kummer macht uns Morgen:
Sein wir für heute nur geborgen;
Was morgen kommen will, das mag.

9.

Waldlied.

Waldnacht! Jagdlust!
Leis' und ferner
Klingen Hörner,
Hebt sich, jauchzt die freie Brust.
Töne, töne nieder zum Thal
Freun sich, freun sich allzumal
Baum und Strauch beim muntern Schall.

Klinge Bergquell,
Epheuranken
Dich umschwanken,
Riesle durch die Klüfte schnell;
Fliehet, flieht das Leben so fort,
Wandelt hier, dann ist es dort,
Hallt, zerschmilzt ein lustig Wort.

10.

Dem Weine.

Erwacht ihr Melodieen
Und tanzt auf den Saiten dahin,
Ha! meine Augen glühen,
Alle Sorgen erdwärts fliehen,
Und himmelwärts flattert der jauchzende Sinn.

In goldenen Pokalen
Verbirget die Freude sich gern,
Es funkeln in den Schaalen
Ha! des Weines liebe Strahlen,
Es regt sich die Welle ein schimmernder Stern.

In tiefen Bergesklüften
Wo Gold und der Edelstein keimt,
In Meeres fernen Schlüften
In des Adlers hohen Lüften,
Nirgend Wein wie auf glücklicher Erde schäumt.

Gern mancher sucht in Schlünden,
Wo selber dem Bergmann graut,
In felsigen Gewinden,
Könnt' er die Wonne finden,
Die so freundlich uns aus dem Becher beschaut.

Mailied.

Wie herrlich leuchtet
Mir die Natur!
Wie glänzt die Sonne,
Wie lacht die Flur!

Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch.

Und Freud und Wonne
Aus jeder Brust,
O Erd', o Sonne,
O Glück, o Lust!

O Lieb', o Liebe,
So golden schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn,

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich,
Wie blickt dein Auge,
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft;

Wie ich dich liebe
Mit warmen Blut,
Die du mit Jugend
Und Freud' und Mut.

In neuen Liedern
Und Tänzen gieb'st!
Sei ewig glücklich,
Wie du mich liebst.

12.

Der Frauentanz.

Die Mädchen.

Mit heran in den Tanz,
Wer den jugendlichen Kranz
Ungefälscht auf der Scheitel bewahret!
Mit heran! wir verstehn,
In dem Reigen uns zu drehn,
Wie er mischt, wie er trennt, wie er paaret!

Die Weiber.

Sacht, ihr Kinder!
Tanzt gelinder!
Schont auf unsern Ehrentanz!
Unsre Hauben,
Mögt ihr glauben,
Sind so gut, wie euer Kranz!

Die Mädchen.

Ins Gesicht uns geschaut,
O ihr Tänzer, ob die Braut,
Wie im Kranz, in der Haub' euch gefalle!
O wie schön! o wie jung!
In der Wendung und dem Sprung
Wie gewandt und wie leicht sind wir alle!

Die Weiber.

Liebe Männer,
Ihr seid Kenner;
Rühmt doch unsrer Hauben Schnitt!
Lafst die Tollen
Drehn und rollen!
Tanzt bedachtsam, Schritt vor Schritt!

Die Mädchen.

Ja gedreht! ja gerollt!
Wie die Regel es gewollt!
Mit hinauf, mit hinab! in die Runde!
Uns gefast in den Arm,
Dafs der Athem, so warm!
Sich begegn' an der Wang' und dem Munde!

Die Weiber.

Wir auch schreiten,
Gleich den Bräuten,
Noch verliebt und ehlich treu!
Freundlich blickend,
Händedrückend,
Gehn wir uns im Tanz vorbei!

Die Mädchen.

O verliebt und getreu,
Ungekettet noch und frei,
Sind die Jungen so gut, wie die Alten!
Wo du, Bursch, mir entgehst,
Und nach andern dich drehst!
Ich versteh', in dem Garn dich zu halten!

Die Weiber.

Mit Gelächter
Liebe Töchter
Hören wir das Liebeln an!
Unsre Kette
Führt zu Bette
Unsern wackern Herzensmann!

Die Mädchen.

Nur Geduld! mit der Zeit
Ist das Bettchen auch bereit;
Und die Braut wird geraubt aus dem Tanze!
Wann die Haub' uns geziemt,
Sei das Häubchen auch gerühmt!
Doch zuvor noch gehüpft in dem Kranze!

Alle.

Dann so friedlich
Und gemütlich
Tanzen wir den Weiberschritt!
Nach der Weise
Tanzet leise
Auch das fromme Männchen mit!

13.

Der Tag Gottes.

Die Sonne kommt, seht, Gottes Tag erscheinet!
Schon gluhn die Berg' im Stral,
Vom Flor der Dämmrung luftiger gebräunet,
Entwirrt sich grünes Thal!

Chor.

Willkommen, o Tag in dem Glanz!
Uns winkt zu Gesang und zu Tanz
Dein rosiger Kranz!

Umhüllt von Nacht des Todes, sah vergebens
Des Menschen Geist nach Trost!
Doch endlich, endlich, wehte Hauch des Lebens,
Und röther ward der Ost!

Chor.

Willkommen, o Tag in dem Glanz!
Uns winkt zu Gesang und zu Tanz
Dein rosiger Kranz!

Der Kauz und Uhu flieht mit Jammerklage,
Das scheue Raubthier flieht!
Froh schafft der Mensch sein Werk am jungen Tage,
Und singt sein Morgenlied!

Chor.

Willkommen, o Tag in dem Glanz!
Uns winkt zu Gesang und zu Tanz
Dein rosiger Kranz!

Ihm flammt, von Traum in Nachtgraun unbethöret
Sein heitres Aug empor;
Und Geist und Herz, in Gottes Licht geklaret,
Keimt edle That hervor!

Chor.

Willkommen, o Tag in dem Glanz!
Uns winkt zu Gesang und zu Tanz
Dein rosiger Kranz!

Wie Brüder wohnt man frank und gleich beisammen;
Kein Heuchler fröhnt, kein Knecht!
Nicht Willkühr tobt; nicht Wahn und Trug verdammen!
Vernunft nur herrscht und Recht!

Chor.

Willkommen, o Tag in dem Glanz!
Uns winkt zu Gesang und zu Tanz
Dein rosiger Kranz!

O Gottes Tag, der Menschheit Wiederbringer,
Erleucht uns, hell und warm!
Erleucht' auch ihn, den Trofs der Menschenzwinger
Und dunkler Priester Schwarm!

Chor.

Willkommen, o Tag in dem Glanz!
Uns winkt zu Gesang und zu Tanz
Dein rosiger Kranz!

13.

Lob des Weins.

Der Wein, der Wein ist Goldes werth,
Er lindert alle Schmerzen;
Er macht den Dummen hochgelehrt
Und bessert böse Herzen;
Giefst Feuer in des Alten Blut,
Und macht den Menschen froh und gut!

Alle.

Der Wein verjüngt des Alten Blut
Und macht den Menschen froh und gut!

Ein Freudengeber bist du Wein,
Verscheuchest trüben Kummer,
Flöfs' kalten Herzen Liebe ein,
Giebst Kranken sanften Schlummer.
Du öfnest böser Menschen Herz
Und ringerst manchen herben Schmerz.

Alle.

Du öfnest böser Menschen Herz
Und ringerst manchen herben Schmerz.

Beim Wein drängt sich kein Stolzer vor
Er ehret seines gleichen,
Der mutlos war, hebt sich empor,
Versteht dem Geck zu weichen.
O Wein! du bist der Künstler Ruhm,
Und Freundschaft ganz dein Eigenthum.

Alle.

O Wein! du bist der Künstler Ruhm,
Und Freundschaft ganz dein Eigenthum.

15.

Trinklied.

Weg mit den Grillen und Sorgen,
Brüder es lacht ja der Morgen
Uns in der Jugend so schön!
Laſst uns die Becher bekränzen,
Laſst bei Gesängen und Tänzen
Uns durch die Pilgerwelt gehn,
Bis uns Cypressen umwehn.

Chor.

Laſst uns die Becher bekränzen,
Laſst bei Gesängen und Tänzen
Uns durch die Pilgerwelt gehn,
Bis uns Cypressen umwehn.

Flüchtig verrinnen die Jahre!
Schnell von der Wiege zur Bahre
Trägt uns der Fittig der Zeit.
Noch sind die Tage der Rosen;
Schmeichelnde Lüftchen umkosen
Busen und Wangen uns heut;
Brüder geniesset die Zeit!

Chor.

Noch sind die Tage der Rosen;
Schmeichelnde Lüftchen umkosen
Busen und Wangen uns heut;
Brüder geniesset die Zeit!

Fröhlich zu wallen durchs Leben,
Trinken vom Safte der Reben,
Heifst uns der Wille des Herrn.
Auf dann, ihr fröhlichen Zecher!
Singt seine Güte beim Becher!
Fröhliche sieht er so gern;
Preiset den gütigen Herrn!

Chor.

Auf dann, ihr fröhlichen Zecher!
Singt seine Güte beim Becher!
Fröhliche sieht er so gern;
Preiset den gütigen Herrn!

Sehet in Osten und Westen
Keltert man Trauben zu Festen,
Gott gab zur Freude den Wein!
Gott schuf die Mädchen zur Liebe,
Pflanzte die seligsten Triebe
Tief in den Busen uns ein;
Liebet, und trinket den Wein!

Chor.

Gott schuf die Mädchen zur Liebe,
Pflanzte die seligsten Triebe
Tief in den Busen uns ein:
Liebet, und trinket den Wein!

Dräut euch ein Wölkchen von Sorgen,
Scheucht es durch Hofnung bis Morgen,
Hofnung macht alles uns leicht;
Hofnung du sollst uns im Leben
Liebend und tröstend umschweben,
Und wenn Freund Hain uns beschleicht,
Mache den Abschied uns leicht!

Chor.

Hofnung du sollst uns im Leben
Liebend und tröstend umschweben,
Und wenn Freund Hain uns beschleicht,
Mache den Abschied uns leicht!

16.

Das Nachleben.

Jung ist alles heut und fröhlich;
Denn der Tag ist schön;
Und die Weiblein hüpfen wählich,
Troz den jungen Rehn.
Alter Mann, du lachst der Sprünge,
Fröhlich, aber alt?
Sezt euch, Freund', ein Lied erklinge
Durch den grünen Wald.

Seht, der Vater nickt uns dankend!
Hier euch ausgestreckt,
Wo der dünne Schatten wankend
Uns den Rasen fleckt,
Liebst du mehr der Wärm', o Alter?
Mädchen machen warm!
Nimm die Wild', und stem' als Walter
Unserm Mädchenschwarm.

Ernsthaft, Kinder! hier vor Jahren
War der Alt' auch jung,
Und mit ungebleichten Haaren
That er manchen Sprung.
Künftig reden wir von Tugend
Und von alter Zeit,
Wann die ausgelaſsne Jugend
Allzu wild sich freut.

Schaut an jenem Baum die Namen,
Meist verwachsen schon!
Sie, die jung hieher einst kamen,
Sind nun all' entflohn.

Ihr nur werdet angedeutet,
Die ihr Stadt und Land
Einst durch gute That erfreutet;
Mehr sind unbekannt.

Heil dem Alter, dess Gedächtnis
Kind und Enkel liebt;
Der der Nachwelt zum Vermächtnis
Thaten übergiebt!
Ob wie Schatten auch verschwebet
Auf Geschlecht Geschlecht;
Wer was Gutes that, der lebet
Erst im Tode recht!

Tönt durch alle Zeit, Gesänge,
Tönt dem guten Dank,
Der uns schuf die Schattengänge
Und die Rasenbank!
Ihn im jungen Lenz besinget
Hier die Nachtigall;
Ihm in schwüler Nacht erklinget
Horn und Wiederhall!

Aus des neuen Lebens Sterne
Schwebt er oft herab,
Durch die Bäum' und schauet gerne
Freuden, die er gab.
Horcht, wie sanft ein leiser Schauer
Von dem Wipfel fleufst!
Gebt, so rufts, dem Leben Dauer!
Dank dir, guter Geist!

17.

Der frohe Geburtstag.

Sonderbar!
Vier und vierzig Jahr,
Und noch immer lustig!
Schenkte mir ein Mädchen ein
Und, versteht sich, guten Wein;
Auszutrinken wußt' ich!

Sonderbar!
Vier und vierzig Jahr,
Und verliebt noch immer!
Bot ein Mädchen mir den Mund,
Und versteht sich, klein und rund;
Ich verschmäht ihn nimmer!

Ei fürwahr!
Warum sonderbar?
Seht mir doch mein Mädchen!
Nicht die Parce, Sie allein
Spinnt und feuchtet oft mit Wein
Meines Lebens Fädchen!

18.

Geschwisterlied.

Wir wollen unser lebenlang
Uns süfsen Freuden weihen!
Der Wiese Duft, der Waldgesang
Soll immer uns erfreuen!
Uns grünen Saaten, Trift und Hayn,
Uns rauschen Wasserfälle,
Uns mahlt des Himmels Wiederschein
Roth, weifs und blau die Quelle.

Aus Blumenkelchen lächelt uns
Der süfse Blick der Freude!
Wir sehen ihn und freuen uns
Wie Lämmer auf der Weide!
Es danket unser frohe Blick
Dem Gott, der uns ins Leben
Gerufen, und so manches Glück
Aus Vaterhuld gegeben.

So wallen wir auf sanfter Bahn
Der Freude stets entgegen.
Uns lächelt mancher gute Mann,
Und giebt uns seinen Seegen!
Auch ist der Freunde Zahl nicht klein,
Die gern sich an uns schliessen.
Wie seelig ist's, ein Mensch zu seyn,
Und Freundschaft zu geniessen!

O dafs wir alle Hand in Hand
Durchs Leben könnten gehen,
Und unser liebes Vaterland
Mit Thränen wiedersehen!
Und an dem Ziele noch zugleich
(So wolle Gott uns lenken!)
Mit Ruhe, reifen Früchten gleich,
Das Haupt zur Erde senken.

19.

Gesellschaftslied.

Unser Leben, sagen Weise,
Sei ein kurzer Morgentraum,
Andre sagen, eine Reise,
Ja nur einer Welle Schaum.

Ist es leichter Schaum der Welle
Die der Zeiten Lauf verschlingt,
Sei Champagner Wein die Quelle,
Der sich dieser Schaum entschwingt.

Ist das Leben eine Reise!
Nehmt die leicht'sten Wagen nur,
Folget auf dem flachsten Gleise
Immer des Vergnügens Spur.

In der Lieb' und Freundschaft Armen
Träumt des Lebens kurzen Traum;
Glückt es euch so zu erwarmen
Seelger ist das Wachen kaum.

Traum und Reife, flücht'ge Welle,
Lafst, was auch das Leben sei,
Ungenuzt auf alle Fälle
Ungenossen nicht vorbei.

Stärker durch den Saft der Reben,
Fliehet Trägheit und Verdrufs;
Eilet Freunde, eilt zu leben,
Eilt zur That und zum Genufs.

20.

Trinklied.

Trinkt, und füllt ohn Unterlafs
Den Pokal, den Rosen kränzen;
Bis wir gleich dem Wein im Glas
Gleich des Kranzes Rosen glänzen!
So verachtet wollen wir
Alles Gold in Schicht und Schachten,
Wollen auch der Ruhmbegier
Auch der Liebe selbst nicht achten!

Heut ist unser! Lafst das Heut,
Freund', uns so behäglich halten,
Dafs es schier ihm selber reut,
Sich in Morgen umzustalten!
Heute lacht uns noch die Welt,
Heut ist alles wohl geborgen.
Guten Göttern heimgestellt
Bleibe, bis er kommt, der Morgen.

21.

Lied.

(Als der Dichter auf den Alpen eine Traube fand.)

Der Dichter liebt den guten Wein;
Und singt er wirklich gut,
So sagt die Reb' ihm niemals nein;
Gleich ist die beste Traube sein,
Und opfert ihm ihr Blut.

Der Dichter liebt die Mägdelein,
Und freit er nicht zum Scherz,
So willigt bald die Mutter ein;
Gleich ist das beste Mädchen sein,
Und opfert ihm ihr Herz.

Drum möcht ich für mein Leben gern
Ein guter Dichter sein;
Denn Gold und Rang und Band und Stern,
Und alles andre, gäb' ich gern
Für Mädchen und für Wein.

22.

Das Wintermahl.

Immerdar mit Schnee und Eis
Laſs den Winter schalten!
Wer vom Winter Böses weiſs,
Mags für sich behalten!
Dichtgedränget Mann und Weib,
Pflegen wir mit Punsch den Leib;
Wie den Fuchs die Grube,
Warmet uns die Stube.

Tadel hört der Winter viel:
Manchem wirds zu lustig,
Wann er athmet, dem zu kühl,
Dem zu dumpf und duftig;
Manchem dünkt im weissen Schnee
Gar zu einfach Land und See;
Gern zum Lappen schöb' er
Ewiges Gestöber.

Uns auch machen Nord und Ost
Oft den Pol zu duster;
Und was unser Dach umtost
Dünkt uns kein Geflister.
Doch das engverschlofsne Haus
Heitert Wärm' und froher Schmaus.
Uebels kommt zum Uebeln
Durch das starre Grübeln.

Könnten wir den alten Pol
Wie ein Uhrwerk stellen;
Welschlands Sonne sollt' uns wohl
Paradies' erhellen!
Aber gränlich kreist der Bär
Dort um unsre Scheitel her,
Vom beschneiten Nacken
Schütteln Reif und Zacken!

Auf, den Frühlingsgeist geschöpft
Mit geschweifter Kelle!
Wenig Tropfen eingetröpft
Schaffen Mild' und Helle!

Ja von Paradieseslenz
Gebt ihr uns die Quintessenz,
Zucker, Rack, Citronen
Kinder heisser Zonen!

Freundlich mischen euren Saft
Weiblein oder Horen.
Wer ihn trinkt, fühlt Götterkraft,
Fühlt sich neugeboren.
Hell in heller Gläser Klang
Stimmt melodischer Gesang;
Aller Aug' entdunkelt
Strahlt vor Lieb' und funkelt.

Wenn ihr gleich dem Schneemann kalt
Und erfroren wäret;
Gleich dem Schneemann würd' euch bald
Haupt und Hirn verkläret!
Hühnerschultrig, wohlgebaucht,
Prangt die schneeige Durchlaucht;
Vor der Augen Flamme
Stammet Kind und Amme.

23.

Winterreigen.

Tänzer.

Sei, Winter, gegrüfst, du freundlicher Greis!
Dir huldiget Land und See!
Du brücktest die Flut mit schlüpfrigem Eis,
Du bahntest den Weg mit Schnee!
Zum Tanz, Violin' und Flöte,
Zum Tanz auch getönt, Trompete!
Juchhei! Dalderal!
Lobsingt in den Schall!
Und tanzt euch die Wang' in Röthe!

Trinker.

Wir tanzen nicht! Uns wärmt der Pelz!
Nur Wärm' ist unser Wunsch!
Kamien, wir häufen dein Gehölz,
Und trinken warmen Punsch!
Zum Trunk ertön' Trompete!
Zum Trunk, Violin' und Flöte!
Juchhei! Dalderal!
Lobsingt in den Schall!
Und trinkt euch die Wang' in Röthe!

Tänzer.

Ihr Fröstlinge schweigt, in Pelze gehüllt,
Und löset die Gicht in Schweifs!
Wir sorgen, ihr nährt die Flamme zu mild;
Wir sorgen, ihr trinkt zu heifs!
Euch kälteten Eis und Flocken;
Euch puderte Reif die Locken!
Juchhei! Dalderal!
Lobsingt in den Schall!
Dafs Athem und Blut nicht stocken.

Trinker.

Wir trinken, lacht ihr Spötter auch,
Den Ehrentrunk dem Reif!
Ist sichtbar dich des Mundes Hauch,
Ist Hand und Fuſs doch steif!
Der Spötter tanzt entschleiert!
Sei, Winter, im Pelz gefeiert!
Juchhei! Dalderal!
Lobsingt in den Schall!
Von Punsch und Kamien durchfeuert!

Tänzer.

Im Schlitten erwärm', o Muf und o Pelz.
Und Balg um den Fuſs gesackt!
So gleitet man rasch durch Flur und Gehölz,
Daſs knirret der Schnee und knackt!
Wie säuselten scharf die Lüfte!
Wie wölbte sich Schnee in Klüfte!
Juchhei! Dalderal!
Lobsingt in den Schall!
Wie blühten des Reifs Gedüfte!

Trinker.

Wir lenkten, dals des Schlittens Lauf
Entflog im Schellenklang!
Jezt halb erstarret, thaun wir auf,
Bei Glut und warmem Trank!
Euch blies der Dampf am Nacken,
Und fror an den Pelz in Zacken!
Juchhei! Dalderal!
Lobsingt in den Schall!
Froh hören wir See'n dich knacken!

Tänzer.

O Winter, gekränzt mit Efeu, wie gleifst
Von duftigem Reif dein Kranz!
Du lüftest die Luft, du stählest den Geist,
Und hebst den Fufs zum Tanz!
Wir fliegen den Tanz im Kreise,
Als flögelt uns Stahl auf Eise!
Juchhei! Dalderal!
Lobsingt in den Schall!
Lobsinget mit Tanz dem Greise!

Trinker.

Wer recht den Winter ehren will,
Der brauet Punsch und trinkt!
Ins Feuer gaffend, denkt er still
Wie Glut in Asche sinkt!
Ob laut des Nords Geblase
Im hohlen Kamlen auch rase;
Juchhei! Dalderal!
Lobsingt in den Schall!
Mit wärmendem Punsch im Glase!

Tänzer.

Wir Tanzenden schaun am heiteren Blau
Dort Mond und Gestirn im Tanz!
Es flimmert umher die schneeige Au,
Es flimmern die Bäum' im Glanz!
O ballte der Schnee, ihr Zecher!
Wir hohlten euch ab vom Becher!
Juchhei! Dalderal!
Lobsingt in den Schall!
Wir würfen mit Schnee, als Rächer!

Trinker.

O Tänzer, singt nicht weiter Holm!
Der Punsch hat uns verklärt!
Da liegen ja die Pelze schon
Nur erst das Glas geleert!
Wohlauf! nun reckt die Glieder!
Ein Mädchen gehascht, ihr Brüder!
Juchhei! Dalderal!
Lobsingt in den Schall!
Und tummelt es auf nieder.

24.

Mailied.

Hinweg mit den Sorgen!
Mit freundlichem Stral
Umschmeichelt der Morgen
Das liebliche Thal.
Der Finkenbusch flötet;
Und wer sich nicht freut
Wie Finken, der tödtet
Das Leben der Zeit.

Was soll hier die Grille,
Wo, hell überblüht,
Die heimliche Stille
Die Laube bezieht?
Den blühenden Hallon
Entflattert der Kranz,
Wie schwebendes Wallen
Der Locken im Tanz.

Zur Feier der Freude! —
Dies tönet, dies hallt
Der Garten, die Weide,
Der Fels und der Wald! —
Blikt nimmer ins Weite,
Was dort wird entblühn;
Sorgt lieber von Heute
Die Renten zu ziehn!

Uns leuchtet auf Erden
Nur heutiges Licht:
Was sein soll, wird werden;
Wir machen es nicht:
Wir blicken indessen
Zum Vater hinan,
Der nimmer vergessen
Der lieben nur kann.

Der Wald ist voll Weihe
Der Lieb' und die Luft
Der tönenden Bläue
Voll Lerchen und Duft.

Und Wesen unzällig,
Gesang und Geschrei,
Und alles ist selig,
Und alles ist Mai! —

Vom Halmgewicht zittert
Das wogende Feld.
Der Flieder umgittert
Das ländliche Zelt,
Das einsam und hirtlich
Der Friede gebaut;
Er baut es so wirtlich
So still und vertraut.

Wann Lunen die Feier
Der Fluren empfängt,
Und silbern ihr Schleier
Die Waldung umhängt;
Dann sizt man so sinnig
Im Grünen allein
Und schmiegt in sich innig
Sich selber hinein.

Da ist es, als käme
Die Ruhe zum Harm
Der Menschen, und nähme
Die Welt in den Arm;
Und spräche zum Kläger:
Steh' auf von der Pein!
Und siehe dies Lager
Von Blüten ist dein! —

Da läfst das Getümmel
Der Welt von uns ab!
Da sprechen vom Himmel
Die Sterne herab:
Was hängst du am bunten
Verweslichen Tand,
Bewohner dort unten,
Du bist uns verwand.

Abendlied

Das Tagewerk ist abgethan.
Gieb Vater, deinen Segen!
Nun dürfen wir der Ruhe nahn;
Wir thaten nach Vermögen.
Die holde Nacht umhüllt die Welt,
Und Stille herscht in Dorf und Feld

Ohn' Ende kreifst der Rundelauf
Der eitlen Lebenssorgen:
Den Müden nimmt der Abend auf;
Ihn wekt der andre Morgen.
Man trachtet, hoft, genieſst, wird satt;
Groſs siehts, wer wünscht, und klein, wer hat.

Aus Lieb hat uns der Vater Schweifs
Und Arbeit auferleget.
Des Leibes Wohl gedeiht durch Fleifs;
Der Geist auch wird erreget,
Und strebt aus eitler Sorgen Tand
Empor zu Gott, der ihn gesandt.

Wann du getreu vollendet hast,
Wozu dich Gott bestellte;
Behaglich fühlst du dann die Rast
Vom Thun in Hitz' und Kälte.
Am Himmel blinkt der Abendstern,
Und zeigt noch befsre Rast von fern.

Auf Halm und Blume läfst geheim
Der Vater Labsal thauen;
Mit lassem Kniee wandert heim
Der Mensch aus kühlen Auen:
Ihn bettet Gott zu susser Ruh,
Und zieht des Dunkels Vorhang zu.

Er aber sorgt indefs und wacht
Für uns mit Vatergnade,
Dafs nicht ein Unfall wo bei Nacht
An Leib und Gut uns schade.
Wir ruhn uns selber unbewufst,
Und wachen auf voll Kraft und Lust.

So ruhn wir, naht das Stündlein einst,
Im Rasenbett der Erde.
Was sinnest du am Grab' und weinst?
Gott ruft auch hier sein Werde!
Bald neugeschaffen stehn wir auf,
Und heben an den neuen Lauf.

Inhalt des ersten Hefts.

1. Naturfreude. Im Freien sind wir frei. Von *Voſs* und *Reichardt*. - S. 3

2. Minnelied. Wonne! Seht das Mailicht scheinen. Von *Haug* und *Himmel*. - 7

3. Frühlingstanz. O wie dem Mai die Natur sich verjüngt. Von *Voſs* und *Reichardt*. - 9

4. Waldgesang. Grüne Dämmerung des Haines. Von *Ebendenselben*. - - - 14

5. Am Geburtstage. Schmückt Tafel und Gemach. Von *Voſs* und *Zelter*. - 16

6. Der Jäger. Es lohnet mir heute. Von *Göthe* und *Reichardt*. - 22

7. Die Abendstille. Schön, am Abend schön. Von *Voſs* und *Reichardt*. - 23

8. Die Ruhe. Wir mögen uns der Sorg' entschütteln. Von *Voſs* und *Kunzen*. - 26

9. Waldlied. Waldnacht! Jagdlust! Von *Tieck* und *Reichardt*. - - 29

10. Dem Weine. Erwacht ihr Melodieen. Von *Ebendenselben*. - - 30

11. Mailied. Wie herrlich leuchtet. Von *Göthe* und *Gahler*. - - 32

12. Der Frauentanz. Mit heran in den Tanz. Von *Voſs* und *Reichardt*. - 35

13. Der Tag Gottes. Die Sonne kommt, seht, Gottes Tag. Von *Voſs* und *Schulz*. S. 39

14. Lob des Weins. Der Wein ist Goldes werth. Von *Kunzen*. 41

15. Aufmunterung zur Freude. Weg mit den Grillen und Sorgen. Von *Mahlmann* und *Bornhard*. 43

16. Das Nachleben. Jung ist alles heut und frohlich. Von *Voſs* und *Reichardt*. 49

17. Der frohe Geburtstag. Sonderbar! Von *Ebendenſelben*. 53

18. Geschwisterlied. Wir wollen unser Lebelang. Von *Stollberg* und *Rust*. 55

19. Gesellschaftslied. Unser Leben, sagen Weise. Von *Bevisch* und *Rust*. 57

20. Trinklied. Trinkt und füllt ohn' Unterlaſs. Von *Boie* und *Reichardt*. 59

21. Lied. Der Dichter liebt den guten Wein. Von *Baggesen* und *Reichardt*. 60

22. Das Wintermal. Immerdar mit Schnee und Eis. Von *Voſs* und *Reichardt*. 61

23. Winterreigen. Sei Winter gegrüſst. Von *Ebendenſelben*. 64

24. Mailied. Hinweg mit den Sorgen. Von *Tiedge* und *Naumann*. 70

25. Abendlied. Das Tagewerk ist abgethan. Von *Voſs* und *Zelter*. 74

Inhalt des zweiten Hefts.

1. Der Musensohn. Durch Feld und Wald zu schweifen. Von *Göthe* und *Reichardt*. S. 3

2. Rundgesang. Könnt ihr die Gottinn Freude zwingen. Von *Haug* und *Zumsteg*. 5

3. Die sieben Wünsche. Hätt' ich sieben Wünsch in meiner Gewalt. Von *Herder* und *Reichardt*. 7

4. Die Zufriedenheit. O selig wer mit dem zufrieden. Von *Koepken* und *Seidel*. 11

5. Lob des Weins. Auf grünen Bergen wird geboren. Von *Novalis* und *Reichardt*. 13

6. Abendlied. Kühl und labend sinkt der Thau. Von *Voght* und *Seidel*. 16

7. Meine Wünsche. Die Erd' ist ach so gros und hehr. Von *Blumauer* und *Lauska*. 18

8. Der Frühling. Wie die Zweige sich wölben. Von *S. Mereau* und *Seidel*. 20

9 Lebensgenufs. Freunde, jetzt da Jugendkraft. Von *Koepken* und *Reichardt*. 21

10. Tanzlied. Komm Mädchen schweb' an meiner Hand. Von *Ebendenselben*. 24

11. Trinklied. Der Wein erfüllt des Menschen Herz. Von *Mechler* und *Heyne*. 27

12. An die Freundschaft. Froh tönt mein Lied. Von *A.* und *Hummel*. 29

13. Die Liebe zur Freiheit. Der Ehre stolzer Glanz. Von *Gieseke* und *Frei.* S. 31

14. Die Menschengesichter. Dafs Menschen unter Menschen wandeln. Von *Ebendenselben.* 33

15. Das Privilegium. Ihr Freunde zankt nicht mit den Thoren. Von *Ebendenselben.* 35

16. Punschlied. Vier Elemente. Von *Schiller* und *Reichardt.* 38

17. Gleichmuth. Mich locket nicht der Schall der Ehre. Von *Jäger* und *Mozart.* 40

18. Zum Johannisfest. Das Fest der Freude ist erschienen. Von *Thilo* und *Reichardt.* 42

19. Zum Frühlingsanfang. Erwacht zum neuen Leben. Von *Jäger* und *Mozart.* 45

20. Trinklied. Was kümmert mich ein sumpfig Land. Von *Kozebue* und *Reichardt.* 48

21. Bruderlied. Wir wollen unser Lebenlang. Von *Stollberg* und *Reichardt.* 49

22. Die Zufriedenheit. Was frag' ich viel nach Geld und Gut. Von *A.* und *Mozart.* 51

23. Beruf zur Freude. Zu des Lebens Freuden. Von *Köpken* und *Reichardt.* 53

24. Freude der Kinderjahre. Freude, die im frühen Lenze. Von *Ebendenselben* 56

25. An die Freunde. Lieben Freunde! es gab schönre Zeiten. Von *Schiller* und *Zelter* 58

Neue Lieder

geselliger Freude.

Zweites Heft.

1.

Der Musensohn.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen wegzupfeifen,
So geht's von Ort zu Ort!
Und nach dem Takte reget,
Und nach dem Maafs beweget
Sich alles an mir fort.

Ich kann sie kaum erwarten
Die erste Blüth' im Garten,
Die erste Blüth' am Baum.
Sie grüfsen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich sing' ihn in der Weite.
Auf Eises Läng' und Breite,
Da blüht der Winter schön!
Auch diese Blüthe schwindet
Und neue Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

Denn wie ich bei der Linde
Das junge Völkchen finde
Sogleich erreg' ich sie.
Der stumpfe Bursche bläht sich,
Das steife Mädchen dreht sich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel,
Und treibt durch Thal und Hügel
Den Liebling weit' von Haus.
Ihr lieben holden Musen,
Wenn ruh' ich ihr am Busen
Auch endlich wieder aus?

2.

Rundgesang.

Könnt ihr die Göttin Freude zwingen,
Vom Himmel sich herab zu schwingen,
Und euch zu Priestern einzuweihn?
Chor. O Nein!
Wenn aber Kelche klingen,
Und traute Freunde singen,
Erscheint die Göttin da?
Chor. O Ja!

Kann's im Genusse seltner Speisen
Bei zeremoniellen Schmäusen
Dem freien Mann behaglich seyn?
Chor. O nein!
Dünkt aber nicht den Weisen
In brüderlichen Kreisen
Sein Mahl Ambrosia?
Chor. O Ja!

Kann ohne Lieder, Schäkereien
Und holde Mädchen, Wein erfreuen,
Selbst edler Kap- und Cyperwein?
Chor. O Nein!
Sind also Liebeleien
Und süsse Melodeien
Als Nektarwürze da?
Chor. O Ja!

So lasst hinfort zum Geist der Reben
Uns singen, und nach Küssen streben
Giebt's einen klügeren Verein?
Chor. O Nein!
Doch, wenns ins neue Leben
Wir endlich überschweben
Sind wohl auch Weine da?
Chor. O Ja!

3.

Die sieben Wünsche.

(Nach einem alten deutschen Liede.)

Ein Rundgesang.

Hätt' ich sieben Wünsch' in meiner Gewalt.
Was wünscht' ich?
Nicht Glück und Ehren mannichfalt,
Den schönsten, liebsten Aufenthalt,
Den wünscht' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Mann's Gewalt;
Nicht Glück und Ehren mannigfalt,
Lieb' ist der schönste Aufenthalt.

Der zweite Wunsch in meiner Gewalt?
Was wünsch' ich?
Nie sei des Freundes Herz mir kalt,
Nie sei mir Lieb' und Leben alt!
Das wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Mann's Gewalt;
Nie sei dein Herz dem Freunde kalt,
Nie sei uns Lieb' und Leben alt!

Der dritte Wunsch, und er ist mein:
Was wünsch' ich?
An andrer Glück mich zu erfreun,
Mit meinem Glück vergnügt zu seyn,
Das wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist unser insgemein;
Mit unserm Glück zufrieden seyn,
Macht uns an andrer Glück uns freun,

Der vierte ist in meiner Gewalt;
Was wünsch' ich?
Ein frisches Herz so lang' es wallt,
Bei Jugendkraft und wohlgestalt,
Das wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Mann's Gewalt:
Ein frisches Herz so lang' es wallt
Schafft Jugendkraft und Wohlgestalt.

Der Wunsch ist jetzt in meiner Hand;
Was wünsch' ich?
Verachtend Vorurtheil und Tand
Zu leben für mein Vaterland
Das wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Mannes Hand
Verachtend Vorurtheil und Tand
Ist Menschheit unser Vaterland.

Der sechste Wunsch in meiner Gewalt;
Was wünsch' ich?
Den süfsen Ruhm der nie verhallt,
Der aus dem Herzen wiederschallt
Den wünsch' ich.

Chor.

Der Wunsch ist in des Mann's Gewalt,
Der süfse Ruhm, der nie verhallt,
Ist der aus Herzen wiederschallt.

Der letzte Wunsch in meiner Gewalt:
Was wünsch' ich?
Ist der, den kaum die Lippe lallt,
Ein stiller Wunsch — Komm' er nur bald!
Den wünsch' ich.

Chor.

Des Herzens mächtigste Gewalt
Ist das, was kaum die Lippe lallt,
Ein stiller Wunsch — Komm er uns bald!

4.

Die Zufriedenheit.

O selig wer, mit dem zufrieden,
Was sein Geschick ihm hier beschieden,
Nach keinem höhern Glücke strebt!
Wer ohne Ruhmsucht, frei von Sorgen
Sich selbst sein Freund, der Welt verborgen
Hinab den Bach des Lebens schwebt.

Ihn trift kein Sturm; vom West umspielet
Wallt er durch Blumenufer, fühlet
Der reinen Ruhe höchste Lust.
Um ihn schwingt Freiheit ihr Gefieder,
Die Freude singt ihm süfse Lieder,
Der Himmel wohnt in seiner Brust.

Bleibt mir nur, was ich jetzo habe,
Auch weniger, und nur die Gabe
Der göttlichen Zufriedenheit:
Kann ich, bei Wein, mit Freunden singen,
So mag der Geiz nach Golde ringen:
Reich bin ich durch Genügsamkeit.

5.

Lob des Weins.

Auf grünen Bergen wird gebohren
Der Gott, der uns den Himmel bringt,
Die Sonne hat ihn sich erkohren,
Dafs sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen
Der zarte Schofs quillt still empor.
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschofs.
Er träumt von Festen und von Siegen,
Und baut sich manches luft'ge Schlofs.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt,
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
So lang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heilgen Schwellen,
Den trift ihr luftumwundner Speer.

So wie die Schwingen sich entfalten
Läfst er die lichten Augen sehn,
Läfst ruhig seine Priester schalten,
Und kommt heraus, wenn sie ihm flehn.

Aus seiner Wiege dunkeln Schoofse
Erscheint er im Kristallgewand,
Vorschwiegner Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre Lieb' und Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schaalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldnen Zeiten
Von jeher sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunknen Liedern aufgethan.

Er gab ihm seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und dafs es Keiner ihm darf wehren,
Macht Gott durch ihn es Allen kund.

6.

Abendlied.

Kühl und labend sinkt der Thau
Auf die Fluren nieder;
Rings auf blumenreicher Au
Tönen Hirtenlieder;
Flötenklang ergötzt das Ohr,
Abendglöckchen hallen,
Und im Haine schlägt ein Chor
Sanfter Nachtigallen.

Bald entzieht den letzten Strahl
Uns die schöne Sonne,
Aber noch belebt das Thal
Fröhlichkeit und Wonne.
Singend treiben wir zur Nacht
Heimwärts unsre Heerden,
Und vergessen, weggelacht
Sind des Tags Beschwerden.

Süfse Ruhe winket nun
Fleissigen entgegen.
Nach der Arbeit ist gut ruhn,
Schlummer ist dann Segen.
Unschuld in der weichen Brust
Schläft man ohne Sorgen
Und zu neuer Lebenslust
Weckt uns jeder Morgen.

Sinkt nun nicht mehr aufzugehn
Einst die Sonne nieder,
Sanft entschlummern wir und sehn
Uns in Eden wieder.
Süfs noch tönt Schallmeyenklang
Unsern matten Sinnen,
Und mit fröhlichem Gesang
Scheiden wir von hinnen.

7.

Meine Wünsche.

Die Erd' ist ach, so grofs und hehr,
Man sieht mit Lust sie an,
Wer halb sie nur besäfse wär'
Ein überreicher Mann;
Doch ach, an einem kleinen Platz
Hätt' ich schon einen grofsen Schatz!

Wohl sucht' ich zu dem Plätzchen mir
Den grünsten Hügel aus,
In freier Ebn' und baute hier
Ein schlecht und rechtlich Haus;
Und nistet als ein Vögelein
Mich da mit Weib und Kindern ein.

Hätt' ich dann noch ein Gärtchen dran,
So baut ich es mit Fleifs;
Das gäbe Kraut und Kohl mir dann
Für meinen baaren Schweifs.
Auch legt' ich manchen Pfirsichkern,
Denn Weib und Kinder naschen gern.

Und hätt' ich denn noch zwei bis drei
Verjährte Ohmen Wein;
Da reiste wohl kein Freund vorbei, ..
Er spräche bei mir ein,
Er tränke unsern Göttertrank
Und wir, wir wüfsten's ihm noch Dank.

Nur sei, mich alles des zu freun,
Mir noch ein Gut beschert,
Ein Gut, o! mehr als Freund und Wein
Und Haus und Gärtchen werth:
Die Freiheit! — wenn mir die gebricht,
So brauch' ich alles andre nicht.

8.

Der Frühling.

Wie die Zweige sich wölben!
Blüthen und Blumen sich drängen,
Rosen den Aether umwallen!
Mutter Natur, wie schön bist du!

Wie die Vögelein schwärmen!
Käfer mich fröhlich umsummen!
Fische im Abendglanz spielen!
Holde Freiheit, wie süfs bist du!

Wie die Täubelein girren!
Schwalben ihr Nestchen sich bauen!
Kleine Würmchen sich suchen!
Liebe, Liebe, ich ahnde dich!

9.

Lebensgenuſs.

Freunde, jezt da Jugendkraft
Unsre Brust noch hebet,
Und bei süſsem Rebensaft
Uns die Freud' umschwebet;
Jezt ertön' im hellen Klang
Vieler Gläser ihr Gesang!
Chor. Jezt ertön' im hellen Klang
Vieler Gläser ihr Gesang!

Schmückt, da noch im Sonnenschein
Eure Tage glänzen,
Mehr des Lebens euch zu freun
Euch mit Epheukränzen

Unsre Sonne sinkt vielleicht,
Eh der Mittag sie erreicht.
Chor. Unsre Sonne sinkt vielleicht,
Eh der Mittag sie erreicht.

Darum nutzt die Spanne Zeit
Jezt füllt die Pokale.
Spart den Wein, der Lust geweiht,
Nicht zum Leichenmale!
Ach der Freude Flügel sinkt,
Wo kein Glas, kein Lied erklingt.
Chor. Ach der Freude Flügel sinkt,
Wo kein Glas, kein Lied erklingt.

Aber hier im trauten Kreis,
Den kein Trübsinn störet,
Wo die Nachbarin es weifs,
Was dem Freund gehöret,
Hier schwingt mit der Scherze Chor
Höher sich die Freud' empor.

Chor. Hier schwingt mit der Scherze Chor
Höher sich die Freud' empor.

Heil der Nachbarin, die übt
Nachbarrecht beim Weine!
Heil der Freundschaft! willig giebt
Jedem sie das Seine!
Freunde, blüht nicht rund herum
Hier uns schon Elisium?
Chor. Dank der Freundschaft! rund herum
Blüht uns hier Elisium.

10.

Tanzlied.

Strophenweise bei der Promenade zwischen den englischen Touren zu singen.

Komm {Mädchen / Jüngling} schweb' an meiner Hand
Hinab die frohen Reihen!
Die Freude, die uns Kränze wand,
Soll uns auch Flügel leihen.

Sie drehet sich so schnell, so leicht
Um uns in tausend Kreisen.
Ihr nach, ihr nach, eh sie entweicht!
Das ziemt dem frohen Weisen.

Auf schnellem Fittig flieht die Zeit
Im Reihetanz der Stunden.
Nützt sie durch heitre Fröhlichkeit!
Ihr säumt! — sie ist verschwunden! —

Noch spannt der Jugend volle Kraft
Die Nerven uns im Lenze;
Drum, eh' das Alter sie erschlafft,
Schlingt euch in leichte Tänze!

Schon strömet die Musik ins Chor
Der Tänzer neues Leben;
Ihr wallt des Mädchens Brust empor
Und ihre Füfse schweben.

Leicht fliegt sie an des Jünglings Hand
Hin in der Tänzer Mitte,
Die Freude knüpft hier bald das Band,
Sie flügelt unsre Schritte.

Wie Sphären sich einander ziehn,
So fliegen durch die Glieder
Wir auf und ab; wir nahen, fliehn,
Und finden stets uns wieder.

Leicht schlängeln wir im Labyrinth
Uns fort durch alle Reihen,
Und wallen, wenn wir müde sind,
Am Arme {der / des} Getreuen.

Doch Sitt und Anstand weichen nie
Beschämt von unsrer Seite;
Uns führet stets die Harmonie
In Grazien-Geleite.

Nur ihnen weih'n wir unsern Tanz,
Der Musen frohe Lieder.
Terpsichore reicht uns den Kranz,
Und schwebt mit auf und nieder.

11.

Trinklied.

Der Wein erfreut des Menschen Herz,
Drum gab uns Gott den Wein;
Auf! lafst bei Rebensaft und Scherz
Uns unsers Daseins freun;
Wer sich erfreut thut seine Pflicht,
Drum stofset an
Und singet dann,
Was Martin Luther spricht:
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang.
Und Narren sind wir nicht!

Die Lieb' erhebt des Menschen Herz;
In mancher Edelthat
Ist Linderung für jeden Schmerz,
Ist Licht auf dunkelm Pfad;

Wohl dem der ihre Rosen bricht,
Drum küfst und trinkt,
Stofst an und singt
Was Martin Luther spricht:
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang.
Und Narren sind wir nicht.

Ein Lied voll reiner Harmonie
In treuer Freunde Kreis,
Ist Labung nach des Tages Müh'.
Und nach der Arbeit Schweifs;
Drum küsset nach erfüllter Pflicht
Und stofset an
Und singet dann,
Was Martin Luther spricht:
Wer nicht liebt Wein, Weib und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang.
Und Narren sind wir nicht.

12.

An die Freundschaft.

Froh tönt mein Lied, o Freundschaft, dir zur Ehre,
Erhabne dir, zum Menschnglück gemacht;
Froh tönt mein Lied zum Opfer dir gebracht,
Wie Zoll des Danks am Fufse der Altäre.

Süfs ist es dir mit andern dich zu freuen;
Gern nennest du der andern Freude dein;
Gern sammelst du für sie auch Rosen ein,
Sie ihnen auf des Lebens Bahn zu streuen.

Gern linderst du geheimes stummes Sehnen,
Das dich, nur dich um Trost und Mitleid bat,
Gern trocknest du durch Wort und Blick und That
Des Dulders ungeseh'ne stille Thränen.

Verlafs uns nicht auf unserm Gang durchs Leben,
Erhabene, zu Menschenglück gemacht!
Nur deine Hand! Wir sehn des Grabes Nacht
Mit leichterm Muth auf uns hernieder schweben.

13.

Die Liebe zur Freiheit.

Der Ehre stolzer Glanz, den alle Welt beneidet,
Ist mir nur lächerlich;
Ich acht' es nicht, wenn auch kein Fürst mich um sich leidet;
Ihr, Freunde, leidet mich.

Euch such ich täglich auf, mit Euch theil' ich mein Leben,
Wir dürfen uns erfreun;
Der Himmel, der uns liebt, hat uns kein Gold gegeben;
Er giebt uns aber Wein.

Den Falschheitvollen Hof wird stets die Freude meiden,
Die nur für uns gehört.
Der Wein sogar, der Wein, der Vater heiterer Freuden,
Wird dort in Gift verkehrt.

Aus Einfalt gab ich nie, dort angesehn zu werden,
Die güldne Freiheit hin,
Der Erden Könige sind Könige der Erden,
Und ich bin, was ich bin.

14.

Die Menschengesichter.

Dafs Menschen unter den Menschen wandeln,
Die thierisch denken und thierisch handeln,
Darum erbos' ich mich nicht.
Für wen ist' denn die Erde geschaffen?
Nur für die Menschen? Auch für die Affen,
Und für das Menschengesicht.

Sie scheinen äufserlich uns zu gleichen;
Doch sie verrathen sich bald durch Zeichen,

Und mich betriegen sie nicht,
Wenn sie in ihrer Gestalt sich brüsten,
So denk' ich, ohne mich zu entrüsten:
Das ist ein Menschengesicht.

15.

Das Privilegium.

Ihr Freunde, zankt nicht mit den Thoren,
Sie haben ihren Eid geschworen,
Den halten sie, und bleiben dumm.
Sie werden euern Spott ermüden,
Und bleiben doch mit sich zufrieden.
Das ist ihr Privilegium.

Ein jeder Mensch hat seine Freude,
Und denkt wohl, dafs man ihn beneide;
Der Thor denkts auch, denn er ist dumm.
Wollt ihr ihm seine Freude nehmen?
Soll er sich seiner Weise schämen?
Er hat sein Privilegium.

Zwingt Narren nicht euch hoch zu achten,
Sie sind befugt, euch zu verachten;
Denn ihr seid klug und sie sind dumm,
Die Herren wissen auch zu leben
Und loben die, die sie erheben.
Das ist ihr Privilegium.

So oft ihr Gecken kommen sehet;
So weichet aus, bückt euch und gehet;
Sie weichen nicht, denn sie sind dumm.
Könnt ihr von Narren das begehren!
Ja, wenn sie keine Narren wären!
Das ist ihr Privilegium.

Vergebens bleicht man einen Mohren;
Vergebens straft man einen Thoren.
Der Mohr bleibt schwarz, der Thor bleibt dumm.
Das Tadeln ist nicht meine Sache.
Ich lafs sie Narren seyn und lache;
Das ist mein Privilegium.

16.

Punschlied.

Vier Elemente
Innig gesellt,
Bilden das Leben
Bauen die Welt.

Preſst der Citrone
Saftigen Stern,
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

Jezt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe
Brennende Kraft.

Gieſset des Wassers
Sprudelnden Schwall,
Wasser umfänget
Ruhig das All.

Tropfen des Geiſtes
Gieſset hinein,
Leben dem Leben
Giebt er allein.

Eh es verduftet
Schöpfet es schnell,
Nur wenn er glühet
Labet der Quell.

17.

Gleichmuth.

Mich locket nicht der Schall der Ehre,
Mich blendet nicht ihr Strahlenstern.
Und wenn ich nun auch gröfser wäre,
Was brächte mir's Gewinn, ihr Herrn?
Hoch auf dem Berge — meinet ihr —
Wärs besser, als im Thale hier!

Ich find' es auf dem Berge droben
Für meinen Sinn nicht halb so schön:
Man kann wohl, ist man einmal oben,
Mehr in die Fern' und Tiefe sehn.
Auch schaun von unten viel hinan
Und mancher schreit: hoch steht der Mann!

Allein erst will der Berg erklommen,
Mit Müh und Noth erklommen' seyn —
Und ist man nun hinauf gekommen,
Wes Lohnes hat man sich zu freun?
Dürr' ist sein Rücken, kahl sein Haupt,
Von Eiswind Tag und Nacht umschnaubt.

Der Lohn des Klimmens bleibt die Freude,
Herab zu schaun von steiler Höh';
Die reizet mich gar nicht zum Neide,
Fest bleib ich stehen, wo ich steh.
Das Thal ist niedrig aber gleich
Und an Genufs wahrhaftig reich!

18.

Zum Johannisfest.

Chor.

Das Fest der Freude ist erschienen
Wir alle athmen Scherz und Spiel,
Es spiegelt sich in aller Mienen
Der Göttin reines Frohgefühl.

Wohlan beginnt die schöne Feier!
Mit Blumenkränzen schmückt das Haar!
Es töne zum Gesang die Leier,
Umringt in Chören den Altar!

Chor der Mädchen.

Wir wallen leicht im engen Kreise,
Wir haschen froh den Augenblick,
Und immer vorwärts auf der Reise
Lockt uns der Freude goldnes Glück.

Chor der Jünglinge.

Weit liegt vor uns das Leben offen
Das Herz durchwallet junges Blut,
Und aufwärts dringt der Blick, wir hoffen,
Die Freud' entzücket unsern Muth.

Chor der Frauen.

Ein leises kaum bemerktes Wirken
Ist alles, was der Mann uns liefs;
Doch in den häuslichen Bezirken
Schuf uns die Freud' ein Paradies.

Chor der Männer.

Von Kampf umringt stehn wir im Leben,
Gefahren drängen sich heran:
Die Freude hat uns Kraft gegeben,
Und freudig kämpft der brave Mann.

Chor aller.

(nach der ersten Melodie.)

Wo ist umher auf allen Auen
Ein Fest, das diesem sich vergleicht?
Wohin das Auge möge schauen,
Die Freude ists, die sich ihm zeigt.

Die Freude tönt von allen Zungen
Sie töne lang' im Herzen nach!
Und eh' ihr Laut dort ausgeklungen
Kehr' uns der Sanct Johannistag!

19.

Im Frühlings Anfang.

Erwacht zum neuen Leben
Steht vor mir die Natur
Und sanfte Lüfte weben
Durch die verjüngte Flur;
Empor aus seiner Hülle
Drängt sich der junge Halm,
Der Wälder öde Stille
Belebt der Vögel Psalm.

Die Flur im Blumenkleide
Ist, Schöpfer, dein Altar,
Und Opfer reiner Freude
Weiht dir das junge Jahr;

Es bringt die ersten Düfte
Der blauen Veilchen dir
Und schwebend durch die Lüfte
Lobsingt die Lerche dir.

O Vater, deine Milde,
Fühlt Berg und Thal und Au,
Es grünen die Gefilde
Beperlt vom Morgenthau;
Der Blumenweid entgegen
Blöckt schon die Heerd' im Thal
Und in dem Staube regen
Sich Würmer ohne Zahl.

Ich schau ihr nach und schwinge
Voll Dank mich auf zu dir,
O Schöpfer aller Dinge,
Gesegnet seyst du mir!
Weit über sie erhoben
Kann ich der Fluren Pracht
Empfinden, kann dich loben,
Der du den Lenz gemacht.

Glänzt von der blauen Feste
Die Sonn' auf unsre Flur,
So weiht zum Schöpfungsfeste
Sich jede Kreatur,
Und alle Blätter dringen
Aus ihrem Keim hervor
Und alle Vögel schwingen
Sich aus dem Schlaf empor.

Lobsing' ihm, meine Seele,
Dem Gott, der Freuden schafft!
Lobsing' ihm und erzähle
Die Werke seiner Kraft!
Hier von dem Blüthenhügel
Bis zu der Sternen Bahn
Steig' auf der Andacht Flügel
Dein Loblied Himmelan!

20.

Trinklied.

Was kümmert mich ein sumpfig Land
Was kümmert mich das Wetter!
Der Gott der Freud' ist mir verwandt
Und Bacchus ist mein Vetter;
Da sing' ich denn fröhlich das Glas in der Hand
Und lobe zufrieden die Götter!

Die Wege sind verzweifelt schlecht,
Der Fuchs hat sie gemessen;
Doch Appetit giebts eben recht
Zum Trinken und zum Essen,
Drum blinken die Trauben im Glase nur ächt
Ist alle Beschwerde vergessen.

21.

Bruderlied.

Wir wollen unser Lebenlang
Uns süssen Freuden weihen!
Der Wiese Duft, der Waldgesang
Soll immer uns erfreuen!
Uns grünen Saaten, Trift und Hain,
Uns rauschen Wasserfälle,
Uns mahlt des Himmels Wiederschein
Roth, weifs und blau die Quelle.

Aus Blumenkelchen lächelt uns
Der süsse Blick der Freude!
Wir sehen ihn, und freuen uns
Wie Lämmer auf der Weide!
Es danket unser frohe Blick
Dem Gott, der uns ins Leben
Gerufen, und so manches Glück
Aus Vaterhuld gegeben!

So wallen wir auf sanfter Bahn
Der Freude stets entgegen!
Uns lächelt mancher gute Mann,
Und giebt uns seinen Segen!
Auch ist der Freunde Zahl nicht klein,
Die gern sich an uns schliefsen!
Wie selig ist's, ein Mensch zu seyn,
Und Freundschaft zu geniefsen!

LANDES-BIBL.

22.

Die Zufriedenheit.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,
Wenn ich zufrieden bin;
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,
So hab' ich frohen Sinn.
Und sing' mit dankbarem Gemüth
Mein Morgen- und mein Abendlied.

So mancher schwimmt im Ueberfluſs,
Hat Haus und Hof und Geld,
Und ist doch immer voll Verdruſs
Und freut sich nicht der Welt;
Je mehr er hat, je mehr er will;
Nie schweigen seine Klagen still.

Da heiſst die Welt ein Jammerthal
Und deucht mir doch so schön,
Hat Freuden ohne Maas und Zahl,
Läſst keinen leer ausgehn;
Das Käferlein, das Vögelein
Darf sich ja auch des Mayes freun.

Und uns zu Liebe schmücken ja
Sich Wiesen, Berg und Thal,
Und Vögel, singen fern und nah,
Dafs alles wiederhallt;
Bei Arbeit singt die Lerch' uns zu,
Die Nachtigall in süsser Ruh.

Und wenn die goldne Sonn' aufgeht,
Und golden wird die Welt,
Und alles in der Blüthe steht,
Und Aehren trägt das Feld:
Dann denk' ich: alle diese Pracht
Hat Gott zu meiner Lust gemacht.

Dann preis' ich Gott und lobe Gott —
Und schweb' in hohem Muth,
Und denk', es ist der liebe Gott,
Der meint's mit Menschen gut.
Drum will ich immer dankbar seyn,
Und will mich seiner Güte freun.

23.

Rundgesang.

Mein geliebtes Mädchen,
Fülle mir den Becher!
Heil dem frohen Zecher,
Glüht ihm Kufs und Wein!
In dem ganzen Städtchen
Ist kein solches Mädchen,
In dem ganzen Städtchen
Ist kein solcher Wein!

Mein geliebtes Mädchen u. s. w.
Wenn die Grofsen sorgen
Freuden sich zu borgen,
Sitzen wir am Morgen
Noch bei Kufs und Wein.

Mein geliebtes Mädchen u. s. w.
Freilich sind wir ärmer
Doch für Freunde wärmer,
Und ein froher Schwärmer
Weifs von keiner Pein.

Mein geliebtes Mädchen u. s. w.
Weder Stern noch Orden,
Droht uns Sturm aus Norden;
Was uns nicht geworden,
Darf uns nicht gereun.

Mein geliebtes Mädchen u. s. w.
Aber Mädchenbänder,
Treuer Liebe-Pfänder,
Goldner Gläserränder
Könn'n wir uns erfreun.

Mein geliebtes Mädchen u. s. w.
Du mein Turteltäubchen
Wirst mein holdes Weibchen;
Kränzetausch im Häubchen,
Soll dir schon gedeihn!

Mein geliebtes Mädchen u. s. w.
Du und noch daneben
Dieser Geist der Reben
Sollt durch's ganze Leben
Mein Vergnügen seyn!

24.

Freude der Kinderjahre.

Freude! die im frühen Lenze
Meinem Haupte Blumen wand,
Sieh! im Schmucke deiner Kränze
Wall' ich noch an deiner Hand.
Selbst der Kindheit Knospen blühen
Meinem Geiste noch einmal,
Und im Abendschimmer glühen
Sie mir all' im Morgenstrahl.

Du gabst mir zum Angebinde,
Holde, deinen frohen Sinn,
Lächeltest mir schon als Kinde,
Bliebst des Mannes Begleiterinn.

Dich fand ich in stillen Spielen,
Dich in muntrer Knaben Reih'n,
Auf der Flur dich, dich am kühlen
Klaren Quell im Blüthenhain.

Stürmte mit beeisten Locken
Auch der Winter wild daher:
O in seinen Silberflocken
Sah ich mir der Spiele mehr!
Du, du lieh'st mir deine Flügel
Auf des Eises Spiegelbahn,
Schwebtest, wenn von glatten Hügel
Rasch mein Schlitten flog, voran.

Trübten dann mich auch wohl Sorgen:
Kindersorgen sind mir leicht,
Und hinweg am andern Morgen
Waren sie von dir gescheucht;
Alle Blumen glänzten wieder,
Hauchten süfsern Duft um mich.
Und sank dann die Nacht hernieder:
Sah ich noch im Traume dich.

Selig flohen Tag' und Jahre
So an deiner Hand mir hin!
Bleicht der Herbst auch meine Haare:
Doch bleibt mir dein heitrer Sinn.
Kommt mein Winter: dann auch finde
Sich dein Freund geliebt von dir.
Ueber meiner Urne winde
In Cypressen Rosen mir!

25.

An die Freunde.

Lieben Freunde! es gab schönre Zeiten
Als die unsern, das ist nicht zu streiten,
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schoos der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden,
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben, unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Freunde, es giebt glücklichere Zonen,
Als das Land, worin wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwärmt in ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen
Wird die Myrthe unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von gröfserm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen
An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an und gehen,
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
Der von wilden Regengüssen schwillt,
Auf des stillen Baches ebner Fläche
Spiegelt sich der Sonne Bild.

Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an des Engels Pforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom.
Ihn umgiebt der Schönheit Glanz Gewimmel
Und ein zweiter Himmel, in dem Himmel
Steigt Sanct Peters wunderbarer Dom.
Aber Rom mit allem seinem Glanze
Ist ein Grab nur der Vergangenheit;
Leben duftet nur die frische Pflanze,
Die die grüne Stunde streut.

Gröfsers mag sich anderswo begeben,
Als bei uns, in unserm kleinen Leben,
Neues hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Grofse aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten
Stimmvoll still an uns vorübergehn.
Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist mir die Phantasie,
Was sich nie und nirgend hat begeben
Das allein veraltet nie.

GOETHE'S

Lieder, Oden, Balladen und Romanzen

mit Musik

von

J. F. Reichardt.

Göthe's

Lieder, Oden, Balladen und Romanzen

mit Musik

von

J. F. REICHARDT.

Königl. Westphäl. Capell-Director.

Erste Abtheilung.

Leipzig, bey Breitkopf & Härtel.

IV. 5 Rthr.

für alle drey Hefte.

An Ihro Majestät

die

regierende Königin von Preussen.

Der seelenvolle Vortrag, mit welchem Ew. Majestät die ältern dieser Melodieen so oft neu beseelte, hat mich zu den glücklichsten der neuern begeistert. Ist es mir durch diese zuweilen gelungen, die trüben Stunden der edelsten Königin, die je einen Thron verherrlichte, zu

erheitern, als ich noch das Glück hatte, Ihr ganz anzugehören und bis zu den äussersten Gränzen Ihres Königreichs zu folgen; so wird auch wohl anjezt, da das Schicksal mich von meinem Vaterlande trennt, dieser Verein jener Compositionen, als die reinste Huldigung, gnädig aufgenommen werden. In dieser beglückenden Hofnung ersterbe ich mit der tiefsten Verehrung

Ew. Königl. Majestät

Giebichenstein, den 1. May 1809

allerunterthänigster

J. F. Reichardt.

Erste A

Li

b t h e i l u n g

---

e d e r

Inhalt

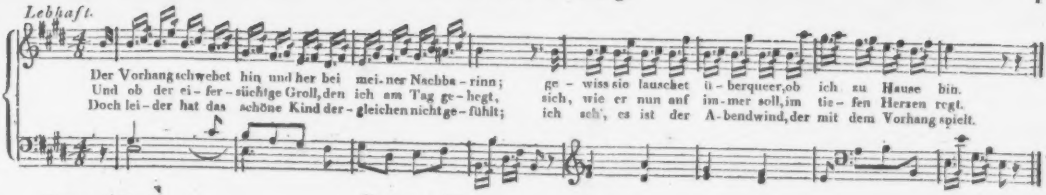
Selbstbetrug Seite 1
Musensohn 1
* Der neue Amadis 2
Wechsellied zum Tanze 3

Verschiedene Empfindungen an einem Platze.
Das Mädchen 4
Der Jüngling 4
Der Schmachtende 5
* Der Jäger 5

* Wechsel 6
Heidenröslein 8
Der Abschied 8
* Weltseele 9
* Nachgefühl 10
* An die Erwählte 10
* Die schöne Nacht 12
* Erinnerung 13
Neue Liebe, neues Leben 14
* Neue Liebe, neues Leben 15
* Am Flusse 16
Willkommen und Abschied 16
An Belinden 18
Schäfers Klage 19
Nähe des Geliebten 20
Frühzeitiger Frühling 20
Abschied 22
Bundeslied 22
* Bundeslied 25
Wonne der Wehmuth 24
* Dauer im Wechsel Seite 24
* Tischlied 26
Geistesgruss 27
* Zum Neuen Jahr 27
Bester Verlust 28
* Wer kauft Liebesgötter 28
Die glücklichen Gatten 30
* Die glücklichen Gatten 31
An die Entfernte 32
Trost in Thränen 32
Nachtgesang (mit dem ital. Original) 34
Sehnsucht 35
Sorge 36
* Anliegen 36
Vom Berge 38
An Mignon 38
* An Mignon 39
* Künstlers Morgenlied 40
* Künstlers Abendlied 41
An den Mond 41
* Einschränkung 42
Maylied 43
Mit einem gemahlten Bande 44
Wanderers Nachtlied 44
* Wanderers Nachtlied 45
Jägers Nachtlied 46
Rettung 46
* Vanitas! vanitatum vanitas 47
Christel 48
Frühlings-Orakel 48
An Lina 50

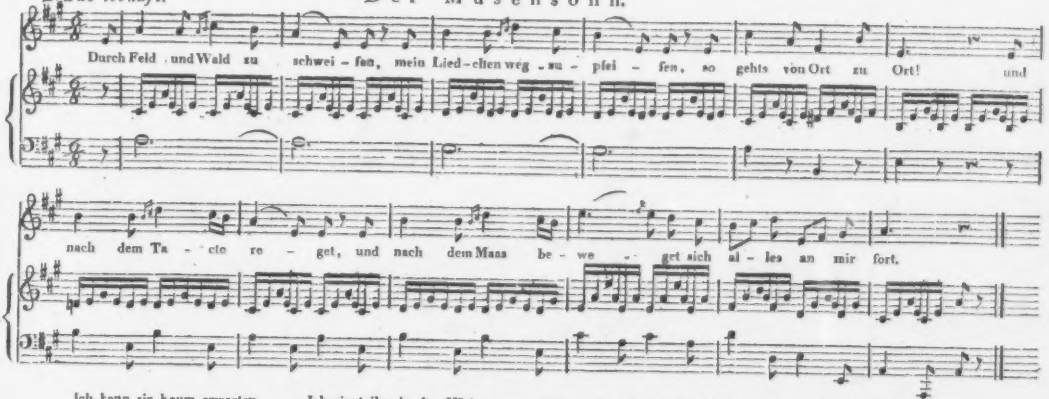
Die mit einem * bezeichneten Lieder sind neu.

Lebhaft.



Etwas lebhaft.

Der Musensohn.



Ich kann sie kaum erwarten
Die erste Blum' im Garten,
Die erste Blüth' am Baum.
Sie grüssen meine Lieder,
Und kommt der Winter wieder,
Sing' ich noch jenen Traum.

Ich sing' ihn in der Weite,
Auf Eises Läng' und Breite,
Da blüht der Winter schön!
Auch diese Blüthe schwindet
Und meine Freude findet
Sich auf bebauten Höhn.

Denn wie ich bey der Lind
Das junge Völkchen finde,
Sogleich erreg' ich sie.
Der stumpfe Bursche bläht sich,
Das steife Mädchen dreht sich
Nach meiner Melodie.

Ihr gebt den Sohlen Flügel
Und treibt durch Thal und Hügel
Den Liebling weit vom Haus.
Ihr lieben holden Musen,
Wann ruh' ich ihr am Busen
Auch endlich wieder aus!

Der neue Amadis.

Doch du warst mein Zeitvertreib,
Goldne Phantasie,
Und ich ward ein warmer Held,
Wie der Prinz Pipi,
Und durchzog die Welt.

Baute manch krystallen Schloss,
Und zerstört' es auch,
Warf mein blinkendes Geschoss
Drachen durch den Bauch,
Ja, ich war ein Mann!

Ritterlich befreyt' ich dann
Die Prinzessinn Fisch;
Sie war gar zu obligeant,
Führte mich zu Tisch,
Und ich war galant.

Und ihr Kuss war Götterbrod,
Glühend wie der Wein.
Ach ich hebte fast mich todt!
Rings mit Sonnenschein
War sie emaillirt.

Wechsellied zum Tanze.

Angloise. **Die Gleichgültigen.**

1. Komm mit, o Schö-ne, komm mit mir zum Tan-ze; Tanzen ge-hö-ret zum fest-li-chen Tag. Komm mit, o Schöne, komm mit mir zum
2. Bist du mein Schatz nicht, so kannst du es werden, wirst du es nimmer, so tanzen wir doch. Lass sie nur lie-ben, und lass du uns tan-zen!
Schlingen wir fröhlich den dre-henden Reihen, schmachten-de Lie-be ver-mei-det den Tanz. schleichen die andern zum dämmernden Wald. Lass sie nur lieben, und lass du uns

Menuet. **Die Zärtlichen.**

Tanze; tanzen ver-herrlicht den fest-lichen Tag. 1. Ohne dich, Liebste, was wä-ren die Feste? Ohne dich, Süs-se, was
tanzen! schmachtende Lie-be ver-meidet den Tanz. 2. Lass sie sich dre-hen, und lass du uns wandeln! Wandeln der Lie-be ist

wä-re der Tanz? Würst du mein Schatz nicht, so möcht' ich nicht tanzen; bleibst du es im-mer, ist Le-ben ein Fest.
himmli-scher Tanz. A-mor der Na-he, der hö-ret sie spotten, rä-chet sich ein-mal und rä-chet sich bald, –

Oh-ne dich, Lieb-ste, was wä-ren die Fe-ste? Oh-ne dich, Süs-se, was wä-re der Tanz?
Lass sie sich dre-hen, und lass du uns wandeln! Wandeln der Lie-be ist himmli-scher Tanz.

Verschiedene Empfindungen an einem Platze.

Das Mädchen.

Mit lebhafter Rührung, doch nicht geschwinde.

Ich hab' ihn ge - sehen! wie ist mir ge-schehen? o himmli-scher Blick! Er kommt mir ent-gegen, ich weiche ver - legen, ich schwanke zu-rück; ich

ir - re, ich träume! ihr Fel-sen, ihr Bäume, ver - bergt mei-ne Freude, ver - ber - get mein Glück.

Der Jüngling.

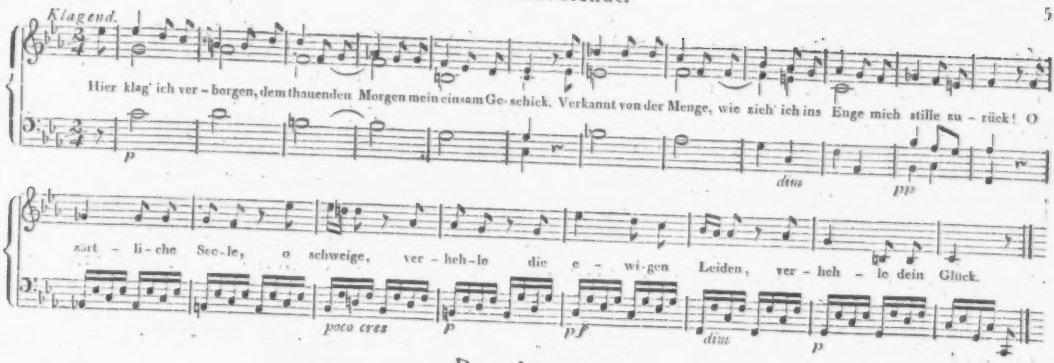
Lebhaft.

Hier muss ich sie finden, ich sah sie ver-schwinden, ihr folg-te mein Blick, sie kam mir ent - ge-gen, dann trat sie ver-

le-gen und schamroth zu - rück. Ists Hoffnung? sinds Träume? ihr Fel - sen, ihr Bäume, ent-deckt mir die Liebste, ent-

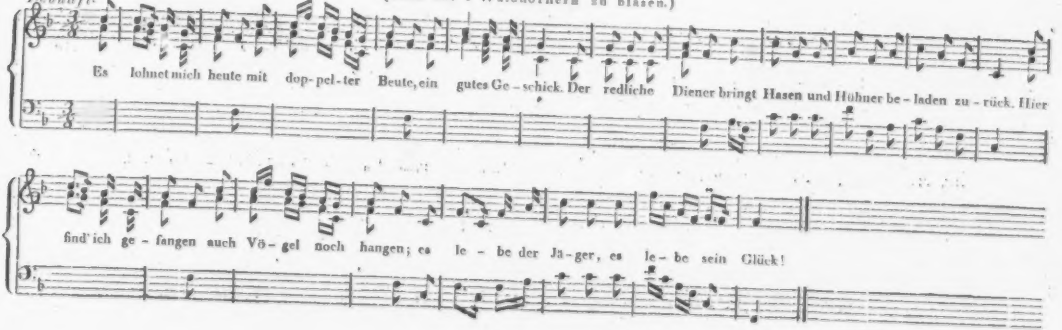
deckt mir mein Glück! ent-deckt mir die Liebste, ent-deckt mir mein Glück.

Der Schmachtende.



Der Jäger.

(auch auf 2 Waldhörnern zu blasen.)



Wechsel.

Lebhaft.
Auf Kieseln im Ba-che da lieg' ich, wie hel-le! ver-brei-te die Ar-me der kommen-den Wel-le, und
p
buh-le-risch drückt sie die sch-nende Brust; dann führt sie der Leichtsinn im Stro-me da-nie-der; es
naht sich die zweyte, sie streichelt mich wie-der, so fühl' ich die Freu-den der wech-seln-den Lust. Und

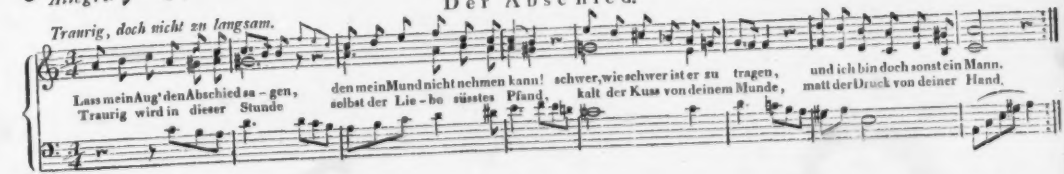
doch, und so trau-rig, verschleifst du ver-ge-bens die köst-li-chen Stunden des ei-len-den Lebens, weil dich das ge-
lieb-te-ste Mädchen ver-gisst! O ruf' sie zu-rü-cke die vo-ri-gen Zei-ten! es küsst sich so
sü-sse die Lip-pe der Zweyten, als kaum sich die Lip-pe der Er-sten ge-küsst.

Heidenröslein.

Lebhaft.

Der Abschied.

Traurig, doch nicht zu langsam.



Schon schwebet Ihr, in ungemessnen Fernen,
Den sel'gen Göttertraum,
Und leuchtet neu, gesellig, unter Sternen
Im lichtbesäten Raum.

Dann treibt Ihr Euch, gewaltige Kometen
In's Weit, und Weite' hinan.
Das Labyrinth der Sonnen und Planeten
Durchschneidet Eure Bahn.

Wie regt sich bald, ein holdes Licht zu schauen,
Gestaltenreiche Schaar,
Und Ihr erstaunt, auf den beglückten Auen
Nun als das erste Paar.

Ihr greifet rasch nach ungeformten Erden,
Und wirket, schöpfrisch jung
Dass sie belebt und stets belebter werden,
Im abgemessnen Schwung.

Und kreisend führt Ihr in bewegten Lüften,
Den wandelbaren Flor,
Und schreibt dem Stein, in allen seinen Grüften,
Die festen Formen vor.

Und bald verlischt ein unbegränztes Streben
Im selgen Wechselblick.
Und so empfängt, mit Dank, das schönste Leben
Vom All' ins All zurück.

Nun alles sich mit göttlichem Erkühnen
Zu übertreffen strebt;
Das Wasser will, das unfruchtbare, grünen,
Und jedes Stäubchen lebt.

Und so verdrängt mit liebevollem Streiten
Der feuchten Qualme Nacht;
Nun glühen schon des Paradieses Weiten,
In überbunter Pracht.

Nachgefühl.

Nicht zu lebhaft.

An die Erwählte.

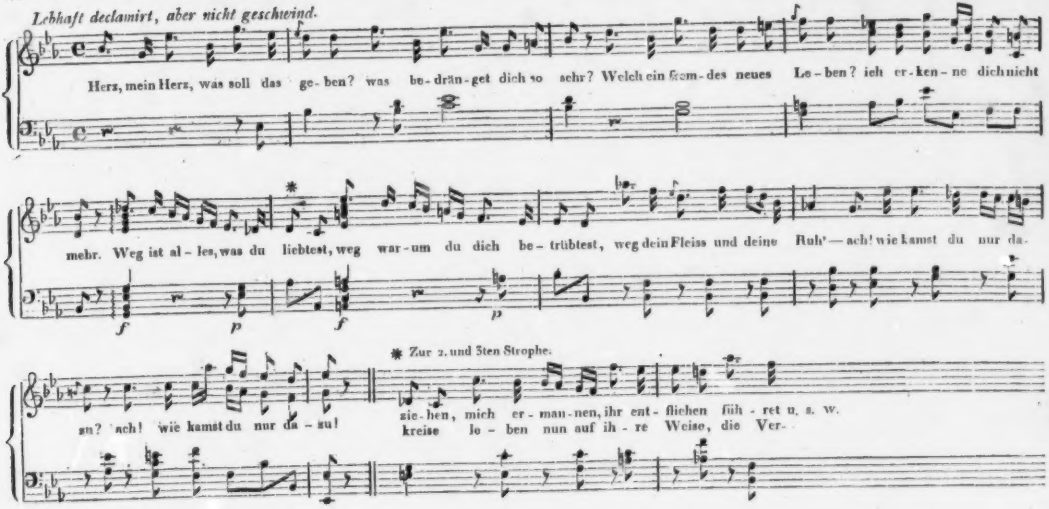
Etwas lebhaft.

wohl! und man - che Klip - pe führt dein Lieb - stes noch vor - bey; a - ber
leuch - ten mir wie Son - nen, nur dem Flei - ße ist es Nacht. Wär' ich
Strom in A - bend - stun - den sanft hin - un - ter glei - ten schn. Die - se
wenn er einst den Ha - fen nach dem Stur - me wie - der grüsst, mö - gen ihn die Göt - ter
mir - sig dir zur Sei - te, drück - te noch der Kum - mer mich; doch in al - ler die - ser
Pap - peln auf den Wie - sen, die - se Bu - chen im dem Hain! Ach! und hin - ter al - len
stra - fen, wenn er oh - ne dich ge - nicsst, wenn er oh - ne dich — ge - niesst.
Wei - te wirk' ich rasch und nur für dich, wirk' ich rasch — und nur — für dich.
die - sen wird doch auch ein Hütt - chen seyn, wird doch auch — ein Hütt - chen seyn.

Die schöne Nacht.

Langsam und leise.

Mässig.
Willst du im-mer weiter schweifen, im-mer weiter, wei-ter schweifen?
Sieh, das Gu-te liegt so nah, sieh, das Gu-te liegt so nah.
Ler-ne
nur das Glück er-greifen: denn das Glück ist immer da, denn das Glück ist im-mer da.



Fesselt dich die Jugendblüthe,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu' und Güte
Mit unendlicher Gewalt!
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick
Ach! mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreissen lässt,
Hält das liebe, lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muss in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränderung, ach wie gross!
Liebe, Liebe, lass mich los!

(Neuere Melodie.)

Am Flusse.

Mässig.

Ver - fliesset, viel - ge - lieb - te Lie - der, zum Mee - re der Ver - gessen - heit! Kein Knabe
Ihr san - get nur von mei - ner Lie - ben, nun spricht sie meiner Treue Hohn; Ihr wart in's

p

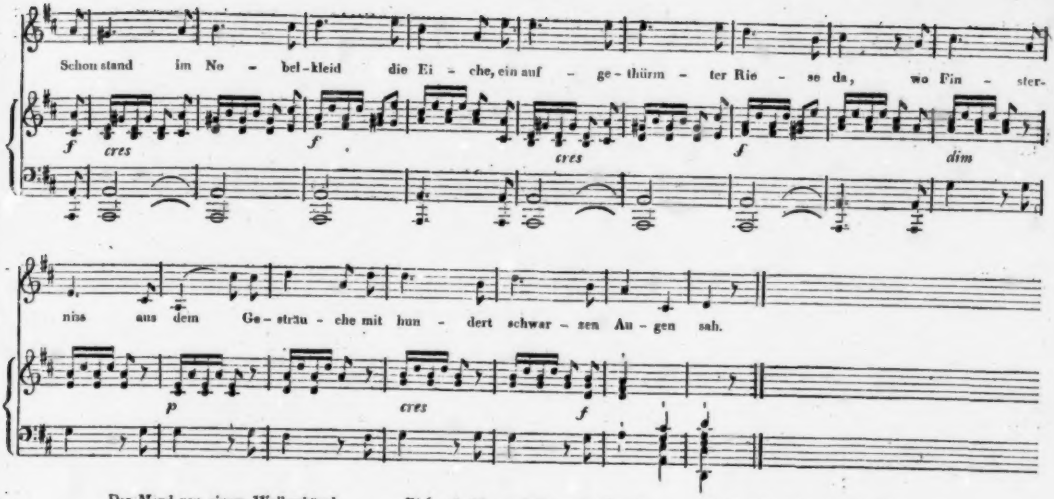
sing' entzückt euch wie - der, kein Mäd - chen in der Blüthen - zeit.
Was - ser ein - ge - schrieben, so fliesst denn auch mit ihm da - von.

Willkommen und Abschied.

Lebhaft.

Es schlug mein Herz, ge - schwind zu Pferde! es war ge - than fast eh' ge - dacht;
Der A - bend wieg - te schon die Er - de, und an den Ber - gen hing die Nacht.

p



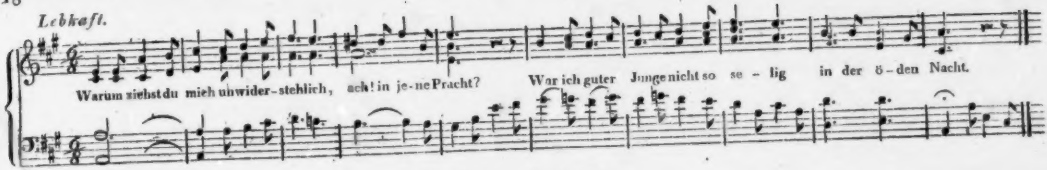
Der Mond von einem Wolkenhügel
Sah kläglich aus dem Duft hervor,
Die Winde schwangen leise Flügel,
Umsausen schauerlich mein Ohr.
Die Nacht schuf tausend Ungeheuer;
Doch frisch und fröhlich war mein Muth:
In meinen Adern, welches Feuer!
In meinem Herzen, welche Gluth!

Dich sah ich, und die milde Freude
Floss von dem süssen Blick auf mich,
Ganz war mein Herz an deiner Seite,
Und jeder Athemzug für dich.
Ein rosenfarbnes Frühlingswetter
Umgab das liebliche Gesicht,
Und Zärtlichkeit für mich, ihr Götter,
Ich hofft' es, ich verdient' es nicht.

Doch ach! schon mit der Morgensonne
Verengt der Abschied mir das Herz;
In deinen Küssen, welche Wonne!
In deinem Auge, welcher Schmerz!
Ich gieng, du standst und sahst zur Erden,
Und sahst mir nach mit nassem Blick:
Und doch, welch Glück geliebt zu werden,
Und lieben, Götter, welch ein Glück!

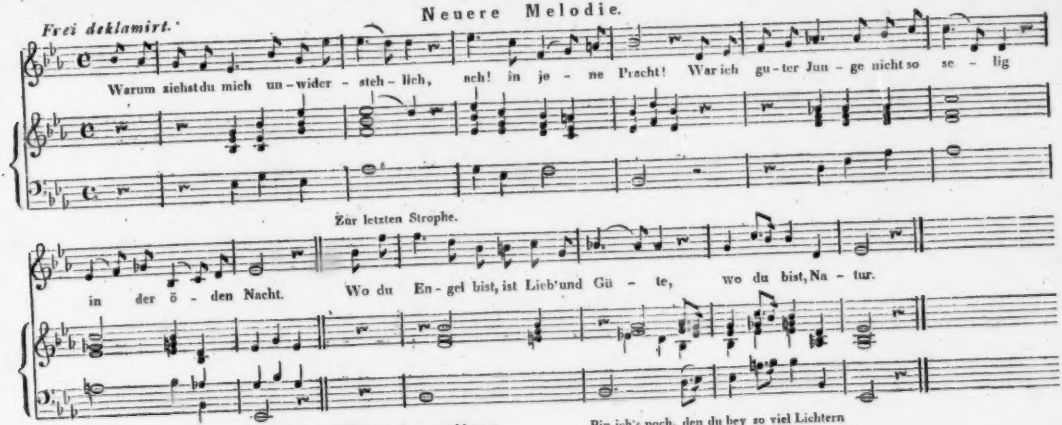
An Belinden.

Lebhaft.



Neuere Melodie.

Frei deklamirt.



Heimlich in mein Zimmerchen verschlossen,
Lag im Mondenschein
Ganz von seinem Schauerlicht umflossen,
Und ich dämmert' ein,

Träumte da von vollen goldnen Stunden
Ungemischter Lust,
Hatte schon dein liebes Bild empfunden
Tief in meiner Brust.

Bin ich's noch, den du bey so viel Lichtern
An dem Spieltisch haltst?
Oft so unerträglichen Gesichtern
Gegen über stellst?

Reizender ist mir des Frühlings Blüte
Nun nicht auf der Flur;
Wo du, Engel, bist, ist Lieb' und Güte,
Wo du bist, Natur.

Langsam und leise.

Dann folg' ich der weidenden Heerde,
Mein Hündchen bewacht mir sie.
Ich bin herunter gekommen
Und weiss doch selber nicht wie.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus!
Sie aber ist weggezogen;
Und weit in das Land hinaus.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll,
Ich breche sie ohne zu wissen
Wem ich sie geben soll.

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See!
Vorüber, ihr Schafe, vorüber,
Dem Schäfer ist gar so weh.

Und Regen und Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum.
Die Thüre dort bleibet verschlossen;
Doch alles ist leider ein Traum.

Innig.

Ich sehe dich, wenn auf dem fernen Wege
Der Staub sich hebt;
In tiefer Nacht, wenn auf dem schmalen Stege
Der Wandrer bebt.

Ich höre dich, wenn dort mit dumpfen Rauschen
Die Welle steigt.
Im stillen Haine geh ich oft zu lauschen,
Wenn alles schweigt.

Ich bin bei dir, du seyst auch noch so ferne,
Du bist mir nah!
Die Sonne sinkt, bald leuchten mir die Sterne,
O wärst du da!

Frühzeitiger Frühling.

Lebhaft.

Täge der Wonne
Kommt ihr so bald?
Schenkt mir die Sonne
Hügel und Wald?

Reichlicher fliessen
Bächlein zumal
Sind es die Wiesen?
Ist es das Thal?

Bläuliche Frische!
Himmel und Höh!
Goldene Fische
Wimmeln im See.

Buntes Gefieder
Rauschet im Hain.
Himmlische Lieder
Schallen darein.

Unter des Grünen
Blühender Kraft
Naschen die Bienen
Summend am Saft.

Leise Bewegung
Bebt in der Luft,
Reizende Regung
Schlaferader Duft.

Mächtiger rühret
Bald sich ein Hauch;
Doch er verlieret
Gleich sich im Strauch.

Aber zum Busen
Kehrt er zurück;
Heilet ihr Musen
Tragen das Glück.

Saget, seit gestern
Wie mir geschah?
Liebliche Schwestern,
Liebchen ist da!

Abschied.

Mässig.

Zu lieblich ists, ein Wort zu bre - chen, zu schwer, die wohl er - kannte Pflicht; und leider kann man nichts ver-

* Zur 2. und 4ten Strophe.

spre - chen, was unserm Her - zen wi - der - spricht, was unserm Her - zen wi - der - spricht. süs - sen Thor - heit sich nun von dir

Du übst die alten Zauberlieder,
Du lockst ihn, der kaum ruhig war,
Zum Schaukelkahn der süssen Thorheit wieder,
Erneust, verdoppelst die Gefahr.

Was suchst du mir dich zu verstecken?
Sey offen, flieh nicht meinen Blick!
Früh oder spät musst' ichs entdecken,
Und hier hast du dein Wort zurück.

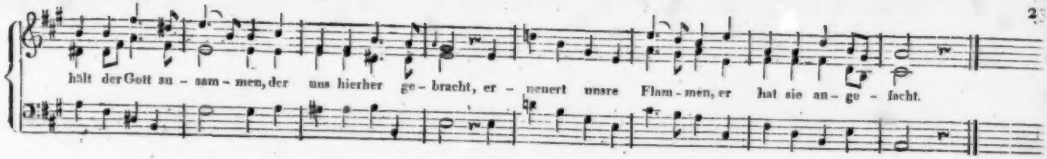
Was ich gesollt hab' ich vollendet,
Durch mich sey dir nun nichts verwehrt;
Allein verzeih dem Freund, der sich nun von dir wendet,
Und still in sich zurücke kehrt.

Bundeslied.

Dreistimmig zu singen.

Feierlich froh.

In · al - len gu - ten Stun - den, er - höht von Lieb und Wein, soll die - ses Lied ver - bun - den von uns ge - sungen seyn. Uns



Bundeslied.

(Neuere Composition.)

So glühet fröhlich heute,
Seyd recht von Herzen eins,
Auf! trinkt erneuter Freude
Diess Glas des ächten Weins.
Auf! in der holden Stunde
Stosst an, und küsset treu,
Bei jedem neuen Bunde,
Die alten wieder neu.

Wer lebt in unserm Kreise,
Und lebt nicht selig drinn?
Geniesst die freye Weise
Und treuen Brudersinn!
So bleibt durch alle Zeiten
Herz Herzen zugekehrt,
Von keinen Kleinigkeiten
Wird unser Bund gestört.

Uns hat ein Gott gesegnet
Mit freyem Lebensblick,
Und alles was begegnet,
Erneuert unser Glück.
Durch Grillen nicht gedränget,
Verknickt sich keine Lust.
Durch Zieren nicht geenget,
Schlägt freyer unsre Brust.

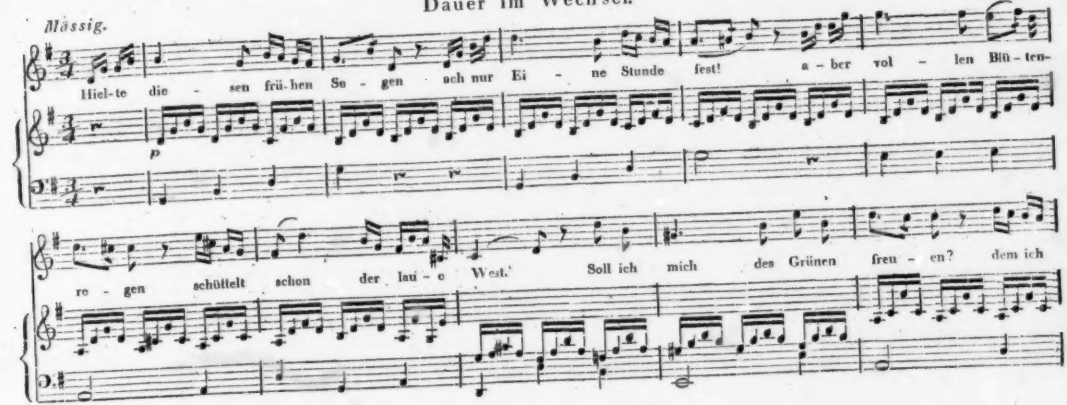
Mit jedem Schritt wird weiter
Die rasche Lebensbahn,
Und heiter, immer heiter
Steigt unser Blick hinan.
Uns wird es nimmer bange,
Wenn alles steigt und fällt,
Und bleiben Jauge, lange!
Auf ewig so gesellt.

Wonne der Wehmuth.

Langsam und innig.

Dauer im Wechsel.

Mässig.



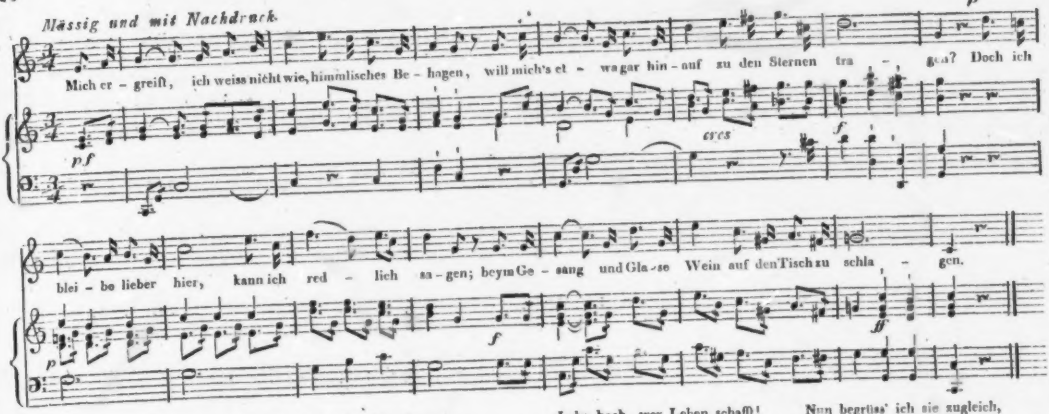
Willst du nach den Früchten greifen;
Eilig nimm dein Theil davon!
Diese fangen an zu reifen
Und die andern keimen schon;
Gleich, mit jedem Regengusse
Aendert sich dein holdes Thal,
Ach! und in demselben Flusse
Schwimmst du nicht zum zweitenmal.

Du nun selbst! Was felsenfeste
Sich vor dir hervorgethan,
Mauern siehst du, siehst Paläste
Stets mit andern Augen an.
Weggeschwunden ist die Lippe,
Die im Kusse sonst genas,
Jener, der an der Klippe
Sich mit Gemsenfreche mass.

Jene Hand, die gern und milde
Sich bewegte wohlzuthun,
Das gegliederte Gebilde
Alles ist ein andres nun.
Und was sich an jener Stelle
Nun mit deinem Namen nennt,
Kam herbey, wie eine Welle,
Und so eilt's zum Element!

Lass den Anfang mit dem Ende
Sich in Eins zusammenziehn!
Schneller als die Gegenstände
Stiller dich vorüberfliehn.
Danke, dass die Gunst der Musen
Unvergängliches verheisst,
Den Gehalt in deinem Busen
Und die Form in deinem Geist.

Tischlied.



Wundert euch, ihr Freunde, nicht,
Wie ich mich geberde,
Wirklich ist es allerliebst
Auf der lieben Erde:
Darum schwör' ich feyerlich
Und ohn' alle Fährde,
Dass ich mich nicht freventlich
Wegbegeben werde.

Da wir aber allzumal
So beysammen weilen,
Dächt' ich klänge der Pocal
Zu des Dichters Zeilen.
Gute Freunde ziehen fort
Wohl ein hundert Meilen,
Darum soll man hier am Ort
Anzustossen eilen.

Lebe hoch, wer Leben schafft!
Das ist meine Lehre.
Unser König denn voran,
Ihm gebührt die Ehre.
Gegen inn- und äussern Feind
Setzt er sich zur Wehre;
Ans erhalten denkt er zwar,
Mehr noch wie er mehre.

Nun begrüss' ich sie zugleich,
Sie die einzig Eine,
Jeder denke ritterlich!
Sich dabey die Seine.
Merket auch ein schönes Kind
Wen ich eben meine;
Nun so nicke sie mir zu:
Leb' auch so der Meine.

Freunden gilt das dritte Glas,
Zweyen oder Dreyen,
Die mit uns am guten Tag
Sich im Stillen freuen,
Und der Nebel trübe Nacht
Leis und leicht zerstreuen.
Diesen sey ein Hoch gebracht,
Alten oder neuen.

Breiter wallet nun der Strom
Mit vermehrten Wellen,
Leben jetzt im hohen Ton
Redliche Gesellen!
Die sich mit gedrängter Kraft
Brav zusammen stellen,
In des Glückes Sonnenschein
Und in schlimmen Fällen.

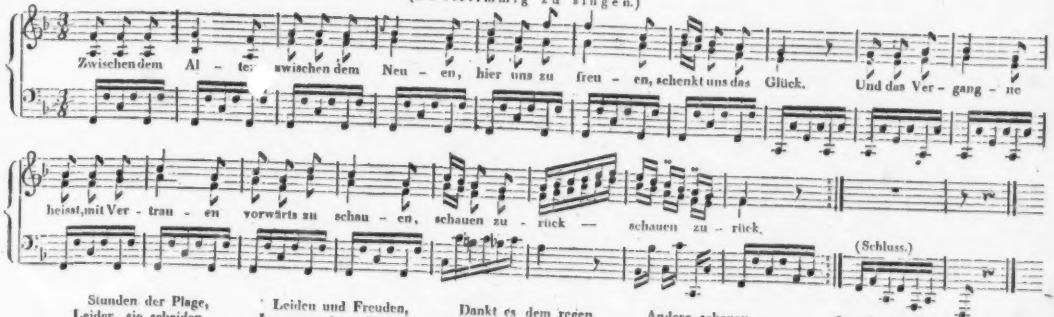
Wie wir nun zusammen sind,
Sind zusammen viele.
Wohl gelingen denn, wie uns,
Andern ihre Spiele!
Von der Quelle bis ans Meer
Mahlet manche Mühle,
Und das Wohl der ganzen Welt
Ist's worauf ich ziele.

Etwas langsam und schauerlich leise.

Zum neuen Jahr.

(Zweistimmig zu singen.)

Lebhaft.



Stunden der Plage,
Leider, sie scheiden
Treue von Leiden,
Liebe von Lust;
Bessere Tage
Sammlen uns wieder,
Heitere Lieder
Stärken die Brust.

Leiden und Freuden,
Jener verschwundnen,
Sind die Verbundnen
Fröhlich gedenk.
O! des Geschickes
Seltsamer Wendung!
Alte Verbindung,
Neues Geschenk!

Dankt es dem regen
Wogenden Glücke,
Dankt dem Geschicke,
Männiglich Gut.
Freut euch des Wechsels
Heiterer Triebe,
Offener Liebe,
Heimlicher Glut.

Andere schauen
Deckende Falten,
Ueber dem Alten,
Traurig und scheu;
Aber uns leuchtet
Freundliche Treue.
Sehet das Neue
Findet uns Neu.

So wie im Tanze
Bald sich verschwindet,
Wieder sich findet
Liebendes Paar;
So, durch des Lebens
Wirrende Bewegung
Führe die Neigung
Uns in das Jahr.

Erster Verlust.

Klagend.

Ach! wer bringt die schönen Tage, je-ne Tage der ersten Liebe, ach! wer bringt nur ei-ne Stunde je-ner hol-den Zeit zu-rück! jener hol-den Zeit — zu-rück! Einsam nähr' ich meine Wunde, und mit stets er-neuter Klage traur' ich ums ver-lorne Glück. Ach! wer bringt die schönen Tage, je-ne hol-de Zeit zu-rück, je-ne hol-de Zeit — zu-rück!

Wer kauft Liebesgötter.

Lebhaft.

Von al-len schö-nen Waa-ren, zum Mark-te her-ge-fah-ren, wird kei-ne mehr be-ha-gen, als

Zuerst beseht den Grossen,
Den Lustigen, den Losen;
Er hüpfet leicht und munter,
Von Baum und Busch herunter;
Gleich ist er wieder droben,
Wir wollen ihn nicht loben.
O seht den muntern Vogel!
Er steht hier zum Verkauf.

Betrachtet nun den Kleinen,
Er will bedächtig scheinen
Und doch ist er der Lose
So gut als wie der Grosse;
Er zeiget meist im Stillen
Den allerbesten Willen.
Der lose kleine Vogel,
Er steht hier zum Verkauf.

O seht das kleine Täubchen,
Das liebe Turtelweibchen!
Die Mädchen sind so zierlich,
Verständig und manierlich;
Sie mag sich gerne putzen
Und cure Liebe nutzen.
Der kleine zarte Vogel,
Er steht hier zum Verkauf.

Wir wollen sie nicht loben,
Sie stehn zu allen Proben.
Sie lieben sich das Neue,
Doch über ihre Treue
Verlangt nicht Brief und Siegel,
Sie haben alle Flügel.
Wie artig sind die Vögel!
Wie reizend ist der Kauf!

Die glücklichen Gatten.

Das Pärchen weisser Tauben,
Du siehst, es fliegt dorthin,
Wo um besonnte Lauben
Gefüllte Veilchen blühn.
Dort banden wir zusammen
Den allerersten Strauss,
Dort schlugen unsre Flammen,
Zuerst, gewaltig aus.

Doch als uns vom Altare
Nach dem beliebten Ja,
Mit manchem jungen Paare
Der Pfarrer ziehen sah;
Da gingen andre Sonnen
Und andre Monden auf,
Da war die Welt gewonnen
Für unsern Lebenslauf.

Und hunderttausend Siegel
Bekräftigen den Bund,
Im Wäldchen auf dem Hügel,
Im Busch am Wiesengrund,
In Höhlen, im Gemäuer
Auf des Geklüftes Höh,
Und Amor trug das Feuer
Selbst in das Rohr am See.

Wir wandelten zufrieden,
Wir glaubten uns zu Zwey;
Doch anders war's beschieden,
Und sieh! wir waren drey,
Und vier und fünf und sechse.
Sie sassen um den Topf,
Und nun sind die Gewächse
Fast all' uns übern Kopf.

Und dort in schöner Fläche
Das neugebaute Haus
Umschlingen Pappelbäche,
So freundlich siehts heraus.
Wer schaffte wohl da drüben,
Sich diesen frohen Sitz?
Ist es mit seiner Lieben
Nicht unser braver Fritz?

Die glücklichen Gatten.

(Im Chor zu singen.

Mässig.

Und wo im Felsengrunde
Der eingeklemmte Fluss
Sich, schäumend, aus dem Schlunde
Auf Räder stürzen muss.
Man spricht von Müllerinnen
Und wie so schön sie sind;
Doch immer wird gewinnen
Dort hinten unser Kind.

Doch wo das Grün so dichte
Um Kirch' und Rasen steht,
Da wo die alte Fichte
Allein zum Himmel weht;
Da ruhet unsrer Todten
Frühzeitiges Geschick,
Und leitet von dem Boden
Zum Himmel unsern Blick.

Es blitzen Waffenwogen
Den Hügel, schwankend, ab.
Das Heer, es kommt gezogen,
Das uns den Frieden gab.
Wer, mit der Ehrenbinde,
Bewegt sich stolz voraus?
Er gleichet unserm Kinde,
So kommt der Carl nach Haus!

Den liebsten aller Gäste
Bewirthet nun die Braut,
Sie wird am Friedensfeste
Dem Treuen angetraut,
Und zu den Feyertänzen
Drängt jeder sich herbey,
Da schmückest du mit Kränzen
Der jüngsten Kinder drey.

Bey Flöten und Schalmeyen
Erneuert sich die Zeit,
Da wir uns einst, im Reihen,
Als junges Paar gefreut,
Und in des Jahres Laufe,
Die Wonne fühl' ich schon!
Begleiten wir zur Taufe
Den Enkel und den Sohn.

An die Entfernte.

Lebhaft deklamirt.

So hab' ich wirklich dich ver - loren? Bist du, o Schöne, mir ent - flohn? noch klingt den süss ge - wohnten Ohren, ein jedes Wort, ein je - der

Ton. So wie des Wanderers Blick am Morgen ver - gebens in die Lüfte dringt, wenn in dem blauen Raum ver - borgen hoch über ihm die Lerche

singt: so dringet ängst - lich hin und wieder durch Feld und Busch und Wald mein Blick; dich rufen al - le meine Lieder, o komm, Geliebte, mir zu - rück.

Trost in Thränen.

Langsam.

Wie kommt's, dass du so traurig bist, da al - les froh er - scheint? man sieht dir's an den Au - gen an, ge - wiss du hast ge - weint.

pf *f* *pf*

Die frohen Freunde laden dich,
O komm, an unsre Brust!
Und was du auch verloren hast,
Vertraue den Verlust.

„Ihr lärmt und rauscht und ahndet nicht,
Was mich, den Armen, quält.
Ach nein, verloren hab' ich's nicht,
So sehr es mir auch fehlt.“

So raffe denn dich eilig auf,
Du bist ein junges Blut.
In deinen Jahren hat man Kraft,
Und zum Erwerben Muth.

„Ach nein, erwerben kann ichs nicht,
Es steht mir gar zu fern,
Es weilt so hoch, es blinkt so schön,
Wie droben jener Stern.“

Die Sterne die begehrt man nicht,
Man freut sich ihrer Pracht,
Und mit Entzücken blickt man auf
In jeder heitern Nacht.

„Und mit Entzücken blick' ich auf
So manchen lieben Tag,
Verweinen lässt die Nächte mich,
So lang ich weinen mag.“

Notturno.

Nachtgesang.

Un poco Adagio.
Etwas langsam.

E degli affetti miei
Tien le chiave Tu,
E di sto cuore hai . . .
Dormi, che vuoi di più?

E di sto cuore hai
Tutte le parte Tu.
E mi vedrai morire . . .
Dormi, che vuoi di più?

E mi vedrai morire
Se lo comanda Tu.
Dormi, bell Idol mio,
Dormi, che vuoi di più?

Bey meinem Saitenspiele
Segnet der Sterne Heer
Die ewigen Gefühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Die ewigen Gefühle
Heben mich hoch und hehr
Aus irdischem Gewühle.
Schlafe! was willst du mehr?

Vom irdischen Gewühle
Trennst du mich nur zu sehr,
Bannst mich in diese Kühle;
Schlafe! was willst du mehr?

Bannst mich in diese Kühle,
Giebst nur im Traum Gehör.
Ach! auf dem weichen Pfühle
Schlafe! was willst du mehr?

Sehnsuchtsvoll.

Nun wiegt sich der Raben
Geselliger Flug,
Ich mische mich drunter
Und folge dem Zug.
Und Berg und Gemäuer
Umflittigen wir,
Sie weilet da drunten,
Ich spähe nach ihr.

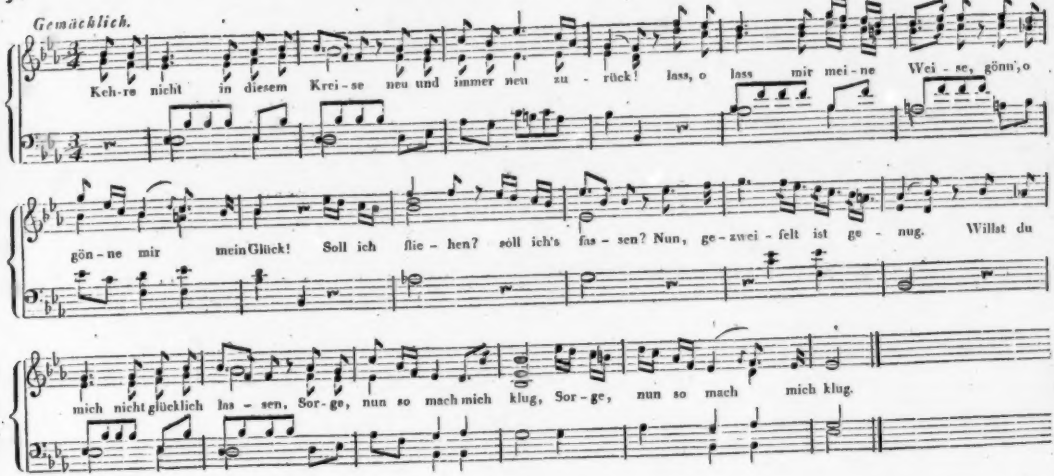
Da kommt sie und wandelt,
Ich eile sobald,
Ein singender Vogel,
Zum buschigten Wald,
Sie weilet und horchet,
Und lächelt mit sich:
„Er singet so lieblich
Und singt es an mich."

Die scheidende Sonne
Vergoldet die Höhn,
Die sinnende Schöne,
Sie hasst es geschehn.
Sie wandelt am Bache
Die Wiesen entlang,
Und finster und finstrer
Umschlingt sich der Gang.

Auf einmal erschein' ich
Ein blinkender Stern.
„Was glänzet da droben?
So nah und so fern?"
Und hast du mit Staunen
Das Leuchten erblickt;
Ich lieg dir zu Füssen,
Da bin ich beglückt!

Sorge.

Gemächlich.



Anliegen.

Leicht und angenehm.

stehst, und stehst du wohl um - sonst? und stehst du wohl um - sonst? O stün - dest du für mich und
zögst die Glo - cke los; wie glück - lich wär' ich da! wie schnell sprüng' ich hin - auf! wie glücklich wär' ich
cres
p f
cres
f
da! wie schnell sprüng' ich hin - auf! wie glücklich wär' ich da! wie schnell sprüng' ich — hin - auf.

Vom Berge.

Mässig.

Wenn ich, liebe Li-li, dich nicht liebte, welche Wonne gäb mir die-ser Blick? Und doch, wenn ich, Li-li, dich nicht

liebte, fand' ich hier und fand' ich dort — mein Glück? fand' ich hier und fand' ich dort — mein Glück?

An Mignon.

Mit Affect.

Ue-ber Thal und Fluss ge-tra-gen, ziehet rein der Son-ne Wa-gen, ach, sie regt in ihrem Lauf, so wie

dei-ne, meine Schmerzen, tief im Her-zen, immer morgens wie-der auf.

An Mignon.

(Neuere Melodie.)

Langsam und sanft.

Kaum will mir die Nacht noch frommen,
Denn die Träume selber kommen
Nur in trauriger Gestalt,
Und ich fühle dieser Schmerzen,
Still im Herzen,
Heimlich bildende Gewalt.

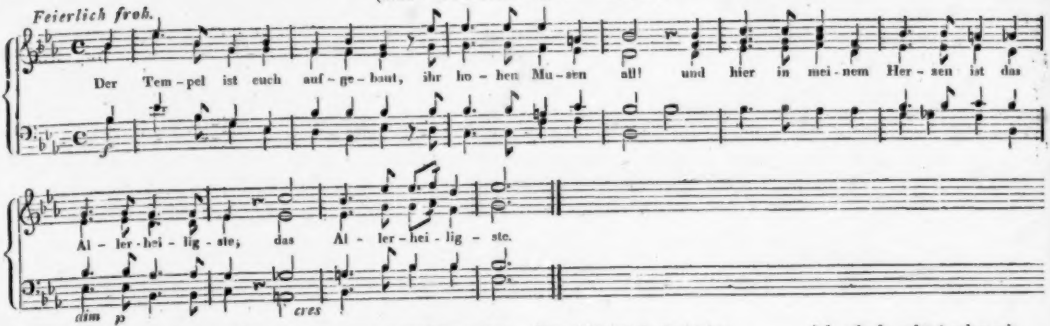
Schon seit manchen schönen Jahren
Seh' ich unten Schiffe fahren,
Jedes kommt an seinen Ort,
Aber ach! die steten Schmerzen,
Fest im Herzen,
Schwimmen nicht im Strome fort.

Schön in Kleidern muss ich kommen,
Aus dem Schrank sind sie genommen,
Weil es heute Festtag ist;
Niemand ahndet dass von Schmerzen,
H[illegible] im Herzen,
Grimmig mir zerrissen ist.

Heimlich muss ich immer weinen,
Aber freundlich kann ich scheinen,
Und sogar gesund und roth;
Wären tödtlich diese Schmerzen
Meinem Herzen,
Ach! schon lange wär' ich todt.

Künstlers Morgenlied.

(Auch vierstimmig zu singen.)



Wenn Morgens mich die Sonne weckt,
Warm, froh ich schau umher,
Steht rings ihr ewig Lebenden
In heil'gem Morgenglanz.

Ich bet' hinan, und Lobgesang
Ist lauter mein Gebet,
Und freudeklingend Saitenspiel
Begleitet mein Gebet.

Ich trete vor den Altar hin,
Und lese, wie sich's ziemt,
Andacht liturg'scher Lection
Im heiligen Homer.

Und wenn er in's Getümmel mich
Von Löwenkriegern reisst,
Und Göttersöhn' auf Wägen hoch
Rachglühend stürmen an,

Und Ross dann vor dem Wagen stürzt,
Und drunter und drüber sich
Freund', Feinde wälzen in Todesblut —
Er sengte sie dahin,

Mit Flammenschwert der Heldensohn,
Zehntausend auf einmal,
Bis dann auch er, gebändiget
Von einer Götterhand,

Ab auf den Rogus niederstürzt,
Den er sich selbst gehäuft,
Und Feinde nun den schönen Leib
Verschändend tasten an:

Da greif' ich muthig auf, es wird
Die Kohle zum Gewehr,
Und jene meine hohe Wand
In Schlachtfeld-Wogen braust.

Hinan! hinan! Es heulet laut
Gebrüll der Feindeswuth,
Und Schild an Schild, und Schwert auf Helm,
Und nun den Todten Tod.

Ich dränge mich hinan, hinan,
Da kämpfen sie um ihn,
Die tapfern Freunde, tapferer
In ihrer Thränenwuth.

Ach rettet! kämpfet! rettet ihn!
In's Lager tragt ihn fort,
Und Balsam giesst den Todten auf,
Und Thränen Todten-Ehr!

Und find' ich mich zurück hierher,
Empfängst du, Liebe, mich,
Mein Mädchen, ach, im Bilde nur,
Und so im Bilde warm!

Ach, wie du ruhtest neben mir,
Und schmachtetest mich an,
Und mir's vom Aug' durch's Herz hindurch
Zum Griffel schmachtete!

Wie ich an Aug' und Wange mich
Und Mund mich weidete,
Und mir's im Busen jung und frisch,
Wie einer Gottheit war!

O kehre doch und bleibe dann
In meinen Armen fest,
Und keine, keine Schlachten mehr,
Nur dich in meinem Arm;

Und sollst mir, meine Liebe, seyn,
Alldeutend Ideal,
Madonna seyn, ein Erstlingskind,
Ein heiligs an der Brust;

Und haschen will ich, Nymphe, dich,
Im tiefen Waldgebüsch;
O fliehe nicht die rauhe Brust,
Mein aufgerecktes Ohr!

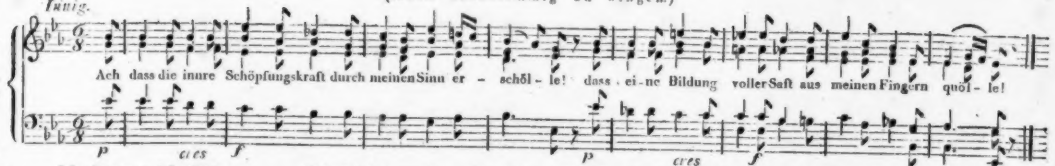
Und liegen will ich Mars zu dir,
Du Liebesgöttin stark,
Und ziehn ein Netz um uns herum,
Und rufen den Olymp.

Wer von den Göttern kommen will,
Beneiden unser Glück,
Und sollts die Fratze Eifersucht
An Bettfuss angebannt.

Künstlers Abendlied.

(Auch vierstimmig zu singen.)

Innig.



Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl', ich kenne dich, Natur,
Und so muss ich dich fassen.

Bedenk' ich dann, wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschliesset,
Wie er, wo dürre Haide war,
Nun Freudenquell geniesset.

Wie sehn' ich mich, Natur, nach dir,
Dich treu und lieb zu fühlen!
Ein lustger Springbrunn wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen,

Wirst alle meine Kräfte mir
In meinem Sinn erheitern,
Und dieses enge Daseyn mir
Zur Ewigkeit erweitern.

Sanft.

An den Mond.

Breitest über mein Gefild
Lindernd deinen Blick,
Wie des Freundes Auge mild,
Ueber mein Geschick.

Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit,
Wandle zwischen Freud' und Schmerz
In der Einsamkeit.

Fliesse, fliesse, lieber Fluss,
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuss,
Und die Treue so.

Ich besass es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Dass man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergisst!

Rausche, Fluss, das Thal entlang,
Ohne Rast und Ruh,
Rausche, flüstre meinem Sang
Melodieen zu!

Wenn du in der Mitternacht
Wüthend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst,

Selig, wer sich vor der Welt
Ohne Hass verschliesst,
Einen Freund am Busen hält
Und mit dem geniesst

Was von Menschen nicht gewusst,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht.

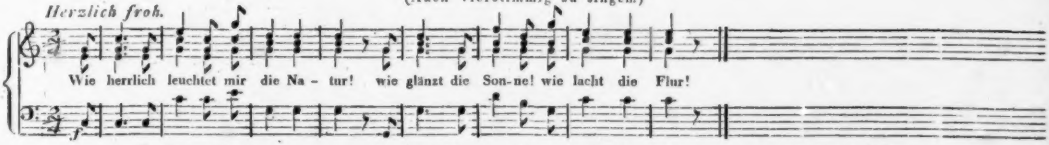
Einschränkung.

Frei declamirt.

Maylied.

(Auch vierstimmig zu singen.)

Herzlich froh.



Es dringen Blüten
Aus jedem Zweig,
Und tausend Stimmen
Aus dem Gesträuch,

Und Freud' und Wonne
Aus jeder Brust.
O Erd! o Sonne!
O Glück! o Lust!

O Lieb'! o Liebe!
So golden - schön,
Wie Morgenwolken
Auf jenen Höhn.

Du segnest herrlich
Das frische Feld,
Im Blütendampfe
Die volle Welt.

O Mädchen, Mädchen,
Wie lieb' ich dich!
Wie blickt dein Auge,
Wie liebst du mich!

So liebt die Lerche
Gesang und Luft,
Und Morgenblumen
Den Himmelsduft.

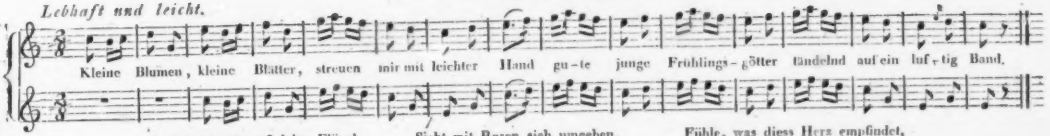
Wie ich dich liebe,
Mit warmen Blut,
Die du mir Jugend
Und Freud' und Muth

Zu neuen Liedern
Und Tänzen giebst.
Sey ewig glücklich
Wie du mich liebst!

Mit einem gemahlten Bande.

(Auch zweistimmig zu singen.)

Lebhaft und leicht.



Zephyr nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebsten Kleid,
Und so tritt sie vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit,
Sieht mit Rosen sich umgeben,
Selbst wie eine Rose jung.
Einen Blick, gelichtes Leben!
Und ich bin belohnt genung.
Fühle, was diess Herz empfindet,
Reiche frey mir deine Hand;
Und das Band, das uns verbindet,
Sey kein schwaches Rosen-Band.

Wandrers Nachtlied.

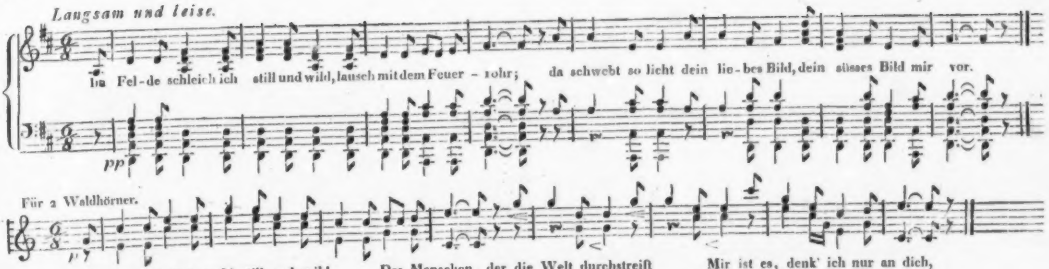
Langsam.

Wandrers Nachtlied.

(Neue Composition für vier Singstimmen.)

Jägers Nachtlied.

Langsam und leise.



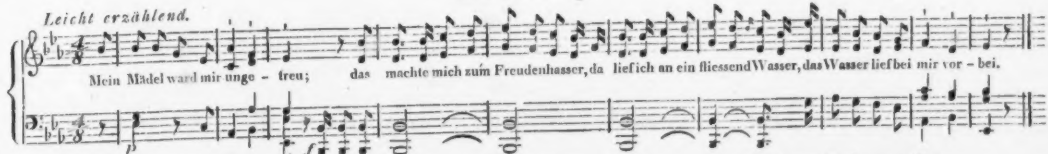
Du wandelst jetzt wohl still und mild
Durch Feld und liebes Thal,
Und ach, mein schnell verrauschend Bild
Stellt sich dir's nicht einmal?

Des Menschen, der die Welt durchstreift
Voll Unmuth und Verdruss,
Nach Osten und nach Westen schweift,
Weil er dich lassen muss.

Mir ist es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu sehn,
Ein stiller Friede kommt auf mich,
Weiss nicht wie mir geschehn.

Rettung.

Leicht erzählend.



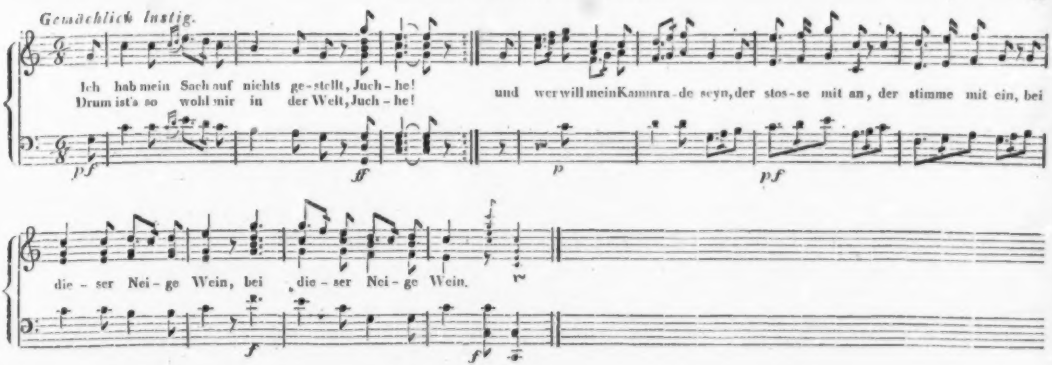
Da stand ich nun verzweifelnd stumm,
Im Kopfe war mirs wie betrunken,
Fast wär' ich in den Strom gesunken,
Es ging die Welt mit mir herum.

Du hältst vom Tode mich zurück;
Auf ewig dank ich dir mein Leben.
Allein das heisst mir wenig geben,
Nun sey auch meines Lebens Glück.

Auf einmal hört' ich was, das rief,
Ich wandte just dahin den Rücken,
Es war ein Stimmchen zum Entzücken:
Nimm dich in Acht! der Fluss ist tief.

Und dann klagt' ich ihr meine Noth;
Sie schlug die Augen lieblich nieder,
Ich küsste sie, und sie mich wieder,
Und vor der Hand nichts mehr vom Tod.

Da lief mir was durchs ganze Blut,
Ich seh, so ists ein süsses Mädchen!
Ich frage sie, wie heisst du? Kätchen.
O schönes Kätchen, du bist gut.



Ich stellt mein Sach auf Geld und Gut,
Juchhe!
Darüber verlor ich Freud' und Muth,
o weh!
Die Münze rollte hier und dort
Und hascht' ich sie an einem Ort,
Am andern war sie fort.

Auf Weiber stellt ich nun mein Sach,
Juchhe!
Daher mir kam viel Ungemach,
o weh!
Die Falsche sucht sich ein ander Theil,
Die Treue macht mir Langeweil,
Die Beste war nicht feil.

Ich stellt mein Sach auf Reis' und Fahrt,
Juchhe!
Und liess von meiner Vaterlandsart,
o weh!
Und mir behagt es nirgends recht,
Die Kost war fremd, das Bett war schlecht,
Niemand verstand mich recht.

Ich stellt mein Sach auf Ruhm und Ehr,
Juchhe!
Und sieh! gleich hat ein andrer mehr,
o weh!
Wie ich mich hatt' hervorgethan,
Da sahen die Leute scheel mich an.
Hatt' keinem Recht gethan.

Ich setzt mein Sach auf Kampf und Krieg,
Juchhe!
Und es gelang so mancher Sieg,
Juchhe!
Wir zogen in Feindes Land hinein,
Dem Freunde sollt's nicht viel besser seyn,
Und ich verlor ein Bein.

Nun hab ich mein Sach auf Nichts gestellt,
Juchhe!
Und mein gehört die ganze Welt,
Juchhe!
Zu Ende geht nun Sang und Schmaus,
Nun trinkt mir alle Neigen aus,
Die letzte muss heraus!

Christel.

Nicht zu lebhaft.

Das schwarze Schelmenaug da drein,
Die schwarze Braue drauf,
Seh' ich ein einzigmal hinein,
Die Seele geht mir auf.
Ist eine, die so lieben Mund,
Liebrunde Wänglein hat?
Ach, und e. ist noch etwas rund,
Da sieht kein Aug' sich satt.

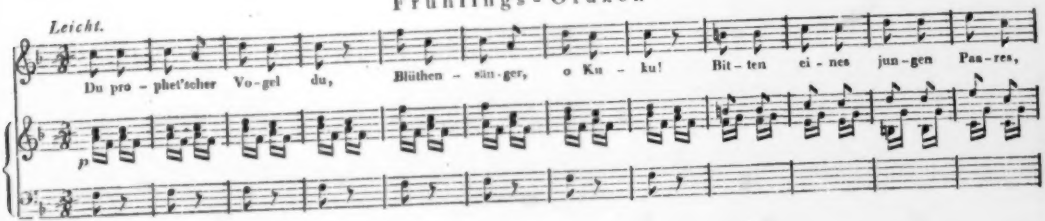
Und wenn ich sie dann fassen darf,
Im luftigen deutschen Tanz,
Das geht herum, das geht so scharf,
Da fühl' ich mich so ganz!
Und wenn's ihr tümmlich wird und warm,
Da wieg' ich sie sogleich
An meiner Brust, in meinem Arm;
'S ist mir ein Königreich!

Und wenn sie liebend nach mir blickt,
Und alles rund vergisst,
Und dann an meine Brust gedrückt,
Und weidlich eins geküsst;
Das läuft mir durch das Rückenmark
Bis in die grosse Zeh;
Ich bin so schwach, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!

Da möcht' ich mehr und immer mehr,
Der Tag wird mir nicht lang;
Wenn ich die Nacht auch bei ihr wär,
Davor wär mir nicht bang.
Ich denk', ich halte sie einmal
Und büsse meine Lust,
Und endigt sich nicht meine Qual,
Sterb' ich an ihrer Brust.

Frühlings-Orakel.

Leicht.



Horst du! ein verliebtes Paar
Sehnt sich herzlich zum Altar;
Und es ist, bei seiner Jugend,
Voller Treue, voller Tugend!
Ist die Stunde noch nicht voll,
Sag, wie lang es warten soll?
Horch Coucou! horch Coucou!
Immer stille! nichts hinzu.

Ist es doch nicht unsre Schuld!
Nur zwey Jahre noch Geduld!
Aber wenn wir uns genommen,
Werden Pa, pa, pa, pas kommen?
Wisse, dass du uns erfreust,
Wenn du viele prophezeyst!
Eins, Coucou! zwei, Coucou!
Immer weiter Coucou, cou.

Haben wir wohl recht gezählt;
Wenig am Halbdutzend fehlt.
Wenn wir gute Worte geben,
Sagst du wohl, wie lang wir leben?
Freylich, wir gestehen dir's,
Gern zum längsten trieben wir's.
Cou coucou, Cou coucou,
Cou, cou, cou, cou, cou, cou, cou.

Leben ist ein grosses Fest,
Wenn sich's nicht berechnen lässt.
Sind wir nun zusammen blieben;
Bleibt denn auch das treue Lieben?
Könnte das zu Ende gehn,
Wär doch alles nicht mehr schön.
Cou coucou, Cou, coucou,
Cou, cou, cou, cou, cou, cou, cou.

(Mit Grazie in infinitum.)

An Lina.

Frei deklamirt.

Lass die Saiten rasch erklingen,
Und dann sieh ins Buch hinein.
Nur nicht lesen! immer singen!
Und ein jedes Blatt ist dein.

Ach! wie traurig sieht in Lettern,
Schwarz auf weiss, das Lied mich an,
Das aus deinem Mund vergöttern,
Das ein Herz zerreissen kann.

Göthe's

Lieder, Oden, Balladen und Romanzen

mit Musik

von

J. F. Reichardt.

Königl. Westphäl. Capell-Director.

Zweite Abtheilung.

Leipzig, bey Breitkopf & Härtel.

Göthe
für alle drey Hefte

Zweite Abtheilung

Vermischte Gesänge und Declamationen

Inhalt

	Seite
Kophtisches Lied	1
* Muth	2
An Lotte	3
* Herbstgefühl	5
Erkanntes Glück	5
Meeresstille	7
Glückliche Fahrt	8
Rastlose Liebe	8
* Rastlose Liebe	10
Einsamkeit	13
Auf dem See	14
Süsse Sorgen	16
* Prometheus	16
Rhapsodie aus der Harzreise	21
* Gott	21
Ganymed	26
An Lyda	28
Nähe	30
* Herzog Leopold von Braunschweig	30
An Alexis und Dora.	
Einziger Augenblick, in welchem	52
Leere Zeiten der Jugend! und leere	54
Bilder der Hoffnung, tauschet mein	55
Nun ihr Musen, genug!	56
An Euphrosyne.	
* Felsen stehen gegründet	57
* Tiefer liegt die Nacht	40
* Lied der Parzen, aus Iphigenia	Seite 42
Lass dich geniessen, aus Proserpina	44
Aus Lila.	
* Feiger Gedanken	46
* Wir helfen gerne	47
Aus dem Vorspiel: Was wir bringen.	
Warum doch erschallen	48
Klärchens Lieder aus Egmont.	
Freudvoll und leidvoll	49
Die Trommel gerühret	50
Sehnsucht	51
Aus Wilhelm Meister's Lehrjahre.	
Der Sänger	52
Italien	53
Klage	54
Einsamkeit	54
Die Nacht	55
Das Geheimniss	56
Mignons letzter Gesang	57
Sehnsucht	58
* Letztes Lied des Harfenspielers	58
* Philomele	59
* Warnung	60

Die mit einem * bezeichneten Compositionen sind neu.

Kophtisches Lied.

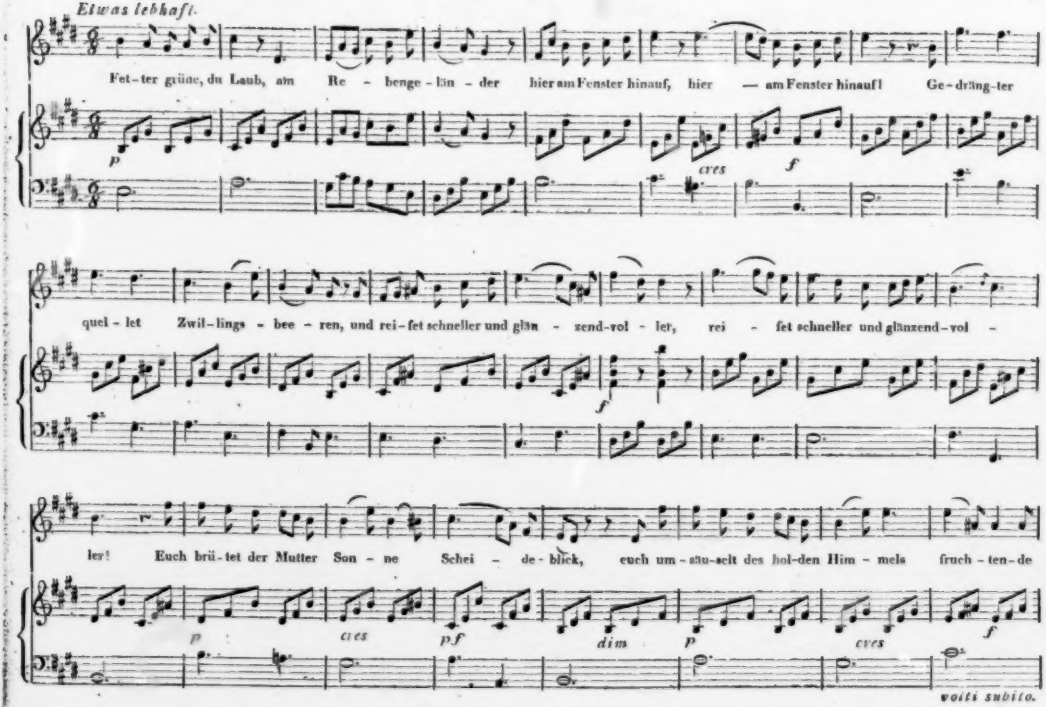
Kräftig.

Muth.

Muthig.
Sorglos ü-ber die Flä-che weg; wo vom küh-n-sten Wager die Bahn dir nicht vor-ge-graben du siehst, ma-che dir
sel-ber Bahn!
Stil-le, Liebchen, mein
Herz! stil-le, Liebchen, mein Herz! kracht's gleich, kracht's gleich, bricht's doch nicht! bricht's gleich,
cres
dim

bricht's gleich, bricht's nicht mit dir, bricht's nicht mit dir!
p
cres
f
ff
An Lotte.
Sehr langsam.
Wohl, ich weiss es, da durchschleicht uns in - nen man - che Hof - nung, man - cher Schmerz.
Lot-te!
rf
dim
p
p
Mit allmählig zunehmender Bewegung.
Lot-te, wer kennt un-sre Sinnen, Lotte, Lot-te, wer kennt un-serHerz! Ach! es möchte gern ge - kannt seyn, ü - ber -
f
f
p
cres
volti subito.

flies - sen in das Mit-em - pfin - den ei-ner Cre-a - tur, und ver-trau - end zwiefach neu ge - nies-sen al - les
f dim
Immer lebhafter.
Leid und Freude der Na - tur, al - les Leid — und Freu - - de der Na - -
cres
dim
p
tur.
Lebhaft.
f


Etwas lebhaft.
Fet-ter grüne, du Laub, am Re-benge-län-der hier am Fenster hinauf, hier — am Fenster hinauf! Ge-dräng-ter
p
cres
f
quel-let Zwil-lings-bee-ren, und rei-fet schneller und glän-zend-vol-ler, rei-fet schneller und glänzend-vol-
f
ler! Euch brü-tet der Mutter Son-ne Schei-de-blick, euch um-säu-selt des hol-den Him-mels fruch-ten-de
p
cres
p f
dim
p
cres
f
volti subito.

Fül-le, euch küh - let des Mon - des freund - li - cher Zau - ber - hauch, und euch — be - thau - en Ach! aus
dim pp
die - sen Au - gen der e - wig be - le - ben-den Lie - be voll schwel - len-de Thrä - nen, der e - wig be-
cres pf
cres pf
le - ben-den Lie - be voll schwel - len-de Thrä - nen.
cres f

Erkanntes Glück.

Edel deklamirt.

Was die gute Na – tur weislich nur vielen ver-thei-let, gab sie mit reichlicher Hand al – les der Ein-zi-gen, ihr: und die so herrlich Be-

f

gab – te, die von so vie – len Ver – ehr – te gab ein lie-bend Ge – schick freundlich dem Glückli – chen, mir.

Meeresstille.

Langsam, ohne alle Erhebung der Stimme, halbstark.

Tie-fe Stil- le herrscht im Was-ser, oh-ne Regung ruht das Meer, und be-küm-mert sieht der Schif-fer glat-te Flä-che rings um-

pp

her. Kei-ne Luft von kei-ner Sei – te; To-des – stil-le fürch-ter-lich! In der un-ge-heu-ern Weite re-get kei-ne Wel-le sich.

Glückliche Fahrt.

Rastlose Liebe.

im – mer zu! oh – ne Rast und Ruh!
Lieder durch Lei – den möcht' ich mich
schlagen, als so viel Freuden des Le – bens er – tra – gen. Al – le das Nei – gen von Her – zen zu Her – zen, ach wie so ei – gen schaf – fet es
Schmerzen! ach wie so ei – gen schaf – fet es Schmer – – – – – zen!
volti subito.

Rastlose Liebe.

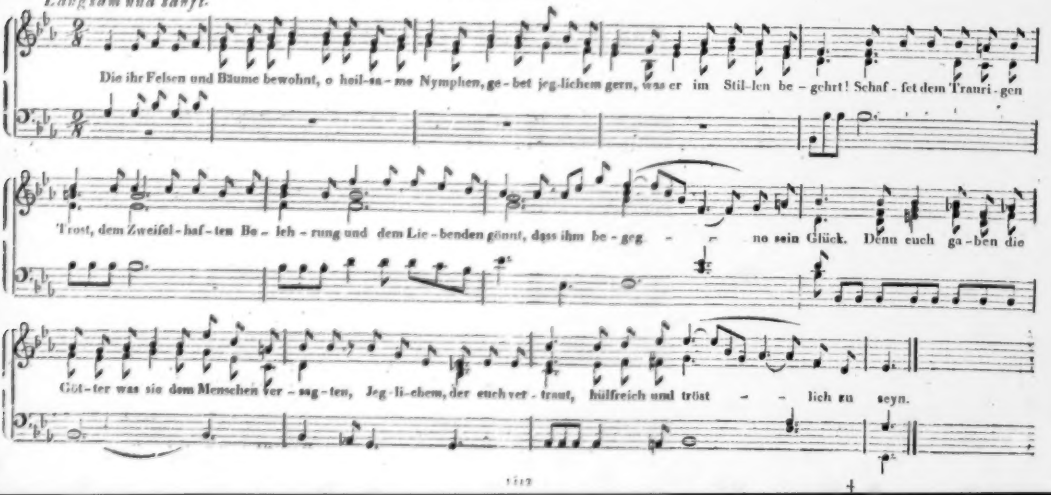
(Neuere Composition.)

Dampf der Klüf-te, durch Ne - bel - düf-te, immer zu! immer zu! ohne Rast und Ruh, oh-ne
cres
f
Rast und Ruh! Lie - ber durch Lei - den möcht' ich mich schlagen, als so - viel
dim
p
Freu - den des Le - bens er - tra - gen! Al - le das Nei-gen von Her - zen zu Her-zen, ach wie so
volti subito.

ei - gen schaf - fet das Schmerzen, ach, wie so ei - gen schaf - fet es Schmer - zen. Wie, soll ich
cres
f
fliehen? Wäl-derwärts ziehen? Al - les ver - ge - bens! al - les ver-ge - bens. Kro - ne des Le-bens,
cres
cres
f
p
Glück oh - ne Ruh, Lie - be bist du! o Lie - be bist du! Kro - ne des Le - bens, Glück oh - ne
cres
pf

Ruh, Lie - be bist du, o Lie - be bist du, Lie - be, Lie - be bist du!
cres
f
dim
p
cres
f

Einsamkeit.


Langsam und sanft.
Die ihr Felsen und Bäume bewohnt, o hoil-sa-me Nymphen, ge-bet jeg-lichem gern, was er im Stil-len be-gehrt! Schaf-fet dem Trauri-gen
Trost, dem Zweifel-haf-ten Be-leh-rung und dem Lie-benden gönnt, dass ihm be-geg-no sein Glück. Denn euch ga-ben die
Göt-ter was sie dem Menschen ver-sag-ten, Jeg-li-chem, der euch vet-traut, hülfreich und trös-lich zu seyn.

Auf dem See.

Stark und lebhaft, doch nicht geschwinde.

ff

Und frische Nahrung, neu-es Blut saug ich aus frey-er Welt; wie

ist Na-tur so hold und gut, die mich am Bu-sen hält! — Die Wel-le wie-get un-sern Kahn im Ru-der-takt hin-auf — und Ber-ge, wol-ki

Cemb.

ff

himmel-an, be-geg-nen un-serm Lauf.

dimin. mod mit nach u. nach

nehmender Bewegung, zuletzt der freyen Declamation der Stimme folgend

In der ersten Bewegung.

Aug', mein Aug' was sinkst du nie-der?

gold-ne Träu-me kehrt ihr wie-der? Weg du Traum! So Gold d

Cemb.

pp

bist, hier auch Lieb' und Le-ben ist. Auf der Wel-le blin-ken tau-send schwe-bende Ster-ne,
poco f
wei-che Ne-bel trin-ken rings die thürmen-de Fer-ne; Mor-gen-wind um-flü-gelt
die be-schatte-te Bucht, und im See be-spie-gelt — sich die rei-fen-de
Frucht.

Süsse Sorgen.

Etwas lebhaft.

Weichet, Sor-gen, von mir! — doch ach! den sterb-li-chen Menschen lis-set die Sor – ge nicht los, eh ihn das Le – ben ver-lässt.

Langsam und zärtlich.

Soll es einmal denn seyn; so kommt ihr Sorgen der Lie – be, kommt ihr Sorgen der Lie-be, treibt die Ge-schwister hin-aus, nehmt und be-

hauptet mein Herz, kommt ihr Sor – gen der Lie – be, nehmt und be-hauptet mein Herz, be-haup-tet mein Herz.

Prometheus.

Kräftig deklamirt.

Be-dek-ke dei-nen Him-mel, Zevs, mit Wol-kendunst und ü – be, dem Kna-ben gleich, der Di-steln köpft, an Ei – chen dich und Berges –

höhn; musst mir meine Er-de doch las-sen stehn, und mei-ne Hüt-te, die du nicht ge-baut, und mei-nen Herd, um dessen Gluth du mich be-
ff
nei-dest. Ich ken-ne nichts är-me-res un-ter der Sonn', als euch Göt-ter. Ihr näh-ret kümmer-lich von O-pfer-steuern und Ge-
p
beths hauch eu-re Ma-je-stät, und darb-tet, wä-ren nicht Kin-der und Bett-ler hof-nungsvol le Tho-ren.
f

Arioso.
Da ich ein Kind war, nicht wusste wo aus noch ein, kehrt' ich mein ver-irr - tes Au-ge zur Son-ne, als wenn drüber wär' ein
p
Ohr, zu hö-ren mei-ne Kla-ge, ein Herz wie mein's, sich des Be-drängten zu er-bar - men. Wer
f
half mir wi-der der Ti-ta-nen Ue-ber-muth? Wer ret-te-te vom To-de mich, von Skla-ve-rey? Hast du nicht
ff

al - les selbst voll-en - det, hei - lig glü - hend Herz? und glüh - test jung und gut, be - tro - gen, Ret - tungs-dank dem
f
Schla-fen-den da dro - ben? Ich dich eh-ren? wo - für? Hast du die Schmerzen ge - lin - dert je des Be - la - de-nen? hast du die
tremulando
pp tremulando
cres
Thränen ge-stil-let je des Ge - ang-ste-ten? Hat nicht mich zum Manne ge - schmiedet die allmäch - ti-ge Zeit und das e-wi-ge Schicksal, mei ne
tra
moderato
pf
p
ff

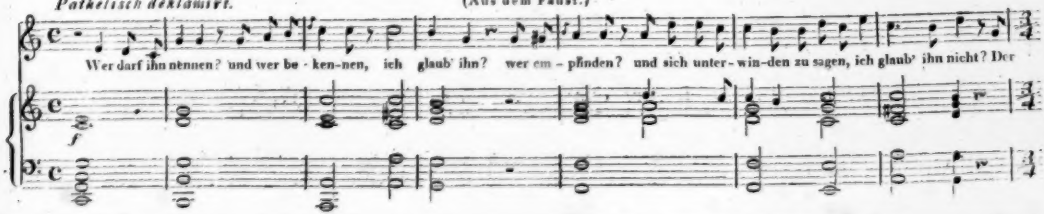
Herrn und dei-ne? Wähn-test du et--wa, ich sollte das Le-ben hassen, in Wüsten flie-hen, weil nicht al-le Blü-thenträume
moderato
ff
reif-ten? Hier sitz' ich, for-me Menschen nach meinem Bil-de, ein Ge-schlecht, das mir gleich sey, zu lei-den, zu
risoluto.
f
wei-nen, zu ge-niessen und zu freu-en sich, und dein nicht zu achten, wie ich!
f
ff

Rhapsodie.

(Aus der Harzreise.)

Gott.

(Aus dem Faust.)



Largo.
All-um-fas-ser, der All-er-halter, fasst und er-hält er nicht dich? mich? sich selbst? Wölbt sich der Himmel nicht da
f
dro-ben? liegt die Er-de nicht hier un-ten fest? und stei-gen freund-lich
blik-kend, e-wi-ge Ster-ne nicht hier auf? Schau' ich nicht Aug' in Au-ge
cres
f
dim
volti subito

dir, und drängt nicht al - les nach Haupt und Herzen dir, und webt in e - wi - gem Ge -
cres
f
dim
p
heim - niss un - sicht-bar, sicht - bar ne - ben dir? Er -
cres
f
füllt da - von dein Herz so gross es ist, und wenn du ganz in dem Ge -

füh – le se – lig bist, nenn' es dann wie du willst, nenn's Glück! Herz! Lie – be!
Gott! Ich ha – be kei – nen Na – men da – für! Ge – fühl ist al – les, Ge – fühl ist al – les;
f
f
p
Na – me ist Schall und Rauch um – ne – belnd Him–mels– gluth.

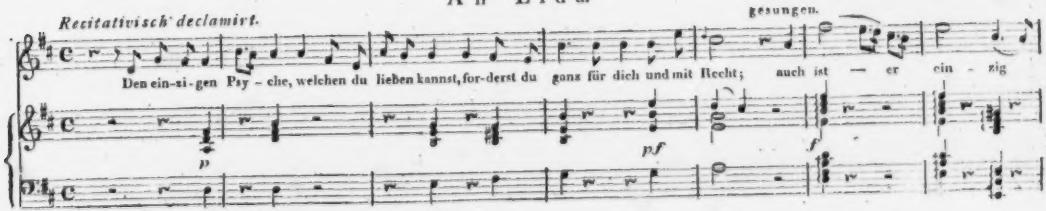
Ganymed.

Kräftig und lebhaft, doch nicht geschwinde.

Gras drän - gen sich an mein Herz, du kühlst den brennen-den Durst mei-nes Bu-sens, lieb - li-cher Mor-gen-
cres pf dim
wind, ruft drein die Nach-ti-gall lie-bend nach mir aus dem Ne-bel-thal! Ich komm', ich kom-me! wo-hin? ach wo-
f p f p f
Langsam und feierlich. In mässiger Bewegung.
hin? Hinauf! hin-auf strebt's! Es schweben die Wolken ab-wärts, die Wolken neigen sich der seh-nen-den Liebe Mir!
ff
Eine kleine Pause.
p f

Mir! In eu - rem Schoose auf - wärts! Um - fan - gend um - fan - gen! Auf - wärts an dei - nem Bu - sen all-
lie - ben-der Va - ter, all - lie - - ben-der Va - ter!

An Lida.


Recitativisch' declamirt.
gesungen.
Den ein-zi-gen Psy - che, welchen du lieben kannst, for-derst du ganz für dich und mit Recht; auch ist — er ein - zig

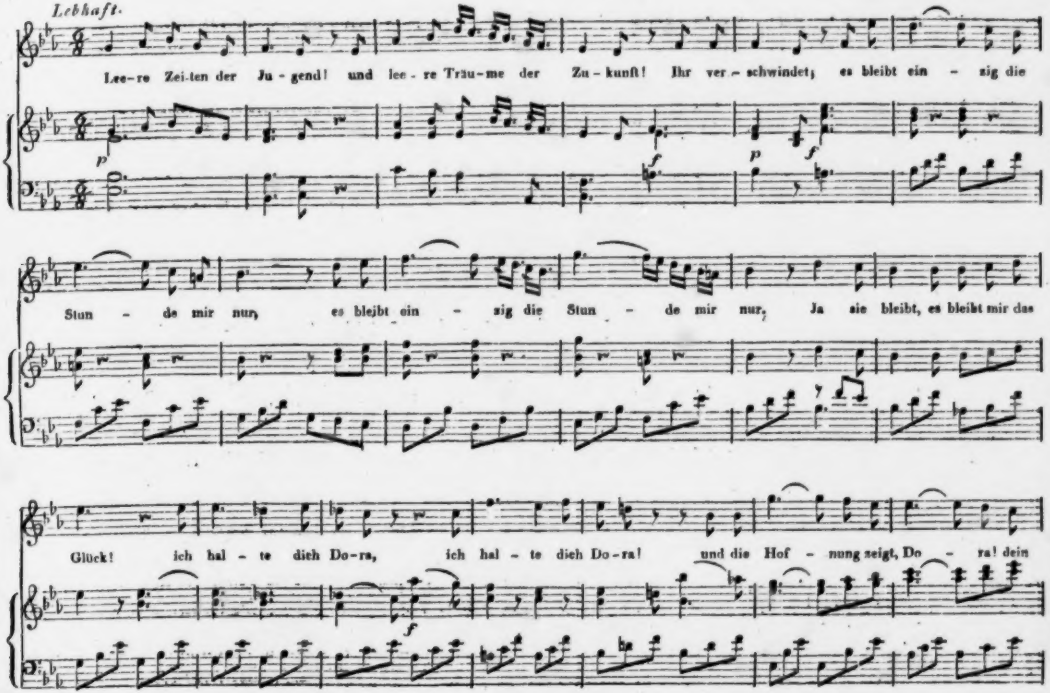
deklämirt.
gesungen.
dein: denn seit ich von dir bin, scheint mir des schnellsten Le-bens lär-mende Be-we-gung nur ein leichter Flor, durch den ich dei-ne Ge-
stalt im-mer-fort wie in Wol-ken er-blik-ke, sie leuch-tet mir freund-lich und treu, wie durch des
Nord-lichts be-weg-li-che Strah-len e-wi-ge Ster-ne schim-mern.

Lebhaft und leicht.
Wie du mir oft, geliebtes Kind, ich weiss nicht wie so freude bist, wenn wir im Schwarm der vielen Menschen sind, das schlägt mir al-le Freude
nie - der. Doch ja, wenn al-les still und finster um uns ist, er-kenn ich dich an dei-nen Küs - sen wie - der.
Herzog Leopold von Braunschweig.
(Vierstimmig zu singen.)
Kräftig und edel.
1ster u. 2ter Discant.
Dich er-griff mit Ge-walt der al-te Herrscher des Flus-ses, hält dich und thei-let mit dir e - wig sein strö - men-des
Dich er-griff mit Ge-walt der al-te Herrscher des Flus-ses. hält dich und thei-let mit dir e - wig sein strö - men-des
Tenor u. Bass.
Dich er-griff mit Ge-walt der al-te Herrscher des Flus-ses, hält dich und thei-let mit dir e - wig sein strö - men-des
strö - men-des
Reich. Ruhig schlummerst du nun beym stille-ren Rau-schen der Ur - ne. Ru-hig schlummerst du nun beym stil-le-ren Rauschen der
Reich. Ru - hig schlum-merst du nun, ru - hig schlum - merst du

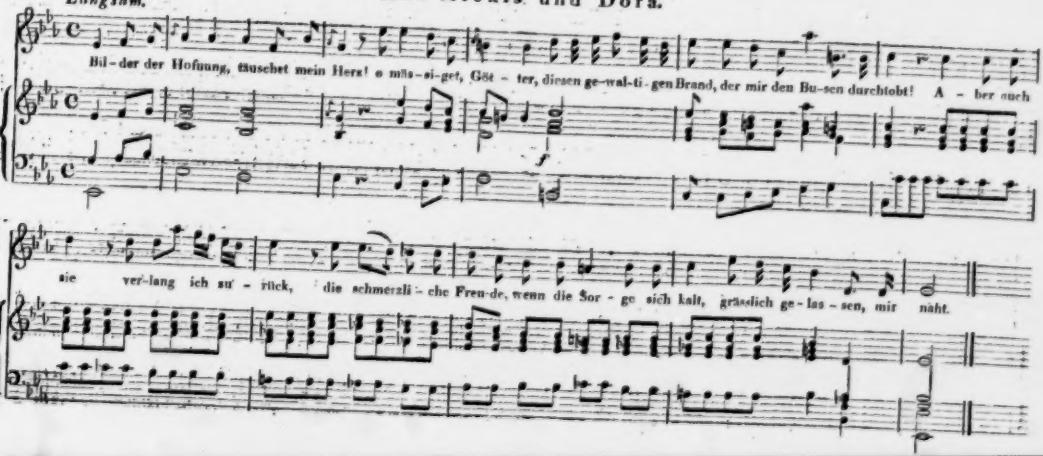
cres
f
ff
Ur - ne, bis dich stür - - men-de Fluth
wie-der zu Tha-ten er - weckt, zu Thaten er - weckt, zu Tha-ten er - weckt,
nun, bis dich stür - men-de Fluth
wieder zu Tha-ten er - weckt, wie-der zu Tha - ten er - weckt.
Hülf-reich wer-de dem Vol - ke! Hülf-reich wer-de dem Vol - ke!
dim
p
so wie du, ein Sterb-li - cher, wollt-test,
Hülf-reich wer-de dem Vol - ke! Hülf-reich wer-de dem Vol - ke!
und voll - end' als ein Gott — was dir als Menschen miss-lang, voll - end' als ein
dim
wie du, ein Sterb-li-cher, wolltest und voll - end' als ein Gott — was dir als Menschen miss-lang, voll - end' als ein
Gott was dir als Men - - - schen miss- lang.
Gott was dir als Men - schen miss - lang.

Edel deklamirt.
Ein-zi-ger Au-gen-blick, in wel-chem ich lebte! Du wie-gest al-le Ta-ge, die sonst kalt mir verschwindenden, auf. Ach nur im
Au-genblick, im letz-ten, stieg mir ein Le-ben un-ver-mu-thet in dir, wie von den Göt-tern her-ab!
cres
f
ff
Nur um-sonst ver-klärst du mit dei-nem Lich-te den
pf

Ae - ther, dein all-leuch-ten-der Tag, Phö- bus, mir ist er ver - hasst. In mich sel - ber kehr' ich zu-
rück; da will ich im Stil - len wie - der-ho - len die Zeit als sie mir tag - lich er -
schien.


Lebhaft.
Lee-re Zei-ten der Ju-gend! und lee-re Träu-me der Zu-kunft! Ihr ver-schwindet, es bleibt ein-zig die
Stun-de mir nur, es bleibt ein-zig die Stun-de mir nur, Ja sie bleibt, es bleibt mir das
Glück! ich hal-te dich Do-ra, ich hal-te dich Do-ra! und die Hof-nung zeigt, Do-ra! dein

Aus Alexis und Dora.



Aus Alexis und Dora.

Langsam.

Langsam und edel.

Aus Euphrosyne.

(Vierstimmig zu singen.)

Tenor u. Bass.

ff dim p cres f p cres
Al - les ent - steht und ver - geht nach Ge - setz; doch ü - ber des Men-schen Le - ben, den köst - li - chen Schatz
ff dim p cres f p cres pf f
dim p
herr - schet ein schwankendes Loos, ein schwan - ken - des Loos. Nicht dem blü - hen - den nickt der wil - lig schei - den-de
dim p
ein schwankendes Loos.
ein schwan - ken - des Loos,
Va - ter, sei - nem tref - li-chen Sohn, freund - lich vom Ran - de der Gruft.
vom Ran-de der Gruft. Nicht der jün - ge - re schliesst dem
f cres
al - te - ren im - mer das Au - ge das sich wil - lig ge - senkt, kräf - tig dem Schwä-che-ren zu.
Oef - ter, ach! üf - ter,
Oef - ter, öf - ter,
Oef - ter,

ach! ver - kehrt das Ge - schick die Ord - nung der Ta - ge, ver - kehrt das Ge - schick die Ord - nung der
Ord - nung.
Ta - ge.
cres
f
Hülf - los klä - get ein Greis, Kin - der und En - kel um - sonst —
Hülf - los kla - get ein Greis,
Hülf - los kla - get ein Greis,
Hülf - los kla - get ein Greis,
ff
steht, ein be - schä - dig - ter Stamm, dem rings - zer - schmet - ter - te Zwei - ge um die
steht, ein be - schä - dig - ter Stamm, dess ringszer - schmet - ter - te Zwei - ge um die
ff
steht, steht ein be - schä - dig - ter Stamm, dem rings - zerschmet - ter - te
Sei - ten um - her strö - men - de Schlos - sen ge - streckt.
Sei - ten um - her strö - men - de Schlos - sen ge - streckt.
Zwei - ge strö - men - de Schlos - sen ge - streckt.
Zwei - ge

Sehr langsam.
Tiefer liegt die Nacht um mich her, die stür - zen-den Was - ser brau - sen ge -
pp
cres
f
wal - ti - ger nun ne - ben dem schlüpf - ri - gen Pfad.
dim
p
cres
Un - be - zwing - li-che Trau-er be - fällt mich, ent - kräf - ten-der Jammer, und ein
p
f

moo - si - ger Fels stüz - zet den Sin - ken - den nur.
Wehmuth reisst durch die Sai-ten der Brust; die
cres
ff
dim
cres
f
p
nächt - li - chen Thrä - nen flies-sen,
und ü - ber dem Wald kün - det der Mor - gen sich
p
cres
f
an.
dim
p
pp

Lied der Parcen.

(Vierstimmig zu singen.)

e - wi - gen Fe - sten an gol - de - nen Ti - schen, sie schrei - ten vom Ber - ge zu Ber - gen hin - ü - ber, aus Schlün - den der Tie - fe dampft
dim
dim
ih - nen der A - them er - stick - ter Ti - ta - nen, gleich O - pfer - ge - rü - chen ein leich - tes Ge - wöl - ke. Es wen - den die
p
cres
f
p
Herr - scher ihr seg - nen - des Au - ge von gan - zen Ge - schlech - tern und mei - den, im En - kel die eh - mals ge - lieb - ten still
rf
p
rf
p
rf
p
rf
p
Abnehmend in Stärke und Bewegung.
re - den - den Zü - ge des Ahn - herrn zu sehn.
p
p

Etwas lebhaft
Lass dich ge - nies-sen, freundliche
Frucht. Lass mich ver-ges - sen al - le den Harm, lass mich ver - ges - sen al - le den Harm.
cres
p f
Wie - der mich wäh-nen dro - ben in Ju - gend, in der ver-tau - melten lieb - li-chen

Zeit.
In den um - duf - ten - den himm - lischen Blü - then, in den Ge - rü - chen
se - li - ger Won - ne, die der Ent - zück - ten, der Schmach - ten - den ward, die der Ent - zück - ten, der Schmachten - den
ward.

Lebhaft doch nicht zu geschwinde.

Fei - ger Ge - dan - ken, bäng - li - ches Schwan-ken, wei - bi - sches Za - gen, ängst - li - ches Kla - gen,

wen - det kein E - lend, macht nicht frey. Al - len Ge - wal - ten zum Trutz sich er - hal - ten,

cres *f* *ff*

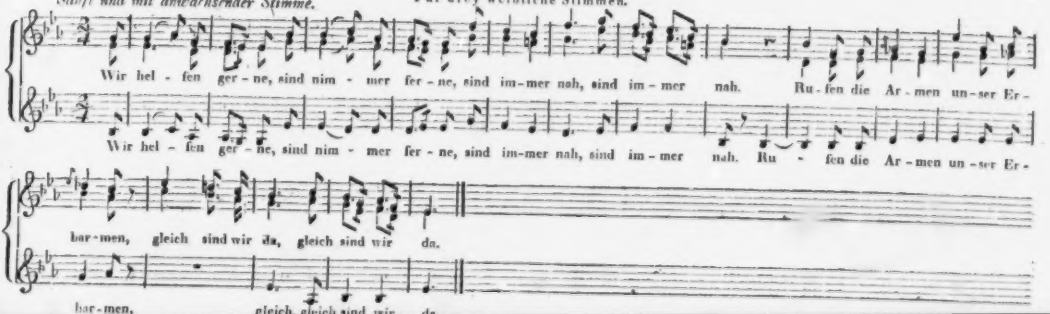
nim - mer sich beu - gen, kräf - tig sich zei - gen, ru - fet die Ar - me der Göt - ter her - bey.

ff

Aus Lila.

Für drey weibliche Stimmen.

Sanft und mit anwachsender Stimme.



Aus dem Vorspiel: Was wir bringen.

(Für drey weibliche Stimmen.)

Sanft und mit zunehmender Stärke.

1ster u. 2ter Discant.

Warum doch er - schal - len himmelwärts die Lie - der! Zö - gen ger - ne nie - der Ster - ne die dro - ben

Alt.

Warum doch er - schal - len die Lie - der! Zö - gen ger - ne nie - der Ster - ne die dro - ben

Fortepiano oder Harfe.

p

blin - ken und wal - len, zö - gen sich Lu - na's lieb - lich Um - ar - men, zö - gen die war - men,

blin - ken und wal - len, zö - gen sich Lu - na's lieb - lich Um - ar - men, zö - gen die war - men,

Klärchens Lied aus Egmont.

Klärchens Lied aus Egmont.

Klärchens Lied aus Egmont.

Sehnsucht.

Langsam.

Gesänge aus Wilhelm Meister's Lehrjahre.

Der Sänger.

Gegrüsset seyd ihr hohe Herrn,
Gegrüsst ihr schöne Damen,
Welch reicher Himmel! Stern bey Stern!
Wer kennet ihre Nahmen?
Im Saal völl Pracht und Herrlichkeit
Schliesst Augen euch, hier ist nicht Zeit
Sich staunend zu ergötzen.

Der Sänger drückt die Augen ein,
Und schlug die vollen Töne,
Der Ritter schaute muthig drein,
Und in den Schoos die Schöne.
Der König, dem das Lied gefiel,
Liess ihm, zum Lohne für sein Spiel,
Ein goldne Kette holen.

Die goldne Kette gieb mir nicht,
Die Kette gieb den Rittern,
Vor deren kühnem Angesicht
Der Feinde Lanzen splittern.
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
Und lass ihn noch die goldne Last
Zu andern Lasten tragen.

Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet,
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn der reichlich lohnet;
Doch darf ich bitten, bitt' ich eins,
Lasst einen Trunk des besten Weins
Im reinen Glase bringen.

Er setzt' es an, er trank es aus,
O Trank der süssen Labe!
O! dreymal hochbeglücktes Haus,
Wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
Und danket Gott, so warm als ich
Für diesen Trank euch danke.

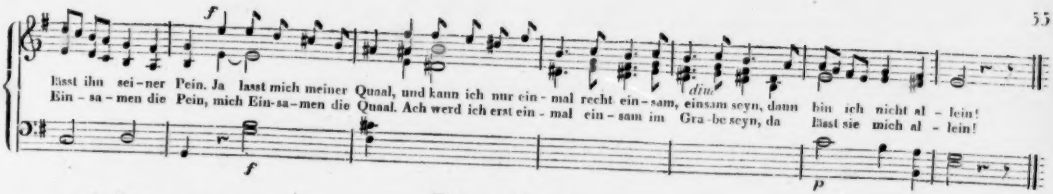
Mit Affekt.
Kennst du das Land, wo die Ci - tro - nen blühn, im dun - keln Laub die Gold-o - ran-gen glühn, ein sanf - ter
Kennst du das Haus? auf Säu-len ruht sein Dach, es glänzt der Saal, es schimmert das Ge - mach, und Mar - mor-
Kennst du den Berg und sei-nen Wol - ken - steg? das Maul - thier sucht im Ne - bel sei - nen Weg, in Hö - len
Wind vom blau-en Himmel weht, die Myr - the still und hoch der Lor - beer steht? Kennst du es wohl? Da -
bil - der stehn und sehn mich an: was hat man dir, du ar - mes Kind ge - than? Kennst du es wohl? Da -
wohnt der Dra-chen al - te Brut, es stürzt der Fels und ü - ber ihn die Fluth. Kennst du ihn wohl? Da -
hin! da - hin! mögt' ich mit dir, o mein Ge - lieb - ter, ziehn!
hin! da - hin! mögt' ich mit dir, o mein Be - schütz - zer, ziehn!
hin! da - hin! geht un - ser Weg, o Va - ter, lass uns ziehn!
ces

K l a g e.

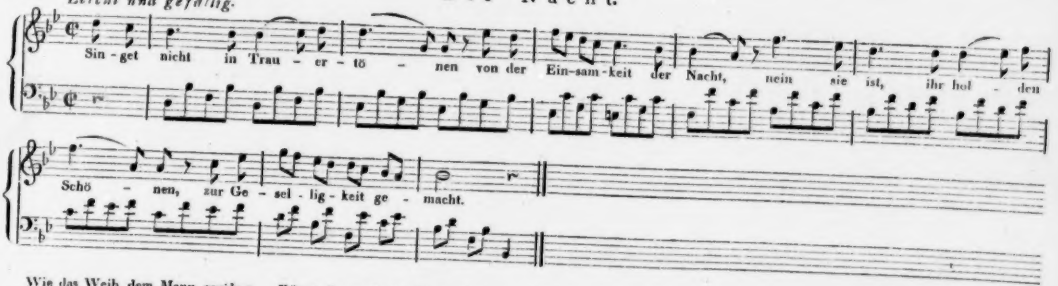
In sich verloren klagend.

E i n s a m k e i t.

Mit Nachdruck.



Die Nacht.



Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die schönste Hälfte war,
Ist die Nacht das halbe Leben,
Und die schönste Hälfte zwar.

Könnt ihr euch des Tages freuen,
Der nur Freuden unterbricht?
Er ist gut sich zu zerstreuen,
Zu was anderm taugt er nicht.

Aber wenn in nächt'ger Stunde
Süsser Lampe Dämmrung fliesst,
Und vom Mund zum nahen Munde
Scherz und Liebe sich ergiesst:

Wenn der rasche lose Knabe,
Der sonst wild und feurig eilt,
Oft bey einer kleinen Gabe
Unter leichten Spielen weilt;

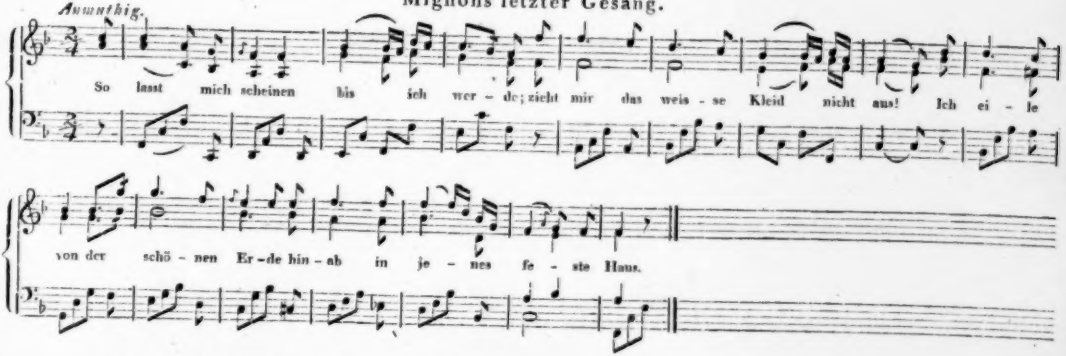
Wenn die Nachtigall Verliebten
Liebevoll ein Liedchen singt,
Das Gefangnen und Betrübten
Nur wie Ach und Wehe klingt:

Mit wie leichtem Herzensregen
Horchet ihr der Glocke nicht,
Die mit zwölf bedächtigen Schlägen
Ruh und Sicherheit verspricht!

Darum an dem langen Tage
Merke dir es, liebe Brust:
Jeder Tag hat seine Plage
Und die Nacht hat ihre Lust.

Langsam und zärtlich.
Heiss mich nicht re - den, heiss mich schweigen, denn mein Ge - heim - nis ist — mir Pflicht. Ich möch - te
p
Ernst und mit zunehmender Lebhaftigkeit.
dir mein ganzes Inn-re zei - gen, al - lein das Schick - sal will es nicht. Zur rechten Zeit ver-treibt der
pf
Son - ne Lauf die fin - stre Nacht und sie muss sich er - hel-len, der har-te Fels schliesst sei-nen Bu-sen auf, missgönnt der Er-de nicht die
Leise, tief gerührt nach und nach angehalten.
tief ver-borgnen Quel - len. Ein je - der sucht im Arm des Freundes Ruh, dort kann die Brust in Kla-gen sich er -

Mignons letzter Gesang.



Dort ruh ich eine kleine Stille,
Dann öffnet sich der frische Blick,
Ich lasse dann die reine Hülle,
Den Gürtel und den Kranz zurück.

Und jene himmlische Gestalten
Sie fragen nicht nach Mann und Weib,
Und keine Kleider, keine Falten
Umgeben den verklärten Leib.

Zwar lebt' ich ohne Sorg' und Mühe,
Doch fühlt' ich tiefen Schmerz genung,
Vor Kummer altert' ich zu frühe,
Macht mich auf ewig wieder jung.

Klagend.
Discant.
Nur wer die Sehn - sucht kennt, weiss was ich lei - de! Al - lein und ab - ge - trennt von al - ler
Ach! der mich liebt und kennt, ist in der Wei - te, es schwin - delt mir, es brennt mein Einge -
Bass.
Nur wer die Sehn - sucht kennt, weiss was ich lei - de! Al - lein und ab - ge - trennt von al - ler
Ach! der mich liebt und kennt, ist in der Wei - te, es schwindelt mir, es brennt mein Einge -
Harfe oder Fortepiano.
segue
cres
segue
cres
Freu - de, seh ich ans Fir - ma - ment nach je - ner Sei - te.
wei - de, nur wer die Sehn - sucht kennt, weiss was ich lei - de.
Freu - de, seh ich ans Fir - ma - ment nach je - ner Sei - te.
wei - de, nur wer die Sehn - sucht kennt, weiss was ich lei - de.

Letztes Lied des Harfenspielers.

Gehalten und leise.

Philomele.

(Vierstimmig zu singen.)

Warnung.

(Vierstimmig zu singen.)

dim
p
pf
So der Zeit be - die - net sich klug - die sorg - li - che Mut - ter. Wenn ihr Knäbchen ent-schläft, wenn ihr Knäbchen ent-
pf
So der Zeit be - die - net sich klug die sorg - li - che Mut - ter. Wenn ihr Knäbchen ent-schläft, wenn ihr Knäbchen ent-
dim
pp
cres
f
schläft, denn es er - wacht nur zu bald, denn es er - wacht nur zu bald, denn es erwacht nur zu bald.
schläft, denn es er - wacht nur zu bald, denn es er - wacht nur zu bald, denn es erwacht nur zu bald.

Göthe's

Lieder, Oden, Balladen und Romanzen

mit Musik

von

J. F. REICHARDT.

Königl. Westphäl. Capell-Director.

Dritte Abtheilung.

Leipzig, bey Breitkopf & Härtel.

Dritte Abtheilung

Balladen und Romanzen

Inhalt

Das Veilchen	Seite 1	Der untreue Knabe	Seite 16
Erlkönig	3	Der König in Thule	19
Der Fischer	4	Der Junggesell und der Mühlbach	20
* Die Spinnerin	5	* Der Müllerin Verrath	22
Der Edelknabe und die Müllerin	6	* Der Müllerin Reue	24
Das Blümlein Wunderschön	9		

Die mit einem * bezeichneten Romanzen sind neu.

Langsam.

Das Veilchen.

(Auch zweystimmig zu singen.)

Für zwey Waldhörner.

Adagio.

Erlkönig.

Sehr lebhaft und schauerlich.

p *mf*

Wer rei-tet so spät durch Nacht und Wind? Es ist der Va-ter mit sei-nem Kind. Er hat den Knaben wohl in dem Arm, er

p c. 8va. *mf*

f *p*

fasst ihn si-cher, er hält ihn warm. Mein Sohn, was birgst du so bang dein Ge-sicht? — Siehst, Va-ter, du den Erl-kö-nig nicht! den

f *p*

f

Singstimme.

pp

Er-len-kö-nig mit Kron' und Schweif? — Mein Sohn, es ist ein Ne-bel-streif. Du lie-bes Kind, komm, geh mit mir; gar

Pianoforte.

f *pp* c. 8va.

schö-ne Spie-le spiel' ich mit dir. Manch bun-te Blumen sind an dem Strand, mei-ne Mutter hat manch gül-den Ge-wand." —

Mein Va-ter, mein Va-ter und hö-rest du nicht, was Er-len-kö-nig mir lei-se ver-spricht? — Sey ru-hig, blei-be ru-hig, mein
c. 8va.
Singstimme.
Kind, in dürren Blättern säu-selt der Wind — „Willst fei-ner Kna-be, du mit mir gehn? mei-ne Töchter sol-len dich warten
Pianoforte.
schön, meine Töchter führen den nächt-li-chen Reihn, und wie-gen und tanzen und singen dich ein.“ Mein Va-ter, mein Va-ter und
siehst du nicht dort Erl-kö-nigs Töchter am düstern Ort? Mein Sohn, mein Sohn, ich seh es ge-nau; es scheinen die al-ten Weiden so grau.
volti subito.

pp f

„Ich lieb dich, mich reizt deine schöne Ge-stalt; und bist du nicht willig, so brauch ich Ge-walt.“ — Mein Vater, mein Vater, jetzt fasst er mich

pp

an! Erl-kö-nig hat mir ein Leids ge-than! Dem Va-ter grauset's, er reitet ge-schwind, er hält in Ar-men das ächzende

p

c. 8va.

Kind, er-reicht den Hof mit Mü-he und Noth; in sei-nen Ar-men das Kind war todt.

Der Fischer.

Mit angehaltener Bewegung und Stimme.

Das Was-ser rauscht', das Was-ser schwoll, ein Fischer sass dar-an, sah nach dem Angel ru-hevoll, kühl bis ans Herz hin-an; und

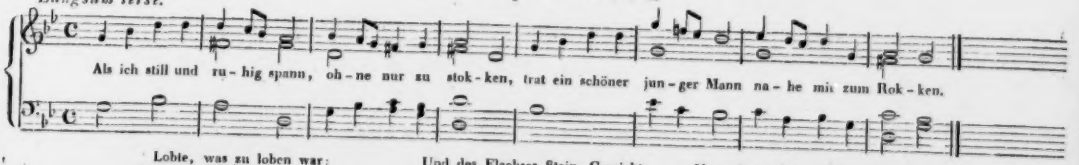
rf p

Sie sang zu ihm, sie sprach zu ihm:
Was lockst du meine Brut
Mit Menschenwitz und Menschenlist
Hinauf in Todesgluth?
Ach! wüsstest du, wie's Fischlein ist
So wohlig auf dem Grund,
Du stiegst herunter wie du bist,
Und würdest erst gesund.

Labt sich die liebe Sonne nicht,
Der Mond sich nicht im Meer?
Kehrt wellenathmend ihr Gesicht
Nicht doppelt schöner her?
Lockt dich der tiefe Himmel nicht,
Das feucht verklärte Blau?
Lockt dich dein eigen Angesicht
Nicht her in ew'gen Thau?

Das Wasser rauscht'! das Wasser schwoll,
Netzt' ihm den nackten Fuss,
Sein Herz wuchs ihm so sehnsuchtsvoll,
Wie bey der Liebsten Gruss.
Sie sprach zu ihm, sie sang zu ihm;
Da wars um ihn geschehn:
Halb zog sie ihn, halb sank er hin,
Und ward nicht mehr gesehn.

Die Spinnerin.



Lobte, was zu loben war:
Sollte das was schaden? —
Mein dem Flachse gleiches Haar
Und den gleichen Faden.

Ruhig war er nicht dabey,
Liess es nicht beym Alten;
Und der Faden riss entzwey,
Den ich lang' erhalten.

Und des Flachses Stein-Gewicht
Gab noch viele Zahlen;
Aber ach! ich konnte nicht
Mehr mit ihnen prahlen.

Als ich sie zum Weber trug
Fühlt' ich was sich regen,
Und mein armes Herze schlug
Mit geschwinden Schlägen.

Nun, beym heissen Sonnenstich
Bring' ich's auf die Bleiche,
Und mit Mühe bück' ich mich
Nach dem nächsten Teiche.

Was ich in dem Kämmerlein
Fein und still gesponnen,
Kommt, wie kann es anders seyn? —
Endlich an die Sonnen.

Der Edelknabe und die Müllerin.

Etwas lebhaft und leicht.

Edelknabe.

Wo - hin, wo - hin? schöne Mül - le - rin, wie heisst du?

Müllerin. Edelkn.

Lie-se. Wo-hin denn? wo-

p

Müllerin.

hin? mit dem Re-chen in der Hand? Auf des Va-ters Land, auf des Va-ters Wie - se.

Edelkn.

Und gehst so al-

dim

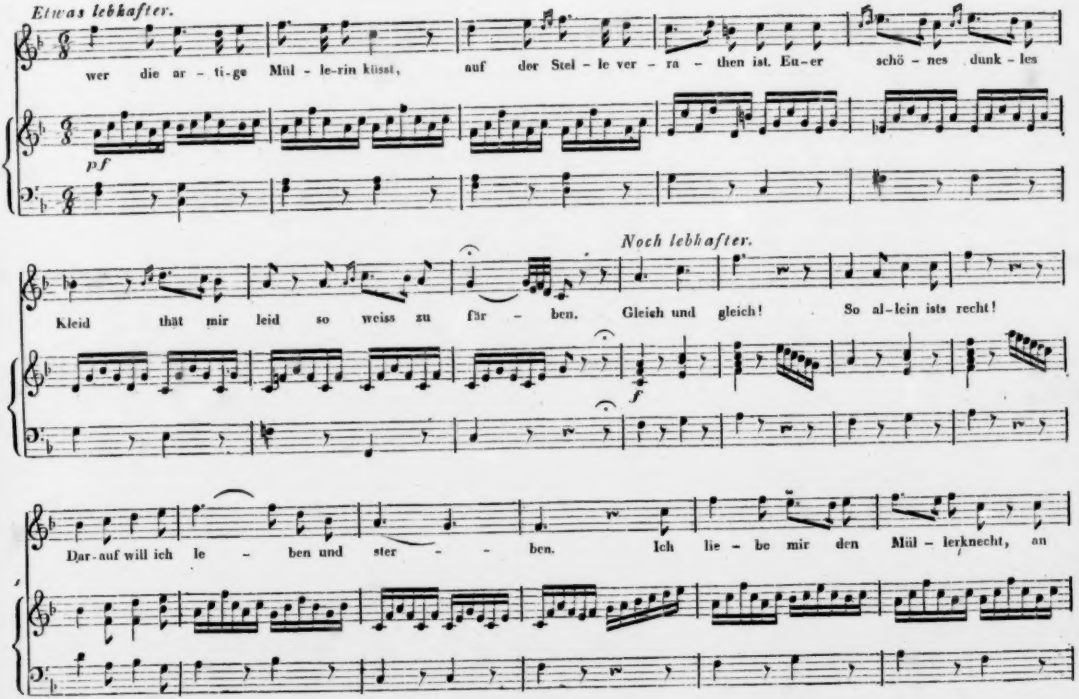
p

Müllerin.

lein? Das Heu soll her-ein, das be-deu - tet der Re-chen; und im Gar - ten dar-an fan-gen die Birn zu rei-fen

cres *pf*

Edelkn.
Müllerin.
an, die will ich bre - chen.
ist nicht ei - ne stil - le Lau - be da - bei?
So - gar ih - ren
dim
pp
Edelkn.
cres
zwey, an beiden Ek - ken.
Ich kom - me dir nach, - und am heis - sen Mit - tag wol - len wir uns drein ver -
cres
Müllerin.
Edelkn.
valentando
Müll.
stek - ken, nicht wahr? Im grü - nen ver - trau - lichen Haus - Das gä - be Geschichten! - ruhst du in mei - nen Ar - men aus. — Mit nich - ten! Denn
f
dim
pp
cres
f
volti subito


Etwas lebhafter.
wer die ar - ti-ge Mül - le-rin küsst, auf der Stel - le ver - ra - then ist. Eu-er schö - nes dunk - les
pf
Noch lebhafter.
Kleid thät mir leid so weiss zu fär - ben. Gleich und gleich! So al-lein ists recht!
f
Dar-auf will ich le - ben und ster - - ben. Ich lie - be mir den Mül - lerknecht, an

dem ist nichts zu ver – der – ben, nichts, nichts, nichts — zu ver – der – – ben.

Langsam.

Das Blümlein Wunderschön.

Graf. Lied des gefangenen Grafen.

Ich kenn' ein Blümlein Wunderschön und trag dar-nach Ver – lan'- gen; ich möcht' es gern zu su – chen gehn, al – lein ich bin ge-
Von die-sem ringsum stei – len Schloss lass ich die Au – gen schweifen, und kann's vom ho – hen Thurmgeschoss mit Blikken nicht er-

fan – gen. Die Schmerzen sind mir nicht ge-ring; denn als ich noch in Freyheit gieng, da hatt' ich's in der Nä – he.
grei – fen; und wer mir's vor die Au – gen brächt', es wä – re Rit – ter o – der Knecht, der sollt' mein Trauter blei – ben.

volti subito.

Etwas lebhaft.

Rose.

Ich blü-he schön, und hö-re dies hier un-ter deinem Git-ter. Du meinest mich, die Ro-se ge-wiss, du ar-mer, ed-ler

Rit-ter! Du hast gar ei-nen ho-hen Sinn, es herrscht die Blu-men-kö-ni-gin ge-wiss auch in dei-nem Her-zen.

In der ersten ruhigen Bewegung.

Graf.

Dein Purpur ist al-ler Eh-ren werth, im grü-nen Uo-ber-klei-de, dar-ob das Mädchen dein begehrt, wie Gold und E-del-ge-

schnei-de. Dein Kranz erhöht das schönste Gesicht: al-lein du bist das Blümchen nicht, das ich im Stillen ver-eh-re.
cres
dim
p
Mässig und edel.
Lilie.
Das Röslein hat gar stolzen Brauch und strebet im-mer nach o-ben; doch wird ein liebes Liebchen auch der Li-lie Zierde lo-ben. Wem's
p
Her-ze schlägt in treu-er Brust und ist sich rein, wie ich, bewusst, der hält mich wohl am höch-sten.

In der ersten Bewegung.

Graf.

In der ersten Bewegung.

Graf.

al - le tausend Far - ben. Die Nel - ke soll man nicht verschmähn, sie ist des Gärt - ners Won - ne. Bald

pf.

muss sie in dem Lich - te stehn, bald schützt er sie vor Son - ne. Doch was den Gra - fen glück - lich

cres *pf*

macht, es ist nicht aus - ge - such - te Pracht, es ist ein stil - les Blüm - - chen.

dim *p*

V. S.

Langsam.

Veilchen.

Ich steh verborgen und gebückt, und mag nicht gerne sprechen, doch will ich, weil sich's e-ben schickt, mein tiefes Schweigen brechen. Wenn ich es bin, du

p

In der ersten Bewegung und leise.

Graf.

gu-ter Mann, wie schmerzt mich's, dass ich hin-auf nicht kann, dir al-le al-le Düf-te sen-den. Das gu-te Veilchen schätz' ich sehr, es

cres *pf* *p*

ist so gar be-scheï-den, und duftet so schön, doch brauch' ich mehr in meinen her-ben Lei-den. Ich will es euch nur ein-gestehn: auf

fz *p* *p*

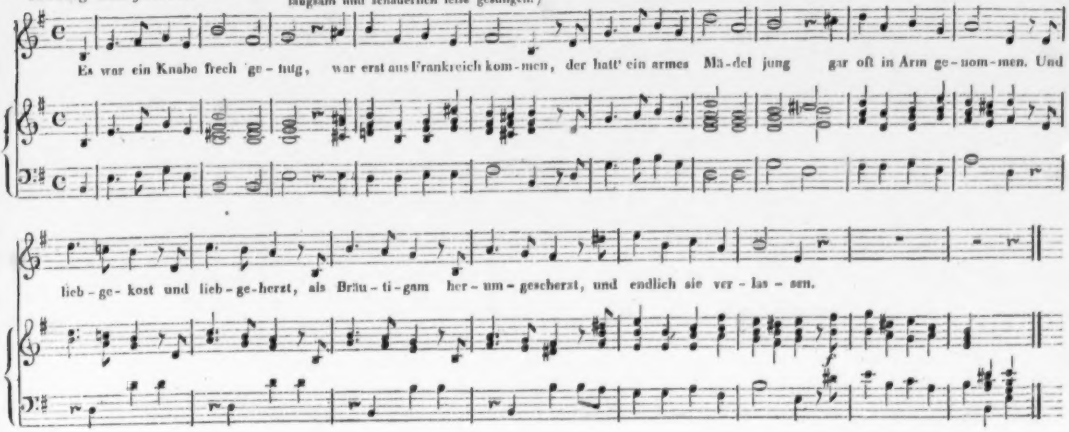
Mit etwas zunehmender Bewegung und Stärke.
die - sen dür - ren Fel - senhöhn ist's Liebchen nicht zu fin - den. Doch wan - delt un - ten an dem Bach, das treu - ste Weib der
Er - de, und seuf - zet lei - se man - ches Ach! bis ich er - lö - set wer - de. Wenn sie ein blau - es
pf
p
Blüm - chen bricht und im - mer sagt: Ver - giss mein nicht! so fühl' ich's in der Fer - ne.
pf
dim
p
volti subito

Noch lebhafter und stärker.

blie – – – – ben. Und wenn mir fast das Her – ze bricht, so
ruf – – ich nur: – ver – giss – mein nicht! da komm ich
wie – der ins Le – – – – – – – – ben.

Der untreue Knabe.

Mässig und feierlich. (Die 3te und 4te Strophe werden in Bewegung und Stärke anwachsend, die beiden letzten wieder abnehmend und zuletzt ganz langsam und schauerlich leise gesungen.)



Das braune Mädel das erfuhr,
Vergiengen ihr die Sinnen,
Sie lacht' und weint' und bet't und schwur:
So fuhr die Seel' von hinnen.
Die Stund', da sie verschieden war,
Wird bang dem Buben, graus't sein Haar,
Es treibt ihn fort zu Pferde.

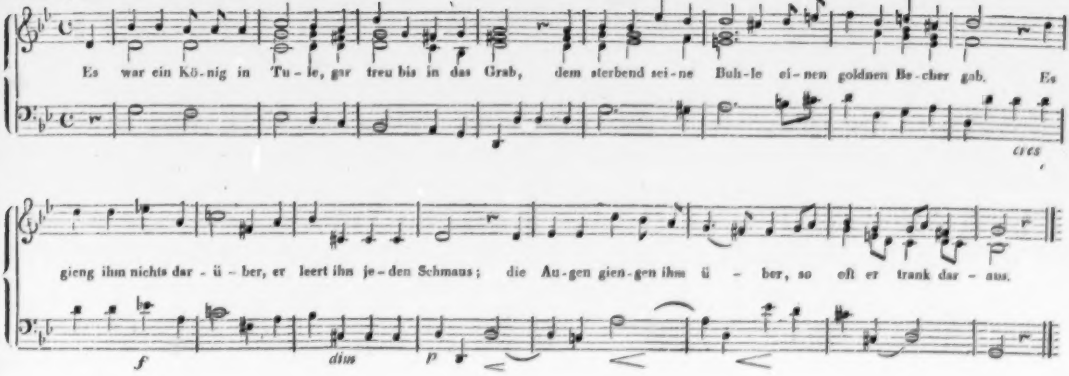
Er gab die Sporen Kreuz und quer,
Und ritt auf alle Seiten,
Herüber, hinüber, hin und her,
Kann keine Ruh' erreiten.
Reit't sieben Tag und sieben Nacht,
Es blitzt und donnert, stürmt und kracht,
Die Fluthen reissen über.

Und reit't in Blitz und Wetterschein
Gemäuerwerk entgegen,
Bind't's Pferd hauss' an, und kriecht hinein,
Und duckt sich vor dem Regen.
Und wie er tappt, und wie er fühlt,
Sich unter ihm die Erd' erwühlt;
Er stürzt wohl hundert Klaftern.

Und als er sich ermannt vom Schlag,
Sieht er drey Lichtlein schleichen;
Er rafft sich auf und krabbelt nach;
Die Lichtlein ferne weichen:
Ihr' führen ihn, die Quer und Läng',
Trepp auf, Trepp ab, durch enge Gäng',
Verfallne wüste Keller.

Auf einmal steht er hoch im Saal,
Sieht sitzen hundert Gäste,
Hohläugig grinsen allzumahl
Und winken ihm zum Feste.
Er sieht sein Schätzel unten an
Mit weissen Tüchern angethan.
Die wendt' sich — — —

Langsam und schauerlich leise.



Und als er kam zu sterben,
Zählt' er seine Städt' im Reich,
Gönnt' alles seinem Erben,
Den Becher nicht zugleich.

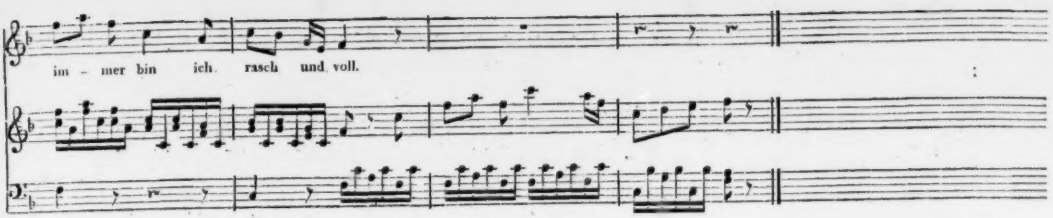
Er sass beim Königsmale,
Die Ritter um ihn her,
Auf hohem Vätersaale
Dort auf dem Schloss am Meer.

Dort stand der alte Zecher,
Trank letzte Lebensgluth
Und warf den heil'gen Becher
Hinunter in die Fluth.

Er sah ihn stürzen, trinken
Und sinken tief ins Meer.
Die Augen thäten ihm sinken,
Trank nie einen Tropfen mehr.

Der Junggesell und der Mühlbach.

Leicht doch nicht zu geschwinde.



Gesell.

Du eilest mit gelass'nem Muth
Zur Mühle,
Und weisst nicht, was ich junges Blut
Hier fühle.
Es blickt die schöne Müllerin
Wohl freundlich manchmal nach dir hin?

Bach.

Sie öffnet früh beym Morgenlicht
Den Laden,
Und kommt ihr liebes Angesicht
Zu baden.
Ihr Busen ist so voll und weiss;
Es wird mir gleich zum dampfen heiss.

Gesell.

Kann sie im Wasser Liebesgluth
Entzünden,
Wie soll man Ruh mit Fleisch und Blut
Wohl finden?
Wenn man sie Einmal nur gesehn,
Ach! immer muss man nach ihr gehn.

Bach.

Dann stürz' ich auf die Räder mich
Mit Brausen,
Und alle Schaufeln drehen sich
Im Sausen.
Seitdem das schöne Mädchen schaft,
Hat auch das Wasser bessre Kraft.

Gesell.

Geselle meiner Liebesqnaal,
Ich scheide;
Du murmelst mir vielleicht einmal
Zur Freude.
Geh', sag' ihr gleich, und sag' ihr oft
Was still der Knabe wünscht und hofft.

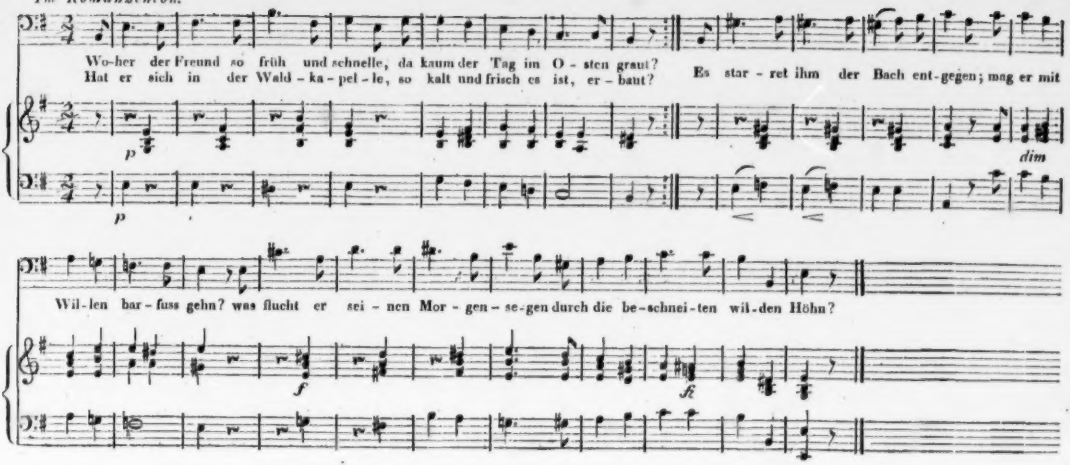
Gesell.

Du Armer, fühlst du nicht den Schmerz
Wie Andre?
Sie lacht dich an und sagt im Scherz:
Nun wandre!
Sie hielte dich wohl selbst zurück
Mit einem süssen Liebesblick?

Bach.

Mir wird so schwer, so schwer, vom Ort
Zu fliessen:
Ich krümme mich nur sachte fort
Durch Wiesen;
Und küm' es erst auf mich nur an,
Der Weg wär' bald zurück gethan.

Im Romanzenton.



Ach, wohl! er kommt vom warmen Bette.
Wo er sich andern Spass versprach;
Und wenn er nicht den Mantel hätte,
Wie schändlich wäre seine Schmach!
Es hat ihn jener Schalk betrogen,
Und ihm den Bündel abgepackt;
Der arme Freund ist ausgezogen,
Und fast, wie Adam, blos und nackt.

Warum auch schlich er diese Wege
Nach einem frischen Apfelpaar,
Das freylich schön im Mühlgehege,
So wie im Paradiese, war.
Er wird den Scherz nicht leicht erneuen;
Und drückte schnell sich aus dem Haus,
Und bricht auf einmal nun, im Freyen.
In bittre, laute Klagen aus.

Ich las in ihren Feuerblicken
Nicht eine Sylbe von Verrath;
Sie schien mit mir sich zu entzücken,
Und sann auf solche schwarze That!
Konnt' ich in ihren Armen träumen,
Wie meuchlerisch der Busen schlug?
Sie hiess den holden Amor säumen,
Und günstig war er uns genug.

Sich meiner Liebe zu erfreuen!
Der Nacht, die nie ein Ende nahm!
Und erst die Mutter anzuschreyen,
Nun eben als der Morgen kam!
Da drang ein Dutzend Anverwandten
Herein, ein wahrer Menschenstrom;
Da kamen Vettern, kuckten Tanten,
Es war ein Bruder und ein Ohm.

Das war ein Toben, war ein Wüthen!
Ein jeder schien ein andres Thier.
Sie forderten des Mädchens Blüthen
Mit schrecklichem Geschrey von mir. —
Was dringt ihr alle, wie von Sinnen,
Auf den unschuld'gen Jüngling ein?
Denn solche Schätze zu gewinnen,
Da muss man viel behender seyn.

Weiss Amor seinem schönen Spiele
Doch immer zeitig nachzugehn;
Er lässt fürwahr nicht in der Mühle
Die Blumen sechzehn Jahre stehn. —
Sie raubten nun das Kleiderbündel,
Und wollten auch den Mantel noch.
Wie nur so viel verflucht Gesindel
Im engen Hause sich verkroch!

Nun sprang ich auf, und tobt' und fluchte,
Gewiss, durch alle durchzugehn.
Ich sah noch einmal die Verruchte,
Und ach! sie war noch immer schön.
Sie alle wichen meinem Grimme;
Da flog noch manches wilde Wort,
Da macht' ich mich mit Donnerstimme
Noch endlich aus der Höhle fort.

Man soll euch Mädchen auf dem Lande,
Wie Mädchen aus den Städten, fliehn.
So lasset doch den Frau'n von Stande
Die Lust, die Diener auszuziehn!
Doch seyd ihr auch von den Geübten,
Und kennt ihr keine zarte Pflicht,
So ändert immer die Geliebten,
Doch sie verrathen müsst ihr nicht.

So singt er in der Winterstunde,
Wo nicht ein armes Hälmchen grünt.
Ich lache seiner tiefen Wunde;
Denn wirklich ist sie wohlverdient.

So geht es jedem, der am Tage
Sein edles Liebchen frech betrügt,
Und Nachts mit allzukühner Wage
Zu Amors falscher Mühle kriecht.

Der Müllerin Reue.

Jüngling.

Von Eigennutz sing' und von Verrath,
Von Mord und diebischem Rauben;
Man wird dir jede falsche That
Wohl glauben.
Wenn sie Beute vertheilt, Gewand und Gut,
Schlimmer als je ihr Zigeuner thut,
Das sind gewohnte Geschichten.

Zigeunerin.

„Ach weh! ach weh! was hab' ich gethan!
Was hilft mir nun das Lauschen!
Ich hör' an meine Kammer heran
Ihn rauschen.
Da klopfte mir hoch das Herz, ich dacht':
O, hättest du doch die Liebesnacht
Der Mutter nicht verrathen!"

Jüngling.

Ach leider trat ich auch einst hinein,
Und gieng verführt im Stillen:
Ach Süsschen! lass mich zu dir ein,
Mit Willen!
Doch gleich entstand ein Lerm und Geschrey;
Es rannten die tollen Verwandten herbey,
Noch siedet das Blut mir im Leibe.

Zigeunerin.

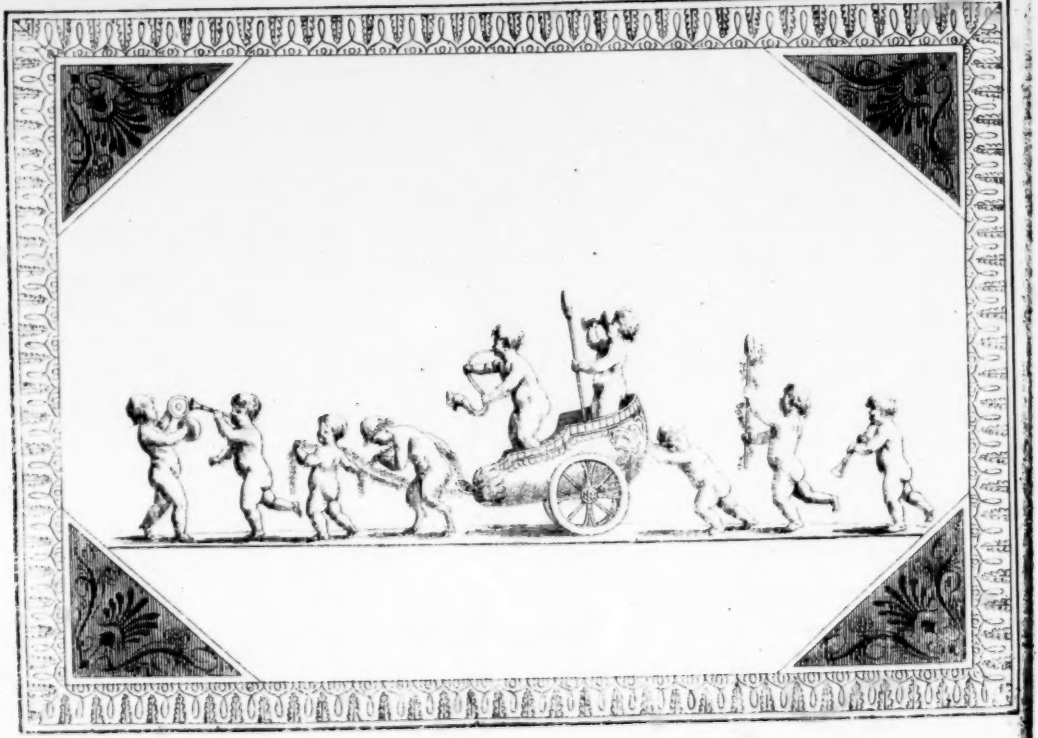
„Kommt nun dieselbige Stunde zurück,
Wie still mich's kränket und schmerzet!
Ich habe das nahe, das einzige Glück
Verscherzet.
Ich armes Mädchen, ich war zu jung!
Es war mein Bruder verrucht genung
So schlecht an dem Liebsten zu handeln."

Der Dichter.
So gieng das schwarze Weib in das Haus, in den Hof zur springenden Quel-le; sie wusch sich hef-tig die Au-gen aus, und hel-le ward
ces
f
Aug' und Ge-sicht, und weiss und klar stellt sich die schö-ne Mül-le-rin dar dem er-staunt er-zürn-ten Kna-ben.
Müllerin.
Ich fürchte für-wahr dein er-zürnt Ge-sicht, du Süs-ser, Schöner und Trau-ter, und Schlag' und Mes-ser-sti-che nicht; nur
ces

lau - ter sag' ich von Schmerz und Lie - be dir, und will zu dei - nen Füs - sen hier nun le - ben o - der auch ster - ben.
Jüngling.
O Neigung sa - ge, wie hast du so tief im Her - zen dich ver - steck - ket? Wer hat dich, die ver - bor - gen schlief, ge - nek - -
p
ket? Ach Lie - be, du wohl un - sterb - lich bist! nicht kann Verrath und hä - mi - sche List dein gött - lich Le - ben töd - ten.

Müllerin.
Liebst du mich noch so hoch und sehr, wie du mir sonst ge-schwo-ren, so ist uns bey-den auch nichts mehr ver-loh
ren. Nimm hin das viel-ge-lieb-te Weib, den jun-gen un-be-rühr-ten Leib! es ist nun al-les dein ei-gen.
Müllerin.
Nun Son-ne ge-he hin-ab und hin-auf; ihr Ster-ne leuchtet und dun-kelt! Es geht ein Lie-bes-ge-stirn mir auf un
Jüngling.
Nun Son-ne ge-he hin-ab und hin-auf; ihr Ster-ne leuchtet und dun-kelt! Es geht ein Lie-bes-ge-stirn mir auf un

fun - - kelt. So lan-ge die Quel - le springt und rinnt, so lan - ge bleiben wir gleich - ge-sinnt, eins
fun - - kelt. So lan-ge die Quel - le springt und rinnt, so lan - ge bleiben wir gleich - ge-sinnt, eins
an des an - dern Her - - zen.
an des an - dern Her - - zen.



N: 3576

Musikalisches Kunstmagazin

von

Johann Friederich Reichardt.

Wenn tunker Schmerz die Seele nagt,
Und öder Nebel sie umfängt,
Und bangend sie nach Trost frägt,
Und Herz in sich zurück sich drängt;
Musik mit Einem Himmelskuß,
Hebt sie empor vom Nebelthal!

Wenn unser Herz in Freude schwimmt,
Und sich in Freude bald verliert;
Musik das Herz voll Tugend nimt,
Und sanft in sich zurück es führt;
Verschönerst es sanft in Lieb und Pein
Und läßts von Gott im Himmel seyn.

Im Himmel labt der Töne Traut
Den Durst der Pilger dieser Zeit.
Im Himmel tranzt Lobgesang
Mit Kränzen der Unsterblichkeit;
Die Sterne dort im Jubelklang
Frohlocken Einem Lobgesang.

O Himmelsgab! o Labetrunk!
Dem matten Wasser dieser Zeit,
Gedränk, das aus der Höhe sank,
Zu lindern unser Erdenleid.
Ey, wenn mein Schicksalsstern sich verliert,
Mir, was der Erden dem Schiffer wird.

Herder.

Erster Band.

I — IIII. Stück.

Berlin, 1782.
Im Verlage des Verfassers.

Sächs. Landes-Bibl.

MB 4° 588, 1 Rara

An

Großgute Regenten.

An großgute Regenten.

Es bedarf keine Kunst so sehr die Unterstützung der Regenten um Großgutes zu wirken, als die Tonkunst. Der Mahler kann in seiner einsamen Kammer das höchste Werk der Kunst darstellen, und darfs denn nur aussetzen, um alle Welt zu entzücken: eben so der Bildhauer, er selbst und sein Marmorblock, sind ihm genug zu seinen herrlichsten Schöpfungen: der Baumeister findet in hundert bürgerlichen Bedürfnissen und Veranlassungen seinen Wirkungkreis. Der Tonkünstler aber, soll er mehr als Freude und angenehmen Kitzel wirken, soll er mit der ganzen Allgewalt seiner Kunst, die die ganze fühlende Natur mit unwiderstehlicher Macht hinreißt, und zum Himmel erhebt, auf ganze Völker wirken, so muß der Regent ihm erst die großen Veranlassungen und all die Werkzeuge die er bedarf liefern, ihm zweckmäßige Gebäude ächte Sänger und kunstsinnige und kunstliebende Spieler aller wirkenden musikalischen Instrumente, und die Instrumente selbst liefern.

Der komponirende Tonkünstler mag die herrlichsten Werke schaffen, wenn er nicht zugleich die Ausüber dieser Werke in seiner Gewalt hat, nicht auf die mit demselben Geiste mit dem er schuf wirken und durch sie wieder sein Publikum bilden kann, damit sein Werk so dargestellt und empfangen werde, wie er es hervorbrachte; so werden seine herrlichsten Werke ohne Wirkung und unerkannt bleiben.

Der Theoreticker kann die gedachtesten der Vernunft, einleuchtendsten Regeln bestimmen; der Kritiker die feinsten Bemerkungen, die besten Vorschläge zu Verbesserungen eingerißner Fehler und Mode gewordner Albernheiten vortragen; bietet der Regent nicht die Hand und schaft den Wirkungkreis zu Anwendung und nähern Bestimmung jener Regeln und Vorschläge, so kann all jen Bestreben nur hie und da einzelne Künstler erleuchten, nie aber ganze große Kunstwerke der Nazion genießbar und wohltätig machen.

An wen also konnt' ich besser diesen Versuch zur Aufnahme und Veredlung der Kunst richten, als an Regenten? An Großgute Regenten durft' ich mich wenden, weil ich nicht für die Aufnahme meiner Kunst des Volkes Schätze verlange, nur auf weise Anwendung eines Theils des bisherigen Aufwands dringe und auch Mittel vorgeschlagen habe mit weniger Werkzeuge größere Wirkung hervorzubringen. Ich habe ferner in diesem Werke versucht hohen Kunstsinn, hohe Begeisterung im Künstler zu wecken, aufmerksam zu machen auf die hohe Würde und seelerhebende Macht der Kirchenmusik, auf edlere, treffende, musikalische Poesie, auf edlen, großen Gesang, auf Erbauung und frühe Bildung durch Musik, auf das edlere, hohe Gefühle Kunstsinn und großen Geschmack wirkende Singeschauspiel, auf größere Wahrheit, Rührung und Gesangverbreitung im kleineren Singeschauspiel, auf die edle Einfalt und Wahrheit des Volkbeglückenden Volkgesanges und Volktanzes, auf Verbesserung des Gesanges überhaupt durch Singeschulen, auf bestimtere Bedeutung der Instrumentalmusik, auf die Wichtigkeit und Schwierigkeit der guten edlen Ausführung, auf zweckmäßigere Anwendung der Instrumente, auf Vervollkommung der Instrumente selbst, auf effektuirende Gebäude, und endlich — worauf zulezt fast alles beruht, auf die bessere zweckmäßigere edlere Erziehung des Künstlers. Ich habe durch Beispiele aus den Werken der größesten deutschen italienischen und franzözischen Tonkünstler den Geist meiner in Spielereien versunkenen Zeitgenossen zu heben versucht: ich habe ganze Stücke und einzelne große Züge von Couperin, Durante, Gluck, Händel, Kaiser, Kirnberger, Leo, Lulli, Rameau, Schulz, und was mir von meinen noch nicht bekannten Arbeiten vorzüglich werth schien vorgelegt: ich habe die vorgedachten Stucke jener Meister und die neuesten Werke unserer C. P. E. Bach, Georg Benda, Fasch,

Haydn, Rolle, Wolff u. a. kritisch zu beleuchten gesucht: ich habe unsre Tonkünstler auf die edelsten auch ihnen wichtigen deutschen Schriftsteller aufmerksam gemacht, und meine eigne beste Ideen nach meinem Vermögen vorgetragen.

All dieß sind schwache Versuche und werden wenig wirken. Wirkten Sie aber in unseren deutschen Regenten, nur in Einem, den hoher thätiger Eifer für Veredlung seines Volks dazu adelt, wozu ihn seine Geburt bestimte, wirkten sie da den Vorsatz der mächtigsten aller Künste, ach izt so tief gesunkenen Tonkunst! durch wahre landesväterliche sicher fortdauernde Anstalten wieder zu ihrem Adel und zu höherer Fruchtbarkeit als sie je gehabt, zu erheben, — — o wie hoch belohnt wär' ich dann! —

Das geschieht nur durch ächte Kunstschulen — wozu ich nächstens einen Plan liefere, — wo der junge Zögling nicht bloß in seiner Kunst theoretisch und praktisch mit Einsicht und Gefühl und Geschmack unterrichtet wird, wo auch sein Herz durch ächte Religion, Naturgenuß, Geschichte und Beispiel edler Lehrer edel und groß gebildet, sein Kopf durch Kenntniß der Natur, der Alten und der Welt aufgeklärt und so hoher edler Kunstsinn in ihm erzeigt wird — O daß ich solche Kunstschulen noch sähe! dann wollt' ich meine Kunst, die ich aus heißer Liebe einst schon verlies, als die schönste Bestimmung, die mir werden konnte verehren, und den Fürsten, der sie so erhob mit heißer Inbrunst segnen, und sein Volk und die Menschheit wird ihn segnen, daß er die Kunst, die izt nur angenehme Zeitkürzerinn, oft Ekel erweckende Tändlerinn, höchstens nur wollüstige Schmeichlerinn ist, daß er die zur seelerhebenden allgewaltigen Schöpferinn edler hoher himmlischer Gefühle erhob: und der gesegnete Fürst wird auch hiedurch ein Großguter Regent seyn.

Berlin. Am Ersten October 1782.

Johann Friederich Reichardt.

Inhalt des erſten Bandes.

Erſtes Stück.

1. An junge Künſtler. — — — Seite 1
2. Der Meſſias. — — — — 8
3. Oden von Klopſtock und Reichardt.
   a) Die Geſtirne. — — — 13
   b) Dieſelbe Ode als Chor. — — 14
   c) Der Jüngling. — — — 16
   d) An Cidli. — — — 17
4. Ueber Klopſtocks komponirte Oden. — 22
5. Inſtrumentalmuſik. — — — 24
6. Die Freude. } zwey Klavierſtücke. — 26
7. Naiver Scherz. } — 33
8. Merkwürdige Stücke großer Meiſter verſchiedener Zeiten und Völker. Seite 34
9. Reinhard Kaiſer. — — 35
10. Leonardo Leo. — — — 39
11. Händel. — — — — 42
12. Lulli. — — — — 45
13. Fingerzeige für den denkenden und forſchenden deutſchen Tonkünſtler. — — 46
14. Kunſtanekdoten. — — — 49
15. Kunſtnachrichten. — — — 51

Zweites Stück.

1. Der Meſſias. (Fortſetzung.) — Seite 53
2. Oden von Klopſtock und Reichardt. — 56
   a) Die höchſte Glückſeligkeit, als Chor. — 56
   b) Dieſelbe Ode für eine Stimme beym Klavier. — — — 58
   c) Schlachtgeſang. — — — 59
   d) Bardale. — — — 60
3. Ueber Klopſtocks komponirte Oden. (Fortſetzung.) — — — 62
4. Inſtrumentalmuſik. (Fortſetzung.) — 64
5. Ein Klavierſtück über eine Petrarchiſche Ode. — — — 65
6. Neue merkwürdige muſikaliſche Werke. — 69
   a) Les Conſolations des Miſeres de ma vie, ou Recueil d'Airs, Romances et Duos par J. J. Rouſſeau. à Paris. — 69
   b) Einige Singſtücke aus dieſem Werk.
      α) *Romance.* Alexis depuis deux ans &c. — 73
      β) *Duo.* Tendre fruit des pleurs &c. — 75
      γ) *Chanſons.* für les memes paroles. — 76
      δ) *Aria.* La mia corta favola &c. — 77
      ε) *Chanſons.* Solitario boſco ombroſo. — 79
   c) *Eſſai ſur la muſique ancienne et moderne.* IV. Tomes & III. Cahiers de Muſique 4. Paris par Mr. de la Borde. — 80
   d) Thirza und ihre Söhne ein muſikaliſches Drama von J. H. Rolle.
   e) Heilig mit zwey Chören von C. Ph. E. Bach. (In Partitur.) Seite 84
   f) Ariadne auf Naxos ein Duodrama, von Georg Benda. (In Partitur.) — 86
   g) Klaviersonaten von C. Ph. E. Bach Georg Benda, G. Haydn. C. W. Wolf. N. G. Gruner, und J. G. Vierling. — — — 87
7. Merkwürdige Stücke großer Meiſter verſchiedener Zeiten und Völker. — 88
8. Lulli. — — — — 88
9. Gluck. — — — — 89
10. Händel. — — — — 92
11. Stimmphyſiognemik. — — 94
12. Nationaltänze. — — — 95
   a) Polniſch. — — — 95
   b) Eine Polonoiſe von Grabowiecki fürs Klavier. — — 96
   c) Dieſelbe für die Violine. — — 98
13. Volklieder, — — — 99
14. Fingerzeige für den denkenden und forſchenden deutſchen Tonkünſtler. (Fortſetzung.) — — — 101
15. Kunſtnachrichten. — — — 103

Drittes Stück.

1. Hermenfried oder über die Künſtlererziehung. — — — Seite 105
2. Singechöre. Abhandlung. — — 118
3. Lieder im Chor zu ſingen von Caroline Rudolphi und Reichardt. — — 120
   a) Das Glück des Lebens. — Seite 120
   b) An einem Frühlingsmorgen. — — 122
   c) Das iſt ein köſtlich Ding dem Herrn danken! — — — — 124
   d) An Gott. — — — 127

4. Die

4. Die Erſcheinungen Jeſu, oder die Jünger am Grabe des Auferſtandnen. Ein Oratorium vom Herrn Profeſſor Kreuzfeldt in Königsberg. — Seite 128
5. Merkwürdige Stücke großer Meiſter verſchiedener Zeiten und Völker. — 132
I. Singeſtücke.
a) *Durante.*
Ein italiäniſches Duett für Diskant und Alt. — — — — 132
b) Händel.
Ein Chor aus dem Alexanderfeſt. — 136
Eine meiſterhaft deklamirte Stelle ebendaher. — — — 140
II. Inſtrumentalſtücke.
a) Rameau.
Ein Tanzſtück aus der Oper: Caſtor und Pollux. — — — 141
Ein Marſch aus eben der Oper. — 142
Gavotte aus eben der Oper. — Seite 143
Ueber Rameau. — — — 144
b) Couperin.
Zwey Klavierſtücke von ihm. — 147 u. 148
Erklärungen der franzöſiſchen Manierenzeichen. — — 150
6. Stimmphyſiognomik. (Fortſetzung) Stellen aus Lavater. — — 152
7. Ueber die muſikaliſche Ausführung. (Execution.) — — — 135
8. Volkslieder.
a) Das Lied vom jungen Grafen aus Herders Volksliedern 1 Theil. — 154
b) Abſchiedslied. — — 155
9. Volkstänze.
Hanakiſch für die Violine und fürs Klavier. — — — 156
10. Kunſtanekdoten. — — — 158
11. Kunſtnachrichten. — — — 159

Viertes Stück.

1. Ueber das deutſche Singeſchauſpiel. Seite 161
2. Fingal und Komala, eine große deutſche Oper. (Plan dazu.) — — 165
3. Ueber die muſikaliſche Idylle. — — 167
4. *Rondeau* aus dem Weinlied der May von Rammler und Reichardt. — 170
5. Ueber die häusliche Erbauung durch Muſik. — — — 172
6. Geiſtliche Lieder von Lavater und Reichardt.
a) Gottes Nähe. — — — 173
b) Ermunterungen. — — — 174
7. Ueber die Anwendung der Muſik bey der frühen Erziehung. — — 175
8. An die Jugend. — — — 175
9. Lieder für Kinder.
a) Fritzchen nach der Arbeit. — — 177
b) Frühlingsliedchen. — — 178
10. Kirchenmuſik. — — — 179
11. Merkwürdige Stücke großer Meiſter verſchiedener Zeiten und Völker. — 180
I. Kirchenmuſik.
a) Leonardo Leo.
Ein Chor für zwey Chöre von ihm. — 180
b) Schultz.
Ein Chor von ihm. — — — 183
c) Kirnberger.
Ein Duett von ihm. — — 190
d) Händel.
Eine Arie von ihm. — — 191
12. Die Jahresfeyer eine Cantate von Herrn Profeſſor Kreuzfeldt. — — 194
13. Johann Sebaſtian Bach. — — 196
II. Inſtrumentalmuſik.
a) J. S. Bach.
Eine Fuge von ihm.
b) Händel.
Ein Allegrette mit Variazionen. — Seite 201
14. Ueber die muſikaliſche Ausführung. (Execution.) (Fortſetzung.) — — 203
15. Neue merkwürdige muſikaliſche Werke. — 205
a) Six Simphonies a 2 Violons 2 Obois 2 Flutes 2 Corps de Chaſe, Viole et Baſſe par G. Haydn Oeuvre XVIII. Amſterdam et Berlin chez Hummel. 1782.
b) Six Quatuors ou Divertiſſements a Deux Violons, Taille et Baſſe compoſés par Joſeph Haydn. Oeuvre XIX. Amſterdam et Berlin chez Hummel. 1782.
16. Lieder im Volkston bey dem Klavier zu ſingen, von J. A. P. Schulz, Capellmeiſter des Prinzen Heinrich von Preußen. Berlin, bey J. J. Decker. 1782.
a) Ariette pour le Clavecin ou Piano Forte avec 14 Variations compoſés par Charles Faſch Muſicien de la Chambre du Roi de Pruſſe. Amſterdam et Berlin chez Hummel. 1782. — — 206
17. Wichtige Stellen aus Herder. — — 206
18. Chronologiſches Verzeichnis der öffentlich im Druck und Kupferſtich erſchienenen muſikaliſchen Werke von Johann Friederich Reichardt. — — 207
19. Regiſter. — — — 210

Verzeich-

Verzeichnis der Pränumeranten.

Louise Henriette Wilhelmine, regierende Fürstinn zu Anhalt Dessau. 3 Exemplare.

A.

Herr Alberti, in Hamburg.
— Apelt, Organist in Holzkirch bey Lauben.

B.

Herrn Bauer und Drauttel, Buchhändler in Strasburg.
Herr Baumann, geh. Sekretär in Berlin.
— Batzig, Musikus in Berlin.
— Becker, Organist in Northim bey Göttingen.
— C. Fr. Beckmann, Buchhändler in Gera.
— U. G. von Behr, auf Schieck in Curland.
— James Belfour, in Danzig
— Benecke, Oberappellationssekretär in Celle.
— von Bentivegni, Lieutenant beym Norschen Regiment in Marienburg.
— C. F. Blöde, in Schwartenberg.
Die Bödrersche Buchhandlung in Wismar.
Herr Joh. Jac. Böse, Organist in Grendorf.
— von Bonin, Lieutenant bey dem Königl. Preuß. Gensd'armes Regiment in Berlin.
— Borberg, in Leipzig.
— Brandes, Oberappellationssekretär in Celle. 2Ex.
— Hermann Bredenkamp, d. G. G. B. in Göttingen.
— Bregardt, Post-Commissair in Hamburg.
— Christian Brückner, Candidat in Erlangen.
— Brümmer, Kornschreiber in Meuselwitz bey Altenburg.
— Bürgel, Cantor in Reichenbach in Schlesien.
Die Buchhandlung der Gelehrten in Dessau. 2 Ex.
— Buchhandlung des hallischen Waisenhauses in Berlin. 2 Exemplar.

D.

Herr Drewsen, Hofgerichtsprokurator in Celle.
— Heinrich von Dühren, Kaufmann in Danzig.

E.

Herr Eschmann, der jüngere in Danzig.

F.

Herr Fleischer, Doktor in Dresden.
— Fleischer, Buchhändler in Frankfurth am Mayn. 3 Ex.
— Forckel, Musikdirektor in Göttingen.
— Friederichs, Praef. chori in Osnabrück.
— Abraham Friedländer, in Königsberg in Preußen.
— David Mayer Friedländer, in Königsberg in Preußen.
— Samuel Friedländer, in Königsberg in Preußen.
— Simon Friedländer, in Königsberg in Preußen. 2 Ex.
— Wolf Bernard Friedländer, in Königsberg in Preußen.

G.

Herr Geisler, Stadthauptmann in Görlitz.
— Gerber, Organist in Sondershausen.
Madame Gerlach, gebohrne Hoyer in Königsberg in Preußen.
Herr Joh. Dan. Glummert, Canzelist, Registrator und Königl. pohlnischer Notarius in Danzig.
— Götze, in Salfeld in Preußen.
— Joh. Heinrich Gräven, in Pretz.
— Gruner, Cantor in Gera.
— Gruber, Postmeister emeritus in Adorf.

H.

Fräulein von Harling, in Oldenburg.
Herr Eb. H. Hartmann, Organist in Einbeck.
— Hartung, Buchhändler in Königsberg in Preußen. 7 Exemplar.
— Hasbach, Prof. des Chors in Carlsberg.
— Hebebrand, Pfenburgischer Regierungsrath in Büdingen.
Frau Generalinn Gräfin von Henkel in Bartenstein in Preußen.
Herr Hörschelmann, Prof. in Reval.

— Benja-

Herr Benjamin Gottlob Hoffmann, in Hamburg. 2 Ex.
— Baron von Hohberg, Königl. Preuß. Cammerherr und Krieges- und Domainenrath in Stendal.
— J. A. Holdt, Muſikus in Salzau.
— Holſt, Notarius in Riga.
— Hummel, Commercienrath in Berlin. 12 Exempl.
— Hymburg, Buchhändler in Berlin. 4 Exemplar.

J.

Herr Jacobi, Oberamtsſekretär in Lübben.
— Jerzabeck, in Warſchau.
— Junius, Buchhändler in Leipzig.

K.

Herr Kaiſer, in Zürich. 7 Ex.
— Graf Otto von Kaiſerling, auf Pleden in Curland. 30 Exemplar.
— Kannengießer, Königl. Cammermuſikus in Berlin.
— Keck, Stadtphyſikus in Coswig.
— Keller, Bethenmeiſter in Leipzig.
— Kellner, Hofcantor in Coburg.
— M. Chr. C. Keßler, Cantor in Lübben.
— Klimmenhagen, Hofmuſikus in Caſſel.
— Körner, Doktor in Leipzig.
— Koppe, Buchhändler in Roſtock. 2 Ex.
— Korn der ältere, Buchhändler in Breslau. 7 Ex.
— W. G. Korn der jüngere, Buchhändler in Breslau.
— Krauſe, der Rechte Befliſſener in Leipzig.
— Kreuſer, Churfürſtl. Concertmeiſter zu Mainz.
— Kries, Profeſſor in Thorn.
— Kummer, Buchhändler in Leipzig.

L.

Herr Hofkammerath Laur, in Schwedt. 2 Ex.
— Salomon Levin, in Königsberg in Preußen.
— Joh. Chriſtoph Lindenmuth, Muſikus in Hamburg.
— Thom. Pet. Lüdke, Organiſt in Danzig.

M.

Herr Hatien Richter Zöge von Manteuffel, in Reval.
— Mellinger, Uhrmacher in Berlin.
Herr Meyer, Gouverneur in Scorsleben.
— von Miſtiſcheck, Lieutenant von Königl. Preuß. Kalkreutſchen Dragonerregiment.
Demoiſelle Moſe, in Breslau.
Herr Müller, Geh. Kriegsrath und Bürgermeiſter in Leipzig.
— Mylius, Buchhändler in Berlin. 2 Exempl.

N.

Herr Nicolai, Hoforganiſt in Görlitz.
— Neumann, Kriegsſekretär in Dresden. 2 Ex.
Demoiſelle Rebecca Nathan, in Königsberg in Preußen.

O.

Herr Oerthel, Commercienrath in Hof.
Demoiſelle Mariane Oppenheim, in Königsberg in Preußen.

P.

Herr C. F. F. Paulſen, Organiſt in Flensburg.
— Terpus Penzel, in Merſeburg.
— Petri, Cantor in Bautzen.
Fräulein von Phiſter, in Cöthen.
Herr Pilz, Organiſt in Görlitz.
— Poſer, Regierungsſekretär in Dresden.

Q.

Herr Quirl, Kaufmann in Osnabrück.

R.

Herr Nathan Gottl. Reheſeldt, in Danzig.
— Reiher, Juſtizrath in Kiel.
— Reinkaſten der jüngere, Hobeiſt in Osnabrück.
— Richter, Organiſt in Königsberg in Preußen.
— Baron von Richthofen, auf Maluſch in Schleſien.
— Riemann, Oberprediger zu Lychen in der Uckermark.
— Rimpler, in Breslau.
— S. Röben, Cantor in Leer.
— Röder, Kaufmann in Lübeck.

Herr

S.

Herr C. F. L. Schäffer, fürstlicher Justizarius und Gerichts-Assistent in Plaß.
— Schanitz, Cabinetssekretär in Braunfels bey Weida.
— Scheele, Advokat zu Itzehoe.
— Scheller, Referendar in Magdeburg.
Fräulein von Scheither, in Halden bey Minden.
Herr Schob, in Eckartsberge.
— Graf D. H. E. von Schönborn zu Mainz.
— Schubart, K. K. Postverwalter in Bremen.
— Joh. Beng. Sieber, in Danzig.
— Carl Friedrich Stär, in Schildberg.
— Steinacker, in Dessau.

T.

Herr Tettenborn, Pastor in Zellerfeld.
— Trümper, Rentmeister und Amtspachter zu Gudensberg.

V.

Herr Vierling, Organist in Schmalkalden.
— C. B. Voigt, Hofmeister in Loslau in Oberschlesien.

W.

Herr Weber, Haushofmeister in Bödingen.
— J. A. Wenck, Präfekt des Fürstl. Chors zu Cöthen.
— Weinreich, Rektor in Derenburg bey Halberstadt.
— Westphal, Musikhändler in Hamburg. 6 Exempl.
— Wewer, Buchhändler in Berlin. 3 Exemplar.
— Wiedemann, Organist in Fürstenwalde.
— Willemer, Kaufmann in Frankfurth am Mayn. 2 Ex.
— Wirth, Kriegesrath in Königsberg in Preußen.

Z.

Herr Zimmermann, Buchhändler in Wittenberg.
— Zinck, Herzoglicher Cammermusikus in Schwerin.
Ein Ungenannter in Hamburg. 2 Exemplar.
— — — Berlin, durch Hrn. Buchhändler Hesse.
— — — Berlin, durch Hrn. Musikus Grosse.

35

J. F. Reichardt's

Musikalisches Kunstmagazin.

I. Stück.

An junge Künstler.

Nur den Künstler verehr' ich, von dem man mit Wahrheit sagen mag: als Künstler zieht er die Herzen der Edlen an sich, als Mensch hält er sie fest.

Hohes Bedürfniß war es mir stets im Künstler auch den edlen Menschen zu finden: und wie selten — mit blutendem Herzen sag' ichs — wie selten fand ich ihn!

Laßt mich frey und offen zu euch reden, junge Künstler, jüngere Kunstbrüder! Vielleicht red' ich zu früh von meinen Erfahrungen und meiner daher entstandnen Gefühlart und Denkart. Ließ ichs aber später, sprächʼ ich gewiß nicht mit der Wärme, vielleicht auch nicht mit der Offenheit. Und dann — zu mächtig treibt mich der große, fast allgemeine Verderb der Künstler, Verfall der Kunst, und die Todtenstille die darüber brütet. Laßt mich mit Bruderherzen, zu Bruderherzen sprechen!

Erst an euch ein Wort zu seiner Zeit, Eltern, die ihr eure Kinder zu Künstlern erziehen wollt.

Von dem Tage seiner Geburt an, bemüht euch den Knaben abzuhärten, seinen Körper so stark, so allbeweglich zu machen als möglich, und laßt seinem Herzen daben das Gefühl seiner höhern Abhängigkeit. Stark und mäßig sey sein Körper, edel folgsam seine Seele. Denn wahrlich! aus einem weichlichen, verzärtelten, eitlen, eingebildeten Knaben wird eben so wenig ein großer Künstler, wie ein glücklicher Mensch. Ohne Elastizität des Körpers keine Elastizität der Seele, ohne Stärke des Körpers keine wahre dauernde Stärke der Seele, ohne Stärke zur Verläugnung des eitel Irdischen keine Ruhe, keine Zufriedenheit, ohne diese keine Glückseeligkeit — —

Oefnet früh seine Seele für Schönheit, hohe edle Schönheit. Und nur dann, wenn diese ihn hinreißt, ganz ihn erfüllt, nur dann glaubt, er sey zum Künstler geboren.

Erweckt früh in ihm das Gefühl für Würde der Menschheit und lehrt ihn die Bestimmung des Menschen erkennen. Daß der Mensch hier durch Reinigung und Ergebung seines Willens und Veredlung seines Gefühls empfänglicher für künftige höhere Seeligkeit werde, das sey ihm Bestimmung des Menschen.

Dann wird er's fühlen und erkennen was er an seiner Kunst hat. Mit Inbrunst wird er sie dann umfassen, sie wie ein Heiligthum in seinem Herzen tragen, ihr ein reines, schuldloses, edles Le[illegible]weihen, ihres wie einer Geliebten würdig zu werden, sie durch keinen Fehltritt, durch keinen niedrigen Gedanken zu entweihen streben, ihr Geliebter, ihr Priester zu seyn, wird er dann für den höchsten Gewinn dieser Erde halten. Und wahrlich! es ist der höchste Gewinn dieser Erde.

Nichts streut mehr unsern Pfad mit unverwelkenden Blumen, nichts öfnet mehr unsern Sinn für seligen Genuß dieser tausendfach schönen Erde, für edle Freundschaft, reine Liebe, nichts zaubert mächtiger eine neue schönere Welt um uns her, nichts erhebt unsre Seele mehr zu dem unaussprechlichen Urquell aller Schönheit, nichts reinigt veredelt uns mehr zu dem künftigen herrlichen Anschauen der höchsten Schönheit, als Du, o edle Kunst! Wer einmal an deiner Brust Lebenskraft gesogen, wer einmal den Himmel in deinen Augen erblickt, von dir hold angelächelt wurde, der achtet alle der Thorheit und Ueppigkeit nicht, aus der so viel Millionen Menschen sich Sklavenketten winden und in sinnlosem Taumel an Thronen und Ruderbänke sich anketten, um ohne wahren Lebensgenuß, ohne selige Aussicht dies Leben zu durchlügen.

Auch der bessere edlere Thronbesitzer kann nur durch dich zu wahrem Lebensgenuß und Losreißung weltmenschlicher Thorheit gelangen.

Auch der ärmste unglücklichste Galeerensklave kann nur durch dich sein Elend sich mildern, nur durch dich seinen Geist aus der gefesselten geängsteten Hülle schwingen.

Auch der Weise im Unglück kann nur durch dich — — Rousseau! [1]) — —

Junger Künstler fühle das ganz, und dann stürze nieder vor dem, der dies deine Bestimmung seyn hieß!

Die Wirkung dieser Wahrheit auf dein Herz sey dir Maaßstab ob alles was folget für dich gesagt sey. Fühlest du dich nicht dabey von heimlicher Ahndung, von innerm Streben durchdrungen, so wird dir mein Herzenszuß eitel Thorheit seyn. Das muß er dir seyn, so bald Fürstengunst, Weibergunst, Weltbeifall, Gold und Seide, Austern und Kapwein, Pflaumfedern und Polstersitze höchster Zweck deiner Kunst sind.

Fühlest du dich aber, wie durch süße Worte der Geliebten, mächtiger zur edlen Kunst hingezogen, durchlief dein Geist einen himmlischen Augenblick, in süßer Ahndung dein ganzes künftiges edles Künstlerleben, wohl dir! So will ich dich vor mir stellen, deine Hand fest in die meine drücken, daß ich freyer begeisterter zu deinem Herzen rede.

Freiheit, Wahrheit, Liebe und edler Wirkungtrieb machen das wahre Wesen des Künstlers.

Wahre Freiheit kannst du in dem Grade nur erhalten in dem du Herr bist über deine körperlichen Bedürfnisse und kleine niedrige Neigungen, um für keinen Preis dein Gefühl der Meinung oder dem Eigensinne irgend eines Menschen aufzuopfern.

Der Tonkünstler ist hier weit übler dran als Mahler und Bildhauer: diesen ist ihr eigen Aug', ihre eigne Hand genug zur Darstellung ihrer höchsten Schöpfungen. Der Tonkünstler bedarf zu seinem Werk' Ohr, Hand und Kehle von hunderten. Daher die Wahrheit und Vollendung in den Werken großer Mahler und Bildhauer; daher die tausendfache Konvenienz und Steppeley auch in den Werken der größten Tonkünstler.

Ohne Sänger, ohne Orchester, und ohne den Beutel eines Menschen oder eines Publikums, von dem jene bezahlt werden, kann der Tonkünstler nicht wirken. Diese werden ihm gegeben und nach deren Vortrags- und Empfängnißvermögen muß er gemeinhin arbeiten: muß, wenn ihm ein weibischer Fürst, dem eine Polonoise mehr behagt als Amphionsgesang, für Sänger die nur trillern können, einen Kato komponiren heißt, einen Kato Polonoisen trillern lassen.

Will der Tonkünstler für die ungerechtesten Anforderungen seiner Werkzeuge und ihrer Besolder taub seyn, so sind sie es wieder für seine gerechtesten Anforderungen.

Daher muß der Tonkünstler mehr noch als Mahler und Bildhauer — die es oft gethan — seine Freiheit zu erhalten suchen. Muß, wenn er nicht das höchstseltne Glück hat einen Fürsten zu finden, der, wie er, den wahren Zweck der Kunst und ihr inneres Wesen beherzigt, und die himmlische recht zu genießen strebt; oder doch einen Fürsten, der, ohne fürstliche Allprätension ihn völlig frey nach seiner eignen Empfindung und Einsicht arbeiten läßt, und all seine Gehülfen und Werkzeuge ganz in seine Hand übergiebt, daß von ihm ihr Wohl und Weh abhange; lieber ohne Rücksicht auf sein Jahrhundert und dessen Gold und Bücklinge allein für seine Kunst und für das Gefühl und Ohr des unbefangnen Naturmenschen und Kunstfreundes arbeiten.

Auch

1) Der edle Unglückliche nannte seine musikalische Kompositionen: Les Consolations des Miseres de ma vie.

Auch wird dir jene Aufopferung nicht so schwer werden als es gemeinen Ohren schrecklich klingt, wenn wahrer Drang, wahre Kraft zu großgutem Wirken in dir lebt.

Und hast du gar noch das ist eben nicht seltne Glück erlebt, früh eh du dein Vermögen fühltest, für die ersten Keime deines Genies mit Fürstengunst und Weibergunst und Weltbeifall und Gold und Seide und Kapwein und Pfaumfedern und Polstersitzen gepflegt und gemästet zu werden, und deine Kraft ist darüber nicht erschlafft — seltneres Glück! — o wie wirst du dann freudig all den üppigen, nahrlosen, ekelerweckenden Tand von dir schleudern, und mit Inbrunst deiner liebevollen Mutter Natur in die stets offnen Arme stürzen, von ihr reinere, kräftigere Nahrung erhalten und so mit ihr in Wahrheit leben, weben und seyn.

In solchem Zustande der wahren Freiheit kann erst jedes Natur- und Kunstwerk gerade nach seiner wahren Natur auf dich wirken. So wirst du oft in einem ächten Volksliede, das Jahrhunderte überlebte, mehr wahren Kunstsinn finden, als in mancher großen Oper, angebetet von viel tausend Menschen einen ganzen Monat lang. Und wenn du vorher durch hundert Werke schulgerechter Kunstweisen, in deine Kunst wie in ein Labyrinth blicktest, wirst du nun oft durch ein Hirtenlied auf Spuren geführt werden, von denen du den Gipfel der Kunst in reinem freyem Himmelslicht erblickest.

Denn wirst du auch erst wahren Nutzen stiften: das heißt durch deine Kunst — eigentlich, wie weiter unten, durch Verläugnung deiner Kunst — allgemeine Fröhlichkeit verbreiten können, wenn du mit freyem heitern Sinn, alle Manier für nichts als Manier hälst, und dich ihrer — wenn ja! — nur da bedienst, wo Manier seyn darf und soll.

Daß in unsern größern Gesellschaften so wenig Leben und Fröhlichkeit herrscht, gute Leute, die zu dreyen vieren herzlich froh mit einander seyn können, vor Langeweile nicht wissen wohin? so bald sie zu zehen zwölfen sich beysammen sehn, daran ist wohl unter hundert andern kirchlichen, politischen, häuslichen und litterarischen Ursachen diese nicht eine der Geringsten, daß nichts da ist, wodurch alle zu gleichem Zweck gestimmt werden. Fröhlichkeit ist aller Gesellschaft höchster Zweck: durch nichts wird dieser Zweck schneller, sichrer, allgemeiner erreicht als durch Gesang.

Unter allen gesagten und nicht gesagten Gründen, warum wir Deutsche so wenig Gesang haben, ist dieser wieder nicht der geringste, daß die meisten unsrer neuern Lieder zu allgemeinem Gebrauch nichts taugen. Ein Hauptfehler daran ists, daß sie ohne Instrumentalbegleitung — oft auch samt der Begleitung — leer, unfaßlich und uneindrücklich sind, so schulgerecht sie auch gearbeitet seyn mögen.

Liedermelodien in die jeder, der nur Ohren und Kehle hat gleich einstimmen soll, müssen für sich ohn' alle Begleitung bestehen können, müssen in der einfachsten Folge der Töne, in der bestimtesten Bewegung, in der genauesten Uebereinstimmung der Einschnitte und Abschnitte u. s. w. gerade die Weise — wie's Herder treffender nennt, als man sonst nur die Melodie des Liedes benannte — die Weise des Liedes so treffen, daß man die Melodie, weiß man sie einmal, nicht ohne die Worte, die Worte nicht ohne die Melodie mehr denken kann; daß die Melodie für die Worte alles, nichts für sich allein seyn will.

Eine solche Melodie wird allemal — um es dem Künstler mit einem Worte zu sagen — den wahren Charakter des Einklanges (Unisono) haben, also keiner zusammenklingenden Harmonie bedürfen oder auch nur Zulaß gestatten.

So sind alle die Lieder der Zeiten beschaffen, da unser deutsches Volk noch reich an Gesang war; da zusammenklingende Harmonie noch nicht eingeführt war, und lange nach ihrer Einführung noch auf die Kirche ihren Ursprungort eingeschränkt blieb. Seitdem diese nun aber unser Ohr so verspannte, daß sie uns bey jeder Gelegenheit nothwendig ward, seitdem gleiten unsre Melodien so oberflächlich hinweg, sind nur Gewand der Harmonie. Und seitdem wir für diese gar noch ein System haben, das sich so von Anfang bis zu Ende fein schicklich mit den Lehren der ökonomischen Baukunst vergleichen läßt, frägt der Theoretiker mit Recht nach dem Fundament jedes melodischen Schritts. Je eingeschränkter nun noch immer das System wird, je enger kann auch der Kopf des Theoretikers und je stumpfer sein Sinn seyn. Daher will er nun auch schon das Fundament sehen, am hören gnügts ihm nicht.

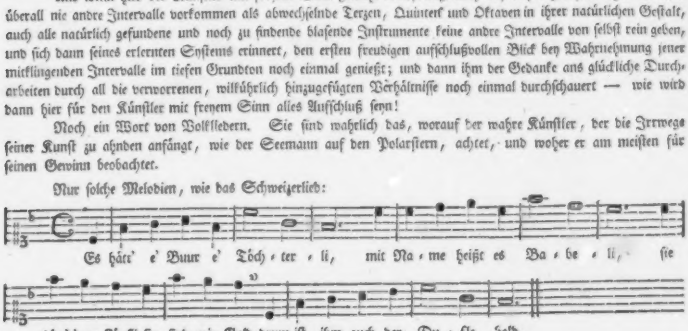
Schöne Zeiten, da das all anders war! jeder Glückliche, Unbefangene sich nicht hinstellte zu sehen oder gerade zu hören, woher und wohin? sondern es fühlte und sich seines frohen Gefühls erfreute. Nun stell sich einer hin und warte aufs Gefühl, das ihm durch die meisten unsrer Gesänge werden soll!

Man wird mir freilich hundert alte Volkslieder nennen können, deren Melodien seinen Charakter des Einklanges nicht haben, die vielmehr sehr leicht die zweite Stimme zulassen, wohl gar dazu einladen. Das sind aber nicht wahre ursprüngliche Volksliedermelodien, sondern Jägerhornstücke oder Landtänze denen die Worte untergelegt worden.

Und wenn hier der Künstler mit freyem Sinn gewahr wird, daß auch bey diesen zweistimmigen Stücken überall nie andre Intervalle vorkommen als abwechselnde Terzen, Quinten und Oktaven in ihrer natürlichen Gestalt, auch alle natürlich gefundene und noch zu findende blasende Instrumente keine andre Intervalle von selbst rein geben, und sich dann seines erlernten Systems erinnert, den ersten freudigen aufschlußvollen Blick bey Wahrnehmung jener mitklingenden Intervalle im tiefen Grundton noch einmal genießt; und dann ihm der Gedanke ans glückliche Durcharbeiten durch all die verworrenen, willkührlich hinzugefügten Verhältnisse noch einmal durchschauert — wie wird dann hier für den Künstler mit freyem Sinn alles Aufschluß seyn!

Noch ein Wort von Volksliedern. Sie sind wahrlich das, worauf der wahre Künstler, der die Irrwege seiner Kunst zu ahnden anfängt, wie der Seemann auf den Polarstern, achtet, und woher er am meisten für seinen Gewinn beobachtet.

Nur solche Melodien, wie das Schweizerlied:



Nur solche sind wahre ursprüngliche Volksliedermelodien, und die regen und rühren auch gleich die ganze fühlende Welt, das sind wahre Orpheusgesänge. Wenn dabey einem, der das edle Griechenvolk im Herzen trägt, süßes Ahndungsgefühl aufgeht, dem wirds wohl.

Man kann einwerfen die Franzosen hätten solche Melodien nicht und doch singe die ganze Nation Melodien einstimmig, die zum großen Theil billig mit der Orgel begleitet werden sollten. Nicht mit Spott und Hohn — verdient oder unverdient? — will ich hier antworten, wie wohl ichs könnte, dürfte nur erzählen wie **Telemann**, ein deutscher, kunstsinniger Tonsetzer vorher, aus Frankreich den Grundsatz mitbrachte: man muß alles singen können, auch den Thorzettel. Er sang alles und sang sich um die Ewigkeit: wird itzt nicht mehr gesungen. —

Mit einem sehr einleuchtenden Grunde will ich jenen Einwurf rund abweisen.

Dem einsichtigen Tonkünstler, oder auch schon dem geübten Kunstohr, sind unsre gewöhnlichen unvollmäßigen Melodien nicht so leer, nicht so unfaßlich, nicht so uneindrücklich, als dem Volke: er denkt sich beym einstimmigen Singen die in der Tonfolge oft sehr schwach, oft gar nicht angedeutete Harmonie nach seiner Art hinzu und hört so in seinem Kopfe das Schnur Schnur oder Ticktack seines Leierkastens oder Hackebrets — was sind unsre Geigen und Flügel vielmehr? —

Nun haben die Franzosen in all ihren Melodien einen höchst einförmigen Gang der Harmonie, der in ihren Psalmen, wie in ihren Trinkliedern derselbe ist. Vom Gottesdienst her daran gewöhnt, ist der geringste Franzose also für seine Trinklieder in gleichem Fall mit unserm Tonkünstler bey unsern gewöhnlichen Gesängen. So gar nicht unser gemeine Mann, der unsern himmlisch reinen, hocheinfachen, göttlichreichen Choralgesang gar nicht so ganz deutlich faßt und hernach in Alltagsgesängen wiederfindet [3]).

Daß

2) Dieser Fall scheint mir nicht ursprünglich rein.

3) Lange war mir der Choral, der seine Bedeutung und Würde von der zusammenklingenden Harmonie erhält, ein wichtiger Einwurf bey meinen Zweifeln über die Wahrheit der zusammenklingenden Harmonie. Allein — im Choral vertritt die Harmonie, die Stelle des Rythmus, dissonirende und consonirende

Daß aber auch in unserm gemeinsten Volke für wahren einklängigen Volksgesang Sinn und Trieb liegt, kann jeder bemerken, der drauf Acht haben will, wie es sich die Hillerischen Liedermelodien — die mit Standfuß seinen unter all unsern Melodien, dem wahren Volksgesange am nächsten kommen — wie es sich die oft abändert und immer mehr simplifizirt, daß sie zulezt fast Volkslieder werden. Liedern, die das nicht werden mögen, geben sie bald eine so lebhafte Bewegung, daß sie ihren ursprünglichen Landtänzen ähnlich werden, bald wenden und beschneiden sie sie zu Jägerhorn- Posthornstücken.

Warum aber findet auch der aufmerksamste Beobachter bey allen europäischen Völkern keine neue wahre Volkslieder? Staatsverfassung thut freilich viel: die drückte aber auch sonst. Ich denke das wichtigste ist, daß das schöne Naturbedürfniß Kunst, die Kunst gar Handwerk geworden! Vom Oberkapellmeister des Fürsten bis zum Bierfiedler, der die Operette in die Bauernschenke trägt, ist ja fast alles izt nachahmender Handarbeiter für gangbaren Marktpreiß. Zum vollen Unglück sind ihrer gar so viele, daß die Konkurrenz nie unter die Käufer kommen kann, immer bey den Verkäufern ist. Daher denn auch der höchste Gipfel des izigen sogenannten Künstlers dieser ist, die gröste Summe der Nartheiten seines Bezahlers mit einmal zu befriedigen. Und dieß hat einen so allgemein fatalen Einfluß aufs ganze Volk, daß wenn auch Obrigkeit und Pächter einmal ein frohes Gefühl im Menschen zum Aufwallen kommen läßt, dieser nicht mehr geraden ungetrübten Sinn genug hat es aus sich selbst und nach seiner eignen Natur zu äußern, immer singt der überall fertige Spielmann aus ihm. Anstatt daß alte Jägerlieder ganz den Charakter des nachstrohen Lauschers und Erhaschers an sich tragen, aus Fischerliedern das heimliche Wasserleben athmet, aus Hirtenliedern ruhige Heiterkeit ausgeht, und alle lebendigen Ausdruck wahrer Freud' und wahres Leids tönen — 4).

Auch unsern Künstlern, die doch wähnen den höchsten Gipfel der Kunst erreicht zu haben, bleibt es die schwerste Aufgabe ein Lied in wahrem Volkssinn zu machen. Woher das? Wir haben nur zwey Gattungen unter unsern Künstlern — drey vier einzelne Männer ausgenommen, die wie große Männer aller Art zu keiner Gattung gehören — Der eine Theil versteht Harmonie, nichts weiter als Harmonie und hält die für alles. Der andre versteht nichts von der Harmonie und will überall scheinen als verstünd' er sie, müßt er sie verstehn, und überall anwenden.

Daß jene, die oft achtungswürdige Kenntnisse, zuweilen auch wohl Kunsttalent besitzen, einzelnes Studium der Harmonie für ganzes Studium der Kunst halten, und daß diese oft bey vielem Genie nichts von der Harmonie verstehn, liegt beydes in der Verworrenheit unsers Systems, und in der noch verworrenern gewöhnlichen Lehrart desselben.

Der junge feurige Kunstmann schaudert zurück beim Anblick des chaotischen Gewebes einzelner Regeln: der kältere, der sich glücklich hindurch arbeitet mißt den Grad seiner Einsicht nach den mühvollen Jahren, die sie ihm gekostet, und hat hernach nicht Blick und wahre Kunstliebe genug vieles Erlernte für das zu halten, was es ist: nichts; hält vielmehr, geht er in die übrigen Theile der Kunst ein, alles was diesem oder jenem gelernten Wesen zuwider läuft für Ketzerey; da es ihn doch billig auf sein erlerntes System aufmerksam machen sollte.

Dieses Uebel muß desto allgemeiner seyn, je weniger feines richtiges Gefühl, großer Blick fürs Ganze allgemein ist und je weniger die übrigen Theile der Kunst, gleich der Harmonie, in Regeln festgehalten, festgesezt werden können. Und doch muß jedem vorurtheilfreyen Menschen gerade dieses drauf führen, daß unsre Harmonie, deren System jedem Dumkopf anhaßt, nicht das innre wahre Wesen der Kunst ist, sondern nur ein Theil, vielleicht nur durch Spekulation gefundener auf Konvenienz gegründeter, willkührlich hinzugefügter Theil, der durch falschen Gebrauch eben so sehr die Kunst entstellt, als er bey rechter Anwendung sie wahrlich erhöhen veredelt kann. Wo es aber nicht um Hoheit und Adel zu thun ist, kömmt zusammenklingende Harmonie meistens in die Queere. Dies sagt das Herz, oft gar dem Ohr entgegen.

Ueber-

rende Akkorde geben eben so Bewegung und Ruhe wie Aufschlag und Niederschlag — künftig mehr hievon.

4) Wie ich mir für uns gehörige Liedermelodie denke, von welcher Art hab' ich vor kurzem deutschen Männern, zu Liedern, die sich für deutsche Männer ziemen, einige in die Hand gegeben, unter dem Titel: Frohe Lieder für deutsche Männer, bey der Buchhandlung der Gelehrten in Dessau zu finden. Ich kann mich hier des Wunsches nicht erwähren, daß uns doch Herr Schulze wahrer Volksgesänge mehr gäbe! Nur sehr wenigen Tonkünstlern ist hiezu die Natur so hold, die Kunst so unterthan als ihm.

Ueberall, wo nur schönes Naturbedürfniß befriedigt seyn will, ist denn Künstler Verläugnung der Kunst — nicht Unwissenheit in der Kunst — höchste Kunst. Auf diesem höchsten Gipfel ist der Künstler erst wieder dem reinen unbefangenen schönorganisirten, glücklichen, kunstsinnigen Naturmenschen gleich. Dieser kann nur Volklieder singen, jener nur sie machen.

Mit all diesem wollt' ich nun aber nicht sagen, Volklieder wären einiger Zweck und höchster Gipfel der Kunst: Kunst müsse nun das ersetzen was uns der Mensch versagt. Wenn Verödung des Gefühls, Andacht, Aufschwung von der Erde unserer Bestimmung angemessner ist, als Erdenfröhlichkeit und Erdentrauer, die nur Mittel nicht Zweck uns seyn sollen, so sind sie auch höherer Kunstberuf.

Der Künstler, der diesen hohen, nur gefühlten geahndeten Beruf in sich spürt, der strenge alle Kräfte seiner Seele an, studiere jeden einzelnen Theil der Kunst, nutze alles Gefundene, erkenn' es dafür was es ist und wähle und verwerfe nach dem es auf ihn würket. Denn alles, auch das deutlich Erkannte, muß dem Gefühl des Künstlers unterworfen bleiben. Dies ist seine wahre Freiheit. Dies allein giebt seinen Darstellungen Wahrheit. Nur für sich muß er arbeiten, oder er arbeitet für niemanden: nur für sich und damit für Tausende.

Es bleibt ewig wahr: der Künstler kann nur das wahr darstellen, was er selbst fühlt. Wer nur Freud' und Leid fühlen kann oder mag, wie sie rein die Natur hier giebt, der kümre sich um alle Kunstregeln nicht. Jener Ausdruck ist nicht Werk der Kunst. **Halbes Studium der Kunst ist nicht näher der Natur als ganzes. Nur ganzes Studium bringt erst wieder der Natur nah.**

Nur der Blick über diese Welt hinaus wandelte schönes Naturbedürfniß in Kunst. Nur dahin würke die Kunst. Nur zu diesem Würken bieten sich Naturgefühl und Kunst freundlich die Hand. Nur unseliges Hinabsinken von der Himmelshöhe in faule Erdensümpfe hat unsre himmlische Kunst zum Erdengewerbe hinabgewürdigt. Dort Aufschwung nach der Höhe in unserm himmlischreinen hocheinfachen göttlichreichen Choralgesang. Hier wollüstiges Küssen und Einwiegen im kindischspielenden, witzigverkräuselten armseligen Modesingsang und Klingklang.

Dieser Mangel an wahrem Kunstsinn beym Tonkünstler verursacht sehr natürlich beym Volke eben solchen Mangel an wahrem Kunstgeschmack. Daher auch bey beiden so wenig wahre Liebe und Eifer für alles was wahrhaftig schön und edel ist, daß der Künstler, der ein Herz im Leibe hat, wenn er nicht gar seine Kunst aneckelt, sich doch mit ihr verschließt, ihr in geheim huldigt, in geheim seine besten Opfer bringt und dem Publikum nun das hinwirft was er seiner und seiner Göttin unwerth achtet. Ein geschrieben Blatt was mir mancher wahre Künstler auf meinen Reisen aus seinem verborgnen Schatze gab, war oft unendlich mehr werth als zwanzig gestochene und gedruckte Werke desselben Mannes, zubereitet für das enge Herz seiner gnädigen Käufer und den Eisenkrämersinn seines Notenverlegers.

Diese Sklaverey für Notenhändler und Modeton zu arbeiten ist die ärgste unter allen, ist Kleinkrämerey und mergelt aus bis auf den letzten Tropfen lebenden Bluts. Die blinde rasende Wuth mit der unsre izigen Künstler sich in dies Schandgewerbe stürzen, hat uns die besten, sonst edelsten, gar Originalkomponisten geraubt. Männer, die sich sonst bis zur Affektation scheuten ihren besten Nebenkünstlern nur in Nebendingen der Form ähnlich zu seyn, geben uns izt fast nichts anders als Rondeaus und Adagios mit Trommelbässen.

Kommt zum Geiz nach Gold und Händegeklatsch noch die übergroße Thorheit hinzu, auch dem Alltags-Zeitung- und Journalkritiker gefallen zu wollen, dann erlischt jeder Funke von Wahrheit und Freiheit in deinen Werken. Dann darfst du nur noch selbst die Kritik zu deinem eignen Brodgewerbe machen, um der schlechteste Künstler und schlechteste Mensch zugleich zu seyn.

Willst du groß und glücklich seyn, junger Künstler, so verachte all die kleinen elenden Behelfe, die Menschen, ihrer Würde uneingedenk ersonnen und geheiligt, um sich und andern Achtung anzulügen; reiße dich von aller Kleinheit los: sey wahrhaft frey.

Dann wird nichts deines Herzens sich bemeistern als Liebe. Liebe die Göttinn deiner Kunst. Sie sang zuerst aus den Menschen, und der ganzen lebenden, singenden Natur; sie nur singt zum Herzen wie sie aus dem Herzen singt. Allumfassende Liebe erfülle deine ganze Seele. Ueberall, wo reine Liebe dich führt, gehst du sicher dem Gipfel deiner Kunst, wie deines Glücks entgegen.

Scheu' auch gesellschaftliche Bande nicht, wenn reine Liebe dich hineinfügt. Es ist keine wahre Freiheit, wo nicht Ruhe des Gemüths ist. Und diese Ruhe findest du nur im festen unauflöslich verwebten Bande mit dem Weibe,

Weibe, das deine Seele liebt. Und tausendfache neue niegeahndete Liebesgefühle leben in deiner Seele auf und befestен dein Wesen und dein Glück, wenn du dich, dein Weib in schönen lieben kleinen Menschen wiederfindest. O es ist unaussprechliche Seeligkeit unnennbarer Seelenfriede in seinem kleinen Hause eine bessere, selbstgeschaffne bessere Welt zu haben, nur über meine wirthliche Hauschwelle treten zu dürfen, um jeden Mißmuth, erzeugt durch Weltverderbtheit sogleich schwinden zu sehen, jede Kraft hier frey zur Vervollkommnung meiner Lieben anwenden zu können, die ich in der größern Gesellschaft oft nicht anwenden durfte nicht konnte!

So nur erzeugt und erhält Liebe edlen Wirkungtrieb. So nur, als Mensch gewöhnt, den Ungestüm des innern Strebens zu großartem Wirken zurückzuhalten, nicht mit Wuth — sey's auch Liebeswuth — dem gewaltig fortreißenden Strom des Verderbens entgegen zu drängen, lieber sich, seinen Lieben und durch diese der Nachwelt, vielleicht auch noch seinem Zeitalter mit all seinen Kräften zu leben; so nur, dieser Weise nur, kann auch als Künstler sein Zeitalter edel verläugnen und für sich, für die, die ihm gleichen, in allen künftigen Zeiten gleichen werden und auf diesem Wege vielleicht künftig einmal für alle Großgutes wirken.

Ursprung und Zweck der Kunst ist heilig: heilig werde sie auch betrieben. Nur da, wo's drauf ankömmt den Menschen über sein schlechteres Selbst, über sein Zeitalter, über diese Erde zu erheben, da nur werde die Kunst angewand. Und da, wie kann, wie wird sie da wirken! Wie hohe Vorgefühle künftigen seligen Anschauens, wie hohe Wahrheit. Freiheitgefühle wirken und befestен! Wie Einen gegen hundert gegen alle Großen und Kleinen der Welt mit Muth und Stärke zum Angreifen und Vollenden bewafnen wenn's Wahrheit, Freiheit, Wohl der Menschheit für heut und für ewig gilt!

Nur der, der sie ganz zu vollenden vermag, werde hinzugelassen; und dessen Wirken wird auch stets heilig, edel seyn. Lebt er in einem Zeitalter und unter Menschen denen nichts heilig ist, so wird er für sie, wie sie sind, nicht Künstler seyn wollen. Er wird für sein Herz und für die wenigen, die er im Herzen trägt arbeiten und so gewiß, sey's auch ungesehn und unerkannt, spät oder früh Veredlung der Menschheit wirken.

Rousseau! edler lieber Wahrheitforscher und Sehrer! auch da mir unaussprechlich liebenswürdig wo du sie nicht fasst: denn nur übergroßer hochentflammter Eifer für Wohl der Menschheit ließ dich oft die innre Stimme deines himmlischen Genius nicht vernehmen. Gewiß, wie du den Menschen die ihnen verderblich gewordenen Künste nehmen wolltest, weil sie sie zu leicht überall mißbrauchen, gewiß sagte dir da dein Genius, was mir, früh belehrt von reiner hoher Liebe für Wahrheit und für dich, mein Herz, itzt sagt. Aber das Elend der Menschen zog in seinen häßlichsten schrecklichsten Gestalten zu nah deiner engelzarten Seele vorüber, um ihn ganz zu vernehmen; nur halb vernahmst du ihn, wolltest nur als Ausnahme einige außerordentliche Genieen Kunst treiben lassen, da hier doch so äusserst nah die ganze Entscheidung der wichtigen Frage liegt:

Alle höhere Kunst entsprang durch Erhebung der menschlichen Seele über dies Erdenleben. Alle höhere Kunst war überall im Anfang Sprache der Menschen mit den Göttern, und dann Aushauch, laut Bild des veredelten freyen Menschen. So immer Tochter hoher edler Gefühle. Auch uns gab neubeseelter Aufschwung zum Himmel neubelebte Kunst. Wär jener der größeren Menschenwelt geworden, würd' auch diese nun groß und vollkommner seyn. Nur auf diesem hohen edlen Wege kann Kunst zur Veredlung Beseligung des Menschen angewandt werden, und auf diesem Wege können auch nur wahre genievolle Künstler wirken, alle andre müssen denn Handlanger bleiben. Alle Herabwürdigung der höheren Kunst zu kleinen unwesentlichen Erdebedürfnissen, zu üppigen Menschenfindelenen und Narrenteidungen ist Verderb für die bessere Menschheit, kann auch nur dem schon verdorbnen Menschen nützen. Zu reiner Naturfreude bedarf der Mensch keine Kunst, so lange sein schöner Natursinn ungetrübt bleibt. Kunst befriedigt kein schönes Naturbedürfniß, trübt vielmehr da wo sie zum Verklären zu schwach ist den reinen Natursinn, der es zu befriedigen vermag.

Durchglüht dich nun, junger edler Mann, Freiheit, Wahrheit, Liebe, edler Wirkungtrieb, dann lebst du in wahrem Künstlerwesen, dann ist deine Seele voll hoher Begeisterung. Und hierinn liegt alles was ich dir als Mensch und Künstler sagte und nicht zu sagen vermochte:

Strebe nach hoher Begeisterung!

Der Meßias.

So bald der wahre Künstler anfängt seinen höhern Beruf zu ahnden; sucht er in der Welt um sich herum einen Gegenstand, der ihn begeistere, daß er durch seine Darstellung wirke auf sein Volk und es veredle. Aber er sucht in unsrer Welt vergeblich. Wo ist der edle Gegenstand, dem unser Volk so vertraut, so allempfänglich wäre, daß der Künstler, der nur die Wirkung des Ganzen, nur den Totaleindruck darstellen kann, aller leidigen Expositionen und Entwickelungen sich überheben könnte? Und so lange der Tonkünstler diese Banden mit sich herumschleppt, kann er nicht wahr und groß wirken.

Vergeblich sucht er in seinem erstorbnen Vaterlande! Traurig späht sein Blick nach der Entflohenen, nach der Stäte die sie einst beseligte — und siehe! sein durch Liebe gebneter Sinn sieht die himmlische in heiligen Hainen sich niederlassen, sieht sie in geweihten Tempeln allgewaltig wirken auf die Himmelanstrebenden, sieht sie dann in geweihten Tempeln entweihen und zu ihren seligen Himmeln zurückfliehen. Mit heißen Thränen der Sehnsucht und süßen Ahndung, strebt er ihr nach und stößt die Unheilige weit von sich, die sich so frevelhaft an die Stäte der Entflohenen gesetzt hat.

So strebt' ich litt' ich lange; bis mir einst die Langersehnte den neuen Himmel aufschloß, in dem ich nun selig bin.

Ich war noch ein Knabe; da schon war **Klopstocks Meßias** mein erstes selbstgewähltes und hernach eine lange Zeit fast mein einziges Buch. Oft hatt' ichs nur in seliger Ahndung gelesen, dann vertrauter; aber nun gab sie, die Langersehnte, ihn mir in die Hand, und siehe! mir ward ein Aufschluß, der mich als Mensch und Künstler beglückt. Ich erblickte in diesem allumfassenden Meer einen lyrischen Strohm durchs Ganze hindurch, der mir all die Wege bahnte, die ich lange dunkel geahndet, und auf denen ich so gerne dem folgenden Volke glücklich voranschritte. Jeder große Moment der großen Geschichte wird in den Himmeln von feyernden Seraphen und Seelen der Seligen in himmlischen Gesängen, besungen. Und all diese hohen Gesänge hängen so herrlich aneinander, oder lassen sich so leicht zu einander stellen, machen dann ein so großes lyrisches Ganze, daß dem Tonkünstler für seine Kunst und seinen großen Zweck nichts zu wünschen übrig bleibt.

Hier, und nur hier, ist nun der Tonkünstler aller unlyrischen Expositionen überhoben. Die Geschichte ist, wo nicht in aller Herzen, doch in aller Gedächtniß, jeder ist hier im Stande zu folgen; jeder Totalausdruck findet seine Stäte bereitet und kann Totaleindruck machen. Auch ist **Klopstock** gerad in diesen lyrischen Gesängen am volksmäßigsten; die edelste höchste Simplizität, der ausdruckvollste malerischste Versbau — in dem **Klopstock** so unübertreffbar, so einzig ist — alles macht diese Gesänge zum Ideal musikalischer Poesie für wahre Musik.

Seit einigen Jahren hab' ich der musikalischen Bearbeitung dieses großen Werks, die schönsten glücklichsten Stunden meines verflossenen und künftigen Lebens geweiht; bin fest entschlossen es nur mit mir selber und bis zu seiner gänzlichen Vollendung nur für mich selber zu bearbeiten, damit keine Konvenienz, keine Kunstmode, keine äußere Einwirkung, welcher Art sie auch sey, das Werk zu etwas anderm mache, als es durch mich selbst werden kann, und ichs auch am Ende noch ganz in meiner Gewalt habe.

Aber die schöne große herzerhebende Idee will ich nicht bis dahin für mich behalten, sie kann vieleicht mehr in dem Herzen junger edler Künstler wirken, als alles was ich sonst zu sagen und darzustellen vermag. Ich will hier den Anfang der Poesie, wie ihn **Klopstock** gebilligt, abdrucken lassen, und künftig mehr davon geben.

Der

Der Meßias.

Chor der Himmel. [1]

Halleluja, ein feyerndes Halleluja, o Erster,
Sey dir von uns unaufhörlich gesungen! Zur Einsamkeit sprachst du:
Sey nicht mehr! und den Wesen: Entwickelt euch! Halleluja!

Eloa. [2]

Ihr wißt es, o Geister,
Wie die neue Natur in liebenswürdiger Schöne
Da sich erhob, wie in unserer Gesellschaft die Morgensterne
Vor dem Schöpfer sich neigten. Allein jetzt wird sein Meßias,
Sein unsterblicher Sohn viel größere Thaten vollenden.
Eilt, verkündigt es seinen Geschöpfen. Sein Sabbath erhebt sich,
Jetzt mit dem freyen Gehorsam und Leiden des großen Meßias.
Gott Jehova nennt ihn den Sabbath des ewigen Bundes.

Chor der Engel. [3]

Gott ist die Liebe!

Adam. [4]

(Zum verkündigenden Seraph.)

Sey mir gegrüsset, begnadigter Seraph, du Friedensbothe.
Da die Stimme deiner erhabenen Sendung erschallte,
Hub sich mein Geist in Jubel empor. Du theurer Meßias,
Könnt' ich dich auch, holdselig in jener menschlichen Schönheit,
Wie der Seraph hier, sehn! ach in jener Gestalt der Erbarmung,
Die du kohrest, in ihr mein gefallnes Geschlecht zu versöhnen.
Zeige mir, Seraph, die Spur, wo mein Erlöser gewandelt,
Mein Erlöser und Freund, ich will ihn nur ferne begleiten!

Ruhstatt

1) I. Gesang Seite 11 nach der neuesten großen Ausgabe.
2) I. Gesang S. 18.
3) I. Gesang S. 15.
4) I. Gesang S. 19.

Ruhstatt jenes Gebets, wo unser Mittler sein Antlitz
Aufhub, schwur, er wollte die Kinder Adams erlösen,
Dürfte der erste der Sünder mit Freudenthränen dich anschaun!
Ach ich war ja vordem dein erstgeborner Bewohner,
Mütterliches Land, o Erde! Wie sehn' ich nach dir mich hinunter!
Deine vom Donnerworte des Fluchs zerstöhrten Gefilde
Wären mir, in des Messias Gesellschaft, den jenes Todes
Leib umhüllet, welchen ich dort im Staube zurückließ
Lieblicher, als deine Gefilde nach himmlischen Auen erschaffen,
O Paradies, verlohrner Himmel!

Chor der Seraphim. *)

Wir wollen dereinst die Trümmern alle versammeln!
Eben diese Wohnung der Sterblichkeit, dieses Gebeine,
Das die Hand des gewaltigen Todes so traurig entstellt hat,
Soll mit dem Morgen des Richters zur neuen Schöpfung erwachen!

Benjamin und Jedidda. *)

(Zwo selige befreundete Seelen.)

Benjamin.

Ist das nicht, o Jedidda, der holde vertrauliche Lehrer?
Ists nicht Jesus, von welchem der Seraph es alles erzählte?
Ach ich weiß es noch wohl, wie er uns inbrünstig umarmte,
Wie er uns an die klopfende Brust mit Zärtlichkeit drückte.
Eine getreue Zähre der Huld, die seh ich noch immer,
Netzte sein Antlitz, ich küßte sie auf, die seh ich noch immer!

Jedidda.

Und da sagt' er, o Benjamin, unsern umstehenden Müttern:
Werdet wie Kinder, sonst könnt ihr das Reich des Vaters nicht erben.

Benjamin.

Ja, so sagt' er, Jedidda. Und der ist unser Erlöser;

Beide.

Durch den sind wir so selig! Umarme deinen Geliebten!

Adam.

*) I. Gesang Seite 25.

*) I. Gesang S. 26.

Adam. *)

Schönster der Tage, du sollst vor allen künftigen Tagen
Festlich und heilig uns seyn, dich soll vor deinen Gefährten,
Kehrst du wieder zurück, die Seele des Menschen, der Seraph
Und der Cherub, beym Aufgang und Untergange, begrüßen.
Steigst du zur Erd' herab; verbreitet dich Orione
Durch der Himmel; und gehst du am Throne der Herrlichkeit Gottes
Strahlend hervor: so wollen wir dir in feyerndem Aufzug,
Jauchzend mit Hallelujagesängen entgegensegnen!
Dir, unsterblicher Tag, der du unsern getröstetem Auge
Gott, den Meßias, auf Erden in seiner Erniedrung entdeckest!
O von Adam der Schönste! Meßias in menschlicher Bildung!
Wie enthüllt sich in deinem erhabenen Antlitz die Gottheit!

Eva.

Selig bist du und heilig, die du den Meßias gebahrest,
Seliger du, als Eva, der Menschen Mutter. Unzählbar
Sind die Söhne von ihr, und sind unzählbare Sünder.
Aber du hast Einen, nur Einen göttlichen Menschen,
Einen gerechten, ach Einen unschuldigen theuren Meßias
Einen ewigen Sohn, (ihn schuf kein Schöpfer!) geboren!
Zärtlich seh ich, mit irrendem Blick hinunter zur Erde;
Dich, Paradies, dich seh ich nicht mehr. Du bist in den Wassern
Niedergestürzt, im Gericht der allgegenwärtigen Sündflut!
Deiner erhabnen umschattenden Cedern, die Gott selbst pflanzte,
Deiner friedsamen Laube, der jungen Tugenden Wohnung,
Hat kein Sturm, kein Donner, kein Todesengel geschonet!
Bethlem, wo ihn Maria gebahr, ihn brünstig umarmte,
Sey du mir mein Eden; du Brunnen Davids, die Quelle,
Wo ich göttlich erschaffen zuerst mich sahe; du Hütte,
Wo er weinte, sey du mir die Laube der ersten Unschuld!
Hätt' ich dich in Eden geboren, du Göttlicher, hätt' ich
Gleich nach jener entsetzlichen That, o Sohn, dich geboren:
Siehe, so wär ich mit dir zu meinem Richter gegangen;

Da,

*) N. Gesang S. 29.

Da, wo er ſtand, wo unter ihm Eden zum Grabe ſich auftha't,
Wo der Erkenntniſſe Baum mir fürchterlich rauſchte, die Stimme
Seiner Donner den Richterſpruch des Fluches mir ausſprach,
Wo ich in bangem Erbeben verſank, zu ſterben verſank, da
Wär' ich zu ihm gegangen; dich hätt ich weinend umarmt, Sohn!
An mein Herz dich gedrückt, und gerufen: Zürne nicht, Vater!
Zürne nicht mehr, ich habe den Mann Jehova geboren!

Adam.

Heilig biſt du, anbetenswürdig, und ewig, o Erſter!
Der du deinen göttlichen Sohn von Ewigkeit zeugteſt,
Ihn, nach deinem Bilde gezeugt, zum Erlöſer der Menſchen,
Meines von mir beweinten Geſchlechts, erbarmend erwählteſt.
Gott hat meine Thränen geſehen; ihr habt ſie geſehen,
Seraphim und ſie gezählt; auch ihr, ihr Seelen der Todten,
Seelen meines entſchlafnen Geſchlechts, ſie alle gezählet.
Wärſt du nicht, o Meſſias, geweſen; die ewige Ruhe
Hätte ſelbſt mir traurig, und ungenießbar geſchienen.
Aber von deiner göttlichen Huld, von deiner Erbarmung,
Stifter des ewigen Bundes, von ihr umſchattet, da lernt' ich
Selbſt in der Wehmuth Schmerz mehr Seligkeiten empfinden.

Adam und Eva.

Und nun trägſt du ſein Bild, das Bild des ſterblichen Menſchen,
Gottmenſch, Mittler, dich beten wir an! Vollende dein Opfer,
Das du für uns, Weltrichter, für uns zu vollenden herabſtiegſt.
Mache die Erde bald neu, die du zu verneuen beſchloſſeſt,
Dein und unſer Geburtsland! Komm gen Himmel zurücke!

Chor der Seligen.

Komm, ſey gegrüßt in deinen Erbarmungen, Gottmenſch, Mittler!

Oden.

Die Gestirne.

Clavier. 1)

Es ihret sein Lob Feld, und Wald, Thal und Gebirg,
Das Gestad' hallet, es donnert das Meer dumpfbrausend
Des Unendlichen Lob, siehe des Herrlichen,
Unerreichten von dem Danklied der Natur!

Es singt die Natur dennoch dem, welcher sie schuf,
Ihr Getön schallet vom Himmel herab, lautpreisend
In unwölkender Nacht rufet des Strahls Gefährt
Von den Wipfeln, und der Berg' Haupt es herab!

Es rauschet der Hain, und sein Bach lispelt es auch
Mit empor, preisend, ein Feyrer, wie er! die Luft, wehts
Zu dem Bogen mit auf! Hoch in der Wolke ward
Der Erhaltung und der Huld Bogen gesetzt.

Und schweigest denn du, welchen Gott ewig erschuf?
Und verstummst mitten im Preis' um dich her? Gott hauchte
Die Unsterblichkeit ein! Danke dem Herrlichen!
Unerreicht bleibt von dem Aufschwung des Gesangs

Der Geber, allein dennoch sing', preis' ihn, o du
Der empfing! Feyrendes Chor um mich her, ernstfreudig,
Du Erheber des Herrn, tret' ich herzu, und sing
In Entzückung, o du Chor, Psalme mit dir!

Der Welten erschuf, dort des Tags sinkendes Gold,
Und den Staub hier voll Gewürmegedräng, wer ist der?
Es ist Gott! Es ist Gott! Vater! so rufen wir an;
Und unzählbar, die mit uns rufen, seyd ihr!

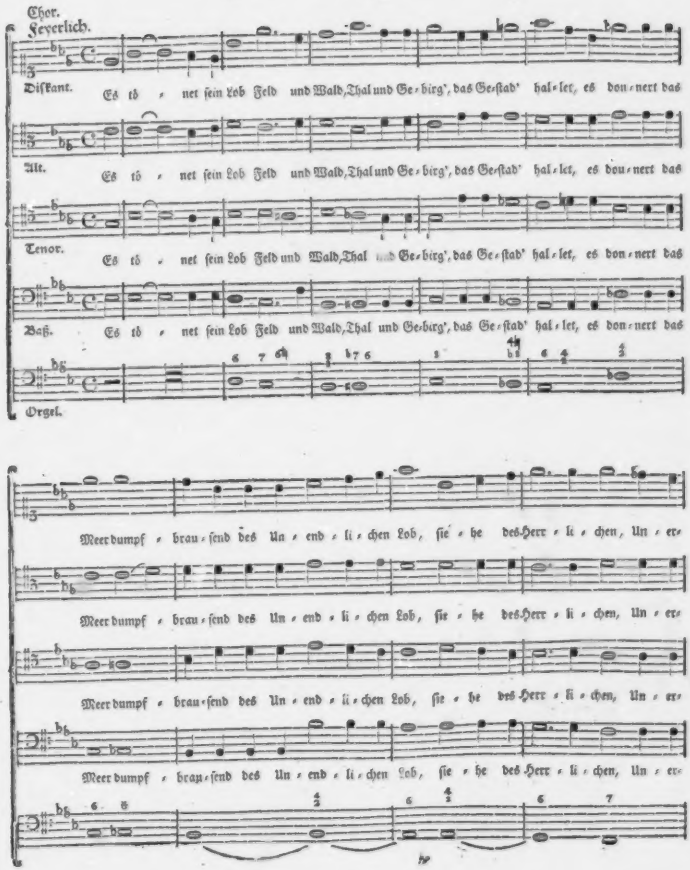
Ich preise den Herrn! preise den, welcher des Monds
Und des Tods kühlender, heiliger Nacht, zu dämmern,
Und zu leuchten! gebot. Erde, du Grab, das stets
Auf uns harrt, Gott hat mit Blumen dich bestreut!

Neuschaffend bewegt, steht er nun auf zum Gerichte,
Das gebeundeckende Grab, das Gefild der Saat, Gott!
Es erwachet, wer schläft! Donner entstürzt dem Thron!
Zum Gericht hallts! und das Grab hörts, und der Tod!

Klopstock.

1) Man beurtheile den Gang der Stimmen in dieser Ode nicht nach diesem zusammengedrängten Clavierauszuge, sondern nach dem ausgesetzten Chor auf der folgenden Seite.

Die Geſtirne.



Es tönet sein Lob Feld, und Wald, Thal und Gebirg,
Das Gestad' hallet, es donnert das Meer dumpf brausend
Des Unendlichen Lob, siehe des Herrlichen,
Unerreichten von dem Danklied der Natur!

Es singt die Natur dennoch dem, welcher sie schuf,
Ihr Getön schallet vom Himmel herab, lautpreisend
In unmöldender Nacht rufet des Strahls Gefährt
Von den Wipfeln, und der Berg' Haupt es herab!

Es rauschet der Hain, und sein Bach lispelt es auch
Mit empor, preisend, ein Feyrer, wie er! Die Luft, wehts
Zu dem Bogen mit auf! Hoch in der Wolke ward
Der Erhaltung und der Huld Bogen gesetzt.

Und schweigest denn du, welchen Gott ewig erschuf?
Und verstummst mitten im Preis' um dich her? Gott hauchte
Dir Unsterblichkeit ein! Danke dem Herrlichen!
Unerreicht bleibt von dem Aufschwung des Gesangs

Der Geber, allein dennoch sing, preis' ihn, o du
Der empfing! Fernendes Chor um mich her, ernstfreudig,
Du Erheber des Herrn, tret' ich herzu, und sing
In Entzückung, o du Chor, Psalme mit dir!

Der Welten erschuf, dort des Tages sinkendes Gold,
Und den Staub hier voll Gewürmegedräng, wer ist der?
Es ist Gott! Es ist Gott! Vater! so rufen wir an;
Und unzählbar, die mit uns rufen, seyd ihr! [2])

Ich preise den Herrn! preise den, welcher des Monds
Und des Tods kühlender, heiliger Nacht, zu dämmern,
Und zu leuchten! gebot. Erde, du Grab, das stets
Auf uns harrt, Gott hat mit Blumen dich bestreut!

Neuschaffend bewegt, steht er nun auf zum Gericht,
Das Gebeindeckende Grab, das Gefild der Saat, Gott!
Es erwachet, wer schläft! Donner entstürzt dem Thron!
Zum Gericht hallts! und das Grab hörts, und der Tod!

Klopstock.

a) Die sieben folgende Strophen sind mit Klopstocks Bewilligung als weniger singbar hier unabgedruckt geblieben.

Der Jüngling.

Schweigend sahe der May die bekränzte
Leicht wehende Lock' im Silberbach;
Röthlich war sein Kranz, wie des Aufgangs,
Er sah sich, und lächelte sanft.

Wüthend kam ein Orcan am Gebirg' her!
Die Esche, die Tann' und Eiche brach,
Und mit Felsen stürzte der Ahorn
Vom bebenden Haupt des Gebirgs.

Ruhig schlummert' am Bache der May ein,
Ließ rasen den lauten Donnersturm!
Lauscht', und schlief, bereuht von der Blüthe,
Und wachte mit Hesperus auf.

Jetzo fühlst du noch nichts von dem Elend,
Wie Grazien lacht das Leben dir.
Auf! und wafne dich mit der Weisheit!
Denn, Jüngling, die Blume verblüht!

Klopstock.

An

An Cidli.

Bibliothek der Universität Wien
Musik
875

ath-men, doch li-spelt stam-melnde Freu-de mit auf die Schmer-zen
pp
cresc.
f
wollt' ich sin-gen. Ich hör-te schon des Ab-schieds Thrä-nen am
p
No-sen-busch wei-nen! wei-nen der Thrä-nen Stim-me die Sai-ten her-
ab! doch schnell ver-bot ich mei-nem zu lei-sen Ohr zu-rück zu hor-chen! die Thrä-ne schwieg, und schon
f
p

wa-ren die Sai-ten Kla-ge zu ſin-gen ver-ſtimmt! denn ach, ich
poc. f
ſah dich, trank die Ver-geſ-ſen-heit der ſüſ-ſen Täu-
ſchung mit ſen-rigem Durſte! Gid-li, ich ſa-he dich,
p
creſc.
dich, du Ge-lieb-te, dich, dich ſelbſt!
poc. f
dimin.
p
cr

dich, dich selbst! Wie standst du vor mir,
pac. f cresc. f
Eid - li, wie hieng - mein Herz an dei - nem Her - zen
dimin. p rf. p rinf
Se - lich - ter - te als die - ben - den lie - ben! O die ich
cresc. pac. f p cresc.
su - chet', su - chet' und fand! o die ich für
pac. f cresc. f f

Der liebe Schmerzen, nicht der erwartenden
Noch ungeliebten, die Schmerzen nicht,
Denn ich liebe, ſo liebte
Keiner! ſo werd ich geliebt!

Die ſanfteren Schmerzen, welche zum Wiederſehn
Hinblicken, welche zum Wiederſehn
Tief aufathmen, doch liſpelt
Stammelnde Freude mit auf!

Die Schmerzen wollt ich ſingen. Ich hörte ſchon
Des Abſchieds Thränen am Roſenbuſch
Weinen! weinen der Thränen
Stimme die Saiten herab!

Doch ſchnell verbot ich meinem zu leiſem Ohr
Zurück zu horchen! die Thräne ſchwieg,
Und ſchon waren die Saiten
Klage zu ſingen verſtummt!

Denn ach, ich ſah dich! trank die Vergeſſenheit
Der ſüſſen Täuſchung mit feurigem
Durſte! Eidli, ich ſahe
Dich, du Geliebte! dich Selbſt!

Wie ſtandſt du vor mir, Eidli, wie hing mein Herz
An deinem Herzen, Geliebtere,
Als die Liebenden lieben!
O du ich ſuchte', und fand!

Klopſtock.

Ueber Klopstocks komponirte Oden.

Ich wollte erst auch meine geringern Kompositionen über Klopstockische Poesien vor den Ohren der unwahren Künstler und ihrer Anhänger bewahren, da mir aber hierinn einige Kunstfreunde, denen ich sie anvertraute untreu geworden, und da mir auch diese Schrift Gelegenheit giebt, sie mit erläuternden Anmerkungen zu begleiten, so will ich zuweilen einige Klopstockische Oden hier abdrucken lassen: und das mir nöthig dünkende darüber sagen.

Wer fähig ist, die göttliche Majestät und hohe Wahrheit in Klopstocks heiligen Oden zu fühlen und zu erkennen, dem wirds bald einleuchten, daß diese nur in den feierlichen geheiligten Tone unsers Choralgesangs gesungen werden können. **Klopstocks Ode ist aber ein höherer Gesang als selbst sein feierlichstes Kirchenlied?** Recht! Wenn ich nun also hier den Ursprung, die wahre Natur des Chorals auseinandersetze, und dann zeige, wodurch sich die Klopstockische Ode von seinem Liede vorzüglich unterscheidet; dann wird sich das von selbst ergeben, was ich über die Komposizion dieser vorstehenden Ode: **die Gestirne**, sagen wollte und sagen mußte, wenn sie die Meisten für das nehmen sollten, was sie ist.

[1]) Die ersten Gesänge der christlichen Kirche waren vermuthlich Volksgesänge: entweder man gab bekannten Volksmelodien geistliche Worte, wie es noch bey verschiedenen abgesonderten christlichen Gemeinen, z. B. bey der Gemeine der mährischen Brüder, zu geschehen pflegt, oder man erfand zu den geistlichen Versen neue Melodien im Volkssinn. Auch dies geschieht noch bey den mährischen Brüdergemeinen. Das Volk das seine Religion und ihren Stifter mit Inbrunst liebte und herzvertraulich an ihm hing, suchte gewiß nicht Feierlichkeit in den Gesängen, sondern dichtete und sang mit dem innigen lebendigen hinreißenden Gefühl, mit dem ihm das Andenken an seinen himmlischen Lehrer und Freund beseelte. Solche Gesänge mußten voll Leben und Flug seyn. Nach einigen Jahrhunderten, da aus der herzlichen, freundlichen Religion ein kalter und geschmückter Gottesdienst wurde, und die lebendigen Gesänge des wahrfühlenden Volkes oft in den Mund eines heiligagirenden Priesters kamen, mußte ihr lebhafter Gang natürlicher Weise anflößig werden. Priester machtens in spätern Jahrhunderten gar zur Kunst diese Gesänge zu verkleiden und immer bunter zu machen: bis in noch spätern Jahrhunderten besseren Päbsten dieses zu anflößig wurde. Nach und nach besserten sie an den Gesängen und endlich wurden sie aufs äußerste simplifizirt. Von Amtswegen heiligen Männern, mußte der lebhafte rytmische Gang, worinn Volksgesänge immer so wahr und lebendig einhertönen, am alleranflößigsten seyn; daher entblößten sie ihn von allem Rythmus und ließen ihn in gleichen Schritten, wie noch in unserm Choralgesang zu erkennen, einhergehen. Solchen Gesängen blieb nun blos die Folge von Tönen, die nur in wenigen Fällen für sich faßlich und bedeutend zugleich ist. Die ganze Faßlichkeit und und Bedeutung bekommt eine Melodie erst durch Zeitmaß und Rythmus. Von diesen entblößt mußten nun also jene Gesänge dem Volk unfaßlich und unbedeutend seyn, es verstummte; und der heiligegekleidete Mann sang allein aus seinem Buche. Er selbst, der sonst vieleicht hundert Lieder voll Leben aus dem Kopfe singen konnte, mußte sich nun Zeichen erfinden den Todtengesang in sein Buch zu festen. So entstanden die ersten unsrer Noten. Die gewiß sehr einfache Tonfolge jener Gesänge mußte sehr bald auf ein Mittel führen, sie faßlicher und deutlicher zu machen. Wen auf einander folgenden Sekunden und Terzen ergiebt sich sehr leicht eine zweite Stimme, die tiefere Oktaven, Quinten und Terzen hinzufügt. Erfindungen von bessern Instrumenten wirkten mit ein, und man lernte bald Terz, Quinte und Oktave — die man ihr noch den natürlichen oder vollkommnen Dreiklang nennt, weil die Natur selbst ihn im tiefen Ton mitklingen läßt — zusammen singen und spielen.

Jene bessere der Harmonie fähigen Instrumente erforderten bald eine genauere Bestimmung der Tonleiter, die bis dahin, wie noch bey allen ungelehrten Völkern geschieht, durch die härtere oder weichere Kehle bestimmt wurde. Wie die Versuche des Ohrs hiezu nicht hinreichten, suchte mans auf anderm Wege und fing an die Töne zu berechnen und so ein Tonsistem festzusetzen. Diese Berechnung, die mit Freuden angenommen wurde, weil sie dem scholastischen Zeitalter so angemessen war, gab bald die halben Töne, die jeden Ton zu einem Grundton einer

eignen

1) Was ich hier der Kürze halber nur erzähle, werd' ich an einem andern Orte weiter ausführen und zu beweisen suchen.

eignen — im Grunde gleichen nur versetzten — Tonleiter fähig machen: und die uns itzt die seltsame Einbildung geben als hätten wir ausser jener uns natürlichen Tonleiter — die man diatonische nennt, weil die, die den Griechen die natürliche war, so hieß — auch eine chromatische und enharmonische Tonleiter, wie sie die Griechen gehabt haben sollen; wenn wir gleich nur bey der Chromatischen zwey, bey der Enharmonischen drey natürliche Tonleiter in einander schieben. [2]) Genug das Tonsystem war berechnet, die zur Harmonie fähigen Instrumente konnten so gestimmt werden, daß sie die Dreiklänge aller Töne, wo nicht ganz rein, doch erträglich gaben. Nun sang man jene sonst einstimmigen Gesänge drey- und vierstimmig, oder der einstimmige Gesang wurde wenigstens von Instrumenten mit Dreiklänge und später auch dessen Versetzungen, den sechsten- und sechsquarten Akkord begleitet. Das machte jene bewegungslosen Gesänge schon viel faßlicher und angenehmer. Es waren dem Ohr- und Gefühl neue Merknahle, die den Mangel der Bewegung einigermassen ersetzten.

Ein Zufall ließ vieleicht zum erstenmal zu dem Dreiklange aufm fünften Ton, (Oberdonimante) der dem Dreiklange übern Grund- und Schlußton vorherging, noch die angenehme kleine Septime hinzunehmen: und der Schluß wurde dadurch so viel nothwendiger, kräftiger und befriedigender, daß man sich ihrer bald allgemein zu den Schlußfällen bediente. Ihr auszeichnender Charakter der angenehmen Erwartung, der ihr in allen Versetzungen blieb, hieß ihr bald eine eigne Behandlung geben. Sie mußte ihrer Natur nach jederzeit einen halben Ton heruntertreten, und die Terze in ihrem Akkorde, die durch sie zum Leitton (Subsemitonium modi, note sensible) für die Oktave des Grund- und Schlußtons wird, jederzeit einen halben Ton hinaufsteigen; hierdurch wird der Schluß zweifach angekündigt. Bald merkte man diesem **septimen Akkord** auch die Zähigkeit der dreifachen Versetzung ab, in dem **sechsquinten, sechsquartterzen und secunden Akkord**; seine Anwendung wurde dadurch manigfaltiger, und der Schlußfall konnte in denselben Graden in denen jede Versetzung des septimen Akkords in ihrer Fortschreitung weniger beruhigend ist, stärker oder schwächer ausgedrückt werden. Man nannte nun diesen septimen Akkord mit seinen Versetzungen ziemlich uneigentlich **dissonirende**, den terzquinten Akkord aber mit seinen Versetzungen **konsonirende Akkorde**. Billig solten die Benennungen den unruhigen Charakter der erstern und den ruhigen der letztern ausdrücken. So würde auch ihre Entstehung und Anwendung dadurch ausgedrückt; und zugleich unterschieden, was in unserm System die Natur gegeben, was die Kunst willkührlich hinzugefügt. Alle übrigen durch Vorhälte und Durchgänge erzeigten Akkorde heissen mit Recht dissonirend.

Ohne diese später hinzugefügten Akkorde konnte man schon allein durch den vermischten Gebrauch des $\frac{5}{3}$ Akkords, des 7men Akkords und ihrer beider Versetzungen den Mangel der Länge und Kürze in der Bewegung ersetzen. Noch mehr: es lag in dem dunkeln Gefühl der Erwartung, so der dissonirende Akkord erregt und in dem beruhigenden Gefühl des konsonirenden, etwas erhabenes und heiliges, das durch keine Länge und Kürze ausgedrückt werden kann. Wir fühlen dies noch täglich in unserm Choralgesang, der aus gleich langen Noten besteht, dessen Schlußfälle aber durch aufgelöste dissonirende Akkorde in konsonirenden ausgedrückt sind. Und der gröste Religionsverächter, den dem es also gewiß nicht in Assoziazion der Ideen und Gefühle bestehen kann, fühlts, daß der vollstimmige Choralgesang etwas erhabenes und heiliges hat, das er durch keine Bewegung ohne jene Harmonie erhalten könnte. **Aber jene Harmonie bereichert und mit ausdrückender Bewegung vereinigt?**

Ich breche hier ab um in diesem Stück nicht zu viel von mir selbst zu geben. Beobachte nun jeder selbst sein Gefühl und denke nach was ich in dem nächstfolgenden Stück über Klopstocks heilige Oden und meine Compositionen dazu, noch zu sagen habe. Die Ode: **die Gestirne** liegt da vor Augen. Ich sage dann künftig auch über die andern beiden Oden, **der Jüngling** und **an Cidli**, die ich hier abdrucken lassen, was ich noch zu sagen habe. **Wohl mir wenn ich damit vielen nichts neues mehr sage!**

2) Vor der Einschiebung der halben Töne, die sich nicht in der Tonleiter c. d. e. f. g. a. h. c. befinden, war man reicher an Tonarten: denn in der Tonleiter von d. kamen die halben und ganzen Töne in anderer Ordnung zu stehen, als in der von c; in der von e anders als in der von c und d u. s. w.; und hieraus entsprang eine eigene Behandlung jeder Tonart. Nur jede Tonart an sich war ärmer als itzt jede ist. Itzt haben wir im Grunde nur eine harte und eine weiche Tonart: dafür hat aber auch wieder jeder Ton seine vollständige harte und weiche Tonleiter. Ob aber nicht jeder Ton seinen ausgezeichneten Charakter? Davon künftig.

Instrumentalmusik.

Im Anfang war alle Instrumentalmusik gewiß nur Nachahmung, eigentlich Wiederholung des Gesanges. Die Griechen hatten wahrscheinlich nie eine andre Instrumentalmusik. In den alten Volkliedern und Volktänzen jeder Nation findet man noch die deutlichsten Spuren gleichen Charakters. Gesang und Tanz waren eins. Der erste Tanz, der nicht von Gesang nur von Instrumenten begleitet wurde, war entweder ein gespieltes Lied, oder die Nachahmung eines Liedes. Und wenn diese Nachahmung wieder und wieder nachgeahmt wurde, auch Instrumente nach und nach erfunden wurden, die nicht jeden Gesang geradezu nachahmen konnten — wie Waldhörner und Trompeten ähnliche Instrumente, — so mußten sich natürlich Gesang und Instrumentalmusik von einander entfernen.

Oft und lange noch waren aber Tänze und Jagdstücke u. dergl. so beschaffen, daß ihnen Worte untergelegt werden konnten, und wie häufig das geschehen sey, zeigen noch hundert und tausend Volklieder. Es giebt Volklieder denen es noch deutlich anzusehn, auf welchem Instrument sie zuerst erfunden, oder ob sie früher zu Tänzen oder Jägerstücken u. dergl. gebraucht worden.

Die Erfindung solcher künstlichen Instrumente, auf denen man durch den bequemen und mannigfaltigen Gebrauch der Finger, mancherley Abwechslungen und Verzierungen und Spiele leichter hervorbringen konnte, als mit der Kehle, führte bald die Instrumentalmusik weiter vom Gesange ab. An die Stelle des Ausdrucks, der Bedeutung trat oft bloße Künsteley: leicht überwundne Schwierigkeiten, die auch nichts sagten, erregten Bewundrung und der gemeine Mensch, vielleicht schon in demselben Grade unwahrer, sperrte dem neuen wunderbär klingenden Hokuspokus gern Maul, Nase und Ohren auf.

Die Einführung der zusammenklingenden Harmonie, von der man vor dem funfzehnten Jahrhundert gar keine Spur findet, führte die Instrumentalmusik auf einen neuen Abweg. Mehrere Töne zugleich hervorzubringen, war ein scheinbar großer Vorzug aller Saiten und Pfeifeninstrumente; und da man bald auf das Ideal der zusammenklingenden Harmonie, auf die Fuge kam, so muste die Ausübung einfacher Gesänge auf Instrumenten bald Kinderspiel und Schülerübung werden. Allein zu jener künstlichen Instrumentalmusik gehörte Anstrengung des Kopfs und saure Uebung, so wohl zum Hervorbringen als zum Empfangen. Da beydes aber nicht vieler Leute Sache ist, auch so wenig Genuß für den unbefangenen Menschen und Kunstfreund daraus entspringt, wurde dieser Weg bald wieder verlassen. Nur der ernstre und fleißigere Deutsche, der hier sein Element fand, ging ihn noch.

Schnelligkeit und Mannigfaltigkeit in der Folge der Töne aufeinander, war der Hand des Uebenden leichter zu erreichen und dem Ohr des Hörenden leichter und angenehmer zu fassen. Vorher hatte man einfachere Gesänge zur Grundlage harmonischer Künsteleyen gemacht, izt verbrämte man sie bis zur äußersten Unkenntlichkeit mit melodischen Schnörkeln und Afanzereyen. Menschen von denen und für die dieser Weg betreten ward, mußten in der verfeinerten bürgerlichen Gesellschaft schon einen großen Theil der alten biedern Tüchtigkeit gegen neue witzige Gewandheit vertauscht haben; und so war's kein Wunder, daß für Einen ernsthaften gründlichen Künstler hundert witzige, schnellfingerige und schnellzüngige Spielleute entstanden. Es ist auch wirklich zum Verwundern, wie weit es die italienischen und vorzüglich die französischen Instrumentalisten in dieser Saitentänzerey gebracht haben. Und da Italiener nicht mehr Römer, und Franzosen nicht mehr Gallier sind, so ist es auch sehr natürlich, daß dieser Abweg in demselben Grad, in dem sich die Nationen immer weiter von ihrem Urcharakter entfernen, auch immer allgemeiner betreten wird.

Bach und Benda, die ihren Instrumenten lieblichen bedeutenden Gesang gegeben, hielten in Deutschland später den fernher eindringenden Strom auf. Leider aber blieben sie ohne Nachfolger, die ihnen ganz glichen; die meisten hatten nur die Form ihres Wesens begriffen, und ahmten hernach nicht wie sie die große edle Natur nach, sondern nur die Manier ihrer Nachahmung. Was Wunder, daß auch diese, bey natürlich erfolgender

der Dürre und harten Mangel an eigner Erfindung und so auch an Belohnung, kein Bedenken trugen und noch tragen, die Manier aufzugeben. [1])

Sobald die Instrumentalmusik für sich allein gieng und auf so mancherley Wegen bereichert wurde, mußte sie ein sehr buntschäckiges und willkührliches Ansehn bekommen. Bessre Künstler dachten darauf ihr Ordnung und Einheit zu geben. Hatten aber zum Unglück nicht Menschenkenntniß und Kunstwahrheit genug: reformirten die Form statt ins innre Wesen zu dringen, suchten den äußern Sinn statt den innern zu befriedigen. Freude und Traurigkeit konnten nur der Inhalt der bessern Instrumentalmusik seyn, und beide mußten bald ihre besondere Vortragsarten erhalten. Anstatt nun in jeder Vortragsart auf die schwereren Nüancirungen dieser Leidenschaften zu denken, und die, trotz ihrer großen Schwierigkeit bey Musik ohne Worte, zu erhalten zu suchen, oder anstatt sich jedesmal mit dem Ausdruck und der Darstellung Einer dieser Leidenschaften zu begnügen, vermischte man sie beide auf eine höchst unschickliche Art, um bey jeder Ausübung beide Vortragarten zu zeigen. So entstanden die höchst unnatürlichen **Sonaten, Symphonien, Konzerte** und andre Stücke unsrer neuern Musik. Wo's erst lustig, denn mit einmahl traurig und straks wieder lustig hergeht. Und so muste bald alles aufs **Produziren** hinauslaufen.

Schon eine weniger feine Betrachtung hätte von dieser höchst unnatürlichen Vermischung der entgegengesezten Leidenschaften abhalten müssen. Es ist physchologisch und physikalisch fast unmöglich, wenigstens höchst selten, daß derselbe Künstler Freude und Traurigkeit gleich gut ausdrücken kann. Charakter, Gefühlart bestimmen meistens uns zu einem von beiden, und die Hand, die zu Geschwindigkeit und kurzen Bewegungen gewöhnt wird, kann schwerlich die Festigkeit, Bestimmtheit und Dauer behalten, die zum edlen Vortrage nothwendig ist, wenn sie auch gleich von Natur zu beiden gleich geschickt wäre. So selten und vielleicht nie dieses aber statt findet, so selten die Grösse des Gefühls und das allumfassende Vermögen einem Menschen wird, jede Leidenschaft gleich glücklich darstellen zu können; so dürfte man dies doch immer als möglich und wahr annehmen und könnte dennoch sehr leicht zeigen, wie die gleich gute Ausübung, in jener so höchst unschicklichen **Vermischung**, wo Weinen und Lachen sich jagen, dennoch unmöglich sey. Und so geht in unsrer jetzigen Instrumentalmusik auch sogar der geringe Zweck verloren, den äussern Sinn auf die angenehmste Art zu befriedigen. Für ein braves Allegro, muß man meistens ein langweiliges kaltes Abagio ertragen, und umgekehrt spannt uns der gute Adagiospieler höchst selten im Allegro zu der lebhaften Empfindung, die dieses erregen soll.

Wir würden daher wahrlich gewinnen, wenn wir jedem unserer Instrumentalstücke nur Einen Charakter gäben, oder den solchen die aus verschiednen Stücken bestehen sollen, die wahre Nüanzirung einer Leidenschaft, oder die nüanzirten Uebergänge von der einen zu der andern, suchten; wenn wir zugleich die armseligen Herz- und Kopf einengenden Regeln von der nächsten Familienverwandschaft der Töne, von der Ausweichung aus Dur in Moll und umgekehrt in einensogenannten rechtgearbeiteten Stücke abschüttelten und der Freude ihren frenen raschen hinreißenden Lauf, der Traurigkeit ihren engern bedächtigern ängstlichen Gang ließen. Nur Bach und Hayden bedürfen alles zu allem um ihre orginelle Laune darzustellen.

Unser Bach und andre nach ihm haben Charakterstücke für Instrumente geliefert; davon künftig.

Ich gebe hier ein Clavierstück, das den Ausdruck der Freude desto lebhafter und ganzer ausdrücken muß, da es selbstenstandner **Ausguß** des hochgespannten freudevollen Geistes ist. Es war der erste schöne Morgen, den ich lang ersehnt auf dem Lande, das mir jezt bleiben sollte, selig verlebte. Meine Freude war in der Stunde Jubel und gränzte in einigen Augenblicken bis ans schmerzhafte. Daß das ganze Stück in der harten oder großen Tonart bleibt und nie in die weiche oder kleine ausweicht und verweilt, hab' ich nicht gesucht, sondern ist aus der Situation in der ichs machte von selbst entsprungen. Aus diesem Stück entsprang nachher obige Bemerkung.

Ich will nebenher noch ein kleines Clavierstück abdrucken lassen, daß ich, ohne drauf zu merken, spielte, da mein kleines nächstes zweyjähriges Mädchen mit ihrem lieben vierjährigen Bruder auf eine höchst naive Art um mich herum scherzte. Die Mutter hört's und hielt's so fest.

Die

1) Ich muß hier nothwendig zwey Männer nennen, die mit biederer Treue in den Fusstapfen Bachs und Bendas wandeln. Fasch und Carl Benda, jener als Komponist und Clavier-spieler, dieser als Violinspieler. Beide bescheiden und zurückhaltend mit ihrer Kunst. Deshalb muß' ich sie namentlich vom großen Schwarm sondern.

Die Freude. *La Gioja.*

Sehr lebhaft. *Allegro di molto.*

ten.
tr.

p
p
cresc.
f

ten.
ten.
cresc.

Rall.

Rainer Scherz.

Lebhaft.
Vivace.

Merkwürdige Stücke
großer Meister verschiedener Zeiten und Völker.

Daß die meisten unsrer Tonkünstler so einseitig sind in ihrem Geschmack, Negelwesen und Urtheil; so ausschliessend loben und tadeln, so blind auf italienische und französische Tonkünstler schelten, und an Künstlern unsrer Nation Dinge so hoch als Nationalvorzug erheben, die sie unmittelbar von jenen haben, und dafür wieder so stockblind den wahren eigentümlichen Vorzug unsrer großen Künstler verkennen; daß unser Publikum auch in Kunstgeschmack und Kunstliebe so ein schwankendes Rohr ist, das von jedem fernen Winde und jeder nahen Wasserüberschwemmung hin und her bewegt wird, daß das parterre noble — denn es hat durchgehends rosenrothe Domine's! — oft sein den mio in guter deutscher Melodie trillert und so Italien für den einzigen Wohnsitz der Kunst hält und mit Verachtung übers gemischte Charakterparterr wegpfeift, das oft wieder sein trauts Schätzerle in schönen italienischen oder italiänischfranzösirten Melodien gurgelt und dabey, seinem Klaviermeister zu folge, Italiener und Franzosen für Heiden und Kunstkätzer verschreit; — kommt vorzüglich daher, daß unsre Künstler und unser Publikum so wenig die Werke fremder und einheimischer Tonkünstler verschiedener Zeiten kennen. Sie kennen und unterscheiden die Komponisten nur nach den Endungen ihrer Namen, und ein reisender deutscher Geck, der in der ersten Hitze des Einkaufs zu Rom oder Neapel irgend einem Schuft von selbstgestempelten Signor Maestro seine Sudeleien fürs Schreibegebühr abkauft, bringt oft bey seiner Rückkehr einer ganzen Stadt einen falschen beschimpfenden Begriff von italienischer Musik bey; und eben der Geck beschimpft wieder mit einem Drangsallied seines Hofmeisters, dessen siebzehntes Hausamt oft der Musikunterricht ist, seine Nation in fremde Länder.

Man sollte denken die Notenstechereien und Druckereien müßten eine eben so wolthätige Bekanntschaft aller Nationen untereinander hervorgebracht haben, wie es die Druckereien für die Wissenschaften zum Theil gethan. Ich werde aber an einem andern Orte darthun, daß sie hierinn bis izt mehr geschadet als genutzt.

Wird dann endlich auch das Publikum nach und nach mit auswärtigen Kunstwerken bekannt, so ist ihm wieder selten ein treuer unpartheyischer und einsichtiger Tonkünstler zur Hand, der ihm das innre Wesen des Dinges und so seinen wahren Werth genauer aufklärte. Kein lächerlicheres Beispiel hiezu, als die Urtheile der meisten Tonkünstler und Kunstfreunde über die französische Operetten die izt so häufig auf deutschen Theatern vorgestellt werden. Beide Theile für und wieder reden die meiste Zeit wieder sich selbst.

Um diesem großen Kunstmangel so viel als ich vermag abzuhelfen, werd' ich künftig vorzüglich merkwürdige Stücke der besten deutschen, italienischen und französischen Komponisten in diesem Werke abdrucken lassen. Damit sie jedem Kunstfreunde anschaulich und faßlich sind, werde ich sie im Klavierauszuge liefern; bey jedem einzeln Stück werd' ich auf seine hervorstechendsten Schönheiten und auf mancherley Eigenthümlichkeiten in Anmerkungen aufmerksam machen: hiebey mich aber alles allgemeinen Urtheils enthalten. Wenn ich dann erst eine Menge solcher Stücke, so viel es sich thun läßt immer von gleichzeitigen deutschen, italienischen und französischen Künstlern neben einander, mit den dazu gehörigen Anmerkungen geliefert habe: dann werde ich mich bemühen, die Kunstcharaktere der großen Künstler, mit denen ich meine Leser bekannt gemacht, auseinander zu setzen und zu bestimmen; und endlich werd' ich allgemeine Vergleichungen jener Künstler und der Nationen wagen. Dieß soll uns die Uebersicht der neuen Musikgeschichte erleichtern und vielleicht den Weg aufklären den deutsche Künstler gehn müssen, wenn sie groß seyn und würken wollen.

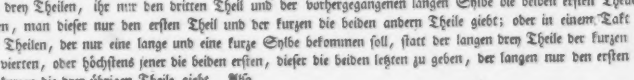
In den künftigen Stücken soll dieser wichtige Artikel den größten Theil des Raums einnehmen; fast tadl' ich mich in diesem Stücke so viel von mir selbst gegeben zu haben, daß ich diesen Artikel abkürzen muß.

Rein-

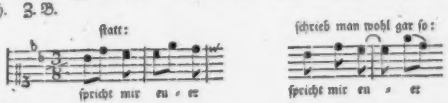
Reinhardt Kaiſer.

1) Ich muß hier bemerken, daß vor hundert Jahren das Allegro bey weitem nicht ſo geſchwind ging, als es itzt zu gehen pflegt.

Reinhard Kaiser (er schrieb sich auch Ricardo Cesare) lebte im letzten Theil des vorigen und im ersten des itzigen Jahrhunderts. Außer vielen Kirchenstücken, Cantaten und andern Sachen hat er über hundert große Opern komponirt, die größtentheils auf dem hamburger Theater aufgeführet worden sind. Diese kleine Arie aus seiner Oper Tomyris hab ich ihrer lieben edlen Einfalt wegen hier abdrucken lassen. Es herrscht eine gar schöne Vereinigung der natürlichsten Deklamation und des leicht fließendsten Gesanges drinnen. Nur die willkührliche Verlängerung der kurzen Sylben mir ihr le in den drey ersten und ich in dem achten, elften und dreizehnten Takt des Gesanges ist gezwungen, macht man die Viertelnoten dieser kurzen Sylben zu Achtelnoten, und dafür die vorhergegangene Achtelnoten der langen Sylben: spricht, haß, al, lieb, zu Viertelnoten, so kann man sich wohl schwerlich einen liebern leichtern Gang der Melodie denken. Die Verlängerung der kurzen Sylbe ins vor dem Schlußwort, hat nichts anstößiges, weil dadurch der Schluß vorbereitet und stärker wird. Auch jene willkührlichen Verlängerungen mögen den damaligen Ohren weniger anstößig gewesen seyn, als sie es uns nothwendig seyn müssen, denn es war damals von Italien aus zur herrschenden und ganz allgemeinen Mode geworden, den kurzen Sylben einen stärkeren Nachdruck zu geben, um die Melodien pikanter zu machen. Die Italiener nennen dieß Tempo rubato (verrücktes Zeitmaaß) weil man nemlich der kurzen Sylbe die zwischen zwey langen steht, statt in einem Takt von drey Theilen, ihr nur den dritten Theil und der vorhergegangenen langen Sylbe die beiden ersten Theile zu geben, man dieser nur den ersten Theil und der kurzen die beiden andern Theile giebt; oder in einem Takt von vier Theilen, der nur eine lange und eine kurze Sylbe bekommen soll, statt der langen drey Theile der kurzen nur den vierten, oder höchstens jener die beiden ersten, dieser die beiden letzten zu geben, der langen nur den ersten und der kurzen die drey übrigen Theile giebt. Also



Oft wurde diese Verrückung des Zeitmaaßes noch weiter getrieben, man verzog die langen und kurzen Sylben durch viele Takte hindurch. Z. B.



Die Werke der größten italienischen und deutschen Komponisten sind voll davon. Erst da es den Sängern und Instrumentalisten so gemein geworden war, daß diese es ohne Vorschrift nach Gefallen anbrachten, erst da hörten nach und nach die Komponisten auf es zu schreiben und überließens den Sängern und Instrumentalisten zu beliebiger Nutz- und Schadanwendung.

Zu Kaisers Zeiten kam es unter den Komponisten erst recht im Gebrauch, und es mochte also ihm und seinen Zuhörern schon so gewöhnlich geworden seyn, daß mans im Gesange nicht mehr verspürte, und vermuthlich war dieses schuld daran, daß Kaiser es durch die gleichmäßige Aufhaltung des Basses noch zu verstärken suchte. Vielleicht wählte er auch hier die Verrückung des Zeitmaaßes nach seinem Gefühl zweckmäßig um den Worten mir, ihr, ich mehr Nachdruck dadurch zu verschaffen, als sie in der eigentlichsten Behandlung kurzer Sylben bekommen hätten.

Was

1) In Pergolesis Stabat mater geben die Anfänge der beiden Arien: Cujus animam gementem und Eia mater fons amoris dieselben Beispiele.

Was giebt nun aber diesem Gesange die liebe edle Einfalt?

Wahrheit in der Akzentuazion der Wo[illegible];
Natürliche und angenehme Folge der T[illegible];
Gleichheit der Rythmen und Ordnung in den Einschnitten;
Einheit der natürlichen Harmonie.

Zuerst ist die Länge und Kürze der Sylben durch Niederschlag, (Thesis ϑ) und Aufschlag (Arsis α) des Takts, und damit ein Theil dessen was man grammatikalischen Akzent nennt, genau beobachtet. Man muß hiezu voraussetzen: daß das Stück eigentlich im $\frac{6}{8}$ Takt geht, nur zu Ersparung der vielen Taktstriche in $\frac{3}{4}$ geschrieben worden. Das thaten die alten Komponisten in allen Taktarten sehr häufig. Dieß vorausgesetzt hat jede lange Sylbe den vollen Niederschlag, jede kurze den Aufschlag.

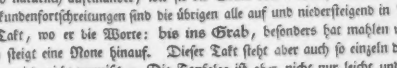
Dann ist die Bedeutung der Worte und damit der oratorische oder leidenschaftliche Akzent durch Steigen und Fallen, Höhe und Tiefe der Töne vollkommen ausgedrückt.

Um nicht die ganze Melodie hier wieder herzuschreiben, will ich das Steigen und Fallen der Töne durch ihre Verhältnisse in Zahlen ausdrücken: man suche die Sekunden, Terzen, Quarten und Quinten Fortschreitungen die hier mit 2. 3. 4. 5. u. s. f. ausgedrückt sind in der vorstehenden Melodie auf.

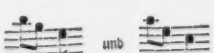
1. 2. 5 1. 3. 2. 3 4. 1.
Spricht mir einer Haß ihr Schönen
6 5. 4 5. 2. 1 4. 3. 2.
Alle Lieb und Treu gleich ab,
4. 5. 6 4. 2. 5. 3 2. 1.
Lieb ich treu doch bis ins Grab.
6. 5. 3. 2. 4 3 2. 1.
Lieb ich treu doch bis ins Grab.

Kann man die Worte wohl besser deklamiren? Und wie zweckmäßig und verstärkend die Wiederholung der Worte: Lieb ich treu doch: sie waren zum erstenmal gut ausgedrückt: aber wie viel stärker sind sies nicht noch bey der Wiederholung? und dieser stärkere Ausdruck der Wiederholung, wie wieder erhöht durch das widerhohlende Zwischenspiel der Instrumente, und die nochmalige Wiederholung derselben Stelle mit der Stimme!

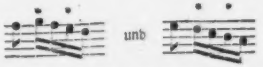
Ferner: Die natürliche öftere Folge von vier auch wohl acht Töne nebeneinander; als:



Alle diese Töne folgen so natürlich aufeinander, wie sie die Skala von b Dur, woraus das Stück geht, natürlich giebt. Außer diesen Sekundenfortschreitungen sind die übrigen alle auf und niedersteigend in Terzen und reinen Quarten, außer dem einen Takt, wo er die Worte: bis ins Grab, besonders hat mahlen wollen, da fällt er eine Septime hinnunter und steigt eine None hinauf. Dieser Takt steht aber auch so einzeln da, daß man ihn füglich weglassen kann, und er wird nicht vermißt. Die Tonfolge ist aber nicht nur leicht und natürlich, sie ist auch durch die sanfte Mischung kleiner und größerer Intervalle (Tonschritte) durch die sanfte Mischung langsamer und lebhafterer Bewegungen u. s. w. angenehm. Dies ists, was man den musikalischen Akzent oder die Melodie im eigentlichsten Verstande nennt. Noch haben jene natürlichfortschreitenden Terzen und Quarten das Merkwürdige und Zweckmäßige, daß sie die Töne ihres Grundakkords hören lassen, und zwar meistens ohne Vermischung mit durchgehenden Noten, als:



Beides die vollen Akkorde von c und f in nacheinander folgenden Tönen. Einige Male sind sie aber auch mit durchgehenden Noten gemischt, als:



Die mit einem * bezeichneten Noten sind die durchgehenden Noten, weil die ersten beiden nicht in den Terzquintenakkord von gehören, die andern nicht in den Terzquintenakkord von f . Da die durchgehenden Noten aber alle aus der natürlichen Skala von b genommen und immer die zunächstliegenden Töne sind, so machen sie den Gesang nicht unfaßlich.

Ferner: **die Gleichheit der Rythmen**; alle Rythmen dieses Gesanges bestehen aus zwey oder vier Takte; (vorausgesetzt, daß man es als im $\frac{3}{4}$ Takt betrachtet.) Die ersten beiden $\frac{3}{4}$ Takte machen einen Rythmus von zwey Takten, die folgenden zwey Takte wieder einen gleichen, und dann die folgenden vier Takte einen Rythmus von vier Takten u. s. f. Dadurch, daß hier mehr Einschnitte in der Musik sind als in den Worten, wäre eigentlich wieder den andern Theil des grammatikalischen Akzents, der in der Musik gleiche Einschnitte mit den Versen fordert, gesündigt, wenn nicht die Ruhe in der Harmonie (sie bleibt stets in b) und die melodischen Wiederholungen derselben Melodie jenen Einschnitten die Kraft benähmen. Sie dienen also nur zur Faßlichkeit und Einheit der Melodie. Ferner ist sich der rythmische Gang der einzelnen Takte gleich; und dann die Ordnung in den Einschnitten; nur nach vollendetem Vordersatz ist ein großer Einschnitt, und zwar in der Quinte des Stücks (Dominante) die geringe Ruhe giebt, und nur ganz am Ende ist die volle Ruhe des Akkords auf dem Ton des Stücks (Tonica). Bey Zählung der Takte zur Bestimmung der zusammengesetzten Rythmen muß man sich nicht durch die Wiederholungen der Instrumente irre machen lassen, die ganze Wiederholung eines Takts oder mehreren, Note für Note, macht den Rythmus nicht länger, das Gefühl ruht gleichsam bey der Wiederholung. Doch auch selbst unter den Wiederholungen dieses Stücks ist eine solche Gleichheit und Ordnung die den ruhigen sanften Gang des Ganzen befördert.

Endlich, **Einheit der natürlichen Harmonie.** Das ganze Stück besteht aus konsonirenden Akkorden, aus den $\frac{6}{4}$ Akkord und seiner ersten Versetzung dem 6 Akkord. Hierüber hab ich mich im vorigen Kapitel schon näher erklärt. Hier will ich nur auf die zweckmäßige Anwendung dieser höchst einfachen Harmonie aufmerksam machen.

Die Arie hat noch einen zweiten Theil, der aber so ganz konvenzionäl ist, daß es nicht der Mühe werth war ihn abzudrucken. Die elenden Worte sind wohl vorzüglich schuld daran. Noch muß ich erwähnen, daß die Instrumentalbegleitung höchst einfach ist, nur da wo ichs durch kleine Noten angezeigt habe, treten die Instrumente ein.

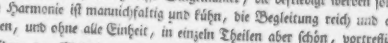
Von all dem hier gesagten mag sich nun **Kaiser** bey seiner Arbeit wohl das Wenigste deutlich gedacht haben. — Wir werden ihn überhaupt künftig mehr als einen Mann von schönem Kunsttalent, wie als einen Kunstgerechten Tonsetzer kennen lernen — Sein feineres richtigers Gefühl umfaßte aber so ganz die auszudrückende Empfindung, und nun konnte sich nicht leicht etwas fremdes in die Darstellung drängen. Auch zergliedere ich hier nicht um Lehren und Regeln zu geben, wie mans anfangen soll, um so was hervorzubringen — Fliegen mit wächsernen Flügeln? — Nur aufmerksamer will ich machen, auf daß das schwächere unberichtigte Gefühl richtiger empfange, was das feine richtige Gefühl dargestellt hat, und so selbst berichtiget werde. Ueberall wird dieß mein Zweck seyn.

Leonardo Leo.

Non so con dol-ce mo-to. Il
cor mi tre-ma in-pet-to, il cor mi tre-ma in-pet-to. Sen-to un af-fet-to l-
gno-to chein-te ne-rir mi fa
Cemb.
por. f
chein-te-ne-rir mi fa, chein-te-ne-
rir mi fa chein-te-ne-rir mi fa. a mezza voce.
f
f

Leonhardo Leo, lebte als Komponist zu Anfange dieses Jahrhunderts; mit Kaiser also gleichzeitig. Welche Verschiedenheit aber in Sinn und Geist! In jenem nur Wahrheit und Anmuth, in diesem Schönheit und Stärke oft auf Kosten der Wahrheit. Doch ich will hier noch nicht vergleichen, will nur über das vor uns liegende Largo meine Meinung sagen. Im Ganzen herrsche eine gewisse Manier die auf Adel abzweckt. Der Gang der Melodie ist groß und kühn, zeigt auch eine gewisse Singemanier, die befriedigt werden sollte: der Rythmus ist vermischt und verwebt; die Harmonie ist mannichfaltig und kühn, die Begleitung reich und ergötzend. Der Ausdruck des Ganzen ist übertrieben, und ohne alle Einheit, in einzeln Theilen aber schön, vortreflich.

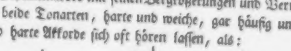
Wodurch der Gang der Melodie groß und kühn ist? Durch ihre weiteren, schnelleren und schwereren Schritte. In der ganzen Arie ist keine Folge von drey nebeneinander liegenden Tönen, wie sie die Skala von f gibt; fast immer Quarten- Quinten- Oktavenfortschreitungen, fast mit jeder Note eine neue Fortschreitung, und die nebeneinander liegenden Töne schreiten fast immer in schweren übermäßigen Tönen fort, wie:



Die Singemanier zeigt sich besonders in Fortschreitungen durch Akordtöne ohne Ausfüllung mit durchgehenden Noten, und in den langen Dehnungen der wohllautenden, obschon hier unbedeutenden Sylbe fa.

Vermischt ist der Rythmus dadurch daß Rythmen von drey und zwey und vier Takte abwechseln: wie gleich im Anfang; verwebt, weil mehrere Rythmen, z. B. bey der Dehnung fa, so in einander geflochten sind, daß der Schluß des vorhergegangenen Rythmus zugleich der Anfang des folgenden ist, wie in dem funfzehnten und sechzehnten Takt des Gesanges, u. a. m.; klar ist er aber auch bey diesen Verwebungen, weil der langsame und ordentliche Gang der Harmonie durch Auflösungen den Eintritt jedes Takts genau bestimmt.

Die Harmonie ist mannigfaltig, weil nicht bloß, wie im Kaiser, der Terzquintenakord mit seinen Versetzungen, sondern auch der Septimenakord mit seinen Vergrößerungen und Verminderungen und seinen Versetzungen häufig vorkömmt, und weil beide Tonarten, harte und weiche, gar häufig untereinander gemischt sind; kühn ist sie, weil ausserordentliche und harte Akkorde sich oft hören lassen, als:



und weil die Ausweichungen ungewöhnlich und schnell sind; als im elften und zwölften, fünf und sechs und dreißigsten, im neun und vierzigsten und funfzigsten Takt des Gesanges, und endlich, weil der Gesang meistens in Tönen verweilt und auch schließt, die von dem Ton des Stücks entfernt sind. Wie im ersten Theil in c mol im zweiten in f mol, wo er erst in den letzten drey Takten schnell und hart in f dur übergeht.

Daß die Instrumentalbegleitung reich und ergötzend ist, wird wol jeder gleich sehen und hören.

Uebertrieben ist der Ausdruck des Ganzen, weil hier die Rede ist von einer süssen Bewegung des Herzens (dolce moto) von einer verborgnen Leidenschaft (affetto ignoto) von Rührung, Erweichung des Herzens (intenerir mi fa); dabey aber Melodie und Harmonie, vorzüglich über die Worte: che in tenerir mi fa, Aufruhr des Herzens, gewaltige Leidenschaft und tiefe Trauer der Seele ausdrücken. Ohne Einheit ist das Ganze, weil, obgleich die Worte von Anfang bis zu Ende Eine Empfindung ausdrücken, dennoch Gesang und Begleitung erst lieblich und groß heiter einhergehen, und dann mit einem Mahl durch das intenerir so gewaltig verschlagen werden. Daß der Ausdruck aber in einzelnen Theilen schön und vortreflich ist, darf ich wohl nicht lange zeigen. Nur gleich im Anfang das Stillschweigen der Stimmen nach: non so und nun die sanfte Bewegung der Instrumente, die vor dem con dolce moto vorhergeht und es begleitet. Gleich der erste Ausdruck des che in tenerir mi fa, an und vor sich, wenn er, z. B. die gewaltig hervorbrechende Thräne des ständhaften Vaters beim Leiden seines unschuldigen Kindes ausdrückte, wie vortreflich! und wie groß, wie unwiderstehlich bey der ersten Wiederholung dieser Worte, wo die Instrumente vorher durch so enge und so weite Intervalle im gewaltigen Unisono heruntersteigen und die Stimme sich zur äußersten Höhe schwingt, und die Instrumente nachahmt, wie groß! wie unwiderstehlich!

Händel.

Arioso Largo.

(Violons. Solo.)

(Violino. Solo.)
Wol - - - luſt wieg ihn ein in ſü - ſe Wol - luſt!
Plea - - - ſures ſoon he ſooth'd the ſoul - to Plea - ſures,
wieg ihn
Soon he
ein in ſü - ſe Wolluſt tö - ne ſanft du ly - diſch Braut-lied wieg ihn ein
ſooth'd the Soul - to Pleaſures ſoft-ly Sweet in Ly - dian meaſu-res ſoon he ſooth'd
- in ſü - ſe Wol - luſt tö - ne
- the ſoul to Plea - ſures ſoft-ly
ſanft du ly-diſch Braut-lied wieg ihn ein in ſü - ſe Wolluſt wieg ihn ein,
ſweet in ly-dian mea ſures ſoon he ſooth'd the ſoul to Pleaſures ſoon he ſooth'd
in ſü - ſe Wol
the ſoul to Plea-
Adagio.
luſt,
ſures,
tö - ne ſanft du lydiſch Braut-lied wieg ihn ein
ſoftly ſweet in lydian meaſures ſoon the ſooth'd
- in ſü - ſe Wol
the ſoul to Plea-

Händel (Georg Friedrich den 23 Februar 1685 in Halle geboren) war Zeit- und Kunſtgenoſſe Kaiſers und Leos. Das vorſtehende Arioſo geb' ich hier als Muſter der höchſten Wahrheit und Schönheit des muſikaliſchen Ausdrucks: das iſts durch

ächte Deklamazion,
leicht-ſchönfließenden edlen Geſang,
Reinheit und ſanfte Führung der Harmonie,
Wahrheit der Bewegung und Begleitung,
und — Einheit aller Theile.

Die Deklamazion iſt in jeder Silbe ſo wahr, daß ſie ohnmöglich überhört werden kann, jede Sylbe, jeden Ton müßt' ich hier mit Worten bezeichnen um ſie zu zergliedern, und das bedarfs doch wohl nicht? Aber das herliche ſeelhebende Steigen bey dem Worte Pleaſures (Wolluſt) wo die Stimme zehn Töne höher ſteigt ohne doch unnatürlich zu werden, das kann ich nicht übergehen. Es iſt ein Meiſterzug der wohl ſchon mehr als einen deutſchen Komponiſten zu unnatürlichen Springen der Stimme verleitet hat, um ſtark zu Deklamiren und ſie deklamirten darob falſch und unnatürlich. Das natürliche dieſes Sprunges, ohnbeſchadet ſeiner Stärke, beſteht hier darinn, daß der weiſe Komponiſt den vorhergehenden Geſang um eine Oktave ſanft hinab führt, um ſich dann erheben zu können, und ſo iſt der Ton, der zehn Töne höher iſt, als ſein vorhergehender, doch nicht der höchſte im Geſange. Gleich im erſten Takt (zwen Takte vorher) war derſelbe Ton ſchon auf dem Wort Sweet (ſanft.)

Das leicht und ſchönfließende des Geſanges wird jeder, nach dem was wir beym Kaiſer bemerkt haben, in den natürlichen und angenehmen Fortſchreitungen der Töne und ihres ſanften rythmiſchen Ganges leicht erkennen und fühlen, das edle des Geſanges liegt wohl vorzüglich in den öftern Erhebungen der Stimme, in den kleinen bedeutenden Dehnungen des Hauptworts (Pleaſures), in der edlen Führung der ſanftverwebten Harmonie und nicht wenig auch darinnen, daß ſich die Stimme am meiſten in den mittern und tiefen Tönen der Diſtanzſtimme verweilt.

Die Reinheit der Harmonie wird der Kunſtkenner leicht drinnen erkennen, der gebildete Kunſtfreund leicht vernehmen; eben ſo ihre ſanfte Führung die vorzüglich in den angenehmen Nachahmungen und Bindungen des begleitenden Violongels liegt, das hier mit kleinen Noten angedeutet iſt. Und wer von der ſanftwallenden Bewegung dieſer herrlichen Arie nicht leicht eingeſchmeichelt eingewiegt wird in ſüße Wolluſt, von der zweckmäßigen alleinigen Begleitung des Violongels nicht in dieſer Wolluſt ungeſtört fortgetragen wird und ſo im Ganzen hindurch nur Einen ſüßen wollüſtigen Hauch durchwehen fühlt — dem wär' auch wohl alles weitere Erklären unnütz.

Lulli.

Lulli (Jean Batiſte) lebte in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts: ſeine Opern werden noch in Paris vorgeſtellt. Nur **Gluck** konnte ihn bey den Franzoſen zu verdrängen anfangen.

Dieſe duettmäßige Stelle aus ſeiner **Alceſte**, die mit Rezitativen unterbrochen oft wiederholt wird, geb ich hier ihres wahren Ausdrucks wegen. Es iſt aber Wahrheit ohne Schönheit [1]). Wahr iſt mir aber der Ausdruck im höchſten Grad, bis auf die eine Ausweichung und den Schluß in b dur im achten Takt: die mehr den Ausdruck des Troſts und der Beruhigung als des Schmerzes geben. Der Ausdruck des Schmerzes liegt hier vorzüglich in dem längeren Verweilen in der weichen Tonart, in dem ſteten Herabſinken der Stimme, in den öfteren Unterbrechungen, und in dem langſamen pathetiſchen Gange des Baſſes.

1) Wahrheit und Schönheit des Ausdrucks werden wir künftig in der Gluckſchen Alceſte mehr vereint finden.

Fingerzeige
für den denkenden und forschenden deutschen Tonkünstler.

1.

Der Ton hängt im Deutschen überhaupt von der größern oder geringern Bestimmtheit der Silben ab. Je mehr sie ihrer Bedeutung nach bestimmt sind, oder je mehr sie zur Bestimmung der ganzen Vorstellung und ihres Ausdruckes beitragen, desto merklicher ist auch ihr Ton. [1]) Daher haben die größern und genau bestimmten Redetheile allemal den vollständigsten und merklichsten Ton, die Artikel, persönlichen Fürwörter und Partikeln aber, wenn sie bloß zur nähern Bestimmung eines andern Wortes dienen, haben für sich allein keinen merklichen Ton, sondern überlassen denselben dem Worte, welches sie bestimmen: er sagt, der Mann, ein Haus, sehr schön.

Adelungs deutsche Sprachlehre, S. 73.

1) Junger deutscher Künstler, der du oft aus wahrem innern Drang Worte die dich begeisterten mit lebendigen Tönen neu beseelest und dich oft wunderest, wie diese wahre Gesänge immer so ganz anders sprachen, so weit entfernt von den wollüstigen, üppigen nur kützelnden, auf alle Sprachen passende Melodien neuerer Italiener, danke jene Wahrheit deiner lieben wahrhaften Muttersprache, und spüre eifriger und liebevoller ihren Pfaden nach.

2.

Die Noten in der Musik haben als Zeichen einen merklichen Grad der Vollkommenheit, weil sie mit einemmale die Höhe des Tons und seine Dauer, und vermittelst einiger darüber gesetzte Zahlen, eine Harmonie oder Consonanz mehrerer Töne vorstellen. Der einige Mangel dabey ist, daß sie die Criteria der Harmonie nicht angeben, weil Dissonanzen, falsche Gänge und Sprünge, eben so wie die wahren, gezeichnet werden können. [2]) Man ist daher dabey genöthigt, nach den Regeln der Composizion das Gute und Harmonische zu wählen. Die Noten selbst geben es nicht an.

Lamberts Organon, 2ter Theil, S. 17.

2) Unser scharfsichtigster spekulativer Theoretiker, Kirnberger, hat hierauf schon in Sulzers Theorie der schönen Künste im Artikel: Bezifferung, aufmerksam gemacht und einiges zu weiterer Ausführung angegeben. Lerne er doch selbst mit seinem ihm eigenen Scharfsinn diesen wichtigen Gegenstand ganz behandlen wollte! In dem dritten Stück des Göttingischen Magazins steht eine Abhandlung in der ein Theil jenes Vorschlags weiter ausgeführt wird, aber nicht zur Befriedigung des Künstlers.

3.

Man hat durch den falschen Grundsatz, daß die schönen Künste zum Zeitvertreib und zur Belustigung dienen, ihren Werth erstaunlich erniedrigt, und aus den Musen, die Nachbarinnen des Olympus sind, irdische Dirnen und witzige Buhlerinnen gemacht. Durch diesen unglücklichen Einfall sind die festen Grundsätze, wornach der Künstler arbeiten sollte, zernichtet, und seine Schritte unsicher worden. Wir müssen es diesen verkehrten Begriffen zuschreiben, daß die schönen Künste bey vielen rechtschaffnen Männern in Verachtung gekommen sind; daß die Politick sie ihrer Vorsorge kaum würdig achtet, und sie dem Zufall überläßt: daß sie bey unsern gottesdienstlichen Festen und bey unsern politischen Feierlichkeiten so gar unbedeutend sind. Man hat dadurch dem Künstler den Weg zum wahren Verdienst gleichsam verrennt, und gemacht, daß er sich vor den barbarischen Künstlern halb wilder Völker schämen muß, die durch ihre unharmonische Musik, durch ihre unförmlichen Tänze und durch ihre ganz rohe Poesie mehr ausrichten, als unsre feinsten Virtuosen. Jene entflammen die Herzen ihrer Mitbürger mit patriotischem Feuer, da diese kaum eine vorübergehende Belustigung der Phantasie zu bewirken vermögend sind.

Es

Es muß jeden rechtschaffnen Philosophen schmerzen, wenn er sieht, wie die göttliche Kraft des von Geschmack geleiteten Genies so gar übel angewendet wird. Man kann nicht ohne Verdrüßniß sehen, was die Künste würklich sind, wenn man erkennt hat, was sie seyn könnten. Man muß unwillig werden, wenn man siehet, daß Leute, die mit den Musen nur Unzucht treiben, einen Anspruch auf unsre Hochachtung machen dürfen. Wie langeweilig, wie verdrießlich und wie abgeschmackt bisweilen unsre öffentliche Feierlichkeiten und Feste, und wie so gar schwach unsre Schauspiele seyen, empfindet jeder Mensch von einigem Gefühl. Und doch könnte man durch dergleichen Veranstaltungen aus dem Menschen machen, was man wollte. Es ist in der Welt nichts, das die Gemüther sogar bis auf den innersten Grund öfnet, und jedem Eindruck so ausnehmende Kraft giebt, als öffentliche Feierlichkeiten, und solche Veranstaltungen, wo ein ganzes Volk zusammen kommt. Und doch — wie brauchen die Künstler diese Gelegenheiten die Gemüther der Menschen, derer sie da vollkommen Meister seyn können, zum Guten zu lenken? Wo lebt der Dichter, der bey einer solchen Gelegenheit ein ganzes Volk mit Eifer für die Rechte der Menschlichkeit angeflammt, oder mit Haß gegen öffentliche Verbrechen erfüllt, oder ungerechte und boshafte Seelen mit Schaam und Schrecken geschlagen hat?

Es ist nur ein Mittel den durch Wissenschaften unterrichteten Menschen, auf die Höhe zu heben, die er zu ersteigen würklich im Stand ist. Dieses Mittel liegt in der Vervollkommung und der wahren Anwendung der schönen Künste. Noch ist die höchste Stufe in dem Tempel des Ruhms und Verdienstes unbetreten; die Stufe, auf welcher einmal der Regent stehen wird, der, aus göttlicher Begierde die Menschen glücklich zu sehen, mit gleichem Eifer und mit gleicher Weisheit die beiden großen Mittel zur Beförderung der Glückseligkeit, die Cultur des Verstandes und die sittliche Bildung der Gemüther, jene durch die Wissenschaften, diese durch die schönen Künste, zum vollkommnen Gebrauch wird gebracht haben.

S. Vorrede von Sulzers Theorie der schönen Künste.

Wohl der Tonkunst, die so ganz vorzüglich zu ihrer Vervollkommung und höchsten Würkung den Schutz der Mächtigen bedarf, und wohl dem Staate, wenn Einer der Mächtigen der Erde diese Stelle liest und ganz beherzigt!

4.

Die wahre Ursache, warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesinger wieder versunken, oder so lange in der Kultur seiner Sprache und der schönen Wissenschaften überhaupt zurückgeblieben ist, scheinet mir hauptsächlich darinn zu liegen, daß wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsre einheimischen Früchte verachteten und lieber Italienische oder Französische von mittelmäßiger Güte ziehen, als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten; ohne zu bedenken, daß wir auf diese Weise nichts hervorbringen könten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde.

Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerley schöne Krüppel, die wir mit Strohmatten wider den Frost bedecken, mit Mauren an die Sonne zwingen, oder mit kostbaren Treibhäusern beim Leben erhalten mußten. Und einige unter uns waren thöricht genug zu glauben, daß wir diese unsere halbreifen Früchte den Fremden, bey denen sie ursprünglich zu Hause sind, als Seltenheiten zuschicken könnten; sie waren stolz genug zu denken, daß die Italiener mit uns in unsern in feuchter Luft gebaueten Grotten schaudern würden; sie die Geßners Schäferhütte allen unsern Kostbarkeiten von dieser Art vorziehen.

Schön und groß aber können unsre Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Göthe, Bürger und andre neuern geleget haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche sie zu bauen versucht, gefehlt, und das gewählte nicht zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben. Aber ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Produkte, und dieser verdient den dankbarsten Beifall der Nation, so wie er ihn auch würklich erhielt, ehe diese in ihrem herzlichen Genusse von den alten verwöhnten Liebhabern der auswär-

tigen Schönheiten gestöret, und durch den Ton der Herren und Damen, die eine Pariser Pastete dem besten Stücke Rindfleisch vorziehen, stutzig gemacht wurden.

* * *

Der Weg welchen die Italiener und Franzosen erwählt haben, ist dieser, daß sie zu sehr der Schönheit geopfert, sich davon hohe Ideale gemacht, und nun alles verworfen haben, was sich nicht sogleich dazu schicken wollte, hierüber ist den ihnen die dichterische Natur verarmt, und die Mannigfaltigkeit verloren gegangen. Der Deutsche hingegen hat, wie der Engländer, die Mannigfaltigkeit der höchsten Schönheit vorgezogen und lieber ein plattes Gesicht mit unter als lauter Habichtsnasen mahlen wollen.

Man sieht die Verschiedenheit der Wege, worauf diese Nationen zum Tempel des Geschmacks gegangen sind, nicht deutlicher, als wenn man den **Tod Cäsars**, so wie ihn **Shakespear** und **Voltaire** uns gegeben haben, neben einander stellet; **Voltaire** sagt es ausdrücklich, und man sieht es auch leicht, daß er ihn durchaus dem Engländer abgeborget, und nur dasjenige weggelassen habe, was sich mit den Regeln eines guten Trauerspiels und der französischen Bühne nicht vereinigen ließe. Hier sieht man denn **Shakespear** ein aufgebrachtes Volk, bey dem alle Muskeln in Bewegung sind, dem die Lippen zittern, die Backen schwellen, die Augen funkeln und die Lungen schäumen; ein bitters, böses, wildes und wüthendes Volk, und einen hämischen Kerl mit unter, welcher dem armen Cinna, der ihm zuruft, er sey nicht Cinna der Mörder Cäsars, sondern Cinna der Dichter, seiner elenden Verse halber das Herz aus dem Leibe reissen will — und diese Löwen, Tyger und Affen führt Antonius mit der Macht seiner Beredsamkeit gerade gegen die Mörder Cäsars, zu deren Unterstützung sie sich versammlet hatten. Was thut nun **Voltaire**? Er nimmt alle diese starken Züge aus, und giebt uns ein glattes, schönes, glänzendes Bild, was in dieser Kunst nicht seines gleichen hat, aber nun gerade von allem dem nichts ist, was es seyn sollte.

Wollen Sie die Sache noch deutlicher haben: so vergleichen Sie einen englischen und französischen Garten. In jenem finden Sie eben wie in **Shakespears** Stücken Tempel, Grotten, Klausen, Dickigte, Riesensteine, Grabhügel, Ruinen, Felsenhöhlen, Wälder, Wiesen, Weiden, Dorfschaften und unendliche Mannigfaltigkeiten, wie in Gottes Schöpfung durcheinander vermischt, in diesem hingegen schöne gerade Gänge, geschorne Hecken, herrliche schöne Obstbäume paarweise geordnet oder künstlich gebogen, Blumenbete wie Blumen gestaltet, Lusthäuser im feinsten Geschmack — und das alles so regelmäßig geordnet, daß man beym Auf- und Niedergehen sogleich alle Eintheilungen mit wenigen Linien abzeichnen kann, und mit jedem Schritte auf die Einheit stößt, welche diese wenigen Schönheiten zu einem Ganzen vereiniget. Der englische Gärtner will lieber zur Wildniß übergehn als mit dem Franzosen in Bereaux und Charmillen eingeschlossen seyn. Fast eben so verhalten sich die Italiener und Deutschen, außer daß jene sich in ihrer Art den Franzosen und diese den Engländern, ihren alten Brüdern, nähern und mehr Ordnung in die Sachen bringen.

Welcher von diesen beiden Wegen sollte nun aber wohl der beste seyn, der Weg zur Einförmigkeit und Armuth in der Kunst, welchen uns der Konventionswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton zeigen, oder der Weg zur Mannigfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröfnet? Ich denke immer der letztere, ob er gleich zur Verwilderung führen kann. Denn es bleibt doch wohl eine unstreitige Wahrheit, daß tausend Mannigfaltigkeiten zur Einheit gestimmt, mehr Würkung thun als eine Einheit worinn nur fünfe versammlet sind; und daß ein zweychöriges **Heilig** ꝛc. von **Bach** etwas ganz anders sey, als die schönste Arie, diese mag noch so lieblich klingen.

Justus **Möser.**

Diese höchst wahre Stellen aus der vortreflichen Schrift über die deutsche Sprache und Litteratur, trift auch unsre Tonkunst ganz. Man darf nur oben statt **Klopstock Göthe Bürger, Händel Bach** und **Hiller** setzen, weiter unten statt **Shakespear Voltaire** und statt **Tod Cäsars, Gluck Lully** und **Alceste**, oder auch **Georg Benda Schwanenberg** und **Romeo** und **Julie**; und man wird, den Punkt des französischen Diebstals abgerechnet, die Vergleichungspunkte leicht finden.

Gern liest ich **Mösers** ganze Schrift hier abdrucken, wenns der Raum nur gestattete: ich rathe aber jedem deutschen Künstler, sie mehr als einmal zu lesen.

Kunst-

Kunstanekdoten.

1.

Piccini, der durch seine ausserordentliche Neigung und Fähigkeit zur Tonkunst den Willen seines Vaters überwand, nach welchem er ein Geistlicher werden sollte, wurde in seinem vierzehnten Jahr ins Konservatorium de Sanct' Onofrio gegeben, das der berühmte Leo damals dirigirte. Man übergab ihn einem Unterlehrer, dessen blinde Gewohnheitsmethode er nicht lange ertragen konnte. Bald zog er sich durch seine Einwendungen eine unangenehme Begegnung zu. Gekränkt durch solche Ungerechtigkeiten beschloß er allein nach seinem eignen Sinne zu arbeiten. Ohne Regeln, ohne andre Führer als sein Genie schrieb er nun Psalmen, Oratorien, Opern-Arien; er hatte bald die Bewundrung oder den Neid aller seiner Mitschüler. Er wagte es endlich eine ganze Messe zu komponiren. Einer der Lehrer des Konservatoriums sah sie; ließ sie probiren; hielts für Pflicht dem Leo davon zu sagen. Einige Tage darauf ließ dieser den Piccini zu sich zu rufen. Der junge Mann voll Ehrfurcht für ihn, die gewissermaßen der Instinkt des Genies ist, erschrack mächtig und ging zitternd zu seinem Meister. „Du hast eine Messe „gemacht?" (sagte Leo kalt und fast streng) — Ja ——— „Zeig mir die Partitur." —— o! — „Zeig „sie mir, sag ich!" Piccini wollte versinken, aber er mußte folgen; und brachte sie. Leo durchblätterte sie, sah ihre ganze Einrichtung, lächelte und zog die Glocke, durch die gewöhnlich die Proben angezeigt wurden. Halb todt bat der junge Künstler vergebens ihn solchem Schimpf nicht auszusetzen. Sänger und Spieler kamen: die Stimmen wurden ausgelegt, und man erwartete daß Leo den Takt schlagen würde. Aber er wand sich ernsthaft zu Piccini und überreichte ihm den Taktstock, dessen man sich in Italien und Frankreich bedienet. Neue Bestürzung, neues Flehen des jungen Künstlers, der in dem Augenblick nie möchte komponirt haben. Endlich rafft er sich zusammen, und schlägt mit zitternder Hand die ersten Takte. Aber bald hingezogen, erhitzt durch die Harmonie, vergißt er Leo und die große Versammlung, lebt ganz in seinem Werke, und führt es mit einem Feuer, einer Handlung und Genauigkeit an, die alle Zuhörer in Erstaunen setzt, und ihm allseitiges Lob erwirbt. Leo allein bleibt still; endlich sagt er zu ihm: „Ich verzeih's dir diesmal; geschiehts aber wieder, so züchtige ich dich dafür, daß du dein ganzes Leben dran denken sollst. Was? Du hast von der Natur ein so schönes Talent erhalten, und das willst du verhunzen? Anstatt die Kunst zu studieren, überläßt du dich deiner wilden Einbildungskraft und glaubst noch gar ein Meisterstück dargestellt zu haben!" Gekränkt durch solche Vorwürfe erzählt der Knabe wie ihm die Unwissenheit seines Lehrers das Studium verekelt habe. Leo erheitert sich darob, umarmt ihn, liebkost ihn, und heißt ihn alle Morgen zum Unterricht zu sich kommen.

2.

Man sahe einen Tonkünstler, der als ein sehr böser harter Mensch verrufen war, jedem Bettler der ihm ansprach Almosen geben, ja manchem gab er wohl drey vier Mahl auf einer Stelle; jeder staunte darob und keiner konnt' es erklären. Einst aber befrug ihn einer darum: da sagt' er: ich fühle jede heulende Bettlerbitte wie eine Dissonanz, die ihre nothwendige Auflösung fordert: diese Auflösung giebt mir nun der Dankton fürs Almosen. Daß ich aber manchem drey vier Mahl hintereinander gebe, geschieht aus Liebe zu den Fortschreitungen durch Dissonanzen. Wenn sein dissonirender Bittlaut mein Ohr berühret geb' ich ihm erst einen Pfennig, dafür dankt er dann in eben solchem heulenden Tone in dem er bettelte, die Dissonanz wird also nicht aufgelößt, sondern schreitet in eine andere Dissonanz, und so verzögere ich dann die Auflösung mit einzelnen Pfennigen bis mein Ohr zur höchsten Erwartung der Auflösung gespannt ist, dann geb ich ihm einen Groschen, und sogleich hab' ich dafür die volle Auflösung in einem hellen freudigen Dankton.

3.

Richard Löwenherz, König von England, ward von Leopold Herzog von Oesterreich gefangen und an einem aller Welt unbekannten Ort aufbewahrt. Blondel, sein Capellmeister, der ihn herzlich liebte, verkleidete sich als Pilger und durchlief ganz Deutschland, um seinen lieben Herrn auszuspähen. Er kam auch durch ein Dorf Losenstein, da erfuhr er, daß man seit einem Jahre, auf einem dortigen Schlosse des Kaiser Heinrichs, einen wichtigen Gefangenen bewachte. Blondel eilte nach dem Schlosse, beging es rund um, und sang die Hälfte eines Liedes, daß er mit Richard komponirt hatte. Sogleich vollendete der gefangene König das Lied, und erfüllte das Herz seines treuen Freundes mit Wonne. Dieser flog nach England, und meldete dem Hofe seine Entdeckung. Eine Gesandschaft an den Kaiser erhielt bald die Auslieferung des gefangenen Königs.

4.

Grertrys Büste wurde vor einiger Zeit in Lüttich, wo er gebohren, auf dem Theater aufgestellt, und durch ein allegorisches theatralisches Fest eingeweiht. Das Model zur Büste ist von Pajou in Paris; die Ausführung in Carrarischem Marmor von Everrard. Sie hat die Innschrift:

Gretry Leodius, sub Conclusum de Vivario et de Fossoul.

5.

Marmontel modernisirt izt Quinaults Opern: seine Landsleute, die eine übergroße Verehrung für Quinault haben, lohnen's ihm mit unzähligen Epigrammen. Eins der besten lautet so:

Quinault, par la douceur de ses aimables vers,
Salpendoit le tourment des ombres malheureuses:
Cherchons pour les punir des peines rigoureuses,
S'ecria le Dieu des Enfers.
Il invente aussitot le mal le plus horrible,
Dont su Tartare même on se fut avisé;
Je veut faire, dit il, un exemple terrible
Jordonne que Quinault soit Marmontelisé.

Wohlverdiente Geißel für jeden eigenmächtigen Verhunzer der Werke anderer, sey's nun daß Sinnesmangel oder Schlechtheit seine Schneiderscheere führt!

6.

Das Schauspielhaus von St. Samuel zu Venedig hatte sonst einen vortreflichen Wiederschall. Einst aber erhielt eine alte Dame, deren Haus an die Mauer hinter dem Theater stieß, die Erlaubniß eine Oefnung darin machen zu lassen, um in ihrem Kabinett die Musik hören zu können; plötzlich ward der Saal stumm und blieb es, obgleich man diese Oeffnung wieder zumachte. Möchten doch die Baumeister auf dergleichen Dinge, und auf alles was den Schall eines öffentlichen Gebäudes betrift aufmerksamer seyn! Es ist kaum zu begreifen wie sehr das izt überall vernachläßigt wird!

7.

Der D. Martin Luther soll nicht nur ein guter praktischer Tonkünstler, sondern auch Komponist gewesen seyn; und Händel soll gestanden haben, daß er Luthers Kompositionen studiert und ihm das beste zu danken habe. Dies stand kürzlich im Magazin des Buch- und Kunsthandels St. 10. S. 811. Woher ist diese Nachricht? und wo findet man irgend etwas von Luthers Kompositionen? Händel lebte in diesem Jahrhundert, verlohren könnten sie sich also noch nicht haben, wenn sie je dagewesen.

Kunst-

Kunſtnachrichten.

1.

Herr Kirnberger, der vor einigen Jahren durch die Herausgabe der fugenweiſe komponirten vierſtimmigen Pſalmen und chriſtlichen Geſängen von Hans Leo Haßler, ſich um die Tonkunſt von einer neuen Seite wieder ſo verdient machte, will itzt ein noch wichtigeres Werk im Breitkopfſchen Verlage in Leipzig herausgeben. Es ſind die Choräle von Johann Sebaſtian Bach. Sie ſollen nach und nach in 4 Theilen herauskommen, auf jeden Theil wird Ein Thaler bey Breitkopf pränumerirt. Der Herausgeber dieſes Kunſtmagazins erbietet ſich auch zur Annahme der Pränumeration. Hat je ein Werk die ernſtlichſte Unterſtützung deutſcher Kunſtfreunde verdient, ſo iſt es dieſes; der Inhalt: Choräle; höchſtes Werk deutſcher Kunſt; der harmoniſche Bearbeiter: Johann Sebaſtian Bach, größter Harmoniker aller Zeiten und Völker; Herausgeber: Johann Philipp Kirnberger, ſcharfſinnigſter Kunſtrichter unſrer Zeiten.

2.

Der Königliche Hofinſtrumentenmacher Johann Oeberg zu Stokholm hat ein Mittel gefunden allen Klavezins, nicht nur die Natur des Fortepiano, ſondern auch des Creſcendo und Diminuendo zu geben. Die Königl. muſikaliſche Akademie daſelbſt, die den Erfinder mit einer goldnen Medaille beſchenkte, hat eine Nachricht davon bekannt gemacht, die aber mehr die Wirkung als die Mittel beſchreibt. In dieſer Beſchreibung iſt nur das eine neue, daß Herr Oberg ſtatt der gewöhnlichen Raabenfedern, engliſches Leder, beſondere zubereitet, zum Beſiedern nimmt. Da zugleich geſagt wird, daß jene Erfindung auf einem jeden Clavizin angebracht werden könnte, ohne daß das Inſtrument darunter litte, ſo wäre ſehr zu wünſchen, daß uns der Erfinder und Ausführer ſelbſt eine Beſchreibung davon gäbe. Wollte er's in dieſem Werke thun, ſo würden ihm gewiß viele Kunſtfreunde mit mir höchſt verbunden dafür ſeyn. Bedingungen die Herr Oberg bey ſolcher Mittheilung etwa zu machen hätte, würde ich nach gutherſtandner Sache, treulich zu erfüllen ſuchen.

3.

Sulzers Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften iſt in's Italäniſche überſetzt, und wird itzt in der von dem Freiherrn Thomas von Bazus auf eigne Koſten angelegten Buchdruckerey zu Baſchuvo gedruckt.

4.

Herr Murat, Königl. ſchwediſcher zweiter Drogoman bey der Pforte, ein Armenier, hat eine ſehr intereſſante und vollſtändige Beſchreibung der türkiſchen Muſik fertig, die ſo viele in Europa, beſonders Jean Jaques Rouſſeau, kennen zu lernen gewünſcht haben; denn noch hat man nicht den mindeſten Begriff davon. Ja was noch ſchlimmer iſt, ſo hat Herr Chardin in ſeiner Voyage de Perſe, die ſonſt die beſte in ihrer Art iſt, eine Probe von perſiſcher Muſik eingerückt, aber ſich dabey vergriffen, und ſtatt perſiſcher Muſik ein wirkliches italieniſches Menuet publicirt. Herr Murat ließ mich einſt ſein Mſct. durchſehen; es iſt gut franzöſiſch geſchrieben, und hat zum Titel: *Eſſai ſur la Melodie Orientale*, ou Explication du Syſteme des modes & des meſures *de la Muſique Turque*, par Antoine de *Murat*. Ich habe ihm gerathen, dieſes curieuſe Werk bald herauszugeben, und es einem gewiſſen vornehmen Herrn in Schweden zuzuſchreiben, der die Muſik ſowohl als andre Künſte und Talente liebt und ſchätzt. Die türkiſche Muſik ſtammt aus Perſien ab, wo Hodſcha, der Orpheus der Perſer, die morgenländiſche Muſik auf einen guten Fuß ſetzte, und ſie auf gewiſſe Principien gründete. Dieſe perſiſche Muſik kam zuerſt nach Conſtantinopel unter Selim I., der bey der Einnahme der Stadt Tibris (Tauris) unter andern Künſtlern auch den berühmten Virtuoſen Huſſein Beykara, der von ſehr vornehmer Abkunft in Perſien war, vorfand, und ſolchen nach Conſtantinopel ſchickte. Dies geſchah um das Jahr 1514. oder 920. der Hidſchret (nicht Hegyra). Hier erſt fängt die Muſik der Türken an, denn vorhin hatten ſie gar keine. Aber Selims beſtändige Kriege waren Schuld, daß die Muſik bey der Nation noch nicht Wurzel ſchlagen konnte. Dies geſchah erſt unter Murat IV.

(nicht Amurath) in Constantinopel aber kam sie erst unter Muhammed IV. in ein rechtes Geschicke. Denn wie Murat im Jahr 1637. den Persern Bagdad wegnahm, fand er 5 Virtuosen da, die er nach Constantinopel schlepte, wo man sie Abschemler oder Perser nannte. Die jetzigen Griechen und Armenier haben keine andre Musik als die türkische, nur ihre Kirchenmusik, die ihnen eigen ist. Herr Murat erklärt die türkische oder persische Musik aus dem Grunde, und hat 2 Tabellen erfunden: die eine stellt das allgemeine System dieser Musik mit den Tönen vor, die Gamma u. s. w. ausmachen; die andre aber enthält die Töne von dem italienischen Gamma. Diese Tabellen haben ihm über 6 Monate Arbeit gekostet, und haben den Nutzen, daß man, mit Hülfe derselben, sogleich und in einem Augenblick nicht nur den rechten Ton der türkischen Musik finden, sondern auch den Unterschied zwischen ihr und der italienischen sehen, und türkische Musik auf italienische Noten setzen kann. Solchergestalt hat Herr Murat die Kunst erfunden, türkische Musik auf Noten zu setzen; dies hat niemand vor ihm gekonnt. Der Prinz Kantemir scheint auch an dieser Entdeckung gearbeitet zu haben, aber sein Exemplar ist auf der See verlohren gegangen, und nun hat man keinen Schlüssel mehr zu seiner Invention. Herr Murat hat auch seinem Werke eine große Sammlung von Sonaten, Liedern und andern Poesien, türkischen sowohl als griechischen, beigefügt, um von ihrer gegenwärtigen Werkskunst den Ausländern einen Begriff zu geben: die Melodien stehen in Noten neben an, nebst einer französischen Uebersetzung dieser Gedichte. Björnstähl in Schlözers Briefwechsel.

5.

Herr Klöfler führete hier am 18. Nov. d. J. ein Instrumental-Tonstück auf, welches eine Bataille vorstellen sollte. Das Orchester war in zwey Chöre vertheilet, zwischen welchen sich die Zuhörer befanden, zu deren nothwendigen Beihülfe folgende Zergliederung gedruckt ausgegeben wurde. „1) Der Prologus zur Schlacht bestehet in einem Allegro, Andante und Presto. 2) Der Eingang oder die ernsthafte und schreckbare Musik vor dem Marsch beider Armeen. 3) Zwey verschiedne Märsche, bey welchen Artillerie- und Musquetenfeuer abwechseln. 4) Das Kanonenfeuer beider Armeen. 5) Die Bewegung des Marsches. 6) Das Pelotonfeuer der Infanterie von beiden Seiten. 7) Der Sturm und die Vernichtung der feindlichen Armee. 8) Der letzte Angriff mit Musquetenfeuer auf die erste feindliche Linie. 9) Die Eroberung der Redoute. 10) Das Ungewitter. 11) Der Kriegsrath mit einem Rezitativ. 12) Das Zeichen zum Angriff für die Cavallerie der siegenden Armee. 13) Der Trapp der Pferde. 14) Der Galopp der Pferde. 15) Das Musquetenfeuer der Cavallerie. 16) Das schreckliche Geschrey der Cavallerie. 17) Das Geräusch der Waffen. 18) Die Flucht der Feinde. 19) Die überwundne Armee bläßt zum Rückzuge. 20) Zeichen für die Cavallerie der siegenden Armee, das letzte feindliche Bataillon anzugreifen. 21) Der Trapp der Pferde. 22) Der Galopp der Pferde. 23) Fürchterliches Geschrey. 24) Unordentlicher Lerm der Armee. 25) Der Rückzug der siegenden Armee, nachdem das feindliche Bataillon sich wohl vertheidigt hat. 26) Das Klagen und Seufzen der Verwundeten. 27) Das Siegesfeuer mit Artillerie und Musqueten. 28) Ein dreymal wiederholtes sehr lebhaftes Allegro macht den völligen Beschluß."

Wessen Gefühl und Einsicht hier nicht laut die Wahrheit spricht, der lese zu seiner Zurechtweisung Engels schöne Schrift über die musikalische Mahlerey, oder auch nur in Sulzers Theorie der schönen Künste den Artikel Gemählde.

Nachbericht.

Mangel an Raum zwingt mich einige der interessantesten für dieses Stück bestimmte Artikel fürs folgende Stück zurück zu lassen, als: Volkslieder, Volkstänze, musikalische Poesien, und kritische Beleuchtung der auf dem Umschlage bloß angeführten neuen merkwürdigen Werke. Ich werde daher künftig bis mich eine größere Anzahl von Pränumeranten, oder auch Käufer in den Stand setzt mehr als vier solcher Stücke wie dieses im Jahr zu liefern, lieber weniger von meinen eignen Arbeiten geben, um doch so viel als möglich den höhern Zweck dieses Werks zu erreichen.

J. F. Reichardt.

J. F. Reichardt's
Musikalisches Kunstmagazin.

II. Stück.

Der Meßias.

(Fortsetzung.)

Eloa. *)

(Vom Himmel herab gegen die Erde rufend.)

— — — — Bey dem furchtbaren Namen
Deß, der ewig ist, und seiner Gerechtigkeit Dauer
Mit Unendlichkeit maß! der hält die Schlüssel des Abgrunds
Der mit strafendem Feuer die Hölle, den Tod mit Allmacht
Und mit Gericht bewafnet: Ist einer unter den Himmeln
Welcher, statt des Menschengeschlechts! im Gericht will erscheinen
Dieser komme vor Gott!

Die Stimme des Meßias. *)

Ich leide!
Ich bin ewig wie du! Es geschehe, o Vater, dein Wille!

Eloa.

*) V. Gesang Seite 155.

*) V. Gesang S. 151.

Eloa. [3]

(Den Meßias von einem Wolkengebürge schauend.)

Sohn des Vaters! wie groß mußt du seyn, dies Gericht zu ertragen!
Ach wenn doch in der Endlichkeit Raum die Erkenntnisse gränzten,
Dies Geheimniß zu fassen, und diese Tiefen zu schauen,
Göttheit! Schweig, Eloa! verhülle dich, anzubeten!
Heil dir, Menschengeschlecht! bald wirst du selig, wie ich seyn!

Chor der Himmel. [4]

Sie ist, der erhabensten Leiden
Erste Stunde, die ewige Ruh den Heiligen brachte
Jetzo ist sie vorübergegangen!

Eloa. [5]

Sohn des Vaters, von welchem Gedanken erweckte dein Blick mich!
Heil mir! Ich bin gewürdiget worden dir nachzuempfinden,
Was du empfindest; von ferne zu schauen des Mittlers Gedanken,
Die in der Stunde der bängsten Erniedrung der Göttliche denket.
Ueber euch senkt sich die Decke der tiefsten Geheimnisse nieder,
Ganze Himmel voll Nacht, der Einsamkeit Gottes Umschattung,
Hüllen euch ein, kein Endlicher saß euch, Gedanken der Gottheit!
Und ich bin gewürdiget worden von fern euch zu schauen,
Aus der gemeßnen Endlichkeit Kreis' hinüber zu blicken,
Ich, ein kurzer Gedanke des Unerschaffnen, ein Tropfen,
In der Schöpfungen Meer, gleich einer Sonne, die aufgeht,
Einem Staube zu leuchten, der schwimmt und Erde genennt wird!
Heil mir! daß ich geschaffen bin! Heil, daß ihr ewig seyd! Heil euch,
Vater und Sohn! Und ihr, die meine Seele noch füllen,
Die mit der Stille der Gegenwart Gottes noch über mich kommen,
Heilige Schauer, fahrt fort aus meiner Endlichkeit Gränzen
Mich ans Dunkle der Herrlichkeit Gottes hinüber zu tragen!

Chor der Himmel. [6]

Sie ist, der erhabensten Leiden
Zweyte Stunde, die ewige Ruh den Heiligen brachte,
Jetzo ist sie vorübergegangen!

Eloa.

3) V. Gesang S. 155.
4) V. Gesang S. 160.
5) V. Gesang S. 171.
6) V. Gesang S. 169.

Eloa. [7]

Ganz empfind' ich, was einſt die Auferſtehenden fühlen!
Wie aus dieſem tiefen Erſtaunen der Mittler mich weckte,
Adams Geſchlecht, ſo weckt er dich einſt! Dies freudige Zittern,
Dieſes Jauchzen des ewigen Lebens wird über dich kommen!
Sitzen wird dann auf dem Throne, der hier im Staube gebückt liegt,
Einen langen gefürchteten Tag das Gericht der Gerichte
Halten, vollenden den Bund, durch dieſe Leiden geſtiftet!
O mit welchem Gefühl der neuen Schöpfung, wie ſelig
Werden, die du verſöhnteſt, dich dann auf dem Thron des Gerichts ſehn!
Deine ſchimmernden Wunden, das Bild der Liebe, der Liebe
Bis zu dem Tod' am Kreuze mit betendem Auge betrachten,
Und dir fehren, dir Halleluja der Ewigkeit ſingen!
Dann wird ſchweigen vor ihnen der Todesengel Poſaune,
Und der Donner am Thron. Es wird die Tiefe ſich bücken,
Und die Höh gefaltete Hände zu Richter erheben!
Wird der letzte der Tage den verlöſchenden Schimmer
Vor dem Throne der Ewigkeit niederſenken! Und du wirſt
Deine Gerechten um dich verſammlen zu deinem Anſchaun,
Daß ſie dich ſehn, wie du biſt! Sie werdens fühlen, und jauchzen,
Daß ſie Unſterbliche ſind, und des ewigen Lebens Gedanken,
Weil du ſie liebeſt, erſt ganz in ſeiner Hoheit empfinden.

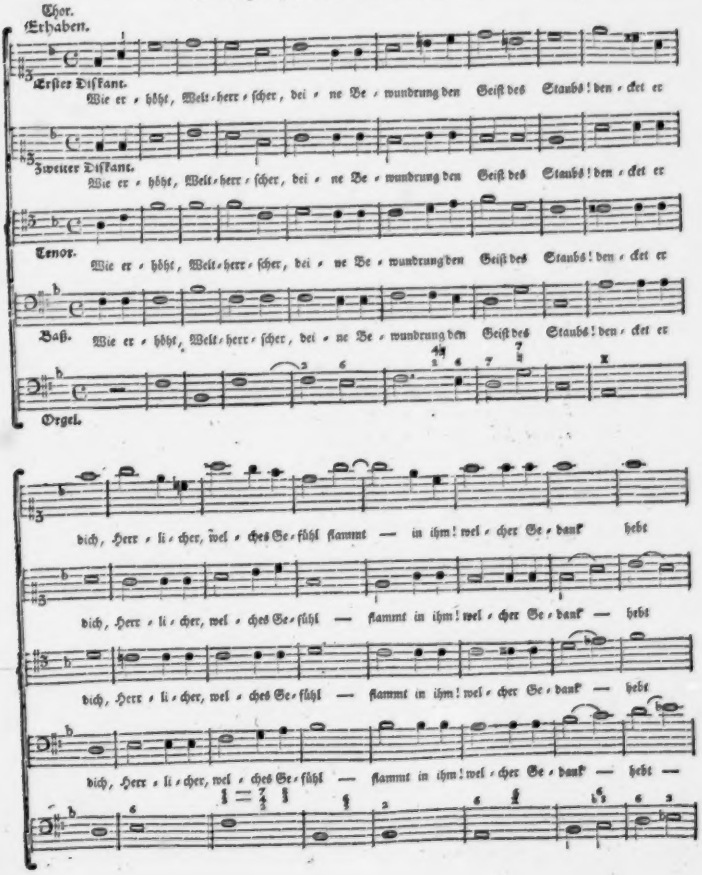
Chor der Himmel. [8]

Sie iſt, der erhabenſten Leiden
Dritte Stunde, die ewige Ruh den Heiligen brachte,
Jetzo iſt ſie vorübergegangen!

7) V. Geſang S. 172.

8) V. Geſang S. 173.

Die höchste Glückseligkeit.



Wie erhöht, Weltherrſcher,
Deine Bewundrung den Geiſt des Staubs!
Denket er dich, Herrlicher, welches Gefühl
Flammt in ihm! welcher Gedank' hebt ihn, denket er dich!

Iſt ein Menſch glückſelig?
Einer der Waller am Grabe das?
Du! der es iſt, rede, dich frag' ich allein!
Nenneſt du, würdigeſt du etwas Seligkeit dann,

In dem Staub' hier, droben,
Dann noch zu nennen, wenn Gottes Wink
Wonnegefühl ſeiner Vollkommenheit dir
Sande', und du freudig erſchrackſt über Gott, wie in Traum,

Vor dem Anſchaun ſelig?
Flöge durch Welten? Ein Freund zu ſeyn
Derer, die ſchon Ewigkeit hinter ſich ſehn,
Dachten, und thaten? . . Es iſt nur Glückſeligkeit auch.

Klopſtock.

Die höchſte Glückſeligkeit.

Wie erhöht, Weltherrſcher,
Deine Bewundrung den Geiſt des Staubs!
Denket er dich, Herrlicher, welches Gefühl
Flammt in ihm! welcher Gedank' hebt ihn, denket er dich!

Iſt ein Menſch glückſelig?
Einer der Waller am Grabe das?
Du! der es iſt, rede, dich frag' ich allein!
Neuneſt du, würdigeſt du etwas Seeligkeit dann,

In dem Staub' hier, droben,
Dann noch zu nennen, wenn Gottes Wink
Wonnegefühl ſeiner Vollkommenheit dir
Sandt', und du freudig erſchrackſt über Gott, wie in Traum,

Vor dem Anſchaun ſelig?
Flüge durch Welten? Ein Freund zu ſeyn
Derer, die ſchon Ewigkeit hinter ſich ſehn,
Dachten, und thaten? . . Es iſt nur Glückſeligkeit auch

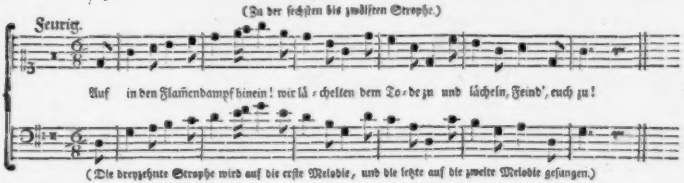
Klopſtock.

Schlacht-

Schlachtgeſang.

(Zu den erſten fünf Strophen; die fünfte wird etwas lebhafter geſungen.)

(Zu der ſechſten bis zwölften Strophe.)



(Die dreyzehnte Strophe wird auf die erſte Melodie, und die letzte auf die zweite Melodie geſungen.)

Mit unſerm Arm iſt nichts gethan;
Steht uns der Mächtige nicht bey,
Der Alles ausführt!

Umſonſt entflammt uns kühner Muth;
Wenn uns der Sieg von dem nicht wird,
Der Alles ausführt!

Vergebens flieſſet unſer Blut
Fürs Vaterland; wenn der nicht hilft,
Der Alles ausführt!

Vergebens ſterben wir den Tod
Fürs Vaterland; wenn der nicht hilft,
Der Alles ausführt!

Strömt hin, o Blut, und tödte, o Tod
Fürs Vaterland! Wir trauen dem,
Der Alles ausführt!

Auf! in den Flammendamf hinein!
Wir lächelten dem Tode zu,
Und lächeln, Feind', euch zu!

Der Tanz, den unſre Trommel ſchlägt,
Der lange ſchöne Kriegestanz
Er tanzet hin nach euch!

Die dort trompeten, hauet ein,
Wo unſer rother Stahl das Thor
Euch weit hat aufgethan!

Den Flug, den die Trompete bläſt,
Den lauten ſchönen Kriegesflug
Fliegt, fliegt ihn ſchnell hinein!

Wo unſre Fahnen vorwärts wehn,
Da weh auch die Standart hinein,
Da ſiege Roß und Mann!

Seht ihr den hohen weiſſen Hut?
Seht ihr das aufgehobne Schwert?
Des Feldherrn Hut und Schwert?

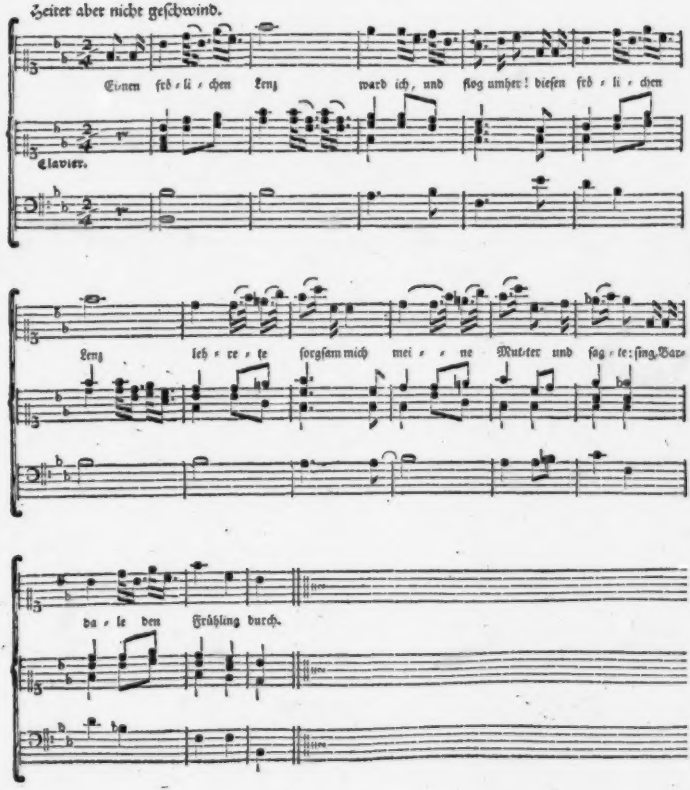
Fern ordnet' er die kühne Schlacht,
Und jetzo da's Entſcheidung gilt,
Thut er's dem Tode nah.

Durch ihn, und uns iſt nichts gethan;
Steht uns der Mächtige nicht bey,
Der Alles ausführt!

Dort dampft es noch. Hinein! hinein!
Wir lächelten dem Tode zu!
Und lächeln, Feind', euch zu!

Klopſtock.

Bardale.


Heiter aber nicht geschwind.
Einen fröhlichen Lenz ward ich, und flog umher! diesen fröhlichen
Clavier.
Lenz lehrete sorgsam mich meine Mutter und sagte: singe Bar-
dale den Frühling durch.

Bardale.

Einen fröhlichen Lenz ward ich, und flog umher!
Diesen fröhlichen Lenz lehrete sorgsam mich
Meine Mutter, und sagte:
Sing, Bardale, den Frühling durch!

Hört der Wald dich allein, deine Gespielinnen
Flattern horchend nur sie dir um den Schattenast;
Singe dann, o Bardale,
Nachtigallen Gesänge nur.

Aber tritt er daher, welcher erhabner ist,
Als die Greise des Hains, kommt er der Erde Gott,
Sing dann, glücklicher Sänger,
Tönevoller, und lyrischer!

Denn sie hören dich auch, die doch unsterblich sind!
Ihren göttlichsten Trieb lockt dein Gesang hervor.
Ach, Bardale, du singest
Liebe zu, den Unsterblichen!

Ich entflog ihr, und sang, und der bewegte Hain
Und die Hügel umher hörten mein flötend Lied!
Und des Baches Gespräche
Sprachen leiser am Ufer hin.

Doch der Hügel, der Bach war nicht, die Eiche selbst
War der Gott nicht! und bald senkte den Ton mein Lied.
Denn ich sang dich, o Liebe,
Nicht Göttinnen, und Göttern nicht!

Jetzo kam sie herauf, unter des Schattens Nacht!
Kam die edle Gestalt, lebender, als der Hain!
Schöner, als die Gefilde!
Eure von den Unsterblichen!

Welch ein neues Gefühl glühte mir! Ach der Blick
Ihres Auges! Der West hielt mich, ich sank schon hin!
Sprach die Stimme den Blick aus;
O so würde sie süsser seyn,

Als mein leisester Laut, als mein gesungenster,
Und gefühltester Ton, wenn mich die junge Luft
Von dem Zweige des Strauches
In die Wipfel des Hains entzückt!

Aug', ach Auge! dein Blick bleibt unvergeßlich mir!
Und wie nennet das Lied? singen die Töne dich?
Nennt's dich, singen sie: Seele?
Bist du's, das die Unsterblichen

Zu Unsterblichen macht? Auge! wem gleich' ich dich?
Bist du Bläue der Luft, wenn sie der Abendstern
Sanft mit Golde beschimmert?
Oder gleichest du jenem Bach,

Der dem Quell kaum entfloß? Schöner erblickte nie
Seine Rosen der Busch! heller ich selbst nie
Mich in einem der Bäche,
Niederschwankend am Frühlingsspross.

O was sprach ihr Blick? Hörtest du, Göttinn mich?
Eine Nachtigall du? Sang ich von Liebe dir?
Und was fliesset gelinder
Dir vom schmachtenden Aug' herab?

Ist das Liebe, was dir zärtlich vom Auge rinnt?
Deinen göttlichsten Trieb lockt ihn mein Lied hervor?
Welche sanfte Bewegung
Hebt dir deine beseelte Brust?

Sag, wie heisset der Trieb, welcher dein Herz bewegt?
Neigst ohn' ihn dich Jnuns goldene Schaale noch?
Ist er himmlische Tugend?
Oder Freud' in dem Hain Walhalls?

O gefeyert sey mir, blumiger Zwölfter May,
Da die Göttinn ich sah! aber gefeyertter
Sey du unter den Mayen,
Wenn ich in den Umarmungen

Eines Jünglings sie seh, der die Beredsamkeit
Dieser Augen, und euch fühlet, ihr Frühlinge
Dieser lächelnden Minen,
Und den Geist der dieß alles schuf!

Wars nicht, Fanny, der Tag? wars nicht der Zwölfte May,
Als der Schatten dich rief? wars nicht der Zwölfte May,
Der mir, weil ich allein war,
Ode' und traurig vorüberfloß?

Klopstock.

Bardale, von Barde, hieß in unsrer ältern Sprache die Lerche. Die Nachtigall verdients noch mehr, so zu heissen.

Ueber Klopstocks komponirte Oden.

(Fortsetzung.)

Worinnen unterscheidet sich Klopstocks heilige Ode von seinem Kirchenliede? Das war die zweite Frage. Ich denke:

Durch großbedeutende Silbenmaaße,
Durch kühnere Ideen und Bilder,
Durch gedrungene verschlungene kühnhinströhmende Sprache.

Sein Kirchenlied mag neumelodisch komponiren wer da will, es bleibt immer am wahresten und bedeutendsten mit der Kirchenmelodie, die ihm zugedacht, oder der vielmehr das Lied zugedacht war.

Auch seiner heiligen Ode paßt nichts so an, als der hohe Ton des Chorals. Aber nicht ganz dem Choral, den wir haben, kann sie sich anschließen; das großbedeutende Silbenmaaß erfordert auch gleichbedeutende Bewegung in den Tönen. Wie nun die vereinigen mit dem einfachen majestätischen ruhigen Gang des Chorals! Ich meyne: die Bewegung muß nur in der Melodie, nicht in der Harmonie seyn; d. i. die Akkorde müssen nur mit den Takten oder großen Taktheilen gleichschreitend ändern, und die kurzen Silben auf Töne des Akkords der vorhergegangenen langen Silbe forteilen. Wenn dann eine begleitende Orgel den Baß mit denen ihm zukommenden Akkorden rein spielt; so spielt sie, der lebhaftern Bewegung der Singstimmen ohnbeschadet, einen völligen Choral.

Die kühnere Bilder und Ideen, glaub' ich, müßen weit weniger durch melodische Sprünge und Mannigfaltigkeiten, als durch harmonische rasche und kühne Ausweichungen ausgedruckt werden: diese zerstören auf keine Weise den erhabnen Ton des Chorals, sondern erhöhen ihn noch.

Die gedrungene verschlungene kühnhinströhmende Sprache kann, dünkt mich, wieder nur durch harmonische Bindungen, aufgehaltne Auflösungen, Fortschreitungen durch Dissonanzen u. d. g. ausgedruckt werden.

Dies ist das wahre Feld der Harmonie; hier nur, fürs Erhabne, Erhabenste wirket sie kräftig mit. Ich sage mir: denn es sind noch zwey Dinge zurück, wenn auch all das obige schon angewandt ist: das Schwereste und dann das Wichtigste.

Das Schwereste: In einer Melodie für alle Strophen die ganze Ode wahr zu deklamiren. Eine Melodie muß es seyn bey Oden, die Einheit der Empfindung haben, wenn der Eindruck der Eine treffende tiefeindringende seyn soll. Daß diese nun für mehrere Strophen von so sehr verschiedenen Abschnitten und Einschnitten passen soll — da erschöpft man oft alle harmonische melodische und rythmische Kunstgriffe, um in dieser Kadenz, in jenem Einschnitte, in jenem Rythmus doppelte Bedeutung, wenigstens für den verständigen Vortrag mannichfaltige Bedeutung, hineinzulegen und zu verbergen. Dabey wird das nun aber zu einem doppelt wichtigen Bedürfniß, daß der, der die Ode gut singen will, sie auch erst zu lesen ganz verstehe.

Und nun das Wichtigste, wodurch das Kunstwerk erst zu Musik wird: der faßliche bedeutende Gesang. Bey all jenen großen innern Schwierigkeiten muß die Oberstimme doch einen faßlichen ausdrückenden Gesang haben. Dieser muß einem zuerst werden, und sich hernach nur zu all jenen Forderungen modifiziren lassen.

All dieses hab ich in den beiden hier vor Augen liegenden Oden: die Gestirne und die höchste Glückseligkeit zu erreichen gesucht, aber gewiß nicht überall erreicht. Wer Klopstock recht fühlt und versteht, und wer mich hier verstanden hat, wird hier bald das eine, dort bald das andere, weniger erreicht finden.

Ich wünsche unter den deutschen Tonkünstlern Wetteiferer zu finden, um diesen allein versuchten Weg nicht allein fortgehen zu dürfen. Es ist immer Gewinn bey edler Wetteiferung. Von allen mir bekannten Künstlern wünscht' ich vorzüglich Herrn Schulz[1]) in diesem Fache arbeiten zu sehen: er ist mir vor tausend andern ein wahrer ächter Künstler.

Der Ode: der Jüngling, wird mans leicht ansehen, daß mir hier an Erreichung der edlen Einfalt, in der sich diese Ode so ganz vorzüglich auszeichnet, alles gelegen war. Die in leichten, doch nicht eng an einander liegenden Tönen, ganz in der Bewegung des Silbenmaaßes fortschreitende Melodie macht hier fast alles. Harmonie war hier fast ganz zu entbehren: Wiewol das liegen der konsonirenden Akkorde etwas zum sanften edlen Gang des Ganzen beiträgt. Die zweite Strophe mußte als Gegensatz nothwendig besonders komponirt werden, und man kann hier an der ganz auffallend entgegengesetzten Wirkung am besten erkennen, wie sehr geschickt der Unisonus ist Stärke auszudrücken.

An Cidli mußte ganz durch komponirt werden, des Aenderns und Anwachsens der Empfindung wegen. Hier hab' ich nur anzumerken: daß man, der Komposizion gleich, im Vortrage die ersten vier Strophen auch mehr deklamiren als singen möge, und den ganzen vollen Gesang nur da erst, bey der fünften Strophe anbringe, wo Zeitmaaß und Ton und lyrische Ausbildung den stärksten Ausdruck giebt.

Im Schlachtgesang hab' ich in der reinen Bewegung des Silbenmaaßes und im Unisono den ganzen Ausdruck zu treffen geglaubt. Ich kann mir zu dergleichen männlichen starken Gesängen gar keine andere Melodie als die wahre Einklängige Melodie denken. Man bemerke aber, daß nicht jede Melodie einstimmig gesungen befriedigt. Der wahre Einklang muß so beschaffen seyn, daß die in der Melodie aufeinander folgenden Akkordnoten die Harmonie der Melodie deutlich fühlen lassen: wenn diese Noten nun so gestelt sind, daß sie zugleich einen faßlichen Gesang geben und auch die wahren Akzente der Worte ausdrücken, so käme die zusammenklingende Harmonie, die man ihr noch beifügen könnte, offenbar in die Quere: denn irgend eine der zugleichklingenden Stimmen, läßt Töne, die in der Folge der Melodie als Akzenttöne vorkommen, vorher oder in einer andern Ordnung zugleich hören, und schwächt dadurch die Wirkung der melodischen Akzenttöne.

Der wichtigste Einwurf, den man gegen solche einklängige Gesänge machen könnte, wäre: daß bey mehreren solcher Melodien nothwendig große Einförmigkeit herrschen würde. Das ist zum Theil wahr; wiewol durch die Bewegung, wenn der Dichter nur wie Klopstock an Silbenmaaßen reich ist, auch große Mannigfaltigkeit sich darbeut. Und dann ist für Ausdruck der Stärke, Mannigfaltigkeit der Bewegung wol die einzige die hingehört. Und überall kommt dabey mehr auf Wahrheit als auf Schönheit und Mannigfaltigkeit an.

Bardale. Ich habe in dieser Ode zwar mein Mögliches angewandt die Melodie allen Strophen anpassend zu machen, doch aber war mir hier das Angelegentlichste, den Ton des Ganzen durch melodischen Reiz darzustellen.

1) Kapellmeister beym Prinzen Heinrich von Preußen, und Verfasser vieler musikalischer Artikel in Sulzers Theorie der Künste, einer gedruckten Liedersammlung, verschiedener bey Hummel gestochenen Clavierarbeiten, und vieler weit größern und wichtigern Werke für das französische Theater des Prinzen Heinrich.

Inſtrumentalmuſik.

(Fortſetzung.)

Ich gab leſt einige Clavierſtücke von Einer beſtimmten Empfindung, hervorgegangen aus eignem überwallendem Gefühl. So werden mir die meiſten meiner Inſtrumentalſtücke; andre aber auch bisweilen durch Leſung groſſer oder ſchöner Dichterſtellen. Ich lege von ſolcher Stelle erfüllt das Buch bey Seite, gerathe wohl ans Clavier, fantaſire, bleibe dann in beſtimmten Bewegungen, und ſchreibe hernach, was ſo feſt gehaftet hat, auf.

So iſt folgendes Clavierſtück durch die Stelle aus dem Petrarch entſtanden, die ich hier herſchreiben will.

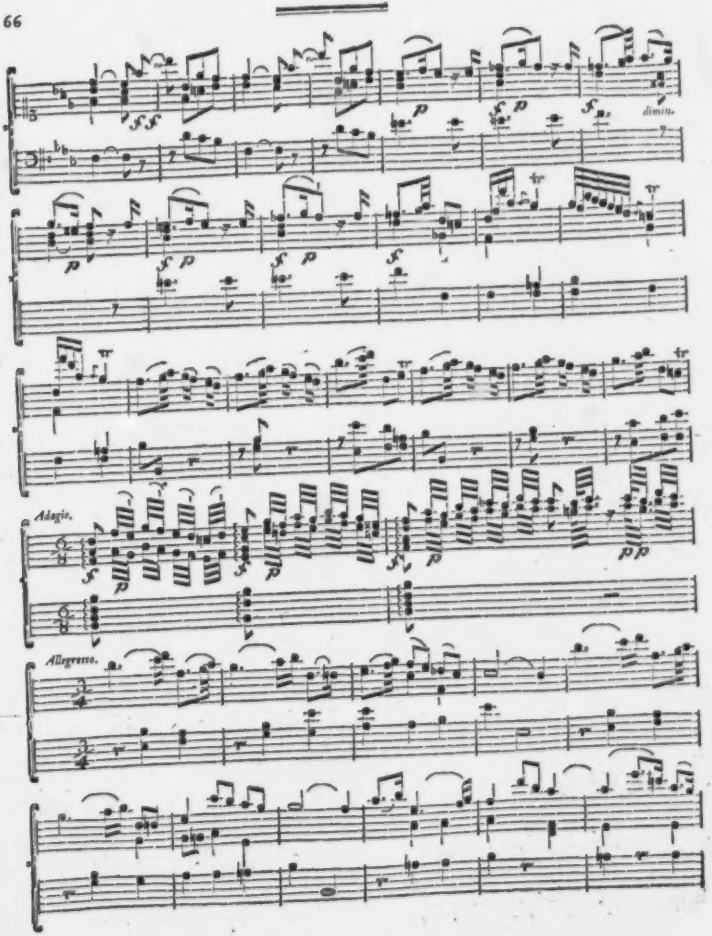
Ove porge ombra un pino alto, od un colle,
Talor m'arreſto: e pur nel primo ſaſſo
Diſegno con la mente il ſuo bel viſo.
Poich' a me torno, trovo il petto molle
Della pietate; ed allor dico, ahi laſſo!
Dove ſe' giunto, ed onde ſe' diviſo?
Ma mentre tener fiſo
Poſſo al primo penſier la mente vaga,
E mirar lei, ed obbliar me ſteſſo;
Sento amor ſi dapreſſo,
Che del ſuo proprio error l'alma ſ'appaga:
In tante parti, e si bella la veggio,
Che, ſe l'error duraſſe, altro non cheggio.

Denen zu Gefallen die das Italiäniſche nicht verſtehen, will ichs wagen dieſe herrlichen Verſe zu überſetzen.

Im Schatten jener hohen Fichte und jener Hügel
verweil' ich oft: und in dem nächſten Felſen
gräbt meine Seel' ihr ſchönes Bildniß ein.
Aber dann erwach' ich wieder und finde meinen Buſen
von Klagen naß: dann ſeufz' ich: ach Elender!
wo biſt du hingekommen? von wo getrennt? —
Aber ſo lange die herumirrende Seele
den erſten Gedanken feſt zu halten vermag,
ſie nur ſieht, ſich ſelber vergißt;
O da iſt mir die Liebe ſo nah,
die Seel' in ihrem Wahne ſo ſelig,
ſo ganz, ſo ſchön ſteht ſie dann vor mir
daß, bliebe der ſüſſe Wahn, all meine Wünſche ſchwiegen.

Adagio,

Adagio,
con molta espressione.
pp
poco
dimin.
Andantino.
dimin.


dimin.
Adagio.
Allegretto.

p
pp
f
dimin.
p
f

sf. p
sf. p
p p

Neue merkwürdige muſikaliſche Werke.

I.

Les Conſolations de Miſeres de ma Vie, ou Recueil D'airs Romances et Duos par J. J. Rouſſeau, à Paris. (Nature eſt un doux guide. Je queſte partout ſa piſte nous l'avons confondue de traces artificielles. Montagne.)

Gewundert und gekränkt hat es mich, daß in dieſen Stücken allen keine Spur von des lieben edlen Jean Jeaques Originalgenie iſt: einige ſind ganz in der Manier älterer franzöſiſcher Komponiſten, andre und das die meiſten, ganz und gar im Weſen und in der Manier der damaligen italiäniſchen Komponiſten. Sonderbar iſt es auch das Rouſſeau, der die Theorie der Muſik in ſeinem Wörterbuch abgehandelt, und in vielen Stücken ſo gut, daß der ſo wenig Kenntniß und Uebung gehabt, die Regeln bey ſeinen Arbeiten anzuwenden und auszuüben.

Ich will ſtatt alles weitern Redens hier ein Stück jeder Art mittheilen, vorher aber die intereſſante Vorrede des Herausgebers abdrucken laſſen. Das Werk iſt in Deutſchland noch unbekannt und in Frankreich ſelbſt ſchon rar: meine Leſer werdens mir alſo wol Dank wiſſen. Hier iſt ſie:

On a reuni dans ce Recueil tous les petits morceaux de Muſiques echappés à M. Rouſſeau. Il faut les conſiderer, comme le fruit de ſes delaſſemens, ou plutôt, ainſi qu'il le diſoit lui meme, comme ſa conſolation dans ſes disgraces.

La plupart des Airs ſont ſur des paroles de nos anciens Ecrivains; M. Rouſſeau les aimoit beaucoup; il trouvoit dans leurs Ouvrages ce caractere de verité qui attache, ce ton de naïveté qui charme, enfin cette philoſophie de la nature qui fait conſiſter le bonheur dans la tranquillité, et qui fut toujours la ſienne.

Il avoit aſſez etudié l'homme, pour ſavoir qu'il n'eſt point à plaindre quand il a la ſageſſe de ſe reduire à ſes veritables beſoins; ſon ſyſteme ſur la vie etoit auſſi ſimple que ſon ame; une obſcurité profonde lui paroiſſoit la ſouveraine félicité; il regrettoit ſincerement ce qu'il apelloit un ecart terrible et irreparable, je veux dire ſon premiere eſſor dans la Litterature, malheureuſement pour lui trop applaudi, puiſqu'il amena de nouveaux efforts et de nouveaux ſuccés. On ſait de quelle reputation il jouit; mais on ne connoit qu'une partie des amertumes affreuſes, qui s'y melérent: ſon nom fut célebre, ſes jours furent empoiſonnés. Je ne ſais par quelle fatalité la Litterature et la Philoſophie ont presque toujours fait le malheur de ceux qu' elles ont les plus favoriſés. Heureux celui qui ſe défiant des charme de l'une et des promeſſes de l'autre, ne les approche qu'avec diſcretion, content de leur rendre un hommage ſecret et d'en jouir ſans les afficher!

Ce fut là, mais trop tard, l'opinion de Mr. Rouſſeau. Livré pendant longtems à la perſecution, il ſe perſuada qu'elle ne finiroit jamais, et cette cruelle idée le tourmenta juſqu' à la fin de ſes jours: mais s'il ſe plaignoit quelquefois du mal qu'on lui avoit fait et qu'on cherchoit encore à lui faire, il plaignoit bien d'avantage ſes ennemis, qu'il voyoit livrés à une paſſion qui fait toujours ſa premiere victime de celui qui la reſſent. Ceux qui l'ont frequenté, lui rendront cette juſtice, que dans les cruautés (le terme n'eſt pas trop fort) dont il fut l'objet, il ne ſe permit jamais d'en nommer les auteurs, quoiqu'il les connût. Il conſervoit pour les perſonnes qu'il avoit aimées un reſpect qui alloit juſqu' à ne pas ſouffrir qu'on en parlât mal devant lui; c'etoit comme un reſte d'affection genereuſe qui l'aidoit à les defendre, non ſeulement contre les autres, mais contre lui méme.

Mr. Rouſſeau adouciſſoit les chagrins que lui occaſionnoit ſa celebrité, en etudiant la Botanique, et en compoſant de la Muſique. Il cavoit appris celle ci ſans maitre et ſa paſſion pour elle ne s'etoit jamais ralentie; il lui devoit trop, pour ne pas la plaſer dans le rang honorable des arts d'imitation, dont quelques Raiſonneurs voudroient l'exclure, conſiderant les ſons denués de paroles comme les odeurs et le ſaveurs, dont tout l'effet ſe borne à affecter materiellement l'organe auquel elles repondent. Sans etre ni Enthouſiaſte ni Pyrrhonien, il reconnoiſſoit le pouvoir de la Muſique ſur notre ame, mais il en reſſeroit l'etendue: au reſte il admettoit ce principe egalement avoué par le goût et par la raiſon, que la Muſique doit être ſubordonnée à l'idiôme; qu'il faut qu'une Langue chante à peu prés du meme ton dont elle parle; qu'autrement le chant ſe trouvant ſans ceſſe oppoſé à ſon genie, la Muſique diſant d'un Façon et la Langue d'une autre, il en reſulte pour l'oreille une cacophonie rebutante; peut être n'yat'-il point de Langue qui n'ait une eſpece d'Harmonie, c'eſt a dire un accent qui la rend plus ou moins chantante. Si cette Muſique de langue n'eſt pas une chimere, il eſt bien difficile qu' elle ne ſe gliſſe pas dans les compoſitions d'un Muſicien, ſans meme qu'il s'en apperçoive; d'ou il enſuit qu'un Artiſte qui travaille ſur une Langue qui n'eſt pas ſa ſienne, s'expoſe à la d'enaturer, en lui pretant un caractere de chant dont elle n'eſt pas ſuſceptible.

Avant de mettre la main au *Devin du Village*, quel fut le procédé de Mr. Rouſſeau? celui d'un Philoſophe. La Langue qu'il avoit toujours parlé, il l'examina de nouveau, et ne lui trouvant point d'accent ſenſible, il en chercha un qui lui fût analogue, decouverte qu'il fit, et qu'il dut à ſon *petit Faiſeur*; expreſſion dont il ſe ſervoit, par alluſion badine à la plus redicule et la plus abſurde des imputations.

(Ces imputations ſourdement ſemées pendant la vie de Mr. Rouſſeau. ont été depuis ſa mort, comme cela ſe fait en pareil cas, répétées avec plus d'aſſurance dans des in quarto, dans des Brochures, dans des Journaux; mais en les examinant, ſoit en elles-méme, ſoit dans leurs circonſtances, ſoit enfin par leurs Auteurs, on reſte convaincu que les refuter ſerieuſement, ſeroit manquer de reſpect aux Lecteurs. Malgré le mepris qu' elles ſont faites pour inſpirer, à peine peut-on s'empecher de rire, quand aux noms des plus grands Muſiciens de l'Italie et du reſte de l'Europe qui applaudiſſent à la ſcience muſicale de l'auteur du *Dictionaire de Muſique* on met en oppoſition les noms de ces faiſeurs d'hiſtoriettes et de phraſes compliées, qui diſent et inpriment que l'Auteur d'Emile et de tant d'autres Ouvrages profonds et interreſſans, que le plus éloquent et le plus touchant de nos Moraliſtes n'etoit au fond qu'un lâche hypocrite, qu'un eſcroc auſſi vil qu' impudent, reduit à s'approprier les fruits du travail et la reputation d'un Compoſiteur obſcur, dont eux memes ne ſavent pas nous dire le nom; et qui enfin nous alleguent, comme preuve ſans replique de ces inculpations quoi donc? leur *Parole* vraiment, et le *Jugement* porté à l'Opera de Paris ſur les nouveaux Airs du *Devin du Village*.)

Ce fut pendant la repreſentation du *Devin du Village*, que parut la fameuſe Lettre ſur la Muſique françoiſe. Tout le monde ſait que les Directeurs de l'Opera, pour toute reponſe, fruſtrerent l'Auteur de ſes honoraires, et lui ôterent ſes entrées; ce qui lui fit dire, qu'ils ne ſe connoiſſent pas plus en procédé qu'en Muſique. (Quelques années avant la mort de Mr. Rouſſeau, la nouvelle Adminiſtration de l'Opera a voulu reparer ſes torts, en payant les honoraires et retabliſſant les entrées.)

Il refit depuix quelques Airs du *Devin de Village;* mais on juge bien, qu'il ſe garde de les preſenter à l'Academie Royale de Muſique. Ils ont été publiés depuis ſa mort, et les veritables Connoiſſeurs qui les ont entendus ailleurs qu' à l'Opera, où ils ont été ridiculement denaturés, les ont trouvés ſupericurs aux anciens. Son premier Acte de Daphnis et Chloe, qui a été gravé en meme tems, n'a pas eu moins de ſuccés dans les differentes Sociétés ou il a été executé. Quel charmant petit Faiſeur Mr. Rouſſeau avoit à ſe gages! On reconnoitra aiſément ſa touche dans les Airs, Romances et Duos de ce Recueil. Il ne faut pourtant pas s'attendre qu'ils ſoient generalement goutés. Nous penſons méme qu'ils n'auront d'abord qu'un tres petit nombre d'admirateurs. Aujourd'hui on ne veût que de la Muſique brillante et difficile; celle-ci eſt auſſi ſimple qu' elle paroit aiſée: mais comme elle attache, qu' elle a le caractere, qui lui convient, que l'expreſſion

preſſion qu'elle fait eſt plus vive et plus agreable chaque fois qu'on la repete et qu'on ſaiſit mieux l'expreſſion, nous ne doutons point, que les perſonnes dont le bon goût naturel n'a pas été entierement gaté, ne finiſſent par faire de ce Recueil comme ſon Auteur, *les Conſolations des Miſeres de leur vie.* (On a appris de M. Caillot, que l'Air, Nom. 41. de la page 82. ſur l'Idille de Greſſet, avoit été fait pour etre pſalmodié et que Mr. Rouſſeau vouloit qu'il fut chanté ſans etre meſuré; il l'a executé de cette maniere avec M. Caillot. Les trois dernieres Strophes ſont de M. Rouſſeau.)

Si Mr. Rouſſeau compoſoit de la Muſique pour ſon plaiſir, il en copioit pour ſecourir les malheureux. Que ceux qui l'ont ſi inhumainement plaiſanté ſur ſon metier de Copiſte, ſachent qu'il ſacrifioit le produit de ce travail rebutant aû ſoulagement d'une pauvre parente. En eſt il de plus touchant, de plus noble? Vous que la fortune a comblé de ſes largeſſes, laiſſez-la ſes Livres, ſi vous n'en ſavez tirer qu'un ſimple amuſement, et daignez conſiderer ſes actions, elles ſerviront, ſi non à vous inſtruire, du moins à vous confondre. Cette pauvreté que vous lui reprochez peut etre comme un vice, fit mille fois plus ſecourable que votre opulence. Vous ne pouvez vous detacher du plus petit ſuperflu en faveur de l'indigent et il lui ſacrifioit jusqu'à ſon neceſſaire; voyez le tantôt par des diſtributions journalieres de bois, ranimant des infortunés tranſis de froid; tantot aidant de ſa bourſe un malheureux etranger, que des contre tems imprevûs retenoient loin du centre de ſes affaires.

Je ne puis me refuſer au plaiſir de rapporter pluſieurs autres traits de cet homme vertueux et ſenſible, qui le feront encore mieux connoitre. Quelque precieux, qu'en ſoit le tableau, nous prévoyons que des Lecteurs au moins inquiets le trouveront deplacé à la tête d'un Recueil de Muſique; mais les ames honnêtes nous en ſauront gré, et ce n'eſt qu'à elles que nous les preſentons.

Mr. Rouſſeau n'ignoroit pas que Mr. de Voltaire s'etoit dechaîné contre lui, et avoit fait, tous ſes efforts pour l'avilir aux yeux de ſes contemporains et de la poſterité. Malgré cela, toutes les fois qu'il etoit queſtion en ſa preſence de l'Auteur de la *Henriade*, il ſe plaiſoit à lui donner des eloges et en parloit avec un attendriſſement qu'il etoit impoſſible de ne pas admirer. Quelques jours avant la premiere repreſentation *d'Irene*, il s'intereſſoit ſi veritablement au ſuccés de cette Piece, qu'il diſoit, que dans la ſuppoſition, *qu'elle ſe reſſentit de la vieilleſſe de ſon Auteur, il y auroit autant d'inhumanité que d'ingratitude au Public à en temoigner ſon mecontentement.*

Mr. Rouſſeau ne pronopcoit jamais le nom d'amitié, mais il en avoit les ſentimens dans le coeur. M. le Comte D.... un des hommes le mieux fait pour les inſpirer, ne manquoit guere, lorsqu'il etoit à Paris, d'aller tous les matins viſiter notre Philoſophe. Une ſemaine entier s'etant paſſée, ſans qu'il y allât, Mr. Rouſſeau prit l'allarme, et ayant demandé de ſes nouvelles avec beaucoup d'inquietude, il apprit qu'il etoit malade. Contraint par la loi qu'il s'etoit impoſée de ne plus allez chez perſonne, mais dirigeant depuis ſes promenade vers le nouveau Boulevard, il paſſoit tous les jours le long des murs de l'Hotel du Comte D.... Un ſoir, apres s'etre arrreté quelque tems vis-a-vis une premiere porte, le voilà tout à coup qui s'elance et penetre juſqu'au l'appartement du Comte, qui jouit alors de la douce ſatisfaction de voir le penchant l'emporter ſur les principes.

On a cherché à élever des doutes ſur les jugement que M. Rouſſeau portoit de Mr. Gluck; (On verra dans l'edition generale des Ecrits de Mr. Rouſſeau, publiés à Geneve, une diſſertation ſur un morceau de l'Orphée de Mr. Gluck, intitulée, Lettre du petit Faiſeur a ſon prete-nom, et de fragmens d'une analyſe raiſonnée de l'opera d'Alceſte du meme Auteur, au ſujet de laquelle Mr. Rouſſeau diſoit ſouvent que ce travail lui plaiſoit et qu'il y voyoit la matiere d'un Livre.) ceux à qu'il pourroit en reſter encore, trouveront dans l'Anecdote ſuivante; de quoi ſe fixer a cet egard. Mr. Rouſſeau n'ayant pas chez lui un ſeul exemplaire de la nouvelle Heloiſe, on la lui preta, tirée de la Collection d'Amſterdam 1772; il trouva cette edition pretendue originale, mutilée et falſifiée, et la corrigea toute de ſa main. La perſonne à qui etoit le livre l'en ayant remercié, et paroiſſant deſirer qu'il lui rendit le même ſervice pour la Scene de Pigmalion, il eut

la complaiſcance, de la lui lire et de la collationner ſur ſon propre manuſcrit. Quel dommage, dit quelqu'un preſent à cette lecture, que le petit Faiſeur n'ait pas mis une telle Scene en Muſique! *Vraiment!* repondit il, *s'il ne l'a pas fait, c'eſt qu'il n'en etoit pas capable. Mon petit Faiſeur ne peut enfler que les pipeaux, il y faudroit un grand Faiſeur. Je ne connois*, ajuta-t-il, *que Mr. Gluck en etat d'entreprendre cet ouvrage, et je voudrois bien qu'il s'aignat s'en charger.* Tous ceux qui ont eu le bonheur de connoitre particulierement Mr. Rouſſeau, ſavent combien de pareils traits de franchiſe et d'equité lui etoient familiers.

Le ſuivant n'eſt pas moins honorable à ſa memoire. Un Botaniſte qui avoit herboriſé avec M. Rouſſeau, obligé de voyager, lui donna en partant un herbier qu'il avoit commencé. Mr. Rouſſeau l'enrichit dans ſes differens voyages de plantes de la ſuiſſe, du Dauphiné, du Languedoc, et de l'Angleterre, et y ajouta une table des plus etendues et des plus curieuſes. Quinze ans apres, la meme perſonne ſe preſenta à Mr. Rouſſeau, et lui dit que le beſoin la forçoit de lui demander l'herbier; celuici remit ſur le Champ, et avec une joie peutêtre ſans exemple, cette precieuſe Collection, qui devint une reſſource pour la perſonne malheureuſe. Mr. Rouſſeau ſupportoit avec fermeté les ſouffrances les plus aigues; il avoit l'air d'y etre inſenſible, tandis que la plus legere apparence d'un procedé equivoque lui cauſoit des revolutions terribles. Eſt il bien etonnant que ſon imagination devenue ombrageuſe, lui ait quelquefois donné le change, et fait prendre le fantôme pour la realité? C'etoit l'effet de ſes malheurs. Il avoit vécu dans la triſte perſuaſion qu'il etoit né malheureux. Un jour qu'il ſe promenoit par un beau ſoleil et un froid exceſſif, un inſecte ſe precipita dans ſon oeil, et le fit cruellement ſouffrir pendant quelque tems: il diſoit en parlant de cet accident, *que c'etoit peut-être le ſeul moucheron qui exiſtat alors dans le monde.*

Tout Paris ſe rappelle l'effroyable chûte qu' il fit ſur le chemin de Menil-montant, et qui fut occaſionnée par un de ces animaux qu'un luxe immodéré multiplie autour des voitures, et qui ſont pour les gens à pied une eſpece de nouvelle inſulte jointe à un nouveau danger. Il regagna ſa maiſon, pâle, defiguré, meurtri, le viſage et les habits couverts de ſang; la douleur n'altera pas la paix de ſon ame; il ſouffrit avec une patience toujours douce, toujours egale, parce qu'elle avoit pour baſe ce principe ſi ſimple et ſi vral, que l'homme ne s'etant point donné la vie, et ne ſachant d'ailleurs en apprecier ni les biens ni les maux, il doit regarder ceux-ci, lors qu' ils arrivent, ou comme devant finir, ou comme devant la terminer.

Cette fatale chûte hâta la fin de ſes jours. Nous nous tairons ſur les circonſtances des ce triſte evenement; il ſuffit de dire qu' ayant ſu vivre, il ſutmourir, et que ſes derniers ſoupirs furent ceux de l'admiration et de la reconnaiſance.

L'Editeur a ſaiſi l'occaſion de ce Recueil, pour rendre cet hommage à la memoire de M. Rouſſeau. Il a cru que ſes ſoins, pour aſſurer au Public cette intereſſante Collection, lui en donnoit en quelque ſorte le droit, et que l'amitié dont l'honoroit M. Rouſſeau lui en faiſoit un titre. Pour achever la tâche qu'il s'etoit impoſée, il a remis le 10 Avril 1781, a la Bibliotheque Roi, tous les Manuſcrits de Muſique de M. Rouſſeau, trouvés aprés ſa mort, dont les ſix nouveaux Airs du *Devin du Village* ſont partie; et pour preuve de la fidelité de ces Manuſcrits, il a mis en tête une atteſtation ſignée de differentes perſonnes qui ont le plus frequenté M. Rouſſeau, et aux quelles il ſe faiſoit un plaiſir de les communiquer.

So matt auch der Ton dieſer Erzählung iſt, hof' ich ſie doch ihrem Inhalte nach für jeden meiner Leſer intereſſant. Es könnte mir wehe thun Leſer zu haben, die meinen edlen lieben Rouſſeau nicht liebten.

Nun ſollen die verſprochenen Geſänge aus ſeiner Sammlung folgen. Ich laſſe ſie Note für Note mit all' ihren Fehlern abdrucken, weil ich alles Meiſtern an Werken Anderer haſſe.

Romance.

Romance. *)

Larghetto.

J. j. Rouſſeau.

*) Man wird leicht, ohne mein erinnern, auf jeder Zeile dieſer Geſänge die gröbſten harmoniſchen Fehler finden: es iſt nichts leichter als dieſe zu verbeſſern; dann hätten wir aber nicht mehr Rouſſeaus Arbeit. Lieber wollen wir nachforſchen ob Rouſſeau, der die Geſetze der Harmonie in ſeinen Dictionaire de Muſique ſo ſtreng lehrte, ob der wohl wirklich dieſe Fehler überſehen haben mag, oder ob ſein Ohr davon unbeleidigt blieb und er ſie alſo vorſetzlich ſchrieb? der ganze Fluß der Melodie zeigt von einem natürlich guten feinen Ohr.

Il frappa tout doucement
Elle ouvrit la porte
Ah! dit-il, un seul moment,
Ecoutez mon tourment!
De la tendreſſe la plus forte
Laiſſez moi vous conter l'ardeur,
Et dans mon ame presque morte,
Faites renaitre le bonheur.

Vous ne pouvez pas entrer,
Lui repondit elle;
Vous me faites friſſonier,
On peut nous ecouter
Non, non, je ne ſuis point cruelle
Par tant d'amour vous me charmez;
Mais voyez ma frayeur mortelle
Et laiſſez moi, ſi vous m'aimez.

He bien, je vous obeïs,
O vous que j'adore:
Si vous aimez Alexis
Tous ſes maux ſont finis.
Mais jurez moi qu' avant l'aurore
En menant paître vos moutons,
Nous nous dirons cent fois encore
Que pour toujours nous nous aimons.

La peur fit qu'elle jura
D'aller ſur l'herbette:
Il prit ſa main la baiſa,
Et puis il s'en alla.
De lendemain la Bergerette
Voulut accomplir ſon ferment;
Helas on dit que la pauvrette
Perdit beaucoup en s'acquittant.

Di la Berdi.

Duo.

Duo.

Andantino. J. J. Rousseau.

J. J. Rouſſeau.

Andantino.

Que dis je, helas! differe encore
Differe un moment à t'ouvrir:
Le Jour qui doit te faire eclore
Eſt celuici qui doit le Fletrir.

Themire eſt une fleur nouvelle
Qui doit ſubir la meme loi,
Roſe, tu dois briller comme elle;
Elle doit paſſer comme lui.

Descends de tatige épineuſe,
Viens la parer de tes couleurs;
Tu Dois être la plus heureuſe
Comme la plus belle de fleurs.

Va, meurs ſur le ſein de Themire;
Qu'il ſoit ton trone et ton tombeau,
Jaloux de ton ſort, je n'aſpire
Qu'au bonheur d'un trepas ſi beau.

L'amour aura ſoin de t'inſtruire
De quel coté tu dois pencher,
Eclate a mes yeux ſans leur nuire;
Pare ſon ſein ſans le cacher.

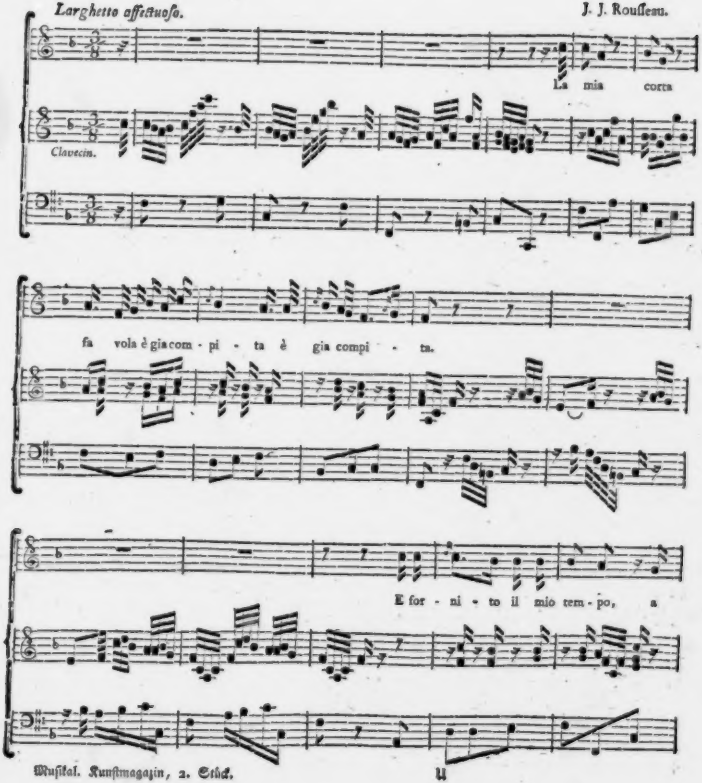
Si quelque main a l'imprudence
D'y venir troubler ton repos
Emporte avec toi ta defenſe,
Garde une epine á mes rivaux.

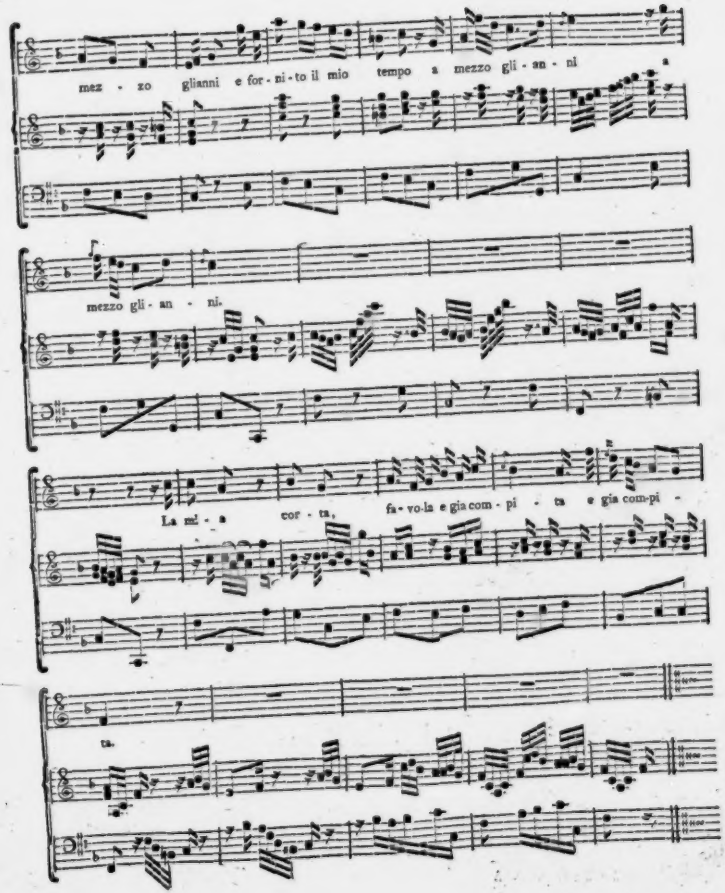
Qu'enfin elle rende les armes
Au Dieu qui forma mes liens,
Et qu'en voyant périr tes charmes,
Elle apprenne à jouir de ſiens.

Bernard.

Aria.

Aria.


Larghetto affettuoso.
J. J. Rousseau.
La mia corta
Clavecin.
fa vola è già com - pi - ta è già compi - ta.
E for - ni - to il mio tem - po, a


mez - zo glianni e for - ni - to il mio tempo a mezzo gli - an - ni
mezzo gli - an - ni.
La mi - a cor - ta, fa - vo - la e gia com - pi - ta e gia com - pi -
ta.

Ogni Oggetto ch'altrui piace
Per me lieto più non è
O perduto la mia Pace,
Son'io ſteſſo in odio a me.

La mia Fille il mio bel Foco
Dite o Piante, e forſe qui?
Ahi la cerco in ogni loco,
E pur ſo ch'Ella partì.

Quante volte o fronde amate
La voſtr' ombra ne copri!
Corſo d'ore ſi beate
Quanto rapido fuggì!

Dite almeno amiche fronde,
S'el mio Ben più revedrò?
Ahi che l'Eco mi riſponde,
E mi par che dica, No.

Sento un dolce mormorio,
Un ſoſpir forſe ſarà
Un ſoſpir dell' Idol mio,
Che mi dice, tornerà.

Ahi ch'è il ſuon del Rio che frange
Tra quei ſaſſi il freſco umor,
E non mormora, ma piange
Per pietà dell mio dolor.

Ma ſe torna, fia più tardo
Il ritorno e la pietà;
Che pietoſo invan lo ſguardo
Sul mio Cener piangerà.

Rouſſ.

II.

Eſſai ſur la muſique ancienne & moderne IV Tomes & III. Cahiers de Muſique. 4. Paris. (Par Mr. de la Borde.)

So einſeitig, flach und unvollſtändig auch die theoretiſchen Abhandlungen dieſes Werks ſind, ſo ſehr intereſſant iſt es doch für die Geſchichte der neuern Muſik. Die bisherigen Geſchichtſchreiber der Muſik haben alles was ſie in heiligen und profanen Schriften von der Muſik der Egipter, Hebräer, Griechen und Römer fanden zuſammen geſtoppelt, ihre oft erbärmlichen Erklärungen, und Bemerkungen hinzugefügt, und nun geglaubt eine Geſchichte der Muſik geſchrieben zu haben. Das thut nun zwar Herr de la Borde auch; er läßt es aber doch nicht blos dabey bewenden, ſondern giebt nun noch einige Bände voll Nachrichten von italiäniſchen und franzöſiſchen, hie und da auch Deutſchen, Komponiſten, Dichter, Sänger, Sängerinnen und Spieler aller nur benamten Inſtrumenten. Dieſe Nachrichten enthalten, bey hundert geringfügigen, ganz unützen, oft auch falſchen Erzählungen, hie und da ſo ſchöne intereſſante und wichtige Schilderungen, geben dem denkenden Künſtler oft ſolche bedeutende weitführende Fingerzeige, daß das Werk dadurch zu einer ſehr intereſſanten und nützlichen Künſtlerlecture wird.

Hier iſt der Inhalt dieſes durch eine Menge ſchöner Kupferſtiche koſtbahren Werks: man kann daraus den Plan deſſelben erkennen.

Tome Premier.

Livre Premier.

De la Muſique, ſa Diviſion, Diviſion de la Vocale & de l'Inſtrumentale, ſuivant les Anciens. Son Antiquité, & comment elle fut trouvée. Les premiers chants furent ſans doute conſacrés à Dieu. De la Muſique chez les Juifs. De la Muſique chez les Chaldéens & autres Orientaux. De la Muſique chez les Egyptiens. De la Muſique chez les Grecs. De la Muſique chez les Romains. De la Muſique en Italie. De la Saltation, ou Art de Geſtes. Des jeux publics des Anciens. Des Acclamations & Applaudiſſements. De la Muſique depuis les Gaulois, juſqu' à nous. De la Muſique des Chinois. De la maniere d'ecrire la Muſique depuis le quatorzieme ſiecle juſqu' au ſezieme. Supplement à ce Chapitre. De la Muſique des Hongrois. De la Muſique des Perſans & de Turcs. De la Muſique des Arabes.

Livre Second.

Inſtrumens des Hebreux. Uſage des Inſtrumens dans les ſacrifices & dans les fêtes. Inſtrumens employés dans les Triomphes. Inſtrumens dans les Jeux & les Fetes publiques. Inſtrumens dans la Navigation. Inſtrumens dans les Feſtins. Inſtrumens dans les Funérailles. Inſtrumens dans la Muſique militaire. De la Muſique d'Egliſe. De la Muſique des Negres. Inſtrumens à vent, antiques. Inſtrumens de Percuſſion, antiques. Inſtrumens a Cordes, antiques. Inſtrumens a Vent, modernes. Inſtrumens de Percuſſion, modernes. Inſtrumens a Cordes, modernes. Inſtrumens chinois. Inſtrumens arabes. De la Muſique des Ruſſes. De l'Opera, de l'Opera Bouffon, de l'Opera Comique & du Concert ſpirituel. Confrerie de St. Iulien des Menetriers. Du Roi des Violons. De la Muſique chez les Grecs modernes. Sur les Pierres ſonores de la Chine. Muſique de Siamois. Supplement à la Muſique des Arabes. De la Poëſie Lyrique des Morlaques & de leur Muſique.

Tome

Tome Second.

Livre Troiſieme.

De la Muſique. Du ſon. Des Intervalles. Ce que c'eſt les conſonances. Pourquoi elles ſont parfaites. Ce que c'eſt les Diſſonances. Pourquoi elles ſont imparfaites. De la Compoſition. De la Melodie. Figures ou Caracteres dont on s'eſt ſervie en differens tems pour noter la Muſique des Anciens. Etendue des Voix. Des Modes ou Tons. Des Cadences. De l'Harmonie. De l'Echelle des Grecs & de la notre. Du Chromatique. De l'Enarmonique. De la Baſſe fondamentale. De la Baſſe-continue. De la Baſſe-contrainte. Des Parties Superieurs. Du Deſſein. De l'imitation. Du Canon. De la Fugue. Du Contre point. Du Chant ſur le Livre. Du Plaint-Chant. De l'Accompagnement & des Accordes. De la Tablature. Canons. Morceaux de Muſique des ſeizieme & dix-ſeptieme ſiecles.

Livre Quatrieme.

Reflexions ſur les Chanſons. Des Chanſons Grecques. Des Chanſons Romaines. Des changemens arrivés à la Langue Françoiſe. Des Chanſons Françoiſes & des Poëtes Chanſonniers des douzieme & treizieme Siecles. Chanſons du Chatelain de Coucy. Table des Chanſons des douzieme & treizieme Siecles, dans les manuſcrits du Vatican, du Roi, de M. le Marquis de Paulmy, de M. de Sainte-Palaye, de M. de Clairambaut, & de M. M. de Noailles. De quelque Poëtes Lyriques François des quatorzieme & quinzieme Siecles. Chanſon du Danemarck, de la Norvege, & de l'Islande. Des Chanſons, & Poëſis Heroïques. Chanſons Perigourdiens, Strasbourgeoiſes, & Auvergnates. Choix de Chanſons françoiſes miſes à quatres parties: Chanſons Gaſconnes. Bearnoiſes, Languedociennes & Provençales. Danſes Grecques, Sauvages, de differentes Provinces de France, de la Chine, de la Ruſſie.

Tome Troisieme.

Livre Quinzieme.

Poëtes Muſiciens Grecs & Romains. Muſiciens Grecs & Romains. Auteurs Grecs & Romains, qui ont ecrit ſur la Muſique ou parlé de Muſiciens. Compoſiteurs Italiens. Poëtes Lyriques Italiens. Des Chanteurs & Cantarines celebres en Italie. Auteurs Italiens & Latins, qui ont ecrit ſur la Muſique dans les derniers ſiecles. Compoſiteurs François. Muſiciens François. Auteurs François, qui ont ecrit ſur la Muſique.

Tome Quatrieme.

Livre Sixieme.

Poëtes Lyriques François. Supplement au Chapitre IV. du Tome troiſieme. Notice d'un Manuſcrit de la Bibliotheque de M. le Duc de Valliere, contenant le Poëſies de Guillaume de Machau, accompagnée de Recherches hiſtoriques & critiques, pour ſervir a la vie de ce Poëte. Lettre ſur la formule *Nos Dei gratia.*

Alle dieſe Materien ſind nun nicht blos hier abgehandelt, ſie ſind auch mit einer ſehr großen Menge ſchöner abbildender Kupferſtiche und Proben all' der verſchiedenen Muſik- und Dichtarten die der V. abhandelt, begleitet. Es iſt ſchade, daß bey ſo großen Koſten das Werk ſo unvollſtändig hat bleiben müſſen: die theoretiſchen Abhandlungen ſind ſehr kurze unbedeutende Auszüge aus Rameaus, d'Alemberts, Rouſſeaus und andern franzöſiſchen Schriften, und alles von dem V. ſelbſt Geſammelte ſteht ſo einzeln, ſo durcheinander oft ſo zwecklos da, daß man wol ſieht der Verfaſſer iſt kein Tonkünſtler, hat wenig Einſicht in das Weſen der Kunſt, hat geſammelt ohne Plan, und drucken laſſen ohne Plan. Wären all' die ſchönen Materialien die der V. für die Geſchichte der neuern Muſik geſammelt in die Hände eines reifen kunſtſinnigen Künſtlers oder ächten Kunſtkenners gekommen, der ſie gewählt, berichtigt, ergänzt, geordnet, angewandt hätte, da könnten wir nun ein Werk haben, das

uns noch ganz fehlt. Man stößt auf höchst lächerliche Züge, die beweisen, wie wenig der V. seine Materialien gekannt hat: z. B. das Hillersche Operettenlied: **ohne Lieb und ohne Wein**, steht drinnen abgedruckt als altes Elsasser Volkslied, u. d. m.

Unvertilgbar gebrandmarkt hat der V. sein Werk durch die aller hämischten, kurzsichtigsten und boshaftesten Ausfälle auf Rousseau, dem er nicht werth ist die Schuhriemen aufzulösen.

Von den sehr interessanten historischen Nachrichten werd' ich künftig meinen Lesern mehrere mittheilen. Die Anekdoten von Piccini und **Biondel** im ersten Theil des Kunstmagazins hab' ich schon aus diesem Werke genommen.

III.

Thirza und ihre Söhne, ein musikalisches Drama, in Musik gesetzt und als ein Auszug zum Singen beym Klavier herausgegeben von Johann Heinrich Rolle, Leipzig 1781.

Wie alle früheren Dramen des Herrn Rolle, beweist auch dieses, daß er ein gefälliger populärer Komponist ist, daß das Sanfte und Zärtliche ihm ganz vorzüglich eigen ist, und daß Richtigkeit des Satzes ihn vor andern neuen Komponisten auszeichnet. Nur was ich bis izt noch in allen Dramen des Herrn Rolle und — warum solle' ichs nicht sagen? — in allen mir bekannten großen musikalischen Werken vermißt habe: das Ganze, das sind' ich auch hier nicht. Ich habe mich an einem andern Ort über das musikalische Ganze erklärt, die Stelle wird hier nicht am unrechten Orte stehn, ich will sie statt alles Sprechens über das Einzelne hier abdrucken lassen. Wer davon nicht selbst die Anwendung auf das einzelne Werk machen kann, für den würd' ichs auch umsonst hier gethan haben.

Das musikalische Ganze bestehet in der genauesten Beobachtung des Ganges der Leidenschaft und in der genauesten Bestimmung und Ausführung der Charaktere.

Hiezu ist nöthig, daß der Komponist das menschliche Herz studirt habe; daß er die Natur der Leidenschaft kenne; daß er von Natur ein feines Gefühl habe, und dieses Gefühl durch jenes Studium berichtigt habe; daß er eine hinlängliche Kenntniß der Sprache und der Poesie besitze: ferner, daß er den ganzen Umfang seiner Kunst kenne und übersehe; daß er die Harmonie nicht nur mathematisch und mechanisch studirt habe, sondern auch ihre Wirkung aufs Gefühl genau kenne: daß er überhaupt seine Kunst nicht bloß mechanisch erlernt, sondern alles selbst durchgedacht, angewandt, und durch die Erfahrung bestätigt gefunden habe: endlich, daß er die Natur der Töne, der Bewegungen, der menschlichen Stimme, und aller musikalischen Instrumente aufs genaueste kenne, und vorzüglich ihre Wirkung bey der Ausführung selbst aus Erfahrung wisse.

Ist der Singekomponist dieser Mann, dann wird er zuerst das vor sich habende Subjekt genau überdenken, und dem wahren Gange der Leidenschaft selbst nachspüren, bis er ihn glaubt erkannt, gefühlt zu haben. Alsdenn wird er seinen Dichter vornehmen, und sehen, wie dieser das Subjekt behandelt hat. Findet er im Dichter andern Gang, als ers sich dachte, als ers fühlte, so wird er genau untersuchen, worinnen die Ursache liegt, daß er mit dem Dichter verschieden dachte, verschieden fühlte. Findet er selbst den Grund nicht, der das Verfahren des Dichters rechtfertigt, so wird er sich mit dem Dichter darüber besprechen, wird dem Dichter seine Gründe sagen, und die gegenseitigen Gründe hören. Kann ihn der Dichter von der Wahrheit und Richtigkeit seines Verfahrens nicht überführen, und will dieser auch die Bemerkungen des Komponisten nicht nutzen, so wird der Komponist durch seine Behandlung den Dichter zu verbessern suchen, er wird seinen Fehler verstecken, wozu er mancherley melodische, harmonische und rythmische Mittel in Händen hat.

Findet aber der Komponist den Dichter selbst als den Mann, der den Gang der Leidenschaften genau beobachtet hat, so wird er ihn genau studiren, und sich strenge an ihn halten. Ehe er aber zu arbeiten anfängt,

fängt, wird er die Arbeit des Dichters auch erst in Absicht auf die Form des Stücks genau untersuchen, damit ihm nicht unmusikalische Form, unmusikalischer Ausdruck des Dichters zu Nebenwegen verleite, zwinge, die ihn in seinem Gange aufhalten, und zuletzt irre führen würden. Hierüber pflegen die Dichter freilich nicht allemal am verträglichsten und nachgebendsten zu seyn, ob wir ihnen gleich zum Bewegungsgrunde die Natur unserer Musik angeben können, die von der Musik, die sich der Dichter mit seiner lebhaften Einbildungskraft denken kann, ein gut Theil verschieden ist.

Der Komponist wird den Dichter weit bereitwilliger zu Aenderungen und zu gemeinschaftlicher Arbeit zu Einem Zwecke finden, wenn er vernünftige und in der Natur der Sache gegründete Dinge von ihm verlange. Wer kanns aber itzt dem Dichter verdenken, daß er oft hartnäckig auf seiner ersten Meynung bestehet, wenn die Forderung des Komponisten Schlendrian, Mode, eigensinnigen Geschmack eines Einzigen, und dergleichen Dinge mehr, zum Grunde hat?

Wenn nun der Komponist mit dem vor sich habenden Stück zufrieden ist, dann wird er den Plan zum ganzen Stück überdenken, wird mit diesem Gedanken noch einmal das Stück lesen: die Hauptpunkte der Leidenschaft, wo sie am höchsten steigt, werden sich stark bey ihm eindrücken, er bezeichne sie.

Nun wird er das Stück noch einmal lesen mit vorzüglicher Aufmerksamkeit auf die einzelnen Theile, in welchen Graden die Leidenschaft bis zu jenem hohen Punkte steigt; er bezeichne sich wieder die Hauptgarde mit verschiedenen Zeichen von den kleinern Graden. Nun überdenke er alles noch einmal zum Ganzen: stimmt alles überein, so ist sein Plan fertig, und er wird den wahren Gang der Leidenschaft nicht verfehlen.

Ehe der Komponist nun aber zu arbeiten anfängt, hat er noch eine wichtige Betrachtung zu machen über die Charaktere der handelnden Personen. Er wird sie betrachten von Seiten ihrer herrschenden Leidenschaft und der Bestimmtheit derselben, von Seiten ihrer Würde, ihrer Wichtigkeit und Beziehung auf die Handlung, und endlich von Seiten des Einflusses, den alles dieses in den Ausgang der Handlung hat.

Er wird den Dichter eben so genau, wie dort beym Gange der Leidenschaft, in der Behandlung seiner Charaktere untersuchen, wird vorzüglich darauf sehen, ob der Dichter seinen Personen eine Hauptleidenschaft gegeben und wie er diese bestimmt hat: denn unser Singekomponist, wie wir ihn hier annehmen, kennt auch genau die Gränzen seiner Kunst, und weiß, daß sie nicht allemal die Modificationen der Empfindung und Leidenschaften auszudrücken fähig ist, wenigstens, daß der musikalische Ausdruck bey der verschiedenen Modification des jederzeit bestimmten und deutlichen Ausdrucks nicht fähig ist. Er wird sich auch hierüber mit dem Dichter zu vereinigen suchen.

Hat er nun das Schickliche und Angemessene der Charaktere bestimmt, dann fange er an zu arbeiten, und überlasse sich seinem Gefühle. Es werden ihn zuweilen einzelne Veranlassungen zu glänzenden Schönheiten, die nicht ins Ganze gehören, reizen, hinreißen wollen: ein Blick aufs Ganze, auf seinen Plan, wird diesen eitlen Reiz aber ersticken, wird das Gefühl des Künstlers beruhigen, erheben. Der junge feurige Künstler sage daher nicht, die Regel lege ihm Fesseln an, sie soll nur zum sanften Zügel dienen, das Genie dahin zu lenken, wo es am meisten hervorbringen, am stärksten wirken kann.

Dieses dünken mir die sichersten Mittel, ein musikalisches Ganze hervorzubringen. Arbeitet der Komponist so, mit der Ueberlegung und mit dem Blick aufs Ganze, dann werden wir durch seine Musik bald in die Empfindung versetzt seyn, die das Stück eigentlich erregen soll; dann werden wir in dieser Empfindung nicht durch unschickliche Dinge unterbrochen werden, sondern sie wird ungestört anwachsen und zu dem Grade steigen können, den der Dichter zum Augenmerk hatte.

Außer diesem großen Ganzen kann der Komponist auch, gleich dem Dichter, den einzelnen Theilen seines Werks eine gewisse Vollständigkeit geben, die mit der Ordnung der Theile unter einander zum großen Ganzen sehr wohl übereinstimmt. So wie es uns bey dem dramatischen Dichter sehr ergötzt, in jeder Hand-

lung, und oft in jeder Scene, einen bestimmten Schritt näher zum Zwecke, zu entdecken, und in diesem Schritt die Ausführung zu bemerken: so trägt es auch dem Komponisten sehr viel zu unserer hohen Ergötzung bey, jenes Bestimmte, jenes Ausführliche in seinen einzelnen Theilen, in jeder Arie, und, wo möglich, in jedem Recitativ zu bemerken. Und wir können dieses wohl zu der Vollkommenheit des Ganzen verlangen.

Noch eins: die Musik ist an sich selbst schon als Musik eine Ergötzung, ohne daß sie Empfindungen und Leidenschaft nachahmt. Sie darf uns eben nicht traurig, lustig und Erstaunen machen, und kann doch durch ein bloßes angenehmes Gemisch von Tönen unser Ohr auf eine liebliche Art so kützeln, daß wir ergötzt werden. Sie kann ferner durch ihre mannigfaltige und künstliche Verhältnisse der Töne unter einander, durch die Verwickelung und Auflösung derselben, auf eine angenehme Art unsern Verstand beschäfftigen, und uns dadurch auf eine edle Art ergötzen. Endlich kann sie beides verbinden. Dieß ist die Ursache, warum wir an bloßer Instrumentalmusik, ja auch keine bestimmte Empfindung oder Leidenschaft ausdrückt, dennoch Vergnügen finden. Dieß ist auch die Ursache, daß Mannheimer Instrumentalmusik, die das Ohr angenehm kützelt, dem bloßen Liebhaber vorzüglich gefällt; daß sogenannte Berlinische Musik, die den Verstand beschäfftigt, dem gelehrten Kenner vorzüglich gefällt; und daß vernünftige Verbindung von beiden, dem billigen und gefühlvollen Kenner die höchste Ergötzung bey der Instrumentalmusik gewährt.

Die vernünftige Anwendung dieser an sich selbst schon ergötzenden Musik, zur Bereicherung und Vervollkommung der Leidenschaft nachahmenden Singemusik, wird dem Komponisten nicht nur erlaubt, sondern sogar nothwendig anzurathen seyn. Nur vergesse er nie, daß die Anwendung davon vernünftig seyn muß, daß sie in Beziehung auf Leidenschaft, Person und Ort schicklich sey, und dem höheren Endzwecke untergeordnet bleibe. Der Componist, der dieser Verbindung fähig ist, gewährt uns die edelste und höchste Ergötzung, die die Tonkunst zu gewähren vermag, u. s. w.

IV.

Heilig mit zwey Chören und einer Ariette zur Einleitung, von Carl Philipp Emanuel Bach. Hamburg, im Verlag des Autors, 1779.

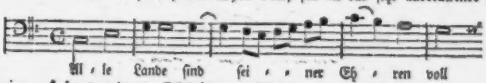
„— — — Eigentlich schicken sich weder Arien noch Recitative in die Kirche; am wenigsten Arien von so üppigem und spielendem Gesange, dergleichen in den meisten neuen Kirchenmusiken befindlich sind. Die Ehöre scheinen sich allein für die Kirche zu schicken, sie allein flößen dem versammelten Volke die Andacht und Ehrfurcht ein, die das Herz im Tempel Gottes erfüllen sollen.

In der einzelnen Arie stört die schöne Stimme die Andacht eben so sehr, als die schlechte, und vielleicht noch mehr: denn sie zieht unsere Aufmerksamkeit an sich, und vergnügt uns da, wo wir sollen erbaut und gerührt werden, und zwar auf andre Weise gerührt, als es die Schönheit der Stimme thut. Ueberhaupt gehört der blumenreiche und verzierte Gesang gar nicht in die Kirche, gar nicht zur wahren Würde und zur wahren erhabenen Schönheit der Tonkunst, so sehr er sie auch zu ihrer übrigen Anwendung bereichert. Nur der reine und einfache Gesang, der geradezu aus der bestgeordnetsten reinsten Harmonie entspringt, das ist der wahre edle Gesang, das ist der Gesang der Kirche, und der kann am vollkommensten in den Chören statt finden. Nur die vollkommenste Folge oder Continuität der Harmonie, — die desto vollkommner ist, je mehr das Vorhergegangene Vorbereitung zur Folge ist, je mehr es die Folge nothwendig macht, — nur diese Continuität der Harmonie, wenn sie zugleich die beste Fortschreitung jeder einzelnen Stimme, und vorzüglich der Oberstimme hat, ist wahre Schönheit der Tonkunst, die nie und bey keinem ihre edle Wirkung verfehlt; und nur so gehört die Tonkunst in den Tempel.

Diese würdige heilige Musik erfordert und verdient alsdann aber auch eine ganz andere heilige Poesie, als die bisherigen geistlichen Poesien größtentheils gewesen, eine heilige Poesie, die dem ganzen Volke verständlich, wichtig und heilig ist, die ihm nicht erst durch gedruckte Texte, auch nicht durch den Sänger erst bekannt gemacht würde: sie müßte ihm schon lange im Herzen heilig seyn, und nun durch die Gewalt der Töne tiefer einge-

eingeprägt werden, ihm noch wichtiger, noch heiliger werden. Dies ist die wahre Vereinigung der edlen Dichtkunst und der edlen Tonkunst zu ihrem größten Nutzen, zu ihrem höchsten Zwecke. " — —

Diese Idee, von der ächten edlen Kirchenmusik, die ich vor einigen Jahren an einem andern Orte äußerte, ist hier in diesem meisterhaften Heilig — die Einleitungsarietta ausgenommen — so vorzüglicher erfüllt, daß ichs nicht lassen konnte, es, wenn gleich nicht als eines der neuesten, doch als eines der merkwürdigsten musikalischen Werke anzuzeigen. Außer der fleißigen zweckmäßigen Arbeit und meisterlichen Vollendung des Ganzen, zeigt sich hier auch unsers Bachs Originalgenie in einem großen gewaltigwirkenden Zuge. Die Chöre der Engel und der Völker wechseln ab und singen gegen einander: da moduliert nun das Chor der Engel immer in entfernte fremdere Töne; hebt leise an, tönt einen Augenblick stärker und wieder leise, wie Harfengelispel erzeugt von wehender Himmelsluft: und das Chor der Völker fällt dann gewaltig in den helltönendern entfernten gewöhnlichern Ton, und bleibt stark. So hebt der erste Engelgesang in F dur an, geht schnell in Fis dur und schließt mit halbem Schluß in Cis dur, und das Chor der Völker fällt in D dur ein und schließt in D dur. Drauf hebt das Chor der Engel wieder in H dur an, und schließt in Fis dur: und nun fällt das Chor der Völker wieder in G dur ein und schließt so. Hier fällt das Chor der Engel wieder in F mol ein und schließt in H dur, worauf das Chor der Völker wieder in C dur einfällt, und so schließt. Nun vereinigen sich beyde Chöre zu den Worten: **Alle Lande sind seiner Ehre voll**, für die das sehr ausdrückende Fugenthema



meisterhaft, ohne zu gesuchte verwirrende Effektödtende Künsteleyen, ausgeführt wird.

Jene schnelle Tonwechselungen sind nun nicht an und vor sich selbst so merkwürdig, denn nichts ist leichter als durch enharmonische Rückungen in noch entferntere Töne schnell überzugehn, und ihre zu häufige Anwendung zeigt nur oft den Mangel ergiebigen Genies an. Aber die Anwendung derselben zum Ausdruck, zur Charakterisirung des Himmels- und des Erdenchors, die ist groß, und eben die Symplicität des Mittels macht den Zug zum Orginalgeniezug. Alsdann die meisterhafte Vertheilung des forte und piano! —

Könnt' ich je dieß Heilig so meisterhaft ausführen hören, als es gearbeitet ist! Aber das wirds bey unsern Sängern und Geigern und Pfeiffern nie! Man setzt immer mehr das größte Verdienst in Geschwindigkeit und zwecklosem Hokuspokus, und so findet man fast selten mehr einen Sänger und Spieler, der rein intoniren und den Ton bedeutend halten und führen kann. Nun aber gehören zu einem solchen Chor wenigstens funfzig wahre Sänger und noch mehr Instrumentalisten: da giebts denn ein Heulen und Streichen daß einem Herz und Ohr weh thut. In mehr als einer großen Stadt hab' ichs schon aufführen hören, aber ich muß gestehn, daß ich noch nicht einmal eine Idee davon hätte, wäre mir nicht die Partitur zu Gesichte gekommen.

Große freye Reichsstädte könnten ihrer innern Verfassung nach, noch am ersten wahre Kirchenmusik haben, wenn sollten sie ihres eigenen Wohls wegen ernstlicher suchen. Aber da müßte nicht der Magistrat oder das Volk Sänger und Spieler wählen und annehmen: einen solchen Mann wie C. Ph. E. Bach zum Musikdirektor wählen, das ist seiner Sache, alles übrige muß nun allein die Sache des Musikdirektors seyn. Zu guter Belohnung aller der nöthigen Glieder für eine würdige Kirchenmusik würde sich das Volk gewiß eben so bereit finden lassen, wie zu Erbauung hoher Thürme, wenns ihm nur eben so ernstlich angebrungen würde, und gewiß noch bereitwilliger als zu Erhaltung eines Theaters, das doch weit kostbarer ist. Könnt' ich wie Rousseau stark und treffend und überzeugend schreiben, ich würde an alle freyen Reichsstädte erst seine vortrefliche Schrift über die Verderblichkeit eines Theaters in Genf, und dann meine eigne über die Wichtigkeit einer wahren ächten Kirchenmusik addressiren. Wirkte das, wie es sollte, o wie würden mir dann ihre Herzen bey der ersten ächten Aufführung dieses Heiligs danken!

V.

Ariadne auf Naxos, ein Duodrama, von Georg Benda in Partitur. Leipzig bey Schwickert.

Ein wichtiges Geschenk für jeden ächten Tonkünstler und Tonkunstfreund, der ein solches Werk in einer solchen Partitur zu benutzen und zu genießen weiß.

Mit diesem Schauspiel gab uns Benda vor sechs Jahren eine ganz neue lyrische Schauspielgattung, zu der Rousseau den Franzosen vor zwanzig Jahren schon die Idee und das poetische Muster in seinem Pygmalion gab. Hätte damals ein Mann wie Benda diese Poesie in Frankreich musikalisch bearbeitet, und sie so aufs Theater gebracht, das Stück hätte gewiß eine sehr auffallende unvergeßliche Epoche gemacht. Benda unbekannt mit Rousseaus Idee, — denn er lebt wie alle wahrhaftig große Künstler sein eignes in sich verschlossenes Künstlerleben — Benda fiel bey uns auf dieselbe Idee, wählte ein viel interessanteres Sujet in der Ariadne, bearbeitete es mit großem Genie, brachte es auf unsre — — Schaubühnen; und was geschah? die Neugierde Aller beschaute es, und mit ihr war alles befriedigt nach gethaner Beschauung. Er hat uns noch eine Medea gegeben, in der sich der denkende, vollendende Meister mehr noch zeigt, und beyde Stücke werden kaum alle halbe Jahr noch einmal gesehen.

Das ist die Geschichte des deutschen Theaterpublikums und der Ariadne. Hier ist die Meinige. Briefe von Gotha und Leipzig her verkündeten mir die Erscheinung der Ariadne. Da entstanden bey mir allerley Raisonnements von unnatürlicher übeltönender Vereinigung der Rede und Musik, von unzeitiger Unterbrechung der Handlung durch Zwischenspiele, von unbestimmtem, schwankendem, musikalischen Ausdruck, von unvermeidlichen malerischen Spielereyen in Musik, von Flickwerk unvereinbar zu einem Ganzen, u. s. w. So stands bey mir, als zum erstenmal bey uns Ariadne gegeben wurde: meine Schritte nach dem Schauspielhause waren nicht die schnellsten. Die Ouverture hub an, und nun stellt ich mich in Positur zu beobachten: des Vorhangaufziehens war ich mir, hingerissen durch die unaussprechlich herrliche Ouverture, schon kaum halb bewußt; so war das Stück zu Ende, und ich stand von namenlosen Gefühlen durchdrungen, hin und hergeworfen, meiner selbst unbewußt wie angezaubert da. Das gieng mir bey den beyden folgenden Vorstellungen fast eben so. Hinterdrein, da ichs zehn zwölfmal gesehen hatte, da beobachtete ichs wol, daß an all jenen Einwürfen die die Spekulation giebt, etwas dran wäre: aber Bendas Genie hat einen solchen Zauber über das Ganze ausgegossen, daß die Wirkung seiner Musik bey jedem Menschen von Gefühl alles Raisonnement bey weitem überstimmt. Selbst Stellen, die mir hernach als tadelhaft erschienen, reißen mich noch oft beym Klavier so hin, daß ich mich aller verhergegangenen Kritiken darüber ärgere und schäme.

Ich hoffe nicht Leser zu haben, die mit der Einrichtung dieser Gattung noch nicht bekannt sind; indeß wer weiß? — Rede und Musik sind hier vereinigt: der Schauspieler deklamirt seine Rolle — die aus lauter Monologen besteht — ohne musikalische Vorschrift. Nach geendigten Perioden, bey wichtigen Momenten der Handlung, oft auch nur nach einzelnen Ausrufungen hält er inne, die Musik tritt ein, setzt die Empfindung fort, kündigt auch wohl den folgenden Gang der Empfindung an, während dessen der Schauspieler durch Action spricht; und bey äußerst hohen Punkten der Leidenschaft, geht Musik und Rede auch wohl zugleich fort. Die Zwischenspiele sind nun meist einzelne Gedanken, in verschiedenen Tönen und Zeitmaßen. In der Medea hat Benda einige Stellen fortdaurend Ariennäßig behandelt, so, daß das Zwischenspiel einer solchen Stelle, ein ganzes kleines Musikstück in bleibender Bewegung mit ausgeführtem Thema ist. Die wirkliche hervorstechend starke Wirkung dieser Stellen, verleitete mich in meinen beyden Duodramen Procktis und Cephalus und Ino, häufigern Gebrauch davon zu machen, und für jede Leidenschaft, für jeden Haupttheil der Leidenschaft, ein Thema auszuführen, um so mehr Einheit ins Ganze zu bringen. Ich habe aber bey der Aufführung nicht die Wirkung bemerkt, die ich mir davon versprach. Dem Raisonnement scheint dieß ohne Anstand vorzüglicher, dabey ists bey allem Anschein besserer, überdachterer Arbeit, gewiß leichter als für jeden Gedanken, für jeden Moment einen neuen so ausdrückenden, treffenden und musikalisch schönen Satz zu erfinden, wie es all die Zwischenspiele in Bendas Ariadne sind. Doch ich werde zu weitläuftig, will ohnedem diesem Werke nächstens

eine

eine Abhandlung über dieſe Gattung einrücken; hier alſo nur noch die hiſtoriſche Nachricht, daß die Königinn von Frankreich im vorigen Jahr zweimal an unſern wahrhaftig großen Benda ſchrieb, und ihn bat ſeine Ariadne, die ſie von Wien her kannte, in Paris ſelbſt aufführen zu ſehen. Das erſtemal ſchlug er es aus, zu herzlich anhängend an ſeinem lieben Georgenthal, wo er ganz ſich ſelbſt lebt: wiederholtes Erſuchen und Zurede ſeiner Freunde brachten ihn endlich nach Paris hin, wo ſeine Ariadne mit ſehr großem Beyfall bereits aufgeführet worden.

Ich kann dieſe Anzeige nicht ſchließen ohne meine Leſer zu fragen, ob ſie auch ſchon die beyden herrlichen Singeſpiele unſers G. Benda, Romeo und Julie und Walder beſitzen? Wo nicht ſo können ſie für Muſik gar nichts Angelegentlicheres haben, als dieſe unbeſchreiblich ſchönen Stücke zu ſuchen.

VI.

Clavierſonaten für Kenner und Liebhaber mit Rondos, von Carl Philipp Emanuel Bach, 1781.

Sammlung vermiſchter Klavier und Geſangſtücke, für geübte und Ungeübte, von Georg Benda. Zweiter Theil. Gotha bey Ettinger, 1781.

Six Sonates pour le Clavecin ou le Piano forte, par Mr. G. Hayden, Oeuvre XVII. Amſterdam & Berlin, chez Hummel.

Sechs Sonaten für das Klavier, von Ernſt Wilhelm Wolff. Leipzig bey Breitkopf, 1781.

Sechs Sonaten für das Klavier, von Nataneal Gottfried Gruner in Gera. Leipzig bey Breitkopf, 1781.

Sechs Sonaten für das Klavier, von Johann Gottfried Vierling, Organiſt zu Schmalkaden. Leipzig, 1781.

Dieſes ſind mir die wichtigſten unter denen im vorigen Jahre herausgekommenen Klavierſachen. Bach und Benda zeichnen ſich hier beſonders aus, durch große edle Manier im Scherz und Ernſt, Hayden durch orginälle männliche Laune, Wolff durch Witz und Galanterie, Vierling und Gruner durch Fleiß und Mannigfaltigkeit.

In der Bachſchen Sammlung iſt die dritte Sonate aus F mol bey weitem die vortreflichſte. Es iſt die, mit der mich Herr Kapellmeiſter Bach vor neun Jahren als Manuſcript ſo hoch beſchenkte, von der ich im zweiten Theil meiner Briefe mit ſo gerechten Enthuſiamus deklamirte, und die ich bis zum Tage der Erſcheinung im Druck wie ein Heiligthum in meiner Brieftaſche trug. Mir iſts noch immer, als ſey ſie ſelbſt Bachs vortreflichſte Sonate: redender, ſingender, durch jede Anwendung des Genies und der Kunſt hinreiſſender kann ich mir nichts denken.

In der Bendaſchen Sammlung befinden ſich einige geiſtliche Recitativen und Arien von großer Arbeit und edlem Ausdruck. Die Sängerinnen haben was dran zu ſingen, nicht zu Kollern ſondern zu Singen.

Unter den Handenſchen Sonaten iſt die dritte, fünfte und ſechſte von vorzüglich ſchönen edlen Charakter.

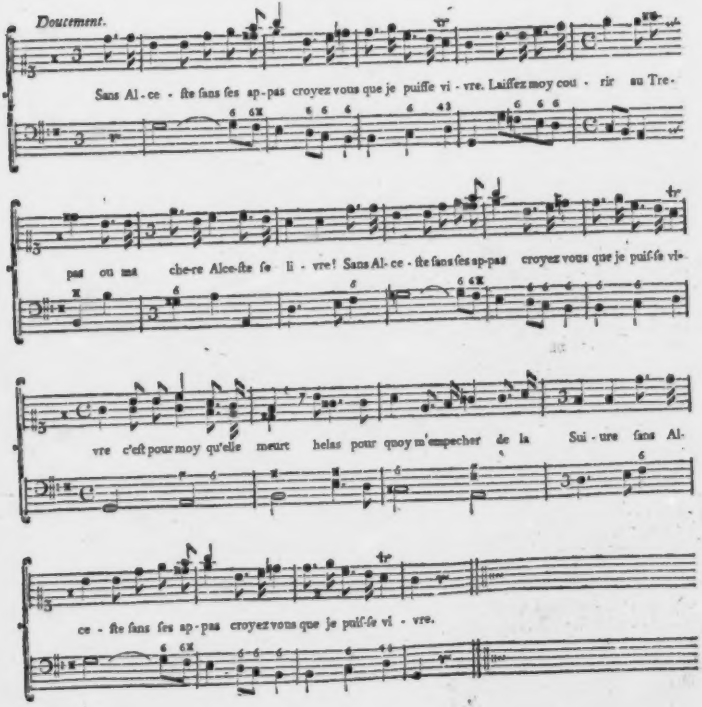
In den Wolfſchen Sonaten ſollte man den ſonſt ernſten Komponiſten, der ſchon das Gepräge eines künftigen klaſſiſchen Komponiſten zu tragen ſchien, nicht erkennen, ſtände nicht ſein Name vor, und wären nicht ſchon von ihm die allerliebſten kleinen Klaviersonaten (1779) heraus. Scherz, Witz und galante Wendung gaben ſich in den kleinen Sonaten faſt leichter, als in dieſen größern, wenigſtens ſieht man hier den Vorſatz galant ſeyn zu wollen, zuweilen mehr durch. Einige Stücke giebts aber drinnen, die an feiner, ich möchte ſagen artiger Empfindſamkeit und witziger Geſchmackfeinheit faſt unübertreffbar ſind: als das zweyte Stück der erſten Sonate und das erſte Stück der vierten, u. a.

Herrn Gruners Sammlung hat gewiß die Erwartung aller ſeiner Pränumeranten weit übertroffen, und er verdient nun, daß man ſich für den zweyten Theil dieſer Sonaten, deſſ er angekündigt, doppelt intereſſire: einmal wieder, wegen ſeines Unglücks durch den Geraſchen Brand, und dann wegen ſeiner muſikaliſchen Talente und ſeines Fleiſſes.

Herr Vierling zeigt in dieſen Sonaten ſehr wol, daß ſich die ſtrengen und wahren Lehren ſeines Meiſters, Kirnberger auch mit Geſchmack und Gefühl vereinigen laſſen. Die Fortſetzung ſeiner Sonaten wird gewiß nicht kalt aufgenommen werden.

Merkwürdige Stücke
großer Meiſter verſchiedener Zeiten und Völker.

Lulli.



Gluck.

Andante con espressione.

Nel ti - ran - - no affan - - no mi - o
Allegro.
ogni mor - te, o Numi e un
do - no d'una vi - - - ta co-si mi - se-ra peggior for - te, oh Di - o! non
v'è! peggior for - te oh Dio non v'è peggior for - te oh Dio non
v'è! No, cru - del non posso vi-ve-re, tu lo sai senza di te non posso
Andante.
vi - ve-re, Tu te sai sen-za di - te cru - del! cru-del! non posso

Gluck und Lulli.

Hier iſt dieſelbe Szene aus der Alceſte von **Gluck** und **Lulli** bearbeitet. Es bedarf wol keiner weitläuftigen Zergliederung, um zu zeigen, wie unendlich wahrer und ſchöner ſie im **Gluck** bearbeitet iſt. Schon die Wahl der Tonart, die mannichfaltigern bedeutenden Modulazionen, und die leidenſchaftliche Abwechſelung der Bewegung, geben ihr großen Vorzug, und dann die herrliche Akzentvolle Melodie, das ſchnelle Fallen und Steigen der Stimme, die ſehr ausdrückende Anwendung von ſchweren übermäßigen Intervallen — doch das läßt ſich nicht ſo mit Worten zeigen und zergliedern; **Das fühlt ſich nur, das ſagt ſich nicht.**

Auf̃m Papier ſiehts faſt aus, als wenn bey den Worten:

Nel tiranno affanno mio
Ogni morte, o Nume e un dono:
D'una vita coſi miſera
Peggior ſorte, oh Dio! non v' è.

die Ausweichung und der Schluß in C dur wieder die Leidenſchaft wäre. Allein, bey der Aufführung fühlt man's wohl, daß die Wirkung dadurch gewinnt; da der ganze vorhergegangene Geſang in der weichen Tonart verweilt hat, ſo wird dieſes auffahrende ſich empörende Gefühl, durch die harte Tonart wirklich ſtärker ausgedrückt. Daß es nicht zum Ausdruck der Freude werde, dafür iſt durch den chromatiſchen Gang bey den Worten:

D'una vita coſi miſera,

und durch ſchnell abwechſelndes forte und piano geſorgt. Es bleibt vielleicht nur der Schluß des Allegros, wo nicht gegenwirkend, doch ohne Wirkung. Dadurch gewinnt aber wieder der Uebergang in die weiche Tonart und in die langſamere Bewegung, offenbar. Unter hundertmal, iſt es gewiß neun und neunzigmal Affektwidrig, aus einer geſchwinden Bewegung ſchnell in eine langſame überzugehn: hier aber ſcheints mir ſehr natürlich. Das wüthende Gefühl, ſo ſich in Ausrufung an die Götter ausließ, geht wieder beym Anblick des geliebten ſterbenden Weibes in Wehmuth und Zärtlichkeit über. Tief in die Seele dringt hier die Wiederholung des erſten Geſanges; und dann der verſtärkte Ausdruck am Schluß auf das Wort: crudel! crudel! das iſt ein wahrer Geniezug. Vielbedeutend iſt auch das kurze ſteigende Ritornell.

Solcher Meiſtergeſänge unſers von wenigen, ſelbſt ſeiner Lobredner, ganz erkannten und gefühlten Glucks, werd' ich künftig mehrere meinen Leſern und Sängern vorlegen.

Im **Lulli** wird man hier übrigens die nackte Wahrheit der Deklamazion nicht verkennen. Man findet hier die faſt unmerkliche Vermiſchung der gleichen und ungleichen Bewegung zum Behuf der Deklamazion, um einzelne Worte nicht unnöthig zu dehnen, die bey Stücken, wo es vorzüglich auf Deklamazion angeſehn iſt, billig nicht ſo unangewand bleiben ſollte, wie es itzt geſchieht. Gluck hat ſie in ſeinen Opern oft mit großem Erfolg angewandt.

Händel.

Adagio.
sempre piano.
(Die rechte Hand fährt hier fort mit dem Baß im Unisono.)
O - chi bel - li voi sol fe - te gl'a - ltri ca - ri
del — mio amor voi — sol fe - te — gl'altri ca - ri
gl'a - ltri ca - ri del mio cor, o -
- - chi bel - li voi sol fe - te gl'altri ca - ri del — mio

Händel.

Dieſer liebevolle edle Geſang aus Händels Paſtor fido, eine ſeiner erſten Opern, iſt wol ein wahres Muſter edler ſchöner Simplicität und lebendigem Ausdrucks. Um die Melodie in ſchönem ſanftem Gange zu erhalten, iſt der Ausdruck der Unruhe des Singenden in die Begleitung gelegt, die von allen Inſtrumenten pizzicato im Uniſono geſpielt wird. Selbſt das pizzicato, ſonſt immer faſt Spielerey, das ſanfte Erheben der Saiten verſtärkt den Ausdruck der innern Unruhe, die ſchon durch die ungleiche Bewegung ſchön getroffen iſt. In der Melodie das ſanfte Winden durch die zunächſt liegenden Töne, meiſt halbe Töne; das ſanfte, nicht langſame Moduliren, in die verwandteſten Mol- und Durtöne; dann der herrliche unerwartete Eintritt nach dem kurzen Zwiſchenritornell: das Ohr, daß ſich beym Uniſono immer die angedeutete oder gewöhnliche Harmonie denket, vermuthet über dem D im Baß den harten Dreiklang, und unerwartet tritt die ſanfte kleine Terz ein, und bleibt liegen zur noch angenehmern kleinen Septime; dann wieder das ſanfte Moduliren nach allen nahverwandten Tönen in ſo wenig Takten — ſolche Mannigfaltigkeit giebt lebendige Einheit! — Und nun die kleine Dehnung, wie ſchmeichelnd, wie liebevoll, wie erhöht durch das, nur für ſie, Schweigen des Baſſes, dann der lebhaftere Gang zum Schluß; und nun das ganze Aushauchen Ausſchütten des überſtrömenden Gefühls in den beiden letzten Takten — o! wer das nicht alles fühlte, für den blickte und ſeufzte ſeine Liebe vergeblich ſanft auf! umirrte vergeblich ihr liebevolles Auge den Vielgeliebten; verſchlänge, verlöre ſich vergeblich das feſt an ihm hangende Auge in dem ſeinen; eilte vergeblich die Holde in ſeine Arme; hauchte all' ihre Liebe in ſeinen Buſen — denn ſo erſcheint mir der Sänger, ſing ich dieſen entzückenden Geſang!

Stimmphisiognomik.

Kein phisiognomisches oder patognomisches Zeichen ist für mich so sicher — möchte fast sagen so untrüglich — als die menschliche Stimme. Sey's nun, daß bey mir der Sinn des Gehörs am meisten geübt gebildet worden, oder daß die Menschen die Sprachorganen weniger in ihrer Gewalt haben, sie nach ihren Absichten zu modifiziren, zu verstellen, oder daß die wenigsten Menschen es bis itzt der Mühe nicht werth geachtet haben, darauf zu achten. — Ich thue oft Fragen an Leute, deren Beantwortung ich für jeden Fall Wort für Wort voraus weiß, um nur an dem Ton ihrer Stimme zu hören, in wieweit es ihnen denn doch in dem Augenblick gerade Ernst ist oder nicht. Hab' ich einmal die Stimme eines Menschen gehört so frappirt mich sein Gesicht selten mehr: seh' ich noch seinen Gang dabey so trügt mir selten meine Erwartung von seinem Gesicht. Mädchen und Weiber, die die Naive im hohem Grade täuschend zu spielen wußten; feige Jünglinge, die sich gar sehr das Ansehen des Muthigen und Entschloßenen zu geben wußten; Männer, die fast allgemein für Selbstdenkende, Gründlichunterrichtete gehalten wurden, hab' ich oft bey dem Ton ihrer ersten Rede dafür erkannt, wofür sie sich später Mehrern zeigten, und was sie wirklich waren. Es konnte nur in der richtigern Wirkung der Stimmen auf mein Ohr liegen, daß mein Urtheil oft gleich in dem ersten Augenblick so weit von dem Urtheil andrer Männer und Weiber abging, von deren Beobachtungsfähigkeit und phisiognomischen Sinn ich überzeugt bin. Vielleicht liegt auch hierinn der Grund, warum der liebe, edle, tiefblickende **Lavater** nicht mehr für Stimmphisiognomik beobachtet, nicht mehr darüber gesagt hat: wiewol es den ihm auch schon der gewaltige Umfang seiner Materien hinlänglich erklärt. Indeß hat er doch hie und da auch diese Materie, wiewol nur leicht berührt. Im ersten Bande führt er eine nicht unbedeutende Stelle aus **Gellerts moralischen Vorlesungen** an; sie heißt:

„Auch die Stimme ist **oft** der freiwillige Ausdruck unsers Charakters, und sie wird also auch das Gute und Fehlerhafte desselben an sich nehmen. **Es giebt einen gewissen Ton, der das Leere des Verstandes verräth, man würde ihn verlieren, wenn man Denken lernte.** — Das Leben der Stimme bleibt allezeit das Herz mit seinen guten Neigungen und Empfindungen.“

Weiter hin (S. 75) sagt Lavater sehr wahr:

„Stimme wird durch Laster und Tugend wie das Gesicht verschlimmert oder verschönert.“

Noch weiter (S. 153) heißt es:

„Sollte die Natur ihre Sprache dem Ohr und Auge des Menschen, so ganz unverständlich oder so „gar schwer gemacht haben? Ihm Aug' und Ohr, Gefühl, Nerven, innern Sinn gegeben haben, und „selbst die Sprache der Oberflächen nicht so unverstehbar gemacht haben? Sie, die die Töne fürs Ohr, „das Ohr für die Töne gemacht hat? Sie, die den Menschen so bald sprechen, und die Sprache verstehn „lehrt?“

Seite 181. erzählt Lavater ein sehr wichtiges, mir gar nicht unwahrscheinliches Faktum:

„Ein gewisser Herr Fielding in England der völlig blind war, unterschied die Schuldigen und Unschuldigen blos an dem Ton und Charakter ihrer Stimme, mit erstaunender Sicherheit.“

Künftig mehr hierüber. Es sey dieß nur ein Fingerzeig für denkende kunstsinnige Tonkünstler, die hierinnen durch die feinere Ausbildung ihres Ohrs viel voraus haben. Im **de Brosses über Sprache und Schrift**, vorzüglich in den Nummern 20, 21, 22 und 23, stehen auch hiehergehörige wichtige Bemerkungen.

Nazional-

Nazionaltänze.

1.

Polnisch.

Es ist vielleicht kein Tanz so sehr Bild und Ausdruck des Nazionalcharakters, als der polnische. So wie eine sonderbare Mischung von Hochmuth, Hofarth und kriechendem Wesen, der Hauptzug des polnischen Nazionalcharakters ist, so ist auch in dem rythmischen Gange der Polonoise, eine ganz auffallende Mischung von Majestät und Kleinheit. Der lange Dreivierteltakt, die vielen singkopirten Noten, der oft freye und schnelle melodische Gang, die häufigen starken Akzente, all' das macht einen gar auffallenden Kontrast, mit dem schnell und oft abwechselnden forte und piano, und mit den unvorbereiteten kurzen Schlußfällen auf dem zweiten, sogenannten schlechten Taktheil des letzten Takts. Ja die melodischen Schlußnote wird eigentlich erst auf dem letzten, also schlechtesten Taktheil, und zwar nur sehr schwach gehört, denn der Vorschlag vor der letzten Note, bekömmt den Akzent, und die letzte Note selbst wird so kurz abgezogen, das man sie fast gar nicht hört. Ich will hier eine Polonoise abdrucken lassen, — mich dünkt sie ist von **Grabowiecki**, — die, wenn gleich etwas feiner als sie der gemeinste Pole spielt, doch ganz und gar den wahren Nazionalcharakter hat, auch in Polen sehr häufig zum Tanz gespielt wird. Ihr Tanz ist eben so: er besteht aus lauter majestätischen Schritten, drey auf einem Takt, mit unter kommen dann kleine Krümmungen, wo der Mann einen Augenblick wie ein Sklave kriecht — das Weib aber — das überhaupt in Polen besseres, oder Natur zu seyn scheint, auch wirklich da regiert — das geht ihren stolzen Gang fort. Nun aber kömmt mit einen Male der Schluß eben so unvorbereitet, wie in der Musik; mitten in einem Schritt hält der Tänzer ein, und macht einen Bückling bis an die Erde.

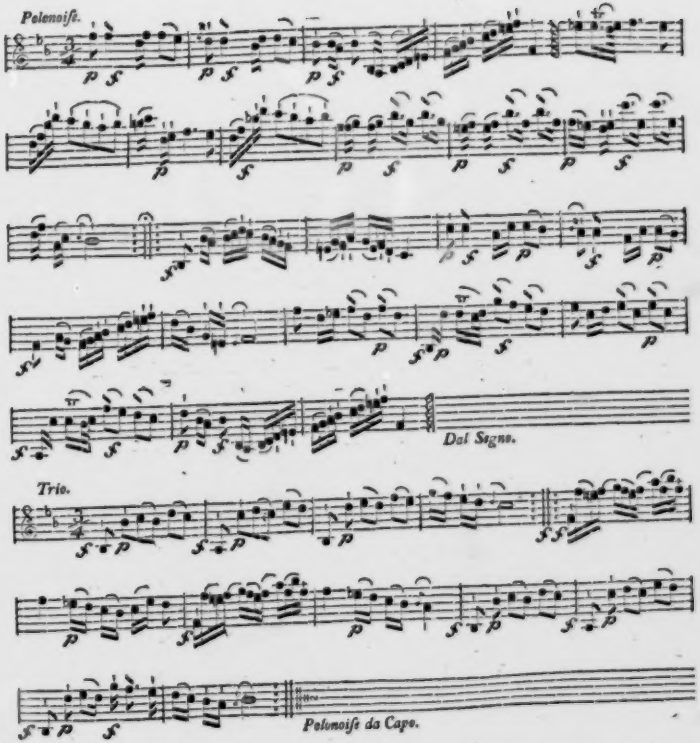
Für die Violine laß ich die Polonoise hier abdrucken, um die sehr charakteristischen Bogenstriche beizufügen, die die Polen allgemein anbringen; fürs Klavier, um diese wirklich sehr schöne Polonoise auch denen, die nicht Violine spielen, brauchbar zu machen. Das Zeichen (∾) bedeutet einen starken Druck mit dem Bogen: dabey muß ich noch anmerken, daß die vorhergehende kurzabzustoßende mit (ı) bezeichnete Note herunter gestrichen, abgesetzt, und die folgende Akzentnote wieder heruntergestrichen wird. Auch wird der Abzug bey einer Note mit einem Vorhalt sehr scharf gemacht. Ich muß mir auch noch dieses Zeichens (ıiii) bedienen, um anzuzeigen, daß von solchen Noten, über denen es steht, zwar jede einen besondern Strich bekommt, aber gar nicht gestoßen, sondern vielmehr mit einem recht langen Bogen, weich und schnell und wie zusammenhängend gestrichen werden.

Die Polonoise muß übrigens zwar lebhaft, und lebhafter als man sie in Deutschland zu spielen pflegt, aber doch nicht sehr geschwind gespielt werden.

Klavier.

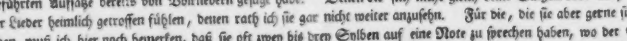
Dal Segno.
Trio.
Polonoiſe da Capo.

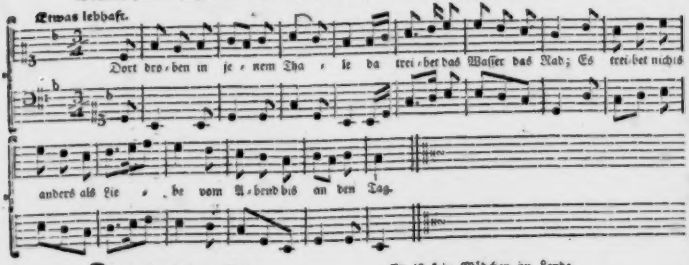
Violine.



Volklieder.

Ich will hier nicht wiederholen was ich am Anfange dieſes Werks in dem Aufſatze, an junge Künſtler, über Volklieder geſagt habe, ſondern nur auf den Unterſchied der beyden Melodien, die ich hier gebe, aufmerkſam machen. Der erſten ſieht man's gleich an daß ſie früher ein Jägerhornſtück geweſen, dem die Worte ſpäter untergelegt worden. Ich habe daher auch eine zweite Stimme nach Waldhornart darunter geſetzt. (Man nennt in der Kunſtſprache dieſe Art zweyſtimmigen Satzes Bizinien.) Die zweite iſt aber wohl eine urſprüngliche Liedermelodie. Ich zweifle zwar daß ſie gerade zu dieſen darunterſtehenden Worten erfunden iſt, indeß ſind doch die Worte mit wahrem Naturgefühl untergelegt. Es iſt das Schickſal der meiſten Volklieder, daß ſich die Melodien länger erhalten als die Worte: iſt auch natürlich bey der großen Veränderung die die Sprachen Jahrhunderte hindurch erleiden. Vielleicht nur bey den ſchweizeriſchen Bergbewohnern findet man ſolche Volklieder die in Geſang und Wort gleich urſprünglich ſind. Zergliedern mag ich dieſe Melodien nicht weiter nach dem was ich in erſt angeführten Aufſätze bereits von Volkliedern geſagt habe. Denen die ſich nicht gleich beim Singen oder auch Leſen dieſer Lieder heimlich getroffen fühlen, denen rath ich ſie gar nicht weiter anzuſehn. Für die, die ſie aber gerne ſingen werden, muß ich hier noch bemerken, daß ſie oft zwey bis drey Sylben auf eine Note zu ſprechen haben, wo der Sylben mehr als Noten ſind: wie und wo das geſchieht ſagt das Gefühl bald. So z. B. fühlt man in der letzten Strophe des zweiten Liedes, bei den ſehr ausdrückenden Daktilen daß man die Worte ſo unterlegen muß:





Dort droben in jenem Thale
Da treibet das Waſſer das Rad;
Es treibet nichts anders als Liebe,
Vom Abend bis an den Tag.

Das Mühlrad iſt zerſprungen
Die Lieb hat noch kein End,
Wenn zwey von einander ſcheiden
So geben ſich einander die Händ.

Ach! Scheiden, ach Scheiden
Wer hat Scheiden erdacht,
Es hat mein jung friſch Leben
Zum Untergange gebracht.

Es iſt ja kein Apfel ſo ſchön ſo rund
Es ſtecken zwey Kernlein drin'n
Es iſt kein Mädchen im Lande
Es hat ein'n falſchen Sinn.

Wer kann dann nun vertrauen?
Scheide' er ihnen aus dem Ang:
Ein falſcher Sinn, ein hoher Muth
Iſt aller Jungfern ihr Brauch.

Dort in meines Vaters Luſtgarten
Da ſtehen zwey Bäumelein
Das eine das träget Muſkaten,
Das andre braun Nägelein.

Muskaten die ſind ſüße,
Braun Nägelein riechen gar wohl
Die will ich mein'n Schätzgen verehren
Daß es dran riechen ſoll.

Es gieng ein Müller wohl über Feld,
Der hatt' einen Beutel und hat kein Geld,
Er werds en wohl bekommen.

Und als er in den grünen Wald kam
Drey Mörder unter dem Weidenbaum ſtahn,
Die hatten drey große Meſſer.

Der eine zog seinen Beutel heraus,
Dreyhundert Thaler zahlt er draus;
Nimm hin für Weib und Kinder

Der Müller dacht in seinem Sinn,
Es wär zu wenig für Weib und Kind,
Ich kanns Euch nicht drum laſſen.

Der andere zog seinen Beutel heraus
Sechshundert Thaler zahlt er draus
Nimm hin für Weib und Kinder.

Der Müller gedacht in seinem Sinn
Es wär zu wenig für Weib und Kind
Ich kanns Euch nicht drum laſſen.

Der dritte zog seinen Beutel heraus
Neunhundert Thaler zahlt er draus
Nimm hin für Weib und Kinder.

Der Müller gedacht in seinem Sinn
Das wär genug für Weib und Kind
Ich kanns Euch wohl drum laſſen.

Und als er wieder nach Hause kam,
Sein Weibchen hinter der Thüre fand
Für Weh komt ſie kaum reden.

Weibchen, ſchick dich hin und ſchick dich her
Du ſollſt mit mir in grünen Wald gehn,
Zu deines Bruders Freund'.

Und als ſie in den grünen Wald kamen
Drey Mörder unter dem Eichbaume ſtanden
Die hatten drey bloße Meſſer.

Sie kriegten ſie bey ihrem krausgelben Haar
Sie ſchwungen ſie hin, ſie ſchwungen ſie her
Jung Fräulein du muſt ſterben.

Sie hatt' einen Bruder, war Jäger ſtolz,
Er jag das Wild wohl aus dem Holz
Er hör't ſeiner Schweſter Stimme.

Er kriegt ſie bey ihrer ſchneeweißen Hand,
Er führt ſie in ihr Vaterland
Darin'n ſollſt du mir bleiben.

Und als drey Tag herummer war'n
Der Jäger den Müller zu Gaſte lad't, —
Zu Gaſt war der geladen —

Willkommen, willkommen lieb Schwägerlein
Wo bleibt denn meine Schweſterlein?
Daß ſie nicht mit iſt kommen.

„Es iſt ja heut der dritte Tag
„Daß man ſie auf den Kirchhof trug
„Mit ihrem Kindlein kleine.“

Er hatt' das Wort kaum ausgeſagt
Sein Weibchen ihm entgegen trat
Mit ihrem Kindlein kleine.

Du Müller, du Mahler, du Mörder, du Dieb
Du haſt mir meine Schweſter zu den Mörder geführt
Gar bald ſollſt du mir ſterben.

Fingerzeige
für den denkenden und forschenden deutschen Tonkünstler.

5.

Die deutsche Poesie hatte indessen ihren Fortgang wie zuvor, und je weniger Theil die Kunst an ihr hatte, desto weit vergebreiteter war sie. Jedermann sang, weil man keine solche Lieder hatte, die der größte Theil der Nation nicht verstund. In den gleichzeitigen Nachrichten kommen mehrere Gattungen der Lieder vor, als Minnelieder oder Liebeslieder (Vuinileodes) in den Capitularien wird den Nonnen verbothen, keine dergleichen Lieder abzuschreiben oder jemand zu schicken; (Capit III. A. 789. C. 3. p. 575 apud Heinece Spottlieder, (Cantica in blasphemiam) auch diese wurden mehrmalen verboten. (Qui in blasphemiam alterius cantica composuerit, vel qui ea cantauerit extra ordinem iudicetur. Nam lex huiusmodi praecipit exiliari. Capit. incerti anni c. XIII. apud Heinece. p. 496.) allein sie giengen doch ihren Gang fort.

Es mag seyn, daß Mißbräuche mit untergelaufen sind, sie hatten aber doch auch ihre gute Seite. Das Volk, das nicht so viel Kunst besaß, Staröen und andere Denkmäler zu errichten, bediente sich eines leichtern und allgemeinen Mittels, das Andenken der guten sowohl, als schlimmen Thaten tief in das Herz zu graben, und Nachahmung der ersten sowohl, als Abscheu vor den letzten zu erregen. Wir wissen wie es dem Mainzer Erzbischoff **Hatto** wegen der ihm aufgebürdeten Verrätherey in Ansehung des bambergischen Graf **Adelberts** gegangen ist.

Manche andere Große wurden auf solche Art berühmt und nicht zu ihrer sonderlichen Ehre gleichsam unsterblich. **Eckart** muthmaßet mit vieler Gewißheit, daß der Name **Isengrim**, den man in den mittlern Zeiten in Volksliedern und Fabeln dem Wolf gegeben, von einen solchen Spottlied, das auf den österreichischen Grafen **Isengrim**, der sich gegen den Kaiser **Arnulph** empört, gemacht worden, herrühre. Nach eben desselben Meinung soll der Held des berühmten deutschen Gedichtes **Reinecke Voß** der Lotringsche Herzog **Reginarius** oder **Reinhard** gewesen seyn. Der deutsche Poet nennte daher den Fuchsen **Reinecke**, die Franzosen hingegen **Renard**. (Tom. 2. Comment p. 797. seq.) Schon aus diesem kann man abnehmen, daß sie auch Ehrenlieder (cantica in honorem) müßten gehabt haben, um löblichen Thaten ein Ehrenmahl zu stiften.

An der Fasslichkeit und allgemeinen Verbreitung dieser Lieder haben die Melodien gewiß wenigstens eben so viel Antheil gehabt als die Poesien: und sicher hatten die Lieder so verschiedenen Charakters auch verschiedenen musikalischen Charakter.

6.

Es macht Deutschland Ehre, daß selbst der Pabst **Johann VIII.** den Bischoff **Anno** von **Freysingen** bat, ihm eine sehr gute Orgel nebst einen Künstler zu schicken, der sowohl im Stande sey sie zu machen, als darauf zu spielen. (Precamur autem, ut optimum organum, cum artifice qui hoc moderari & facere ad omnem modulationis efficaciam possit, ad instructionem musicae disciplinae nobis aut deferas aut mittas. In Miscellan. Baluzii L. V. p. 490.) Zur Zeit des **Pipins**, **Karls** und **Ludwigs** des Frommen sind die ersten Orgeln aus Griechenland nach Frankreich gekommen; unter dem letztern, auch die Kunst sie zu verfertigen, und nun hatten es die Deutschen schon so weit darinn gebracht, daß sie auch das schon so lange polizirte Italien, damit versehen und sogar Leute ihm abgeben konnten dergleichen, sowohl in der Kunst sie zu machen als darauf zu spielen, daselbst nicht anzutreffen waren.

Sollte man hieraus nicht schließen, daß der angeführte Iohannes Diaconus, da er den deutschen allen Geschmack in Ansehung der Musik abzusprechen scheint, sich gewaltig in seinem Urtheil übereilt habe.

Schmidts Geschichte der Deutschen 1. Theil.

Der Kaiser Copronymus schenkte dem Pipin im Jahr 757 die erste Orgel, die man in Frankreich sahe.

7.

Athenäus behauptet daß Homer deswegen nachläßiger in der Beobachtung des Sylbenmaaßes und im Versbau gewesen sey weil seine Gedichte gesungen wurden, und daß hingegen Solon und andre Lehrdichter mehr für die Richtigkeit der Versart gesorgt hätten weil sie ihre Elegien nicht zum singen und für musikalische Instrumente ausgearbeitet hätten.

Meiners Geschichte der Wissenschaften bey den Griechen und Römern. Th. 1. S. 67.

Herr Professor Meiners findet diese Behauptung des Athenäus befremdend da sie doch sehr natürlich ist. Durch den Gesang wird der Vers gedehnt und verliert fast ganz seine malerische Gestalt, Rundung und Vollendung, und kommen noch gar musikalische Zwischenspiele dazu, was Athenäus am Ende zu sagen scheint, so verliert auch das Ganze des Versbaues einen großen Theil seiner Bedeutung, wird oft ganz unvernehmlich. Merkwürdig ists aber, daß zu Athenäus Zeiten auch die Griechen solche unwahre Singemusik gehabt: ob dieser nun aber nicht zu voreilig den Gesang der Zeiten Homers mit dem seiner Zeit für ein Wesen hält? Ich denke ja. Was bedarfs auch weiter Erklärung und Entschuldigung für Homers Nachläßigkeit im Versbau — die doch eben noch nicht ausgemacht ist? — wenn man weiß daß Homers Gesänge als Volksgesänge gesammelt und aufgeschrieben worden, wie in neuern Zeiten Ossians Gesänge.

8.

Die Gelehrsamkeit mag ehedem ein Ding gewesen seyn, das den Menschen in sich zu Recht setzte, das ihn wandelte und züchtigte zu suchen und zu haben eine eigne innerliche Herrlichkeit, und zu verschmähen, würklich und von Herzen, die Herrlichkeit des Bassa von drey Roßschweifen; nach dem dermahligen Lauf der Dinge ist sie ein nützliches Hausgeräth, ein honnetter Filzhut auf dem Gelehrten ihn wieder Frost und Kälte zu decken, viel oft auch ein Paradehut, und zuweilen gar ein Chapaubashut mit dem er vor dem Bassa wedelt und sich beliebt macht. Unsre Bücherschreiberey ist eitles Selbstbedürfniß, aus den oder jenen Gründen, eine Kunst auf der Maultrommel zu spielen und das Publikum tanzt! und inwendig sehen Schriftsteller und Leser, Gelehrte und Ungelehrte sich einander ziemlich gleich; denn ob einer auf einen Schnurbart oder auf eine Metaphysik und Heuriade eingebildet und ein Narr ist, ob einer über einen größern Kürbis oder über die Erfindung der Differential- und Integralrechnung hasset und neidet; kurz, ob man sich von seinen fünf Jochochsen oder von seiner Polyhistorey am Seil halten und hindern läßt, das scheint im Grunde einerley zu seyn und nicht zweyerley.

Matthias Claudius in der Vorrede seiner Uebersetzung des Buchs Irrthümer und Wahrheit.

Diese sehr wahre Stelle trift die Kunst und unsre Künstler leider noch tiefer. Möchten Sie es doch zu Herzen nehmen unsre losen und aufgeblasenen Künstler!

Kunst.

Kunstnachrichten.

6.

Jede wichtige Aufklärung in irgend einer Kunst, ist zugleich Gewinn für alle übrige Künste, deshalb freute ich mich über Herrn Professor **Engels Ankündigung einer Mimik**, und theile hier das wichtigste daraus meinen Lesern mit. H. E. sagt: „Nach dem Urtheil der besten Kenner und nach der Erfahrung der Künstler selbst, ist das Meiste, was bisher über die körperliche Beredsamkeit geschrieben worden, bloße allgemeine Phraseologie, unbrauchbar für den ausübenden Künstler und unbefriedigend für den theoretischen Denker. Die wenigen bestimmtern Regeln, die man etwa findet, gehen nicht sowohl auf die **Wahrheit**, als auf die **Schönheit** des Ausdrucks: und auch noch diese Regeln sind natürlicher Weise sehr allgemein und schwankend, weil man, vor Erkenntniß der Natur eines Gegenstandes, über die ihm zukommende Schönheit unmöglich urtheilen kann. Gleichwohl ist eine Gebehrdenkunst nicht allein möglich, sondern die meisten Principien dazu sind in der Seelenlehre schon wirklich da; die Theorie wäre nach aller Wahrscheinlichkeit schon erfunden, wenn sich nicht bloß Künstler oder Kunstkenner, sondern auch Philosophen, mit ihr hätten befassen wollen.

Durch ein sehr zufälliges Gespräch mit einem Freunde, gegen den ich die Möglichkeit einer Schauspielkunst verfocht, ward ich in eine Correspondenz verwickelt, die ich fortsetzte, weil sie mir gefiel, und in der ich nach und nach mein Wort wahr zu machen suchte. Ich forderte in meinem Versuche, worinn ich fast allein auf die Wahrheit, wenig auf die Schönheit des Gebehrdenspiels sah, alles **Besondre** und **Unterscheidende**, sowohl ganzer Menschengeschlechter und Menschengattungen, als einzelner menschlicher Individuen ab, und hielt mich allein an das **Allgemeine**. Ich berührte nur ganz flüchtig diejenigen äußern Bewegungen, die im Gebehrdenspiel von gleich allgemeiner vager Bedeutung sind, wie der Accent in der Rede, und eben so flüchtig diejenigen, die mehr einen gewissen Zustand des Körpers, in dessen Mechanismus sie einzig Grund haben, als einen bestimmten Zustand der Seele anzeigen. Desto größere Aufmerksamkeit wandte ich auf die Ausdrücke bestimmterer Seelenveränderungen: und da ich, bey ihrer Entwickelung, weniger auf die zeichnenden Künste, als auf die **energische** Kunst des Schauspielers Rücksicht nahm; so mußte ich mich in die beyden Fragen einlassen: wie sich jede Seelenveränderung, **einzeln** betrachtet, im Körper äußre? und: nach welchen Gesetzen der Ausdruck einer ganzen **Reyhe** derselben erfolge? — Daß es mir mit Beantwortung der letztern Frage weniger, als mit Beantwortung der erstern gelang, darf ich wohl kaum erst sagen

Ich unterschied **malende** Gebehrden von **ausdruckenden**, und fand, daß beyde entweder **eigentlich** oder **figürlich** wären. Von den malenden fand ich zweyerley Gründe; einen in der Absicht des Redenden, einen andern in der Natur der Seele: von den ausdruckenden, deren Betrachtung der eigentlich bedeutende Punkt der ganzen Theorie war, unterschied ich dreyerley Arten, die ich **absichtliche**, der Seelenfassung **analoge** und **physiologische** nannte. Ich untersuchte flüchtig den Ausdruck, der schon im Zustande der **Ruhe** Statt findet; ausführlicher den Ausdruck, der die innere Thätigkeit des **Geistes** und die Bewegungen des **Herzens** ankündigt. Ich fand hier vor allen Dingen **Begierde** und **Anschauen** zu unterscheiden. Nach einer allgemeinen Vergleichung von beyden, die sehr bald zu einem wesentlichen Unterschiede führte, ging ich den Ausdruck der drey Arten von **Begierden**, die ich unterscheiden zu müssen glaubte, und aller der besondern Arten des **Anschauens** durch, hielt mich überall weniger an die physiologischen, als an die absichtlichen und analogen, Gebehrden, und suchte auf eben so veste als deutliche Regeln zu kommen. Nach Bestimmung des Ausdrucks **einfacher** Gemüthszustände kam ich zur Betrachtung des **zusammengesetzten** Ausdrucks, sowohl bey der Begierde, als beym Anschauen. Es zeigte sich, daß die Ausdrücke, die man gleichbedeutend glaubt, in der That lauter verschiedne Zusammensetzungen sind, die so viel verschiedne Nüancen geben, und daß, wie in der Wörtersprache nur Eine Redensart, so auch in der

Gebehrdensprache nur Eine Bewegung, die beste seyn könne. Die Regel, nach welcher die Zusammensetzung geschehen müßte, war leicht gefunden. Ich warnte noch vor dem Widerspruch im Gebehrdenspiel, und kam dann zur Bestimmung und Ausführung der dem Schauspieler so nöthigen Regel: wann er durch sein Spiel die Gegenstände seines Denkens und Empfindens malen dürfe und wann er es nicht dürfe?"

Das Buch kommt unter den Titel Ideen zu einer Mimik mit vielen Kupfern von unserm J. W. Meil zu Ostern 1783 heraus. Bis Michaelis d. J. kann man bey dem Verfasser, oder bey dem hiesigen Buchhändler Herrn Mylius, oder wenn man will auch bei dem Herausgeber dieses Kunstmagazins einen Speciesducaten drauf pränumeriren.

7.

Herr Kapellmeister Naumann aus Dresden ist wieder auf dem Wege nach Stockholm um dort eine große schwedische Oper Gustav I. zu komponiren. Seine vortrefliche Cora die er uns auch mit deutschen Texte gegeben, die gewiß jeden Musikfreund auch zu der andern in Schweden komponirten Oper Amphion die jetzt in Leipzig unter der Presse ist und worauf man noch einen Ducaten pränumeriren kann, hinreizt, muß auch in jedem freudige Erwartung für das künftige neue Werk erregen.

8.

George Bendas Ariadne wird nun auch mit untergelegten französischen Texte in Paris und mit dänischen Text in Koppenhagen aufgeführt. Auch ist Glucks Alceste ins schwedische übersetzt und wird auf dem königl. Theater in Stockholm aufgeführt.

9.

Ein Windmüller, Namens Fetter, in Leinde ohnweit Wolfenbüttel wohnhaft, zeigte schon in der vortheilhaften Einrichtung und dem Betrieb seiner Mühle, daß er vor seinen Mitgenossen einen Vorzug hatte. Schon seit verschiedenen Jahren hatte er gute Clavecins auch Kirchorgeln verfertigt. Ein Werck, welches vor einiger Zeit in Braunschweig öffentlich zu sehen war, machte ihn bekannter. Es bestand aus einem nußbaumnen Schreibeschrank worinn ein Orgelwerk von verschiedenen Registern eingerichtet war, solches konnte wie eine jede andre Orgel gespielet werden; außerdem aber war hinter dem Werke ein Gewicht angebracht, mittelst welchem das Werk von selbsten sowohl Choräle als andre Musikalien, nachdem die Walzen eingesetzt wurden, spielte. Im Obertheile des Schrankes war eine Perpendikeluhr, die sowohl den Lauf der Sonne als den Mondeswechsel zeigte. Diese Maschine ist zu hundert Louisdor verkauft worden. Da aber der Verfertiger wegen seiner niedrigen Wohnung sich in Ansetzung der gehörigen Proportion einschränken müssen; so wird er bey einem dergleichen viel vollständigern Werke, welches er gegenwärtig unter den Händen hat, diesen Fehler zu vermeiden suchen. Dieser Mann hat noch eine ganz besondre Idee in Ausübung gebracht, nämlich einen Wagen zu machen, mit welchem er ohne Pferde, vermittelst eines mäßigen Windes, von seiner Wohnung, nach der eine halbe Stunde davon liegenden Mühle, mit einigen Säken Korn, ziemlich schnell hin und zurückfährt. Diese Maschine sucht er durch verschiedene Zusätze zu verbessern und brauchbarer zu machen. Es ist sehr zu vermuthen, daß, wenn dieser Müller Unterstützung hätte, derselbe noch manches Stück machen würde, welches desto merkwürdiger seyn würde, da derselbe niemals eine Anleitung zu mechanischen Wissenschaften gehabt hat.

Magazin des Buch- und Kunsthandels.

Ist er seinem kunstliebenden Landesfürsten nicht bekannt?

J. F. Reichardt's

Musikalisches Kunstmagazin.

III. Stück.

Hermenfried*)

oder

über die Künstlererziehung.

Hermenfried war von eilf Kindern der älteste Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Dresden. Sein Vater, ein Mann von vieler gesunder Vernunft und edlem Herzen, ein Mann gesund an Leib und Seele, gab ihm eine vernünftige natürliche Erziehung.

Da die Mutter ihm bey der Geburt, mit süssem Lächeln den Knaben reichte, trat er mit ihm zum ofnen Fenster, blickte zum mondhellen, sternenhellen Himmel und sprach in seinem Herzen: „Ich danke dir Gott, daß „ich Vater eines Menschen bin, laß ihn mir auch zum Menschen erziehen.

Er war fest entschlossen ihn nicht eher zu irgend einen Stand zu bestimmen, als bis sich in dem Knaben die höhern Seelenkräfte entwickelten, und er selbst im Stande wäre zu wählen. Bis dahin ging sein ganzes Bemühen ihm einen dauerhaften, vesten Körper zu verschaffen, ihn an Mäßigkeit und Folgsamkeit zu gewöhnen, und auf jede Schönheit der Natur aufmerksamer zu machen. Für des Knaben übrige moralische Erziehung war er weiter nicht besorgt, desto mehr aber für sein eigenes Betragen, und das Betragen aller derer die um den Knaben waren: denn er war vest überzeugt, daß moralisch gute Erziehung nur durch Beyspiel gelehrt werde.

Er hatte viel über Erziehung nachgedacht, viel drüber gelesen, und erstaunte oft, wenn er Dinge die die Dummheit, der Aberglaube, die Gewohnheit fast allgemein und von je her als unschuldige und nothwendige Mittel zur Erziehung ausgebreitet, wenn er diese als elende Mißbräuche, als schleichende Gifte, die die Gesundheit Leibes und der Seelen zerstören, kennen lernte. Und je mehr er las, je mehr er nachdachte, destomehr wurde er überzeugt, daß die Menschen wohl alle, — nur in verschiedenen Graden — gut gebohren würden, und daß die ganze große Kunst der moralischen Erziehung nur darinn bestehe, das Kind, das herrliche Werk der Natur nicht zu verderben, zu zerstören; (Bessern dürften wir's wohl nur dann, wenn wir's schon verdorben haben) und ihm die wahre Veranlassungen zu seiner Entwickelung, die ihm Natur und Zustand der Welt darbieten, nicht zu rauben, und über alles nicht zu verrücken. Die ganze Erziehung wäre also negativ? Wem waren hier am Ende nicht zwey Worte im Wege? Zustand der Welt. Diesen müssen wir

*) Diese Episode eines Buchs, Leben des berühmten Tonkünstlers, Heinrich Wilhelm Gulden, nachher genannt Guglielmo Enrico Fiorino, für dessen Vollendung mich's eckelt, war mir zu lieb, um sie hier nicht besser und etwas vollendeter zu geben.

wir vor den Augen des Kindes, des Knaben, des Jünglings zu verbessern, oder vielmehr zu berichtigen, zurückzuführen suchen; wir müssen soviel an uns ist, durch unser Beyspiel, durch das Beyspiel aller und allem was um ihn ist, Gelegenheit, Veranlassung, zu rechter Zeit auch Hindernisse und Schwierigkeiten darbieten, sich zum Guten zu entwickeln, auszubilden, zu bestimmen.

Ich gesteh es gern, daß dieses uns in gegenwärtiger Welt unendlich schwerer werden muß, als es uns izt ankömmt, den zwölften Theil unsers Einkommens für die Erziehung unsers Knaben hinzugeben. Wie leicht aber wird unsern Söhnen, die so zu guten Menschen gebildet werden, die Erziehung ihrer Kinder werden! Erziehung wird alsdenn kein besonderes Geschäft mehr seyn. Jede Handlung des Vaters, der Mutter, der Hausgenossen ist eine lebendige Lehre für den Sohn.

Die mäßige, natürliche Nahrung der Aeltern sagt dem Kinde am nachdrücklichsten: so mußt du leben, macht's ihm zur Gewohnheit, zur Nothwendigkeit, so zu leben. Die Gesundheit der Aeltern, seine eigene Gesundheit zeigt ihm am nachdrücklichsten die gute Folge der Mäßigkeit, sagt ihm am nachdrücklichsten: **du mußt mäßig leben um gesund zu bleiben.**

Die Beschäftigung der Aeltern, die immer einen guten nützlichen Endzweck hat, sagt ihm am nachdrücklichsten: **du mußt dich nützlich beschäftigen, mußt arbeiten.**

Der sichere, ruhige Wohlstand der Aeltern, sagt ihm am nachdrücklichsten: **wenn du arbeitest hast du Brodt, Kleidung und Vergnügen.**

Die Vergnügungen der Aeltern, die immer auf Gesundheit und Aufheiterung abzielen, und also größtentheils in Leibesbewegungen und fröhlichen Genuß der Natur bestehn, die reuelose Fröhlichkeit mit der sie wieder von solchem Vergnügen an ihr Geschäft gehn, sagen ihm am nachdrücklichsten: **du mußt solche Vergnügungen wählen die dich stärken, aufheitern und zu neuer Arbeit fähig machen.**

Die Liebe, die Gefälligkeit, die Dienstfertigkeit, die die Aeltern gegen ihre Nebenmenschen bezeugen, und die Liebe und Dankbarkeit mit der Andere den Aeltern wieder zugethan sind, sagen ihm am nachdrücklichsten: **du mußt deine Nebenmenschen lieben und ihnen dienen; damit sie dich wieder lieben und dir helfen.**

Die himmlische Heiterkeit im Auge der Aeltern nach vollbrachter guter That im Verborgnen, sagt ihm am nachdrücklichsten: **du mußt im Stillen gutes thun, wenn du die höchste, reinste aller Belohnungen dafür einerndten willst.**

Die Achtung die jeder gute Mensch dem Vater und der Mutter ihrer Mäßigkeit, ihrer Arbeitsamkeit, ihrer Heiterkeit, Menschenfreundlichkeit, reinen Tugend wegen bezeugt; die Zufriedenheit, in der die Aeltern mit dem von Gott erhaltenen, und durch ihren Fleiß erworbenen Leben; die Ruhe der Seelen und das zuversichtliche Vertrauen auf Gott, mit dem die Aeltern in trüben Tagen ihre Zuflucht zu ihm dem allgütigen, liebevollen Vater nehmen; die Heiterkeit und Beruhigung mit der sie von jedem herzlichen Gebete sich erheben; die sagen dem Kinde am nachdrücklichsten: **du mußt Gott vertrauen und ihn von Herzen lieben, Gott dem guten Vater, der keines seiner Kinder vergißt, du mußt zufrieden seyn, mit dem was er dir giebt, er giebt dir alles aus der Fülle seiner Gnade, du mußt deinen Nebenmenschen lieben, ihm dienen, mußt heiter, arbeitsam, mäßig, gut seyn, um mit dem Beifalle Gottes, mit deinem eigenen Beifall, mit dem Beifall der guten — glücklich zu leben.**

Ich kann mir für alle Stände kein anderes Mittel denken, dem Kinde zu lehren wie dauerhafter und wahrer Wohlstand nur durch Fleiß und Mäßigkeit erlangt und erhalten wird, und wie man glücklich lebt, als das Beyspiel der Aeltern und derer die um ihm sind.

Hermenfrieds Vater erkannte und fühlte ganz die Pflicht und den Vorzug der häuslichen Erziehung, und fand unaussprechliches Vergnügen in der Erfüllung dieser reizenden Pflicht. Er war mit seinem Weibe — ein natürlich gutes, unverdorbenes Geschöpf — völlig eins. Er hatte alles, was er bey seinen Kindern beobachtet wissen wollte, in sehr wenigen Regeln genau bestimmt, und da diese von seinem Weibe, und nach deren Beispiel von den Hausgenossen genau, oder doch die meiste Zeit erfüllt wurden, so hörte man ihn nie

über

über Beschwerlichkeit der Erziehung oder Stöhrung in seinen Geschäften klagen. Jene Regeln betrafen auch blos körperliche Abhärtung und Gehorsam. Das übrige überließ er dem guten Beispiel derer, die um die Kinder waren, und der Bildung der Kinder untereinander.

In der wissenschaftlichen Erziehung war er auf keine Weise voreilig. Was die Kinder bis in ihr achtes Jahr in Spielen, in Spatziergängen, im Garten, aufm Felde, in Werkstädten durch Fragen und Erzählungen lernten, war ihm genug.

Er hatte, eh er ein Weib nahm, reiflich über die Pflichten des Vaters nachgedacht, und nahm daher einige Jahre vor seiner Verheurathung einen armen Burschen zu sich, bey dem er Fähigkeit und Liebe zu den Wissenschaften fand, und erzog ihn zum Erzieher seiner Kinder, die er von seiner mäßigen, ordentlichen Jugend und der Gesundheit seines künftigen Weibes wohl erwarten durfte. Er erzog ihn völlig so, wie er wünschte, daß seine Kinder einst würden. In den Wissenschaften hielt er ihn vorzüglich zu Sprachen, zur Naturlehre, Geschichte, Erdbeschreibung und Mathematik, nebenher zur Musik und zum Zeichnen an. Seine Mühe und Kosten wurden ihm bald belohnt. Der junge Mann nahm sich mit Liebe und Eifer der Erziehung seiner Kinder an, und machte sich dadurch verdient genug, von seinem bisherigen Pflegevater als Sohn und Miterbe angenommen zu werden. Von diesem erhielten die Kinder bis in ihr zwölftes Jahr die vorläufige für alle Stände nützliche, wesentliche, wissenschaftliche Erziehung. Der Vater und die Mutter nahmen vorzüglich Antheil an dem Unterricht in der christlichen Religion. Auch bey andern Dingen trugen sie nicht wenig zum guten Fortgange dadurch bey, daß sie in ihren müßigen Stunden einstlichen Antheil an dem Unterrichte der Kinder nahmen, der größtentheils im Garten oder auf dem Felde ertheilt wurde; oder auch durch aufmunternde Anreden und Erzählungen von dem Vortheil und der Annehmlichkeit der Wissenschaften. Zum Beispiel will ich herschreiben, was der Vater einst den Kindern über den Gesang sagte, um ihnen die Singestunde, an die sie nicht recht glauben wollten, wichtig zu machen. Man wird daraus auch sehen, wie der gute Vater jede Gelegenheit, jede Rührung der Kinder nützte, um ihr sittliches Gefühl zu bilden.

„Kinder! wie ist euch zu Muthe, wenn ihr in einer großen, andächtigen Versammlung ein schönes, „geistliches Lied mit hundert Kehlen singen hört? Ich fühle mich dabey immer von den süßesten Gefühlen „durchdrungen. Und wenn die Versammlung es recht andächtig, mit reiner, gedämpfter Stimme singt, „kann ichs nie ohne Thränen anhören. Kinder, wenn ihr mich dabey ansehen wolltet, ihr würdet gewahr „werden, daß ich viele Verse vor Rührung nicht mitsingen kann. Und sing' ich in dieser Empfindung: „Ein' veste Burg ist unser Gott! so fühl' ich die Wahrheit davon weit stärker, weit inniger, als „wenn ichs blos sage.

„Kinder! wenn ihr an einem schönen, heitern Tage aus eurer Kammer in den Garten, oder aufs „Feld kommt, warum brecht ihr da oft, ohne daß ihrs euch eben vornehmt, in laute Töne, in Gesänge „der Freude aus? Und wenn ihr so eine Weile fortsingt, fühlt ihr da nicht, daß ihr heiterer, frölicher wer„det? O, mir füllts die Seele mit heitrer, reiner Freude, mit Entzücken, wenn ich durchdrungen von dem „Anblick der herrlichen Sonne, die so wohlthätig die Felder und Wiesen und Wälder bescheint, daß sie wach„sen und blühen und Frucht tragen, die so herrlich alles beleuchtet, daß wir sehen und genießen können die „schönen und großen Werke Gottes, die schöne Erde mit all ihren Bewohnern, und all ihrer tausendfältigen „Seegen, den schönen Himmel mit all seinen unzähligen Sternen — wenn ich von diesem herrlichen Anblick „durchdrungen in frölichen, dankbaren Gesang ausbreche! — Kinder! dann steigt meine Freude, mein Ent„zücken aufs höchste. Das kann der Mensch durch keine Sprache ausdrücken, was ich dann singend fühle!

„Kinder! habt ihr wohl schon einen traurigen, recht tief betrübten Menschen, singen hören? Wenn „ihrs itzt einmal hört, so gebt nur Achtung, wie er in den traurigsten Tönen, mit dumpfer, klagender Stim„me anfängt, nach und nach sanfter, ruhiger wird, und mit hellerer tröstender Stimme endigt. Kinder, „lieben Kinder! ich hatte eine herzlich gute liebe Mutter, es war eine vortrefliche Frau, die oft, sehr oft auf „ihren Knien zu Gott betete, daß er ihr Kraft und Weisheit geben wolle, ihre Kinder zu nützlichen, glück„lichen Menschen zu erziehen, die mich innigst liebte, die ich nie — — ach Kinder, Thränen, heiße Thrä„nen hemmen meine Worte bey jedem Gedanken an ihr! — Vor zehn Jahren verlor ich sie, es war eine

„schreckliche traurige Nacht! ich konnte für Betrübniß nicht reden, nicht weinen. Immer sah ich sie vor „mir: bald wie sie liebevoll mit uns im Felde, im Walde wandelte, und uns auf jede Schönheit der Natur „aufmerksam machte, uns in jedem Blümchen, in jedem Würmchen die Herrlichkeit und Güte Gottes an„schaulicher machte. Und wie sie dann oft mit Entzücken ihr Auge zum Himmel erhob, daß wir die Gegen„wart Gottes in ihren Augen lasen und mit ihr frohe hoffnungsvolle Blicke in die selige Ewigkeit thaten. „Und wie wir dann die Wahrheit ihrer Worte tief fühlten, wenn sie so, nach langem Schweigen mit feli„gem Entzücken, den Himmel im Auge ausbrach: **Kinder, lieben Kinder! nur Bewußtseyn seiner Un„schuld macht glücklich! wissen, daß man sich mit ganzer Seele bestrebte Gott, den guten „liebevollen Vater recht zu kennen, ihn dankbarlichst zu lieben, daß man sich bestrebte seine „Pflicht zu kennen, zu lieben, auszuüben, das allein macht glücklich!** —“

„So sah ich sie immer vor mir. Ich konnte in meinem Hause, wo sie starb, nicht ausdauern: „bey Anbruch des Tages ging ich aufs Feld, wo ich sonst an ihrer Seite wandelte. — Es war der letzte „Tag im Jahr. — Ich sah alle Wiesen, alle Felder mit Schnee bedeckt alle Bäume erstorben, und fühlte „tiefer meinen Verlust. Ich konnte nicht reden, nicht weinen. Ohne daß ich drauf merkte nahm ich meinen „Weg nach dem nächsten Dorfe zu einem alten Schäfer, den wir sonst oft zusammen besuchten. Ich war „schon im Hause, da ich erst auf meinen Weg zu merken anfing, wollte umkehren, die Alten ließen mich „aber nicht. Auch die Knaben aus dem Hause und von den Nachbaren umringten mich und verlangten, ich „sollte mich, mit einem Liede so ihnen der Schulmeister zum morgenden Neujahrstage gelehrt, zum Neuenjahr „anfingen lassen. So wenig Antheil ich auch an ihrer Freude nehmen konnte, so vermochte' ich doch nicht sie „darinnen zu stören. Ich setzte mich stillschweigend hin, und sie ordneten sich um mich herum. Während „dessen blickte ich in ein geschriebenes Liederbuch, wo das Lied was sie eben anstimmen wollten, aufgeschlagen „war. Ich las es ohne zu wissen, was ich las. Ich las es noch einmal, verstand wohl die Worte, fühlte „aber nichts dabey, die letzte Strophe erinnere ich mich noch. Sie hieß:

„Drum sey o Mensch mit deinem Gott zufrieden
„Wenn er gleich Trauertage schickt:
„Er hat dir schon die Stund beschieden
„Da dir die Freudensonne blickt.

„Die Knaben sangen über alle Erwartung rein und angenehm. Ich fühlte mich wirklich gerührt. „Was mich erst so schwer drückte, so ängstlich preßte, fing sich an in mir zu bewegen. Ich fühlte Weh„muth: hieß sie noch einmal singen, und fühlte Thränen mein Auge füllen, dann sanft die Backen hinab„rollen, und da das Lied zum andernmal zu Ende war, fing ich selbst die letzte Strophe noch einmal an und „alle stimmten, fröhlich über meinen Anthril, mit hellerer Stimme mit an. Nie werd ich den Augen„blick vergessen!

„Nun konnt' ich den guten alten Leuten, die mich erst vergeblich über meine Traurigkeit befragt, „mein Unglück erzählen, und in ihren Thränen Erleichterung finden. Nun konnt' ich denn Rückwege in mei„nem Herzen mir zurufen: ich werde diese erstorbenen Felder und Wiesen wieder blühen sehn: ich werde sie „wiedersehn die Theure, die innigst Geliebte. —

„Seht Kinder solche Gewalt hat der Gesang über das menschliche Herz.“

Hermenfried hatte von seinem siebenten Jahre an außerordentliche Neigung zur Musik gezeigt, und spielte in seinem neunten Jahre, mit sehr geringer Anweisung meistens aus eigenem Betrieb und Fleiß recht artig auf dem Klavier. Den Aeltern machte das viel Vergnügen. Beym Knaben nahm die Neigung immer mehr zu: er fing an Spiele und Spaziergänge übers Klavierspielen zu versäumen. Der Vater befürchtete es stecke Eitelkeit dahinter: denn die Mutter ließ ihn, wenn Besuch kam, oft spielen, und da fehlt' es dann nicht an Lob. Nun aber haßte der Vater keinen Fehler in der Erziehung und im eignen Leben mehr, als die leidige Eitelkeit, die uns so alles für andere, für den Schein thun läßt, nichts für uns selbst, für die Sache selbst, und hat daher den Lehrer, seinem Pflegesohn, dem Knaben solche schwere Stücke zu geben mit denen er nicht so ganz fertig würde, um sich damit zu produziren, die auch nicht so viel Reiz für die Weiber hätten. Das geschah;

er gab ihm keine andere Stücke, als die schwersten von Sebastian Bach und Händel. Dies Hinderniß aber, so den Knaben abschrecken sollte, war ihm Veranlassung zur Entwickelung. Nun fiel er ganz drauf, ließ nicht Nacht nicht Tag ab, bis er des schwersten Stücks Meister war. Der Vater verabredete mit der Mutter ihn nie spielen zu lassen wenn Fremde da wären. Der Knabe fuhr aber, ohne darauf zu merken mit unermüdetem Eifer fort. Alles übrige wozu er angehalten wurde, macht er schnell über die Hand weg, um nur wieder zum Klavier zu kommen. Er fing auch an für sich zu komponiren, ohne irgend einem das geringste davon zu sagen, oder zu zeigen. Eine Sonate, wie er sie überschrieben, — es war mehr freye Fantasie — die der Lehrer einmal unter dem Kopfküssen des Knaben liegen fand, verrieth ihn. Sie hatte alle Fehler der Harmonie und des modernen Rythmus, auch der musikalischen Orthographie, aber im Gesange waren keine geborgten Gedanken, oder nachgeahmte Schönheiten: es war wirklich eigene Fantasie, eignes Gefühl und, was wohl am meisten von Genie zeigt, üppiger Reichthum drinnen.

Darüber sprach der Lehrer ernstlich mit dem Vater. Nach einiger Ueberlegung sagte dieser: „Ich „bins sehr zufrieden, daß er Tonkünstler werde, wenn er nur kein gewöhnlicher Handlanger in der „Kunst bleibt, ein wahrer Künstler wird. Wir haben aber vielleicht darinnen gefehlt, daß wir ihm zu „zeitig mit dem Klaviere beschäftigt; zuerst im Klavier einigen Unterricht gegeben, eh' er noch für andre „Wissenschaften konnte Liebe gewonnen haben. Lassen sie uns eine Probe machen. Ich will ihm „meinen Unwillen über seine Vernachläßigung andrer Wissenschaften zeigen, und ihm das Klavierspielen ganz „untersagen, ihm sein Klavier fortnehmen. Dann wollen wir ihn mit allen Künsten der Anlockung zum „Zeichnen hinziehen. Zeigt sichs, daß ihm dieses den Verlust nicht ersetzt, daß er auszeichnendes Genie für „Musik hat, wohl, so mag er Musiker werden. Damit aber auf den Fall, daß dieses das Ende ist, „nichts versäumt werde, wollen wir ihn während der Zeit unter den übrigen Wissenschaften vorzüglich zur „Mathematik anhalten.

Der Knabe war nun zwölf Jahr alt, und spielte die schwersten Klaviersachen von Sebastian Bach und von Händel: wollte auch nichts anders mehr spielen. Seine eignen, in geheim komponirte Sachen, spielte er auch nur in seinem verschloßnen Zimmer, kein Zureden konnt' ihn bewegen sie einem andern vorzuspielen. Eben saß er am Klavier da der Vater zu ihm ins Zimmer trat. Der Lehrer war mit den andern Kindern spazieren gegangen.

Vater. Du hier, lieber Franz? Warum bist du nicht mit den andern aufm Felde?

Franz. Lieber Vater, das Klavierspielen macht mir mehr Vergnügen: ich habe da eben eine neue Bachische Fantasie bekommen.

Vater. (Nach einer kleinen Pause, während dessen der Junge ungeduldig vom Vater zum Klavier und wieder zum Vater geht, als wollt er gern allein seyn.) Hör nur, lieber Junge, ich muß dir etwas sagen, was dich kränken wird. Es thut mir wahrlich leid, aber ich muß es dir sagen. Du versäumst über das Klavierspielen allen andern Unterricht, selbst deine Gesundheit. Deine Ausarbeitungen im Schreiben, Rechnen, in der Mathematik sind höchst flüchtig und unvollkommen, und wann die andern angenehme und heilsame Spaziergänge machen, sitzest du beym Klavier oder beym Notenpult, und hernach läufst du wieder, um das einzuholen, allein und Spornstreichs nach dem Plauenschen Grunde. Du treibst das, was dir zum Vergnügen vergönnt wurde, zum Nachtheil des nützlichern, von dem du einmal wirst leben müssen. Oder glaubst du wohl von dem Klavier künftig dein Brodt zu haben?

Franz. Wie so, lieber Vater?

Vater. Ja, mein Lieber, die Zeit kommt heran, da du dich zu irgend einem Gewerbe bestimmen mußt, um deinen Beschäftigungen eine gewisse bestimmte Richtung zu geben.

Franz. Die Musik kann mir doch niemals schaden.

Vater. Nein, das nicht, wenn du sie mäßig treibst, ihr nicht mehr Zeit widmest, als dir ernsthaftere Studien übrig lassen. Oder du müßtest dich ihr ganz widmen, müßtest Musiker werden wollen.

Franz. Lieber Vater — wirklich — nein, daran hab' ich noch nicht gedacht.

Vater. Nun dann, mein Liebster, mußt du izt das Klavierspielen ganz lassen. Du kenn'st deinen Fehler, daß du dich in nichts so leicht mäßigen kannst; aber wohl, wenn du's dir ernstlich vorsetzest, es ganz unterlassen kannst. Du weißt wie oft du selbst bey Spielen und bey Speisen und Getränken diese Bemerkung bestätiget hast: also laß das Klavier nun ganz.

Franz. (Den Vater heftig bey der Hand ergreifend und das Klavier mit Sehnsucht anblickend) lieber Vater! (die Thränen steigen ihm in die Augen.)

Vater. Glaub mir, lieber Junge, es ist mir so schwer geworden, dir das zu sagen, aber ich mußte.

Franz. (Starr das Klavier anblickend und die Hand des Vaters kalt haltend als wollt' er sie gehn lassen.)

Vater. Komm in den Garten, Lieber! deine Mutter weinte erst drüber, daß sie dich so wenig zu sehen bekömmt, daß du mehr am Klavier als an uns hängst.

Franz. (Ergreift wieder die ganze Hand des Vaters, drückt sie mit beyden Händen und geht willig mit.)

Nun wurd' ihm das Klavier ganz genommen. Alle Versuche ihm das Zeichnen eben so angenehm zu machen mißlangen: er triebs wie alles übrige, weil die Eltern Freude dran hatten. Auf einmal ergrif er aber die Mathematik mit Eifer. Er hatte einst von einem Mathematiker gehört, der ohne die Musik erlernt zu haben, musikalische Stücke komponirte. Das fiel ihm einmal in der Nacht ein: er sprang auf, nahm das mathematische Lehrbuch vor sich, als wollt' er die Nacht noch die ganze Wissenschaft verschlingen, und seit der Zeit trieb ers mit großem Eifer.

Einen Morgen kommt er zum Vater, und bittet ihn inständigst, er möcht' ihm doch oben eine kleine Dachstube, die voll altem Hausgeräth lag, für ihn allein geben, um so ganz ungestört studiren zu können: er wolle' all die Sachen die da lägen auf eine Seite räumen und sich mit der andern Seite behelfen. Der Vater gab ihm das zu, ohn' einen Augenblick die Absicht des Knaben zu ahnden. Es lag aber in dieser Kammer ein alter Klavierkasten, dem der Resonanzboden, viele Tasten, und alle Saiten fehlten. Diesen fing der Knabe an des Nachts, wenn alles schlief, in Stand zu setzen, und brachte es in einigen Monathen dahin, daß er, so schlecht es auch klang, drauf spielen konnte. Das war eine Freude!

Seine Gesichtsfarbe verrieth bald sein nächtliches Aufsitzen, und der Vater beschloß ihn einmal in der Nacht zu überraschen. Das geschah, und er fand ihn am Klavier sitzen, das am Tage unter dem Bette zu stehn pflegte. Ein ganz unerwarteter Anblick für den Vater. Er stand in sehr gemischter Empfindung da, verbarg seinen auflodernden Unwillen über den, der ihn heimlich mit einem Klavier versehen, und fragte den stumm und starr da sitzenden Knaben, von wem er das Klavier habe? der Knabe erzählt treu die Geschichte und nun der Vater das mit unbeschreiblicher Mühe und vieler Klugheit zusammengeflickte Instrument siehet, kann er seine Freude nicht bergen, er fällt den Knaben um den Hals und sagt: **du hast gewählt? es sey!**

Nun wurde Musik ernstliches Studium des Knaben: Er bekam gründlichen Unterricht in Generalbaß und Singen, ging dabey täglich zwey Stunden zu einem großen Meister, der ihn mit den Werken der besten alten und neuern Komponisten bekannt machte, ihn auf den Charakter des Werks, auf die Anordnung im Ganzen und auf die besondern Schönheiten aufmerksam machte. Gelegentlich auch bey den Beyspielen die Regeln, ihre Entstehung und Einschränkung berührte, dabey seine Lektüre über die Geschichte der Musik leitete, und dann zulezt die beste theoretische Anleitung zur Musik mit ihm durchging.

Dann ließ er ihn eigene Ausarbeitungen machen, bey denen er sich an keine gewisse Form binden mußte, sondern seiner eignen Fantasie und Empfindung folgen. Diese korregirte er ihm nicht so gewöhnlicherweise mit ausstreichen und hineinschreiben, sondern sie sprachen darüber und das hatte dann Einfluß auf künftige Arbeiten. Er schrieb viel und mit großer Leichtigkeit, ließ aber sehr wenig an andre sehen und hören.

Dabey vernachläßigte er die übrigen Wissenschaften nicht, die er izt aus eignem Antriebe mit mehrerm Antheil betrieb. In die Stelle der lateinischen Sprache, in der er seinen Virgil ganz gut laß, trat nun die italiänische Sprache. Diese wurde ihm desto nothwendiger, da er sich sehr zur Singekomposition hinneigte. Auch lag ihm die Poesie sehr am Herzen. Dichter waren seine liebste Lektüre. Und oft begeisterte ihn die Muse selbst. Wer war wohl seine Muse?

Der Vater hatte ein wöchentliches sehr wohl besetztes Konzert veranstaltet, worinnen die besten musikalischen Stücke zur Bildung des Sohnes aufgeführt wurden: dieser nahm selbst viel Antheil dran und dirigirte bald manches Stück selbst. Es wurden Stücke von sehr verschiedenen Zeiten, verschiedenen Geschmacks und Werths neben einander aufgeführt. Dieses Konzert wurde abwechselnd in des Vaters Hause und in dem Hause eines alten Freundes gehalten. Der hatte eine Tochter, die auch außerordentliches Genie zur Musik hatte, sehr gut das Klavier spielte und nach Unterricht im Singen von unserm **Hermenfried** gar sehr verlangte.

Gerne verrieth ichs Ihnen, meine Schönen, wie ein Jüngling, edel, empfindsam und gut, seinem reizenden, zärtlichen Mädchen Gesang lehrte und mit dem Gesange die Liebe. Oder soll ich aufrichtig seyn? Wie das Mädchen ihm Liebe und Lieder singen lehrte, und sichs dann, schalkhaft wieder lehren ließ. Ich darf mich hier aber nicht auf die besondere Geschichte dieses lieben, edeln Paars einlassen, so schwer es mir auch wird, die innige Liebe der Edlen kaum berührt zu haben: nicht ausmahlen zu dürfen, wie sie mit jedem Morgen wächst, immer tiefer ins Herz sich gräbt; wie sie die paradiesisch schöne Natur um sie herum zum Himmel ihnen macht, wie sie sich unzertrennlich fühlen und sich trennen müssen; wie ihnen da das höchste Geschenk des Himmels zu unaussprechlicher Marter wird; wie das liebe, treue Mädchen nun die langen Nächte durchweint; er von ihr entfernt, lange alles, was sie nicht ist, was sie nicht wenigstens einen Augenblick seyn kann, anekelt, anspeyt, an alles, was nur einigermaßen sich ihr naht, mit Sehnsucht, mit brennender Begierde sich hängt, und sich so in der größten Reinigkeit seines Herzens Leiden, unaussprechliche Leiden bereitet, die all seine Tugend, all seine Stärke zu mächtigen Kämpfen auffordern, denen er fast erliegt, durch Beharrlichkeit, Gewalt über sich selbst, endlich den Sieg erhält, und mit unbescholtnen Armen sein treues, liebes Mädchen wieder umfaßt, und ihre Thränen mit Liebe trocknet.

Hermenfried hatte in seinem zwanzigsten Jahre gründliche Kenntniß der Harmonie und Fertigkeit im Komponiren. Das Klavier spielte er mit außerordentlicher Fertigkeit und Delikatesse. Er übersah den Umfang der Kunst mit scharfem Blick, und hatte einen guten bestimmten Geschmack. Aber Erfahrung fehlte ihm noch in ziemlichen Grade. Ich meine Erfahrung als Komponist, zu der das Selbstschreiben und Durchsehen und Durchstudieren großer Werke noch nicht genug ist. Man weiß, wie unendlich in der Musik Hören vom Lesen verschieden ist: wie sehr Studium des Effekts vom Studium der Harmonie verschieden ist.

Zwar hatte er in **Dresden** viel gute große Musik gehört: es war aber denn doch alles zu sehr in Einem Geschmack, in Einem Styl. Daben lief er Gefahr, sich in die Eine Manier so hinein zu arbeiten, daß sein Genie darüber litte. Seine Arbeiten, begannen auch bereits ein gewisses steifes, einförmiges Ansehen zu bekommen: er fing an, Fülle der Harmonie und Genauigkeit des Rythmus oft auch auf Kosten des Gesanges, des Ausdrucks zu leiden, wohl gar zu lieben.

Sein großer Meister hatte ihm schon einigemal gesagt, **wenn ich diene Stücke nicht hörte, blos sähe, würd' ich sie oft für meine eigne halten.** Darinnen lag es nun eben; das Ding sah sich oft trefflich an, und klang doch ganz anders.

Es geht einem jungen Künstler der Harmonie studiert und nun anfängt gründlich fleißig und korrekt zu arbeiten, wie es jedem jungen Menschen zu gehn pflegt, der erst anfängt Bekanntschaft mit großberühmten Leuten zu machen. Jener kann nicht voll, nicht gedrungen genug schreiben, um der Welt all die erlernten Künsteleyen so recht vor Augen darzulegen damit sie ja sähe was er alles weiß. Dieser spricht von den ersten Zusammenkünften mit einem berühmten Mann, dem ersten **gehorsamen Diener**, so er mit ihm gewechselt, ohn' Unterlaß, weiß sich viel damit den berühmten Mann vom großen Zeh bis zur kleinen Haarlocke seiner Perucke zu kennen, beschreiben zu können. Ist jener aber erst so recht mit dem Innern seiner Kunst vertraut, fühlt er sich, hat dieser jenen großen Mann erst zu seinem Freunde, fühlt er sich in ihm, so kümmern sich beyde wenig um die Welt ob sies sieht oder nicht. Genug er selbst weiß es, fühlt es, genießt es. Er weiß nun auch, daß viele prahlerische Künsteleyen nicht die Kunst sind, daß viele großberühmte Männer nicht edle Menschen sind, und geht oft beiden aus dem Wege.

Der Vater sah jenes ein, wußte auch, daß an seinem Sohn nichts von der guten moralischen und wissenschaftlichen Erziehung, die er ihm gegeben, verloren gegangen, daß er ein bestimmt guter und aufgeklärter Mensch war, und trug also kein Bedenken, ihn reisen zu lassen. Er glaubte Religion, für die der junge Mann wahres,

warmes Gefühl hatte, natürlich gutes, feines Gefühl, Einsicht und edle Liebe, die er warm im Herzen trug, würden ihn für Laster bewahren. Und Thorheiten? Für deren Vermeidung war der Vater eben nicht ängstlich besorgt, glaubte aber doch, auch hiervor würde ihn sein guter, bestimmter Geschmack oft sichern.

Von seiner edlen Liebe zu Henrietten wußte der Vater sehr wohl, und freute sich in seinem Herzen darüber, hatte aber noch nie mit dem Sohne davon gesprochen.

Der Vater berechnete genau, was der Sohn zu einer Reise durch Deutschland und Italien bedurfte, um sie ohne Aufwand und besondere Bequemlichkeit, aber doch völlig sicher für Mangel zu machen. Dies bestimmt er ihm zur Reise, dabey equipirte er ihn, nicht prahlerisch, aber gut und anständig.

Sein Seegen, den er dem Sohn zur Reise mitgab, war dieser:

Hier, mein Sohn, hast du so viel Geld, als du nothwendig zu deiner Reise brauchst. Willst du mit mehrerer Bequemlichkeit und größerem Aufwande reisen, so nimm deine Musik zu Hülfe. Verdiene dir so viel, als du auf eine vernünftige und anständige Art verdienen kannst. Empfehlungen geb ich dir nicht mit. Ich hoffe, du wirst dich durch deine Aufführung und Kunst Freunde genug machen. Sey fleißig in deiner Kunst, nutze jede Gelegenheit zu deiner Vervollkommnung. Lerne auch die Welt und die Menschen kennen. Hüte dich aber, hüte dich, Lieber, sie auf Kosten deiner Gesundheit, deines Herzens, deiner künftigen Glückseligkeit kennen zu lernen. Denke stets daran, (hier ergriff ihn der Vater zärtlich bey der rechten Hand) denke stets daran, daß Gott jede deiner Handlungen sieht, daß dein Glück, das Glück deiner dich herzlich liebenden Eltern ist, dem Unglück das Ihrige. (Nun ergriff er ihn bey beyden Händen, und zog ihn sanft zu sich.) Denke daran, mein lieber, guter Sohn, daß hier deine Henriette auf dich wartet, daß das gute, liebe Mädchen hofft, durch dich einst ein glückliches Weib, eine glückliche Mutter zu werden. Gott geleite dich!

Hermensfried fiel sprachlos an den Hals seines Vaters, beyde weinten, daß die hellen Thränen in großen Tropfen über ihren Hals hinrollten.

Ich darf mich auf seine musikalische Reise nicht besonders einlassen, obgleich ich sein sehr genaues Tagebuch vor mir liegen habe. Nur so viel im Allgemeinen. Er suchte jeden merkwürdigen Tonkünstler genau kennen zu lernen, bat ihn um die Mittheilung seiner Werke und seiner besondern Ideen bey der Arbeit. Er suchte jede Gelegenheit auf, Musiken und vor allen Dingen gute und große Sänger zu hören, versäumte keine gute und keine schlechte Musik, gab vorzüglich auf ihre Wirkung Acht, und zog sich davon Erfahrungssätze ab. Er besuchte die Bibliotheken, um alte musikalische Schätze und zur Aufklärung der Geschichte der Musik dienende Werke kennen zu lernen; Vorher suchte er aber immer besondere Bekanntschaft mit dem Bibliothekar, um nicht die edle Zeit mit unnützer Beschauung vieler tausend Bücher hinzuschlendern. Er bemühte sich die Beschaffenheit guter Orgelwerke und anderer Instrumente genau kennen zu lernen, eben so auch die Beschaffenheit zur Musik aufgeführter Gebäude. Da jeder Mensch sah, daß nicht Geldschneiderey oder Prahlerey sein Reisegeschäft war, daß er ein bescheidner und eifrig lehrbegieriger junger Künstler war, so kamen ihm die besten Menschen entgegen, um ihm in seinen Untersuchungen behülflich zu seyn. Mit ganz vorzüglicher Liebe forschte er den Nazionalvolkgesängen und Volkstänzen nach.

Der Hof war immer das letzte, warum er sich in einer großen Stadt bekümmerte. Indessen wurde er von den meisten Höfen selbst aufgesucht, und oft, ohne, daß ers drauf anlegte, sehr ansehnlich beschenkt, so daß der Werth der auf seiner ganzen Reise erhaltnen Geschenke die Kosten seiner Reise übertraf. Er war bey seiner mäßigen, blos Bedürfniß befriedigenden Art zu reisen geblieben, und konnte daher das Glück genießen, die erhaltenen Geschenke zu guten, menschenfreundlichen Werken anzuwenden. Es wurden ihm auch häufig Dienste angeboten. Er sah aber immer, daß seine äußerliche edle Gestalt, oder zu hohe Vorstellung von seinen Fähigkeiten, oder vornehme Grille den größten Antheil daran hatten, und das war ihm genug, solche Anerbietungen gradezu auszuschlagen. Er war überhaupt fest entschlossen, sich durch keine besondere Verbindung auf seinem Wege aufhalten zu lassen, auch nicht eh eine Stelle anzunehmen, als bis er sich selbst zu einer wichtigen Stelle fähig fühlte. Auch verschafte ihm seine Kunst und sein gutes, edles, offnes Gesicht, dem sein Charakter so ganz entsprach, die ausgebreiteste

breiteste Bekanntschaft mit allen Ständen: und er lernte daher in den wenigen Jahren seiner Reise die Welt und sich selbst mehr kennen, als tausend andere oft in ihrem ganzen Leben.

Je weniger ich von seiner Reise als Künstler hier reden darf, destomehr treibt's mich, von ihm als Mensch zu reden.

Er sagte oft, wenn vom Vortheil des Reisens die Rede war, der größte Vortheil seiner Reise wäre, daß er sich selbst und seine Heimath schätzen gelernt hätte. Denn er ward fest überzeugt, daß es keinen Himmelsstrich, keinen Winkel der Erde gäbe, der nicht dem aufmerksamen Beobachter und wahren zärtlichen Freunde der Natur tausendfache Gegenstände der Untersuchung, des Vergnügens und der Bewunderung darböte. Und welche unzählige Menge von Merkwürdigkeiten und Schönheiten der Natur fand er nicht bey seiner Rückkehr in seinem deutschen Vaterlande, die er in allen durchreiseten Ländern vergeblich gesucht, und vorher in seinem Vaterlande übersehen hatte. Ein Fehler der meisten jungen Leute, immer nach den entfernten Ländern sich zu sehnen, und darüber ihr Vaterland mit allen seinen Vorzügen zu vergessen, wohl gar zu verachten.

Eben so ward auch Hermenfried im Innersten seiner Seele fest überzeugt, daß es überall gute, edle Menschen gäbe: und überall nur selten solche himmlisch edle, göttlich erhabne Menschenseelen, deren Gemeinschaft und Freundschaft uns hier schon einen seligen Vorschmack des Himmels und der ewigen Seligkeit gäben, da wir im näheren Anschauen Gottes, und in dem genauesten ewig unzertrennlichen Zusammenketten edler, gleichgestimmter Seelen unaussprechlich, unbegreiflich selig seyn werden.

Auch fühlte er in sich selbst mehr Trieb und Kraft und Liebe zum Guten, als er bey vielen in der Ferne angebeteten Männern gefunden hatte. Denn nichts hatte ihm auf seinen Reisen mehr Kränkung, mehr wahre Betrübniß verursacht, als die traurige und leider so häufige Erfahrung, daß oft die größten Gelehrten, die größten Künstler, selbst oft die eifrigsten Tugendlehrer, in ihrem Leben die elendesten, verächtlichsten Menschen sind. Man stelle sich seine Beschämung vor, wenn er mit heißer Begierde, mit fliegenden Schritten dem persönlichen Anschauen eines Mannes entgegeneilte, den er als einen großen Dichter, oder tiefsinnigen Weltweisen, oder seltnen Künstler schon von seinen ersten Jünglingsjahren an mit tiefer Verehrung, mit innigster Liebe gedacht, genannt hatte; wenn er nun vor ihm stand, und hoffte auf seinem Gesichte edle, göttliche Ruhe der Seelen, klareres, freudigeres Anschauen Gottes, reine, feurige Gottesliebe, Menschenliebe, Bruderliebe, bescheidene Zufriedenheit mit sich selbst, edlen Stolz auf Würde der Menschheit zu sehen, von seinen Lippen zu vernehmen — und dann Tumult, Aufruhr, Krieg der Leidenschaften, Verwirrung und Zweifel, Gewissenlosigkeit, Haß, Neid, Verfolgung, Habsucht, kriechende, kindische Eitelkeit sah, hörte — o wie verächtlich ihm dann die elenden Menschen ohnerachtet all ihres Wissens, all ihrer Fähigkeit, all ihrer Geschicklichkeit wurden! Weit verächtlicher, als die unglücklichen, bejammernswürdigen Seelen, die nie Anlaß fanden, sich aus dem Schlamme zu erheben, die Fürstentyrannen und teuflische Politik und elende Erziehung zu Niedrigkeit und Finsterniß niedertreten und fesseln; oder die durch falsche, dem Schwachen überredende Lehre, durch giftige, süße Worte ins Verderben gelockt, gestürzt, und nun im Laster betäubt hinträumen, hintaumeln. —

Selten, nur selten fand er unter denen in der Ferne als Weise, als Dichter, als Künstler verehrten, geliebten Männern solche Menschen, die er auch bey näherer Bekanntschaft als Menschen verehren und lieben konnte: die nicht, wie die meisten Gelehrten und Künstler, nur aus Prahlerey oder Gewinnsucht forschten und schrieben, sondern denen es eifrigst und herzlich um die Erforschung und Ausbreitung des wahren Guten, wahrhaftig Nützlichen und edel Vergnügenden zu thun war; die nicht nur Gelehrte und Künstler waren, sondern auch ihre Pflichten als Menschen, Hausväter und Väter liebten und erfüllten.

Und nur wenige, sehr wenige unter den angebeteten großen Männern hatten das hohe Verdienst, größer noch als Menschen zu seyn, wie sie es als Gelehrte, Dichter und Künstler waren. Aber welches Entzücken, welche Seligkeit war ihm auch der Gedanke an diese wenigen Edlen!

Destomehr wahrhaftig gute und edle und glückliche Menschen fand er unter denen noch unverdorbnen Landleuten, die in Entfernung von großen Städten wohnten. Dieses und seine inbrünstige Liebe für Schönheit der Natur verursachte, daß er sich auf seinen Reisen den Frühling und Sommer über nur wenig in grossen Städten aufhielt; die meiste Zeit brachte er auf dem Lande zu, welches er dann auch nach allen Seiten durchwan-

derte. Dieses Durchwandern nach allen Seiten, um das Land recht genau und recht viel gute Menschen kennen zu lernen, brachte ihn zu dem Entschluß, den Sommer über zu Fuße zu reisen, wozu ihn eben seine äußerlichen Umstände nicht zwangen. Er hatte jede andre Art zu reisen versucht, mit Extrapost, mit der gewöhnlichen Post, mit Fuhrleuten, zu Pferde und zu Wasser. Er fand aber, daß alles dieses weit mehr den Körper angreife und ermüde, und die Seele zum freudigen Genuß des Guten und Schönen unfähiger mache.

Auch war es auf keine, jener erwähnten Arten zu reisen möglich, das Land und die Bewohner so genau kennen zu lernen, als es wohl zu Fuße geschehn konnte. So konnte er jedes fruchtbare Feld, jeden großen und schönen Wald, jeden Busch, jedes Thal, jede Anhöhe, jeden Berg, jedes Ufer des Stroms, jede Quelle ganz kennen und genießen. Der Landmann näherte sich weit eher dem freundlichen Fußwanderer, wurde weit eher vertraut mit ihm: so konnte er bey jedem guten Landmanne, dem er gern tiefer ins Herz sehen wollte, ohne Umstände übernachten, ohne Umstände wochenlang den seligen Anblick einer häuslichglücklichen Familie genießen, Tagelang den Arbeiten eines vernünftigen und fleißigen Landmanns beywohnen, von ihm Bearbeitung des Feldes lernen; oder auch ihm durch Mittheilung seiner Bemerkungen und Erfahrungen nützlich werden; durch ihn Kenntniß des Bodens, der Landesfrüchte und der Landesverfassung erhalten. Und was noch über alles ging, so konnt' er: der für sich sehr mäßig, von Feld- und Gartenfrüchten, Brodt, Milch und Wasser lebte, um so viel mehr, als ihm die künstlichere Art zu reisen gekostet haben würde, an Unglückliche, Bedürftige wohlthun.

Ich muß einige die Menschheit interessirende Auftritte seiner Reise hier erzählen. Könnte ich sie, edler, himmlischer Freund, könnte ich sie dir mit derselben Wärme, mit der Lebhaftigkeit, mit der hinströmenden, rührenden Sprache des Herzens nacherzählen, mit der du sie meinem Herzen tief eingeprägt, wann wir dort unter der hohen, heiligen Eiche saßen, unter der sich unsere gleichgestimmte, gleichlautende Seelen zuerst erkannten, umfaßten, innigst umschlangen; unter deren weitvorragenden, tief hinaus sich beugenden Aesten wir so oft die unaussprechliche Seligkeit himmlischer Freundschaft, reiner, hoher Seelenliebe genossen: ach! unter deren Schwermuthsrauschenden Laube ich mich von dir losreissen mußte, von dir, der du mir alles warst, der mein ganzes Herz erfüllte, noch erfüllt! Großer, gütiger Gott! hättest du nicht das hohe Gefühl für Unsterblichkeit in unsre Seele gelegt, uns nicht die Verheißung eines ewigen, seligen Lebens gegeben: wie würden Freunde, die sich so innig lieben, wie würden die sich trennen können, ohne unaussprechlich elend zu seyn, ohne unter der Angst ihres Herzens zu erliegen!

Oft saßen wir nach vollbrachten Geschäft unter der hohen, heiligen Eiche, oft, sehr oft sprachlos Hand in Hand, Aug in Auge, oder den gierigen Blick auf den sternenflimmernden Mondhellen Himmel gerichtet. Nicht Worte, ein kühner, zuversichtlicher Druck der Hand, ein hoher, mehr als tausend Zungen redender Blick, gleicher mächtiger Drang zu seelenvoller Umarmung sagtens uns, daß unsere gleichgestimmten Seelen Unsterblichkeit, ewige, seelige Vereinigung ahndeten, tief fühlten! daß sie mächtig jenen höhern Gegenden entgegen strebten! Und dann schwand die Erde unter unsern Füßen, und es war als hätten wir keine Erdensprache. Wie hätten auch alle Sprachen der Welt nur den kleinsten Theil der seligen Empfindungen ausdrücken können, die dann unsere Blicke belebten! Und wann uns dann die emporsteigende Sonne aus diesen seligen innigen Umarmungen weckte, o wie war uns dann das majestätische, herrliche Aufsteigen, der gestern in Nacht Versunkenen, großes, mächtiges Bild unserer Wiederauferstehung! Im innersten unserer Seelen beteten wir dann den an, der diese hohe, mächtige Gefühle in unsre unsterbliche Seele legte. Mächtig gestärkt in unserm Vorsatz, besser zu werden, nach höherer Vollkommenheit zu streben, gingen wir dann an unser Geschäft.

Oft aber auch, wenn wir unter der Schwermuthrauschenden Eiche saßen, und der Mond kämpfte vor uns mit Gewölk, das ihn umzog, dann trübte oft der Gedanke an menschliches Elend hienieden, unsere zur Wehmuth gestimmte Seelen. Siehe, sagt' ich dann, siehe wie so viel Tausende nach Glückseligkeit jagen, und sich alle von ihr entfernen: siehe wie der edle Unglückliche dort, auf dem rechten Wege zur Glückseligkeit, stets neue tausendfache Hindernisse findet, die Bosheit, Neid, Verfolgung ihm in den Weg stürzt, ach! er wird erliegen. Thränen hemmten dann meine Sprache.

Aber

Aber er, weit besser, weit stärker als ich, sprach dann mit tröstender Stimme: „wende weg deinen Blick von jenem verworrenen, unseligen Taumelplatz menschlichen Elends, wo auch wir oft in unserm eitelsten Streben, gut zu seyn, und Gutes zu wirken, aufgehalten wurden. Siehe hier den glücklichen Landmann, der doch immer noch die weit größere Anzahl der Menschen ausmacht, und — der weisen Einrichtung des großen Schöpfers sey's gedankt! — immer der größte Theil der Menschen bleiben muß: Siehe den, und ehe du einmal Elend und Verzweiflung ben ihm erblickst, wirst du tausendmal Zufriedenheit, wahres Vertrauen auf Gott, Gottesliebe und Bruderliebe sehen. Du weißt, ich kenne den Landmann, wie ihn wenige kennen; Jahrelang lebte ich ganz mit ihm, mit vielen Tausenden unter ihnen: aber es sey die geschworen, wo ich niederdrückendes, tödtliches Elend fand, da kams von jenen unseligen Menschen her, die in großen Städten wohnen. Das unvermeidliche Uebel, das oft aus dem Gange der Natur entsteht, weiß der Landmann mit uns ganz fremder Gelassenheit und Ergebung in den Willen dessen, der ihm seine Felder und Wiesen befruchtet zu ernagen.

Einst wanderte ich in einer bergigten Gegend: die steilen Berge waren mit herrlichen hundertjährigen, tausendjährigen Bäumen von sehr verschiedener Art, sehr verschiedenem Laube bewachsen. Ueber die hohe, weit ausgebreitete Eiche ragte die schlanke, kühne Fichte hoch hervor, der Tanne dunkles Grün wurde trüber dem Auge, durch den blassen Schein gegenüberstehender Birken: Buchen umschlangen sich schwesterlich in einander gewachsen; und an ihren hohen Gipfeln sahe man noch Namenzüge, die vor Jahrhunderte zärtlich Liebende in ihre junge Rinde schnitten, und sie in einander schlangen, daß sie lange ein Bild ihrer Seelenvereinigung blieben. Auf den Höhen und in den Thälern, standen die fruchtbarsten, gesegnetesten Felder und Wiesen in ihrer Blüthe: Reiter und Pferd konnten sich unter den hohen, vollen Aehren verbergen. An den Anhöhen weideten fette, glänzende Heerden: auf den Wiesen standen Männer bis an die Brust im Gräse und mäheten. Sie waren aber nicht frölich, sangen nicht muntere Gesänge: denn es war ein heißer Tag, eben um die Mittagsstunde, und am Horizont zogen sich schwarze, fürchterliche Wolken zusammen. Ich hatte noch zwey Stunden bis nach einem Dorfe, das tief im Thale lag. Bald wurde der ganze Himmel bezogen; es wurd' am Mittage Nacht, und plötzlich brach der gewaltigste Sturm und Donner mit Blitzen und Hagel und Regenguß mächtig hervor. Ich war gezwungen, mich unter eine tausendjährige Eiche auf den Boden zu legen.

Zwey Stunden kämpften und tobten die Elemente, und dann wards ruhiger und klar.

Gott welch ein Anblick! Alle Felder, alle Wiesen wie von tausend Mähern niedergemäht, alles Glück, alle Hoffnung des Landmanns gänzlich zu Boden geschlagen; die Heerden zerstreut, hier ein todtes Lamm, dort hundert getödtet. — Ich wäre fast vergangen bey dem Anblick. Ich eilte fort, kam an einen hohlen, sehr steilen Weg, den Reisende sonst mit gehemmten Rädern, und doch nicht ohne Gefahr hinabgleiteten. Und welch ein neuer, schrecklicher Anblick! Nie sah ich so etwas fürchterlich Großes! Der Weg war verschüttet, als wär' er nie gewesen: viel tausend Bäume, die am überhangenden Rande, bis auf die äußerste Höhe des Berges gestanden, waren samt ihrem Erdreich hinunter gestürzt; viele hatten sich in die Höhlung gepflanzt, standen da tief und fest, als hätten sie Jahrhunderte schon da gestanden; andre hatten ihre Krone tief in die Erde gegraben, und streuten ihre entblößten Wurzeln gen Himmel; noch andre junge zarte Bäume lagen zu Tausenden vom Laube entblößt übereinander auf dem Boden; andere waren von nachstürzenden Felsenstücken tief in die Erde geschlagen, so daß ihre Krone ihre Wurzeln umschlangen.

Stundenlang stand ich wie versteinert vor dem schauerlich erhabenen Orte; allmählig wurde mir wohl in der Seele; ich fühlte mich doppelt stark, raffte mich zusammen und arbeitete mich so mit äußerster Mühe und Anstrengung seitwärts durch.

Tiefer unten war der Weg weniger verschüttet, aber fast Mannhoch überschwommen. Ich mußte warten, bis das Wasser sich verzog, und die Bauern hinzukamen, die Gräben öfneten, und den Schutt wenigstens für Fußgänger wegräumten. In fürchterlicher Todtenstille thaten sie das. Keiner sprach ein Wort. Seufzer und Thränen, das war alles. Auch ich hatte nicht das Herz, sie anzureden. Weinen kommt' ich aber noch nicht. Ich ging langsam meinen Gang fort, und war bald am Dorfe. Bey dem ersten Bauernhause durchdrang mich ein Anblick bis ins Innerste meiner Seele. Das Haus war aus- und inwendig bis über die halbe Höhe der Thüre und Fenstern mit Erde, Sand und Steinen verschüttet; und in dieser aufge-

worfenen Erde ſtand ein alter achtzigjähriger Mann mit ſeinem acht und ſiebenzigjährigen Weibe bis über die Knie, und arbeiteten mit ſchwachen Kräften den Schutt aus dem Hauſe zu ſchaufeln. Sie hatten ihr Geſicht von einander weggewandt, um dem andern nicht ſehen zu laſſen, wie die Thränen in dicken ſich jagenden Tropfen auf den Boden rollten. Ich ſprang zu, hinein konnt' ich nicht, rief, ſchrie ihnen zu, allein von Wehklagen ſchon getäubt, und ganz in ihren innern Gram verſenkt, hörten ſie mich nicht, bewarfen mich unbewußt mit Erde; und doch konnt' ich nicht fortgehn. Ich ſchrie wieder: **Vater, Vater!** Da ſah der Alte mich plötzlich mit ſtarren, gierigen Augen an, ſeufzte tief aus der Bruſt, ſchlug die Augen wieder nieder, und arbeitete heftiger weinend fort. Ich will euch Hülfe holen, rief ich, will euch helfen, helft mich nur hinein. Da reicht' er mir, ohn' ein Wort zu reden, die Schaufel, und ich kletterte hinein.

Ich. Seyd ihr denn ſo ganz ohne Hülfe, Alter?

Der Bauer. (Mit gebrochener Stimme in einem holen Tone.) Gott hat mir drey Söhne gegeben, aber ſie haben ſie mir genommen. (Und nun konnt' er für heftiges Schluchzen und Weinen nicht weiter.)

Die Frau. Ja Herr, die Soldaten, die Soldaten — das iſt unſer Unglück! — was Gott thut, das iſt wohl gethan! —

Denke dir den Zuſtand meines Herzens, wie's mir zerſpringen wollte. Die Thränen ſtürzten mir mächtig die Wangen herab. Ich konnt' nicht helfen, warf einen Theil meines Geldes auf den Tiſch, und flog hinaus zum Fenſter, das nach dem Garten ging. Hinter dem Hauſe warf ich mich unter eine hohe Linde, die von allen Bäumen und Gartengewächſen allein ſtehen geblieben war, und weinte aus.

Ich ging drauf zum Pfarrer des Dorfs, ließ mir genau den Zuſtand der verunglückten Einwohner ſagen, und lief, weil ich nicht mehr viel Geld bey mir hatte, nach der nächſten großen Stadt, wandte da all mein Wiſſen, all meine Kunſt an, ſo viel Geld als möglich zu verdienen und von den wenigen edlen Menſchen zuſammenzubringen. Nach ſieben Tagen kam ich wieder in das Dorf; fand alles herum noch eben ſo wüſte; kein ſanfter, wohlthätiger Windhauch hatte die niedergeſchlagenen Aehren erheben können. Doch wars im Dorfe ſelbſt ziemlich aufgeräumt, und Gärten die ſchon wieder von neuem bearbeitet. Auch waren die Leute mir ganz unbegreiflich ruhig.

Ich ſuchte gleich wieder meinen achtzigjährigen Greis auf, und fand in ſeinem Hauſe alles ordentlich und rüſtig. Die Frau ſaß und ſpann, der Alte ſchnitt Stäbe, um junge neugepflanzte Bäume, die ihm der gute wohlthätige Pfarrer des Dorfs geſchenkt, zu ſtützen. Sie erkannten mich nicht, hießen mich niederſitzen, und erkundigten ſich, ob ich nichts neues vom Kriege wüßte. Ich ſuchte das Geſpräch ſo viel als möglich davon abzuleiten, weil ich wußte, was ihnen am Herzen nagte, weil ich ſah, wie's ihnen nagte. Aber ſie waren immer wieder da. Kein Wort entfiel ihnen über die letzte Verwüſtung. Endlich fing ich ſelbſt davon an. Der Alte hatte ſich mit niedergeſunkenen Armen, und niedergeſenkten grauen Kopfe vor mir hingeſtellt.

Ich. Habt ihr denn auch bey dem letzten Sturme Schaden gelitten?

Bauer. (Die Hände langſam in der äußerſten Tiefe haltend, und mit halber Stimme) All mein Feld iſt hin!

Ich. Wovon werdet ihr nun aber den Winter leben? Wovon wieder ſäen?

Bauer. (Mit zum Himmel gerichteten Augen, und ſtarker zuverſichtlicher Stimme) „Weil du mein Gott und Vater biſt, ſo wirſt mich nicht verlaſſen.!“ —

Hermenfried konnte vor Thränen nie weiter erzählen.

Nach drey Jahren kam er aus dem Lande der Muſik, bereichert mit großen Schätzen von Kenntniß und Erfahrung zu ſeinen lieben Allen zurück. Ich wags nicht, die erſten feurigen, ſeeligen Umarmungen mit kalten, trocknen Worten zu ſchildern. Und vermöcht' ichs auch mit aller Wahrheit und Wärme, die die Sprache nur vermag, was wär's dennoch für den Kalten, der's noch nie gefühlt, nicht fühlen kann? Und was gar für den, der's gefühlt, der's ganz zu fühlen vermag?

Der erſte Taumel der Freude war vorüber, und nun ſprach ihm der Vater ſo: (Alle waren beyſammen, auch Henriette mit ihren Aeltern und Geſchwiſtern.)

„Du haſt bis heute alle meine Wünſche erfüllt, mein lieber, lieber Sohn. Meine Korreſpondenten „haben mir aus jedem Orte deines Aufenthalts die umſtändlichſte Nachricht von deinem Leben mitgetheilt und nie

„nie hab' ich Ursache gehabt andre Thränen um dich zu weinen, als Thränen der Freude. Bleibe so die Freude „unsers Alters, und mache nun auch Gebrauch von deiner Wissenschaft. Das einzige deiner Reise, wo„mit ich nicht ganz zufrieden seyn kann, ist die gar zu stolze Art mit der du zuweilen ein dir „angebotnes Amt ausgeschlagen. Oft hab' ich deine Beweggründe gebilligt: aber die Art, mit „der du's zuweilen thatest, zeigte, daß du es schon vorher, eh es dir angetragen wurde, deiner un„werth hieltest. Hüte dich ja, mein Bester, für den zu hohen Geist, der den besten und größten „Künstlern, den Genuß der Früchte ihres Fleißes oft raubt!

„Ich les' es genugsam in deinen Augen, wenn ichs auch nicht von dir höre, daß du samt deinem lieben „Mädchen eben so sehnlich nach häuslicher Glückseligkeit schmachtest, als ich und deine Mutter in euren Jahren „darnach schmachteten. Du hast Recht, mein Sohn! hast den wahren Nutzen aus der genauern Kenntniß „der Welt gezogen: häusliche Glückseligkeit ist das einzige wahre dauerhafte Gut des menschlichen Lebens auf „dieser Erde. Sie allein giebt die Ruhe der Seelen, die zu gegenwärtigem fröhlichem Genuß des Lebens und „zu sicherer Aussicht in die Zukunft so höchst nothwendig ist. Man muß aber die Welt erst kennen, muß in „gewissem Verstande daran gesättigt seyn, um nicht durch falschen Schimmer aus der Ferne von seiner glückli„chen Ruhe aufgesprengt zu werden. Ich wünsche dir Glück zu deiner Weltkenntniß, du hast sie ohne deinen „Schaden erhalten. Genießt nun beyde die Seligkeit des glücklichen häuslichen Lebens ganz.

„Wir eure Väter sind aber beyde nicht im Stande ohne unsern eignen Nachtheil und dem Nachtheil „eurer Geschwister euch in den Stand zu setzen, daß ihr ohn' eigene Arbeit bequem und angenehm leben könn„tet: ich hoffe auch nicht, mein lieber Sohn, daß du den unseligen Hang zu einem müßigen, unthätigen „Leben hast: hör also einen Antrag, den ich dir zu machen habe, ohne Vorurtheil an.

„Der Fürst *** dem du in Rom jedes Anerbieten, mit ihm zu reisen, ihm eine Kapelle zu errichten, bey „ihm Dienste zu nehmen, so stolz ausschlugst, weil du ihn für einen unedlen Menschen hieltest, der hat sich bey „seiner Zurückkunft hier an mich gewandt, und mich gebeten, dich dahin zu bereden, daß du ihm eine Kapelle „errichtest und daben Musikdirektor würdest. Er bietet dir jährlich vier hundert Dukaten, den Sommer über „ist er auf seinen Lustschlössern; Da soll deine Art zu leben ganz von deinem Willen abhängen. Willst du mit „ihm Hofleben führen, so sollst du einer der Angesehensten an seinem Hofe seyn, Tafel und alle Lustbarkeiten „mit ihm haben; willst du aber ganz entfernt vom Hofe, in einem kleinem Landhause häuslich leben, so ver„langt er weiter nichts, als daß du so viel an Hofe kämst wie die Ordnung der Kapelle und die Aufführung „großer Musiken erfordert. Laß mich noch eins hinzusetzen, Lieber!

„Trägst du noch deshalb Bedenken, weil du ihn für einen unedeln Menschen hältst, so erwäge daß es „dem Künstler, dem seine Kunst Gewalt über das Herz des Menschen giebt, eine höchst erwünschte Lage seyn „muß, bey einem mächtigen Manne, der Antrieb zu guten Thaten bedarf, dieß Werkzeug zu seyn, daß ihn „zum Guten, Edlen lenkt. Du hast sein Herz gewonnen, gewinne nun auch von diesem das Glück vieler „Tausende deiner Nebenmenschen. Du hast dich überzeugt, weiß ich, daß der höchste Zweck, ja für unsre Zeit „die einzige große edle Anwendung deiner Kunst ist, die Seele zu höhern himmlischen Gefühlen zu erheben; „wende daher deine Fähigkeit und dein Wissen an, die izt so tief gesunkene Kirchenmusik wieder zu ihrer alten „Würde zu erheben, und sie zweckmäßiger und wirkender noch zu machen, als sie's je war. Vielleicht glückt „es dir damit auch in der Ausführung bey deinem kleinen Fürsten besser, als bey irgend einem Großen. Diese „sind meistens zu tief in ungeheure Geschäfte und ungeheure Leidenschaften verwickelt, als daß sie die Kunst für „etwas anderś ansehen können und mögen, als für eine allzeit fertige Ergözerinn oder wohl gar Lustigmacherinn.

Hermenfried hatte keine Einwendung. Er nahm das Amt an, verband sich mit seiner lieben edeln Henriette auf ewig, und wählte das ihm angetragene ruhige vom Hofe entfernte, ländlich häusliche Leben. Vier liebe Kinder, mit die ihm Henriette in den ersten acht Jahren ihrer Ehe beschenkte, — alle Kinder der Liebe — machten das Maaß ihrer Freuden überschwenglich voll. Was er für seine Kunst gethan, werden wir künftig erfahren.

Singechöre.

Keine der neuern muſikaliſchen Anſtalten kann ihrer Natur nach von ſo wichtigem Einfluß ſeyn als die Singechöre in Städten und Dörfern. Komponiſten, Sänger, und ſelbſt das Volk können dadurch auf die leichteſte und beſte Art gebildet werden. Italien hatte ſonſt ſeinen großen Vorzug in Sängern und edlen großen Komponiſten vorzüglich den guten Singeſchulen zu danken. Wie kann's auch anders? wenn in ſolchen Schulen der Hauptzweck iſt Sänger und Komponiſten für die Kirche zu bilden, wenn da ſtets die Werke der beſten edelſten Kirchenkomponiſten geübt und aufgeführt werden, ſo wird der Kehle und dem Ohr gar bald die edle große Manier zur eignen Natur. Seitdem nun leider in Italien Meſſen und komiſche Opern mit Einer Feder geſchrieben werden und die Vorſteher der meiſten Singeſchulen komiſche Opernkomponiſten ſind, verfallen jene ſchöne Anſtalten, und mit ihrem Verfall wird Italien jährlich ärmer an edlen Sängern und Komponiſten.

In Deutſchland hat ſich die Kreuzſchule in Dresden ganz vorzüglich vor allen Singeanſtalten hervorgethan. Die beſten Komponiſten und Sänger unſers Jahrhunderts ſind größtentheils Zöglinge der Kreuzſchule in Dresden. Noch hat ſie einen Homilius zum Vorſteher und kann ſo lang ſie den hat nicht fallen; auch iſts gewiß nicht ſeine Schuld ſondern der äußern Umſtände, wenn keine ſo große Männer mehr von ihr ausgehen. Sonſt die großen edeln Muſiken in der Hofkirche; ſelbſt das edle Operntheater worauf noch wahre edle Sänger die Herzen lenkten und erhoben, wobey die Kreuzſchüler zur Aufführung der Chöre ſtets gebraucht wurden: Izt Engloiſen und Rondeaus in den Kirchenmuſiken und Hokuspokus bey den Sängern komiſcher Operetten. Selbſt die Wahl der Chorſtücke kann nicht ſo frey und rein bleiben, wo das Volk durch die reizenderen glänzenderen Hofmuſiken zu falſchem Geſchmack verleitet wird.

In den meiſten andern großen Städten Deutſchlands ſind die Singeanſtalten oft ſchlechter als auf vielen Sächſiſchen und Böhmiſchen Dörfern. Statt die Schüler zu üben im reinen ſichern Intoniren, leichten Treffen der Töne, im reinen feſten vollen Aushalten des Tons, im ſchönen Anwachſen und Abnehmen deſſelben, ſtatt ihr Gefühl zu üben für richtiges Zeitmaß, für Feſtigkeit und Dauer im Takt und für die verſchiedene Vortragart verſchiedener Tonſtücke; ſtatt ihnen die dazu nöthigen theoretiſchen Kenntniſſe beizubringen, und ſie mit den beſten alten Kirchenarbeiten bekannt und vertraut zu machen; ſtatt ihnen richtige Begriffe von der Sprache beizubringen und ihnen die Worte die ſie ſingen verſtehen und deklamiren zu lehren, ohne welches ſie ſie nie verſtändlich und rührend ſingen werden; ſtatt alledem lernen die Knaben kaum die Noten kennen und dann Opernarien und Opertrettengeſänge quicken; und nicht ſelten ſingen die Schüler ein Erbauungslied: Unſer Heil vom Himmel ſtammt u. dergl. auf dieſelbe Melodie auf der ihr Lehrer in der Tabagie ſingt: ohne Lieb' und ohne Wein, oder *Gaudeamus igitur* u. dergl. Statt alſo Freude und Erbauung, die ſo leicht und ſo rein durch gute Singechöre gewirkt werden könnten muß man izt Abſcheu und Eckel für unſre Singechöre haben. Nicht einen Choral hört man rein und gutgeführt ſingen. Elende Lieder mit den allbernſten unſinnigſten Kolleraturen oft bis ins *f*, *g*, wobey denn die übrigen Stimmen eine rohte Inſtrumentalbegleitung machen, und wobey ſich der arme quikende Knabe die Lunge und Stimme auf immer verdirbt — mich eckelts weiter davon zu ſprechen. Auch kann das nichts helfen. Wenn nicht die Fürſten und die Magiſträte der Städte ernſtliche Anſtalten dazu befördern, die Geiſtlichen ſelbſt es nicht als eine Sache von Wichtigkeit halten, und ſich überzeugen, daß ein rein und vollſtimmig geſungener Choral oft mehr wirken kann, als ihre beſten Predigten, die meiſt immer nur angenehme Redneruntherhaltungen für die wenigen denkenden und äſthetiſchen Köpfe ihrer Gemeine ſind, wenn und wenn nicht dies und wenn nicht das — ſo kanns nicht fehlen unſre Chöre müßen ſtatt zu erbauen, die edelſten Geſänge zum Gelächter und Eckel machen, und man muß es ihnen zuletzt noch danken, wenn ſie die Werke eines Lotti, Durante, Leo, Preneſtini, Gaſparini, Gabrielis, Frescobaldi,

baldi, Fux, Frohberger, Zelenka, Haßler, Bach, Händel, Graun, Kirnberger, Homilius u. dergl. ungesungen lassen, und die Geschichte des Leidens Christi auf elende Opern- und Operetten Arien, Studentenlieder und Fistelsanzereyen ihres Herrn sip und sap abquiken. So weiß man doch beym ersten Schrey, daß man ihnen aus dem Wege zu gehen hat und keine täuschende Erwartung hemt den [illegible]nden Fuß.

Ist es nicht unverantwortliche Schande für Deutschland, daß der brave fleißige patriotische Hiller nun schon funfzehn Jahr ohn' alle Unterstüzung unter der Last selbst angelegter Singeschulen keucht, und sie gar aufgeben muß! —

Ich will hier einige Lieder im Chor abdrucken lassen, die ich zu den lieben Gedichten meiner Freundinn Caroline Rudolphi gemacht; nicht als glaube ich den Singechören hiemit ein wichtiges Geschenk zu machen, oder als wünschte ich daß sie sie lieber singen möchten wie unsre herrlichen fast unnachahmlich schönen Choräle oder Psalmen und Motetten unsrer erstgenannten besten Kirchenkomponisten: sondern weil sie diese, wenns einmahl nicht immer Choral und Motette seyn soll, besser und anständiger seyn können als ihre gewöhnlichen Tanz- und Juchheymelodien. Ich wähle für dieses Stück die leichtesten und bitte nur um langsamen gehaltenen und andächtigen Vortrag, und daß sie nicht, wie oft zu geschehen pflegt eine Quarte oder Quinte höher gesungen werden als sie auf dem Papier stehen. Das frühzeitige Studieren unsrer jungen Leute scheint die Ursache zu seyn, daß man izt so selten in den Schulchören tiefe feste Baßstimmen hört. Und nur eine solche Stimme kann den Ton des Stücks mit Sicherheit angeben und erhalten.

Künftig geb' ich einige mehr gearbeitete Gesänge dieser Art, und erinnere dabey mit mehrerem das Nöthige.

Hier noch eine Stelle aus einem Gedicht meines Freundes Kreuzfeld, das eben so viel Bedeutung für Sänger hat, als für die Komponisten, denen es gesungen.

Unseelig, dessen verhärtet Ohr nicht mehr
Die Stimme Gottes vernimmt im lauten Strom,
Im West, im Rauschen des Walds, im Bach
Nicht Gottes Stimme vernimmt: Unseelig der,
Dem eure Sprache nicht mehr verständlich ist,
Wann ihr, Beherrscher und Schöpfer des Gesangs,
Wann ihr mit mächtigen Stimmen jede Brust,
Die sich noch biegsam und menschlich fühlt, empört!
Wem Neid, wem Galle, wem Scheelsucht, Menschenhaß
Die Seele schwärzen, o wen Verschuldung drückt,
Den lassen, wär er auch selbst Harmonikus,
Die seelenvollesten Harmonien taub.
Geschmack von ächtem Gehalt und Freude stirbt,
Wenn Tugend stirbet: o Tugend, ohne dich
Ist Freude Tollheit nur, Wahnsinn, Ueppigkeit,
Nur übgenhafte Verstellung, Sünde nur.
Wie seelig, wie so zufrieden mit mir selbst, —
Daß ich im Rauschen des Walds, im Bach, im West,
Noch Gottes Stimme so laut vernehmen kann;
Daß, wenn der Frevler im mächtigsten Gesang
Nur klingen, rauschen und stimmen hört, und gähnt,
Mit eurer Töne Gewalt zum Herzen spricht,
Ihr Schöpfer himmlischer Melodien, ihr!
— Was hebt ihr euch! o ihr irrt, euch nannt' ich nicht,
Ihr seyd gebeten mit eurem Uebermuth,
Und ohrenklingendem Klingelang zu gehn,
Ihr Possenreißer! ich rufe sonst den Gott,
Der einst an Marsyas *) Haut ein gutes Werk
Vollzog — ihr Schänder der edlen Harmonie!
Geht hin zum üppigen Hof, wo Albernheit,
Wo Gähnen, Ekel und Tand stolz residirt;
Da könnt ihr Bravos die Menge, fürstlich Gold
Und fürstlich Lachen erbeuten, geht nur hin.
Scheint doch, als hätte die Scheelsucht sie vereint,
Euch edle Sänger zu überstimmen, euch,
Von Gott begabet, der Seelen tiefsten Grund
Mit Zaubermacht zu erschüttern, wie ihr wollt —

*) Marsyas, vor Alters ein phrygischer Virtuose, der sich so viel mit seinem buntschäckigem Klingelklang dünkte, daß er sogar den Apollo herausfoderte. Dafür ihm dieser die Haut über die Ohren zog.

Lieder im Chor zu ſingen.

I.

Das Glück des Lebens.

I.

Das Glück des Lebens.

Steig auf, mein Dank, zu jener Höh,
Zu der ich oft mit Thränen seh;
Steig auf! der dieses Leben gab,
Er schaut voll Vaterlieb' herab.

Dank dir, der aus dem Nichts mich rief. — —
Als ich den langen Schlaf noch schlief,
Den Wunsch: zu seyn, noch nicht begonn,
Ersahst du mich zum Leben schon. — —

Dank, Dank dem liebevollen Ruf,
Der mich zum freien Wesen schuf! — —
Dank dir, für Sinnen und Verstand,
Durch die ich deine Lieb' erkannt. —

Du gabst mir diesen frohen Muth,
Du gabst den Adern warmes Blut,
Du gabst ein Herz mit in die Brust,
Empfänglich jeder reinen Lust.

O, jeder Pulsschlag preise dich;
Du riefst auf diese Sphäre mich,
Auf diesen Schauplatz deiner Macht,
In diese Scenen voller Pracht.

Steig auf, mein Dank, zu jener Höh,
Zu der ich oft voll Sehnsucht seh,
Wenn diese gute schöne Welt
Noch Bosheit, List und Neid entstellt;

Steig auf; noch ist sie nicht entflohn
Noch herrscht die Tugend auf dem Thron,
Blüht in den Hütten ungesehn,
Wie dort im Thal die Veilchen stehn.

Rollt gleich des Lebens trüber Bach
Vom Sturm gejagt, dem Meere nach,
Das Myriaden *) schon verschlang,
Steig auf, mein froher heißer Dank.

Wenn meines Lebens Bach verfließt,
Und eilend sich ins Meer ergießt,
Dann thne freudiger mein Dank,
Dann, Seufzer, werde Lobgesang.

*) Solcher Bäche.

II.

An einem Frühlingsmorgen.

Edel und heiter aber nicht geschwind.

II.

An einem Frühlingsmorgen.

Vater, also leb' ich wieder,
Seh' die Schöpfung, preise dich,
Sank noch zu dem Staub nicht nieder,
Freue deines Lebens mich! —
O, erheb' ihn laut mein Dank!
Werde süßer Lobgesang.

Werde Lobgesang, und töne
In die Stimmen der Natur,
Zu der Vögel Stimmen töne,
Zu dem Säuseln auf der Flur.
Lob' ihn früh, der uns gemacht,
Der uns schützt in banger Nacht.

Großer Vater, ja, ich preise,
Voll Bewundrung preis' ich dich.
Mächtig bist du, gütig, weise,
Und wie liebst du, Vater, mich!
Mich hat nicht Gefahr geschreckt,
Sanfter Schlummer nur bedeckt;

Und zu diesem neuen Leben
(O wie fühl' ichs!) mich erquickt.
Meine Seele zu erheben
Hat die Schöpfung mich entzückt.
Alles, alles kömmt von dir,
Was wir sind und haben hier.

Schöpfer, Vater, o wie nennen
Deine Menschen würdig dich?
Laß mich besser dich erkennen,
Laß mich reiner lieben dich.
Frömmer laß mich, heiliger
Vor dir wandeln, Gott und Herr.

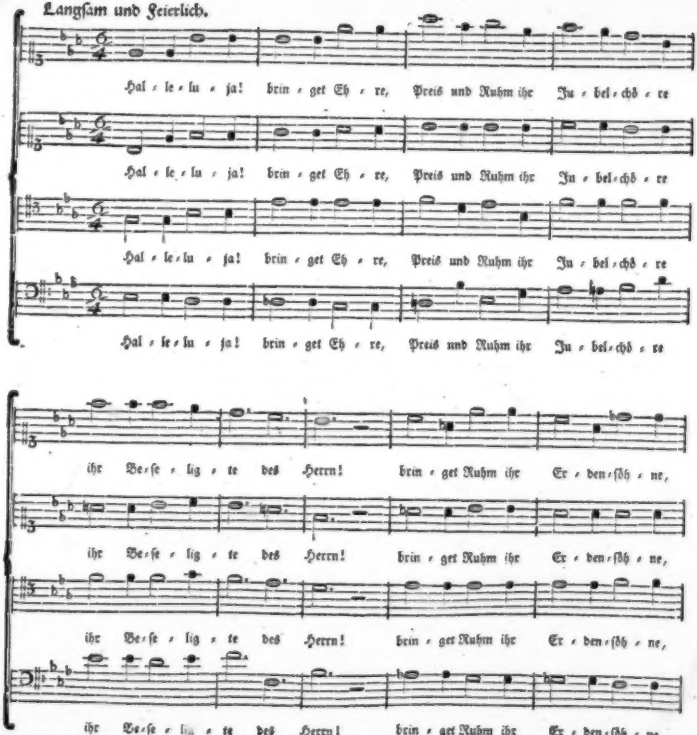
Und so lange noch ich lebe
Dieses Prüfungsleben hier,
Daß sich meine Seel' erhebe
Aus dem Staube, Gott, zu dir;
So bewahr mir dies Gefühl
Deiner Güte bis zum Ziel.

Laß mich nie den Morgen sehen,
Deine Sonne sehen nie,
Und nicht voll Bewundrung stehen,
Voll Entzücken über sie.
Reiner unschuldsvoll werd' ich
Künftig, Vater, preisen dich.

III.

Das iſt ein köſtlich Ding, dem Herrn danken!

David.



III.

Das iſt ein köſtlich Ding, dem Herrn danken!

David.

Halleluja! bringet Ehre,
Preis und Ruhm, ihr Jubelchöre,
Ihr Beſeligte des Herrn.
Bringet Ruhm, ihr Erdenſöhne,
Singet eure Jubeltöne;
Er, der Herr, beglückt uns gern!

Sollten wir dem Herrn nicht ſingen,
Ihm nicht Freudenopfer bringen:
Er erſchaft und er erhält!
Tief im Staub verehrt ihn: Kinder,
Kinder heißt er uns, uns Sünder,
Er iſt Vater ſeiner Welt!

Zwar ſein Thron ſteht unerſchüttert,
Und die weite Schöpfung zittert
Tiefgebeugt vor ihrem Herrn.
Wenn gleich unſre Lieder ſchweigen,
Seht die Millionen Zeugen,
Laut verkünden ſie den Herrn.

Aber unſre Seelen heben
Sich zum Glück der Engel, leben
Schon des Himmels Leben hier:
Welche göttlich hohe Freuden,
Welche Tröſtungen im Leiden,
Welche Ruhe fühlen wir!

Wenn der Geiſt zu ihm ſich waget,
Ein Gedank dem andern ſaget:
Er iſt Vater ſeiner Welt;
Stillentzückend dem Gemüthe,
Dann die Fülle ſeiner Güte
Sich zum großen Zeugen ſtellt.

Naht euch zu ihm, ſeine Kinder!
Zittert nicht, ſeyd ihr gleich Sünder,
Sünder ihr — die Lieb iſt er.
Denkt den göttlichen Gedanken,
Fühlt die Wonne, ihm zu danken —
Groß und gnädig iſt der Herr.

Halleluja! bringet Ehre,
Preis und Ruhm, ihr Jubelchöre,
Ihr Beſeligte des Herrn.
Bringet Ruhm, ihr Erdenſöhne,
Singet eure Jubeltöne,
Er, der Herr, beglückt uns gern.

IV.

An Gott.

Im May.

IV.

An Gott.

Im May

Wenn ich deine Schöpfung ſeh,
Voll Bewundrung vor dir ſteh,
Gott, wie wird mein Geiſt entzückt!
Gott, wie fühl ich mich beglückt!

Wenn der junge Morgenſtrahl,
Nun erwachend überall,
Deiner Güte Herold wird,
Und die Sonn' herausgeführt

Ihrem Zelte nun entſteigt,
Und das Schattenheer entweicht,
Und der Thau die Erde kühlt,
Und dein Leben Alles fühlt;

Wenn die Mittagsglut uns drückt,
Dann der Weſthauch uns erquickt,
Und die balſamreiche Luft
Lieblich zu den Schatten ruft;

Wenn in ihrem Schmuck die Nacht
Meine Seele ſtaunen macht;
Wenn ſie in der Welten Meer
Sich verliert; wenn um ſie her

Alles, alles Wunder wird,
Ihr Bewußtſeyn dunkel wird;
Dann dein Lichtſtrahl ſie umfließt,
Ihr Bewußtſeyn Himmel iſt;

Wie verkündigt dann die Welt
Ihren Schöpfer! Dann erhellt
Deiner Gottheit Schimmer ſie!
Dann ward Eden ſchöner nie.

Großer Vater der Natur!
Iſt dies Leben Prüfung nur,
Ach wer nennt die Seeligkeit
Deines Himmels Seeligkeit.

Heilig, Vater, laß mich ſeyn,
Mache meine Seele rein.
Dir ein Opfer werde ſie
Deines Himmels würdig hie.

Oratorium.

Die Erſcheinungen Jeſu, oder die Jünger am Grabe des Auferſtandnen.

Chor der Jünger.

Er iſt erſtanden
Von ſeinem Falle,
Wir ſahn ihn alle:
Und wär er nicht erſtanden,
Wir wären all vergangen!
Frolocket dem Herrn,
Er iſt erſtanden,
Frolocket dem Herrn!

Joſeph von Arimathia.

Welch ein Jubel, Freunde des Herrn!
Am leeren Grabe des Todten!
So früh, in kühler Morgendämmrung,
Nacht ſchauert noch in den Palmen umher!

Johannes.

Komm, Heil dir! Komm Geſegneter!
Wir warten dein mit Dank und Umarmung,
Und froher Verheißung, wir Freunde des Herrn.
Erſcheinen will er dir bey ſeinem Grabe,
Dem er entrann!
Wir flohen all' und bebten,
Ließen den Heiligen am Pfahl,
Vergaßen alle ſein Grab:
Da gabeſt du ihm deines hier
Zur Ruheſtatt.

Petrus.

Selig, wer ihn ſo bekennt!
Den verleugnet er dort nicht,
Dort vor ſeinem Weltgericht.

Johannes.

Himmelsluft, und nicht Verweſung
Wallt hier, wo er lag.

Petrus.

Sieh, aus dieſer Nacht des Grabes
Brach hervor der ew'ge Tag.

Joſeph von Arimathia.

Selig, wer ſchon heute lage,
Wo mein Freund, mein Meiſter lag.

Johannes.

Preiſt, ihr Todten, euren kurzen Gaſt!

Petrus.

Lob dir, Held, der du vollendet haſt:

Joſeph von Arimathia.

O entreißet mich der Zweifel Laſt!

3

1.

Leben reift in ſeinem Grabe,
Hofnung blühet Unſterblichkeit.

2.

Sieh vom kurzen Schlaf erwachte,
Hier der Held, nach bangem Streit.

3.

Grab, mein Heiligthum, und Tempel,
Wann begräbeſt du mein Leid!

Preiſt

Es fehlt uns mehr an guten muſikaliſchen Dichtern als an Komponiſten; deshalb glaub' ich meinen Leſern, und unter ihnen vorzüglich den Kirchenkomponiſten ein ſehr angenehmes Geſchenk zu machen mit dieſem ſchönen Gedicht des Herrn Profeſſor Kreuzfeldt in Königsberg. X.

1.

[illegible], ihr Todten, euren kurzen Gast!

2.

Leb dir, Held, der du vollendet hast!

3.

O entreißet mich der Zweifel Last.

Joseph von Arimathia.

O entreißet mich der Zweifel Last!
Er soll erstanden seyn? und leben?
Die Wächter sind gestohn!
Der Fels hinweg! die Höhle leer!
Und erstanden ist der Herr?
Euch erschienen? der Herr?

Chor.

Er ist erstanden
Von seinem Falle,
Wir sahn ihn alle!

Maria.

Er lebt, er liebt die Seinen,
Er will auch dir erscheinen.
Wir kamen früh im Morgenthau,
Mit Spezerey und Salben, trauernd:
Wer wälzet uns den Fels hinweg!
Er war hinweg: wir neigten uns,
O schauervoll! ins ofne Grab!
Und zweyen Männer, wir erstarrten!
Beyde saßen da im glänzenden Gewande.
„O, den ihr sucht, ist fern von hier.
„Denn heute war der dritte Tag,
„Seht da die Stätte, wo er lag:
„Geht hin nach Galila,
„Geht, er erwartet euch allda.
O wo war ich! stumm und trunken!
Wenn mein Geist mit Engelschwung
Aus der Erde Dämmerung
Schneller, denn das Auge winkt,
In das Land des Lichtes dringt.
Da, da war ich! stumm und trunken!
Als er mich, Maria! rief,
Als ich vor ihm hingesunken,
Herr! mein Gott! mein Heiland! rief.

Chor.

Er ist erstanden
Von seinem Falle,
Wir sahn ihn alle.

Petrus.

Er lebt, er liebt die seinen,
Er will auch dir erscheinen!
Auch seinen Ungetreuen liebt er noch.
Im grauen Morgennebel schwamm unser Kahn.
Geschäftig warfen wir mit unsern Netzen;
Doch unsre Seelen irrten anderswo.
Da sprang der erste Morgenstral
In unser aller Antlitz; und wir sahn
Am Ufer eine Gestalt, nach uns gewandt.
„Es ist der Herr! „da das Johannes sagte,
Sprang ich herab und schwamm ans Ufer.
Und o! er wandte nicht sein Auge weg,
Als ich zu seinen Füßen sank:
Nur bittre Schaam und Wehmuth
Schlug meine Augen nieder,
Da er mich fragte: Simon,
Hast du mich, Simon, lieb?
Treu will ich deine Lämmer weiden,
Ach du kennest meine Reu!
Treu will ich deine Schafe weiden,
Und für sie auch sterben treu.

Chor.

Er ist erstanden
Von seinem Falle,
Wir sahn ihn alle.

Thomas.

Er lebt, er liebt die Seinen,
Er will auch dir erscheinen.
Mein Zögern auch, o meinen trägen Glauben!
Denn, wie vermeßen war ich! er vergab mir.
„Wenn ich in seine Seite meine Hand
„Nicht leg', und meine Finger in die Nägelmaal:
„Ich glaube nicht. Und da, da stand er vor mir.
Mein Herr, mein Gott! ich sank beschämet nieder,
Und küßte bebend deine Wunderglieder;
An deine Seite neigte sich mein Haupt!
Selig, wer nicht sahe, dennoch glaubt!

Chor.

Er iſt erſtanden
Von ſeinem Falle;
Wir ſahn ihn alle.

Zween Jünger von Emaus.

Er lebt, er liebt die Seinen,
Er will auch dir erſcheinen.

Einer.

Verlaſſen, traurig wandelten wir über Feld:
Und unſre Reden waren Zweifel
Und Thränen über unſern Freund.
Da geſellt in unſre Mitte ſich
Ein Fremder. „O warum, ſeyd ihr
So traurig — Ey, von wannen biſt du?
Du biſteſt nicht die Mordthat in Jeruſalem?
„In That und Worten mächtig war
Unſer Prophet, den ſie getödtet;
Wir hofften, ach! er ſollt erlöſen Iſrael —
„Ihr Thoren trägen Glaubens!
„Mußte das nicht Jeſus leiden,
„Und auferſtehn am dritten Tage?
Und da deutet er uns den ganzen Weg
Die Sage der Propheten. Und es ward Abend:
Und wir baten ihn: o bleibe bey uns!
Da ließ er ſich erkennen, und verſchwand.

1.

Welchen Balſam, ach! für unſern Schmerz,
Goß ſein Wort in unſre Seele!

2.

Welche ſelige, verborgne Glut
Goß ſein Wort in unſre Seele!

1. und 2.

O wie hingen wir an ſeinem Mund,
Da er Gottes Rath uns machte kund!

1.

Abendruhe, Frieden, Abendglanz
Goß ſein Aug' in unſre Seele!

2.

Freude ſtärkte unſern matten Gang,
Himmel ſank in unſre Seele!

1. und 2.

Nun ſind wir voll Troſt und zweifelleer,
Denn wir ſahen dich, lebendiger!

Chor.

Er iſt erſtanden
Von ſeinem Falle;
Wir ſahn ihn alle!

Jacob.

Wir ſahn ihn alle: —
Nur Einer nicht! nur der Verlohrne nicht!
Der ſah den Auferſtandnen nicht!
Verderben traf Ihn, den Verräther.

Petrus.

O fluche dem Verlohrnen nicht.

Johannes.

Weh! Armer, weh! mit falſchem Kuß
Den Freund, den Herrn —

Jacob.

Verdammt ſey ſein Verrath!

Petrus.

Verdamme nicht! Ach! Mitleid
Mitleid klage den verlohrnen Bruder!

Petrus.

O könnt' er ſich mit uns hier freun!

Johannes.

Mit uns den Sieg des Herrn erneun!

Jacob.

Nun muß er, ach! ſein Auge ſcheun!
Sein eigner Richter ſprach er ſeinen Fall,
Und ſuchte bange Ruh im Schooß der Qual.

Chor.

O weh! geſtraft von eigner Hand!
In tiefe Nacht von uns verbannt!

Ach unſer Freund, von uns verbannt!
Er ſcheuete die Hölle nicht,
Nur ſeines Freundes Angeſicht.

Jacob.

So wag es noch einmal, o Kaiphas!
Erkaufe du noch Einen ſeiner Jünger;
Ergreift ihn, Mörder, wenn ihr könnt,
Und ſchmäht den Heiligen, und tödtet
Ja! wenn ihr könnt, des Menſchenſohn!
Warum laßt ihr ihn auferſtehn?
Warum läßt ihn der Hüter gehn?
Den Tempel, den er brach, o ſchaut!
Hat er am dritten Tag erbaut.

Chor.

Er iſt erſtanden
Von ſeinem Falle;
Wir ſahn ihn alle.

Joſeph von Arimathia.

Welch ein ſanftes Sauſen in den Wipfeln!
Welcher Balſamathem! weiche ſüße Schauer
Herab vom Thangewölk,
Das immer heller und näher über uns wallt!

Johannes.

Wer wandelt dort her
Aus jenem Schatten! heller,
Denn das Thangewölk, das über uns wallt!

Joſeph von Arimathia.

Der frommen betenden Einer!

Petrus.

Langſam, immer näher zu uns!

Johannes.

Der Herr! o ſchaue Joſeph, der Herr!

Chor.

Der Herr, der Herr!
Er kömmt, die Wahrheit, das Leben!
Frohlocket dem Herrn!
Er trank den Bach am Wege;
Darum hob er ſein Haupt empor.
Nun aller Quaal entnommen
Währt ewig, ewig nun ſein Reich.
Und Er erkennt die Seinen,
Die Zeugen ſeiner Herrlichkeit.
Er iſt erſtanden
Von ſeinem Falle,
Wir ſahn ihn alle!
Und wär er nicht erſtanden
Wir wären all vergangen!
Frolocket dem Herrn!
Er iſt erſtanden,
Frolocket dem Herrn!

Merkwürdige Stücke
großer Meiſter verſchiedener Zeiten und Völker.
I. Singeſtücke.
Durante.

ri ò miei ſo-ſpi - - ri al cor d'I - re - - - - - - - - - ne al cor d'I-re - - -
ſpi - - - ri ò miei ſo-ſpi - - - ri al cor d'Ire - - - - - - ne al cor d'Ire-
Recit.
- - - ne. Eſſo del mio le pe - - - - ne ſappia ſappia di
- - - ne.
voi. Ben le ſaprà ſe di-ta
Eſſo del mio le pe - - - - ne — ſappia ſappia di voi ben le ſa-prà ſe
che per arrer ri-ſtoro al ſuo dolo-re tut-to tutto con voi ſen vie-ne an — ch'il mio
di - te tutto tut-to con voi ſen vie-ne an — che il mio co - -

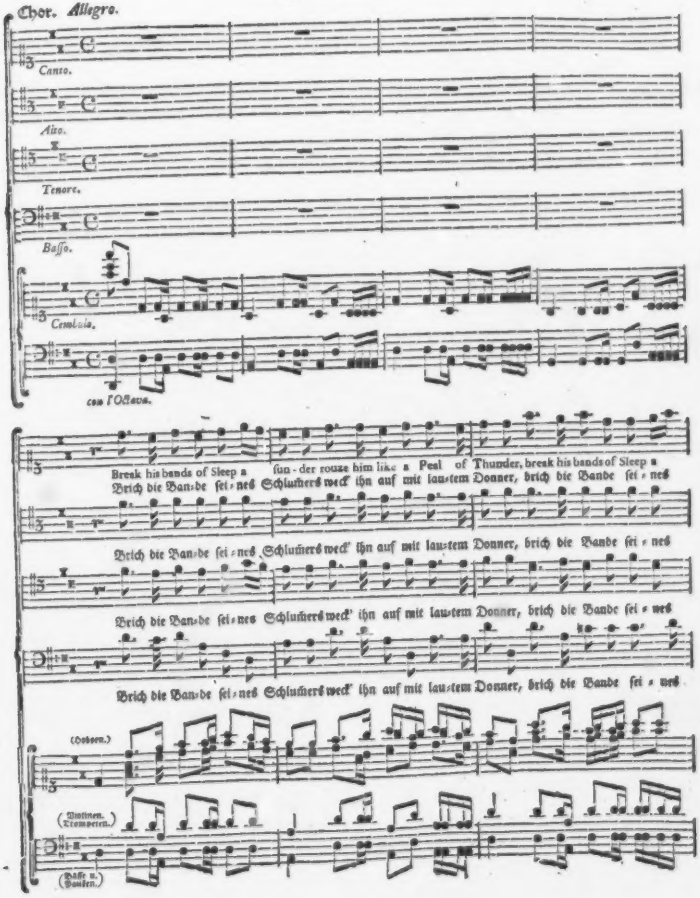
Recit.
co - - - re an-da-te e a quel bel fe - no tan-to ch'un solo al - meno ef-fi n'accolga pien del mio
a tempo.
fo-co. ogn'un di voi saggi-ri. Anda - te anda - te o miei fo-
Anda - te anda - - - te o miei sospi - ri
spi - ri al cor d'I - re - - - - - ne o miei so - spi
al cor d'Ire - - - - - ne o miei so - spi
ri an-da-te al cor d'I - re - ne o miei so - spi - ri o miei so - spi
ri an-da-te al cor d'I - rne o miei so - spi - - - ri o miei so-spi

Durante (Franz) ein Neapolitaner, war einer der gründlichſten und fleißigſten italiäniſchen Komponiſten. Er lebte zu Anfang des itzigen Jahrhunderts, war Zeitgenoſſe Leos und ſein Nachfolger als Kapellmeiſter und Direktor bey dem Konſervatorium Sant 'Onofrio. Hier hat er die vorzüglichſten und berühmteſten der itzigen italiäniſchen Komponiſten gezogen: als Pergoleſi, Sacchini, Piccini, Terradeglias, Guglielmi und Trajetta. Piccini hatte er beſonders lieb, er pflegte oft zu ſagen, die andern ſind meine Schüler, der iſt aber mein Sohn. Außer den vielen Kantaten, Meſſen und Motetten die **Durante** komponirt hat, ſchätzt man in Italien ganz vorzüglich ſeine Duetten, zu denen er Melodien und Themate von Scarlatti nahm. Es iſt wahr, wenn man dieſe Duetten nicht als leidenſchaftliche dialogirte Stücke, ſondern nur von Seiten des einzelnen Ausdrucks und vorzüglich von Seiten der Reinheit der Harmonie, der mannigfaltigen und doch meiſt immer ſanften Modulazionen betrachtet, ſo muß man ſie für Meiſterſtücke halten. Ich habe hier eins dieſer Duetten abdrucken laſſen um meine muſikaliſchen Leſer für das faſt allgemeine Vorurtheil zu bewahren, als hätten die Italiäner keine gründliche und fleißige Komponiſten. Es iſt wirklich zum Erſtaunen wie unbekannt unſre meiſten Tonkünſtler ſelbſt mit den Werken ausländiſcher Komponiſten ſind, ſie kennen faſt nichts als die einzelnen italiäniſchen Opernarien die durch junge Reiſende ſo nach Deutſchland kommen oder die oft elende reiſende Sänger und Sängerinnen abtrillern. Bei beiden iſt gewiß die meiſte Zeit die Wahl ſchlecht; jene wählen oft was bei der Vorſtellung gerade das Händegeklatſch des großen Haufens erreicht hat, dieſe was ihnen eben dies Händegeklatſch wieder erwerben kann: und ſo bekommen wir die meiſte Zeit nur die einzelnen Theile eines Werks zu hören, die für die Kunſt gerade die unwichtigſten ſind, wenn ſie auch gleich die Ohren am lieblichſten kitzeln.

Freilich iſt haben die Italiäner keine Lotti, Preneſtini, Gabrielis, Frescobaldi, Leo, Durante u. d. g. mehr; die Oper hat die Kirchenkomponiſten und die komiſche Operette die Opernkomponiſten verdorben: auch haben die Italiäner zu keiner Zeit die größten Komponiſten unſrer Nazion recht geſchätzt und erkannt, dafür rächen ſich ihre Nachfolger nun ſo gern und oft ſo blind an dem Ruhm jener Stolzen. Dies iſt aber doppelt ungerecht da man nur bedenken dürfte daß wenn die Italiäner unſre **Bach**, **Händel**, **Benda**, **Graun** und ſolche Männer mehr nicht kennen, ſchon allein die deutſche, und bey Händel die engliſche Sprache, auch der Unterſchied der Kirchen hinlänglicher Grund dazu iſt. Die Italiäner haben aber nur für lateiniſche und italiäniſche Sprache geſchrieben und dieſe müſſen wir verſtehen lernen wenn wir nicht mit der Geſchichte der Muſik und mit ihren edelſten Kunſtwerken unbekannt bleiben wollen. Uns iſt die Muſik aus Italien gekommen und unſre größten Künſtler haben ſich in Italien und nach Italiäner gebildet. Auch haben die Italiäner unſre Komponiſten die für ihre Sprache **ſchöne** Werke komponirt haben, jederzeit ſehr hoch geſchätzt. Unſer **Haſſe** hat in Italien großen Ruhm, und iſt noch unter dem Nahmen Saxone ſehr geliebt und geehrt. **Händel** war wohl in Italien berühmt und geehrt, doch aber mehr als großer Klavier- und Orgelſpieler, denn er ſchrieb ſich nicht in ihren Sinn hinein wie **Haſſe** ſondern gieng gleich Anfangs und ſo meiſt immer ſeinen eignen Gang. Doch aber hat auch er ſich in manchen nach Italiäner gebildet: Buononcini und der ältere Scarlatti waren ihm damals ſehr werth. —

Doch wieder zu unſerm Duett deſſen ſchöne harmoniſche Arbeit dem Kenner nicht entgehn kann, dem Nichtkenner aber vergeblich mit Worten gezeigt würde. Ich will alſo nur noch meinen Leſern ſagen, daß das Duett ſo wie es da ſteht für zwey Singſtimmen und den Flügel komponirt iſt, die kleinen Zwiſchenritornels alſo durch nichts weiter ausgefüllt werden, als durch eine ſchöne Melodie in der Oberſtimme der Accorde: übrigens muß ich ihnen noch ſagen, daß ſie die Mittheilung dieſes ſchönen Stücks, und künftig mehrere der Art dem Herrn **Kirnberger** zu danken haben.

Händel.


Chor. Allegro.
Canto.
Alto.
Tenore.
Baſſo.
Cembalo.
con l'Ottava.
Break his bands of Sleep a
sun-der rouze him like a Peal of Thunder, break his bands of Sleep a
Brich die Ban-de ſei-nes
Schlummers weck' ihn auf mit lau-tem Donner, brich die Bande ſei-nes
(Hoboen.)
(Violinen. Trompeten.)
(Baſſe u. Pauken.)

sun-der rouze him like a Peal of Thunder!
Schlummers weck' ihn auf mit lau-tem Donner!
rouze him!
weck' ihn!
rouze him!
weck' ihn!
Schlummers weck' ihn auf mit lau-tem Donner!
weck' ihn!
weck' ihn!
Schlummers weck' ihn auf mit lau-tem Donner!
weck' ihn!
weck' ihn!
Schlummers weck' ihn auf mit lau-tem Donner!
weck' ihn!
weck' ihn!
con l'Ottava.
rouze him, break his bands of Sleep a sun-der,
weck' ihn! brich die Bande sei-nes Schlummers,
weck' ihn! brich die Bande sei-nes Schlummers,
weck' ihn! brich die Bande sei-nes Schlummers,
rou
weck'
(Behend)
rou
ze him rou
weck ihn! brich die Bande sei-nes Schlummers, weck'
ihn, weck'
(Trompeten)
Pauken.

rou
weck'
ze him rou
ihn, weck'
weck'
weck' ihn, weck'
ze him,
ihn,
weck' ihn, weck'
ze him,
ihn,
weck' ihn, weck'
ze him, rouze him. rou - - - ze him, rouze him.break his bands of sleep a Sun-der break his
ihn, weck ihn, weck' ihn, weck ihn, brich die Bande frü - nes Schlummers brich die
ihn, weck' ihn, weck' ihn, weck' ihn, brich die Bande frü - nes Schlummers brich die
ihn, weck' ihn, weck' ihn, weck' ihn, brich die Bande frü - nes Schlummers brich die
ihn, weck ihn, weck' ihn, weck' ihn, brich die Bande frü - nes Schlummers brich die

bands of Sleep a sun-der rouze him like a Peal of Thunder break his bands of Sleep a sun der rouze him
Bande ſei-nes Schlummers ſtürm ihn auf mit lau-tem Donner brich die Bande ſei-nes Schlummers ſtürm ihn
Bande ſei-nes Schlummers ſtürm ihn auf mit lau-tem Donner brich die Bande ſei-nes Schlummers ſtürm ihn
Bande ſei-nes Schlummers ſtürm ihn auf mit lau-tem Donner brich die Bande ſei-nes Schlummers ſtürm ihn
Bande ſei-nes Schlummers ſtürm ihn auf mit lau-tem Donner brich die Bande ſei-nes Schlummers ſtürm ihn
like a Peal of Thunder!
auf mit lautem Doñer!
auf mit lautem Doñer!
auf mit lautem Doñer!
auf mit lautem Doñer!

Händel.

Dieſes Chor aus Händels Alexanders Feſt iſt von ganz gewaltiger Wirkung. Vorzüglich liegt dieſe in des Baſſes wiederholten Schlägen auf denſelben Fleck. Solcher Baß den man Oſtinato, oder auch Baſſe contrainte nennt, der aus wenigen Takten beſteht, die immer wiederholt werden, während deſſen die übrigen Stimmen die Melodie öfter verändern, dieſer Baß iſt bey den meiſten großen Contrapunktiſten ein leeres Spiel bey dem die Ohren oft ſchlechte wegkommen, hier iſt er aber ſchon an ſich ſelbſt, durch ſeinen rythmiſchen Gang, und durch den fremden unerwarteten Quintenfall von d nach g von ſo großem wahren Ausdruck, von ſo außerordentlich paſſender Anwendung, daß er vorzüglich dem Chor die gewaltige Wirkung giebt mit der nicht nur Fürſtenſchlaf aufgeſtört, auch wohl halb todte Menſchen erwecket werden könnten. Es kann keinem Sehenden, vielweniger dem Hörenden entgehen, wie meiſterhaft Händel die Oberſtimmen behandelt hat, wie leidenſchaftlich und immer treffender jede neue Veränderung der Melodie iſt, wie vortreflich der Uniſonus in allen Stimmen erſt den bedeutenden Baß recht fühlbar macht, dann zwiſchen ein, außer der beſtändigen Wiederholung in den Bäſſen und Pauken, wieder voll eintritt, wie Pauſen in den Singſtimmen nach einigen einzelnen Ausrufungen rouze him, weck' ihn, dem Uniſonus wieder doppelte Kraft geben und wie bei alledem die ganze Melodie ſo ungezwungen ſo frey fortſchreitet: denn auch wie bedeutend die Wahl, der Inſtrumente und ihre Vertheilung, die ich bey dem Clavierauszuge angedeutet! — Es kann nur beläſtigen, zu einem ſolchen Stück einen weitläuftigen Kommentar zu leſen.

Hier will ich noch eine Stelle aus einer Arie des Alexanders Feſts abdrucken laſſen, die von ganz idealiſchem wahrem und ſchönem Ausdruck iſt. Alle Mittel der Harmonie Melodie des Rythmus und der Begleitung, ſind hier zum vollkommnen Ausdruck des matten Hinſinkens angewandt. In der Melodie: die Wahl der weichen Tonart, das ſtete Hinabſinken der Töne durch lauter kleine Intervalle von halben und ganzen Tönen, des Wiederholen, und Ruhen zuletzt auf Einem Ton; in der Harmonie: das ſtete Aufhalten, wodurch die Conſonanzen zu diſſonirende Vorhälte werden, dann das ſtete abwärts Auflöſen derſelben, der anfänglich raſchere Gang in der Modulajion, dann immer langſamere und zuletzt ganz gehemte Gang und die Ruhe auf einem Ton wo es das Ohr noch nicht vermuthet, der halbe Schluß —; im Rythmus: der erſte in der Mitte unterbrochne Rythmus von vier Tacten, die Ruhe am Ende des zweiten Tacts, das Hinüberziehen und Anhängen des zweiten Tacts an den dritten, die größere Ruhe im vierten Tacte der Singſtimme, die Pauſe am Anfange des zweiten Rythmus von fünf Takten, die allmählig verlängerten Taktglieder —; in der Begleitung: das Einfache, (die Violinbegleitung, die ich im Klavierauszuge durch kleine Noten angedeutet iſt mit dem Baß, die einzige Begleitung,) dann das ſtete Hinabſinken, durch die kleinſten Intervalle zwey Octaven hinab — O es wär des Redens kein Ende über dieſe kurzen neun Tacte, ſollt' ich alles ſagen, was ſich darüber ſagen, oder vielmehr ungeſagt fühlen und ahnden läßt. Hier ſind ſie.

Rameau.

Rameau.

Air gracieux, pour Hebe & ſes ſuivantes.

Marche. *Grave & fier.*

Gavotte. *Tendre en Rondeau.*

p
f
Dal Segno.
Gavotte 2do.
Da Capo,

Rameau.

Diese drey Stücke aus Rameau's Oper: Castor und Pollux, scheinen mir von sehr bestimmten Charakter zu seyn. Ich kenne fast nichts patetischeres fürs Theater als diesen Marsch, wenn ich ihn mir von einem grossen kräftigen Orchester, wie das Pariser seyn soll, fast durchaus im Unisonus gespielt, denke. Sein stolzer Gang durch fast lauter Akkordnoten, in fast lauter grossen Tactschritten erhebt mich so oft ich ihn denke oder spiele, selbst das Ruhen auf dem letzten Gliede einiger Tacte, das sonst so anstößig ist, trägt hier zum Ausdruck des Stolzes bey; nur die Harmonie des dritten und siebenten Tacts, vom zweiten Theil, ist mir anstößig, vielleicht aber nur aus Ungewohnheit. —

Die beiden folgenden kleinen Tanzstücke, aus eben der Oper, sind überaus gefällig und treflich kadenzirt.

Ich muß gestehen, daß es nur solche Stücke sind die mir bis izt in den Rameauschen Opern, die ich besitze behagen, die Chöre und meist alle übrigen Gesänge sehen auf dem Papier sehr magar und kraftlos aus; indeß spricht fast jeder, der sie in Paris gehört so eifrig von ihrer grossen Wirkung, daß ich mich des Urtheils darüber begebe, bis ich sie selbst einmal dort hören werde. Ich werde ohnedies täglich mißtrauischer gegen alles Sehen und Lesen der Partituren, und immer gewißer: daß Studium des Effekts nur durchs Hören statt finder.

Ich hoffe meinen Lesern einen Gefallen zu erzeugen wenn ich ihnen hier einen sehr ausführlichen und interessanten Artickel über Rameau aus la Borde's leźt angezeigten großen Werke über die alte und neue Musik mittheile. Lernen wir daraus auch Rameau nicht so ganz richtig kennen, so machen wir dadurch doch nähere Bekanntschaft mit Monsieur de la Borde. Und denn sind auch schon die Lebensumstände des französischen Abgotts interessant genug. So viel muß ich meinen Lesern noch vorher sagen, daß ich seine theoretischen Werke anhelangend ganz der Meinung Rousseau's bin: der da sagt: „Rameau war der erste, der durch sein System vom Grundbaß, die einzelnen Regeln, bis dahin durchs Gehör eingeführt, durch den Gebrauch bestärkt, und völlig willkührlich scheinend, auf feste Grundprincipien zurückführte.*) Seine übrigensdunkle und weitschweifige Schriften haben erst durch d'Alembert eine Klarheit erhalten, deren man sie kaum hätte fähig glauben sollen.“ Und für uns hat Kirnberger viele Fehler der Rameauschen Lehre vom Grundbaß in seiner Kunst des reinen Satzes aufgedeckt und berichtigt. Wenn dieses gleich bisweilen mit zu vieler Bitterkeit und zu weniger Rücksicht auf Rameau's übrige Verdienste geschehen, so muß man sich doch wundern wie einige deutsche Tonkünstler nach dem was Kirnberger darüber unwidersprechlich dargethan, dem französischen Lehrer in solchen Sätzen weiter anhängen und unserm deutschen Theoretiker so bitter böse entgegen seyn können.

Hier ist nun ohne weitere Vorrede die gewaltige Panegirique des gewaltigsten Panegyristen.

Rameau (Jean Philippe), Compositeur du Musique du cabinet du Roi, & Chevalier de son ordre, fils de Jean Rameau & de Claudine Martincourt, naquit à Dijon le 25 Octobre 1683. Son goût pour la Musique le conduisit très jeune en Italie; & à son retour il devint Organiste à Clermont en Auvergne, & ensuite à Paris, à Ste Croix de la Bretonnerie. Jusqu'à l'âge de cinquante ans, cet homme de génie ne s'occupa qu'à donner des leçons de clavecin, & à travailler sur la théorie de son art. Ce ne fut qu'en 1733 qu'il s'attacha à la pratique (sans cependant abandonner la théorie; car il a depuis donné plusieurs ouvrages en ce genre) il débuta par l'opéra d'*Hippolyte & Aricie*, qui fut suivi de beaucoup d'autres. Rameau est un exemple presqu'unique qu'un talent si fertile, après avoir été si tardif, ait conservé jusqu'à plus de quatre-vingt ans le feu de son génie. A une représentation des *Précieuses Ridicules*, Ménage s'était écrié: *Courage Moliere, voilà la bonne comédie.* L'Abbé Pellegrin, à la première répétition du premier ouvrage de Rameau, fut le premier juge du génie de ce grand homme, & annonça sa célébrité. La première représentation de cet opéra fut une époque pour notre nation, & excita dans les esprits une fermentation semblable à celle que nous avons vu s'élever il y a quelques années.**) La jalousie enflamma la haine, qui eut recours à la discorde pour accabler Rameau: mais l'homme de génie méprisa les envieux, & ne leur répondit que par de nouveaux chefs-d'oeuvre, qui enfin les forcerent à se taire. La reprise de *Castor & Pollux* entraina tous les suffrages; jamais succès n'a pu être comparé à celui-là, puisqu'il n'éprouva aucune contradiction, & que plus de cent représentations de suite ne purent diminuer le plaisir que tout Paris éprouvait à entendre ce bel opéra, qui parlait à la fois à l'ame, au coeur, à l'esprit, aux yeux, aux oreilles & à l'imagination. Depuis cette époque, Rameau a joui de toute la gloire jusqu'à la mort, arrivée le 17 Septembre 1767. Il avait épousé en 1726 *Marie Louise Mangot*, & a laissé deux enfans, M. *Rameau*, Officier de la chambre du Roi, & Mlle *Rameau* qui, depuis la mort de son père, a épousé M. *Gautier* ancien Musiquetaire & Chevalier de S. Louis. Les Musiciens du Roi

*) Die Werke unsers Haßlers, Frohbergers Sebastian Bachs u. a. zeigen ganz unwidersprechlich daß diese große Meister nach solchen Grundprincipien lange vorher schon arbeiteten, indeß bleibt Rameau immer der erste der sie auseinandergesetzt und in Schriften gelehrt hat.

**) Durch die Rivalität zwischen Gluck und Lulli.

Roi & ceux de l'Académie Royale de Muſique qui ſe regardaient tous comme ſes enfans, lui firent célébrer à l'égliſe de l'Oratoire un ſervice ſolennel, dans lequel on exécuta pluſieurs de ſes plus beaux morceaux, qui firent verſer des larmes à pluſieurs des Auditeurs, en leur rappellant l'homme illuſtre que la nation venait de perdre. M. Philidor fit auſſi exécuter une Meſſe des Morts de ſa compoſition dans l'égliſe des Carmes du Luxembourg, en l'honneur d'un homme dont il admirait les talens. On nous a donné des parallèles entre Lully & Rameau; mais ces deux grands hommes ne pouvaient guères ſe comparer. Si Lully eût eu les paroles de Cahuſac à mettre en muſique, il eût peut-être perdu la moitié de ſa gloire. Quel mérite Rameau n'a-t-il pas eu de s'être ſoutenu, & même d'avoir ſurpaſſé ſon rival, lorſqu'il était ſi mal ſecondé, tandis que Lully voit ſurpaſſé ſon rival, lorſqu'il était ſi mal ſecondé, tandis que Lully voit ſurpaſſer ſon rival, lorſqu'il était ſi mal ſecondé, tandis que Lully l'était ſi bien! Mais l'avantage immenſe que Rameau a ſur ce dernier, c'eſt d'avoir écrit ſur ſon art, d'en avoir découvert les vrais principes, & par-là d'avoir mérité à jamais l'eſtime de la poſtérité. Sa Muſique, celle qui l'a précédée, & celle qui la ſuivra, n'exciteront probablement plus dans quelques ſiècles; il en ſera de la nôtre comme de celle des Grecs, dont à peine il nous reſte quelques veſtiges; mais ſon traité de l'harmonie, ſa génération harmonique, &c. ſeront connus dans deux mille ans, & laiſſeront de lui le ſouvenir qu'il mérite. Depuis la renaiſſance des arts juſqu'à lui, la Muſique livrée au tâtonnement de la routine & au caprice des Compoſiteurs, ne méritait pas l'honneur d'être miſe au rang des Beaux-arts; elle était également dépourvue & d'une bonne théorie & des règles d'une bonne & sûre pratique. L'oreille & l'expérience avaient donné bonne & sûre pratique. L'oreille & l'expérience avaient donné bonne & sûre pratique. L'oreille & l'expérience avaient donné

en 1726, nouveau système théorique, en 1737, Génération harmonique; en 1751, Différation sur l'Accompagnement; en 1750, Démonstration du principe de l'Harmonie; en 1752, Réflexions sur le principe de l'Harmonie: Réponse à une lettre de M. Euler, en 1754, Observations sur notre instinct pour la Musique: Code de Musique, &c

Ich will hier noch beyfügen was **Lavater**, oder vielmehr **Göthe** in **Lavaters** physiognomischen Fragmenten 1. B. S. 266 von **Rameau's** Bildniß, daß ihm sehr ähnlich seyn soll, urtheilet:

„Sieh diesen reinen Verstand! — ich möchte nicht das Wort **Verstand** brauchen — Sieh diesen reinen, richtigen, gefühlvollen Sinn, der's ist, ohne Anstrengung, ohne mühseliges Forschen! Und sieh dazu diese himmlische Güte!"

„Die vollkommenste, liebevollste Harmonie hat diese Gestalt ausgebildet. Nichts Scharfes, nichts Eckigtes an dem ganzen Umrisse, alles wallt, alles schwebt ohne zu schwanken, ohne unbestimmt zu seyn. Diese Gegenwart wirkt auf die Seele, wie ein genialisches Tonstück, unser Herz wird dahingerissen, ausgefüllt durch dessen Liebenswürdigkeit, und wird zugleich festgehalten, in sich selbst gekräftigt, und weiß nicht warum? — Es ist die Wahrheit, die Richtigkeit, das ewige Gesetz der stimmenden Natur, die unter der Annehmlichkeit verborgen liegt."

„Sieh diese Stirne, diese Schläfe! in ihnen wohnen die reinesten Tonverhältniße. Sieh dieses Auge! es schaut nicht, bemerkt nicht, es ist ganz Ohr, ganz Aufmerksamkeit auf inneres Gefühl. Diese Nase! wie frey! wie fest! ohne starr zu seyn — und dann, wie die Wange von einem gemüglichen Gefallen an sich selbst belebt wird, und den lieben Mund nach sich zieht. Und wie die freundlichste Bestimmtheit sich in dem Kinn rundet! Dieses Wohlbefinden in sich selbst, von unverblickender Eitelkeit, und von versunkener Albernheit gleichweit entfernt, zeugt von dem innern Leben dieses treflichen Menschen."

So weit ich **Rameau's** Werke kenne — denn ich habe seine praktischen Werke nur auf'm Papier gesehn, nie ausführen hören — so find' ich dieß alles weit mehr und lebendiger in seinem lieben edlen Gesicht als in seinen Arbeiten, in denen mir gerade der reine gefühlvolle Sinn oft zu fehlen scheint; selbst seiner Harmonie fehlt es oft an Reinigkeit; auch verrathen die meisten seiner theoretischen Werke mühsames Forschen und Anstrengung. — Das sey der Wahrheit zu Liebe, jenem an sich herrlichen Komentar beygefügt. Und nun auch noch der Wahrheit zu Liebe einen Brief des lieben Mannes über **d'Alembert**, der so ganz die Güte und das edle Behagen an sich selbst, so der Seher aus seinen Gesichte sieht, beweist.

Lettre à l'Auteur du Mercure (a)

„Permettez-moi, Monsieur, d'insérer dans votre Journal mes „remercimens à M. d'Alembert, pour la marque d'estime qu'il vient „de me donner, en publiant ses Elémens de Musique théorique & „pratique suivant mes principes. Quelque publicité que je donne „aux témoignages de ma vive reconnaissance, ils seront toujours „moins éclatans que l'honneur que je reçois. Les progrès de mon „art ont été pour moi le premier objet de mes veilles: la récom„pense la plus flatteuse que je me sois proposée, c'est le suffrage & „l'estime des Savans. Il s'est trouvé heureusement pour moi, dans „les Académiens les plus célebres, de ces hommes éclairés & justes „que leurs lumières mettent au-dessus de la prévention, & leur mé„rite au-dessus de l'envie. J'ai eu le bonheur d'obtenir leurs suffra„ges, & leurs suffrages ont entraîné ceux de la multitude. Parmi „ces Savans, que je fais y daigner appeller mes juges & mes maîtres, „il en est un que la simplicité de ses mœurs, l'élévation de ses sen„timens, & l'étendue de ses connaissances me rendent singuliére„ment respectable. C'est de lui, Monsieur, que je reçois le té„moignage le plus glorieux auquel l'ambition d'un Auteur puisse ja„mais aspirer. Quelques Ecrivains ont essayé de se faire connaître, „tantôt en déguisant mes principes, tantôt en m'en défiantant la „découverte, tantôt en imaginant des difficultés dont ils croyaient „les obscurcir. Ils n'ont rien fait ni pour leur réputation, ni contre „la mienne; ils n'ont rien ajouté ni retranché à mes découvertes. „Il n'en n'a retiré aucun fruit du mal qu'ils ont voulu me faire; que „c'est peu connaître l'intérêt de la propre gloire, que de prétendre „être l'Historien sur les ruines de celle d'autrui! L'homme illustre à „qui s'adresse ma reconnaissance, a cherché dans mes ouvrages, non „des défauts à reprendre, mais des vérités à analyser, à simplifier, „à rendre plus familières, plus lumineuses, & par conséquent plus „utiles au grand nombre, par cette espece de netteté, d'ordre & „de précision qui caractérise ses ouvrages. Il n'a pas dédaigné de „se mettre à la portée même des enfans, par la force de ce génie „qui plie, maîtrise & modifie à son gré toutes les matieres qu'il traite. „Enfin il m'a donné à moi-même la consolation de voir ajouter à la „solidité de mes principes une simplicité dont je les croyais suscep„tibles, mais que je ne leur aurais jamais donnée qu'avec beaucoup plus de „peine, & peut-être moins heureusement que lui. C'est ainsi, Mon„sieur, que les Sciences & les Arts se prêtant des lumières mutuel„les, hâtent réciproquement leurs progrès, & tous les Auteurs, „préférant l'intérêt de la vérité à celui de l'amour-propre, les uns „avaient la noblesse d'accepter des secours, les autres la générosité „d'en offrir."

Jai, &c. RAMEAU.

(a) Mai 1752.

Couperin.

Couperin.

Les Sentimens, Sarabande.

Très tendrement.

La Fleurie ou la tendre Nanétte.

Gracieuſement.

*) Das b vor f wiederruft hier bloß das dem Stück vorgezeichnete x wie es ist bey uns das ♮ thut.

Couperin, (Franz) lebte in Paris zu Ende des vorigen und Anfang des itzigen Jahrhunderts. Er war fürs Clavier der Bach der Franzoſen: er gab ihnen zu Anfange dieſes Jahrhunderts die Spielart, die uns unſer Bach in der zweiten Hälfte deſſelben gab. Ganz beſcheiden giebt er am Ende der erſten Sammlung ſeiner Clavierſtücke *) eine Erklärung der Verzierungszeichen, die uns Bach in ſeiner wahren Art das Clavier zu ſpielen umſtändlich lehret: ſie iſt ganz in Noten ausgedrückt, und dadurch viel einleuchtender und faßlicher als ſie's durch alle Wortumſchreibungen werden konnte. Ich will ſie hernach hier abdrucken laßen: denn ohne das würden meine Leſer die Stücke die ich ihnen hier mittheile nicht recht ausführen können, wiewohl die meiſten Zeichen ſelbſt die ſind, die ſich unſer Bach ſpäter bedient hat.

Man wird ſchon an dieſen beiden kleinen Stücken erkennen, daß Couperin ein Mann von Kunſttalent und gründlicher Einſicht iſt. Seine Melodien ſind meiſtens ſo edel einfach und leichtfließend, ſeine Harmonie iſt immer rein und im rythmiſchen Gange iſt er meiſterhaft. Faſt mit allen ſeinen Stücken hat er einen Charakter erzielen wollen, und oft wirklich ſehr lebhaft dargeſtellt. Er ſagt darüber im Vorbericht: J'ay toujours eu un objet en compoſant toutes ces pieces: des occaſions differentes me l'ont fourni, ainſi les Titres repondent aux idées que j'ay eues; on me diſpenſera d'en rendre compte: cependant comme parmi ces Titres, il y en a qui ſemblent me flater, il eſt bon d'avertir que les pieces qui les portent, ſont des eſpéces de portraits qu'on a trouvé quelques fois aſſes reſſemblans ſous me doigts, et que la plupart de ces Titres avantageux, ſont plûtot donnés aux aimables originaux, que j'ay voulu repreſenter, qu'aux copies que j'en ay tirées.

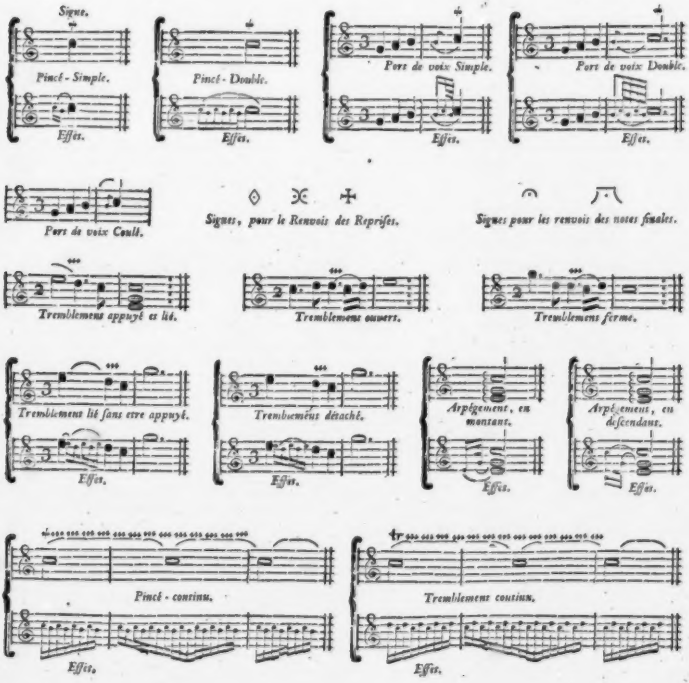
Hier ſind nun für diesmal zwey ſolcher Stücke, das erſte: les Sentimens, iſt voll des ſchönſten gefühlvollſten Geſanges; (Die zweite Ueberſchrift, Sarabande bedeutet ein Tanzſtück ſpaniſchen Urſprungs, von großen edlen Charakter, gemeinhin im $\frac{3}{4}$ oder $\frac{3}{2}$ Takt mit dem Niederſchlag anfangend und einen edlen Adagiovortrag erfordernd.) Das Zweite Stück, la Fleurie, drückt durch ſeine liebevolle naive Melodie gewiß den Charakter eines lieben, zärtlichen Geſchöpfes aus; Muß gewiß auf jedes liebe zarte Geſchöpf wieder unwiderſtehlich wirken.

Künftig mehrere und wichtigere Stücke des lieben Mannes; und zugleich einige italiäniſche Klavierſtücke um meinen Leſern den Unterſchied der franzöſiſchen und italiäniſchen Klavierſpielart und die ſehr verſchiedene harmoniſche Bearbeitung bekannt zu machen. Die Italiäner haben eigentlich gar keine Klaviermanier, ſie haben auch wenig und ſchlechte Klavierinſtrumente: Spinet und Flügel ſind faſt die einzigen: für dieſe kann man nun freilich nichts anders ſchreiben, auch durch ſie zu nichts anders erwärmt werden, als zu ſchönem Spielwerk. Man darf dem Italiäner daß eben nicht zur Laſt legen, es iſt eine natürliche Folge ſeines lebhaftern Gefühls, daß ſich auch in dem beſten Klavier nicht ganz darſtellen läßt, und ſeiner großen Geſangliebe die auch durch Bachs Meiſterſpiel ſelbſt nicht befriedigt wird. Hier iſt nun noch die Erklärung der Zeichen aus Couperins erſten Theil der 1731 in Kupfer geſtochen erſchienen.

*) Der erſte Theil dieſer Sammlung erſchien in Paris 1713 unter dem Titel Pieces de Clavecin compoſées par *Mſr. Couperin* Organiſte de la Chapelle du Roi, ſehr ſauber geſtochen: ihm folgten nach und nach noch drey Theile. Das Exemplar ſo ich itz vor mir liegen habe, darf ich der Güte des Herrn Regierungrath Hebebrand in Büdingen, der mir mit mehrern wichtigen Beiträgen zur Vervollſtändigung dieſes Werks unaufgefordert mit wahrer Kunſt- und Menſchenfreundlichkeit entgegen kam.

Explication des Agrémens, et des Signes.

C'eſt la valeur des Nottes qui doit déterminer la durée des pincés, des port-de Voix; et des Tremblemens. On doit entendre par le mot de durée le plus ou le moins de Batemens, ou Vibrations.



Pincés - diſſés, et Bémoliſſé.
Effet.
Effet.
Effet.

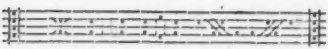
Doublé.
Doublé.
Effet.
Effet.

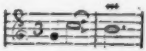
Tierce - coulée, en montant.
Effet.

Tierce - coulée, en deſcendant.
Effet.

Coulés, dont les points marquent que la ſeconde notte de chaque tems doit être plus appuyée.
Les Notes quarrées ne ſervent que lorſque les Clavecins ſont au ravalement par en bas.

Uniſſon.
Cette barre | marque que lorſqu'il ſe rencontre que la même note eſt écrite dans la main droite, et dans la main gauche (ce qui ſuppoſe un Uniſſon) il faut que l'une et l'autre main touchent la notte comme cy - deſſus.


Signes pour la fin des Rondeaux, et de leurs Couplets.


Accent.

Signe.
Signe.
Aſpiration.
Effet.
Effet.

Signe.
Suſpenſion.
Effet.

Stimmphiſiognomik.

(Fortſetzung.)

Zu denen letzt mitgetheilten Stellen aus Lavaters phyſiognomiſchen Fragmenten muß ich noch folgende wichtige Stellen aus dem vierten Bande hinzufügen.

Seite 181. heißts: „Ich klaßifizire die Stimme, wie ich die Menſchen überhaupt klaßifizire — Nachläßig, geſpannt, natürlich, das iſt, ohne Läßigkeit und Anſtrengung. Und nach dieſer einfachen Abtheilung iſt mir jede Art der Stimmen ſo weit charakteriſtiſch, daß ſie die Unterwahrheit, Ueberwahrheit und Wahrheit des Charakters überhaupt anzeigt.

S. 191. (Aus einem Manuſcript von Th**) „Da mit der Empfindung der Ton im Verhältniſſe ſteht, ſollte dann nicht jeder Menſch einen Grundton haben, in dem alle, denen er fähig iſt, zuſammenlaufen; und wäre dieß nicht derjenige, den er bey ruhiger Lage, bey gleichgültigen Unterredungen annimt? denn ſein ruhiges Geſicht enthält ja die Anlage zu allen Zügen, die er annehmen kann. Dieſe Töne müßte ein Tonkünſtler ſeines Ohrs ſammeln, klaßifizieren und dann bezeichnen können, und am Ende müßte man jedem gegebenen Geſichte ſeinen Naturton beylegen können; doch mit Vorbehalt der Veränderungen, die von der Beſchaffenheit der Lunge herrühren. Der von langer Natur und glatter Bruſt wird eine ſchwache Stimme haben, der Krankheiten nicht zu gedenken. Auf dieſen Gedanken, der ſchwerer auszuführen als zu erfinden iſt, hat mich die unzählige Art ja und nein auszuſprechen, gebracht. So vielerley Anläße es giebt, eines von dieſen zu ſagen, z. B. Verſicherung, Entſcheidung, Freude, Angſt, Scherz, Spott, und ſo mehr: ſo vielerley Ton kann auch der nämliche Menſch ſeinen Worten geben. Und dennoch hat ben gleichen Anlaß jeder Menſch ſeine eigene Art, die mit ſeinen Charakter zuſammenſtimmt, offen oder zurückhaltend, ernſtlich oder leichtſinnig, theilnehmend oder kalt, mürriſch oder leutſelig, entſchloſſen oder zaudernd — ja, nein, oder ſonſt etwas zu ſagen. Welch ein Unterſchied für die Geſellſchafter, und welch weite Ritze ins Innerſte der Seele.

S. 461 ſagt Lavater dem Schüler der Phyſiognomik: „Bezeichne dir auch, (wie die Italiäner in ihren Päſſen und Signalements) die Stimme des Menſchen; die Höhe, Tiefe, Stärke, Schwäche, Dumpfheit, Klarheit, Rohigkeit oder Annehmlichkeit — Natur oder Falſchheit der Stimme — forſche, welche Stirne und Töne am öfterſten beyſammen ſeyn? Du wirſt ſicherlich, wenn du ſeines Gehör haſt dazu gelangen, aus der Stimme auf die Claſſe der Stirnen des Temperaments und des Charakters ſchließen zu können.“

Und endlich S. 418 — (o! mir ſo ganz aus der Seele geſprochen! —) „Wenn der Menſch auch nur Ohr wäre, oder nur den Sinn des Gehörs brauchen wollte, ſo könnte er es ſchon allein durch dieſen Sinn in der Phyſiognomik ſehr weit bringen. Wer ſein Ohr zum Beobachten gewöhnt hätte, der würde vor dem Zimmer einer Geſellſchaft von Perſonen, die ihm ganz unbekannt wären, oder die ſogar in einer ihm ganz fremden Sprache ſprächen, ſchon viele Eigenſchaften der Redenden genau beſtimmen können. Der Ton der Sprache, die Artikulation ſamt der Schnelle und Höhe oder Tiefe — alles charakteriſirt gar ſehr, und die Sprache oder der Ton der Verſtellung, ja auch der feinſten Verſtellung, iſt dieſem geübten feinen phyſiognomiſchen Ohr ſo ausnehmend merklich, daß ſich beynahe keine Verſtellung ſo leicht entdeckt, als die Verſtellung der Sprache, obwohl dieſelbe ſehr weit getrieben werden kann. Aber — wer will dieſe unendlich nüancirten Thonarten mit Zeichen ausdrücken? Wenn ich einen Menſchen durchaus im geraden Tone der ganzen Redlichkeit, die durchaus jede Nebenabſicht, die nicht offenbar ſeyn ſoll, reſpuirt — in dieſem ſo unerhört ſeltenen Tone ſprechen höre; ſo hüpft das Herz in Freuden; und iſt in Verſuchung auszurufen: „Das iſt eine Stimme Gottes und nicht eines Menſchen.“ Und Schande dem, der dieſe allererhabenſte Naturſprache nicht verſteht; gewiß wird er Gottes Stimme weder in der Natur, noch in der Schrift, noch in ſeinem Herzen verſtehen.“

Künftig auch mein Scherflein zu dieſen Beobachtungen, Wünſchen und Herzensergießungen.

Volk-

Ueber die musikalische Ausführung.

(Execution.)

Man schreibt ohn' Unterlaß Lehrbücher über die Komposizion, und wird doch nie ein wahrer Komponist dadurch erzeugt und gebildet. Für die Ausführung, die sich wohl lehren und lernen läßt, ist man indeß ganz unbesorgt. Wäre diese aber vollkommen oder doch beßer, hörte man die Werke großer Meister ganz in ihrem Geiste ausführen, so wären alle Lehrbücher der Komposizion, die doch immer nur die schon vorhandenen Meisterwerke kommentiren, oft falsch kommentiren, fast entbehrlich. Die wahre Ausführung dieser Werke würde auf Ohr und Herz weit treffender und fruchtbahrer wirken, als alle durch den Verstand gefaßte Regeln, und der durch diese geleitete oder verleitete Blick in Partituren. Izt bey der größtentheils so verkehrten Ausführung bleibt das Partituren lesen fast das einzige Hülfmittel zur Bildung junger Komponisten. Geschieht dieß aber nicht an der Seite eines erfahrnen, tiefblickenden und weitumfaßenden Komponisten so kann es auf ganz falsche Wege leiten. Das Auge kann oft großes Wohlgefallen an der fleißigen künstlichen Ausarbeitung eines Stücks finden, kann sich der mannigfaltigen Versetzungen, Nachahmungen, Umkehrungen u. dergl. des eignen Ganges, der Gedrängtheit jeder einzelnen Stimme gar sehr erfreuen und sich so Wunderwirkung davon versprechen; und dennoch kann die Wirkung wo nicht gar schlecht, doch ganz anderer Art seyn. Umgekehrt kann eine Partitur dem Auge leer und verächtlich erscheinen und doch die Wirkung davon groß und zweckmäßig seyn. Alle solche Irrungen würden vermieden, lernte man die musikalische Werke durch genaue und wahre Ausführung kennen. Nur dem tiefblickenden, vieleumfaßenden, allahnenden Künstlergeist ist eine Partitur mehr als die Beschreibung eines Gemähldes dem Freunde der Mahlerey ist, die genaueste Beschreibung des wahresten herrlichsten Gemähldes erzeugt immer in der Seele ein ganz anderes Bild und wirkt nur schwache Rührung: (die Neugierde abgerechnet,) stellt ihn aber vors Gemählde und er hat am ersten Eindruck unendlich mehr gewonnen als an aller vorhergegangenen Beschreibung und aller noch nachfolgenden Auseinandersetzung und Zergliederung des Werks. So kann auch die Regel nur für den ganz verständlich und auch wohl noch von Nutzen seyn, der schon durch die Werke, von denen jene Regel abgezogen, öfterer ganz getroffen worden. Dies kann aber ohne die wahreste Ausführung nicht geschehen. Die Komponisten, die nicht so glücklich sind, ein Orchester zur Hand zu haben, auf welches sie persönlich mit ihrem ganzen Geiste wirken können, solten daher gar nichts angelegentlicheres haben als auf die Mittel zu beßerer Ausführung ihrer Werke zu sinnen. Es ist dieses freilich nicht so leicht ausgeführt als gesagt: Der ausübende Tonkünstler, der ein edles Werk ganz im Geiste des Komponisten ausüben soll, muß, die Erfindung ausgenommen, fast alle Fähigkeiten und Kenntniße des Komponisten besitzen: denn er muß das Stück verstehen, seinen Zweck einsehen und fühlen, die Mittel kennen, wodurch sein Vortrag wieder verständlich und der Zweck erreicht wird. Hiebey nun noch für sich die Fertigkeit haben alle jene Mittel mit leichtigkeit und Sicherheit anzuwenden und auszuüben. — Soll dies alles auf dem geraden Weg: mit dem ausübenden Tonkünstler erreicht werden, so muß man von der Wiege an anders mit ihm verfahren werden, als es bis izt geschehn, so muß der letzte *) in einem Orchester von hundert ein wahrer Künstler seyn. Hiezu Mittel und Wege vorzuschlagen und an ihrer Anwendung und Ausübung mit Hoffnung zu denken, dazu mangelts mir an Herz und Glauben: ich will's mit meinen Vorschlägen also lieber auf einem andern Wege versuchen. An den Baumeister musikalischer Gebäude an die Instrumentenmacher und Komponisten will ich mich wenden.

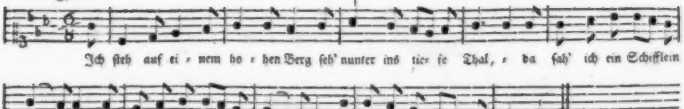
(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

*) Schon diese Rangordnung in unsern Orchestern beweist die Mangelhaftigkeit unsrer Ausübung, außer dem Anführer, sind alle übrigen eigentlich von gleichem Rang, jeder muß gleichviel dazu thun daß das Werk in Kraft und Wahrheit dargestellt werde und jeder kann gleichviel daran verderben und verdirbt. Ein Ton, den der Komponist zu rechter Zeit, zu besonderer Wirkung in eine sonst unbedeutende Stimme gelegt, der mit der vollkommensten Reinigkeit und Deutlichkeit, gerade mit der Stärke oder Schwäche, mit der Dauer oder Kürze, die ihm zukömmt, vorgetragen, macht oft das ganze Stück erst dazu was es seyn soll: diesen einen Ton verfehlt und es ist nichts oder ganz etwas anders.

Volklieder.

Das Lied vom jungen Grafen.

Langſam.



Ich ſteh auf einem hohen Berg,
Seh nunter ins tiefe Thal,
Da ſah ich ein Schifflein ſchweben,
Darinn drey Grafen ſaſſ'n.

Der allerjüngſt, der drunter war,
Die in dem Schiff'lein ſaſſ'n,
Der gebot ſeiner Lieben zu trinken
Aus einem venedischen Glas. *)

„Was giebſt mir lang zu trinken,
Was ſchenkſt du mir lang ein?
Ich will jezt in ein Kloſter gehn,
Will Gottes Dienerinn ſeyn. „

„Willſt du jezt in ein Kloſter gehn,
Willſt Gottes Dienerin ſeyn,
So geh in Gottes Namen;
Deins gleichen giebts noch mehr! „

Und als es war um Mitternacht,
Dem jung'n Graf träumts ſo ſchwer,
Als ob ſein allerliebſter Schaz
Ins Kloſter gezogen wär.

„Auf Knecht, ſteh auf und tummle dich;
Sattl' unſer beide Pferd!
Wir wollen reiten, ſey Tag oder Nacht;
Die Lieb iſt reitens werth! „

Und da ſie vor jen's Kloſter kam'n,
Wohl vor das hohe Thor,
Fragt er nach jüngſt der Nonnen,
Die in dem Kloſter war.

Das Nönnlein kam gegangen
In einem ſchneeweiſſen Kleid;
Ihr Häel war abgeſchnitten,
Ihr rother Mund war bleich.

Der Knab er ſezt ſich nieder,
Er ſaß auf einem Stein;
Er weint die hellen Thränen,
Brach ihm ſein Herz entzwey.

Dieß ſchöne Volklied ſo **Herder** aus dem Munde des Volks in Elſaß aufgezeichnet, und ſeiner vortreflichen Sammlung Volklieder an die Spize geſtellt, iſt wahrlich ſowohl in Muſik als Poeſie voll lieber ſchöner Einfalt, und ſo voll heimlichem traurigem Leben; die Melodie geht ſo ganz den Gang der Traurigkeit; ſtets durch die nächſt liegenden halben und ganzen Töne. Es hat etwas ähnliches mit der ſchönen Choralmelodie: aus tiefer Noth ſchrey ich zu dir, die urſprünglich auch wohl eine Volkmelodie iſt. **Luther** nahm ſie von einem katholiſchen Kirchengeſang, die katholiſchen Kirchengeſänge ſtammen größtentheils aus Griechenland u. ſ. w.; nur die Melodie zur dritten Zeile die iſt mir etwas verdächtig, ſie hat vielweniger den Charakter des einſtimmigen Geſanges, als das Uebrige, wird auch durch die etwas unzeitige Wiederholung verdächtig, auch hab ich ſie ſchon in einem andern Liede gehört: Es ſtehen drey Sterrn am Himmel, das durchaus eine zweiſtimmige Melodie hat, daher vielleicht urſprünglich ein Jägerhornſtück oder dergleichen iſt.

Hier

*) Nach der Tradizion ein Glas, das den Trank vergiftet.

Hier folgt nun noch eine ſolche Volkmelodie, die ſehr wohl volle Harmonie verträgt, man glaube aber nicht daß ſie durch dieſe volle Harmonie viel gewinnt; wenn das Lied auf Waldhörner nur zweyſtimmig geblaſen wird, ſo klingts da eben ſo vollſtimmig, weil die Affordnoten in den tiefen Waldhorntönen ſehr vernehmlich mitklingen. Sie iſt mir eine der allerſchönſten Volkmelodien die ich kenne. Auch denk' ich iſt die Poeſie höchſt rührend und wahr. Ich wüßte nicht was man zum Abſchiede noch hinzufügen könnte. Nur einmal hab' ich den Anfang ſo ſingen hören Es ritt wohl ein Jäger zum Thor hinaus, und das ſcheint mir das Rechte. Oefterer wird es indeß ſo geſungen wie ich's hier gebe.

Es ritten drey Reiter zum Thor hinaus,
Ade!
Feins Liebchen kuckte zum Fenſter hinaus,
Ade!
Und ſoll es dann geſchieden ſeyn!
So gieb mir dein güldenes Ringelein,
Ade, Ade, Ade!
Ja, Scheiden und Meiden thut weh!

Und was uns ſcheidet das iſt der Tod,
Ade!
Er ſcheidet ſo manches Mädlein roth,
Ade!
Er ſcheidet ſo manchen Mann vom Weib,
Die konnten ſich machen viel Zeitvertreib,
Ade, Ade, Ade!
Ja, Scheiden und Meiden bringt weh!

Er ſcheidet das Kindlein in der Wieg'n
Ade!
Ich werde mein ſchwarzbraunes Mädel noch kriegen, *)
Ade!
Und wenn's geſchieht in kurzer Zeit,
So ſoll es uns machen gar große Freud,
Ade, Ade, Ade!
Ja, Scheiden und Meiden bringt weh!

*) Aeußerſt ausdrückend iſt hier das daktyliſche Syſtem dieſer einen Zeile: die beyden Viertelnoten im zweiten Takt werden dadurch zu einer Achtelnote mit dem Punkt und einer ſechzehntheilnote.

Volkstänze.

Hanakisch.

Dieser hanackische Tanz, der viel lebhafter als die Polonoise gespielt wird, hat übrigens mit ihr in seinen Schlußfällen und Vortragmanier große Aehnlichkeit. Auch ist er in Pohlen ein allgemeiner Volktanz. Vielleicht ist er ursprünglicher der pohlnische Nazionaltanz als die Polonoise selbst, die vielleicht erst in spätern Zeiten, bey der aristokratischen Regierungform entstanden, erst vielleicht nur Tanz der Edlen gewesen und so hernach unters Volk gekommen. Denn mir scheinen der hanackische und pohlnische Tanz in ihrem Charakter, eben so verschi[illegible] seyn, wie Volkfreude und Herrenfreude einer hochtrabenden Nazion.

Wenn man dem Ursprunge dieses Tanzes genauer nachspürte, als es außerhalb Pohlen geschehen kann, so träfe man vielleicht auf eine bessere Erklärung von der Herkunft der Hanacken, die noch in einem Theil von Mähren wohnen, als die ich letzt in einem Aufsatze in Schlözers sonst vortreflichem Briefwechsel gefunden. Ich will sie meinen forschenden Lesern zu Gefallen hier hersetzen.

„Der Fluß Hana entspringt im Brünner Kreise, in den Bergen rechts bey dem Orte Krasineko, der ohngefehr zwey mährische Meilen von Mischau, einer fürstbischöflichen Stadt, liegt. Bey Diebitz, einem Marktflecken, fleußt ein anderes Bächlein hinein und fängt bey Mischau an etwas stärker zu werden. Bei Ewanowitz, abermals einem Marktflecken, den man für den eigenthümlichen Sitz der Hanaken ansieht, und wo der Fluß dicht vorbeifleußt, bekommt derselbe seinen wahren Namen Hana und nimmt noch zwey andere zufließende kleine Bäche auf. Um Tuschin und Nezamissitz verschlingt er das Schwabenitzer Wasser; darnach bey Rojetin den Ottaslawitzer Bach, welcher durch Predlitz hinabrinnt, und dort das Prosnitzer und Olschaner Gewässer aufnimmt. So angeschwollen, fleußt er noch eine Strecke hin bis an Kropin, wo er sich endlich mit der March vereiniget. In allem also fleußt er sechs mährische Meilen und hört somit auf.

Hier gleichsam im Mittelpunkte des Landes, wohnt ein einzelnes mährisches Volk, das sich, von allen andern umliegenden Bewohnern Mährens, noch jetzo durch Sitten, Sprache und Tracht merklich unterscheidet und die besten Gegenden zum Ackerbau besitzt. Sie heissen Hanaken. Wenn ich sie auf slavonisch fragte: odkud gste? wo seyd Ihr her? so bekam ich allemal zur Antwort: z Hane, aus dem Hanakenlande. Von Diebitz an, an beiden Ufern, bis in die Gegend von Kremses, ist ihr wahrer und eigentlicher Sitz: folglich sind die dasigen Landesbewohner die rechten und eigentlichen Hanaken.

Ich fand diese Leute (deren Untersuchung ich drey Herbstferien aufopferte, und deren Land ich von drey Seiten bereiste, so weit ich nämlich dieses Volk ausgebreitet zu seyn meynte) nicht so gesprächig, wie ihre Nachbarn. Ihre Lebensart ist sehr faul und träge. Sie lachen selten, sind ernsthaft und nachdenkend; bei ihren Ergötzlichkeiten mehr eingezogen, als ausschweifend; in der christlichkatholischen Religion standhaft, obwol nicht sehr eifrig; über die ihnen eingestandne Rechte wachsam und hartnäckig; stolz auf die alten und mündlichen Lehren ihrer Voreltern, welche sie einander behutsam beibringen.“

Diesen Charakter hat das kleine Volk in Mähren vielleicht erst in spätern Zeiten, abgeschnitten von seinem eigentlichen Vaterla[illegible] vielleicht unterm Druck seiner Regenten und Nachbaren angenommen: denn ihr Nazionaltanz, den die kleine [illegible]kenkolonie in Mähren vielleicht nicht einmahl mehr kennt, ist bis auf die Hartnäckigkeit von ganz verschiedenem Charakter; die lebhafte Bewegung, das stete Zurückkehren und Schlüßen im Haupton, druckt eine sehr lebhafte fast wilde Freude aus. So ist auch der Schritt ihres Tanzes wild, kühn und frey. Jeder Tackt hat drey Schritte wovon der erste weitaus rechts der andre eben so weitaus links geschieht und der dritte ist ein Sprung mit dem rechten Fuß an den linken wodurch dieser gleichsam in die Höhe geschlagen wird. Bei all diesen Schritten macht der ganze Körper sehr lebhafte Beugungen und Schwenkungen. Es wäre wohl der Mühe werth zu untersuchen ob jen kleines Volk in Mähren denselben Tanz hat oder wenigstens kennt. — —

Kunstanekdoten.

8.

Der große Lauteniſt Weiße antwortete im funfzigſten Jahre ſeines Alters auf die Frage, wie lange er die Laute ſpiele? „zwanzig Jahr.“ Einer ſeiner Freunde, der gewiß wußte, daß Weiße ſchon im zehnten Jahre ſeines Alters die Laute ſpielte, wollte ihm widerſprechen, er fiel ihm aber ins Wort und ſagte: „ſchon recht; allein zwanzig Jahr ſtimmte ich.“ So ſtimmt der Mann von Komplimente unaufhörlich an ſeinem Leben und kommt eben ſo ſelten zum Genüßen, wie der Lauteniſpieler zum ſpielen. Nein, daß menſchliche Leben iſt zu kurz um Komplimente zu machen und die Laute zu ſpielen.

9.

Stradella, ein neapolitaniſcher Violiniſt, rührte mit ſeiner Kunſt ein edles venezianiſches Mädchen ſo ſehr, daß ſie ſich von ihm nach Rom hin entführen ließ: ihr Liebhaber, einer der erſten vom venezianiſchen Adel, ließ ihnen nachſetzen. Der Nachgeſandte kömmt nach Rom, erfrägt den Violiniſten, hört, er ſey eben in der Kirche, und eilt hin mit dem Dolch unterm Mantel. Eben ſpielt da Stradella ein Solo; jener hört ihn, wird entzückt, vergißt die ihm zugeſagte Belohnung, ſteckt dem Stradella unter der Hand, daß er ſich eilig davon machen möchte und ſchreibt ſeinem Gebieter er ſey zu ſpät gekommen.

10.

Palma ein neapolitaniſcher Sänger wurde von einem harten Gläubiger überfallen und ſolle ohne Mitleiden feſtgeſetzt werden. Statt aller Antwort auf die Schimpfreden des Gläubigers ſetzte ſich Palma ans Clavecin und ſang verſchiedene Arietten. Die Wuth des Gläubigers fiel nach und nach und wurde endlich ſo ganz beſänftigt, daß er dem Palma nicht nur ſeine Schuld erließ ſondern ihm auch noch zehn Goldſtücke zur Befriedigung anderer Gläubiger ſchenkte.

11.

Graun, der unſterblichſte Sänger des Todes Jeſu, war ein eben ſo rührender Sänger als Komponiſt. Wie höchſt intereſſant ſein Geſang geweſen, beweiſt auch folgende Anekdote:

Da Franz Benda, dem König, der damals in Dresden Winterquartiere hielt, die Nachricht vom traurigen Tode Grauns brachte, weinte der König und ſagte: „ſolchen Sänger werden wir nicht wieder hören!“ Grauns Geſang war alſo das erſte was der König beklagte: und er wußte doch, und weiß noch gewiß Grauns Kompoſizionen zu ſchätzen.

12.

In einem öffentlichen Konzert, das Lolli gab, waren auch Kinder zugegen. Dieſe lachten in einem komiſchen Konzertſatze ſo herzlich und anhaltend daß man die ſtarke Wirkung der häufigen komiſchen Akzente und Sprünge gar nicht verkennen konnte. Lolli iſt hierin der erſte geweſen, der uns gezeigt hat, daß die Inſtrumentalmuſik an und vor ſich des höchſten komiſchen Ausdrucks fähig iſt: und hat es dazu zugleich zu einer ſolchen Vollkommenheit gebracht, daß man ihn hierin für ein Originalgenie halten kann. In komiſchen Singeſchauſpielen, zu einer komiſchen Handlung zu komiſchen Worten ſolche Töne anzuwenden, die das komiſche noch erheben und ſtärker beleben, das beweiſt noch nicht daß es eine wirklich an ſich komiſche Muſik gäbe.

Kunstnachrichten.

10.

Im Paul Stettens, des jüngeren, Kunst-Gewerk und Handwerkegeschichte der Stadt Augsburg, findet sich folgende interessante Nachricht von den Meistersängern:

—— Eine andere Art von Tonkünstlern, welche zugleich Dichter waren, zog in den Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts die Aufmerksamkeit des Publikums an sich, ich meyne die Meistersänger. Wenn man sie hört, so waren Moses und Salomon aus ihrer Zunft: zum wenigsten hatte sie ihre Einrichtungen und Freyheiten Kaiser Otto dem grossen und dem Papst Leo dem VIII. zu danken. Es ist unstreitig, daß dergleichen Uebungen, wie die ihrigen waren, aus den ersten deutschen Alterthümern hergeleitet werden können. Ganz gewiß ist es auch, daß zu den Zeiten der Kaiser aus dem schwäbischen Hause der Meistergesang, d. i. ein Wettergesang unter dergleichen Dichtern und Sängern in großem Ansehn gewesen, so daß sich selbst Könige, Fürsten und Edle dessen nicht geschämt haben, wie es aus der noch vorhandenen Sammlung von Minnegesängen kann ersehen werden, hier aber ist es der Ort nicht, dergleichen zu untersuchen. Ueberhaupt haben sie nach der Zeit ausgeartet und sind aus Dichtern Possenreisser, Gaukler oder eine Art von Komödianten geworden, die im Lande herumgezogen sind, jedoch aber zu großen Feierlichkeiten bey fürstlichen Vermählungen gesucht und verschrieben wurden, so wie in neuern Zeiten große Sänger und Sängerinnen mit schweren Kosten aus Italien berufen werden. Wenn sie dazu aber davon reisten und durch unsre Stadt kamen, wurde ihnen ein Zahrpfennig gereicht, daher finde ich in den öfters angeführten Rechnungen 1327. duobus hystrionibus, missis civibus de nuptiis ducis Karinthiae V. W. Haller. Ferner 1329. II. Jocularoribus domini imperatoris, nuptiis ducis Rudolphi VI. W. Haller; und jedann noch einmal 1330. Uni joculatori quem dux Karinthiae misit civibus de quibusdam rupeis, M. W. Dieses Schicken solcher Leute war vielleicht eine Ehrenbezeugung, welche man der Stadt machte, oder eine Empfehlung zu einer Gutthat. Allein sie waren noch keine Meistersänger, wie sie nachgehends bekannt worden sind.

Die Meistersänger waren gröstentheils gemeine Handwerksleute, die aus Liebe zum Dichten und Singen sich in eine Gesellschaft begeben und über ihre erlaubten und unschädlichen Verfassungen von den Kaisern besondre Freiheiten erhalten hatten. Die hohe Schule dieser Meister oder Liebhaber des Meistergesanges war zu Mainz, wo ihre Freiheiten und Ordnungen verwahrt wurden. Ihre Hauptsitze aber waren zu Nürnberg, zu Strasburg, zu Ulm und hier zu Augsburg. Die Kunst war ziemlich in Abnahme gekommen, bis sie Hans Sachs, der Schuster in Nürnberg, gegen Ende des funfzehnten Jahrhundert wiederum empor brachte. Erst von dieser Zeit an finde ich hier gewisse Nachrichten. Sie mögen lange vorher hier gewesen seyn, es ist ihrer aber nicht gedacht worden. Ungefähr um das Jahr 1534. brachten Meister und Sänger, gemeiner Schule von Augsburg, bey dem Rath eine Bittschrift an, daß ihnen erlaubt werden möchte, anstatt der herodischen Fabeln und Historien, die eine Zeit her üblich gewesen, geistliche Lieder zu singen, so wie ihre Vorfahren schon 600 Jahr vorher gethan hätten. Sie berufen sich darinn auch auf eine alte Ordnung, welche sie vormals von dem Rath erhalten, und bitten, ihre Schulen an den Sonntagen vor den Abendpredigten halten zu dürfen. Drauf erhielten sie die Erlaubniß, sie sogar in eine Kirche zu halten, und zwar wurde die Barfüsserkirche hiezu bewilligt, hernach aber bezogen sie eine Stube der St. Jakobs-Pfründe. Eigentlich wurden in diesen Schulen nur geistliche Lieder und Erzählungen abgesungen. Die Vorsteher der Gesellschaft waren die Merker und Büchsenmeister von welchen jene, theils zu Beobachtung guter Zucht und Ordnung theils zu Beurtheilung der Kunst, theils zu Austheilung der Prämien, die in Kronen bestunden, bestellet waren. Die Meister sangen nach besondern Weisen, die ihre eigne oft possirliche Benennungen hatten, z. E. die überkurz-Abendreth-Weiß, die Weber-Krön-Weiß, der kurze Kanzler, die Cupidinis Handbogen-Weiß, der blaue Ton, der vergessene Ton, der Frauenlobs-Leib-Ton u. s. w. und wenn sie sangen, war ihnen eine vorgoldete Kette mit verschiedenen Schilden um den Hals gehängt. Alles war nach einer zierlichen Ordnung eingerichtet, die dem Grunde nach sehr alt, aber in den Jahren 1561 und 1611 erneuert worden ist. Da sie ihre Schulen in der St. Jakobs-Pfründe hielten, ging die Gesellschaft ziemlich zusammen: sie wurde aber hernach wieder um hergestellt, und man hielte die Schulen bald in der Kirche zum H. Kreuz, bald in der zu St. Stephan und St. Jakob, auch in der St. Markus Schule und endlich in Privathäusern und Städeln. Gewöhnlicher Weise geschah es an hohen Festtagen, und alsdenn mußten Lieder gesungen werden, die auf das Fest eine Beziehung hatten, oder es geschah an andern Sonntagen, wo zwar die Sänger freie Wahl hatten, doch mußten die Lieder jederzeit eine biblische Geschichte oder eine Glaubenslehre zum Gegenstand haben. Diese Singschulen haben bis 1701 gedauert. Im Jahr 1610 hat man ein ordentliches Protocoll dabey zu führen angefangen, welches bis auf vorgedachtes Jahr fortgesetzt wurde. Hernach gingen sie ein.

Es hatten aber diese Meistersänger auch noch andre Pflichten, denn sie waren zugleich Schauspieler. Als solche erhielten sie sich, bis weit in das jetzige Jahrhundert, und vielleicht sind noch einige am Leben, die in ihren jungen Jahren große Mebucadnezar, keusche Susannen, oder auch lustige Hanswürste in dergleichen von Gelehrten und Ungelehrten stark besuchten Spielen, vorgestellet haben. Ihr erstes wurde im Jahr 1540 bey St. Martin, unter dem Titel, die fünf Betrachtungen, aufgeführet, wobey der jüngste der Meister die Frauensperson verstellte. Sie hatten hernach ihren eignen Komödiantenstadel in der Jacober Vorstadt, und lange Zeit mußten alle fremde Komödianten, die solchen gebrauchten, ihnen davon etwas abgeben, bis er endlich an das Almosenamt gänzlich gekommen, und im Jahr 1776 ganz neu erbaut worden ist. So stunde auch diese Gesellschaft unter einer eignen Rathsdeputation die aber nun auch mit dem Almosenamt ist in eines gezogen worden.

Indessen, ungeachtet sie meistens aus Handwerksleuten bestund, so haben sich doch einer und andere daraus durch Christen

bekannt und sogar Ehre gemacht. Vorzüglich verdienet hier der Notarius Hans Sprenz, einer der größten Meister seiner Zeit, genennet zu werden. Er übersetzte die Ilias des Homers, die Aenäis des Virgils, die Verwandlungen des Ovids, in deutsche Reimen, und andre griechische und lateinische Schriftsteller in ungebundene Rede. Freylich haben sie die Eigenschaften nicht, welche man von einer guten Uebersetzung fordert, indessen hat man sich in Deutschland sehr lange Zeit damit behulfen. Hans Ulrich Cristeiner, ein Hammerschmied, schrieb in deutschen Reimen eine Chronika und Beschreibung der fürnehmsten Sachen, welche sich von 1600. bis 1628. in Europa, Asia, Afrika begeben haben; die in letzterm Jahre hier gedruckt worden ist. Johann Daniel Holzmann, Maler und Dichter, hat gleiche Kunst an Cyrill Spiegel natürlicher Weisheit verschwendet und ihn im Jahr 1674 in deutschen Reimen bey Philipp Uhard, mit Holzschnitten herausgegeben. Noch andere waren wegen der von ihnen verfaßten Tragödien aber Haupt und Staatsaktionen, worinnen sehr viel gesungen, oder doch in Reimen gesprochen worden, in sehr guten Ansehen.*)

Der größte Theil dieser Meistersänger war seit den Zeiten der Kirchenreformation, von evangelisch lutherischen Religionsgenossen. Daher sind auch alle ihre Lieder den Glaubenslehren dieser Religion gemäß, ja manche sind selbst, wegen ihres erbaulichen Inhalts, unter die Kirchenlieder aufgenommen worden. Diese Kirchenlieder sind ein besonderer Theil unsers Gottesdienstes,

und eine eigne Kirchenmusik, von welcher ich einiges anzuführen gedenke. Gleichwie D. Luthers Haupt-Endzweck gewesen ist, die Reinigkeit des Gottesdienstes nach dem Vorgange der ersten christlichen Kirche wieder herzustellen, so war er auch darauf bedacht, eine Verbesserung im Kirchengesang zu Stande zu bringen. Er behielt zwar einige lateinische Hymnen bey, die meisten aber wurden, um sie auch dem ungelehrten Christen verständlich zu machen in Deutsche Reimen übersetzt. Ebendergleichen geschah mit vielen Psalmen Davids. Er dichtete auch selbst neue Lieder, die von starken Ausdruck und fernhaften Gedanken sind, und das geschah auch von andern Gottesgelehrten, die seinem Beyspiele folgten, und von ungelehrten Meistersängern. Daben wurde nun theils die alte Melodey der Hymnen, wiewohl verbessert, beybehalten, theils wurden neue Weisen dazu gesetzt. An diesen letztern, die von allen, welche den Choralgesang verstehen, bewundert werden müssen hatten die damals lebenden, und bey Luthern angesehenen sächsischen Gesangmeister, Conrad Rupf und Johann Walther, den größten Antheil. Sie wurden aber anfangs nicht so allgemein; bis sie Lukas Losius sehr richtig und genau herausgeben, worauf sie in allen evangelischen Kirchen sind angenommen, und bis auf den heutigen Tag beybehalten worden. In neuern Zeiten sind noch viele hinzugekommen, und in unsern Zeiten verbessert man zwar viel an Sprache und Gedanken unserer Gesänge wird aber immer die Weisen der Alten für unverbesserlich halten müssen.**)

*) Ad. Puschmanns gründlicher Bericht des deutschen Meistergesanges, den Raben der Städte Strasburg, Augsburg und Nürnberg dedicirt. Nagenseils Abhandlungen von Meistersängern. Acta, die Meistersänger betreffend, im Stadt-Archiv.

Geschriebene Sammlung von Meistersängern, nebst einer Vorrede. Protocolle.

**) Praetorii Syntagma Music. p. 447.

11.

Herr H. Phy C. Bosler in Heilbrunn hat eine Maschine erfunden mit der man weit leichter, wohlfeiler und besser, als bisher durch alle Notendruckereyen und Stecherenen geschehen, Noten abgedruckt und zwar eine jede Handschrift bis zum Täuschen genau kopirt.

Diese Nachricht steht schon in mehrern Kunstjournalen, aber nirgend finde ich eine Beschreibung von der Maschine oder nur einigen Wink von der Einrichtung derselben. Der letzte Umstand führt auf die Vermuthung einiger Aehnlichkeit mit der neu erfundenen englischen Kopiermaschine, die aber nur Eine Kopie vom Original liefert. Möchte H. B. doch bald diese Erfindung gemeinnühlig machen, denn die Schwierigkeit beym bisherigen Notendruck und der daher entstehende hohe Preis (an dem auch wohl der Mangel an Konkurenz unter den Notenpressen schuld ist) hält die öffentliche Bekanntmachung ganzer großer Werke gar sehr zurück.

Meusels Miscell. artist. Inh. 3 St.

12.

In dem Pädagogium in Darmstadt sind auch einige Einrichtungen zum Besten der Musik die jeden ächten Musikfreund erfreuen müssen, geschehen. Die Kantorstelle ist vom Lehramt getrennt. (Ist es nicht traurig wenn ein Mann wie Homilius seine Partitur verlassen muß, um das A B C oder Einmahleins zu lehren!) Ferner zur Musikstunde wird ein besondrer Musikus gehalten; die Chorisien müssen die Schullektionen nicht versäumen; der Klavierunterricht wird auch den Aermern unentgeldlich gegeben u. s. w.

S. Erneuerte Statuten des fürstl. Pädagogs in Darmstadt.

13.

Herr Kapellmeister Schwanenberger in Braunschweig hat zum Geburtstage der regierender Herzogin (den 12. August d. J.) die italiänische Oper: *Olimpiade* in Musik gesetzt; Herr Professor Eschenburg, ein feiner Kunstkenner, schreibt mir darüber: „ich habe heute einer der Hauptproben beygewohnt und viele wahre Schönheiten, viel richtigen Ausdruck, viel sanfte und reine Melodie mit Vergnügen darin empfunden."

J. F. Reichardt's

Musikalisches Kunstmagazin.

IV. Stück.

Ueber das deutsche Singeschauspiel.

Wir sind so arm an wahren Singeschauspielen, daß die bessern Komponisten nicht fürs deutsche Theater arbeiten mögen, oder auch des besten Komponisten Werke nur halbe Wirkung vom Theater thun können, immer mehr einzeln beym Klavier, als im Ganzen vom Theater genossen werden. Woher? die besten Theaterdichter mögen ihre Schauspiele nicht durch Arien zerstückeln: — was gewönnen wir dadurch auch? — und machen sie Operetten, so gehn sie von einem falschen Gesichtspunkte aus.

Zuerst glauben sie, es sey genug, wenn sie alle Szenen nur so wenden, das der Komponist überall Gelegenheit zu singen erhält. Daher muß denn alles singen: Greiß und Kind, Herr und Frau und Magd und alles, was sein ist.

Das ist unter uns allgemein erkannt, daß es der Natur unsrer Sprache höchst zuwider ist, das ganze Stück in Rezitativen abzusingen. Bey dem Italiäner, dessen Sprache so voll leidenschaftlichen Akzents ist, daß seine Rede in Leidenschaft oft zu notiren wäre, bey dem war es von der gewöhnlichen Theaterdeklamazion, die schon erhöhter Naturakzent war, ein sehr kleiner Uebergang zum Rezitativ: und einer Nazion, die so ganz in Musik lebt, der konnte auch die harmonische Begleitung beym Rezitativ sehr wenig anstößig seyn. Unsre Sprache aber, weit mehr Sprache des Verstandes und aller höhern edlern Kräfte, als Sprache der Leidenschaft, die gehe in dem erborgten musikalischen Gewande gar beleidigend unwahr und armselig einher.

Auch ist der leidenschaftlichere Italiäner eh in die Leidenschaft versetzt, auf die der Dichter abzweckt, wenn dafür auch der Eindruck sich so tief nicht bey ihm eingräbt, von kürzerer Dauer ist. Es bedarf also in einem italiänischen Stück weit weniger Rezitativ als in einem deutschen: wenn gleich Metastasio der sich durch Zartheit und Wohlklang des Ausdrucks beym Leser den Ruhm des größten musikalischen Dichters erworben, schöne lange Reden und Erzählungen in seinen Opern hat.*)

Der

*) Dieses und die große Einerleiheit im Innern und in der Form der italiänischen Opern, die sich unsre musikalische Dichter, und Lehrer der musikalischen Poesie so blindlings zum Muster wählen, hat gemacht, daß man seit einiger Zeit in Italien die Opern so höchst sinnlos treibt, daß man, bis auf die Hauptszene, oder vielmehr Hauptarie der prima donna oder des primo uomo die Oper durch laut spielt, ißt, trinkt, plaudert, bahlt — — — — — Freylich hat hieran wohl die Menge der Opernheater, die Armseligkeit im Aeußern der Vorstellung, die so wenig geschickt ist, die Imagination im Spiel zu erhalten, die schlechte oft erbärmliche Besetzung der Nebenrollen, der geringe Preis der Plätze und die Menge der übermüthigen reisenden Goldkäfer aus allen Landen, ihren gemessenen Antheil.

Der kältere nachsinnende Deutsche wird nur durch Ueberzeugung in die Leidenschaft andrer versetzt, für ihn kann sich der Dichter so leicht nicht des wahren Ganges der Leidenschaft und genauen Darlegung ihrer Motiven überheben. Daher entstehen mehr Exposizionszenen, linderer Gang der Leidenschaft. Ist aber die Leidenschaft einmal in ihm rege gemacht, dann gräbt sie sich desto tiefer den ihm ein, dann verweilt er williger bey ihr, und hat da nur Seufzer und Thränen, wo der Italiäner schon wieder Bravo und Händegeklatsch bereit hat. Deshalb darf auch weit ehe für uns der Leidende in solchen hochleidenschaftlichen Momenten nur Gesang haben, um weiter zu unsern Herzen zu reden, als für diesen, um ihm seine Leidenschaft bekannt zu machen, nur Sprache.

Das dünkt mich, ist der tiefere Grund, warum der Italiäner nie ein Singespiel mit abwechselnder Rede und Gesang würd' ertragen können, das ganz gesungene Schauspiel aber nicht anstößig findet: wir hingegen dieß in unsrer Sprache sehr anstößig finden, aber wohl ein vermischtes Singespiel sehr gut leiden können.

Es würd' aber aus diesem folgen, daß in unserm vermischten Singespiel nur da gesungen werden müßte, wo die Leidenschaft so hoch gestiegen, daß Worte sie nicht mehr ausdrücken: wo der Zuschauer schon so ganz in die Leidenschaft versetzt ist, daß alles Raisonnement in ihm schweigt, daß auch ihm schon Seufzer die Brust beklemmen, Thränen das Auge umnebeln, die er nun gleichsam in dem Gesange des Leidenden aushaucht, ausweint.

Um jede Ahndung eines unnatürlichen Sprunges wegzuzaubern, bleibt noch das Mittel dem Komponisten, daß er die Instrumentalmusik früher als den Gesang, zu den letzten gesprochenen leidenschaftlichen Worten, oft auch zu ganzen Monologen, eintreten, und den Gesang in die redebegleitende Musik einfallen läßt.

Zu jenem hohen Grade der Leidenschaft kommen aber nur die Hauptpersonen des Stücks, meistens nur die Liebenden. Der Gesang der Vertrauten und Diener, sehr oft auch — meinem Gefühl nach auf immer — der Väter und Mütter wird also dadurch ausgeschlossen. Und das, deucht mich, könnten wir uns, bey dem immer noch großen Mangel an Sängerinnen, und noch mehr an Sängern, doppelt gerne gefallen lassen.

Freylich muß alsdenn die Handlung für sich interressanter seyn, als sie es in den gewöhnlichen Operetten ist. Und fürchtet man dennoch Eintönigkeit und langwieriges Wesen; so können, wenn die Handlung nicht aus der erhabenen Gattung ist — und für diese eigentliche Heldenoper haben wir Deutsche wohl zu viel gesunde Vernunft und zu wenig Kunstsinn, — können schickliche kontrastirende Episoden immer noch zu Gesängen verschiedenen Charakters Anlaß geben. Nur muß sich dieser Gang an Zahl und Weise zu dem Hauptgesange des Stücks verhalten, wie denn guten Dichter die Episode zur Haupthandlung. Die Hauptentschuldigung — denn vor dem strengen Richter wirds immer Entschuldigung bedürfen — wäre mir indeß nur diese: dadurch fröhlichen einfachen Gesang beym Volke allgemeiner zu machen: die zweyte: dem Ganzen einen lebhaftern Gang zu geben.

Für die eigentliche komische Musik — die so wenig wahre Musik ist, als Seiltanz wahrer Tanz ist — für diese wünscht' ich sehr, daß das ganz eigentliche Possenspiel dazu gewählt und dadurch wieder in Schwung käme. Wir haben gewiß durch Verbannung des Possenspiels weit mehr verlohren, als wir gewonnen haben durch Einführung des rührenden Dramas, wo nun der Herr Vater oft den Hanswurst im schwarzen Samtrocke spielt. Und die eigentlich komische Musik würde uns an ihrem Orte weit mehr Freude machen, und unter dem Volk, — das dem Possenspieler darum schon lieber weil er Volkssprache nicht Lustsprache spricht — würde dadurch mehr fröhlicher Volksgesang verbreitet werden können, als durch die jetzige kalte Tändeley, Witzeley, und zwischenein Vernünfteley der meisten Modekomponisten großer Opern und Operetten.

Auch dürfte man gar nicht fürchten, daß diese wahrhaftig komische Musik der wahren, edlen, erhabenen Musik nachtheiliger wäre, als jen laues unseliges Mittelding. Sie ist ganz etwas anders, und geht ihren Gang für sich. Man sah in Deutschland nie lieber und eifriger Trauerspiele, als da das Possenspiel noch im Gang war. In Wien zauberte das herzliche, unbeschreiblich große und edle Noverrische Ballet jeden Kunstfreund in eine neue Welt, zu einer Zeit, da [illegible] als Eine Bande Haupt- und Staatsakteurs und Seiltänzer ihr Glück bey demselben Publikum machte. Die italiänische große Oper war nie vollkommner, als zur Zeit der possenhaften Intermezzos. Daß die großen Opern zu komischen Opern geworden, worinnen edle Personen mit edlem Gesang in ein unedles Spiel eingeflochten wurden, das hat die große Oper der Italiäner und vielleicht ihre ganze Musik herabgewürdigt. Alles, was ich hier noch zum Vortheil des Possenspiels zu sagen hätte, steht weit besser, als ichs hier sagen könnte, in Mösers Vertheidigung des groteske Komischen, woraus der sinnige Leser sehr vieles für die eigentlich komische Musik anwenden kann.

Ferner

Ferner denken unsre musikalischen Dichter, sie thun genug für den Komponisten, wenn sie ihm nur, außer jedem Ausbruch der Leidenschaft, noch fein viel Bilder, witzige Tändeleyen und Neckereyen und wichtige Lehren zu singen geben. Und doch ist dieses gerade das, womit der wahre Komponist am wenigsten anzufangen weiß. Nur Leidenschaft, und in dieser nur die bestimmtesten Grade und äußerste Höhe ist wahrer Gegenstand des edlen theatralischen Gesanges. Nur da, wo sich die Leidenschaft natürlich im Bilde malt, ist dieses nicht dem Komponisten in der Quere. — — Ich mag und darf hier nicht ins Detail gehen, da ich auf Engels schöne Abhandlung **über die musikalische Mahlerey** verweisen kann, wo, indem gezeigt ist was der Tonkünstler malen kann, der Dichter zugleich lernen mag, was er dem Komponisten zu malen geben muß. Und es ist vielleicht der musikalische Dichter, der zuerst diese Abhandlung benutzen muß, ehe die meisten Komponisten Gewinn davon haben können.

Endlich glauben die musikalischen Dichter ihre Sprache recht musikalisch, wenn sie zweymal vier Zeilen voll pomposer vielsilbiger Worte fein gereimt haben, und das letzte Wort der achten Zeile so beschaffen ist, daß das erste Wort der ersten Zeile wieder drauf folgen kann. Bedenken nicht, daß eben diese kindische Form den Komponisten in die langweilige Form gewöhnlicher Opernarien einengt, die wahrlich so erstickend ist, daß die Italiäner, obgleich ein Jahrhundert durch daran gewöhnt, doch zu fühlen anfangen, sie müssen ihren Metastasio, trotz aller seiner äußern Schönheit verbrennen, um wieder Raum zu freyer Genieaufflug zu gewinnen. Junge genievolle Komponisten bearbeiten auch schon lieber die rauheste Poesie, die ihnen nun mehr freye Bahn giebt; und die besten neuern italiänischen Komponisten bearbeiten deshalb lieber und glücklicher die komische Oper als die heroische.

Ferner: so angenehm und so nothwendig in der Musik Wiederholungen sind, und besonders die Wiederholungen eines bedeutenden Themas, so höchst bedeutend auch am rechten Orte ein ganzes Da Capo seyn kann, so allerhöchst unnatürlich und sinnlos ist das stete Zurückkehren auf den Ausgangpunkt denselben Weg rückwärts. Jeder Mensch, der keine sclavische Seele hat, fühlt schon oft auf seinen Spaziergängen die Unannehmlichkeit desselben Rückweges, so, verkehrt, in seine eigne Spuren zu treten.

Und nun die vielsilbigen Worte, die schon sehr deutlich gesprochen werden müssen, um recht verstanden zu werden, was soll aus denen beym gedehnten theatralischen Gesange werden? Was soll der Komponist mit den Sylben ohne Akzent? Das, was gesprochen, an den Worten Wohlklang war, geht verlohren, denn die Sylben werden nur einzeln gehört, und der Dichter hat sich also nur gemartert, um den Komponisten zu martern. Ich gesteh es gerne, daß ich lieber den anscheinend rauhesten Vers voll lebendiger Darstellung von **Göthe**, als den schönsten sonorosten Vers voll Ziererey von — — — komponire.

Und endlich der Reim: wer hört ihn im Gesange, wenns nicht wahrer Volksgesang ist? Und will der Komponist ihn hören lassen, so legt er sich für seinen Rythmus einen neuen zwecklosen Zwang auf, oder der Dichter muß den neuen Zwang übernehmen, die Reime mit den Einschnitten und Abschnitten stets übereinstimmend zu machen. Verwende der Dichter die hier unnütze Mühe doch lieber auf Bedeutung, Ausdruck und Harmonie des Versbaues; so kann sein Vers dem Tonkünstler Anlaß für bedeutenden mannigfaltigen, Rythmus und Bewegung geben. **Klopstock** ist hierinn das vollkommenste Muster, und vorzüglich hierdurch der größte musikalische Dichter für wahre Musik. Freylich ist diese wenig für unser Theater und Theaterpublikum anzuwenden.

Ueberhaupt also spare der musikalische Dichter all die überflüßigen, unbestimmt leidenschaftlichen, witzigen und lehrreichen Verse, und überhebe sich der zwangvollen Zeilenzahl, der pomposen vielsilbigen Worte, und — das Lied ausgenommen — wo er ihm nicht als von selbst kommt, auch des Reims: gebe dem Tonkünstler nur in hochleidenschaftlichen Situazionen, bestimmte Momente der Leidenschaft in natürlich darstellenden, akzentvollen Worten mit bedeutenden harmonischen Versbau, gereimt oder ungereimt. Diese Momente so treffen und so darstellen, kann freylich nur wahres poetisches Genie: dem bleibt aber dann auch weit mehr Freyheit fürs Interesse des Dramas.

Ich habe kürzlich ein deutsches Singeschauspiel: **Liebe nur beglückt**, drucken lassen. Wer dieses Drama als bloßes Schauspiel liest, der muß, wenn er urtheilen kann, sagen, es ist kein gutes Drama; und der muß hundert Dinge daran tadeln, die alle nach seinem Gesichtpunkt, ihren richtigen Grund haben können.

Und doch kann sein Tadel wohl in keinem Stück mich treffen. Daher muß ich etwas darüber sagen, den Gesichtpunkt zu bestimmen, aus dem man es anzusehen hat, um es für das zu nehmen, was es seyn sollte.

Nicht dem unbefangenen Zuschauer und Hörer dieses Stücks sagt ich dies, denn wenn es auf den nicht bey der Aufführung wirkt, was es wirken soll, so hab' ich verlohren, und alles, was ich darüber sagen könnte, wär' eitles Wortgepränge von weise hineingelegten Feinheiten, die jeder witzige Kopf auch aus seiner schlechtesten Arbeit hinterdrein hinaus sehen, oder vielmehr in sie hineinsehen kann; wär' Hünergekakel nach gelegtem Ey. Für den unbefangnen Zuschauer bin ich auch unbesorgt. Für Kritiker also? Wahrlich noch unbesorgter.

Auf den musikalischen Dichter und Theaterkomponisten möcht' ich gern durch dieses Stück wirken. Dies ist die erste Veranlassung zu seiner Entstehung, der Grund und Zweck, für den ichs ausgearbeitet und bekannt gemacht habe.

Daß ich selbst in diesem Stück ein interessantes Drama gegeben hätte, bild' ich mir wahrlich nicht ein. Vielleicht ersetzt diesen Mangel einigermaßen meine Musik, auf die ich desto mehr Fleiß und frohen Muth gewandt. Zu allem aber, was eigentlich das Musikalische an einem Singeschauspiel ist, denk' ich in diesem Drama ein Beyspiel gegeben zu haben, aus dem man besser vielleicht meine Meynung erkennen wird, als aus diesen abgebrochenen Gedanken.

Kann ich unsre besten Theaterdichter hiedurch bewegen, in dieser Art beßre musikalische Schauspiele zu machen, so will ich selbst mit Freuden auf eigne Dichtung Verzicht thun: denn ich fühl' es nur gar zu sehr, daß der Tonkünstler bey Dichtung für seine Kunst immer von hinten anfängt.

Wie ich mir die Musik zum deutschen Singeschauspiel am liebsten denke, wird man aus meiner Komposizion von **Liebe nur beglückt** am besten erkennen. Den Musikern muß man nichts vorreden, sondern vorsingen und spielen. Nächstens werd' ich die ganze Musik des Stücks drucken lassen: einzelne Szenen und Lieder daraus sind bereits abgedruckt, im dritten Theil meiner **Oden und Lieder**, und in einer so eben von mir her, ausgekommenen Sammlung: **Oden und Lieder von Uz, Hagedorn, Kleist und andern Dichtern.**

Hier will ich nun noch ein Wort vom heroischen Singeschauspiel sagen. Oben sagt' ich: für die eigentliche Heldenoper haben wir deutsche wohl zu viel gesunde Vernunft und zu wenig Kunstsinn: d. h. für die gewöhnliche italiänische oder auch französische ganz gesurgene Heldenoper. Sollten wir aber nicht ein eignes Heldenschauspiel mit Gesang und Instrumentalmusik haben können, die unserm Wahrheitgefühl unsrer gesunden Vernunft unbeschadet, höheren Kunstsinn in uns weckte und festete, und vielleicht auch Gefühl für Freiheit und Heldenmuth stärker belebte? Nach jenen Bemerkungen über den deutschen Charakter könnten die Helden des Schauspiels, wenn sie nur große, wahre Schauspieler sind, in Deklamazion und Gebehrdenspiel groß, immer sprechen, in hochleidenschaftlichen Stellen, wie in den Duodramos, von Musik begleitet sprechen; wichtige, erhabene Szenen könnten von Chören angekündigt, begleitet und vollendet werden: nur die zärtlichern schönleidenschaftlichern Heldinnen dürften singen — Doch statt all des todten Geschwätzes will ich hier lieber einen Plan zu einer solchen deutschen Heldenoper abdrucken lassen, in der nur die Heldinn und die Chöre singen. Die erste Szene sey etwas ausführlicher angegeben, um zu zeigen, wieviel ich bey solchen Schauspiel auf die übrigen Künste rechne; die andern kürzer. Beßer und lieber zeigte ichs am vollendeten Kunstwerk selbst: wo ist aber das Theater und das Publikum das hiezu Muth einflößte.

Fingal

Fingal und Komala.

Eine große deutsche Oper.

Erster Akt.

Erster Auftritt.

Abend. In Westen die letzten Strahlen der untergehenden Sonne, in Osten Aufgang des Mondes durch leichtneblichtes Gewölk. Der weiße Nebel sammelt sich um die Berge herum. Hinter den Bergen hervor schallen frohe Lieder von ferne her.

Fingal erscheint einsam auf dem Felsen in sich versenkt. Fernher ersteigen von verschiedenen Seiten nach und nach die Heerführer den Felsen. Es erscheint von dunkelm Gewölke getragen ein Geist, schwebt bey Fingal, nur von diesem gesehen, vorüber und zerfließt in blutrothen Nebel. Die Heerführer sehn Fingals Staunen und Bewegung. Aller Augen sind auf ihn gerichtet. Still schreitet er himb nach seiner Halle und ergreift den Speer. Die Helden nahen sich ihm still und das Bardenchor singt mit halber Stimme:

Schlacht ist in seinem Aug',
Tod der Heere auf seinem Speer!

Alle ergreifen ihre Schilde und Speere und sammeln sich um Fingal herum. Krieger drängen in Menge herbey. Das Gerassel der Waffen steigt. Jedes Auge ist im Auge des Königs versenkt, jede Hand hält den Speer höher. Endlich beginnt Fingal. u. s. w.

Fingal sammt all seinen Heerführern beschließen für den nächsten Morgen die Schlacht gegen Swaran, dem Könige von Lochlin, der in sein Land gefallen. Das Bardenchor feuert sie, gegen die Einwürfe einiger Helden, zur Schlacht an. Sie gehen, jeder zu seinem Trupp, sich zur Schlacht zu bereiten. Weissagende Siegsgesänge der Barden folgen ihnen.

Zweyter Auftritt.

Komala, Tochter von Sarko, dem Könige von Inistora, die einst bey einem Mahle im Hause ihres Vaters sich in Fingal verliebte und ihm verkleidet, als Krieger in den Krieg folgte, ist hier allein zurückgeblieben, um ihre Freude auszuathmen, so in ihrer Verkleidung um den geliebten Helden seyn zu können.

Dritter Auftritt.

Hidallan, einer der Helden Fingals, überrascht sie, sagts, er erkenne sie, die ehemals seine Liebe verachtete, trägt ihr noch einmal seine Liebe an, oder — droht sie zu verrathen. Sie wirft ihn von sich, er geht in Wuth ab.

Vierter Auftritt.

Komala in äußerster Unruhe und Furcht für Verachtung.

Fünfter Auftritt.

Fingal kömmt hinzu. Im Innersten der Seele über ihre Liebe gerührt, wählt er sie zu seinem Weibe, ruft die Heerführer alle wieder zusammen.

Sechster Auftritt.

Alle treten auf. Fingal verkündigts ihnen, dankt dem Hidallan für den Liebesdienst wenn auch wieder seinen Willen, und befiehlt noch diese Nacht das Hochzeitmahl zu bereiten: daß er vor der Schlacht noch die Ehre seiner Geliebten sichre. Die Barden feyern seine Liebe.

Zweiter Akt.

Erster Auftritt.

Das Hochzeitmahl nach celtischer Sitte, von Bardengesängen durchströmt. Der Tag bricht an. Alles rüstet sich zur Schlacht. Bardenschlachtgesänge. Die Barden und Heerführer ziehen ab.

Zweiter Auftritt.

Fingal und Komala in Liebe versenkt, müssen sich endlich trennen. Er will nicht eh bis er überwunden ihre Liebe genießen, geheißt ihr, ihn auf jenen einsamen Felsen zu erwarten. Ueberlebt er die Schlacht, so ist er de. erste bey ihr. Sie scheiden von einander.

Dritter Auftritt.

Komala klagt, und tröster sich wieder mit dem Heldenmuthe ihres Geliebten. Sie ersteigt den einsamen Felsen. Man hört in der Ferne die Schlachtgesänge mit der sie gegen den Feind anziehn. Dem einsamen Felsen der Komala gegen über ist ein anderer höherer Felsen, von dem ein Theil des Bardenchors die Schlacht beobachtet und den Gang der Schlacht mit anfeuernden Gesängen, die zuweilen vom Bardenchor auf dem Schlachtfelde beantwortet werden, begleitet.

Dritter Akt.

Erster Auftritt.

Komala allein auf dem einsamen Felsen ihn, der so lange bleibt, traurig erwartend. Ferne Gesänge verkündigen das Ende der Schlacht. Das Bardenchor hat den Felsen verlassen. In dem Herzen der Komala lebt süße Hoffnung auf.

Zweyter Auftritt.

Hidallan irrt in der Mitte des Felsens klagend umher: er ist gefallen der große Führer.

Dritter Auftritt.

Komala hörts, steigt von ihrem Felsensitze herunter und erfährt von ihm den Tod Fingals. In ihren wüthenden Klagen wird sie in der dunkelbeschatteten Ferne Fingals Erscheinung gewahr.

Vierter Auftritt.

Sie eilt den Felsen hinan daß sie der Geist Fingals da treffe, und da sie ihn näher kommen sieht, drückt sie den Pfeil sich ins Herz, um mit ihm ganz vereint zu seyn.

Fünfter Auftritt.

Fingal sucht seine Geliebte in der Nacht des Felsens und findet sie sterbend. Sie sagt ihm: dein Tod — Hidallan verkündigt' ihn mir — ich eilte dir nach. Fingal klagt sie wie ein Held, und läßt sie, unter dem Klagegesängen der sich versammelnden Barden, in sein Zelt tragen.

Sechster Auftritt.

Am Fuße des Felsens versammeln sich die Heerführer und vollen Bardenchöre, in ihrer Mitte der gefangene König Swaran. Fingal kömmt hinzu, löst seine Fesseln, heißt den Barden, die Seele des Gefangenen mit süßen Gesängen aufheitern und giebt ihm seine Freiheit, sie zum Glück seines Volks und seiner Nachbaren zu gebrauchen. Von allem was der gefangene König ihm aus Dankbarkeit anbietet nimmt er nichts an. Noch tröstet er den immer niedergeschlagenen König mit seinem eigenen Verlust, und ladet ihn, eh sie scheiden zum Freundesmahl. Die Barden Chöre feyern den König in Glück und Unglück Gut und Groß.

Ueber die musikalische Idylle.

Der Hauptkarakter der Idylle ist das Sanfte. Gesang, Harmonie, Bewegung, und Begleitung muß daher immer sanft bleiben. Der Ausdruck jeder Empfindung, jeder Leidenschaft muß sanft bleiben. Alles Starke, alles Heftige liegt ausser dem Gebiete der Idylle.

Wir wollen jedes jener vier Haupttheile einzeln betrachten.

Gesang. Es ist vielleicht nichts schwerer in der Musik, als den wahren Gesang der Idylle zu finden und drinnen zu beharren: der Gesang, der immer gefällig und faßlich, immer gleich weit vom Niedrigen und vom Erhabenen, von Armuth und Reichthum entfernt ist. Es muß der eigentliche Gesang des Liedes seyn. Daher schickt sich auch die Form der Arien nicht zum Schäfergedicht, wo der Gesang völlig ausgebildet und bereichert wird. Das Rezitativ gehört gar nicht ins Schäfergedicht. Es muß alles lyrisch seyn, denn bey einer sanften Gemüthsbewegung finden die sehr verschiedenen und von einander entfernten Grade der Empfindung, die den Uebergang von der Rede — sey es auch schon musikalischen Rede — zu der Arie verursachen und erfordern, gar nicht statt. Der Gesang des Schäfers ist die Aeusserung einer bestimmten Empfindung, von der der Sänger eben durchdrungen ist. Er wird also viel Einheit haben müssen; und bey einem natürlichen ungeschminkten Gesange Einheit zu behalten, ohne einförmig zu werden, ist wahrlich ein gefährlich Ding. Und da im Schäfergedicht der Ausdruck jeder Empfindung, es sey Freude oder Traurigkeit, sanft bleiben soll, so wird der Komponist selbst in dem natürlichen Ausdruck noch eingeschränkt. Der Gesang der Freude muß nicht zu lebhaft, nicht wild seyn; Der Gesang der Traurigkeit nicht zu finster, nicht zu tiefeindringend seyn. Welche fein gezeichnete Gränze! Nur das feine und richtige Gefühl des Komponisten kann sie genau bestimmen.

Harmonie. Hier ist der Komponist eben so sehr eingeschränkt. Er muß sich aller schnellen auffallenden Modulazionen enthalten, er muß immer sanft moduliren, und doch nicht nur allein den Akkord des Haupttons des Stücks (Tonica) und den Akkord seiner Quinte (Dominante) berühren. Es muß immer Einheit in den Modulazionen seyn, ohne daß sie einförmig wären. Wie schwer dieses ist, und vorzüglich beym Ausdruck der Freude ist, der alle Ausweichung in die weiche Tonart, alle Berührung derselben verbietet, ist leicht zu fassen. Eine neue sehr grosse Schwierigkeit, in Absicht auf die Harmonie im Schäfergedicht werden wir weiterhin gewahr werden, wenn wir von der Begleitung handeln.

Das anhaltende Lyrische verursacht dem Komponisten die gröste Mühe. Das ganze Gedicht soll aus einer Reihe aneinanderhängender Lieder bestehen. Die Lieder sollen nicht alle aus Einem Ton gehen, sollen auch eben nicht den Quinten- oder Quartenzirkel durchlaufen, und die Einheit der Empfindung, z. B. Freude erfordert, daß sie alle in der harten Tonart bleiben. Hier kämpft der Komponist mit den größten Schwierigkeiten, strengt seine ganze Kunst an, verleugnet seine Kunst, verbirgt sie, um ein natürliches, leichtes, faßliches Ding hervorzubringen, das Einheit ohne Einförmigkeit hat und so klinge als hät's ein jeder von selbst so singen können.

Bewegung. Alle schwere, majestätische, sehr langsame Bewegung, alle feurige, heftige, wilde Bewegung, ist dem Idyllenkomponisten untersagt. Zwischen diesen äussersten Graden muß er bleiben. Hier bringt das fortdaurend Lyrische wieder eine grosse Schwierigkeit hervor. Die Bewegungen müssen abwechseln, um nicht einförmig und langweilig zu werden, sie müssen aber so aufeinander folgen, daß sie ineinander fliessen, damit kein auffallender schneller Uebergang von einer Bewegung zu einer entfernten geschieht, sondern eben so Einheit in der Bewegung als in dem Gesange und der Harmonie ist.

Begleitung. Es ist höchst widersinnig, daß wir zu jeder Art von Musik einerley Instrumente zur Begleitung gebrauchen; jeder Art von Musik gleich starke Begleitung geben. Dieselben Instrumente, dasselbe Orchester, so man in der grossen Oper gebraucht, braucht man auch zum Schäferspiel zum Schäfergedicht. Man glaubt einer Musik den Charakter des Pastorale zu geben, wenn man zu den 18 Violinen und 12 Bässen zwey Flöten dazu gehen läßt: und den Schmerz der Didone glaubt man recht gut auszudrücken, wenn man zu eben den Instrumenten

noch **Flöten dazu gehen läßt.** Das heißt widersinniger Weise die Instrumente durcheinander gebraucht, ohne auf ihren wahren Charakter Acht zu haben. Mich dünkt, zum Pastorale sollten nur allein blasende Instrumente zur Begleitung gebraucht werden: und unter diesen nur Hoboen, Flöten, Waldhörner und Fagotten. Und auch nicht alle zu gleicher Zeit und an jedem Orte, sondern jedes nach seinem besonderen Charakter. Flöten, bey lieblichen und völlig sanften Gesängen, zur Begleitung weiblicher Stimmen; Hoboen bey zärtlich rührenden Gesängen; die Waldhörner können bey dem Ausdruck der Freude zu den Flöten hinzukommen. Von den Fagotten kann man doppelten Gebrauch beym Pastorale machen, einmal zur Begleitung der andern Instrumente, in dieser Absicht hat es die gute Eigenschaft, daß es sich zu den übrigen Instrumenten allen gut schickt, und dann zur besondern Begleitung der männlichen Singstimmen, und da passet es zum lieblichen, völlig sanften, und auch zu zärtlich rührenden Gesängen. Auch können Fagotten durch Verstärkung des Gesanges der Flöte, und der Hoboe in der tiefern Oktave jenen Ausdrücke um vieles erhöhen. Nur da, wo die Empfindung allgemein wird, wo alles, das ganze Schäfercor in freudige Gesänge ausbricht, würde ich Flöten, Hoboen, Hörner und Fagotten zugleich anstimmen lassen. Auch kann man mit sehr guter Wirkung die Instrumente auf verschiedene Art unter einander mischen. Man läßt eine Flöte mit einem Fagott, oder eine Hoboe mit einem Fagott zusammen gehen, und gibt einem andern Fagott die Grundstimme; oder man läßt diese, wo es angeht, von einem Waldhorn machen, oder man nimmt eine Flöte oder eine Hoboe zu zwey Waldhörnern u. s. w. Die Blasinstrumente, vorzüglich die Waldhörner, werden oft den Komponisten in den Modulazionen einschränken, allein selbst diese Einschränkung gehört zum Charakter der Idylle.

Ich habe den **Ramlerischen May** nach diesen Grundsätzen, die ich auch schon in deutschen **Museum** (S. September 1777.) vortrug, komponirt; dort hab' ich daß Gedicht selbst, wie es **Ramler** für mich gebessert, abdrucken lassen, und meine Komposizion ausführlich zergliedert, um die Schwierigkeiten bey Bearbeitung eines solchen Schäfergedichtes auseinander zu setzen. Es herrscht durch das ganze Stück nur Eine Empfindung: **Freude über die Ankunft des Mays.** Dieses schließt die weiche Tonart ganz aus! verbietet alle langsame Bewegungen, und weil es **Schäferfreude** ist, auch alle heftige Bewegungen. Daß der Komponist die Worte auch nicht oft wiederholen und umkehren darf, und selbst seine musikalischen Gedanken nicht oft wiederholen darf, wird man auch sehr leicht einsehen. Der einzige vernünftige Grund zur Wiederholung und Umkehrung der Worte und des musikalischen Gedankens ist dieser: daß der Komponist sich bemüht die Empfindung, die der Dichter nur mit Einem Ausdrucke, nur in einem gewissen Grade ausdrückte und ausdrücken konnte, von verschiedenen Seiten und in verschiedenen Graden auszudrücken, und sie dadurch dem Ohr und Gefühl des Zuhörers desto stärker einzuprägen. Das hat hier aber schon der Dichter gethan. Das ganze Stück ist eine Zergliederung, eine Ergießung der Empfindung der Freude über die Ankunft des Mays. Wollte nun der Komponist noch zu zergliedern anfangen, alles noch mehr aus einander setzen, so würde'er sich und den Dichter weitschweifig und langweilig machen. Das Stück muß also durchaus liedermäßig komponirt werden. Auch hat es der Dichter dazu schon angelegt. Der Gesang des Daphnis mit dem drauf folgenden Gesange der Rosalinde machen zwey völlig gleiche Strophen aus. Ich sage **völlig gleiche Strophen**: denn nicht nur das Sylbenmaaß ist drinnen gleich, sondern auch die Grade der Empfindung, die Einschnitte und Abschnitte: auch die Stellungen der Hauptworte und Beyworte. Eine Genauigkeit, die wir selten in Liedern finden, und die alle Lieder haben sollten.

Rosalinde wird also, da sie immer die zweyte Strophe hat, dieselbe Melodie behalten können, die Daphnis zur ersten Strophe sang. Kleine Abänderungen ausgenommen, die die Natur der weiblichen Stimme erfordert, und die verursacht werden durch den charakteristischen Unterschied weiblicher Empfindung von der männlichen, und durch den angemeßnen Ausdruck beyder Empfindungen, welches beydes der Dichter hier sehr fein empfunden und ausgedruckt hat. Diese kleinen Abänderungen und die Verschiedenheit der weiblichen und männlichen Stimme — ich nehme an, daß er Tenor, sie Diskant singt — sind hinlänglich es zu einem schäfermäßigen Wettgesange zu machen. — — —

Das Rondeau, welches igt so sehr gemißbraucht wird, und wodurch man igt fast todt grüzelt wird, thut eine sehr angenehme Wirkung, wenn es an seiner rechten Stelle steht, und so beschaffen ist, wie es seyn soll. Es soll einen Hauptgedanken haben, der neu und von vorzüglicher Schönheit und Annehmlichkeit ist, wodurch er die öftere Wiederholung verdient; der simpel ohne Armuth und faßlich ist: simpel ohne Armuth muß er seyn, damit

damit er bey der einfachsten Einkleidung genug in sich enthalte, die Zwischensätze (couplets) daraus zu ziehen: und fasslich, damit der Zuhörer die Aehnlichkeit dieser Zwischensätze mit dem Thema (Refrain), die zu einem Ganzen abzweckt, erkenne und fasse, und das Thema selbst bey der Wiederholung wieder erkenne, ohne Mühe mit Vergnügen wieder erkenne.

Ferner steht das **Rondeau** nur da an seiner Stelle, wo eine bestimmte angenehme Empfindung unterhalten und verstärkt werden soll.

Nun vergleiche man mit dieser Theorie die mehresten **Rondeau's**, die izt zu Tausenden in der Welt herumflattern. Wie selten findet man ein Rondeau, dessen Hauptgedanke neu und von vorzüglicher Schönheit und Annehmlichkeit ist, wie z. B. das allgemein beliebte **Rondeau** von **Fischer**, das eigentlich in neuern Zeiten diese Art wieder in Mode brachte, oder einige von dem jüngern Herrn **Besozzi** in Dresden? Für diese wenige vortrefliche hört man wieder hundert mittelmäßige und tausend schlechte, deren Hauptgedanke nicht werth ist Einmal gehört zu werden, vielweniger 6 — 8 mal: und der schon wie lange abgedroschen ist. Und wie höchst selten findet man Simplizität und Reichthum in dem Hauptgedanken, um daraus die Zwischensätze zu ziehen; ja man trifft selten nur eine Spur davon, daß der Komponist den Gedanken gehabt, seine Zwischensätze aus dem Thema herzuleiten, oder sie nur dem Thema ähnlich zu machen. Nach dem Thema fängt etwas an, was ein ganz ander Ding ist; Gedanken, die unter einander eben so wenig Aehnlichkeit haben als mit dem Thema, die sogar oft eine ganz andere Bewegung erfordern, als das Thema, wenn sie recht vorgetragen werden sollen. Fasslichkeit ist noch das einzige, so man in den meisten Rondeau's antrift, denn sie haben gemeinhin eine sonderbare Aehnlichkeit mit den ausgepeitschtesten Gassenhauern. Die französischen Komponisten wählen oft ganz bekannte Lieder zu den Thematen ihrer Instrumentalrondeau's: sie thun das aber mit besserer Wahl, als die meisten deutschen Nachahmer. Sie wählen gemeiniglich Lieder dazu, die der ganzen Nation Lieblingslieder sind. Bey einer solchen Melodie hat der Instrumentalkomponist den Gewinn, daß der Zuhörer gleich bey den ersten Takten in eine bestimmte Empfindung versetzt ist, die Worte schweben ihm dabey vor der Seele und tausend angenehme Ideenverbindungen können einem solchen Rondeau einen höchst angenehmen Reiz geben. Die Zwischensätze, — wenn sie nur nicht heterogen sind, und so die angenehme Empfindung gewaltsam unterbrechen — ziehn die Seele wieder allmählig von dem Hauptgedanken ab, und da wissen dann die feinern Komponisten die Erinnerung ans Thema so leise wieder hervorzurufen, die Erwartung darnach so linde zu spannen, so angenehm zu täuschen und dann so unerwartet süß zu befriedigen, daß ein solches Lied als Rondeauthema oft noch weit angenehmer und stärker auf Herz und Ohr wirkt, als es je gesungen gethan. Wir haben eine Menge izt fast ganz vergessener vortrefflicher Volksliedermelodien, deren wir uns hiezu mit dem allerglücklichsten Erfolg bedienen könnten, nur freylich müssen die Lieder selbst erst wieder der Nazion bekannt gemacht werden. So wie aber das beste Volkslied selbst nicht in jede Gemüthlage nicht in jede Lebenssituation hineinpaßt, so auch kann das Rondeau nur da ohn' Anstoß genossen werden, und wirksam seyn, wo es an seiner rechten Stelle steht. Und wo steht nach den meisten Komponisten das Rondeau an seiner rechten Stelle? Hinter jedem Konzert, hinter jedem Solo.

Wenn man nun aber den wahren Charakter des Rondeau's recht betrachtet, so wird man finden, daß es vielleicht nirgends besser angebracht werden kann, als bey dem Pastorale. Ich habe mich zu Anfange des zweiten Theils des Ramlerischen Mays der Rondeauform bedient, und will davon so viel als einzeln außer dem Zusammenhange gesungen werden kann, hier abdrucken lassen. Die ganze Musik soll nächstens gedruckt erscheinen.

Aus dem Wettgesang:
Der May.

(Die Folge in der ſie duettenmäßig mit einander ſingen läßt ſich hier ſo einzeln nicht geben.)

Ueber die häusliche Erbauung durch Musik.

Wir haben unzählige Sammlungen Lieder voll Tändeln und Spaßmacherey, zum Theil auch voll Lieb und Freude, aber an Lieder zu ſtiller häuslicher Erbauung fehlt es uns faſt ganz. Nichts ſollte doch den wahren Künſtler höher begeiſtern können, als die ſelige Ausſicht, der ſchwachen Seele Muth und Stärke, der Leidenden Troſt, der Zweifelnden Zuverſicht einflößen zu helfen: und o wie viel lebhafter geſchieht dies nicht oft durch ein ſchönes, treffendes feelerhebendes Lied als durch hundert moraliſche Predigten. **Abt** ſetzt mit großem Recht von allen Schriftſtellern oben an, die Verfaſſer der Erbauungsſchriften, „die mit einer wahren Salbung, das heißt, nach dem Sinne der Religion zum Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft, und zum Heil der Seelen, rührend für das Herz und einleuchtend auch für den gemeinſten Verſtand geſchrieben haben. Von ſolchen Schriften nur kann man mit Recht ſagen, daß ſie für das Publikum ausgearbeitet ſeyen; und auch dem Publikum nützen. Denn was für ein Publikum haben wohl alle witzige Herren und Schriftſteller u. ſ. w.“ Weiterhin ſagt er vortreflich: „Wenn der Fürſt oder ſeine Diener Bluthunde und Gelderpreſſer ſind; wenn ſie dem fleißigen Handwerker nicht nur ſeinen Sparpfennig, ſondern auch ſeinen **Zehrpfennig** wegnehmen: was hält ihn denn von der Verzweiflung zurück? Und o! was bewahrt dann dieſe Menſchenquäler vor der gewaltthätigen Hand, die oft, wie unſichtbar, durch Wachen und Mauren durchgedrungen iſt? Was, vor dem tödlichen Blei, das durch die Luft ſauſet, wo es weder Wälle noch Waffen mehr von der Bruſt des Wüterichs abhalten? — nichts als die Gottesfurcht, die in das Herz des gedrückten Bürgers und des geplagten Bauers hineingepredigt worden. Der arme Städter, der arme Landmann, nimmt ein **Familienbuch** in die Hände, und tröſtet ſich in ſolchen trüben Tagen aus dem fußlichen und rührenden Vortrage des Lehrers mit der Ausſicht in ein ewiges Leben; mit der kurzen Dauer aller zeitlichen Leiden, und mit dem Verſprechen, daß er einen Vater im Himmel habe, der ihm in ſeinen Zuſagen beſſer Wort halten werde, als ſein meineidiger Landesvater. Sein Abendſegen, den er mit ſeinem ganzen Hauſe lieſet, beruhigt ihn mit dem Schutze Gottes, in den er ſich und alles, was ihm angehört, übergeben hat. Und indem er den Tag auch wieder mit dem Gebete anfängt: ſo kömmt dadurch eine gewiſſe Ruhe in ſeine Leidenſchaften; eine gewiſſe Gelaſſenheit in ſein Thun, wo durch ſeine Nachbarn und ſeine Obern Sicherheit erhalten. Aber nicht nur Gelaſſenheit; auch Muth und Freudigkeit erwächſt dadurch den ihm. Das **erbauliche Lied**, welches das preuſſiſche Heer auf dem Wege, zum Angriff bey **Liſſa**, ſang, war **zehen Heldengedichte** und auch **eben ſo viele Bataillone** werth. So was wirkt nun an den vielen Seelen! O ihr Herren Moraliſten ſammt und ſonders! ihr zierliche, witzige Schriftſteller, das thut ihr nicht! u. ſ. w.“

Wir haben nicht einmahl ein Choralbuch daß ſo eingerichtet wäre daß Muſikfreunde, die nicht Harmonie verſtehen, ſich denn Klavier damit ohne Anſtoß und Leere beſchäftigen und erbauen könnten: und unſre herrlichſten geiſtlichen Poeſien bleiben unkomponirt oder ſo gut als unkomponirt. **Klopſtocks** und **Lavaters** geiſtliche Lieder die an Wahrheit und Größe des Gefühls alles übertreffen was je in einer Sprache heilig gedichtet iſt, ſind immer noch größtentheils ohne Muſik die ihrer würdig wäre. Die Schuld iſt vielleicht nicht ganz der Komponiſten, das Publikum hat Theil daran. **Bachs** Kompoſizionen zu **Gellerts** Liedern, die in aller Hände ſeyn ſollten, ſind außer dem Lande wo **Bach** und **Gellert** ſelbſt gelebt, wenig geſungen, und ſeine herrlichen Kompoſizionen zu **Cramers** Pſalmen haben ſeit 1774 noch keine neue Auflage erlebt. Einige der Lieder dieſer meiſterhaften Sammlungen ſind doch gewiß auch allgemeine Erbauungslieder. **Rolle** und **Hiller** haben auch geiſtliche Lieder komponirt, unter denen einige verdienten allgemein geſungen zu werden und wo hört man ſie außer dem Kreiſe worinn jene Männer leben? **Klopſtocks** geiſtliche Lieder ſind größtentheils auf unſre bekannten Choralmelodien gerichtet, und zum Theil mit meiſterhafter Rückſicht auf die Melodien, dazu bedürfte das Publikum auch nur ein Klaviermäßiges Choralbuch, worinn die Harmonie in Noten ausgeſetzt, und die klopſtockſchen Texte drunter gedruckt wären; geſchieht dies von einer Meiſterhand, ſo wird es für alle Zeiten das vollkommenſte Erbauungsgeſangbuch. **Kirnberger** oder **Schulz** ſollte ſich dieſes Verdienſt um die Nazion machen. **Lavater** hat in ſeinen geiſtlichen Poeſien weniger Rückſicht auf Choralmelodien genommen, und erfordert alſo mehr eigene Kompoſizionen. Einladender, beſeelender, erhebender kann kein Dichter für den ſinnigen Tonkünſtler ſeyn als **Lavater**. Ich habe die meiſten ſeiner geiſtlichen Lieder in Muſik geſetzt, und dank ihm viel der ſchönſten meiner Kunſtgenußvollen Stunden. Einige meiner Kompoſizionen will ich hier abdrucken laſſen, und vielleicht nächſtens die ganze Sammlung herausgeben.

Gottes

Geiſtliche Lieder.

I.

Gottes Nähe.

Ruhe, Frieden Gottes ſchwebe
Kühlend über meinem Haupt!
Keine Seele ſag': Ich lebe,
Die nicht Gottes Nähe glaubt!
Gottes Nähe — Luſtgedanke!
Du biſt's, der mich ſtärken kann —
Wähe, bin ich müd' und wanke,
Mich mit Hauch des Lebens an!

Wenn mich heiße Läſte drücken,
Sich mein Herz zuſammenzieht —
Wenn dem Munde, wenn den Blicken
Jeder Strahl der Freud' entflieht;
Schwebe dann, o Luſtgedanke,
Neubelebend über mir!
Stärke, ſüßeſter Gedanke,
Mein Gebein. — Gott, Gott iſt hier.

Lavater.

II.

Ermunterung.

Muthig, aber nicht geſchwind.

Muthig! muthig! bald errungen
Iſt der Sieg — verzage nicht!
Bald haſt du dich aufgeſchwungen
Aus der Erde Nacht zum Licht.
Bald verwandelt jeder Schmerz
Sich in Freude für dein Herz!

Schwer drückt dich des Lebens Bürde;
Schwer geheimer Leiden Laſt;
Doch dein wartet hohe Würde,
Wenn du ausgelitten haſt —
Er, der dich in Schwachheit ſtärkt,
Hat die Thränen all' bemerkt.

Alle Leiden, alle Klagen,
Die ſein horchend Ohr vernahm,
Sind in ſein Buch eingetragen,
Der vom Himmel niederkam;
Menſchenthränen ſelbſt geweint
Hat der Dulder Troſt und Freund.

Lavater.

Ueber

Ueber die

Anwendung der Muſik bey der frühen Erziehung.

Es wird bey unſrer Erziehung viel zu wenig Gebrauch gemacht von der Muſik, der ſo mächtigen unfehlbaren Lenkerin weicher Herzen.

Die Griechen verſtanden das beſſer. Die dachten ſich beym Worte Muſik auch nicht blos Töne und Noten ſondern Poeſie, Deklamazion, Gebehrdekunſt und Tanz zu all dem was wir unter Muſik verſtehen hinzu.

Schlözer giebt in ſeinem vortreflichen Briefwechſel einen Aufſatz aus Baretti's Reiſen über die Verachtung für Muſiker und Muſik bey Erziehung in Italien, und man wünſchte daß es wahr ſey, daß der Italiäner ſeine neuere, üppige, nur auf feines wollüſtiges Gefühl zielende Muſik und ſeine Kunſtſchänder ſo nach Würden herabwürdigte.

Aber den einfachen, volkmäßigen, versbelebenden Geſang, mit dem jede Schilderung der Natur jede Bewundrung und Anbetung für ihren Schöpfer, jede Aufmunterung zu Wahrheit und Güte ſoviel tiefer ins Herz bringt, ſoviel lebendiger da haftet, von dem kann man nicht früh genug Anwendung machen.

Der Dichter muß da freylich vorarbeiten: muß beſtimmen, genaue und treffende Schilderungen geben, richtige Begriffe und guten Willen wecken, kurz alles thun was der Tonkünſtler nicht vermag. Dafür wird dieſer dann aber auch große Dinge thun, die der Dichter nicht ſo ganz vermag, er wird den dargeſtellten Gegenſtänden ſinnliche Kraft einprägen, lebhaftere Rührung der Gemüther, und Erhöhung des Geiſtes und des Herzens wirken.

Campe hat unſrer Jugend in ſeiner kleinen Kinderbibliothek ein Buch in die Hände gegeben, das ihr noch ganz fehlte und das unbeſchreiblich viel Gutes wirken kann. Es enthält auch eine Menge der zweckmäßigſten ſangbahren Gedichte. Ich habe dieſe mit der mir möglichſten Simplicität in Muſik geſetzt und die meiſten Melodien ſind der Art, daß ſie Kinder auch ohne die geringſte Kenntniß von Muſik, oder von irgend einem muſikaliſchen Inſtrument leicht faſſen und behalten können: oder wenn ſie das Klavier lernen, ſie ſolche zugleich zu ihren allererſten Uebungsſtücken im Klavier gebrauchen können. Zwey Theile davon hab' ich bereits bey Herbold in Hamburg gedruckt herausgegeben. Ich will einige auch hier abdrucken laſſen, vorher aber noch zu mehrerer Verbreitung und Erweckung des Geſanges einen kleinen Aufſatz herſetzen, den ich dem zweiten Theil der Lieder für Kinder beigefüget habe, der da aber freylich nur von denen geleſen wird, die die Lieder ſchon in Händen haben.

An die Jugend.

Meine Abſicht, bey der Herausgabe dieſer Lieder, liebe Kinder, iſt, euch aufzumuntern, daß ihr euch bemühen möget, rein und gut ſingen zu lernen.

Ehe man ſich aber um eine Sache Mühe giebt, will man doch vernünftiger Weiſe wiſſen, wozu ſie nütze! nicht wahr, meine Lieben? Seht nur, da will ichs euch nun ſagen, wie nützlich und angenehm es iſt, rein und richtig zu ſingen.

Ihr werdet oft bey dem Geſange in der Kirche durch das unanſtändige Geſchrey, durch den völlig verkehrten und übeltönenden Geſang von Kindern, auch wohl von alten Leuten, gereizt, euch umzuſehen, ja wohl gar zu lachen; werdet ihr nun dadurch nicht in eurem Geſange geſtört? Und eben ſo ſtört ihr wieder ſehr oft andre Leute durch euren Geſang. Würde das aber nicht dadurch vermieden werden, wenn alle die, die in der Kirche ſind, rein und verſtändig ſängen? Aber dieſe Sicherheit, nicht geſtört zu werden, iſt noch nicht der größte Vortheil, den ein allgemeiner reiner Geſang hervorbringt, er kann auch die Andacht ſehr erhöhen. Seht nur da wird in Rom jährlich zu einer gewiſſen Zeit ein Kirchenſtück von lauter Singſtimmen, ohne Begleitung andrer muſikaliſchen Inſtrumente aufgeführt, das iſt ſo ſimpel und leicht wie unſre Choräle, und nicht einmal durchgängig ſo ſchön, als die Melodie vieler unſrer Kirchengeſänge iſt, das thut auf alle, die es hören, eine ſo große Wirkung, daß alle Reiſende, die es gehört haben, verſichern, ſie hätten nirmals ſo lebhaft im Innerſten ihrer Seele die Gegenwart und Größe Gottes gefühlt, als bey Anhörung dieſes Geſanges. Ja dieſes haben mir ſogar Leute verſichert, die nicht einmal die lateiniſchen Worte, die geſungen wurden, verſtanden: alſo blos durch die ſchöne Uebereinſtimmung der vielen Singſtimmen ſo gerührt wurden.

Wie vielmehr muß dieſes nun nicht beym Singen ſolcher Worte geſchehen, die ſchon auf Erregung der Andacht abzwecken?

Ihr ſehet alſo ein, liebe Kinder, daß bey einem allgemeinen reinen und übereinſtimmenden Geſange unſer Gottesdienſt weit feyerlicher und andächtiger und ohne Störung wäre. Hiezu kann es aber niemals kommen, meine Lieben, wenn ihr euch nicht Mühe geben wollt, rein ſingen zu lernen. Denn eure Aeltern und Anverwandte, die nicht in ihrer Jugend Gelegenheit dazu hatten, weil die Regeln des guten Geſanges unter uns Deutſchen noch nicht ſo allgemein bekannt waren, als ihr, die haben nun nicht mehr die Biegſamkeit der Kehle; auch haben ſie nicht die Zeit dazu übrig, ſie müſſen für euch Nahrung und Kleidung verdienen.

Zu dem bunten Geſange, (oder künſtlichen Geſange, wie man ihn ſpottweiſe nennt, weil er nicht ſo recht natürlich iſt) worüber ihr ſo oft mit Recht gelacht habt, wenn ihr auf dem Theater oder wohl gar in der Kirche Sänger mit beſtändig aufgeriſſenem Munde ſahet, wie ſie ohne Bedeutung tauſend Töne hinter einander forttrillen, um es den Mächtigallen und Lerchen nachzumachen, die es doch tauſendmal reitzender und ſchöner und mannig-

faltiger machen können, zu diesem Gesange findet ihr nicht viel Uebungsgelegenheit in diesen Liedern. Sollet ihr aber einmal Lust bekommen, die kostbare Zeit zu solchen Spielereyen anzuwenden, so wird es euch hernach, wenn ihr erst rein und richtig singt, leicht werden, sie zu lernen.

Aber rein und richtig müßt ihr singen lernen. Wollt ihr mirs versprechen? Die Hand drauf. Und nun will ich euch noch manche Vortheile erzählen, die ein reiner, richtiger Gesang gewähre.

Seht nur, meine Lieben, warum bringt man euch gute Lehren, Aufmunterungen zur Tugend, zur Liebe des Nächsten, zur Geistesnheit im Leiden, zur Mäßigkeit im Glück u. s. w. warum bringt man euch die in Verse und Reime? Aus keiner andern Ursache, als um sie euch faßlicher angenehmer und eindringender zu machen. Warum bringt man euch Betrachtungen über die tausendfache Schönheit der Natur in Verse und Reime? Eben um sie euch merkbarer, wichtiger, bedeutender und angenehmer zu machen, euch durch wahre Liebe zur wahren schönen Natur vor dem falschen Geschmacke in Künsten und Sitten zu schützen.

Auch diese Verse aber nun noch angenehmer, noch eindringender zu machen, hiezu sind wohlgeordnete Töne, die dem Ohre faßlich und angenehm sind, und die das Herz rühren, ein sehr kräftiges Mittel. Es wird euch wirklich schon selbst so gegangen seyn, daß ihr irgendwo ein gefälliges Lied habe singen hören, wovon ihr die Worte vielleicht nicht einmal verstandet, sie wenigstens nicht behielter, allein die Melodie prägte sich bey euch ein, und ihr lallt und trillert sie euch ihr oft vor, und werdet jedesmal dadurch in die Empfindung versetzt, die die Poesie und Melodie des Liedes gemeinschaftlich haben erregen sollen. Seht, daraus könnt ihr ganz deutlich abnehmen, wie viel wohlgeordnete angenehme und bedeutende Töne dazu beytragen können, jene in den Versen enthaltene Lehre, jene Betrachtung, jene Aufmunterung wichtiger und eindringender zu machen.

Auch zur Aufmunterung, zu unschuldiger Freude, zur Zufriedenheit, zur Ruhe des Gemüthes, ist der Gesang ein kräftiges Mittel. Glaube mir, liebe Kinder, ich habe oft durch Anstimmung eines fröhlichen Liedes eine ganze Gesellschaft, die in Trägheit und Muthlosigkeit verfallen war, aufgeheitert und fröhlich gemacht. Andre besannen sich auch einiger Lieder; der Gesang wurde allgemein. Einige in der Gesellschaft waren geschickt genug dem eigentlichen Gesange andre übereinstimmende Töne beyzufügen, und so wurde ein vollstimmiger Chor von angenehmer, reiner Harmonie daraus. Und die Harmonie unsrer Stimmen erregte Harmonie unsrer Seelen, wir wurden gegen einander freymüthiger und zutraulicher als wir vorher waren, wir hatten alle nur einen gemeinschaftlichen Zweck: die Fröhlichkeit.

Glaubt mir, liebe Kinder, oft auch hat ein ruhiger, sanftertönender Gesang mein beunruhigtes und unzufriedenes Gemüth beruhigt und zur Zufriedenheit gestärkt. Oft habe ich meinen Freund, wenn ich ihn über fehlgeschlagene Hoffnung, über sein verkanntes Verdienst mit der ganzen Welt und mit sich selbst unzufrieden fand, und wenn er meinen Reden nicht Gehör geben wollte, durch sanftertönenden Gesang nach und nach beruhigt, und durch ernste Erhebung der Stimme, wenn ich sang:

Aus der Tugend fließt der wahre Friede,
Wollust eckt, Reichthum macht uns müde,
Kronen drücken, Ehre blendet nicht immer,
Tugend fehlt nimmer.

zu dem Entschluß gestärkt mit sich selbst eins, mit sich zufrieden, und dann mit seinem eigenen Beyfall zufrieden zu seyn.

Daß aber dieses alles nicht mit einer rauhen und unreinen Stimme, und mit unrichtigem Gesange hervorgebracht wird, werdet ihr selbst sehr wohl einsehen. Ihr müßt also rein und richtig singen lernen, um das Lob des Allerhöchsten, um den Dank für seine unendliche Güte mit reiner Kehle und andächtigem Herzen anstimmen zu können; um euch und andre desto kräftiger zur Tugend und Menschenliebe aufzumuntern, und euch und andern die tausendfache Schönheit der Natur fühlbarer zu machen; um euch und andre zur Fröhlichkeit und Freude aufzumuntern, um euch und andre desto kräftiger beruhigen und zur Zufriedenheit stärken zu können.

Seht, welche Vortheile, meine Lieben! Und wie viele Vortheile mehr könnte ich euch erzählen, wie ihr euch dadurch euren lieben Aeltern angenehmer machen könnt, wie ihr diese damit vergnügen könnt; wie ihr euch jetzt und künftig dadurch andern Leuten angenehm machen könnt, die euch und euren Freunden und Nebenmenschen einmal einen wichtigen Dienst leisten können; wie ihr eure und anderer Seelen mit hohen himmlischen Gefühlen dereinst erfüllen könnt — — und das hättet ihr alsdann mit so geringer Mühe, die selbst so viel zu eurer Besserung, zu eurem Vergnügen beyträgt, gewirckt! —

Nehmet also diese Lieder zur Hand, liebe Kinder, und lernt dabey rein und richtig singen. Und wenn wir Leute von hier und dort sagen werden, daß sie recht oft hübsche Kinder mit dem Liederbüchelchen in der Hand gesehen haben, dann will ich euch mehr schöne Lieder geben.

Glaubt aber nicht, meine Lieben, daß ich von euch verlange, ihr sollt den Tag über bey dem Büchelchen zubringen, oder etwas von euren noch nützlichern Geschäften und Uebungen dafür versäumen, oder wohl gar, daß ich euch anrathen wollte, euch ganz dem Gesange oder der Tonkunst überhaupt zu widmen. Nein, meine Lieben, da wissen eure lieben Aeltern und Lehrer wohl nützlichere Anwendung eurer Fähigkeit, eurer Leibes- und Seelenkräfte. Auch könnt ihr so viel als zur Erlangung aller der Vortheile gehört, die ich euch vorher geschildert habe, blos durch Anwendung eines Theils eurer Nebenstunden und Spielstunden erlangen: und das übrige der schönen Kunst, wozu leider ein Menschenalter vollkommen gehört, muß nur der betreiben, der es als seinen Beruf fühlt, der fähig ist das wahre innere Studium der Kunst zu vollenden, und so zur Veredlung der Menschen etwas beyzutragen. Für den, der dies nicht vermag, ist die Kunst nicht werth, daß er dafür unterläßt seinem Vaterlande auf einem andern Wege ein nützlicher Bürger zu werden. Denn merkt euch das: nur der verdient und erhält wahre Achtung des Publikums, der ihm wahren Nutzen schafft.

Wenn ihr nun aber zu jenen Vortheilen, die vorzüglich die Annehmlichkeit des Lebens betreffen, wenn ihr zu denen durch die Anwendung des zehnten Theils eurer Zeit gelangen könnt, so wirds euch nie von Vernünftigen verziehen werden, wenn ihr freywillig auch die übrigen neun Zehntheile eurer Zeit dazu anwendet.

Ihr sehet aus allem diesen, meine Lieben, daß nichts, als Liebe zu euch, mich bewogen hat euch zum Gesange aufzumuntern. Uebertriebner Eifer für die Sache ist es nicht, denn ihr sehet, daß ich sie euch nicht für die wichtigste Sache anpreise.

Nein, liebe Kinder, es ist blos Liebe zu euch, die mich eifrigst wünschen läßt, euch etwas zu eurer künftigen Glückseligkeit und Annehmlichkeit des Lebens beyzutragen: und seys auch nur gegen das, was ihr euren Aeltern und Lehrern zu danken habt, der Tropfen Wasser im Eimer, ohne welchen dieser doch auch nicht voll werden könnte.

Fritz.

Lieder für Kinder.

I.

Fritzchen nach der Arbeit.

Sanft heiter.

Nun wohl bekomm es mir!
Ich bin auch endlich müde;
Doch süßer, süßer Friede
Ruht in der Seele hier.

Ich hab mein Werk gethan.
Nun ruhet aus, ihr Glieder!
Auf morgen ruf ich wieder;
Dann gehts von neuem an.

Wie wohl ist mir zu Sinn!
Die Blumen alle winken,
Und wunderfreundlich blinken
Die Sternchen nach mir hin.

Der Abend ist so schön;
Mit ruhigem Gewissen
Kann ich ihn nun genießen;
Und froh zu Bette gehn.

O wie ists doch so gut
Um Arbeit und Geschäfte!
Wie stärkt es Muth und Kräfte,
Wenn man was Nützes thut!

Dank sey dem lieben Gott!
Er stärkte mich auch heute,
Daß ich den Fleiß nicht scheute,
Und ehrte sein Gebot.

Nun auch zum süßen Lohn
Getrost zu Tisch gesessen!
Wer schaffet, darf auch essen.
Mich dünkt ich schmeck es schon.

Overbeck.

II.

Frühlingsliedchen.

Die Luft iſt blau, das Thal iſt grün,
Die kleinen Maienglocken blühn,
Und Schlüſſelblumen drunter,
Der Wieſengrund
Iſt ſchon ſo bunt,
Und mahlt ſich täglich bunter.

Drum komme, wen der May gefällt,
Und freue ſich der ſchönen Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die dieſe Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und ſeine Blüte.

Kirchenmusik.

Wenns wahr ist, daß der letzte höchste Zweck all unsers Thuns und Strebens dahingeht oder gehen soll, unser Gefühl zu veredeln, es reiner, freier, ruhig, heiterer, gleichgespannter und so empfänglicher für jeden höhern, seligern Genuß zu machen: so muß auch der Tonkunst, der mächtigsten unwiderstehlichsten Seelenlenkerin höchster Zweck jene Veredlung Erhöhung des Gefühls seyn. Wie kann sie diesen Zweck aber sicherer, allgemeiner und vollkommner erreichen, als wenn sie all ihr Vermögen anwendet, die Größe, Majestät, Allgewalt Gottes und seine herrliche lebende Natur um uns herum lebendiger und seeldurchdringender zu mahlen; und dann der staunenden, beräuhten, versunkenden Seele mit süsser Macht zuruft: **Gott ist die Liebe!** so mehreren es giebt „mit gleich offenem Wahrheitsinn alles anzunehmen — was die menschliche Natur entzückt und wovor sie zittert — und wann sie sich freuen und wann sie bittere Thränen vergiessen, zu glauben — **Gott ist die Liebe;**“ so sie füllt mit unnennbaren entzückenden Liebesgefühlen, und die Anbetung aus dem Staube emporhebt, daß sie freudiger, stärkender werde, und jede Seelensaite zu reinem Wohlklang erhebe, durchs Leben hin sanft nachtöne und so den Allgewaltigen und Alliebenden durch ein reines, heiliges Leben singe!

Und wo kann sie diesen Zweck leichter und sicherer erreichen als im Tempel des Herrn wo der Bessere durch Hofnung, der Schlechtere durch Furcht schon in empfänglicherer Spannung ist: wo tausend Erinnerungen und frühere Eindrücke die Seele in Bewegung setzen, wo alles um mich herum schon auf Erhebung der Seele abzweckt, oder doch, abzwecken könnte und sollte.

Unverzeihlich, gottlos ist die Entweihung der Kirchenmusik, ihre Herabwürdigung von der edlen Würde, der sie vor Jahrhunderte schon entgegenstrebte, zu elender läppischer Tändeln, und Schönschmäleren. Sie, die edle, die erhabene, die göttliche Kunst, die mit ihrer Allgewalt so sicher den Menschen bessern und veredeln kann, sie soll sich izt begnügen mit Nervenkützel und Geschmackverschönerung! Vor allen andern Künstlern ist **Lavaters** edler Zuruf dem Kirchendichter und Kirchenkomponisten zuzurufen: „O ihr Erfinder, Beförderer und Liebhaber der schönen Wissenschaften der edelsten Künste, vom schöpferischen Genie bis zu den Reichen, der sich mit Ankauf eurer Werke verdient macht — höret die wichtige Lehre: Ihr wollet alles verschönern? Gut, dies danken wir euch, und das Schönste unter allen, den Menschen wollet ihr häßlich machen? — Das wollet ihr doch nicht? — so hindert es nicht, das er **gut** werde; so send nicht gleichgültig, ob ers sey oder werde! **so brauche die göttlichen Kräfte, die in euren Künsten liegen, den Menschen gut zu machen** und er wird auch schön werden. Die Harmonie des Guten und Schönen, des Bösen und Häßlichen, ist ein grosses, allweites, herrliches Feld für eure Künste! denket nicht den Menschen zu verschönern ohne ihn zu verbessern. So bald ihr ihn verschönern wollt, ohne auf seine moralische Güte Rücksicht zu nehmen: so bald ihr den Geschmack bilden wollt auf Unkosten des Herzens: — so wird er verschlimmert; und denn macht, was ihr wollt, er wird gewiß auch verhäßlicht, und der Sohn und der Enkel, wie's so fortgeht, wird's noch mehr, und wie sehr habt ihr dann gegen euren Zweck gearbeitet! **Tändelt ihr ewig mit dem Menschen ihr schönen Künstler?** was heißt das? Es heißt, ihr wollt ein prächtiges Haus bauen, und wollt den Bau durch den Rahmenschnizler und Vergolder ausführen!“ u. s. w.

O so laßt uns dann all das Schnizeln und Zieren und Vergolden der Form verachten, edle Kunstbrüder! laßt uns mit heißer Liebe und wirksamen Eifer in das Innere unsrer himmlischen Kunst dringen, ihre Macht ganz kennen und anwenden lernen: daß der Hörer unsrer edelsten Werke nicht weiter mit behaglichem Kopfnicken und lustigem Hüpfen und angereizten Wollustgefühlen von uns gehe; Nein, seine Seele sey mit Macht ergriffen, erhoben, gestärkt, er vergesse des Danks für uns oder laß ihn uns sehen, im zum Himmel erhabenen Auge, gefüllt mit der reinen vollen Thräne, die dem höchsten menschlichen Adelgefühl nur entquillt! —

Hier leg' ich einige Stücke vor, die für mich den wahren, edlen Charakter der Kirchenmusik haben. Zu, letzt will ich noch ein paar Worte drüber sagen.

Merkwürdige Stücke
großer Meiſter verſchiedener Zeiten und Völker.
I. Kirchenmuſik.
Leonardo Leo.

Chor für zwey Chöre.

Andantino.

C. II.
C. I.
ctum in no-va in vis-ce-ri-bus me-is in vis-
ctum in no-va in vis-ce-ri-bus me-is
ctum in no-va in vis-ce-ri-bus me-is
re-ctum in no va in vis-ce-ri-bus me-is

C. II.
ce ri-bus me-is in vis-
in vis-ce ri-bus me-is
in vis-ce ri-bus me-is
in vis-ce ri-bus me-is

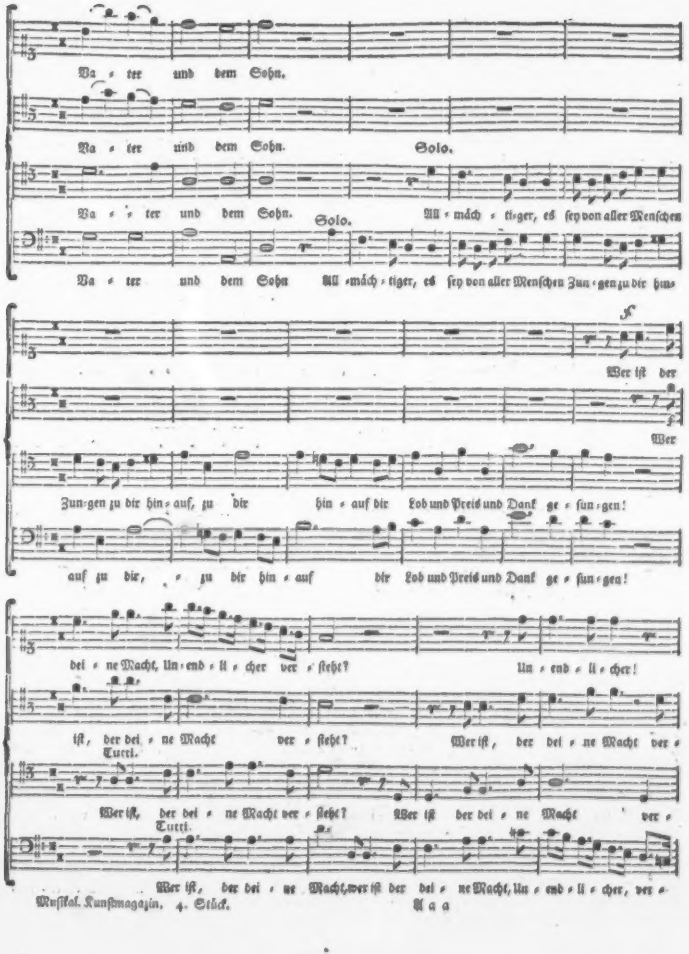
ce - - - - - - - - - - ri - bus me - - ia.
in vi - ce - - - - - - - - ri - bus me - - - - ia.
in vi - ce - - - - - - - - ri - bus me - - - - ia.
in vi - ce - - - - - - - - ri - bus me - - - - ia.

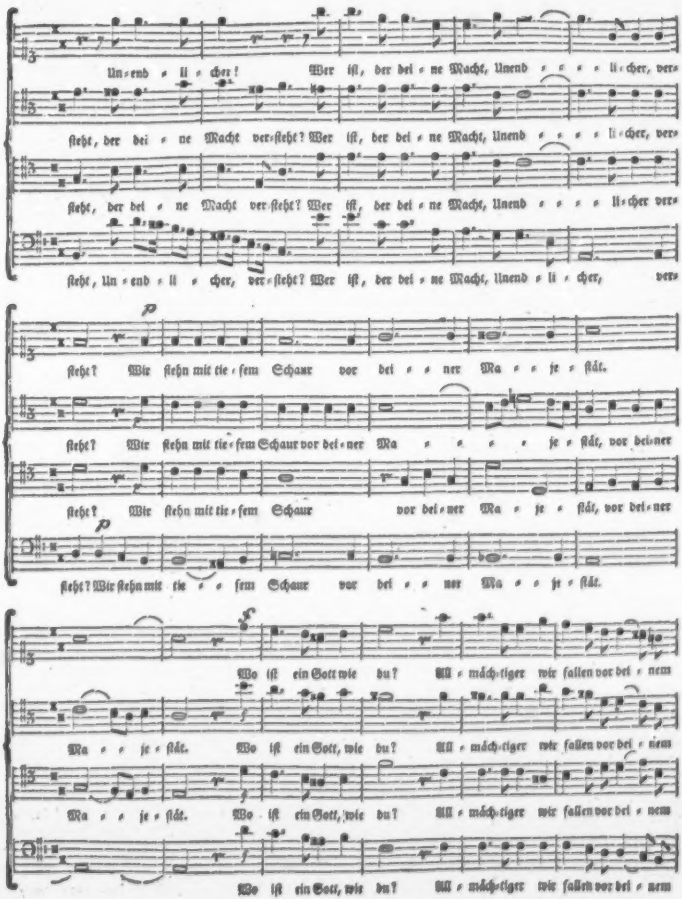
Schulz.

Schulz.

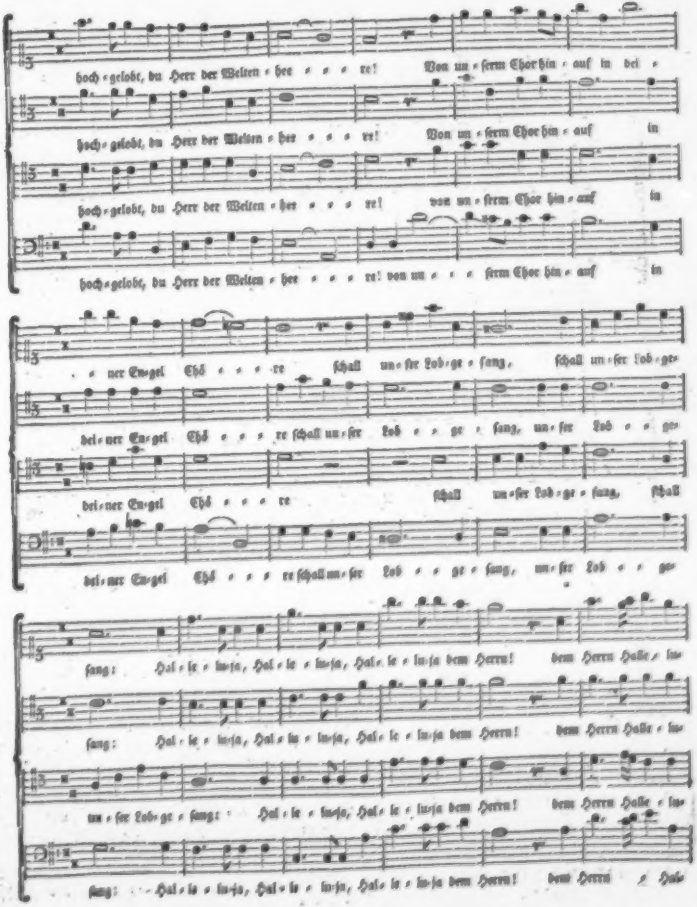
Chor. Feierlich langſam.

sin = gend zu er = höhn! Er = heb' ihn hoch den Herrn, du fro = he Schaar der From =
sin = gend zu er = höhn! Er = heb' ihn hoch den Herrn, du fro = he Schaar der From =
sin = = gend zu er = höhn! Er = heb' ihn hoch den Herrn, du fro = he Schaar der From =
sin = gend zu er = höhn! Er = heb' ihn hoch den Herrn, du fro = he Schaar der From =
men! Laß rein dein Ju = bel = lied zu sei = nen Oh = ren kom = = men! Er
= men! Laß rein dein Ju = bel = lied zu sei = nen Oh = ren kom = = men! Er hört auf
men! Laß rein dein Ju = bel = lied zu sei = nen Oh = ren kom = = men! Er
men! Laß rein = dein Ju = bel = lied zu sei = nen Oh = ren kom = = men! Er hört auf
hört auf bei = nen Dank, weil gleich um sei = nen Thron der gan = ze Himmel singt dem
bei = = nen Dank, weil gleich um sei = nen Thron der gan = ze Himmel singt dem
hört auf bei = nen Dank, weil gleich um sei = nen Thron der gan = ze Himmel singt dem
bei = = nen Dank, weil gleich um sei = nen Thron der gan = ze Him = mel singt dem


Va ter und dem Sohn.
Va ter und dem Sohn.
Solo.
Va ter und dem Sohn.
All mäch tiger, es ſey von aller Menſchen
Solo.
Va ter und dem Sohn
All mäch tiger, es ſey von aller Menſchen Zun gen zu dir hin
Wer iſt der
Wer
Zun gen zu dir hin auf, zu dir hin auf dir Lob und Preis und Dank ge ſun gen!
auf zu dir, zu dir hin auf dir Lob und Preis und Dank ge ſun gen!
dei ne Macht, Un end li cher ver ſtehe?
Un end li cher!
iſt, der dei ne Macht ver ſtehe?
Wer iſt, der dei ne Macht ver
Tutti.
Wer iſt, der dei ne Macht ver ſtehe?
Wer iſt der dei ne Macht ver
Tutti.
Wer iſt, der dei ne Macht, wer iſt der dei ne Macht, Un end li cher, ver


Un=end=li=cher! Wer iſt, der dei=ne Macht, Unend=li=cher, ver=
ſteht, der dei=ne Macht ver=ſteht? Wer iſt, der dei=ne Macht, Unend=li=cher, ver=
ſteht, der dei=ne Macht ver=ſteht? Wer iſt, der dei=ne Macht, Unend=li=cher ver=
ſteht, Un=end=li=cher, ver=ſteht? Wer iſt, der dei=ne Macht, Unend=li=cher, ver=
p
ſteht? Wir ſtehn mit tie=fem Schaur vor dei=ner Ma=je=ſtät.
ſteht? Wir ſtehn mit tie=fem Schaur vor dei=ner Ma=je=ſtät, vor dei=ner
ſteht? Wir ſtehn mit tie=fem Schaur vor dei=ner Ma=je=ſtät, vor dei=ner
p
ſteht? Wir ſtehn mit tie=fem Schaur vor dei=ner Ma=je=ſtät.
Wo iſt ein Gott wie du? All=mächt=iger wir fallen vor dei=nem
Ma=je=ſtät. Wo iſt ein Gott, wie du? All=mächt=iger wir fallen vor dei=nem
Ma=je=ſtät. Wo iſt ein Gott, wie du? All=mächt=iger wir fallen vor dei=nem
Wo iſt ein Gott, wie du? All=mächt=iger wir fallen vor dei=nem

Thro ne hin. Von den Geſchöpfen al len, die du her vor ge bracht, ſteigt
Thro ne hin. Von den Geſchöpfen al len, die du her vor ge bracht, ſteigt
Thro ne hin. Von den Geſchöpfen al len, die du her-vor ge-bracht, ſteigt im ver-
Thro ne hin. Von den Geſchöpfen al len, die du her-vor ge-bracht, ſteigt im ver-
im verein ten Chor der ju bel vol le Dank, der ju bel vol le Dank, der
im verein ten Chor der ju bel vol le Dank, der ju bel vol le Dank, der
ein ten Chor der ju bel vol le Dank, der ju bel vol le Dank, der
ein ten Chor der ju bel vol le Dank, der ju bel vol le Dank, der ju bel
ju bel vol le Dank zu deinem Thron em por. Sey von uns
ju bel vol le Dank zu deinem Thron em por. Sey von uns
ju bel vol le Dank zu deinem Thron em por. Sey von uns
vol le Dank zu deinem Thron zu deinem Thron em por. Sey von uns


hoch-gelobt, du Herr der Welten-her re! Von un-serm Chor hin-auf in dei-
hoch-gelobt, du Herr der Welten-her re! Von un-serm Chor hin-auf in
hoch-gelobt, du Herr der Welten-her re! von un-serm Chor hin-auf in
hoch-gelobt, du Herr der Welten-her re! von un-serm Chor hin-auf in
ner En-gel Chö re schall un-ser Lob-ge-sang, schall un-ser Lob-ge-
dei-ner En-gel Chö re schall un-ser Lob ge-sang, un-ser Lob ge-
dei-ner En-gel Chö re schall un-ser Lob-ge-sang, schall
dei-ner En-gel Chö re schall un-ser Lob ge-sang, un-ser Lob ge-
sang: Hal-le-lu-ja, Hal-le-lu-ja, Hal-le-lu-ja dem Herrn! dem Herrn Hal-le-lu
sang: Hal-le-lu-ja, Hal-le-lu-ja, Hal-le-lu-ja dem Herrn! dem Herrn Hal-le-lu
un-ser Lob-ge-sang: Hal-le-lu-ja, Hal-le-lu-ja dem Herrn! dem Herrn Hal-le-lu
sang: Hal-le-lu-ja, Hal-le-lu-ja, Hal-le-lu-ja dem Herrn! dem Herrn Hal-le

p
f
ja! dem Herrn Hal-le-lu-ja! Hal-le-lu-ja dem Herrn! wer
ja! dem Herrn Hal-le-lu-ja! Hal-le-lu-ja dem Herrn! wer
ja! Hal-le-lu-ja! Hal-le-lu-ja dem Herrn! wer
le-lu-ja! Hal-le-lu-ja dem Herrn! wer
prei-ſet ihn nicht gern?
prei-ſet ihn nicht gern?
prei-ſet ihn nicht gern?
prei-ſet ihn nicht gern?

Kirnberger.

Duett. Sanft und langſam.
Erſter Diskant. Schwach und ſünd = lich iſt der Menſch ge = bo = ren, ſeh = = len iſt das Loos der
Zweiter Diskant. Schwach und ſünd = lich iſt der Menſch ge = bo = ren, ſeh = = len iſt das Loos der
Violoncellen.
Sterb = lichen. Wer iſt im Ge = richt — vor Gott be = ſtan = den,
Sterb = lichen. Wer iſt im Ge = richt vor Gott be = ſtan = den,
wenn die Lie = be nicht das Ur = theil ſprach. Wer iſt im Ge = richt — vor Gott beſtanden,
wenn die Lie = be nicht das Ur = theil ſprach. Wer wer iſt im Ge = richt vor Gott beſtanden,
wenn die Lie = be nicht das Ur = theil ſprach.
wenn die Lie = be nicht das Ur = theil ſprach.

Händel.

Wettgesang. *Larghetto e piano.*

ſei = nen Schooß und lei = tet ſanft — die ge = bäh = ren ſoll — und lei = tet =
lernt von ihm dann er iſt ſanft und de = muths = voll dann findt ihr
1
ſanft — und lei = = tet ſanft die ge = bäh = ren ſoll.
2
Zweite Stimme. Kommt Ruh — für eu = = er Herz für eu = = er Herz.
Nehmt ſein Joch auf euch und ler = net von ihm denn er iſt ſanft und
de = muth = voll — dann fin = det ihr Ruh — für eu = = er Herz — für eu = = er Herz.

Diese Stücke scheinen mir nun den wahren Charakter edler Kirchenmusik zu haben. Ich habe in einem der vorigen Stücke schon umständlicher gezeigt, wie ich glaube, daß das Chor sich vorzüglich vor allen unsren übrigen Formen für die Kirche schicke. Das Rezitativ ist zu leer, zu charakterlos, sticht gar zu sehr gegen das Chor ab; die Arie ist, wenn sie die Einfalt des Liedes verläßt, und üppigen verbrämten Gesang hat, zu zerstreuend, zu reizend, zu vergnügend, als daß bey ihr Andachtsgefühle statt haben könnte u. s. w.

Man kann sich fast nichts einfacheres und doch edleres und kräftigeres für die Kirche denken, als dieses erste Chor von Leo: ich kenne mehr als ein schönes rührendes Volkslied, das in der Melodie denselben Gang hat, selbst die Wiederholung des zweiten Chors ist eine Lieblingsstelle in alten Volksliedern. Und wie edel diese Melodie durch die reine und mannigfaltige Harmonie wird, und durch den angehaltenen gleichförmigen Gang der Bewegung. Es ist wahrlich ein Muster im Ausdruck andächtiger Bitte; und so ist das folgende Chor von Schulz, ein Muster andachtvoller Bewundrung und freudiger Anbetung. Man findet hier all die Verschiedenheit zwischen Bewundrung und Bitte treflich ausgedrückt; durch größern Umfang der Stimme, durch lebhaftern und mannigfaltigern Gesang, durch abwechslenden rythmischen Gang, durch Vermischung des Unisonus und der vollen Harmonie, durch häufigere Vorhälte, durch Nachahmungen und Versetzungen u. s. w. und doch ist kein Takt darinnen, der durch zu große Lebhaftigkeit oder melodische Ueppigkeit, oder harmonische Leere, oder mechanische Künsteley nur einen Augenblik das Andachtsgefühl stören könnte. Dies ist unleugbar wahr, jeder der Ohren und Augen hat muß es daran erkennen und fühlen; deshalb komm ich aber noch mit einem, und doch, so man nach all dem oben gesagten wohl nicht vermuthen sollte: und doch sind gerade auch in diesem Chor die Stellen, die die höchste Simplizität im Gesang, Harmonie und Rhythmus haben, auch die allertreffensten und tiefdurchdringendsten. Ich meine erst die Stelle: vor dir empfindungsvoll zu stehn: dies beharren und fünfmahlige leise Wiederholen des nach seiner Auflösung sehnenden Septimenaccords, gerade in der fühlbarsten Lage, die Hauptdissonanz in der tiefsten Stimme, den Lettton in der höchsten, dieses füllt und bewegt das Herz so innig so unaussprechlich — — und dann wieder die herrliche Stelle: wir stehn mit tiefem Schaun vor deiner Majestät. Ich mag nichts weiter darüber sagen, weh dem der's nicht fühlt! Es ist freilich nicht in jeder Folge jede Empfindung, jeder Gedanke für uns in seiner ganzen Kraft, durch diese hohe Simplicität auszudrücken. So z. B. würde hier der Gedanke: Wer ist der deine Macht, Unendlicher, verstehe? nichts so stark und seelenerhebend ausdrücken, als es hier durch das alimählige Eintreten der Stimmen und durch das Anwachsen der Bewegung geschieht, und dennoch ist in dieser Mannigfaltigkeit ein äußerst simpler Zug, der dem Ausdruck die meiste Kraft giebt, das ist der wiederholte einzelne Austruf der Obersümme: Unendlicher! auf einer einzigen Note. — Drum liebe Künstler, laßt uns doch all überall die schöne edle Einfalt suchen, laßt sie uns nur mit ganzer Seele lieben und für ewige Wahrheit erkennen, und sie wird uns selbst hold entgegen kommen.

Das folgende Duett aus einem Psalm von Kirnberger und die Arie aus dem Messias von Händel, hab' ich vorzüglich ihres schönen edlen einfachen Gesanges wegen abdrucken laßen. Diese beiden schönen Stücke haben das Kirchenmäßige besonders dadurch erhalten, daß ihr Gesang sich näher an das einfache Liedermäßige als an das üppige Arienmäßige hält. Das Duett steht zwischen Chöre, und thut gleichsam nur als ein Zwischen-Solo Satz für zwey Stimmen; die Arie wird durch die in gleichen Schritt fortgehende vierstimmige Begleitung fast zum Chor, und da sie durchaus leise gesungen wird, so wird die Täuschung desto größer. So nur dünkt mich schicken sich Duett- und Arien-Form und selbst Instrumentalbegleitung in die Kirche. Ueber die einzelnen Schönheiten dieser beiden herrlichen Gesänge mag ich weiter nichts sagen, da sie der Art sind daß sie jeder gleich fühlen muß. Ueberdem hat das Geschwätz über Meisterwerke was fatales.

Die Jahresfeyer.

Eine Cantate

vom Herrn Profeſſor Kreutzfeldt.

Chor.

Ins Angeſicht der neuen Sonne
Kommt, Erben Gottes, Kommt und ſegnet Euch!
Auf, preiſet laut voll ſchauernder Wonne
Den Erſten, Letzten! den Vater der Sonne!
Ihm ſelber heute, geſtern, ewig gleich.

*) Wer hält auf die Fluth der Zeit!
Von Allvaters Thron herunter
Strömet ſie durch alle Welt.
Er thront und ſchaut tief unter Ihm
Des jähen Stromes Fall!
In ſeinem Wirbel Erden, Sonnen
Und Trümmer und Keime von Welten,
Und Geſchlechter auf Geſchlecht.
Wer hält auf die jähe Fluth!
Wir ſchöpfen Einen Tropfen, und fahren hin!

Noch einmal im Fluge ſchau zurück
Auf deine Welt mein thränender Blick!
Sonne, Dir noch Einen Gruß,
Erde, Dir noch Einen Kuß,
Noch Einen Dank Euch, Erdgenoſſen!
Denn ich, ein Schattenbild der Wand
Verlaß euch bald, Euch Liebe Genoſſen,
Dich freundliche Sonne, dich mütterlich Land!
(Ohne Da Capo)

Duett.

Was wir hier vollenden ſollen,
Sey noch heute vollendbracht.
Noch Einen Handdruck Euch Geliebten,
Verſöhnung Euch, die uns betrübten,
Noch Einen Dank voll zärtlicher Wonne
Dir Vater der Erde, Dir Vater der Sonne!
Was wir hier vollenden ſollen
Sey noch heute vollendbracht.

Chor.

Was wir hier vollenden ſollen,
Sey noch heute vollendbracht,
Denn bald ſind wir davon!

Raum, machet uns Raum! wir kommen!
So tönt fernher der Sturm im Bergwald
Dem Wanderer im Thal
Raum, macht uns Raum —
Ein neu Geſchlecht der Nachwelt dränget
Den Strom jählig herunter.
„Hinfahren läßt er Menſchen und gebeut:
„Kommt wieder Menſchenkinder.
So machten auch uns Raum unſre Väter
Unſre Väter —
Erde, Sonne, ſagt, ihr ſahet ſie ehmals,
Sagt, wo ſind Sie!
Wie bald wird unſre Nachwelt fragen,
Wo ſind unſre Väter!
Wo werden wir, und was dann ſeyn!
Gott, Deine Gnad iſt ewig, wie dein Reich!

Unſer Staub, den Du erwählt,
Soll er der Verſtörung Raub?
Nein, er bleibt von Dir gezählt
Deiner Werke kleinſter Staub

Zwey

*) Ob ich gleich wußte, daß Bilder der Muſik nicht bequem ſind: ſo konnt ich doch, um das ſchauervolle Gefühl einer unwiderſtehlich grenzenloſen Macht, die uns fortreißt, und das Staunen an einem Abgrunde, wo der Gedanke wirbelt, begleitet von einer bangen Ahndung unſrer Vergänglichkeit, anzudeuten, mich nur durch dieſes Bild ausdrücken. Die Muſik hält ſich nur an die Deutung, nicht an dem Bilde.

Zwey Stimmen.

Aufbewahrt, wo unſre Väter,
Unter Engeln, nah am Throne,
Schaun wir, Gottes Erben, Gott!

Chor.

Schaun wir, Gottes Erben, Gott!
Aller Weſen Heere
Steigen immer weiter
An der unermeßnen Leiter;
Ungeſtörter Kreiſelauf!
Aller Weſen Untergang
Keimt zu höhern Leben auf.

Drey Stimmen.

Aufbewahrt, wo unſre Väter,
Unter Engeln, nah am Throne
Schaun wir, Gottes Erben, Gott!

Chor.

Schaun wir, Gottes Erben, Gott.
Unſrer Leiber Trümmer
Mag erliegen den Trümmern der Welt!
Glaube, der Himmelab ſtammet.
Hoffnung, die Himmelan flammet,
Göttlicher Tugend beſtreben,
Hunger nach beſſerem Leben
Soll entſteigen den Trümmern der Welt!

Vier Stimmen.

Aufbewahrt, wo unſre Väter,
Unter Engeln, nah am Throne,
Schaun wir, Gottes Erben, Gott!

Chor.

Schaun wir, Gottes Erben, Gott!

Tutti.

Gott deine Gnad' iſt ewig, wie dein Reich
Auf preiſet laut voll ſchauernder Wonne,
Den Erſten, Letzten! den Vater der Sonne,
Ihm ſelber heute, geſtern, ewig gleich!

Johann Sebastian Bach.

Ich konnte ohnmöglich diesen ersten Band meines Kunstmagazins schließen, ohne meinen Lesern etwas, wenn auch noch so wenig, von unserem größten Harmoniker vorzulegen. Es hat nie ein Komponist, selbst der besten tiefsten Italiäner keiner, alle Möglichkeiten unserer Harmonie so erschöpft als J. S. Bach: es ist fast kein Vorhalt möglich den er nicht angewandt, alle ächte harmonische Kunst und alle unächte harmonische Künsteleyen hat er in Ernst und Scherz tausendmal angewandt mit solcher Kühnheit und Eigenheit daß der größte Harmoniker der einen fehlenden Thematakt in einem seiner größten Werke ergänzen sollte, nicht ganz dafür stehen könnte, ihn wirklich so ganz wie ihn Bach hatte ergänz zu haben. Hätte Bach den hohen Wahrheitsinn und das tiefe Gefühl für Ausdruck gehabt so Händel beseelte; er wär' weit größer noch als Händel; so aber ist er nur weit Kunstgelehrter und fleißiger, hätten diese beiden großen Manner mehr Kenntniß des Menschen der Sprache und Dichtkunst gehabt und wären kühn genug gewesen alle zwecklose Mannier und Konvenienz von sich fortzuschleudern: sie wären die höchsten Kunstideale unserer Kunst und jedes große Genie daß sich itzt nicht damit begnügen wollte sie erreicht zu haben, müßte unser ganzes Tonsistem umwerfen, um sich so ein neues Feld zu bahnen.

Bei einzelnen Stücken und Stellen dieser großen Männer (mehr aber noch bei Händel als den Bach) ists mir sehr oft so gegangen, wie's Göthen mit dem Münster zu Strasburg gieng. Ich will die ganze Stelle hersetzen. Auch der Anfang trift mich: wenn ich in der Spekulation durch den sinnlosen Mißbrauch und die fatale allgemeine Anwendung der Harmonie gereizt, mich mit Rousseau fast ganz gegen zusammenklingende Harmonie erklären mochte, wenn ich mit Sulzer eingeschwätzt durch schönklingendes, oberflächliches, geheiligtes Geschwätz über schöne Formen und Manieren, fast Ordnung und Schönheit predigen mochte, und dann mich wieder ein Händelsches Bachsches Stück meinem kleinern Selbst entriß, und als des Räsonierens und Speculierens tief vergessen machte — dann seufzt ich oft hoch auf: „solcher Stücke mehr, ganzer solcher Werke, und mir die glückliche Lage und Seelenerhebung zu hoher Darstellung, und ich lese und schreibe keinen Buchstaben mehr!" — Doch hier ist die Stelle von Göthe.

„Als ich das erstemal nach dem Münster ging, hatte ich den Kopf voll allgemeiner Erkenntniß guten Geschmacks. Auf Hörensagen ehrt ich die Harmonie der Massen, die Reinheit der Formen, war ein abgesagter Feind der verworrnen Willkührlichkeiten gothischer Verzierungen. Unter die Rubrik Gothisch, gleich dem Artikel eines Wörterbuchs, häufte ich alle synonimische Mißverständnisse, die mir von unbestimmten, ungeordnetem, unnatürlichem, zusammengestoppeltem, aufgeflicktem, überladenem, jemals durch den Kopf gezogen waren. Nicht geschieter als ein Volk, das die ganze fremde Welt barbarisch nennt, hieß alles gothisch, was nicht in mein System paßte, von dem gebrechselten, bunten, Puppen und Bilderwerk an, womit unsre bürgerliche Edelleute ihre Häuser schmücken, bis zu den ernsten Resten der älteren deutschen Baukunst, über die ich, auf Anlaß einiger abenteuerlichen Schubrfel, in den allgemeinen Gesang stimmte: „Ganz von Zierrath erdrückt!" und so graute mirs im Gehen vorm Anblick eines mißgeformten krausborstigen Ungeheuers.

Mit welcher unerwarteten Empfindung überraschte mich der Anblick, als ich davor trat. Ein, ganzer grosser Eindruck füllte meine Seele, den, weil er aus tausend harmonirenden Einzelnheiten bestand, ich wohl schmecken und genießen, keineswegs aber erkennen und erklären konnte. Sie sagen, daß es also mit den Freuden des Himmels sey, und wie oft bin ich zurückgekehrt, diese himmlisch-irrdische Freude zu genießen, den Riesengeist unsrer ältern Brüder, in ihren Werken zu umfassen. Wie oft bin ich zurückgekehrt, von allen Seiten, als allen Entfernungen in jedem Lichte des Tags, zu schauen seine Würde und Herrlichkeit. Schwer ist's dem Menschengeist, wenn seines Bruders Werk so hoch erhaben ist, daß er nur beugen, und anbeten muß. Wie oft hat die Abendämmerung mein durch forschendes Schauen ermattetes Aug, mit freundlicher Ruhe gelegt, wenn durch sie die unzähligen Theile, zu ganzen Massen schmolzen, und nun diese, einfach und groß, vor meiner Seele standen, und meine Kraft sich wonnevoll entfaltete, zugleich zu genießen und zu erkennen. Da offenbarte sich mir, in leisen Abndungen, der Genius des grossen Werkmeisters. Was staunst du, lispelt' er mir entgegen. Alle diese Massen waren nothwendig, und siehst du sie nicht an allen älteren Kirchen meiner Stadt? Nur ihre willkührlichen Grössen hab' ich zum stimmenden Verhältniß erhoben. Wie über dem Haupteingang, der zwey kleinere zu'n Seiten beherrscht, sich der

weite

weite Kreis des Fenſters öffnet, der dem Schiffe der Kirche antwortet, und ſonſt nur Tageloch war, wie, hoch drüber der Glockenplatz die kleineren Fenſter erforderte! das all war nothwendig, und ich bildete es ſchön. Aber ach! wenn ich durch die düſtern erhabenen Oeffnungen hier zur Seite ſchwebe, die leer und vergebens da zu ſtehn ſcheinen. In ihre kühne ſchlanke Geſtalt hab ich die geheimnißvollen Kräfte verborgen, die jene beyden Thürme hoch in die Luft heben ſollten, deren, ach, nur einer traurig da ſteht, ohne den fünfgethürmten Haupteſchmuck, den ich ihm beſtimmte, daß ihm und ſeinem königlichen Bruder die Provinzen umher huldigten. Und ſo ſchied er von mir, und ich verſank in theilnehmende Traurigkeit, bis die Vögel des Morgens, die in ſeinen tauſend Oeffnungen wohnen, der Sonne entgegen jauchzten, und mich aus dem Schlummer weckten. Wie friſch leuchtet er im Morgendurſtglanz mir entgegen, wie froh konnt ich ihm meine Arme entgegen ſtrecken, ſchauen die groſſen harmoniſchen Maſſen, zu unzählig kleinen Theilen belebt; wie in Werken der ewigen Natur, bis aufs geringſte Zäſerchen, alles Geſtalt, und alles zweckend zum Ganzen; wie das feſtgegründete ungeheure Gebäude ſich leicht in die Luft hebt; wie durchbrochen alles, und doch für die Ewigkeit. Deinen Unterricht dank ich's, Genius, daß mirs nicht mehr ſchwindelt an deinen Tiefen, daß in meine Seele ein Tropfen ſich ſenkt, der Wonneruh des Geiſtes, der auf ſolch eine Schöpfung herabſchauen, und Gottgleich ſprechen kann, es iſt gut!" Wer fühlt hier nicht tiefe Analogie mit unſerm harmoniſchen Gebäude!

O daß unſern beiden größten Tonkünſtlern der Mangel an größerer Menſchheit im Wege ſtand, daß ſie nicht auch ein ſo ganzes, großes, wahres, vollendetes Werk darſtellen konnten! und doch ruf' ich mit überwallendem Gefühl, ob ihren einzelnen Größen und Schönheiten mit Göthe: „Du mein lieber Bruder im Geiſte des Forſchens nach Wahrheit und Schönheit, verſchließ dein Ohr vor allem Wortgeprahle über bildende (nachahmende) Kunſt, kommt, genieße und ſchaue (höre). Hüte dich, den Namen deines edelſten Künſtlers zu entheiligen, und eile herbey, daß du ſchaueſt (höreſt) ſein treffliches Werk. Machte es dir einen widrigen Eindruck, oder keinen, ſo gehab dich wohl, laß einſpannen, und ſo weiter nach Paris."

„Aber zu dir, theurer Jüngling, geſell ich mich, der du bewegt da ſtehſt, und die Widerſprüche nicht vereinigen kannſt, die ſich in deiner Seele kreuzen, bald die unwiderſtehliche Macht des großen Ganzen fühlſt, bald mich einen Träumer ſchiltſt, daß ich da Schönheit ſehe, wo du nur Stärke und Rauheit ſiehſt. Laß einen Mißverſtand uns nicht trennen, laß die weiche Lehre neuerer Schönheitelen, dich für das bedeutende Rauhe nicht verzärteln, daß nicht zuletzt deine kränkelnde Empfindung nur eine unbedeutende Glätte ertragen könne." — —

Dieſe Fuge, die ich hier abdrucken laſſe, kann nun zwar von all dieſem nicht viel zeigen: ſie hat aber als Fuge ein großes, ſeltnes Verdienſt: es herrſcht durchaus eine ſo ausdruckvolle ſprechende Melodie drinnen und die Wiederholungen des Themas ſind in allen Verſetzungen ſo klar und eindringend, eben ſo auch der Gang aller Stimmen ſo natürlich und ſo unverworren, wie mans faſt nur in händelſchen Fugen findet, und daß ſelbſt Bach — zwar ſehr viele unendlich gelehrtere und fleißigere — aber wenig ſo ſchöne wahrhaftig rührende Fugen gemacht hat. Ich konnte gar nicht aufhören ſie zu ſpielen, da ich ſie zuerſt ſah, und war darob in das tiefſte und doch ſüßeſte Trauergefühl verſunken. Man könnte Worte der tiefen Trauer ſehr gut drauf ſingen: ſie muß auch ja nicht geſchwind vorgetragen werden. Von der Reinheit der Harmonie und des Klaviermäßigen drinnen etwas ſagen, hieße die ſchuldige Ehrfurcht für den großen Meiſter vergeſſen.

Dieſem allen ohngeachtet ſind gewiß wenige Leſer meines Werks damit zufrieden, daß ich ſtatt dieſes ſchönen Kunſtſtücks nicht lieber ein Rondeau gegeben. Schlimm! — Nun, denen will ich noch ein liebes herziges Allegretto mit Variazionen von Händel abdrucken laſſen. Auch in dieſem kleinen Stück kann man den wahren Klavierſpieler und edlen Komponiſten nicht verkennen.

II. Instrumentalmusik.

Johann Sebastian Bach.

Händel.

Air. Allegretto.

Variatio. I.

Variatio. II.

(Die übrigen Variazionen künftig.)

Ueber die muſikaliſche Ausführung
(Execution.)

(Fortſetzung.)

Es iſt unbegreiflich wie wenig Aufmerkſamkeit man auf den Bau muſikaliſcher Gebäude verwendet. Muſik iſt ein weſentlicher Theil des Gottesdienſtes in einer der ausgebreiteſten Religionen geworden; Muſik, und muſikaliſche Schauſpiele ſind den Fürſten ein nothwendiger Zeitvertreib und faſt unentbehrlicher Hofpracht geworden; mancher Fürſt wendet ſo viel an Geiger und Pfeiffer daß dieſe mit ihrem Getöne das allgemeine Nothgeſchrey ſeiner hungernden Unterthanen überſchallen können — und dennoch baut man Kirchen und Opernhäuſer und Konzertſäle ohne alle Rückſicht auf die Wirkung der Muſik. Es iſt hier gar nicht meine Abſicht die Fürſten anzureizen, daß ſie neue wohl gar prächtigere muſikaliſche Gebäude aufführen möchten, ich will nur auf alte und neue Mittel die Wirkung der Muſik zu verſtärken aufmerkſamer machen, um mit weit weniger Sänger und Inſtrumentaliſten große Wirkung hervorbringen zu können: warum das? — in meinem Munde würd' es doch nicht klingen wenn ich ſagte, um dem arbeitenden Volke den kränkenden Anblick zu entziehen, daß ſo viele hochmüthige Müßiggänger auf mechaniſch erlernte Künſte albern eingebildete Menſchen ſo fett und prächtig von ſeinem Schweiße gemäſtet werden und dafür ihm mit Verachtung und Härte lohnen; um ſo viele träge gefräßige Verzehrer und durch Ueberfluß unglückliche Menſchen zu nützliche Arbeiter und durch Mäßigkeit zu geſunde und glückliche Menſchen zu machen: — Das mag der Miniſter dem Fürſten ſagen oder lieber ſein Freund, der nicht ſein Miniſter ſeyn mag, um für ihn deſto freier und unbeſtochener beobachten zu können, was ihm und dem Volke frommt, ich will hier nur ſagen — um vollkommenere Ausführung muſikaliſcher Kunſtwerke zu erhalten. Denn wenn ich da, wo ich itzt funfzig Sänger und zweyhundert Inſtrumentaliſten brauche, nur zehn Sänger und zwanzig Inſtrumentaliſten nöthig habe, ſo kann ich ehe fordern und erhalten, daß dieſe alle von Natur und Erziehung beſtimmte und gebildete wahre Künſtler ſind.

Die Griechen und Römer hatten den ihren Schauſpielen metallne **Masken**, (bei den Lateinern perſona) gleich Sprachröhren, und **harmoniſche Waſen** (ηχεια). Auf die erſten mag ich mich nicht einlaſſen, denn ich möchte keine ſchöne Stimme durch ein Sprachrohr hören. Die harmoniſche Waſen waren aber eine feine und treffliche Erfindung, es mag nun ſeyn, daß ſie ſo beſchaffen waren wie **Vitruv** ſie beſchreibt, Niſchen zwiſchen den Bänken für die Zuſchauer, aus Erz oder Thon gemacht, der Stimme des Schauſpielers frey gegenüber ſtehend, oft in Akorden abgeſtimmt u. ſ. w., oder wie **Doni** glaubt (der in ſeinem Werke della muſica Scenica am ausführlichſten davon handelt) daß es offne viereckigte Kammern dem Theater gegen über-geweſen ſind, wie man ſie noch in den Mauern alter Amphiteater findet — Genug dies Mittel die Stimme blos zu verſtärken, ohne ihre Natur zu verändern, und ſie ſo zu verſtärken, daß ſie ſo vielen tauſenden Zuſchauern verſtändlich war, iſt äußerſt nachahmungswürdig. Wenn man dieſen Schallwänden nun außerdem, daß ſie überhaupt den Ton regelmäßig und beſtimmt verſtärken, noch die beſondre Eigenſchaft gäbe, daß jede Vertiefung zu einem beſtimmten Ton oder halben Ton beſonders mitklänge und ihn ſo verſtärkte, man auch für jeden vermeinlichen Ton unſrer Scala eine ſolche beſondere Vertiefung oder Wöſe, oder wie mans nennen will, in der Schallwand hätte, ſo müßten ſelbſt die Inſtrumente die wir itzt haben, eine zehnfache und oft hundertfache Wirkung thun können.

Man findet in alten Gebäuden ſehr häufig Plätze wo man auf vierzig funfzig Schritt ſehr deutlich hören kann, was gegen über äußerſt ſachte geſprochen wird. Wenn man das genauer beobachtete und auf die Richtung der Zuhörer gegen die Sänger und Spieler anwendete — Wenn man ferner auf der ſo verſchiedenen und bewunderungswürdigen Natur vieler Eches mehr acht hätte — doch ich mag und kann dies nicht ausführen, nur aufmerkſam machen möcht' ich unſre Regenten und Baumeiſter darauf.

Vom Baumeiſter wend' ich mich an die Inſtrumentenmacher. Wenn dieſe mehr die Natur des Klanges und der klingenden Körper ſtudirten, mehr in der Mechanik nachdächten und erfänden, nicht immer ſo bloß handwerkmäßig nach dem einmal hergebrachten Leiſten arbeiteten, ſo müßte auch unſern meiſten Inſtrumenten eine an-

ſehnliche Verſtärkung zu geben ſeyn. Ich habe ſchon oft verſchiedene Handwerker in phyſiſchen und mechaniſchen Vorleſungen gefunden, aber noch nie einen muſikaliſchen Inſtrumentenmacher, wohl hab' ich indeß viel ſchlechte Tiſchlergeſellen in wenig Jahren, als renomirte Inſtrumentenmacher wiedergefunden. Auf dem Wege muß freilich, wie es auch geſchieht, die Kunſt muſikaliſche Inſtrumente zu verfertigen ehe verlieren als gewinnen. Wir haben auch keinen **Silbermann** keinen **Stainer**, keinen **Straduarius** mehr: und dennoch bin ich feſt überzeugt müßten ſich mit Orgeln Klavier- und Geigeninſtrumente noch eben ſo große Verbeſſerungen vornehmen laſſen, als jene Männer ſchon geleiſtet: und man müßte Geigen machen können — denn auch **Stainer**, **Straduarius** waren nur geſchickte Handarbeiter, keine Phyſiker und Mechaniker — die ſich zu den Stainerſchen und Cremoneſer verhielten, wie dieſe zu einer Nürnberger Fiedel im Eiſenkram zu haben. Eben ſo mit den Klavier- und Orgelinſtrumenten. Es iſt zum erſtaunen, daß ein ſolches bereits erfundenes Inſtrument wie die Orgel, wo Ein Mann ein ganzes mächtiges Orcheſter vorſtellen kann, daß das nicht aufmerkſamer und begieriger nach ähnlichen neuen Erfindungen macht. Selbſt wie wenig Gebrauch wird nicht von den herrlichſten Orgeln gemacht! Die ſchönſte und größte Orgel in Deutſchland ſpielt ein verdorbner Fleiſchhacker (im eigentlichen Verſtand Fleiſchhacker ſeiner Profeſſion) der ſich das Amt mit einigen hundert Thalern erkauft hat. Ueberhaupt wo ſind izt die Organiſten die werth wären an den herrlichen Orgelwerken der vorigen Jahrhunderte zu ſitzen? Die beſten Organiſten treiben andre Geſchäfte, viele laſſen das ganze Jahr durch Stümper an ihrer Stelle ſpielen. Es ekelt mich weiter davon zu reden.

Noch ein Wort an Komponiſten. Warum bleiben ſo viele der kräftigſten Inſtrumente izt ganz unbenutzt? Warum laſſen Kirchenkomponiſten die Orgel, Poſaunen, Zinken, engliſche Hörner und viel andre ſonſt üblich geweſene kräftige Inſtrumente ganz ungebraucht? Jene blaſende Inſtrumente ſind ſelbſt im Theater von außerordentlicher Wirkung. **Glück** hat das gefühlt und herlich benutzt: aber wer thuts ſonſt? Ich muß hier einen Originalgeniezug von **Glück** erzählen; er hat die Schlachtgeſänge zu **Klopſtocks Hermanns Schlacht** komponirt, aber noch nicht aufgeſetzt oder ausgearbeitet; **Klopſtock** mit Recht beſorgt, das herrliche Kunſtwerk könne verloren gehen, ſchreibt ihm einſt und führt die beſten Gründe an ihm zum Vollenden des Werks zu bewegen. Darauf antwortet **Glück**, uneingedenk ſeines hohen Alters, er müſte erſt neue Inſtrumente erfinden, die gegenwärtigen gnügten ihm nicht ganz zu ſeinem Werke. Daß heiß' ich Künſtlergeiſt und Künſtlerleben. Hätte der Mann ſich ſo an das Innere unſers Syſtems gemacht, wie ers für die Form muſikaliſcher Schauſpiele leider nur that! —

Iſt man je auf dem Wege geweſen ſtarkwirkende Inſtrumente erfinden zu müſſen, ſo iſts izt, da das rauſchende und lermende der Hauptcharakter unſrer neuern Muſik iſt: Durch dieſen Geſchmack gehn auch ſehr ſchnell die ſchönſten ſanfteſten Inſtrumente verloren. Die **Gambe**, o wie lieblich und rührend in **Abels** Hand! mir iſt ſo wohl mir iſt ſo weh, konnt' ich jedesmal daß ich ihn hörte nur ſagen oder vielmehr ſeufzen — Die **Laute**, in **Leopold Weißens** oder **Pelagrazki's** Hand ſo herzſchwellend und taumelerfüllend, die **Harfe** mit der **Petrini** ſeine Zuhörer bezauberte, und eine **Varenne** mit ſüßer Wolluſt erfüllt, die **Viole d'Amour** und mehrere dergleichen ſanfte Inſtrumente haben ſich ſeit zehn, zwanzig Jahren faſt ganz ſchon verlohren. — —

Ich mag hier nicht weitläuftiger ſeyn; an einem andern Ort werd' ichs ausführlicher und praktiſcher zeigen, daß wir nur auf dieſem Wege, nur durch zweckmäßigere muſikaliſche Gebäude, durch Vervollkommung unſrer und Erfindung neuer muſikaliſcher Inſtrumente, durch beſſere Einſicht und Erfahrung der Komponiſten, und endlich durch zweckmäßige Erziehung des Künſtlers zu einer ſolchen großmürkenden Ausführung kommen können, deren ſich der großgute Regent und der edeldenkende Künſtler nicht zu ſchämen hat.

Neue

Neue merkwürdige muſikaliſche Werke.

I.

Six Simphonies à 2 Violons 2 Obois 2 Flutes 2 Corps de Chaſſe, Viole & Baſſe par G. Haydn Oeuvre XVIII. Amſterdam & Berlin chez Hummel. 1782.

Six Quatuors ou Divertiſſements a Deux Violons, Taille & Baſſe compoſés par Joſeph Haydn Oeuvre XIX. Amſterdam & Berlin chez Hummel. 1782.

Dieſe beiden Werke ſind voll der originälſten Laune, des lebhafteſten angenehmſten Witzes. Es hat wohl nie ein Komponiſt ſo viel Eigenheit und Mannigfaltigkeit mit ſo viel Annehmlichkeit und Popularität verbunden als Haydn: und wenig angenehme und populäre Komponiſten haben auch zugleich einen ſo guten Satz wie Haydn ihn die meiſte Zeit hat. Es iſt äuſſerſt intereſſant Haydens Arbeiten in ihrer Folge mit kritiſchem Auge zu betrachten. Gleich ſeine erſten Arbeiten, die vor einigen zwanzig Jahren unter uns bekannt wurden, zeigten von ſeiner eigenen gutmüthigen Laune: es war da aber meiſtens mehr jugendlicher Muthwille und oft ausgelaſſne Luſtigkeit, mit oberflächlicher harmoniſcher Bearbeitung; nach und nach wurde die Laune männlicher, und die Arbeit gedachter, bis durch erhöhte und gefeſtete Gefühle auch reiferes Studium der Kunſt, und vor allem des Effektthuenden, der reife originälle Mann und beſtimmte Künſtler ſich nun in allen ſeinen Werken darſtellt. Wenn wir auch nur einen Haydn und einen C. Ph. E. Bach hätten, ſo könnten wir Deutſche ſchon kühn behaupten, daß wir eine eigne Manier haben und unſre Inſtrumentalmuſik die intereſſanteſte von allen iſt.

II.

Lieder im Volkston bey dem Klavier zu ſingen von J. A. P. Schulz, Capellmeiſter des Prinzen Heinrichs von Preuſſen. Berlin bey G. J. Decker. 1782.

Wahrheit, edle Einfalt und Popularität zeichnen dieſe Liederſammlung vor allen andern Sammlungen jeder Nazion ganz vorzüglich aus. Man kann Lieblingsgeſänge drinnen haben, und ſo hab' ich dann auch die meinigen, wie Seite 4. 6. 7. 8. 10. 12. 13. 18. 24. 29. 42. 46. 48. aber gewiß iſt kein einziges Stück darinnen, in dem man nicht den fühlenden, denkenden und veſtgegründeten Künſtler erkennt. Dieſe Sammlung kann wahrlich vieles dazu beitragen, daß unſre Nazion von dem fremden, eitlen, üppigen Klingklang und Modeſingſang zu Wahrheit und rührender Einfalt zurückkehrt, und ſo wieder freudigen wahren Genuß an der Kunſt erhält. Herr Schulz iſt vor hundert andern der Mann dazu, der indem er, wo es ſich mit gutem Gewiſſen thun läßt, mit den Verwöhnten halben Weg geht auf ihrer Straße, ſie ſo mit Luſt und Liebe auf den beſſeren edlen Weg der Natur ziehen kann; und wer an ſolcher Hand in ſeine Heimath geführt wird, der beharrt dann auch mit dem lieben treuen Führer ohne Mißtrauen drinnen.

Hinten an finden ſich bey dieſer Sammlung einige Stücke aus der von Herrn Schulz neu komponirten franzöſiſchen Operette: *la Fête Urgele*. Das erſte: je vends des bouquets hätt' ich hier gerne als ein Muſter der ſchönſten Naivität abdrucken laſſen, wenn mir's der Raum vergönnte, und wenn ich nicht auch gewiß wäre, daß die Sammlung bald in jedes Kunſtfreundes Hände ſeyn wird. Das andre Stück aus der Operette iſt ein allerliebſtes ſangvolles Rondeau. Es wär' eine unverantwortliche Schande für unſere deutſchen Theater, die izt ſo eifrig alte und neue franzöſiſche Operetten überſetzen laſſen, wenn die nicht Herrn Schulz zu bewegen ſuchten, daß er dieſe für das Theater des Prinzen Heinrichs komponirte Operette auch für die deutſchen Theater hergäbe.

III.

Ariette pour le Clavecin ou Piano Forte avec 14 Variations composées par Charles Faſch Muſicien de la Chambre du Roi de Pruſſe. Amſterdam & Berlin chez Hummel. 1782.

Gründliche Arbeit, ſchöner Geſchmack und Mannigfaltigkeit können nicht angenehmer und meiſterlicher vereint werden, als ſie es in dieſen ſchönen Variazionen ſind. Solche Werke ſind allein im Stande den Geſchmack der Nazion zu berichtigen und zu veredeln. Schulgerechte Werke in pedantiſcher Form thun's nicht. Herr Faſch hat in der Einkleidung alles was der neue Geſchmack nur wirklich ſchönes und angenehmes hat, aufgenommen, und mit Feinheit angewandt, dafür aber nicht das geringſte an Reinigkeit und guter Führung des Ganges, an wahrer, edler Klaviermanier aufgeopfert: und ſo geht der ſchwächere Kunſtfreund, der anfänglich nur an der Einkleidung klebt, gerne an ſeiner Hand, und wird durch die edle Arbeit nach und nach gebildet: Der Künſtler aber genießt die Annehmlichkeiten jener Einkleidung ohne Anſtoß und Aergerniß. Das einzige ſo mich in meinem Vergnügen an dieſen ſchönen Variazionen einige Augenblicke geſtört hat: iſt daß Herr Faſch ein Thema gewählt, daß dreimal, und wenn man jeden Theil wiederholt, ſechsmal in der Tonart ſchließt.

Wichtige Stellen aus Herder.

Was das geiſtliche Lied betrift, ſo iſt der Gebrauch davon dem popularen, praktiſchen Theologen ungleich nüzlicher und mannichfalter (als das Lehrgedicht). Das Geſangbuch iſt die belebte Bibel für den gemeinen Chriſten, ſein Troſt, ſein Lehrer, ſeine Zuflucht und Ergözung zu Hauſe; in öffentlicher Verſammlung ſollen Geſänge und die Töne, die ſie begleiten, wie aufſchwingender Aether, wie erquickende Himmelsluft ſeyn, die Seelen der Verſammelten zu vereinigen und zu erheben. Was hieju die Muſik, inſonderheit die höchſte von allen, heilige Muſik, thun kann, läßt ſich nicht beſchreiben, ſondern empfinden. Sie rührt durch ihre Einfalt, ſie erhebt durch ihre Würde. „In der Muſik, „ſagt ein Autor, ſind wir weiter, als in der Poeſie, beſonders nach dem Gott das erſtaunenswürdige Inſtrument, die „Orgel, hat erfinden laſſen; ſie, die alle Sprachen redet, die mit der ſüßen Lockſtimme der Liebhaberin die Liebe „Gottes in das horchende Ohr der Andacht haucht und ſein Schrecken in das Ohr des Tyrannen brüllt: ſie, die „vielſtimmige Poſaune des Lobes Gottes, ſeiner ſchallenden Wunder und ihrer eignen Majeſtät, der Ewigkeiten „würdig.“ Wenn dies iſt, (und wer kanns leugnen?) welchen Gebrauch ſollten wir von der Kirchenmuſik machen! mit welcher Feierlichkeit und Würde ſollten wir — nicht die H. Cäcilie, ſondern die himmliſche Andacht ſelbſt auf ihrem unſichtbaren Aetherthrone zu uns herabziehen, herabladen! —

So wie bey allen Völkern der Gottesdienſt Alterthum, Würde, Feierlichkeit gehabt hat, ſo ſollten auch bey uns die Spuren, die davon etwa noch vorhanden ſeyn möchten, nicht gänzlich weggetilgt werden. Die in der Muſik, wie im Geſange, im Liede, wie in der Predigt die Sprache des Gottesdienſtes und der Religion üppig und weiblich machen wollten, ſollten eher verwieſen werden, als jener Grieche, der einige Griffe der Tonart weicher machte; — verwieſen nemlich, nicht aus der Welt, ſondern vom öffentlichen Gebrauche. Was ſollen uns Geſänge die der gröbſte Haufe nicht mitſingen kann und — nicht verſteht? was ſollen uns andre, die kein Menſch ſingen kann, weil ſie zerhackt und durch ſogenannte Verſchränkungen, (Enjambemens) Reihab-Reihauf geflickt ſind? Der Kirchengeſang gehe langſam und feierlich daher; was ſollen ihm Sprünge? Der Kirchengeſang iſt für die Menge; alſo auch für die Bedürfniſſe derſelben, für ihre Denk- und Sehart, für ihre Situation und Sprache. Sie ſollen hier zu Gott beten, wie ſie aus ihrem Herzen beten würden: nur veredelte Sprache ihres Herzens. Muſter ſoll der Geſang ſeyn, daß ſie ſich aus eignem Triebe zum Muſter nähmen, weil ſie allenfalls ſo innig fühlen, aber es nicht ſo gut ſagen könnten. — —

Was die Kirchenmuſik anbetrift, ſo haben wir ohne Zweifel beſſere und mehr beſſere Kirchenſtücke in Tönen als in Worten; denn bei den gemeinen Kirchenkantaten iſt der Text meiſtens mittelmäßig oder elend. Hier haben wir noch vieles für die Andacht zu wünſchen, ehe der goldne Traum Klopſtocks *) erfüllt wird. Leſen Sie die Vor-

*) S. Klopſtocks Oden, S. 227. die Chöre.

Vorreden Luthers zu seinem Gesangbuch und was er sonst bei aller Gelegenheit von der Musik spricht, wie er sie nächst der Theologie, als eine zweite Theologie preiset, und sagen, was nach diesem Begriff unsre Musik des Gottesdienstes für eine andre Sache seyn könnte! Noch neulich habe ich dies an Händels Messias aufs neue gefühlt und geahndet. O Freund, welch ein grosses Werk ist dieser Messias, eine wahre christliche Epopee in Tönen! Wenn Sie gleich von Anfange die sanfte Trostesstimme, sodann zur Ankunft des Messias in der ganzen Natur Berg und Thal ebnen hören, bis sich die Hoheit, die Hoheit des Herrn offenbaret und alle Welt ihn schaut mit einander: wenn sie die schauerliche Arie: wer mag ertragen den Tag, wenn er kommt und sein Läuterungsfeuer durch ihr ganzes Wesen fühlen: und der fröliche helle Bote kommt, der mit seinem Lerchengesange Frohlocken in Zion bringt; und die Völker, die so tief in den Kreuzgängen des Dunkels wandeln, nun sehn ein groß Licht, bis der ganze helle Morgen da ist; wann sodann das Einzige Chor in seiner Art: es ist uns ein Kind gebohren, alle Namen des Neugebohrnen wie Thautropfen vom Himmel herabzählet, und plötzlich alles schweigt und die sanfteste Hirtenmusik Nacht und Schlummer macht und die Ankunft vorbereitet — Sie wissen, m. Fr., mit Worten läßt sich über alle dieß nichts sagen. Hören Sie die Arie: er wird Hirte seyn: kommt her zu ihm, die ihr mühselig seyd: hören Sie das Chor: Sieh da ist Gottes Lamm und darauf denn das Herzdurchdringende Solo: er war verschmähet: deine Schmach zerbrach sein Herz: schau an und sieh, ob irgend sey ein Jammer gleich seinem Jammer und Alles, Alles was folgt, bis zu dem in die Ewigkeiten hineingehenden Halleluja! ewig und ewig! Vernehmen dann nach einer kurzen Pause das sanfte, gewisse: ich weiß, daß mein Erlöser lebt und fühlen den allgemeinen Todesschlaf und die Auferstehung und wenn die liebliche Trommete tönt, die schöne Frühlingsverwandlung, und hören den Dialog über dem Grabe, Tod, wo ist dein Pfeil? und abermal Alles Alles, bis alle Chöre aus allen Welt-Enden dem Preiswerthen Lamm Dank und Hoheit zu Füßen legen, auf ewig und ewig — hören Sie dies und haben nur einiges Gefühl für Religion und Töne; wie würden Sie an manche unsrer Kirchenmusiken denken? Und doch ist alles so einfach! und nur Worte aus der Bibel — ja Gottlob! nur Worte aus der Bibel; keine schöngereimte Kantate!

Chronologisches Verzeichniß

der öffentlich im Druck und Kupferstich erschienenen musikalischen Werke von Johann Friederich Reichardt.

(Oefters schriftliche Anfragen, unvollständige Verzeichnisse in Kunstjournalen und Kunstregistern, auch falsche Anzeigen in Musikkatalogen bewegen mich hier meine öffentlich herausgekommenen Arbeiten vollständig anzuzeigen.)

1771.

1) Eine Klaviersonate aus B dur. Berlin, bey Winter

1772.

2) Hänschen und Gretchen und
3) Amors Guckkasten } zwey komische Opern im Klavierauszug. Riga, bey Hartknoch

1773.

4) Vermischte Musikalien (enthalten deutsche und italiänische Gesänge, Klaviersonaten, Violinsonaten, Trios für Klavier und Violin und ein Quartet für 2 Violinen, Bratsch und Baß) Riga, bey Hartknoch.
5) *Concerto per il Clavi Cembalo* (in B ꝛc) accompagnato da 2 Violini Viola & Basso. Riga, appresso Hartknoch.
6) *Concerto per il Violino Concertato* (in Es ꝛc) accompagnato da 2 Violini, Viola & Basso. Riga, appresso Hartknoch.

1774.

7) *VI. Concerts pour le Clavecin* à l'usage du beaux Sexe. accompagné de 2 Violons. Taille & Basse. Amsterdam, chez Hummel

(Dieſe ſieben erſten öffentlich bekannt gemachten Werke ſind Jugendarbeiten, die ich nebſt ſehr vielen andern von meinem zehnten bis zwanzigſten Jahre, ohne gründliche Einſicht in die Kunſt, faſt ohne Kenntniß der gemeinſten Regeln, aus Lieb und Luſt geſchrieben.)

1775.

8) Briefe eines aufmerkſamen Reiſenden. Erſter Theil. Braunſchweig, in der Waiſenhausbuchhandlung.

9) Ueber die komiſche Oper. Hamburg bey Bohn.

10) Ueber die berliniſche Muſik.

11) Geſänge fürs ſchöne Geſchlecht. (enthalten deutſche Lieder, kleine deutſche Kantaten, deutſche und italiäniſche Arien.) Berlin, bey Birnſtiel.

1776.

12) Briefe eines aufmerkſamen Reiſenden. Zweyter Theil. Braunſchweig, in der Waiſenhausbuchhandlung.
(Ich bin mit und dem Publikum das Geſtändniß ſchuldig, daß in all dieſen fünf mit jugendlichem Enthuſiasmus geſchriebenen Schriften viele Meinungen und Urtheile enthalten ſind, die itzt nach reiferem Studium der Kunſt nicht mehr die Meinigen ſind.)

13) Ueber die Pflichten des Ripienvioliniſten. Berlin, bey Decker.

14) *VI. Sonate* per il Clavi Cembalo. Beroline, appreſſo Decker.

15) Eine Simphonie aus Es dur für 2 Violinen 2 Hoboen 2 Flöten 2 Waldhörner 2 Fagotten Bratſche und Baß. Offenbach, bey Andre'.

1777.

16) *Concerto per il Clavi Cembalo* (in g b) accompagnato da 2 Violini 2 Flauti traverſi Viola & Baſſo. Lipſiae appreſſo Schwickert.

17) Eine Symphonie aus D mol für 2 Violinen 2 Flöten 2 Waldhörner Bratſch und Baß. Offenbach, bey Andre'.

18) *VI. Sonates pour le Clavecin* avec l'accompagnement d'un Violin. Amſterdam chez Hummel.

1778.

19) *VI Sonate per il Clavi Cembalo.* Tomo II. Berolino in commiſſione appreſſo Mylius.

20) *VI Sonate per il Violino Solo* & Baſſo. Berolino in commiſſione appreſſo Mylius.

21) *VI Sonate* a 2 Violini & Violoncello. Offenbach, appreſſo André

1779.

22) Ino, ein Duodrama, im Klavierauszuge. Leipzig, bey Schwickert.

23) Oden und Lieder von Klopſtock, Stolberg, Claudius und Hölty. Berlin, bey Pauli.

24) Leben des berühmten Tonkünſtlers Heinrich Wilhelm Gulden, nachher genannt Guglielmo Enrico Fiorino. Berlin, bey Mylius.
(Ein Verſuch die elende Erziehung und Lebensart der meiſten Tonkünſtler in ein helles Licht zu ſetzen und auf eine beſſere Erziehung und edlere Kunſtbildung aufmerkſam zu machen.)

1780.

25) Prokris und Cephalus ein Duodrama von Ramler. Im Klavierauszuge. Leipzig, bey Schwickert.

26) Ariadne auf Naxos eine Kantate von Herrn von Gerſtenberg. In vollſtändiger Partitur und beygefügten Klavierauszuge. Leipzig, bey Schwickert.
(Dieſe Ariadne hab' ich im Jahr 1776 bey einem ſehr glücklichen Landaufenthalte, in meinem Vaterlande, aus reiner Liebe zum Gedicht entworfen, im Jahr 1778 ſie mit neuem Fleiß bearbeitet und vollendet, und im Jahr 1779 nach einer Aufführung, bey der ich und mein Freund Schulz äuſſerſt aufmerkſam auf die Wirkung des Ganzen waren noch einmal von neuem umgearbeitet, doch ſo daß bey all dieſen Bearbeitungen das wichtigſte des Geſanges ſo geblieben, wie ichs gleich im Anfang entwarf, und der ſpätere Fleiß nur der Deklamazion, der Harmonie, Begleitung und dem Ganzen galt. Nun iſt es aber auch, nebſt meinen Oden und Liedern in drey Theilen das Werk was ich am liebſten von mir gedruckt ſehe, und was ich ſelbſt mit väterlicher Zärtlichkeit in jedes Kunſtfreundes Haus einführen möchte.)

27) Lieder von Göthe, Bürger, Voß und Spricknann. Zweiter Theil. Berlin, bey Pauli.

1781.

28) Lieder für Kinder, aus Campens Kinderbibliothek. Hamburg, in der Heroldſchen Buchhandlung.

29) Oden und Lieder von Herder, Göthe und andern Dichtern dritter Theil. Berlin, bey Pauli.

30) Liebe nur beglückt, ein deutſches Singeſchauſpiel. Deſſau, in der Buchhandlung der Gelehrten.

31) Frohe

31) Frohe Lieder für deutſche Männer. Deſſau, in der Buchhandlung der Gelehrten.
(Ein Verſuch in Liedern im Volkton, in frohen Geſellſchaften ohne Begleitung zu ſingen.)

32) Lieder für Kinder, aus Campens Kinderbibliothek. Zweyter Theil. Hamburg, in der Heroldſchen Buchhandlung.

1782.

33) Lieder von Kleiſt, Uz, Hagedorn und andern Dichtern. Im Verlag der Grokauſchen Armenſchule in Schleſien.

34) *VI Sonates pour le Clavecin* ou le piano forte. Amſterdam, chez Hummel.

35) *III. Sonates* pour le Violon Viole & Violoncelle. Amſterdam, chez Hummel.

36) Muſikaliſches Kunſtmagazin. Erſter Band, aus vier Stücken beſtehend.
(Folgende Werke ſind bereits in den Händen der Buchhändler, um nächſtens zu erſcheinen.)

37) Die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem und der May. Zwey Kantaten von Ramler. Gotha, bey Ettinger.

38) Lieder von Gleim und Jakobi. Gotha, bey Ettinger.

39) Liebe nur beglückt, ein deutſches Singeſchauſpiel in drey Akten. Im Klavierauszuge. Peterſburg, bey Breitkopf.

40) Kleine Klavier- und Singeſtücke. Königsberg, bey Dengel und Wagener.

41) J. J. Rouſſau's muſikaliſches Wörterbuch, aus dem franzöſiſchen überſetzt und mit häufigen Zuſätzen und Anmerkungen vermehrt. Lemgo, in der Maierſchen Buchhandlung.
(Außer den Konzerten für Klavier, Violin und Bratſche, die ich ſauber geſchrieben jedes für Einen Louisd'or, und Solos Trios, Quartetten, Symphonien und italiäniſche Arien, die ich jedes für Einen holländiſchen Dukaten zu liefern verſprochen, und bereits an einigen Kunſtfreunden geliefert habe, will ich noch folgende größere Werke meiner Arbeit, an jeden, der die beygeſetzten Preiſe bezahlen will, in vollſtändiger Partitur oder Stimmen, wie man's verlangt, ſauber geſchrieben liefern.)

Italiäniſche Werke.

I. *Le feſte Galanti.* Opera Seria in 3 Atti. (1776) 20 Louisd'or.

II. *Artemiſia.* Opera Seria in 3 Atti. (1778) 20 Louisd'or.

III. *La Gioja dopo il Duolo.* Serenata à 6 Voci & 12 Inſtrumenti. 12 Louisd'or.
(Dieſe Serenate komponirte ich im Jahr 1776 auf die Geneſung des Königs.)

IV. *Ariane abondonata.* Cantata. La Poeſia é dal Sign. Sanſeverino. 6 Louisd'or.

V. *II. Cantate* al giorno natalizio della S. A. R. il Principe di Pruſſia e della S. A. R. la Principeſſa di Pruſſia. 4 Louisd'or.

Deutſche Werke.

VI. Kantate auf den Geburtstag Friederich des zweyten König von Preußen. 6 Louisd'or.

VII. Kantate auf den Frieden von 1779. Poeſie von Blum. 6 Louisd'or.

VIII. Prokris und Cephalus, ein Duodrama, Poeſie von Ramler. 6 Louisd'or.

IX. Jno, ein Duodrama. Poeſie von Brandes. 6 Louisd'or.

X. Der Holzhauer, eine komiſche Oper. 6 Louisd'or.

XI. Liebe nur beglückt, ein deutſches Singeſchauſpiel in 3 Akten.

XII. Die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem, für 2 Diskantſtimmen. Poeſie von Ramler. 4 Louisd'or.

XIII. Der May, eine muſikaliſche Idylle für Diskant, Tenor und Begleitung von lauter blaſenden Inſtrumenten. 3 Louisd'or.

XIV. An die Muſik, ein großes Chor, komponirt zur Einweihung eines Muſikſaals. 2 Louisd'or.

Wer irgend ein's dieſer größern Werke in vollſtändiger Partitur oder in kompletten Stimmen, andern zum Verkauf anbietet, der hat's mir entweder geſtohlen, oder hält ſein Wort nicht, es für ſich allein erkauft zu haben: und jedes andre Werk, ſo unter meinem Namen verkauft wird, iſt nicht von mir.

Register zum ersten Bande.

A. Seite.

Abel ein grosser Gambist. — — — 204
Abt (Thomas) eine schöne Stelle aus ihm über die Verfasser ächter Erbauungsschriften. — 172
Abelung eine wichtige Stelle aus seiner deutschen Sprachlehre. — — — — 46
d'Alembert hat über Rameau's Lehre vom Grundbaß viel Licht verbreitet. — — — 144
— — Brief über ihn von Rameau. — 146
Ausführung (Ausübung, Execution) wird niedrel und groß werden, so lange Geschwindigkeit und zweckloser Hokuspokus herrsche. — — 85
— — Alles was dazu gehört muß allein vom Musikdirektor abhängen. — — 85
— — läßt sich lehren und lernen — — 153
— — wird zu wenig geübet. — — —
— — wahre Ausführung würde dem Komponisten weit mehr nutzen als alle Lehrbücher über die Kompoßizon — — — —
— — Komponisten sollten auf Mittel zu ihrer Vervollkommnung mehr denken. — — —
— — fortsetzte — — — 205
— — Vorschläge an die Baumeister, Instrumentenmacher und Komponisten, zur Vervollkommnung der Ausführung. — — 203. 204

B.

Bach (Joh. Sebastian) grösster Harmonister aller Zeiten und Völker — — — 51
— — seine vierstimmigen Chorale werden angekündigt 51
— — sein musikalischer Charakter. — — 196
— — verglichen mit Händel. — — — 196
— — eine Fuga fürs Clavier von ihm — — 198
Bach (C. Ph. E.) sein Einfluß in die Instrumentalmusik 24
— — bliebe ohne Nachfolger der ihm ganz gliche. — 24
— — seine originälle Laune. — — — 25
— — hat Chor-stücke für Instrumente gemacht. — 25
— — Heilig mit zwey Chören, angezeigt. Dabey etwas über die ächte, edle Kirchenmusik. 34
— — Clavierſonaten für Kenner und Liebhaber mit Rondos, dritte Sammlung, angezeigt. — 37
— — seine Kompoßizonen zu Gellerts Liedern und zu Cramers Psalmen, werden angeführt — — 172
Benda (George) Erfinder des Duodramas in Deutschland 36
— — Ariadne auf Naxos, ein Duodrama, angezeigt 36
— — — — — seine Wirkung — 36—37
— — Medea. — — — —
— — seine Ariadne ist ins französische übersetzt und in Paris aufgeführt. — — — 37
— — sie ist auch ins Dänische übersetzt. — — 104
— — Sammlung vermischter Clavier- und Gesangstücke 2. Theil. — — — 87
— — (Franz) Sein Einfluß in die Instrumentalmusik. 24

Seite.

Benda (Carl, jüngster Sohn von Franz Benda) tritt mit biederer Treue in die Fußstapfen seines Vaters. 25
Begeisterung, hohe, begreift das ganze Wesen des Künstlers in sich. — — — — 7
de la Borde. Essai sur la musique ancienne & moderne IV Tomes & III cahiers de Musique, angezeigt 30—32
Boßler (H. Ph. C.) in Heilbrunn hat eine neue Art Noten zu drucken erfunden. — — 160
de Brosses über Sprache und Schrift wird angeführt. — 94
Bezozzi in Dresden hat mustermäßige Rondeau's gemacht 169
Björnstähl, Nachricht von ihm über die Musik der Orientaler (aus Schlözers Briefwechsel) — 52

C.

Campe, seine kleine Kinderbibliothek — — 175
Choralgesang. Seine Würde. — — 4. 6. 23.
— — sein Ursprung und seine wahre Natur. 12. 23.
— — höchstes Werk deutscher Kunst. — 15
Chronologisches Verzeichnis aller öffentlich erschienenen Werke von Joh. Friedr. Reichardt, auch von dessen geschriebenen Musikalien. S. 207. 208. 209
Claudius (Mathias) eine treffliche Stelle von ihm — 102
Clavierstücke von Reichardt
1) die Freude. — — — 26
2) Tänzer Scherz. — — 33
3) eine Fantasie über eine petrarchische Ode 63
— — von Rameau.
1) Air gracieux (ein Tanzstück aus Castor und Pollux) — — — 141
2) Marche (eben daher) — — 142
3) 2 Gavotten (eben daher) — — 143
— — von Couperin
1) Sarabande. Les Sentimens — — 147
2) La Fleurie. — — — 148
— — Joh. Seb Bach
Eine Fuge. — — — 198
— — Händel
Allegretto mit Variationen — — 202
Couperin. Clavierstücke von ihm.
1) Sarabande. Les Sentiments. — — 147
2) La Fleurie. — — — 148
— — von seinem Leben und Kunstcharakter und Werken. — — — — 149
— — er war der Franzosen Bach. — —
— — seine Explication des Agremens. — 150—151

D.

Dissonanz ihr Character. — — — 23
— — ihre zufällige Einführung. — — —
— — macht den Schluß nothwendiger, kräftiger, und befriedigender. — — 23

Drey-

Seite.

Dreyklang, vollkommner, läßt die Natur im tiefen Ton mittlingen. — — — 22
— — seine Umkehrungen. — — — 22
Dinodrama seine Einrichtung. — — — 86
— — seine Wirkung. — — — 86
Durante, als ächter Kirchenkomponist angeführt. 115. 135
— — ein italiänisches Duett von ihm. — — 132
— — Züge aus seinem Leben und Künstlercharakter. 135

E.

Einklang, sein wahrer Character. — — 63
— — findet sich in ächten Volksliedern. — 5
— — schickt sich vorzüglich zu starken männlichen Gesängen. — — — 63
Engel (J. J.) Anständigung seiner Mimik. — 103
— — Ueber die musikalische Mahlerey, wird den Dichtern wie den Tonkünstlern anempfohlen. 163
Erbauung durch Musik. — — — 172
Erziehung des Künstlers. — — S. 1 bis 109 — 117

F.

Fasch (Carl) tritt als Komponist und Clavierspieler mit biederer Treue in Bachs Fußstapfen. — 25
— — Ariette pour le Clavecin avec 14 Variations, angezeigt. — — — — 206
Fetter, ein Windmühler, geschickter Mechanikus und Instrumentenmacher. — — 104
Fingerzeige für den denkenden und forschenden deutschen Tonkünstler. — S. 46 — 48. 101 — 102
Fingal und Romala eine große deutsche Oper — 168
Fischer hat in neuern Zeiten die Instrumentalrondeau's in Gang gebracht. — — — 169
Frescobaldi, ein edler Kirchenkomponist. — S. 118. 135
Frohberger ein gründlicher fleißiger Kirchenkomponist. 119
Fux ein gründlicher fleißiger Kirchenkomponist. — 119

G.

Gabrielis, ein ächter Kirchenkomponist. — S. 118. 135
Gänge (aus musikalische) — — — 82 — 84
Gasparini ein edler Kirchenkomponist. — 118. 135
Gesang. Warum wir deutsche so wenig Gesang haben. 3
— — die Jugend wird dazu aufgemuntert — 175
— — seine Macht. — — — 175 176
Gluck. Eine italiäntsche Arie aus seiner Alceste. — 89
— Zergliederung dieser Arie. — — — 91
— und Lulli, Vergleichung — — — 91
— seine Alceste ins schwedische übersetzt — — 104
— Anekdote von ihm. — — — 204
Göthe seine Poesie ist musikalisch. — — 163
— eine Stelle aus ihm — — — 196. 197
Graun. (C. H.) ein ächter edler Kirchenkomponist — 119
— Anekdote von seinem edlen Gesange. — — 188
Greetry, sein Ehrendenkmahl in Lüttich. — — 50
Gruner (M. G.) Sechs Sonaten für das Clavier, angezeigt. — — — 87

H.

Seite.

Händel. (George Friederich) Eine Arie aus seinem Alexanderfest mit Drydens englischen und Ramlers deutschen Text. — — — 42
— — Zergliederung dieser Arie. — — 44
— — Eine italiänische Arie aus seinem Pastor Fido. 92
— — etwas über diese Arie. — — 93
— — ein ächter, edler Kirchenkomponist. — 119
— — ein Chor aus seinem Alexanderfest mit Drydens englischer Poesie und Ramlers deutscher Uebersetzung. 136
— — Zergliederung dieses Chors. — — 140
— — eine schöne Stelle aus einer Arie seines Alexanderfests 140
— — eine Arie aus seinem Messias. — — 191
— — ein Allegretto mit Variationen fürs Clavier. 202
Hanaczkich, ein pohlnischer Volkstanz, sein Charakter. 157
— — über die Hanacken aus Schützens Dorfwechsel. 157
— — ein hanackischer Tanz für die Violine und Clavier. 156
Harmonie hat unser Ohr verfeinert. — — 3
— — unser System dafür trägt noch zu sehr die Spur von Mönchshänden an sich. — — 8
— — ist nicht das innre wahre Wesen der Musik. 9
— — gehört nur dahin wo es um Hoheit und Adel des Ausdrucks zu thun ist. — — 9. 28
— — wie sie entstand. — — — 22
— — dissonirende und konsonirende Akorde haben Analogie mit Kürze und Länge im Zeitmaß. 23
— — zusammenklingende, wurde erst im funfzehnten Jahrhundert eingeführt. — — — 24
— — führte die Instrumentalmusik vom Gesange ab. 24
Hasler (Hans Leo) ein großer Harmoniker und Kirchenkomponist — — — — 119
Haydn, seine originelle Laune — — — 25
— — Six Sonates pour le Clavecin angezeigt. — 87
— — Six Simphonies &c. — — — —
— — Six Quatuors &c. angezeigt. — — 178
Herder. Seine Volkslieder werden oft angeführt, s. Volkslieder.
— — wichtige Stellen aus ihm. — — — 206
Hermenfried oder über die Künstlererziehung. — 105 — 117
Hiller seine Lieder sind fast volksmäßig. — — 5
— mit Bürger verglichen. — — — 41
— seine Singeschauen. — — — 89
— bleibt ohne Unterstützung. — — —
— seine geistlichen Lieder. — — — 174
Homilius. Musikdirektor in Dresden, vortreflicher Vorsteher des großen Chors. — — 118
— — ein vorzüglicher Kirchenkomponist. — 119
— — muß Schule halten. — — — 160

J.

Idylle, über die musikalische. — — — 167
Ino ein Dinodrama von Brandes und Reichardt. — 86
Instrumentalisten. Die italiänischen und vorzüglich die französischen haben erstaunend weit in der Saitenängerey gebracht. — — 14
— — — müßten viel wissen und können, wenn sie das seyn wollen, was sie seyn sollten. 153
Instrumentalmusik war im Anfang Nachahmung, Wiederholung des Gesanges. — — 24

Seite.

Instrumentalmusik wird durch Erfindung verschiedener Instrumente vom Gesang entfernt und endlich ganz getrennt. — — — 27
— — — wird reformirt, aber nur in der Form 25
— — — Fortsetzung. — — — 64
Instrumente, bessere der Harmonie fähige wirken ein zur Erfindung der zusammenklingenden Harmonie. 22
— — Erfindung solcher Instrumente die nicht jeden Gesang genau nachahmen konnten, entfernten Gesang von Instrumentalmusik. — — 24
— — noch mehr thaten das solche Instrumente auf denen Geschwindigkeit leichter herauszubringen waren als mit der Kehle. — — — 24
Instrumentalstücke sollten immer nur einen bestimmten Charakter haben — — — 25
— — — aber die wahre Nachahmung einer Leidenschaft enthalten — — 25
Italiäner haben große, wie Komponisten gehabt. — 235
— — ihre Sängerschulen, was sie gewirkt. — 118
— — haben gar keine Claviermanier: aus ihrem Charakter erklärt. — — — 149
— — haben nur Spinette und Flügel. — 149

K.

Kaiser (Reinhardt, auch Ricardo Cesare genannt) Lebensumstände von ihm. — — — 96
— eine deutsche Arie von ihm. — — — 97
— Zergliederung dieser Arie und Bestimmung seines musikalischen Charakters. — — — 96—98
Kirchenmusik, die ächte, edle. — — — 84
— — — erfordert eine wahrhaftig heilige Poesie die dem ganzen Volke heilig und verständlich ist. 84—95
— — — freye Reichsstädte könnten und sollten am ersten wahre Kirchenmusik haben. — — 85
— — — sie zu veredeln ist höchster Zweck der Kunst. 179
— — — ihre Entwehlung ist gottlos. — — — 85
— — — Muster dafür. — — 130—193
Kirnberger macht auf unsre Bezifferung aufmerksam. 46
— — will J. S. Bachs Choräle herausgeben. — 51
— — ein wahrer Kirchenkomponist. — — 119
— — hat in seiner Kunst den reinen Satzes den Namen oft berichtigt. — — 144
— — — — — — 172
— — ein Duett von ihm. — — — 190
Klöster. Nachricht von seiner musikalischen Bataille. 52
Klopstock. — — — — 8—23
— — sein Messias giebt daß höchste lyrische musikalische Gedicht. — — — — 8
— — Anfang des lyrischen Messias — — 9—12
— — — Fortsetzung davon. — — 53—55
— — Oden von ihm, mit Musik von Reichardt.
1) Die Gestirne. — — 13—15
2) Der Jüngling — — — 16
3) An Cidli. — — — 17
— — über seine komponirte Oden. — — 22—23
— — worinnen unterscheidet sich seine hohe Ode von seinem Kirchenliede? — S. 22. 23. 62. 63

Seite.

Klopstock Oden von ihm mit Musik von Reichardt.
1) Die höchste Glückseligkeit. — 56—58
2) Schlachtgesang — — — 59
3) Bardale. — — — 60
— — — seine komponirte Oden (Fortsetzung) — 62
— — der vollkommenste Dichter für wahre Musik. 163
— — seine geistlichen Lieder. — — 172
— — Hermanns Schlacht (hätte sollen bei der Abhandlung über die große deutsche Oper S. 164 als Muster angeführet werden) Blank hats komponirt. 204
Kreuzfeld, eine schöne Stelle aus einem Gedicht von ihm. 119
— — Oratorium von ihm. — — 123
— — die Jahreszeyten eine Cantate. — 194
Künstler sein Wesen: besteht in Freiheit, Wahrheit, Liebe und edlem Wirkungstrieb — — 3—7
— — sein Verderb. — — — — 3
— — seine Erziehung. — — — 3
— — seine Bestimmung. — — — 9
— — sein höchster Beruf. — — — 6
— — muß nicht für Notenhändler und Modeton arbeiten. 6
— — muß nicht von Kritik ein Brodtgewerbe machen. 6
— — Geiz und Eitelkeit tödtet alles Große und Wahre in ihm. 6
— — wie er groß und glücklich seyn kann. — — 6
— — muß oft sein Zeitalter verläugnen, um Veredlung der Menschheit zu wirken. — — 7
— — der deutsche Tonkünstler fand sein Element in der zusammenklingenden Harmonie. — — 24
Kunst was der Künstler an ihr hat. — — 1
— ihr Wesen — — — — 2
— Verläugnung ihrer zu allgemeinerer Wirkung. — 3
— — — — ist oft höchste Kunst. — 6
— ihr Ursprung und Zweck ist heilig. — — 7
Kunstlerdoten. — — S. 49—50. 358
Kunstnachrichten. S. 51—52 103—104 159—160

L.

Lambert, eine Stelle aus seinem Organon. — 46
Lavater, Stellen aus seinen physiognomischen Fragmenten die Stimme betreffend. — — 94
— — Fortsetzung. — — — 152
— — von seinen geistlichen Liedern. — — 172
— — zwei geistliche Lieder von ihm mit Musik von Reichardt. — — — 173. 174
— — schöne Stellen aus ihm über den Zweck der Künste. 179
Leo (Eronardo) eine italiänische Arie von ihm — 39
— Zergliederung dieser Arie. — — — 41
— eine Anekdote von ihm. — — — 49
— als wahrer Kirchenkomponist angesehen. — 118. 119
— ein Chor für 2 Chöre von ihm. — — 180
Liebe, Wesen des Künstlers. — — — 6
Liebe nur beglückt, ein deutsches Singschauspiel. 164
Liedermelodien, müssen sie sich ohn' alle Instrumentalbegleitung bestehen können, u. s. w. — 9
— — — französische, warum diese von der Nation allgemein einstimmig gesungen werden können, ohne den Charakter des Einklangs zu haben? — — — 4

Seite.

Liedermelodien die von Hiller und Standfuß kommen dem wahren Volksgesang am nächsten. — — 5
Lieder für Kinder von Campe und Reichardt 2 Theile angeführt. — — — — 176
— — Zwei Lieder von Overbeck und Reichardt. 177
Lolli eine Anekdote von ihm. — — — — 158
— ein Originalgenie. — — — — —
— er hat zuerst gezeigt, daß die Instrumentalmusik des höchsten komischen Ausdrucks fähig ist. — 158
Lotti ein wahrer Kirchenkomponist. — 118. 135
Lulli (Jean Baptiste) eine Duettmäßige Stelle aus seiner Alceste. — — — 45
— Zergliederung dieser Stelle. — — — 45
— eine französische Arie aus seiner Alceste. — — 88
— etwas darüber. — — — 91
— hat guten Gebrauch von der saft unmerklichen Vermischung der gleichen und ungleichen Taktart gemacht. — — — — 91

M.

Meiners, eine Stelle aus seiner Geschichte der Wissenschaften bey den Griechen und Römern. 102
Melodie bekömmt durch Zeitmaß und Rythmus Faßlichkeit und Bedeutung. — — — 22
Messias, von Klopstock giebt das höchste lyrische Gedicht. 8
— — Probe davon. — — — — 9—12
— — Fortsetzung. — — — 53—55
Metastasio über seine Opern. — — 161
Merkwürdige Stücke großer Meister verschiedener Zeiten und Völker. S. 34—45. 82—93. 132—151 180—202
Möser (Justus) herrliche Stellen aus seiner Schrift über die deutsche Sprache und Litteratur. 47—48
— — Vertheidigung des grotteske Komischen. angeführt. — — — 162
Murat (ein Armenier) Nachricht von seinem merkwürdigen Werke: Essai sur la Melodie Orientale. 71
Musik, komische, ihr Charakter. — — 162
— — ihre Anwendung zu häuslicher Erbauung. — 173
— — — bey der frühen Erziehung. 174
— — ist verachtet in Italien. — — 175

N.

Naumann von seinen schwedischen Opern. — 104
Nazionalkänze.
1) Pohlnisch. — — — 95
2) Hanneschk. — — — — 156
Neue merkwürdige musikalische Werke: angezeigt. 69—87
Noten wie sie entstanden. — — 22
Notenstecherey und Druckerey schaden mehr als sie nutzen. — — — — 34

O.

Oper ihre Beschaffenheit in Italien. — — 161
— nothwendige Verschiedenheit der deutschen Oper von der italiänischen aus dem Charakter beyder Völker erklärt. — — — 161
— Plan zu einer großen deutschen Oper. — 165

Musikal. Kunstmagazin, 4. Stück.

P.

Seite.

Palme eine Anekdote von ihm. — — — 187
Petrarch eine Stelle aus einer Ode von ihm, italiänisch und deutsch. — — — — 64
Piccini eine Anekdote von ihm. — — 49
Polnisch Charakter der Nazion und des pohlnischen Tanzes. 92
Polonoise fürs Clavier. — — — 92
— — für die Violine. — — — 93
Pädagogium in Darmstadt hat gute Einrichtungen für Musik. — — — — 160
Prenestini, ein wahrer, edler Kirchenkomponist 118. 135
Prokris und Cephalus, ein Duodrama von Ramler und Reichardt. — — — 86

R.

Rameau ein Tanzstück aus seiner Oper Castor und Pollux, fürs Clavier gesetzt. — — 141
— — ein Marsch aus eben der Oper. — 142
— — 2 Gavotten aus eben der Oper. — 142. 143
— — Etwas über Rameau und diese Stücke. — 144
— — ein ausführlicher und interessanter Artikel über Rameau aus de la Borde. — — 145—146
— — über sein Bildniß von Göthe in Lavaters physiognomischen Fragmenten. — 146
Ramler sein Wettgesang der May angeführt. — 108
Richard Löwenherz, König von England, eine Arie desselben von ihm. — — — 50
Rolle (Joh. Heinrich) Thirza und ihre Söhne ein musikalisches Drama, angezeigt und dabey das musikalische Ganze abgehandelt. — 52—84
— seine geistlichen Lieder. — — 172
Rondeau, sein Charakter. — — 168
— — schickt sich vorzüglich zum Pastorale. —
— — aus dem May von Ramler und Reichardt. 169
Rousseau. — — — 3. 7.
— — seine in Kupfer gestochene Musikalien unter dem Titel les Consolations des miseres de ma vie angezeigt. — — — 69
— — die interessante Vorrede des Herausgebers jener Musikalien voll Lebenszüge von R sseau. 69—72
— — einige Stücke aus jener Sammlung.
1) Romance. — — — 73
2) Duo. — — — 75
3) Chanson. — — — 76
4) Arie. — — — 77
5) Chanson. — — — 79
— — sein Urtheil über Rameau. — 144
Rudolphi (Caroline) Lieder von ihr mit Melodien im Chor zu singen von Reichardt.
1) Das Glück des Lebens. — — 110
2) An einem Frühlingsmorgen. — 112
3) Das ist ein herrlich Ding dem Herrn danken. 114
4) An Gott. — — — 116

S.

Schmidt wichtige Stellen aus seiner Geschichte der Deutschen — — — — 101. 102
Schulz (J. A. P.) ein durch Natur und Kunst wahrer Volkssänger. — — — — 5

Seite.

Schulz Nachricht von seinen Werken. — — 63
— — — — — 172
— — ein Chor von ihm für Singstimmen allein. 183
— — Lieder im Volkston angezeigt — — 205
Schwanenberger, Nachricht von seiner Olympiade. 160
Singechöre, wo und wenn sie gut waren. — 118—119
— — was sie wirken können. — — —
— — wie schlecht sie itzt fast überall bestellt sind. —
Singschauspiel, über das deutsche. — 161—164
Sonate hat eine höchst unnatürliche Form. — 25
Standfuß hat Volksmäßige Lieder gemacht. — 5
Stradella eine Anekdote von ihm. — — — 158
Studium halbes ist gefährlich. — — — 6
— — ganzes bringt erst wieder der Natur nah. — 6
Sulzer eine schöne Stelle aus seiner Theorie der schönen Künste. — — — 47
— — seine Theorie wird ins italiänische übersetzt 51
— — Rückweis auf ihn. — — — 52
Stetten (Paul) eine interessante Nachricht von den Meistersängern aus seiner Kunst- Gewerk- und Handwerksgeschichte der Stadt Augsburg. — — 159
Stimmphisiognomik — — 94
— — — Fortsetzung. — — 152
Symphonie hat eine höchst unnatürliche Form. — 25

T.

Telemann brachte aus Frankreich falsche Grundsätze mit. 4
Tonkünstler ist von andern und tausend Umständen weit abhängiger als der Mahler und Bildhauer. — 2
— — ihre Unwissenheit in einländischer und ausländischer Kunstliteratur. — — 34
Tonleiter, wird bei allen ungelehrten Völkern durch die härtere oder weichere Kehle bestimmt. — 21
— — wurde in Europa durch Berechnung festgesetzt. 23
— — unsre chromatische und enharmonische Tonleiter hat von der griechischen nur den Namen ist nichts weiter als zwey und drey untereinandergeschobene diatonische Tonleitern. — — — 23
— — vom Unterschied der alten und neuen Tonleitern. 25

V.

Vierling (J. G.) Sechs Sonaten für das Clavier, angezeigt 87
Volkslieder geben dem forschenden Künstler oft mehr Aufklärung als manche große Oper. — — 3
— — haben den wahren Charakter des Einklanges. 3
— — waren einfacher und verbreiteter ehe zusammenklingende Harmonie eingeführt wurde. — 3
— — woran man ächte Volksliedermelodien erkennt. 4
— — sind oft Jägerhornstücke oder Landtänze und vertragen dann mehrere Stimmen. — — 4
— — ein schweitzerisches Volkslied aus Herders Samml. 4
— — warum haben alle europäische Völker keine neue wahre Volkslieder? — — — 5
— — warum ists unsern Künstlern so schwer Lieder im wahren Volkston zu machen? — — 5
— — die ersten Gesänge der christlichen Kirche waren Volksgesänge. — — — 22
— — 2 hess'sche Volkslieder mit ihren Melodien. 99. 100
— — ein elsäss'sches Volkslied mit seiner Melodie, aus Herders Sammlung. — — — 15
— — ein oberdeutsches Volkslied. — — — 155
Volkstanz, polnischer. — — — 95
— — hanakischer. — — — 156

W.

Weiße (Leopold) eine Anekdote von ihm. — 158
— — ein großer Lautenist. — — 204
Wolf sechs Sonaten für das Klavier, angezeigt. — 87

Z.

Zelenka ein vortrefflicher Kirchenkomponist. — 191

Nachbericht.

Der Erste Band dieses Werks ist nun mit diesem Stück, früher als zugesagt war, vollendet. Die Pränumeranten, die sich bisher gemeldet, bezahlen aber bey weitem noch nicht die Druck- und Papierkosten, und ich muß daher, so lieb ich diese Arbeit auch habe, mit dem Druck des zweiten Bandes einhalten, bis sich mehrere Kunstfreunde dafür interessiren. Ich bitte nun die bisherigen Pränumeranten, sich bald zu erklären, ob sie auch für den zweiten Band gelten: ich fordre nur Unterschrift des Nahmens: diejenigen die den ersten Band, der nun in allen Buchhandlungen Deutschlands 4 Thaler kostet, ist noch verlangen, können ihn von mir, wenn sie zugleich auf den zweiten Band mit Einem Dukaten unterzeichnen, für Einen holländischen Dukaten erhalten. So bald sich für den zweiten Band 500 Subscribenten unterzeichnet haben, mache ich die Zeit bekannt, in welcher das erste Stück (von 10 Bogen) wieder erscheinen soll; bey Ablieferung des Ersten Stücks erwarte ich dann die baare Pränumeration, für die denn noch drey Stücke jedes zu 10 Bogen nachgeliefert werden. Das Porto kann ich aber künftig weder für Briefe noch für Packete über mich nehmen. Mir thuts wehe, daß ich ein Werk, das mir weit mehr der Kunst als des Gewinstes wegen am Herzen liegt, auf solche Art aufsegen oder wohl gar enden soll.

Berlin. Am Ersten October 1782.

Johann Friederich Reichardt.

Musikalisches Kunstmagazin

von

Johann Friederich Reichardt.

Dem glücklichsten Genie wird's kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Instinct allein
Zum Ungemeinen aufzuschwingen:
Die Kunst bleibt Kunst! Wer sie nicht durchgedacht,
Der darf sich keinen Künstler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts; eh' man was Gutes macht,
Muß man es erst recht sicher kennen.

Göthe.

Zweiter Band.

V—VIII. Stück.

Berlin, 1791.

Im Verlage des Verfassers.

4°588,2 Rara

Inhalt des zweiten Bandes,

Fünftes Stück.

1) Die Tonkunst eine Rhapsodie — Seite 1
2) Wichtigkeit ächter Musikanstalten — 3
3) Die Seligkeit der Liebenden von Hölty komponirt von J. F. Reichardt — 6
4) Kirchenmusik, ein historischer Aufsatz, Zürich, Mailand, Venedig, Hamburg betreffend — 16
5) Merkwürdige Stücke grosser Meister.
a) Ein Chor von Palästrina — 19
b) Ein Duett aus einem Psalm von *Marcello* — 20
c) Noch ein Duett mit Chor von *Marcello* — 21
d) Heilig von C. Ph. E. Bach — 22
e) *Rondo* aus einem Oratorium von *Prati* — 24
f) *Rondo* aus einer Opera Buffa von Bertoni — 27
6) Neue merkwürdige musikalische Werke, angezeigt und beurtheilt — 29
7) Musikalische Anekdoten von Friedrich dem Grossen — 40

Sechstes Stück.

1) Auf den Tod des Ritter Gluck's — 41
2) Merkwürdige Stücke grosser Meister
a) Eine Arie aus der ital. Oper Alceste von Gluck — 42
b) Eine Cavatine aus der franz. Oper *Renaud* von *Sacchini* — 47
c) Eine Cavatine aus einer italiänischen Cantate von *Nicolo Fago* — 48
d) Eine Cavatine aus der englischen Oper *Tamerlan* von Händel — 49
e) Eine Arie aus der italiänischen Oper *Griselda* von *Buononcini* — 50
f) Eine Arie aus einer italiänischen Cantate von *Alessandro Scarlatti* — 52
g) Ein Chor aus einem italiänischen Passionsoratorium von *Nic. Porpora* — 53
3) Einige Anmerkungen zu den merkwürdigen Stücken im 5. Stück — 55
4) Das Opferchor aus der ital. Oper *Andromeda* und eine Cavatine von J. F. Reichardt — 58
5) Neue merkwürdige Musikalien angezeigt und beurtheilt — 61
6) Trauercantate auf den Tod des Königs Friedrich des Grossen von J. F. Reichardt, der Plan davon auseinander gesetzt — 64

Siebentes Stück.

1) Von der Methodenlehre des Geschmacks von Kant — S. 65
2) Einige Anmerkungen zu den merkwürdigen Stücken grosser Meister im sechsten Stück — 66
3) Merkwürdige Stücke grosser Meister.
a) Eine große Opernarie von Händel. — 70
b) Eine Cavatine von Rameau. — 74
c) Eine kleine Intermezzarie von Leo. — 78
4) Zwey Cavatinen aus der Oper Protesilao.
a) Cavatina von Naumann. — 76
b) Cavatina von Reichardt. — 79
5) Zusätze zu dem Aufsatze über die musikalische Aufführung. — 83
6) Stimmphysiognomik. — 84
7) Nachrichten von der ehemaligen Hamburger Oper. — 85
8) Fingerzeige für denkenden und forschenden deutschen Tonkünstler. — 87
Vortreffliche Stellen:
1) aus Kants Critik der Urtheilskraft — 87
2) aus Göthe's Künstlerapotheose. — 90

Achtes Stück.

1) Auf den Tod C. Ph. E. Bach's — 93
2) Einige Anmerkungen zu den Stücken grosser Meister im siebenten Stück dieses Magazins — 94
3) Merkwürdige Stücke grosser Meister.
a) 2 Stücke aus einem Motett von *Fr. Feo* — 98
b) Ein Recitativ und eine Cavatine aus einer Cantate von *Pergolesi* — 99
c) Arie von Händel — 101
d) Arie aus einer französischen Cantate von *Clairambault* — 102
e) Arie aus einer Cantate von *Alessandro Scarlatti* — 104
f) Ein sechsstimmiges *Kyrie* von *Fasch* — 106
g) Ein achtstimmiges *Christe eleison* von *Fasch* — 117
4) Einige Anmerkungen zu den merkwürdigen Stücken im achten Stück — 122
5) Fortgesetztes Verzeichniß der öffentlich im Druck und Kupferstich erschienenen musikalischen Werke von J. F. Reichardt — 125
6) Fortgesetztes Verzeichniß der grösseren Werke die in Abschriften gegeben werden — 126
7) Register zum zweiten Bande — 127

Neuhinzugekommene Pränumeranten und Subscribenten zum Ersten Bande.

Der regierende Markgraf von Baden Baden, 6 Exemplare.
Der hohe Rath zu Zürich. 8 Exemplare.
Der Prinz Ludwig Carl Friedrich von Coburg, Herz. Würtenb. General-Major.
Herr Kriegsrath von Apell, in Cassel.
Hr. Cammermuſikus Barth, in Cassel.
Hr. Braunschweig, in Berlin.
Hr. Breitkopf, in Leipzig. 14 Ex.
Frau Gräfin von Brühl, in Dresden.
Hr. Professor Cramer, in Kiel 6 Exempl.
Hr. Muſikdirector Forkel, in Göttingen. 5 Exempl.
Hr. Buchhändler Heſſe, in Berlin. 10 Exempl.
Demoiſ. A. R. Hanko, in Schweidnitz.
Hr. Buchhändler Himburg, in Berlin. 2 Exempl.
Hr. Geheimerath Jacobi, in Düſſeldorf. 5 Exempl.
Hr. Itzig, in Berlin.
Hr. Cantor Klein, in Schmiedeberg.
Hr. Buchhändler Korn der ält. in Breslau, 4 Exempl.
Der Churfürſtl. Cammersänger Marchesini, in Dresden.
Hr. M. W. C. Müller, in Bremen.
Hr. Buchhändler Pauli, in Berlin. 2 Exempl.
Hr. Rellſtab, in Berlin. 2 Exempl.
Hr Graf H. L. v. Reichenbach auf Loslau in Schles.
Hr. Cammerherr Baron von Riesch, in Dresden.
Hr. Juſtiziar Schäfer, in Pleß. 15 Ex.
Hr. Profeſſor Seibt, in Prag. 3 Ex.
Hr. Buchhändler Siegert, in Lignitz.
Die Spenerſche Buchhandlung in Berlin.
Hr. Stadtkantor Stadler, in Baireuth.
Hr. Inſtrumentenmacher Wagner, in Dresden.
Hr. J. G. Weis in Brieg
Die Buchhandlung der Gelehrten. 8 Ex.

Subscribenten und Pränumeranten zum Zweiten Bande.

Die regierende Fürſtinn von Anhalt-Deſſau. 3 Exemplare.
Die regierende Fürſtinn zu Anhalt-Pleß. 2 Exemplare.
Hr. Agthe, Organiſt in Bernburg.
Hr. Kriegsrath von Apell, in Cassel.
Hr Geheimerath Bärbaum, in Berlin.
Hr. Organiſt Becker, in Nordheim.
Hr. von Behr auf Schleck in Curland.
Hr. Cammerpräſident von Breitenbach, in Minden.
Hr. J. Bengraf, Clavierme iſter in Peſt in Ungarn.
Hr. Prof. Butaube, Mitgl. der Akad. d. W. in Berlin.
Hr. Buchhändler Breitkopf, jun. in Leipzig. 6 Ex.
Hr. Prof. Cramer, in Kiel. 6 Ex.
Hr Domherr Freiherr von Dalberg in Manheim.
Hr. Duſcheck, Virtuos in Prag. 4 Ex.
Hr. Gregorius, vom Adr. Comt. in Hamburg.
Dem. Anna Roſ Hanko, in Schweidnitz in Schleſ
Hr. Buchhändler Hartung. in Königsberg. 6 Ex.
Hr. Regierungsrath Hebenstreit, in Bädingen.
Frau Gräfin Generalin von Henkel, geb. Gräfin von Lepel in Königsberg in Pr.
Hr. Buchhändler Heſſe, in Berlin.
Hr. Geheimerath Jacobi, in Düſſeldorf. 2 Ex.
Hr. Itzig, in Berlin.
Hr. Graf Otto von Kaiſerling auf Pieden in Curland. 6 Ex.
Hr Cantor Klein, in Schmiedeberg in Schleſ.
Hr. Buchhändler Korn, in Breslau. 12 Ex.
Hr. Cammerſekretär Leckerhard, in Marienwerder.
Hr. M. W. C. Müller, in Bremen.
Hr. Cammerherr Graf von Neſſelrode, in Düſſeldorf.
Hr. Kriegsſekretär Neumann, in Dresden. 6 Ex.
Hr. Buchhändler Nicolai, in Berlin. 2 Ex.
Hr. Buchhändler Pauli, in Berlin.
Hr. Pfeil, franz. Sprachmeiſter in Frankf. am Mayn.
Hr. Graf H. L. von Reichenbach auf Loslau in Ob. Schleſ.
Hr. Reimers, in Remplin in Mecklenb.
Hr. Reinkaſten, Hoboiſt in Osnabrück.
Hr. Muſikhändler Rellſtab, in Berlin.
Hr. Cantor Rohleder, in Schweidnitz in Schleſ.
Hr. Schäffer, Fürſtl. Juſtiziar in Pleß. 4 Ex.
Hr. Kriegsrath Schmidt, in Elbing.
Hr. Profeſſor Seibt, in Prag. 2 Ex.
Hr Buchhändler D. Siegert, in Lignitz.
Hr. Cantor und Lehrer Stadler, in Baireuth.
Hr Geheime Oberfinanzrath von Struenſee, in Berlin.
Hr. Buchhändler Wenner und Varrentrapp, in Frankfurt am Mayn. 4 Ex.
Hr. Hofmeiſter C. B. Voigt in Loslau in Schleſ.
Hr. Muſikhändler Weiſſphal und Comp. in Hamburg. 2 Ex.
Hr. Organ. und Singelehrer Finck, in Coppenhagen.
Die Myliusſche Buchhandlung in Berlin.
Die Realſchul Buchhandlung in Berlin.
Die Leuthartſche Muſikhandlung in Breslau. 2 Ex.

J. F. Reichardt's
Muſikaliſches Kunſtmagazin.

V. Stück.

Die Tonkunſt.
Eine Rhapſodie.

Die du droben den Reihn der Götter
Und der Geſtirne führeſt,
In zwig-jungem ſchwebenden Wechſeltanz
Noh und näher hinan des allvollkommenen Thron;
Und ach hienieden im Erdenthal
Unter des Himmels heiligem Blau
In leiſen Tönen, im verlohrnen Laut
Der Ahndung, unſre Herz
In die Ehöre der Himmel erhebſt:

Ewige Harmonie!
Nur Einen Klang kling' in mein Saitenſpiel,
Das jetzt dich ſingen will:
Nur Einen Klang von Dir kling' ein in meine Seele,
Die ganz dich leben will!
Triumph, Triumph! ſie will, ſie wird dich leben!
Des Wohllauts ewige Kett' umſchlingt
Auch meinen Geiſt! Auch mein Herz ſchwimmt
Im Strome der Melodie zum hallenden Ocean
Der Allvollkommenheit.

Wach auf in mir, du leiſer Himmelston,
Der meine Seele ward.

Aus keiner Engelsharf' entquollest du; du kamst
Von des Ewigen Munde selbst:
Und bist mir Ewigkeit,
Bist Gottesgefühl in mir, der unendlichen Harmonie
Vorahndung. Wenn mein Geist
Sich einst vom Staube des Leibes hebt
Und seine Fesseln sanft sich windet los;
Komm ihm zu Hülfe denn, du ewger Strom
Umström' ihn ganz mit Tönen andrer Welt
Und trag' ihn sanft hinüber.

Geschenk des Himmels bist du, Tonkunst, uns!
Aus jenem hellen melodischen Wohllustmeer
Von Zahl und Maas und Lieb' und Tanz und Leben,
In denen das Weltall schwimmt
Ein kleiner Tropfe; aber ein Tropfe, der
Dem Wandrer Erquickung wird,
Ein Labetrunk hin in sein Vaterland
Ein ziehend Sehnen nach dem vollen Strom — —
Als Adam, als die erste Mutter einst
Den ersten todten sah, ach! ihren Sohn,
Und den erschlagnen kalten Leichnam nun
(Auf ewig kalt, auf ewig todt)
Mit starrer Hand umfaßten,
Und ihre Seelen untergehn,
Versinken wollten im grundlosen Schmerz
Und Söhn' und Töchter, (der erblaßten Brüder
Und Schwestern, Kinder, Weib) in Einer Noth
Nun stumm da standen, ächzeten und flehten —
Da war es, da erbarmete sich Gott!
Der Ewigkeit verschlossenes
Gewölbe brach: Tonkunst erschien auf Erden.

Des Seraphs Laute in der Hand
Schwebt' über ihnen der Geopferte,
Das fromme Lamm und sang.
Er sang den Armen Trost ins Herz,
Balsam in ihre Wunden. Thau
Der Ruhe träufelte
Mit jedem ungehörten Ton
In ihr zerlechzt Gebein. Und er sang mächtiger,
Zog aus den Himmelssaiten

Den Ton der Unvergänglichkeit,
Des ewgen Wallens hin zu höherm Licht,
Des steten Sehnens nach dem vollern Strom;
Er sang das Lied der Sterne,
Den Wandelgang um ihres Vaters Thron:
Den ewiggguten Vater
Mit aller seiner Lieb' und seinem Troste goß
Er ihnen in die Seele. Und stieg auf,
Stieg auf dem letzten, innigsten der Töne,
Der ewig ihnen im Herzen blieb,
Zum Himmel auf.

Wenn in des Lebens Labyrinth,
Im dunkeln Hain der bangen Mitternacht
Umringt mit Thiergeheul und Höllenstimmen
Der bösen Leidenschaft, mein Herz erbebt
Und in sich kehrt und über sich verzagt
Und nirgend Ausgang findet;
Des Himmels Tochter, süße Zauberin,
Nicht mit Syrenen- nicht mit Feenklang
Erscheine mir; ein Lied der Andacht flöße
Mir Ruh ins Herz, unendliche
Hoffnungen in den Geist! . . .
Wie wird mir? Hör' ich nicht
Ihr Kommen? fühl' ich nicht
Ihr sanftes Schweben wie im Mondesstral?
Sie spricht mir zu; ein Engel spricht mit mir,
Ein Himmelswesen, das unmittelbar
Auf meinem Herzen, wie auf wenendes
Berührter Laute spielt und ihren Klageton
Unmerklich sanft in freudigen
Triumph verwandelt.

„Verlassener, was zagest du
In deiner Einsamkeit?
Gott, der den Gang der Sterne kennt,
Kennt auch dein Menschenherz.

Er giebt dem Schiffe seinen Weg,
Dem Vogel seine Bahn,
Er wird auch dir im Wellenmeer
Des Lebens Weg verleihn.

Was zagest du? der Erde Noth
Ist wie ein Traum vorbei;
Was jetzt dir dumpfer Mißlaut dünkt,
Wird ewge Harmonie!

„Schau zum Himmel und sieh, am hohen Tempelgewölbe
Stehn die Sterne, da glänzt Gottes unsterbliche Schrift.
Kann dein Auge sie zählen? Dein Ohr die Stimme vernehmen,
Die des Schaffenden Ohr ewig und ewig vernimmt.
So tönt Alles um dich! ein Stral der Sonnen erklingt dir
Sieben Töne des Lichts, golden und heilig im Klang'.
Allenthalben strömet dir zu das große Geheimniß
Der Vollendung; du lernst ewig und ewig daran:
Maaß und Zahl und alle Bewegung, der liebenden Eintracht
Strömt in Tönen dir zu, Eines in Vielem, Gott!"

* * Ich knie dir, ich flehe dir
Du Freundin meines Selbst zu höherm Selbst,
Du Seele meiner Seele! Sei mir Braut,
Mir Führerin durchs Leben. Freundschaft ist
Der Seelen Einklang; Liebe, Liebe wird
Der heilige Dreiklang, der in allem tönt,
Der immer reiner, immer höher steigt —
(Wohin? — entweih' o Zunge nicht
Den hohen Namen.) Auf, o Tonkunst, mir
Aus jedem Antlitz, jeder Menschenseele
Den süßen Ton hervor, der diese Seele seyn soll! * *

* * *

Wichtigkeit ächter Musikanstalten.

Musik wirket von allen Künsten am stärksten allgemeinsten auf den Menschen: selbst der Stocktaube spürt bey der Musik eine Veränderung in seinem Körper.

Musik wirket aufs moralische Gefühl. Schöne einfachedle Melodie kann es verfeinern; reine große Harmonie mit jener verbunden berichtigen, veredeln und festen; bedeutende charakteristische Bewegung Ordnung und Verhältnißgefühl bewirken; und die Vereinigung dieser Theile sammt den Vortheilen der Ausführung können hohe edle himmlische Gefühle und Andacht wecken und erhöhen:

Dies erfährt ein wahrer Künstler und Kunstfreund von reinem Willen und Sinn unaufhörlich an sich. Daß schlechte üppige unreine Musik von all jenem das Gegentheil wirkt, erfahren in diesem Jahrhundert alle europäische Nazionen an sich selbst.

Der einzige Gegenstand der Musik ist der innere Mensch, den stellt der Musiker dar, und wie er ihn darstellt so wirkt er auch wieder auf ihn. Soll er gut und groß auf ihn wirken muß er ihn kennen und selbst ein guter und großer Mensch seyn.

Die Darstellung des Komponisten wird erst durch die Ausführung vieler Sänger und Instrumentalisten wirksam. Diese müssen außer der mechanischen Fertigkeit als Künstler und Menschen gebildet genug seyn, in den Sinn des Komponisten einzugehn und ihm nachfühlen zu können.

Große Komponisten werden durch keine Anstalt hervorgebracht, wenn nicht das eigne Genie mächtig genug ist sich auch durch alle Schwierigkeiten hindurch zu arbeiten; die bedürften mehr große Veranlassungen als Lehranstalten. Aber gute vortrefliche edle Ausführer der Werke großer Komponisten können nur durch solche Anstalten hervorgebracht werden, wo die Kunst nicht blos mechanisch, sondern ihrem innern Wesen gemäß mit Seele und Geist getrieben wird, und wo der junge Künstler zugleich zu einem edlen rein- und freisinnigen Menschen gebildet wird.

Dies kann niemand als der Künstler, dem die Veredlung seiner Kunst Bedürfniß ist, genugsam fühlen und einsehen um zuerst Hand ans Werk zu legen. Gelingts Einmal werden auch Väter des Volks und das Volk selbst mit Macht Hand ans Werk legen — — — Wohl dem Künstler der mit Weisheit und glücklicher Unterstützung den ersten Schritt hiezu thut! — — —

Eine schöne Stelle aus Sulzers Theorie der schönen Künste, steht hier wohl sehr am rechten Orte. „— — Die Kräfte, die Künste wieder in dem schönsten Glanze zu zeigen sind noch da; aber weil die Politik ihnen nicht die erforderliche Aufmunterung giebt, und versäumet sie zu ihrem wahren Zwecke zu lenken, oder sie gar blos zur Ueppigkeit und einer raffinirten Wollust anwendet, so ist auch der Künstler, wie groß man auch von seinen Talenten spricht, nicht viel besser als ein feinerer Handwerksmann: er wird als ein Mensch angesehen, der die Großen oder das Publikum angenehm unterhält, und den reichen Müßiggängern die Zeit vertreibet. Wo nicht irgendwo eine weise Gesetzgebung die Künste aus dieser Erniedrigung herausreißt, und Anstalten macht, sie zu ihrem großen Zwecke zu führen, so sind auch die einzelnen Bemühungen der besten Künstler, der Kunst aufzuhelfen, ohne merklichen Erfolg. Von der Schuld des schlechten Zustandes der Sachen ist mancher Künstler, der sich gern höher schwingen möchte, frey; aber durch seltene und einzelne Bemühungen dafür richtet man wenig aus. Der große Hause der Künstler kennet nach dem gemeinen Vorurtheile, das die Großen nur zu sehr unterhalten, keinen andern Beruf, als müßige Leute zu vergnügen. Wie soll aber das glücklichste Genie, auf dieses schwache Fundament gestützt, sich in die Höhe heben können? woher soll er seinen Schwung nehmen? Große Kräfte werden nie durch kleines Interesse gereizt; und so bleiben die herrlichsten Gaben des Genies, die die Natur den Neuern nicht mit kargerer Hand, als den Alten ausgetheilt hat, meist ungebraucht liegen.

Die Seeligkeit der Liebenden,

von Hölty.

Komponirt, von Johann Friedrich Reichardt, im Oktober 1783.

auf die Wild - niß Tanz — — und Spiel Ent - hül - let uns der Gottheit lei - se
cresc.
Tritte, giebt uns des Him - mels Vor - ge - fühl! Sie macht das Herz der Schwermuth
cresc.
früh - lings - heiter, sie bettet uns auf Ro - senaun, und he - bet uns auf ei - ner
poc. cresc.
poc. f. dimin.
p
poc. cresc.
più cresc.
Him - mels - leiter, wo wir den Glanz der Gott - heit schaun!

Andantino.
Die Lie-ben-den sind schon zu be-ßern
Zonen auf Flügeln ih-rer Lieb' er-höht, em-pfa-hen schon des Him-mels gol-dne Kronen,
eh' ihr Ge-wand von Staub ver-weht. Sie kümmern sich um kei-ne Er-den-güter, sind sich die
ganze wei-te Welt, und spotten dem, du stol-zer Welt-ge-bie-ter vor dem der Erd-kreis
ff

ner · der · fällt.
Adagio.
Sanft
Adagio.
più Adagio.
Limit.
hin · · · ge · schmiegt auf seid · ne Früh · · · lings · ra · sen, auf
Blu · · · men ei · · · nes Quel · · · len · rands, ver · lu · · · schen

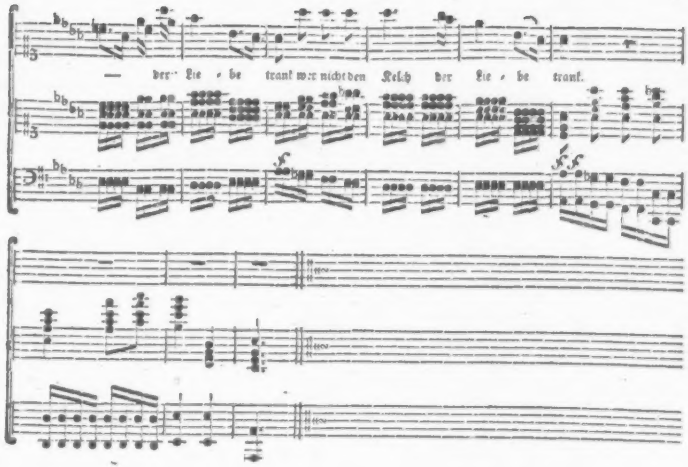
sie die hun-ten Sei-fen-bla-sen des lie-ben lee-ren
Er-den-tands. Ein Druck der Hand, der durch das Le-ben
schättert, und ei-nes Bli-ckes Trun-ken-heit, ein
Feu-er-kuß, der von der Lip-pe zit-tert, giebt ihnen En-gel-see-lig-

keit, giebt ih - nen En - - - gel See - - - lig-keit, Ein
Blick der Lieb' aus dem die See-le bli-cket, in dem - ein
En - - - gel ſich ver-klärt. Ein ſü - - - ßer Wink — den
die Geliebt-er ni-cket, iſt lau - - ſend die - - ſer Er - - den

wehrt, iſt tau - fend die - ſer Er - - - den wehrt.
creſc.
Andantino.
Ein her - zens-
Auf den ſel-ber En - gel nei - den, küßt ih - ren Mor - gen - ſchlummer wach; ein Nei - hen-

tanz von e - wig jun - gen Freu-den um-schlingt den lie - ben lan - - gen
Tag.
Ein Rei - hen - tanz von e-wig jun-gen Freu-den um-schlingt den lie - ben
lan - gen Tag! Ein sü - - ßer Schlaf sinkt auf ihr keu-sches Bet - te wie

auf die Lau - ben E - dens sank! Kein End - li - cher mißt ihrer
ps
Freu - den Ket - te der nicht den Kelch der Lie - be trank! Kein
End - li - cher mißt ihrer Freuden Ket - te, wer nicht den Kelch der Lie - be, den
Kelch — der Lie - be trank, wer nicht den Kelch der Lie - be, den Kelch —



Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,
Die seinen Jugendtraum begrüßt;
Wenn Arm um Arm, und Geist um Geist sich windet,
Und Seel' in Seele sich ergießt!

Die Liebe macht zum Goldpalast die Hütte,
Streut auf die Wildnis Tanz und Spiel,
Enthüllet uns der Gottheit tiefe Tritte,
Giebt uns des Himmels Vorgefühl!

Sie macht das Herz der Schwermuth frühlingsheiter;
Sie bettet uns auf Rosenau,
Und hebet uns auf eine Himmelsleiter,
Wo wir den Glanz der Gottheit schaun!

Die Liebenden sind schon zu bessern Zonen
Auf Flügeln ihrer Lieb' erhöht,
Empfahen schon des Himmels goldne Kronen,
Eh ihr Gewand von Staub verweht.

Sie kümmern sich um keine Erdengüter,
Sind sich die ganze weite Welt,
Und spotten dein, du stolzer Weltgebieter,
Vor dem der Erdkreis niederfällt!

Sanft hingeschmiegt auf seidne Frühlingsrasen,
Auf Blumen eines Quellenrands,
Verlachen sie die bunten Seidendiwans
Des lieben leeren Erdentands.

Ein Druck der Hand, der durch das Leben schüttert,
Und eines Blickes Trunkenheit,
Ein Feuerkuß, der von der Lippe zittert,
Wirbt ihnen Ewigkeitigkeit.

Ein Blick der Lieb', aus dem die Seele blicken,
In dem ein Engel sich verklärt,
Ein süßer Wink, den die Geliebte nicken,
Ist tausend dieser Erden wehrt.

Ein Herzenskuß, den selber Engel weihen,
Küßt ihren Morgenschlummer wach;
Ein Reihentanz, von ewigjungen Freuden
Umschlungt den lieben langen Tag!

Ein süßer Schlaf sinkt auf ihr keusches Bette,
Wie auf die Lauben Edens sanft!
Kein Endlicher mißt ihrer Freuden Kette,
Wer nicht den Kelch der Liebe trank.

Hölty.

Kirchenmuſik.

(Fortſetzung von B. I. S. 179.)

Mit jedem Tage wird es mir wichtiger und wahrer, daß ächte Kirchenmuſik der höchſte Zweck der Tonkunſt iſt. Neue Erfahrungen haben meine Seele ganz auf dieſen edelſten Theil der Kunſt gerichtet, haben ihn mir ſo neu, ſo reich, ſo groß und ach! ſo entſtellt gezeigt, daß ich ſeit dem darüber unaufhörlich in Betrachtungen, neuen Aufſchlüſſen, frommen heißen Wünſchen und Entwürfen ſchwebe. Erſt etwas hiſtoriſches von jenen, dann vielleicht auch von dieſen.

Zürich.

Nie hat mich etwas mehr durchdrungen, als hier der vierſtimmige Kirchengeſang. Die ganze Gemeine ſingt die bey den Reformirten gewöhnliche Pſalmmelodien vierſtimmig nach Noten, die in den Liederbüchern neben den Verſen abgedruckt ſind. Mädchen und Knaben ſingen den Diſcant, Erwachſene den Alt und die Aeltern und alten Männer den Tenor und Baß: Man kennt die Würde und Kühnheit einiger Pſalmmelodien in den alten Kirchentonarten, ganz im diatoniſchen Geſchlecht, die wurden ziemlich rein intonirt, oft ſo wie es nur ſeyn kann, wenn die Geſänge gleich früh in den Schulen gelehrt und hernach durchs ganze Leben auch außer der Kirche bey häufigen Veranlaſſungen geſungen werden. So iſt es wirklich in der Schweiz. Sehr oft wenn ich unter Landleuten auf dem Felde und in Schenken nach alten ächten Volksliedern ſpürte, bekam ich einen vierſtimmigen Pſalm zu hören. Wer nur unſern gewöhnlichen ſo unreinen kreuſchenden einſtimmigen Kirchengeſang kennt, wird ſich kaum eine Vorſtellung von der Würde und Kraft eines ſolchen vierſtimmigen von vielen hundert Menſchen jedes Alters angeſtimmten Kirchengeſanges machen können. Ich war wirklich in einem ganz neuen Zuſtande, mit was das Herz ſo voll und doch die Bruſt ſo enge, mir war ſo wohl und ich weinte die hellen Thränen; und wie mich dann in dieſer ſeligen Spannung Lavaters vortrefliche Predigt durchdrang, über die ſchöne lokale Veranlaſſung der erſtaunenden Fruchtbarkeit, in dem trüben nebligen Sommer, der alles Volk mit Angſt und Schrecken und elenden Wahrſagungen erfüllte; ſo groß durchgedacht, tiefgefühlt, wahr ausgedruckt, ſo zweckmäßig im Ganzen, und in dieſer beſondern Zeit. — Sie gehören unter die ſeligſten Stunden meines Lebens, die ich da in der lieben Kirche verlebte! Es mag wohl auch noch dazu gehören, daß man aus einem ſo glücklichen lieben Familienkreiſe in die Kirche kömmt, als ich den ſchönen Morgen von den lieben in und durch ſich ſelbſt glücklichen E * * *. Aber das ſolls ja auch; und das ſoll ja die ſchöne Kunſt in ihrer edelſten Anwendung ſelbſt bewirken helfen! —

Mailand.

Für den Dohm iſt hier die Stiftung, daß nur von Paleſtina und Aſola*) gewiſſe Compoſitionen täglich bey den Meſſen und andern Kirchenceremonien abgeſungen werden; der gegenwärtige Capellmeiſter hat dabey nur den Takt zu ſchlagen. Dieſe Compoſitionen ſind von ſolcher Würde und Kraft, im ſtrengſten Kirchenſtiel und reinſten Satz geſchrieben, daß ſie auch bey der erbärmlichſten Ausübung, die man ſich denken kann, dennoch große Wirkung thun. Abgelebte Caſtraten und einige alte Geiſtliche hacken mit ihren gröſtentheils elenden Stimmen dieſe edlen majeſtätiſchen Geſänge völlig ſo, wie bey uns die elenden Inſtrumentaliſten gewöhnlich die Fugen zu ſpielen pflegen. Keine Spur der ehemaligen großen edlen Singemanier eines Porpora iſt da mehr zu hören. Man

möchte

*) In den Abſchriften, die ich von dieſen herrlichen Meiſterſtück erhalten, ſteht bald Rev^do Gio. Matteo *Aſola* Veronese bald *Aſulo*. Er komponirte am Ende des vorigen Jahrhunderts für den Dohm, und man hält dieſe Sachen ſammt denen des Paläſtina als Eigenthum des Dohms ſo heilig und rar, daß es nur durch eine bedeutende Hand möglich war, Abſchriften zu erhalten.

möchte weinen, wenn man die Meiſterwerke ſo erbärmlich verhunzen hört und doch noch die groſſe Kraft und Würde durchfühlt. Was müſte groſſe edle Ausübung ſolcher Geſänge dem Herzen für Wonne geben! Ganze Geſänge beſtehen oft aus lauter vollkommen Dreiklängen, die mit einer Kraft und Kühnheit fortſchreiten die in Erſtaunen ſezt und überwältigt. Die meiſten unter uns und in dem izigen Zeitalter überall haben allen Sinn und Muth für ſolche Kühnheit verloren: kaum können wir ſie faſſen. Wir bauen immer von Akkord zu Akkord kleine ſichre Brücken, bereiten jeden kommenden Akkord ſo ängſtlich ſorgfältig und nahliegend vor, daß das Ohr ihn immer vorher ſchon erwartet, und kömt er, nur die angenehme Befriedigung der Erwartung genießt. Hohe Mark und Bein durchdringende und ſeelerhebende Gefühle bleiben ſo aber ferne von uns. Doch hievon mehr bey der Zergliederung eines Geſanges von Paleſtina, den ich hernach abdrucken laſſen werden.

Wie ward mir zu Muthe da ich den folgenden Tag in einer andern Kirche die Meſſe eines Signore Abate hörte, der da den Signore maeſtro machte, aus lauter Rondos und Bravourarien beſtehend, und auch die elend gemacht und elend geſungen. Am Ende kam ein Finale, ganz wie ſie izt in den komiſchen Opern gemacht werden, das einverleibte ſich aber der heiligen Kirchenmuſick durch eine erbärmliche Fuge zum Schluß. Vermuthlich meinte der Signore Abate dadurch das ganze Stük zu einer ächten Kirchenmuſik zu machen; das geſchah denn aber wohl eben ſo wenig als ſich Hanswurſt zu einem ehrwürdigen Alten umſchaft, wenn er über ſeine runde Naſe und ſeine lange Hoſen einen kurzen ſchwarzen Mantel hängt, und an ſein Affengeſicht einen langen ungekämmten Bart anſezt. Heilige Kunſt wie wirſt du herabgewürdigt! —

Venedig.

In dem Dohm zu St. Marco iſt eine ähnliche Stiftung für gewiſſe alte Muſiken: und es darf auch da nie etwas neues aufgeführet werden. Die alte Muſik wird aber noch ſchlechter abgeſchrien als in Meiland. Es iſt ein Jammer die alten einfachen Geſänge eines Marcello ohne Intonation und mit Bockstrillern und abgeſchmakten Zuſätzen abgurgeln zu hören. Selbſt an guten Stimmen, die man auf allen Straſſen, oft unter dem gemeinſten Pöbel ſehr ſchön antrift, fehlt es bey den Kirchenmuſiken. Abgelebte verunglükte Caſtraten und alte geiſtliche, die dafür eine ſehr kleine jährliche Bezahlung erhalten und nirgend anders mit ihren erbärmlichen Stimmen gelitten werden würden, blärren da die herrlichen Meiſterwerke, die ſie ſelbſt verachten, ohne Gefühl und Vortrag ab. Wer nun dabei aber Sinn genug hat durch all den Jammer die ſchönen edlen Geſänge zu erkennen, wie blutet dem das Herz! — Marcello hatte ein vorzüglich ſchönes Talent für einfache leichtflieſſende bedeutende Melodien und war dabei ein guter Harmoniſt. Das Groſſe Kühne und harmoniſch Reiche des Paleſtina hat er nicht, aber er rührt angenehmer und oft bis zu Thränen, wenn jener uns wie Donner trift, und wie Meeresflut überwältigt. Auch hievon hernach eine Probe, und am Ende mehreres von dem Komponiſten ſelbſt.

In den vier Conſervatorien, Oſpedale dei Mendicanti, degli Incurabili, della Pietà und à Giovanni e Paulo hört man wenig gute Muſik mehr. Es ſind dieſes Findelhäuſer in denen alle Mädchen, die Stimmen oder Talent zu einem Inſtrument haben in der Muſik unterrichtet werden. Die Chöre werden mit Diſkant- und Altſtimmen beſezt, doch giebt es auch einige intereſſante Tenorſtimmen unter den Mädchen, die durch hinzufügte Affectation im Vortrage oft wie eine Baßſtimme effectuiren. Das Orcheſter iſt ebenfalls bloß von Weibern beſezt, die alle Saiteninſtrumente, ſelbſt den groſſen Baß und alle gewöhnliche Blasinſtrumente ſpielen, und das oft mit ſo viel Kraft und Feuer als man nur von italiäniſchen Weibern erwarten kann. Es waren ſonſt bei jedem Conſervatorio mehrere gute Singelehrer und Muſiklehrer für die Inſtrumente und ein beſonderer Capellmeiſter, der der ganzen Schule vorſtand und für ſie komponirte. Izt haben ſie faſt alle bankerot gemacht, ſind ohne Vorſteher und wahre Lehrmeiſter, halten ſich gröſtentheils nur durch galanten Nebenverdienſt hin und ſehen die Muſik nur als den Wurm an der Angel zu ihrem Fiſchfange an. degli Incurabili hat noch die meiſten guten Stimmen und die beſte Vortragsart, da es noch am ſpäteſten an Haſſe Galluppi und Bertoni gute Meiſter gehabt hat. Izt iſt es aber auch ſo gut als ohne Signore maeſtro, denn es kan ihn nicht mehr bezahlen. Die

Mädchen ließen mir außer den gewöhnlichen Musiken in ihrer Kirche, wo sie hinter einem dichten Gitter auf einem hohen Chore spielen und singen, in ihrem Sprachzimmer ein Oratorium eines neuen Componisten hören, den ich in seinen komischen Opern sehr liebe, der aber hier auch im Oratorium so ganz derselbe war, daß mir fast alle Geduld ausriß. Und es mußte wirklich eine Veranstaltung von artigen Mädchen seyn, die so freundlich und willig, und wirklich auch mit einem unerwartet guten Ensemble in der Instrumentalbegleitung, das Stück aufführten, um bis ans Ende geduldig auszudauern. Und so ists mit aller neuen Kirchenmusik in Italien; auch mit dem ernsthaften Theater ists so; überall ist man in der Opera Buffa. —

Es werden auch Sonabend Nachmittags in mehreren Kirchen Oratorien aufgeführt, wobey man sich wie zu einem Concert versammelt. Man kauft an der Thüre das Textbuch und bezahlt etwas für den Stuhl der einem gesetzt wird. Die alten Componisten machten einen sehr weisen Unterschied zwischen solchen Musiken und den eigentlich Gottesdienstlichen. Bei diesem blieben sie immer im strengsten Kirchenstiel und zweckten überall nur auf Erregung der Andacht und aller hohen edlen Gefühle ab, Bey den Oratorien, die man als eine angenehme geistige Ergötzung betrachtete, erlaubten sie sich schon mehr Mannigfaltigkeit und Ueppigkeit im Stil. Da findet man von Anfang an Recitativ, Arie, Duett und Terzett gemischt und nur am Ende Chöre zum feierlichen Schluß; auch in den Arien und Duetten reiche Melodien lebhafte Bewegungen und mannichfaltige Schilderungen. Demohngeachtet aber unterschied sich der Stil doch noch sehr vom grossen Opernstil, und es geschah ehe daß dieser ins Kirchenmäßige als jener ins Theatralische fiel. Von den Neuern hat keiner diese beiden Schreibarten so genau in all seinen Werken beobachtet als Hasse, dem ich in einer meiner Jugendschriften*) von dieser Seite groß Unrecht angethan. Nähere Bekantschaft mit seinen schönen Oratorien hat mich hievon ganz überzeugt und ich ergreife mit Freuden diese Gelegenheit zu einer Ehrenerklärung. In dem eigentlichen grossen strengen Kirchenstiel hat Hasse wenig gearbeitet. Er war vielleicht zu feurig für den Fleiß, und zu glücklich in der Aufnahme seiner schönen Theaterwerke und zu sehr Hof- und Weltmann um im eigentlichen Sinne für die Andacht zu arbeiten.

Hamburg.

Ich mache diesen Sprung, weil dieser Aufsatz nur eine historische Einleitung zu einigen merkwürdigen Stücken seyn soll, die ich hernach vorzulegen denke, um am Ende darüber meine Meinung zu sagen, und ein Resultat für wahre Kirchenmusik daraus zu ziehen.

Herr Kapellmeister Bach ließ mich hier sein großes Heilig mit zwei Chören hören. Die Besetzung war schwach aber rein und gut. Besonders gut intonirten die Singstimmen. Dieses herrliche Meisterwerk ist wahres Muster für ächte hohe Kirchenmusik; es vereinigt in sich alle die wirksamsten Mittel der Kunst, hohe edle Gefühle zu erregen, die die größten Künstler verschiedener Nationen und in verschiedenen Jahrhunderten einzeln angewand haben. Könte ich dieses Heilig je mit einer solchen Besetzung hören mit der ich in London Händels Messias in der Westmünsterabten hörte, so wäre einer meiner schönsten Wünsche erfüllt. Auch hievon gebe ich so viel als der Raum mir verstattet und spreche dann ausführlicher davon.

Es sey nun also hier fürs Erste etwas von Palestina, Marcello und Bach abgedruckt, und zum Gegensatz etwas aus dem Oratorium eines neuen italienischen Komponisten. Ich habe mit Sorgfalt das beste Rondò ausgewählt, so ich je in einer italiänischen Kirchenmusik gehört habe. Zur Gesellschaft will ich ihm ein ander allerliebstes Rondò aus einer Opera buffa eines andern neuen italienischen Komponisten beidrucken lassen. Diese Stücke mag nun jeder meiner Leser nach seiner Art geniessen und vergleichen; ich will ihm nicht vorgreifen und deshalb meine Meinung und Absicht erst in dem nachfolgenden Stücke erklären. Wohl mir und meinen Lesern wenn viele in meiner künftigen Erklärung wenig Neues finden.

*) Briefe eines aufmercksamen Reisenden die Musick betreffend. (Erster Theil) Die vor 14 Jahren heraus kamen und wie alle Schriften junger Kritiker die aus den ersten frühen Erfahrungen gerne Resultate ziehen zu denen längere u. reifere Erfahrungen gehören, viel einseitige Urtheile enthalten.

Merkwürdige Stücke großer Meiſter
aus verſchiedenen Zeiten und Völkern.

Paleſtina.

Benedetto Marcello.

ro mi fal-vé - rò per fua bon-ta de mi fal - - ve - rò.
fuo bon-ta de mi fal-ve - rò per fua bon-ta de mi fal - - ve - rò.
Largo.
Alto Voce.
Solo.
Oh qual crudel ri -morfo oh qual cru-del ri - morfo m'a-gi-tan l'al-ma ah
Basso Voce.
Solo.
Organo.
Oh qua-li an-goíce oh quali an-goíce m'a - gi-tan l'al-ma. ah
tutti.
- mio Signor e quando avran- - no fin per me co-tan-ti - gua - i? quan-do aſpetti mio Di -
tutti.
- mio Signor e quan-do a vran-no fin per me co-tan - ti-gua-i? quan - do aſpet-
o quan - do aſpet - ti mio Di-o di dar-mia i-ta quan-do aſpetti mio Di-o di darmia i - - - ta.
- ti mio Di-o di dar-mia i-ta quan-do aſpet - ti mio Di-o quau - do aſpetti mio Dio di darmia i - ta.

Carl Philip Emanuel Bach.

Chor der Engel.
lig ist Gott der Herr Ze ba oth!
lig ist Gott der Herr Ze ba oth!
(wie erst)
(beide Chöre)
Der Herr
Der Herr
(beide volle Orchester.)
Ze ba oth!
Ze ba oth!
Fuga.

Prati.

Rondo. Andante con espressione.

Ta. d'un alma l'af - fan-no fe - pol-to
fi tra - ve-de in un ri-fo fa - la-ce fi tra - ve-de in un ri-fo fa - la-ce
che la pa - ce mal fin - ge nel vol - to chi fi Sen - te la guer-ra nel cor
che la pa - ce mal fin - ge nel vol - to chi fi fen - te la guer - a nel
cor. D'og-ni pian-ta pa - le - fa l'af - pet - to il di fet - to che il tronco ma-fcon- de
per le - fron - de del frutto o del fior le fron - de del frut-to o del fior

per - le fron-de del frutto o del fior tal d'un al - ma l'af - fan - na fe-
pol - to fi tra - ve - de in un ri - fo fa- la - ce che la pa - ce mal fin-
ge nel vol - to chi fi fen - te la guer - ra nel cor chi fi fen - te - la
guer-ra nel cor la guer - ra nel cor la guer - ra nel cor.
pizzicato

Fernando Bertoni.

for- Seab ban-do - na - - - ta il la me - fchi - za in fu la
fpi - na lan - gui - fce o - gnor. La vergi - nel - la com - me - la ro - fa
- Sco - prirnon o - - - fa il fuo - rof - for ma fi rav - vi - fa fe mangra-
di - ta àl fenf'in - vi - ta la ftrin - ge al cor.

Neue merkwürdige musikalische Werke.

Zwei Litaneyen aus dem Schleswig-Holsteinschen Gesangbuche mit ihrer bekannten Melodie für Acht Singstimmen in Zwei Chören, und dem dazu gehörigen Fundamente in Partitur gesezt und zum Nutzen und Vergnügen Lehrbegieriger in der Harmonie bearbeitet von Carl Philipp Emanuel Bach. Herausgegeben von Niels Schiörring, Kopenhagen 1786. In Commission bei Pracht.

Erfindung, Reichthum, Fleiß, Muth, Korrektheit und Witz machen dieses Werck zu einem der merck, würdigsten und dauerndsten Denkmahle deutscher Art und Kunst. Gewiß wird es kein Kunstkenner und Lehrbegieriger nicht einmahl aus den Händen legen ohne Nutzen und Vergnügen daraus geschöpft zu haben.

Hr. Schiörring, dem alle ächte Künstler und Kunstkenner wahre Verbindlichkeit für die Herausgabe dieses Meisterwercks haben, erzählt in einem sehr wohlgeschriebenen Vorbericht die Veranlassung zu diesem Originalwerck. Er sagt: "Als vor einigen Jahren ein neues Dänisches Gesangbuch herausgegeben ward, wozu ich ein Choralbuch besorgte wurde auch die Litaney der Länge nach auf eben die Art, wie hier geschehen, mit Begleitung der Orgel ausgeschrieben und um einige Mannigfaltigkeit hervor zu bringen in Chor und Gegenchor (wie es ursprünglich gewesen) abgetheilt. Ich wünschte schon damals, und ich war nicht der Einzige der es wünschte, daß der Kirchengesang in den Herzogthümern Schleswig und Holstein einer ähnlichen Revision durch die vorzügliche Mitwürkung meines grossen Lehrers des Hrn. C. Bachs unterzogen würde; und ich hatte mein Augenmerk dabey ins besondere auch auf die in dem dortigen Gesangbuch befindlichen beyden Litaneyen mitgerichtet, die bey der bisherigen Eintönigkeit des Gesangs, unter der selbst die ausdauernste Andacht erliegt, in einem besondern Contrast zu ihrer poetischen Energie stehen...

Es erschien indeß ein schlechtbearbeitetes Schleswich-holsteinisches Choralbuch, daß den Hrn. Schiörring an der Herausgabe des Seinigen verhinderte. — Doch wohl nur für itzt, nicht für die Zukunft? dieses muß jeder ächte Künstler um desto mehr hoffen und wünschen, da der H. C. Bach die sämtlichen Choräle dazu wiederholt durchgesehn und sie dem Hr. S. mit einem Schatze belehrender Anmerkungen zugesandt hat. Bey dieser Gelegenheit entstand denn auch der Gedancke die Litaney vierstimmig zu bearbeiten, und ohne wesentliche Abänderung ihrer Liturgischen Beschaffenheit mit mannichfachen Harmonien zu bereichern. H. C. B. führte sie aus, und überließ dem Hrn. S. die Herausgabe.

H. C. Bach sagt in seiner Vorrede: er habe bei der Bearbeitung vorzüglich auf die Privatandacht in einem Saale bey Begleitung einer Orgel oder andern Clavierinstrument und einem Contrabasolen Rücksicht genommen und also der nöthigen Veränderung wegen auch besondere Harmonien, anbringen dürfen. Bei der grossen Mannigfaltigkeit der Harmonien, indem fast jeder Absatz, und also jede Wiederholung des höchsteinfachen aus wenig Tönen bestehenden Gesanges eine besondere Harmonie hat war es nicht anders möglich, als daß sehr fremde und schwerzusingende Fortschreitungen dabei vorkommen mußten, und ich muß gestehn, daß ich dem bloßen Anblick nach manche Fortschreitung für ganz unsangbahr im Chor gehalten haben würde, wenn ich dies Meisterwerck nicht selbst im Hause des Hrn. C. Bachs von seinen dortigen Kirchensängern sehr rein und gut hätte ausführen hören. Ich habe aber auch nie lebhafter gefühlt welche kräftige und bestimte Wirckung durch die zweckmäßig gewählete und vertheilte Harmonie im Menschen hervorzubringen sey, als bey dieser Ausführung. Mit einem vollkommnen reinen Sängerchor, das jeden Ton und jeden Ackord mit seinem ganzen Werthe gelten zu machen wüßte, müßte durchaus durch jeden gehaltenen Ackord und deßen Fortschritt eine ganz bestimte Wirkung auf den Menschen hervorzubringen seyn.

Der H. C. B. empfiehlt mit grossem Recht eine sehr langsame Bewegung beim Vortrage dieser Litaneyen auch hat er oft da wo die Gemeine kurz weg zu plappern pflegt, lange Noten genommen und für den Sänger da

wo die Worte es erlaubten Ruhepuncte angebracht. Die häufig angedeutete Schwäche und Stärcke im Vortrag ist von großer Bedeutung bey rechter Ausübung.

Bey einigen enharmonischen Rükungen ist der H. C. mit gutem Vorbedacht von der rechten Schreibart abgegangen, hat sie indeß für die Schwachen auch in der rechten Schreibart unter dem Fundamente angedeutet. H. C. B. macht bei dieser Gelegenheit die sehr richtige praktische Bemerkung. "Sänger können so wohl als Instrumentisten rein singen und spielen, aber bey enharmonischen Fällen ist es beinahe unmöglich, daß, zumahl wenn mehrere zusammen sind, alle auf einen und den gehörigen kleinen Punckt das Interval rüken. „ Die Ausüber sollen also auf demselben Puncte ruhen bleiben, wo die enharmonische Rückung vor sich geht und H. C. B. giebt davon noch den Vortheil an, daß das Ohr alsdann keine Ausweichung erwartet und der Effect folglich auffallender sey. Hiegegen würden nun aber die Puristen und musikalischen Mückensäuger antworten, daß eben dieses Auffallende eine das Ohr beleidigende Härte sey, die durch das leise Aendern des Intervalls gehoben werden soll. Es scheint mir aber auch bey der Ausführung mit einem ganzen Chor fast unmöglich, wenigstens wäre es das Höchste, wozu es die allerzweckmäßigste, vollkommenste Singeschule mit ihren Schülern bringen könte; und das ist von uns — oder auch von welcher Nation es sey, verlangen, hieße vergessen, daß unsre und aller Nationen gegenwärtige Singeschulen, keine Singeschulen sind.

Man erstaunt über den Reichthum in der Harmonie, wenn man dieses Meisterwerck mit Aufmerksamkeit durchgeht und dabey bedenckt — wie auch H. C. B. selbst sagt — daß dadurch bey weitem noch lange nicht alles erschöpft ist. Selbst die Bässe des Hrn. Capellmeisters zu eben diesen Litaneyen im Holsteinischen Choralbuche sind von diesen Bässen merklich unterschieden. Und man kan nicht anders als mit Indignation auf die Dürftigkeit und Nachlässigkeit so vieler berühmten neuen Kompenisten herabsehen, die sich begnügen zu allen, auch den verschiedensten Sylen, die gewöhnlichen Schaafstiegen zu passiren.

Hie und da erlaubt der H. C. B. auch seinem reichen Witz mit Worten zu spielen und durch sonderbare oft anscheinend falsche Fortschreitungen: Sünden, Irrthum, Uebel, Teufelsbetrug und List, bösen schnellen Tod, Pestilenz und theure Zeit, Aufruhr und Zwietracht, letzte Noth und dergleichen statt des: Behüt uns auszudrücken, und hat solche Stellen mit einem NB. bezeichnet. Vermuthlich wohl nur um junge Künstler zu warnen, daß sie es für nichts mehr als ein künstliches Spiel des Witzes halten solten. Als solches betrachtet ist der erfindungsreiche Witz des Componisten auch hierinn bewunderungswerth: und ich möchte nicht, daß Herr C. B. diesen Fingerzeig für junge Künstler, die so gerne blindlings nachahmen als einen hämischen Tadel ansähe; denn es ist ihm gewiß niemand aufrichtiger danckbar für dieses Meisterwerk, als ich.

Vierstimmige alte und neue Choralgesänge mit Provinzial-Abweichungen, von Johann Christoph Kühnau, Kantor und Musikdirector wie auch Lehrer bei der Königlichen Realschule zu Berlin. Berlin im Verlag des Autors 1786.

Dieses Choralbuch fängt an, einem Mangel abzuhelfen, der wircklich kränkend war. Der Herausgeber klagt mit Recht in der Vorrede über die bisherige schlechte Beschaffenheit der meisten Choralbücher und über die Mängel selbst der Besten. Auch sagt er ganz richtig. Es ist eine den Cantoren und Organisten, vermöge ihres Berufs obliegende Pflicht auf eine der Heiligkeit des Orts gezimende Richtigkeit und Schönheit des Gesanges zu halten: aber welche Reformation wäre hier nicht nöthig! Anstatt daß die Gemeinde von ihnen hören sollte, wie sie singen muß; so hören ihrer viele auf die Gemeinde, wie sie spielen sollen. Bei ieziger Beschaffenheit der Umstände ist nur noch ein Mittel übrig, den reinen Gesang wieder einzuführen. Der Anfang muß in Schulen gemacht werden: (mich dünckt dies ist zu allen Zeiten und unter allen Umständen das einzige sichere Mittel) die Lehrer und alle, die

sich

sich der Schule widmen wollen, müssen ihn kennen lernen. Dazu aber ist ein, für alle, brauchbares und richtiges Choral-Buch nöthig.

H. K. würdigt die nicht längst herausgekommenen vierstimmigen Choralgesänge des seel: Johann Sebastian Bach ganz richtig als harmonische Meisterstücke und Muster in der Composition, aber nicht anwendbar in Kirchen und für Nichtkenner. Ferner berichtet er uns, daß das hallische Waisenhauß die Melodien aus dem Freilinghausischen Gesangbuch wieder fast eben so fehlerhaft herausgegeben hat, als sie im Gesangbuche selbst stehen, obgleich man sie für verbessert ausgiebt und bedauert mit Recht die versäumte Gelegenheit ein besseres Choralbuch schneller allgemein zu machen. In dem Telemannschen Liederbuche sind oftmals schlechte Bässe untergesetzt u. s. w. Andre will H. K. aus Bescheidenheit mit Stillschweigen übergehn.

Bekantschaft mit Herrn Kirnberger und dessen Unterricht in der Setzkunst veranlaßte Herrn K. zu Ausarbeitung vieler Choräle, die endlich bis zu gegenwärtiger Samlung anwuchsen. Und da Herr Kirnberger dem Herrn Kühnau oftmals versicherte, wie dieser sehr naiv erzählet, daß Herrn Kühnaus Choräle für die Kirche, die besten in der Welt wären, so entschloß er sich sie durch den Druck allgemein nutzbar zu machen. Diesen Zweck suchte Herr K. durch folgende Mittel ganz zu erreichen: 1) Durch Gegeneinanderhaltung vieler alten und neuen Choralbücher hat er sich bemüht, die ächten ursprünglichen Melodien zu finden, und hat alle unnöthige Ausdehnungen der Sylben, die sehr wahrscheinlich erst von spätern Unverständigen hinzugefügt worden, weggelaßen. 2) Der allgemeinen Brauchbarkeit wegen hat er am Schluße der Choräle oft Provinzialabweichungen beigefügt. 3) Bei einem sangbaren Basse, der mit der Melodie Schritt vor Schritt fortgehet, hat er auch auf guten Gesang in den Mittelstimmen gesehen. 4) Den Chorälen in der weichen Tonart hat er am Ende noch einen Schluß beigefügt, der in der harten Tonart endigt, weil die kleine Terz das Gehör am Schluße in einer gewißen Bangigkeit läßt. 5) Er hat die eigentlich für 4 Singstimmen gesetzten Chorälen den Liebhabern der Orgel und des Klaviers zu gefallen auf zwei Linien-Systeme gesetzt. 6) Er hat die Sätze, die dadurch fürs Auge verworren werden konten, durch bezeichnende Striche deutlich gemacht. (Warum H. K. die Mittelstimmen nur mit Punkte angezeigt und sie nicht auch nach ihrer eigentlichen Geltung hingeschrieben, und denn, wie gewöhnlich durchs hinauf- oder hinunterstreichen ihren Gang bezeichnet seh ich nicht ein.)

Nun zeigt H. K selbst noch den mannigfaltigen Gebrauch, der von dieser Samlung zu machen ist: 1) Organisten in den Städten und auf dem Lande, können nun mit leichter Mühe ihren Choral richtig spielen lernen. 2) Anfänger können selbst ohne Lehrer dadurch lernen einen Choral nach dem General-Basse zu spielen. (H. K. hat die Bässe beziffert.) 3) Die Musikdirektoren und Cantoren können sich die Choräle wieder in vier Stimmen ausschreiben und sie für ihre Chöre mit Nutzen gebrauchen. 4) Stadtmusici können sie in den Kirchen und auf den Thürmen beym Abblasen gebrauchen. 5) Die Kirchen Componisten können sie bei ihren Kirchenmusiken gebrauchen. 6) Bei Schülern in der Komposition, können sie als Muster für den vierstimmigen Satz und zu Verfertigung eines guten Basses gebraucht werden; kurz, schließt H. K. es ist ein Buch für alle Choralsänger und Choralspieler, vom ersten Anfänger auf dem Klavier an, bis zum Kapellmeister. So stolz das auch klingt, läßt man sichs wohl allenfalls von einem Künstler gefallen, der, wenn auch nicht alles was er verspricht, doch mehr als Andere bisher gethan für die Sache leistet, nur paßt der Schluß der langen höchstlegoistischen Vorrede, von der dieses alles nur ein kurzer Auszug ist, nicht dazu. Hr. K. schließt: Gott der Vater unsers Herrn Jesu Christi, dem allein Lob, Preis und Ehre gebühret, lasse auch dieses Werck zur Verherrlichung seines Namens gereichen. „ Das klingt wie geistlicher Stolz und Heucheley. Ich will nun wenigstens von den ersten Chorälen die Anmerkungen, die ich bei Durchgehung, derselben, in meinem Exemplar gemacht, hier mittheilen. Mir selbst liegt seit mehreren Jahren fast nichts mehr am Herzen, als daß wir endlich einmal ein recht gutes Choralbuch bekämen, und ich habe in diesem Kunstmagazin schon mehrmalen Gelegenheit gehabt davon zu sprechen. H. K. ist auch auf so gutem Wege, uns ein solches zu geben, daß wenn er künftig, weniger überzeugt, daß seine Choräle so ganz vollkommen sind, sich recht aufrichtig bemühte, ihnen die noch fehlende Vollkommenheit zu geben, er vor vielen andern dazu gelangen wird.

Im ersten Choral aus A mol: Ach Gott erhör mein Seufzen, glaub ich nicht, daß der Schluß in der harten Tonart gut angebracht ist. Die Bangigkeit, die die kleine Terz zurük läßt, wie H. K. in der Vorrede bemerket, ist da gerade recht zweckmässig. Im ersten und zweiten Choral gefällt mir der Baß nicht.

S. 1.

S. 2.

Der auch noch in mehreren Chorälen vorkömt. Ausser daß im ersten Ex. der Fall von A nach dis hier schwer zu singen ist, hat der Baß bei weitem nicht das edle großschrittige, als wenn das D natürlich bleibt.

Im zweiten Beispiele steht das cis in einem Absatz, der aus der Tonica des Chorals C dur nach seiner Dominante G modulirt; das cis führet hier das Ohr zu weit ab und giebt dann wieder dem Baß den kleinen Schritt, der desto kleinlicher wird, da H. K. dem cis zu gefallen schon d im Baß, das erst den $\frac{6}{4}$ A. hatte zum $\frac{6}{4}$ A. hat liegen lassen, und der Baß also durch zwei ganze Takte, durch sich, nur um einen halben Ton bewegt.

Im dritten Choral scheint mir der Baß des ganzen zweiten Absatzes zu gezwungen und unsangbar.

Im fünften Choral ist die Harmonie des zweiten Absatzes zu leer. Der 6 Akord ohne 3 und der gleich drauf folgenden $\frac{6}{4}$ Akord ohne 5 lassen den vierstimmigen Satz viel zu leer und dünn. Mich dünckt die Veränderung die ich hier herseßen will wäre besser.

Original.

Aenderung.

Nicht zu gedencken daß sich zu dieser Melodie ein besserer natürlicherer Baß machen liesse.

Im achten Choral, der von Herrn Kühnau's eigner Composition ist, ist der Umfang der Oberstimme wohl zu groß, und der Schluß für alle Stimmen zu tief. Wenigstens dürfte H. K. nicht darauf rechnen, daß eine Melodie die einen Umfang von zehn Tönen erfordert (sie geht von cis bis e) und die so tief schließt d d cis d, daß die je von einer ganzen Gemeine rein gesungen werden könte. Auch kommen durch den tiefen Schluß in der Melodie die übrigen Stimmen unter ihre gewöhnliche Tiefe, der Alt kome in die gewöhnliche Lage des Tenors, der Tenor in der, des Basses und der Baß hat Töne, die nur wenige Bassisten rein und stark genug fürs Chor haben. Der letzte Abschnitt steht so bey Herrn Kühnau.

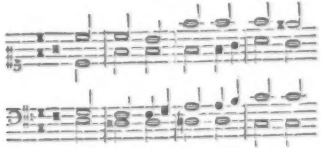
Es ist schon ein schlimmes Zeichen daß sich alle 4 Stimmen so bequem im Baßschlüssel verstellen lassen.

Den Character des schönen Klopstockschen Liedes die Auferstehung, hat H. K. in dieser Composition ganz verfehlt, wie konte H. K. dazu die Dorische Tonart (d mol) wählen? und noch dazu nach A mol ausweichen und die Melodie fast immer in Secunden und est gar in halben Tönen fortschreiten laßen? und wes

soll-

ſollte wohl errathen, daß zu den tiefen um eine Octave hinunterfallenden Tönen Hallelujа! zu ſingen käme? Man ſollte glauben H. K. habe dieſes ſchöne Lied nur darum neu komponirt, weil es zu der Melodie von Luther, die ihm Klopſtock zugedacht hat, nicht paßt (Es iſt das Lied: Jeſus Chriſtus unſer Heiland, der den Tod überwand) die alte Melodie iſt auch in der dorischen Tonart und hat auch dieſelben engen Schritte, dafür iſt ſie dann aber auch für ſich viel Kirchenmäſſiger, nimt nur den Umfang einer Sechſte ein und jede Stimme bleibt in ihrer natürlichen Lage. Zu dem von ihm ſelbſt und von Herrn Kirnberger neu komponirten Liedern hätte H. K. auch wohl die Poeſie herſetzen mögen, oder doch wenigſtens anzeigen ſollen, von wem das Lied ſey, und wo man es finden könne. Denn viele der vortreflichſten neuen geiſtlichen Lieder, ſind bei weitem noch nicht in allen öffentlichen Kirchengeſangbüchern aufgenommen und in einigen ſind die ſchönſten Lieder oft durch ſehr unzweckmäſſige Veränderungen ſo entſtellt, daß man ſie gerne in ihrer eignen urſprunglichen Geſtalt wieder hervorſucht. Dieſes Lied ſteht im erſten Theil der ſchönen geiſtlichen Lieder von Klopſtock.

Der neunte Choral iſt von Herrn Kirnberger: er heißt: Am Kreutz erblaſſt. ꝛc. Ich weiß nicht ob dieſes ein neues Lied iſt, und von wem es iſt, kan es alſo von Seiten des Ausdrucks nicht beurtheilen. An und für ſich aber ſcheint mir der zweite Abſatz durch ſeine Harmonie ſehr unſanghar: er heißt ſo



Auch bleibt die Melodie hernach noch einen Tackt in der Höhe, und fällt bis zum Schluß um eine Octave hinunter; das iſt für eine Choralmelodie, die die ganze Gemeine mitſingen ſoll wohl zu kreiſchend und unnatürlich. Daſſelbe Lied ſoll auch auf die folgende Melodie, o Traurigkeit, o Herzeleid zu ſingen ſeyn! o wie unendlich ſchöner rührender und edler iſt die, die wieder nur den Umfang einer kleinen Sechſte hat. Der Ton g mol in dem dieſer Choral einhergeht, iſt auch weit zweckmäſſiger zu einem Klagelied als das rauhe kreiſchende Fis mol, des Kirnbergerſchen Chorals. Zum Beweiſe wie eine Harmonie richtig, und doch nicht natürlich und angenehm wirkend ſeyn kan, vergleiche man dieſe des Herrn Kühnaus mit Grauns Harmonie für daſſelbe Lied in ſeinem Tode Jeſu. Man wird auch bemerken daß Graun die Terze im Dominantenackord, die H. K. hier dreimal in der Tiefe nahe am Baß hat, jedesmahl oben in der Altſtimme hat. Der Schluß in der harten Tonart paßt hier wieder gar nicht: Graun hat ihn zwar auch, bey dem diente er aber zum Uebergang für den entgegengeſtellten Geſang: Weiner nicht.

In dem eilften Choral aus f. ſchließt die Harmonie mit der Wiederholung fünfmahl hintereinander in der Tonica. Wenn H. K. ſich auch nicht gleich bei dem erſten Schluß von der Tonica entfernen wollte, ſo hätte er den fünften Schluß doch ſehr füglich nach d mol leiten können. Die Lage der Stimmen in dem lezten Abſatz ſcheint mir auch unwirkend zu ſeyn. H. K. bringt hier wieder und überhaupt ſehr oft in dieſen Chorälen die Terz auf dem Dominantenackord vor dem Schlußackord, tief nahe beim Baß zu liegen. Das macht dieſen wichtigſten Ton im Ackord aber unkräftig: er füllt weit mehr in der Altſtimme. Auch bekome hier die Tenorſtimme einen natürlichern Gang und der freilich ziemlich autoriſirte, aber doch widrige Sprung von e nach b wird dadurch vermieden wenn die Terz oben zu liegen kömt. Ich will das Original und meine Aenderung herſetzen.

Ueberhaupt scheint H. K. das höchst bedeutende der verschiedenen Lagen der Stimmen, der weiten und engen Harmonien, nicht genug zu achten. Er scheint nur die Reinigkeit der Harmonie, die Vermeidung von Quinten und Octaven allein vor Augen zu haben.

In dem zwölften Choral ist die Harmonie des dritten Absatzes vom Ende gar zu gezwungen und unsangbar.

Dieses mag genug, sonn zum Beweise daß diese Bearbeitung unsrer Choräle noch nicht die Vollkommenheit hat, die jeder ächte Kunstfreund schon lange ihnen wünscht. Daß indeß über die eigentliche Regelmäßigkeit und Reinheit der Harmonie nichts zu erinnern gewesen, ist von der andern Seite auch wieder ein Beweis, daß H. K. in gegenwärtigem leichtflüßigem Kunstzeitalter vor sehr Vielen geschickt ist, in diesem Fache zu arbeiten und daß er, wenn er sich auch um das Studium des Effects und der Ausführung mehr bekümmern wird, und dann nicht ermüdet den Chorälen die letzte Feile der Kritik zu geben, er wohl dahin gelangen wird, uns ein vollkommenes Choral zu liefern. Es freut mich auch, daß eine so ansehnliche Anzahl Pränumeranten — es sind gegen 700 — ihn zu dieser Arbeit aufmuntert, und daß unter den Pränumeranten der größte Theil aus Musicken und Schulmännern besteht, die gewiß alle mit mir die Fortsetzung sehr wünschen werden. H. K. hätte auch wohl künftig auf dem Titel anzumerken, daß die Choräle nicht von ihm selbst gemacht, sondern nur von ihm harmonisch bearbeitet und herausgegeben worden und von allen Chorälen deren Verfasser bekant sind, ihren Nahmen hinzuzufügen, wie er es bey einigen Lutherschen gethan. Die Choräle sind doch bis ist das Schönste und Größte so wir Deutsche in der Kunst aufzuweisen haben, und ihre Verfasser verdienen daher vorzüglich der Nachwelt überliefert zu werden.

Entwurf einer neuen und leichtverständlichen Musiktablatur deren man sich in Ermangelung der Notentypen in kritischen und theoretischen Schriften bedienen kan, und deren Zeichen in allen Buchdruckereyen vorräthig sind von J. A. P. Schulz. Berlin bei Rellstab.

Diese kleine Schrift verdient allgemeine Aufmerksamkeit bei musikalischen Schriftstellern und Kritikern. Die Schwierigkeit für diese, ihre Lehren und Urtheile mit Beispiele zu belegen, weil nur wenige Druckereien auch Noten drucken, und diese auch so viel Raum in der Schrift einnehmen, hat Herrn C. S. auf den Gedanken gebracht eine Musikschrift zu suchen, zu der man keine andere Zeichen bedurfte als die sich in allen Druckereien finden. Dies ist ihm auch in der Ausführung so gut gelungen, daß er fast durchaus sehr viel in die Augen fallende Analogie mit unserer gewöhnlichen Musikschrift hat beobachten können, und daß auch jeder Setzer, nach einer für ihn hinzugefügten kurzen und deutlichen Anweisung, die neue Musikschrift mit geringer Mühe wird setzen können. H. C. S. hofft auch, und ich hoff' es mit ihm, daß diese neue Musikschrift, die nicht die Hälfte des Raums der alten einnimt, die Bekantmachung solcher vollständigen Partituren erleichtern wird, die mehr zum Studium für Künstler, als zum öftern praktischen Gebrauch bestimt sind, und die der unmäßige hohe Preiß des Notendrucks und die dazu nöthige Menge starken Papiers in Deutschland ist fast unmöglich macht. Ich würde hier gerne das Wichtigste aus dieser interessanten Schrift im Auszuge hergesetzt haben: der Raum erlaubt es mir aber nicht; auch muß man die Schrift ganz lesen und haben; und man kan sie so leicht haben.

III.

Von den wichtigſten Pflichten eines Organiſten. Ein Beitrag zur Verbeſſerung der muſikaliſchen Liturgie von D. G. Türck. Halle auf Koſten des Verfaſſers: in Kommiſſion bey Schwickert, in Leipzig und Hemmerde in Halle. 1787.

Dieſe wohlgeſchriebene Schrift enthält eine gründliche und praktiſche Anweiſung für Organiſten. Der V. beherzigt den wahren Zweck der Kirchenmuſick, macht auf die herrſchenden Fehler und Abgeſchmacktheiten vieler Organiſten aufmerkſam und lehret auf dem rechten Wege mit Einſicht und Erfahrung, wie ihnen abzuhelfen und was ein Organiſt überall zu wiſſen und zu thun habe, wenn er ſeine Pflicht erfüllen will. Dieſe Schrift muß jungen angehenden Organiſten um deſto ſchätzbarer ſeyn, da der V. die Schriften Bachs, Sulzers, Kirnbergers, Marpurgs, Adelungs, Mattheſons, und anderer alten und neuen Muſiktheoriſten zweckmäßig benuzt hat, und ſie dadurch in einem ſehr guten deutlichen Vortrage die Lehren und Urtheile jener Männer, deren Wercke ihnen oft lange fremd bleiben, ſo weit ſie ihre Kunſt betreffen kennen lernen. Auch dem Künſtler und Kunſtkenner, dem dieſe Schrift nichts neues lehren ſollte, wird doch die Ordnung und Zweckmäſſigkeit in allen Theilen angenehm ſeyn, und manches neue treffende Beiſpiel von Organiſten unſinn und geſchmackloſigkeit wird ihn nicht blos beluſtigen, ſondern ihn auch wohl mit neuem Intereſſe für die Verwahrloſung eines ſo wichtigen Theils der Kunſt beleben. Der V. wundert ſich mit Recht, daß ſo viele Schriftſteller, die über andre Gegenſtände der Kunſt ſo viel ſchreiben, dieſen Gegenſtand, in neuern Zeiten ſo unbehandelt laſſen, und er verdient deſtomehr Dank, daß er ihn mit ſo glücklichem Fleiſſe behandelt hat. Oft ſieht ſich der V. nach der Natur der Sache genöthigt die Organiſten auf ihr richtiges Gefühl zu verweiſen. Das iſt nun aber leider eine deſto mißlichere Sache, da ſo wenige der ungebildeten Menſchen ein ſolches Gefühl haben, das ſie richtig führen könte; und wir in unſrer Kunſt ſo äuſſerſt wenig gründliche Kritick des Wahren und Schönen haben, daß man ihnen ſo leicht kein einziges Werck auſſer Sulzers koſtbaren und ſehr vollſtändigen Theorie der ſchönen Künſte anweiſen kan, durch deſſen ächten Gebrauch ſie entweder ihr Gefühl berichtigen oder wenigſtens ächte Critick ſich erwerben könten. Herr Capellmeiſter Schulz, der zu ſpät an Sulzers Theorie Antheil nahm (bekanntlich erſt beim Buchſtaben S.) wäre ganz der Mann, der uns mit ſolchem Werke beſchenken könte; u. hoffentlich thut ers noch. Es wäre zu wünſchen geweſen daß Hr. Muſikdirektor Türck ſich in ſeiner Schrift, der neuen Art zu notiren bedient hätte, die H. Schulz neuerlich in der obenangezeigten Schrift zu ſolchen kritiſchen Schriften angerathen. H. T. hat bedenken getragen die häufigen Beiſpiele in Noten abdrucken zu laſſen, weil der Preis der Schrift, die er mit allem Recht in vieler Hände wünſcht, dadurch anſehnlich erhöht worden wäre, und hat ſich alſo der Buchſtaben bedient, mit denen die Noten benant werden. Dieſes iſt bei mehreren Stimmen unter einander faſt eben ſo ſchwer zu leſen, als es freilich im Anfange Schulzens Bezeichnung auch ſeyn muß: indeß wäre dadurch dieſe beſſere Art vielen ſehr bekannt und geläufiger geworden. Ich würde gewiß kein Bedenken tragen ſie auch für dieſes Magazin ſogleich anzunehmen, wenn nicht bereits in vier Stücken die Beiſpiele in Noten abgedruckt wären, und ich der ganzen Sätze wegen, die ich nicht bloß zum Nachſehen, ſondern wirklich zum Singen und Spielen abdrucken laſſe, doch immer der Notendruckerey bedürfen würde.

IV.

Te Deum Laudamus, poſto in Muſica dal ſignor Carlo Enrico Graun. fù maeſtro di Capello de Federigo il Grande aggiuſtato pel Clavicembalo da. G. C. F. Rellſtab. Berlino alle ſpeſe e colle lettere di Rellſtab.

Dieſes Meiſterwerck iſt noch beurtheilen oder auch nur loben zu wollen wäre Thorheit, da es die Nation bereits ſeit dreiſſig, vierzig Jahren als eines der erſten Meiſterwercke und als das vorzüglichſte unſers verewigten Graun ſo verehrt. Ich zeige alſo hier nur den Clavierauszug an, den viele längſt gewünſcht haben, und der von recht guten

guten Händen angefertigt worden. H. R. zeigt sich auch hiedurch als ein eifriger Kunstfreund und wohlunterrichteter Kenner der Kunst. Der Clavierauszug ist zweckmäßig und gut. Da indeß die Chöre den vorzüglichsten Theil dieses Wercks ausmachen, so wäre zu wünschen gewesen daß H. R. etwas mehr Raum nicht gescheut hätte, und die vier Singstimmen in den Chören, auf 2 Linien zusammengezogen hätte abdrucken laßen. Es finden sich doch wohl öfterer drey, vier Sänger um ein Clavier herum, die mehrere Stimmen singen mögen und können, und die damit unzufrieden seyn werden hier nur die beiden Oberstimmen finden. Diesem wird indeß dadurch gewissermaßen abgeholfen, daß die vollständige Partitur auch gedruckt zu haben ist. Die beiden Fugen hat H. R. sehr wohl auf 2 Linien gebracht und sie dadurch auch für den Orgelspieler brauchbar gemacht. Auch wär es bequemer für den Clavierspieler gewesen, den Diskant und Baß dicht übereinander zu setzen u. der Singstimme die oberste Reihe zu geben. Doch das sind Kleinigkeiten, die den Danck des Publikums für die Herausgabe und gute Besorgung des Clavierauszuges nicht vermindern dürfen.

V.

Choeurs d'Athalie, dediés a S. A. R. Madame Louise Auguste Princesse de Dannemark, mis en musique par J. A. P. Schulz. à Hamburg chez Hoffmann, 1786.

Chöre und Gesänge zur Athalia von Racine. Clavierauszug der Partitur von J. A. P. Schulz, herausgegeben von C. F. Cramer. Kiel beim Herausgeber, und Hamburg bey Hoffmann 1786.

Das Deutsche Publikum kan Hrn. Pr. Cramer für die vollständige Herausgabe dieses Meisterwercks nicht genug danken. Ich vergesse daß Schulz mein Freund ist — Vielleicht wärs klüger als solcher vor dem Publikum zu schweigen, und überlasse mich der süßen innig u Freude, die dieses schöne Werck mir bey jeder Aufführung bey jedem neuen Durchblicken so rein und unvermischt gewähret. Schon bey der Ankündigung der Herausgabe habe ich in öffentlichen Blättern gesagt, es sey ein Werck, daß an Wahrheit, reiner Kunstschöne und ächtem gutem Geschmack vielleicht bis izt nicht seines gleichen hat, und wiederhole dieses Urtheil hier mit neuer und voller Ueberzeugung.

Der Raum erlaubt mir nicht das ganze Werck so zu zergliedern, wie ich es zu meinem eignen Vergnügen und zum Gewinn junger Künstler thun möchte, aber was auf mich ganz vorzüglich gewirkt hat, will ich hier anzeigen.

Die Ouverture thut vorzüglich durch das kühne Gemisch von mannichfaltigen Bewegungen in den verschiedenen Figuren von synkopirten, gebundenen, aufgehaltenen, nachgeschlagenen, schnellen und längern, gestoßenen und geschliffnen, gleichen und punktirten Noten, Harpegato's und Schwärmern — ächt theatralische Wirkung, und was in jedem Stück anderer Art ein wahrer Fehler seyn würde, ist hier wahre Schönheit. Sie ist im Ganzen in Glucks Geist geschrieben; nicht kopirt, aber man fühlt unverkennbar durch, welchen starken und richtigen Eindruck Glucks Theatermusick auf S. gemacht.

Das erste Chor ist an Pracht und Klarheit, an Wahrheit und Lieblichkeit in seinen Zwischensätzen unübertreflich. Es ist eine Freude für den beobachtenden Künstler zu sehen wie der ächte Künstler von tausend Mitteln die er in Händen hat nur eins und immer gerade das rechte wählt. Ein Mähnchen, der nur durch die Augen mahlt, pinselt euch alle Farben, alle Blumen des Feldes, alle Vögel des Himmels auf Eine Leinwand und leckt daran bis er seine kleine liebe Augenweide darinnen findet; hängt ihr die Leinwand an ihren Ort und ihr steht an eurer Stelle, sehr ihr nichts als ein verworrenes Farbengemisch. Der ächte Künstler, in dessen Seele Moment und Wirckung immer gegenwärtig lebt, wirft zwey drey grosse Massen hin; und fragt ihr, was soll das? heißt er euch das Ding an seine Stelle setzen, heißt euch hintreten wo ihr stehen sollt, und nun staunt ihr ob seiner Schöpfung. Eben so der ächte Theaterkomponist. Suche nach junger Künstler und lerne; findest du es in dem Chor nicht selbst, so soll es dir verborgen bleiben und deine Bestimmung ist nicht Künstler zu seyn.

Der

Der zweite Akt fängt mit einem süssen Cantabile an von einer Violin und einem Violoncell begleitet. Das Violoncell hebt mit einer lieblichen Melodie an, und führt dieselbe fort, die Singstimme kömt bald mit einer Gegenmelodie dazu, der es, allein gesungen, gewiß niemand ansehen soll daß sie gesucht ist um mit der andern sich zu vereinen; die Violin durchwebt beide Melodien mit kleinen reizenden Zwischenspielen bis sie am Ende alle drei sich vereinen. Und das alles macht ein so leichtes frisches Ganze aus, wie der Bach und über ihm hängende Zweige und der liebliche Sänger auf den Zweigen: man fühlt wahre lebendige Schöpfung und athmet glücklicher. So findet das eintretende heitre Chor das Herz des Zuhörers und überschüttet es mit Wonne. Der erste liebe Gesang wird dann zweistimmig, verstärkte Begleitung tritt ein, die der stärckeren Strophe gebührete. Das Chor fällt von neuem ein und wird weiter ausgeführt, und füllt nun das ganze erschloßene Herz. Aechte Kunstökonomie und durchdachte, tiefgefühlte Zusammensetzung!

Die folgende Anrufung ist von ganz besonderer Wahrheit und Kraft im Ausdruk und der Plan meisterhaft durchgedacht. Recitativ und Gesang, einzelne Stimmen und mehrere und das ganze Chor sind so zweckmäßig, so immer an ihrer rechten Stelle, daß man glaubt die Verse wären mit solchen Plan aus der Seele des Dichters hervorgegangen. Die lebhafte Bewegung und starck accentuirte Declamation, womit zwischen den klagenden Gesängen, die Gottlosen redend eingeführt werden, macht diese Stelle gewaltig heraustreten. Fein und edel gefühlt und gedacht ist es vom Komponisten daß er die folgenden Verwünschungsworte mehr klagend und stillschauerlich, als wüthend und eigentlich verwünschend gehalten. Die Wirckung des darauf folgenden Allabreve wird dadurch auch schön gehoben; der frohe Eifer, man möchte sagen die heilige Wuth, mit der das Volk ihr Recht Ihn zu singen und Ihn in seiner Klarheit zu sehen behauptet, ergreift den Zuhörer doppelt starck, und die edle Kunst lohnt hier gar schön dem edlen Künstler. Auch in dieser kleinen Fuge denn es ist mehr als ein blos immitirender Satz — zeigt H. S. weise Theaterökonomie. Es wäre ihm, der die Kunst mit all ihren Künsteleien in seiner Gewalt hat, leicht gewesen eine Menge der bekannten und mannigfaltigen harmonischen Künsteleien anzubringen, die aber gewiß auf dem Theater keine Wirkung gethan hätten, und so begnügete er sich damit nicht weiter zu gehen, als mit voller Klarheit bestehen kann. Demohngeachtet sieht man nicht weniger den vollendeten Künstler darinnen; es versuche einer, der nicht auch im Stande ist eine vollständige Fuge zu schreiben, einen solchen Satz, und überall wird man ihm das Erzwungene und Ungerechte ansehen.

Im dritten Akt läßt H. S. mehrere starke Stellen den Schauspieler redend declamiren, und begleitet sie nach Art der Melodramen mit Instrumentalmusick. Er erreicht dadurch neue und für die Folge stärkere Wirckung. Racine hat ihn durch seine Bemerkungen über sein eigen Werck darauf gebracht, wie H. S. in einem kurzen Vorbericht selbst sagt. Das starke schön gearbeitete Chor so darauf folgt, thut durch die Wahrheit, mit der so verschiedene Empfindungen und Vorstellungen so äusserst treffend ausgedruckt werden, ausserordentliche Wirkung. Ihm folgt ein Duett, daß ein wahres Muster für Characterduetten ist. Zwey ganz verschiedene Empfindungen werden da mit voller Wahrheit zugleich ausgedrückt: die Diskantstimme geht in langsamer Bewegung und in der weichen Tonart, die Tenorstimmen in lebhafter Bewegung und in der harten Tonart einher, und wo sie endlich zusammen kommen, behält die Oberstimme durch die Deklamation in der Tiefe und dem steten Modulieren nach der weichen Tonart, auch durch lange haltende Noten, wobey die Unterstimme lebhafte Passagen hat, ihren Character — wie schön und ungezwungen diese heidenso entgegen gesetzten Charactere verwebt sind zu einem kunstmässigen Ganzen muß man hören und fühlen. Wem es die Töne nicht sagen, dem sagen es meine Worte gewiß nicht. Ich werde ohnehin schon zu umständlich für meinen Raum, und muß abbrechen so gerne ich noch manches über so manche hervorstehende Schönheit des vierten Akts sagte. Um nach dem fünften Akt das erste Anfangschor wiedernehmen zu können hat H. S. zum Schluße der Tragödie 2 Verse hinzugefügt die zum neuen Lobgesange auffordern. Das schöne Majestätische Chor thut da doppelte Wirkung. Berlin hat nun Hoffnung dieses Meisterwerk durch die Vermittelung der neuen Direction des deutschen Theaters auch auf seinem Nationaltheater zu sehen. Eigentlich hat H. S. diese Chöre für das französische Theater des Prinzen Heinrichs in Rheinsberg komponirt, und daran mag unser deutsches Publikum denken, wenn ihm hie und da manche Wendung der Melodie oder auch des Basses zu französisch vorkommen sollte, und mag sich auf diesem schönen Wege daran gewöhnen. Denn es ist ein wahrer Vorzug den viele alte französische Melodien haben, daß sie durch gröszere Verschiedenheit in den Schlüssen und in den melodischen Fortschreitungen

tungen mit mehr Energie und hervorstechendem Character singen, als es mit der gehaltenen und betrillerten Secunde vor dem Schlußtone, über dem Dominantenakorde geschehen kan.

Es ist eine neue Verbindlichkeit die das deutsche Publikum dem Herrn Prof. Cramer hat, daß er zugleich den deutschen untergelegten Text bekant gemacht und ihn dem Clavierauszuge beygefügt, auch dabey die schöne Uebersetzung des ganzen Stücks hat abdrucken lassen. Unsre Theater werden dadurch in den Stand gesetzt das Stück zu geben. Der Gebrauch dieser Musik schränkt sich auch nicht blos aufs Theater ein. Unsere hiesigen Liebhaber-Concerte haben sie bereits mit dem besten Erfolg aufgeführt und selbst in Gesellschaft kan man bei einem guten Forte Piano das hie und da die Blasinstrumente ersetzt, mit wenigen Singstimmen und zwey Violinen, Bratsche und Baß diese Musick mit gutem Erfolg ausüben. Es ist ein auszeichnendes Verdienst solcher klaren und natürlichausgedrückten Kompositionen, daß sie in der Ausübung viel verliehren können und doch noch viel Wirkung thun. Dahingegen gesuchte, gekünstelte und verworrene Arbeiten ganz besetzt und mit äusserster Genauigkeit ausgeführt werden müssen, oder sie bleiben ganz ohne Wirkung.

Es ist bei der Art wie das deutsche Publikum die schöne Kunst behandelt, alles was der heisseste Kunsteifer nur wagen und thun kan, ein solches Werck, gröstentheils aus Chören bestehend, in vollständiger Partitur, samt beigefügtem recht sorgfältig und vollständig gemachten Clavierauszuge herauszugeben. Ich hoffe indeß das Publikum wird Herrn Cramer für Neue sichern und ihn aufmuntern uns mehrere solcher Meisterwerke zu liefern, und sich auf diese Weise eifriger und sumiger für Schulzens Werke beweisen, als unsre deutschen Höfe es für seine Person gethan. — Er geht nach Coppenhagen als Capellmeister und das deutsche Vaterland, das ihn sich bilden und vervollkommen sahe, verliert ihn in seiner schönen vollen Reife.

Clavier-Magazin für Kenner und Liebhaber herausgegeben von J. C. F. Rellstab I. II. Vierteljahr (einen Band ausmachend) Berlin in der Rellstabschen Musikhandlung 1787.

Diese interressante Samlung enthält an Clavierſachen: eine Sonate mit der Flöte von Angiolini, eine Sonate für Harfe oder Forte Piano von Friedrich Benda, 2 Menuetten von Ditters, ein Adantino mit Variazionen von Fasch, ein Allegretto von Gürlich, ein Divertimento (bestehend aus einem Presto.) 2 Menuetten und ein Andantino mit Variazionen von Hayd'n, 4 Charakterstücke von Rellstab, eins von Schulz und eins von Zelter; und an Singesachen ein französisches Lied von Angiolini, ein deutsches Lied von Bertuch, eins von Gürlich, 2 von Kannengiesser, eins von Naumann, eins von Pfüller, 6 von Rellstab, eine komische Serenate unter dem Nahmen Schlutzius Hilarius. 9 deutsche Lieder und ein französisches Lied von Schulz, 3 deutsche Lieder von Starzer und 2 von Zelter.

Unter den Clavierſachen Zeichnen ſich die Variazionen von Fasch ganz vorzüglich aus. Sie ſind reich in Erfindung und Phantaſie und Muſter in der harmoniſchen Behandlung und in der ächten Claviermanier. Schon das Thema verdient durch ſeine Mannigfaltigkeit an Harmonie vom jungen Künſtler beherzigt zu werden. Gemeinhin berühren die Variazionenthemate nur den Hauptton und die Quinte, und haben oft von Anfang bis zu Ende keine anderen Schlüſſe als im Hauptton; ein Fehler der doppelt läſtig wird, da die Modulation in jeder Variazion immer dieſelbe bleibt. Man ſehe aber hier wie ganz anders in beidem. Sie fordern eine ſehr fertige Hand oder eigentlicher zu reden zwey ſehr fertige Hände; und wer dieſe noch nicht hat kan ſeine Hände an keinen beſſern Stücken üben. Sie ſind auch einzeln zu haben.

Benda's, Rellſtabs, und Zelters Stücke zeichnen ſich durch Correktheit aus. In den Charakterſtücken, als ſolche ſcheint mir viel Willkühr und Caprice zu herrſchen. Wenn man ſich begnügt den herrſchenden Charakter eines Stücks anzugeben, ſo kan man jedem muſikaliſchen Stück das nicht ganz wiederſinnig zuſammengeſetzt iſt irgend eine Benennung geben. Bey der groſſen Unbeſtimtheit des muſikaliſchen Ausdrucks, ſo bald er über Leid und Freude hinausgeht, kan man auch wohl oft demſelben Stück eine ganz andere Benennung geben. Will man ſichs aber gar erlauben in Einem Stück Stolz, Zärtlichkeit und aufbrauſende Hitze, und in einem andern Leichtſinn und Hang zur Schwermuth zuſammen zu finden, oder zu bringen, ſo dann ſind

gar

gar alle möglichen auch die wiederſinnigſten Zuſammenſetzungen wahre Charakterſtücke. Unter dieſen Charakterſtücken ſcheinen mir nur Schulzens naiver Scherz und Rellſtabs edle Zärtlichkeit innere Wahrheit zu haben. Und doch muß ich mir aus Schulzens Stück die Stelle im C mol in der zweiten Hälfte wegdenken, wenn das Ganze durchaus wirklich naiven Scherz ausdrücken ſoll: ich kan mir dieſes Klagende hier nicht anders erklären als wie kleine kokette Grimaſſe (die die franzöſiſchen jungen ſchönen Tänzerinnen ſo allerliebſt auszudrücken wiſſen) das iſt aber, wenigſtens für uns Deutſche, nicht mehr naiver Scherz. Und aus Rellſtabs (Oder Zärtlichkeit müſſen für mich zu ganzer Wahrheit die beiden erſten Takte des zweiten Theils wegbleiben, die eben ſo gut im Eigenſinn ſtehen könnten, als die vier letzten Takte in der erſten Hälfte des Eigenſinns, die mir eigentlich nur allein den Eigenſinn wahr auszudrücken ſcheinen. Willkührliche Halte thun es nicht, und ſind überall anzubringen; geſchwinde gleichlaufende Töne auch nicht: Streit zwiſchen beiden Händen auch nicht u. ſ. w. Die Modulation, mit der in der edlen Zärtlichkeit vom Ende des erſten Theils wieder zum Anfang übergegangen wird könte auch wohl im Leichtſinn Platz finden. Und wenn ich mir das nun ſo vollendet als edle Zärtlichkeit ſpiele, und ſpiele es in verſchiedener Stimmung, mit verſchiedenem Vortrag, geſchiehts doch wohl, daß es mir ein Anderer für ſchmeichelndes Bitten oder für großmüthiges Verzeihen oder wohl gar für wollüſtiges Behagen nimt.

Leichtſinn und Hang zur Schwermuth kan wohl in Einer Perſon zuſammen ſeyn, aber wohl nie bey dieſer Perſon in Einem Moment, oder ſo ſchnell mit einander abwechſelnd, daß es der Gegenſtand einer momentanen Kunſtbearbeitung ſeyn könte. Die Zuſammenſetzung kan alſo wohl moraliſche Wahrheit haben, aeſtetiſche hat ſie gewiß nicht: oder ſie müßte dahin abzwecken — einen dritten Charakter als z. B. Wanwitz auszudrücken — und ſo iſts hier wirklich, es iſt die Orphelia im Hamlet, wie ſie in Einem Athem Lieder ſingt und dabey hüpft, und wieder Todesbetrachtungen anſtellt. —

Rellſtabs Charakterſtück J. L. überſchrieben, und im Regiſter Stolz Zärtlichkeit und aufbrauſende Hitze benannt, iſt ein ſehr braves wohlgearbeitetes Clavierſtück, das auch einen ächten Clavierſpieler andeutet, aber Charakterſtück iſt es nicht mehr, als jeder andere Satz einer guten Sonate, der nothwendig auch irgend eine oder einige Empfindungen und Eigenſchaften mehr oder weniger ausdrücken muß. So iſt auch Zelters Clavierſtück S. 5. ſehr gut gearbeitet und ſelbſtgedacht — warum es aber la Malade heißt weiß ich nicht. Soll ich mir dabey alle Zuſtände der Kranken denken, wie ſie ſtöhnt und klagt, und dann wieder Troſt ſchöpft, und dann ſich auch wohl wieder vergißt und davonläuft und ſich dann wieder ärgert, daß man ſie für eine eingebildete Kranke halte? das alles kan man in dem Stück finden, wenn man durchaus alles auf eine Kranke beziehen will. Ich laſſe aber die Krancke ungeſtört, und genieſſe von ihr ungeſtört dieſes brave Clavierſtück als ſolches.

Die Haydenſchen Clavierſachen in dieſer Sammlung ſind entweder nicht von unſerm ächten Einzigen, oder ſind wenigſtens nicht von ihm ſelbſt fürs Clavier geſetzt. Das letzte gilt auch wohl von Ditters Menuetten.

Unter den Singeſachen erfreuen Schulzens Lieder vor allen das Herz: und unter dieſen vorzüglich: Selma S. 4. — herrlich deklamirt! — der arme Zukuk S. 11. und Frühlingslied eines gnädigen Fräuleins S. 91. beide ächt komiſch, und ganz vorzüglich das ganzdurchkomponirte Gedicht S. 72. Um ganz wahr deklamiren und nach Gefallen der melodiſchen Ruhe pflegen zu können, hat H. S. das Joch des Tacts und des Rythmus abgeworfen, und das ganze Stück ohne Tacktabtheilung und ängſtliche Berechnung der zweyer dreyer und vierer aus voller Seele geſungen. Es iſt von groſſer Wahrheit und Kraft: und ſo ſich einer an der Takt und Rythmusfreiheit ſtößt, dem ſey es geſagt, daß nach dieſer Melodie weder marſchirt noch getanzt werden ſoll, auch ſoll ſie von keiner Gemeine abgeſungen und von keinem Orcheſter begleitet werden. Es ſey alſo dem Glücklichen, der hier einſam in Thälern wandelt vergönnt der Vorzeit Bilder zu genieſſen, wie ſie die feſſelfreye Phantaſie ihm bringt, und die heiſſe Fülle ſeines Herzens in freye Lüfte frey auszuhauchen. — Doch ich werde zu umſtändlich und kan alſo von den übrigen Liedern von denen ſich viel Gutes ſagen lieſſe, nur überhaupt verſichern, daß kein ſchlechtes Lied darunter iſt, bis auf den Spaß des Hrn. Schlutetius Hilarius, der nicht kunſtmäſſiges zu ſpaſſen verſteht. Ueber ſolche Dinge wie der Baß am Schluß verſteht der Künſtler keinen Spaß; eben ſo kunſtmäſſig und noch ein gut Theil poſſierlicher in Herrn S. H. Manier wäre der Spaß wenn ſtatt des Baſſes drunter ſtände hier legt man ſich mit dem linken Ellbogen ins Clavier. So wie bey jedem auch noch ſo tollem Witz des Dichters doch eine gewiſſe Wahrheit, ſelbſt bey dem muthwilligſten Verſtoß gegen die Wahrheit, zum Grunde liegen muß, wenn es nicht aufhören ſoll Poeſie zu ſeyn; ſo auch in der Kunſt. Man kan verzeihlich gegen die Regel und gegen das Ohr verſtoßen, aber beim Verſtoß ſelbſt muß Ohr und Regel zum Grunde liegen und zur Richtſchnur dienen.

Noch muß ich anmerken, daß dieſe Sammlung auch in Herrn Rellſtabs eigner Notendruckerey ſehr gut und ſauber gedruckt iſt, und auch einen ſorgfältigen Correktor gehabt hat. H. R. macht ſich durch die gute Auswahl der Stücke und durch die baldige Fortſetzung dieſer intereſſanten Samlung auch als Herausgeber das muſikaliſche Publikum gewiß verbindlich.

Musikalische Anekdoten von Friedrich dem Grossen.

Als Friedrich der Grosse aus dem siebenjährigen Kriege nach Berlin zurück kam und sich anfänglich in Charlottenburg aufhielt, befahl er, die K. Capelle sollte in der Charlottenburger Schloß-Capelle das Graunsche Te Deum aufführen. Man berichtete: die Orgel sey von den Russen sehr beschädigt worden und es gehörten einige Wochen dazu sie auszubessern. Der König sagte aber es könne so lange nicht ausgesetzt bleiben und man sollte das Te Deum ohne Orgel aufführen. Jederman vermuthete ein grosses Danckfest veranstaltet zu sehen, es ward aber nichts weiter anbefohlen. Die Capelle versammelte sich an dem bestimten Tage und erwartete nun das Königliche Haus und den ganzen Hof zu der bestimten Stunde ankommen zu sehen. Der König kam allein, und blieb allein; setzte sich der Musik gegenüber in eine Ecke, winckte daß man anfangen sollte, und bey den stärcksten und rührendsten Stellen sah man ihn oft mit dem Schnupftuche vor den Augen. Da die Musik zu Ende war, verneigte er sich zu den Musikern als danckte er ihnen und ging still und allein wieder nach seiner Kammer.

Eben derselbe grosse gefühlvolle Mann, dichtete während dem letzten Feldzuge des siebenjährigen Krieges, eine Cantate auf den Tod seines Freundes Jordan; schickte sie nach Berlin, daß der damalige italiänische Hofdichter sie ins italiänische übersetzen und Graun sie in Musik setzen sollte. Bald nach seiner Rückkunft aus diesem ihn verwickelnden Kriege, ließ er die Cantate in seiner Kammer aufführen. Da die Cantate zu Ende war, ging er, ohne weiter musiciren zu lassen, stillschweigend und mit nassen Augen davon.

Der König war gewohnt vier bis fünfmahl täglich die Flöte zu blasen. Gleich nach dem Aufstehen war es das Erste, daß er nach der Flöte griff; Nach dem Vortrage der Cabinetsräthe, übte er wieder die Flöte; gleich nach Tafel wieder, und gegen Abend pflegte er die sechs Concerte, oder in den letzten 10 — 15 Jahren die 3 — 4 Concerte die er den Abend mit seinen Cammermusikern blasen wollte, vorher zu üben, so daß diese oft lange im Vorzimmer warteten, und ihn die schweren Stellen aus den Concerten, die sie ihm ackompagniren sollten, in seiner Kammer üben hörten. Die Morgenübungen bestanden gemeinhin in Ablasung einer langen Tabelle von Quanz, die aus mannichfaltigen Versetzungen der Tonleiter bestand. So bließ er erst die natürliche Tonleiter d e fis g a h cis d u s.w. denn d fis, e g, fis a, g h, a cis h d, cis e, d u.s.w. denn d e fis, e fis g, fis g a u.s.w. denn d e fis d, e fis g c, fis g a fis u.s.w. durch alle Octaven, und dann wieder von oben hinunter, und eben so wieder mit den halben Tönen, und so täglich dasselbe. Merkwürdig ist diese Beharrlichkeit bei einer so trocknen Uebung, und wohl noch merkwürdiger war es, daß der König bey all diesen Uebungen und bei seinem lebhaften Charakter so wenig Fertigkeit in Schwierigkeiten, und selbst so wenig Feuer im Vortrage des Allegro's hatte. Und es war vielleicht ein sehr merkwürdiger Charakterzug, daß er das Adagio mit so vieler inniger Empfindung und mit einer so edlen rührenden Simplicität und Wahrheit vortrug, daß man es selten ohne Thränen hörte. Mir ist das Bravissimo beim Adagio oft auf den Lippen erstorben, und oft durchdrang der Gedanke mein Innerstes: wie ist es möglich, daß dieser gefühlvolle Mann oft nach Grundsätzen so hart erscheinen und handeln kan, daß die Welt ihn für einen harten gefühllosen Mann halten muß! und ist nicht vielleicht diese Unterdrückung und Ueberwindung seines eignen Gefühls um sicherer und fester den Weg zu wandeln, den tiefdurchdachter Plan und reiferwogene Grundsätze ihm vorzeichneten, sein größtes Verdienst, und die Unbestimmtheit um verkehrte Urtheile der Welt von seinem eigentlichen Charakter, seine königlichste Eigenschaft!

Da ich im Jahr 1775. zu meiner jetzigen Stelle berufen wurde, und meine ersten Compositionen in Potsdam unter den Augen des Königs ausarbeiten mußte, und gewöhnlich nach Tafel zum Könige bestellt wurde, wo ich ihn schon die Flöte blasen fand, und wo er sich oft bis zur Stunde seines Concerts mit mir über Musik und Composition überhaupt, und auch über die Arbeit die ich ihm brachte unterhielt, gab mir der König mündlich die Erlaubniß seinem Cammerconcert, das ohne alle Zuhörer gehalten wurde, als Zuhörer mit beizuwohnen zu dürfen. Da der König im zweiten Winter nach Berlin kam und hier während der Carnevalzeit seine gewöhnlichen Cammerconcerte hielt, sagte man mir, ich dürfe die mündliche Erlaubniß, die er mir in Potsdam und für Potsdam gegeben hier nicht benutzen, ohne besonders darum anzuhalten. Nach der gewöhnlichen Art, mit der man selbst wenn er in Berlin war alles schriftlich verhandelte, schrieb ich also an den König und bat um die gnädige Erlaubniß auch in Berlin seinem Cammerconcerte beywohnen und ihn hören zu dürfen, und erhielt darauf folgende Antwort.

"Se. Königl. Maj. von Preussen Unser allergnädigster Herr ertheilen Dero Capell-Meister Reichardt auf dessen "Anfrage vom 11ten dieses hierdurch in Antwort: daß er zum Cammer-Concert, welches er ja so thun können, sich einfinden und dabey zugegen seyn könne. Berlin den 12ten Januarii 1777."

Friedrich.

In dem letzten baitischen Kriege hatte der König seit dem Ausmarsch aus Berlin, und während dem Sommerfeldzuge die Flöte wenig geblasen, ohnerachtet er Einen zur Basbegleitung in den Solo's mit nach Schlesien nahm: Er verlor im Sommer auch einen seiner vordern Zähne, und die Gichtgeschwulst in den Händen ward merklich stärker. So bald er im Winterquartier war, wollte er indeß wieder zu blasen versuchen, fand aber das es nicht ging; und als er das Frühjahr darauf wieder nach Potsdam kam, ließ er all seine Flöten und Musikalien einpacken, und sagte einst mit gerührtem Tone zu dem alten Concertmeister Franz Benda; "mein lieber Benda, ich habe meinen besten Freund verloren."

Der König komponirte auch, und das auf eine eigene Königliche Art. Er schrieb die Oberstimme in Noten auf und bezeichnete dabey mit Worten, was der Baß oder die übrigen begleitenden Stimmen haben sollten. Hier geht der Baß in Achteln, hier die Violine allein, hier alles unisono u. d. gl. diese musikalische Chiffersprache übersetzte dann gemeiniglich Hr. Agricola in Noten.

Ich werde in der Fortsetzung dieser Anekdoten, zu der mir, wie zu manchen andern interreßanten Artickeln hier der Raum fehlet, eine Probesolcher Komposition, nach dem Original abdrucken laßen.

J. F. Reichardt's
Musikalisches Kunstmagazin.

VI. Stück.

Auf den Tod des Ritter Gluck's.

Des Schöpfers des höchsten lyrischen Schauspiels.

Der Schöpfer so schöner Schöpfung! auch er liegt im öden Grab'!
Der für die Schönste der Zauberkünste sich schwang auf die Höhe,
Die vor ihm Keiner erstiegen; der ihr zeichnet' die Bahn,
Die sicher führt durch Labyrinthe hindurch zum Ziele,
Die nur des kühnen Meisters Aug' von solcher Höhe
Mit freyem festen Blick durchschauet und heftet auf immer —
Ach er mußte hinunter ins öde Grab, eh' Einer
Von uns ihn erreichte auf seinem Wege, der so viel leichter
Befolgt, als durchgebrochen wird! — Nun unser Dank
Und mehrerer Nationen Dank bleibt Dir gewiß,
So lang der Zauber unsrer schönen Kunst bestehet.

O daß nun auch ein deutscher Mann sich für der Künste
Edelste und Größte zu jener Himmelshöhe,
Von welcher die Erdenlabyrinthe alle und aller
Zauberkünste Bahnen nicht mehr gesehen werden,
Auf Händels Hallelujahschwingen kühn aufschwänge,
Und so der heiligen Kunst die ganze Vollendung gäbe,
Der Händel schon mit Riesenschritt entgegen ging!
Den segnen dann noch tausend seelige Menschengeschlechter,
Wenn aller Künste Zauber lange nicht mehr besteht,
Den segnet dann auch droben der Geist des von uns Geschiedenen
In jenen Welten des höheren Strebens und der Vollendung.

J. F. Reichardt.

Merkwürdige Stücke großer Meister
aus verſchiedenen Zeiten und Völkern.

Gluck.

Segue.
rò che in tan-to tuo ri gor mi fer-ba in vi-ta an - cor li
lur - ba-ra pie - tà del Ciel ti - ran - no! Mi-se-ro e con qual
cor co - li con - so - le - rò, che
mai ri - spon - de - rò che mai ri - spon - de
f a

Segue.
rò quan - do bag - na - ti in la - gri - me la ma - dre al ge - ni-
mf
tor rammen - - te - ran - no La ma - dre, ah che do -
f
Segue.
lor! mi chie de 'tran - - - - - no. E co - me!
mi - fe-ro e con qual cor i fi - gli ab - brac - ce -

rò io li con ſo le rò che
mai ri ſpon de rò.
Quan do bag na ti in
la grì me la ma dre, Ah, che do lor! mi chie de
ran no.
Quan do bag na ti in

la - gri - me la ma - dre al - ge - ni - tor, ram - meu - to -
ran - no! la ma - dre la ma - dre
mi chie — de - ran - - - - - - no.

Sachini.

Largo.
Cru-el cru-el pourquoi m'as tu tra-hi-e cru-
el pour-quoi m'as tu tra-hi-e? Seu-le a-vec
toi — dans les fonds des de-serts tu fais qu'Ar-mi-de en a-do-
rant ſes fers t'au-roit t'au-roit fa-ci-fi-
p
pf p

Nicola Fago.

Andante.

Händel.

Largo.

B u o n o n c i n i.

Affettuoso.

ben mi - o ma ri - cor - da - ti ri - cor da - ti di
me. Par - to a - ma - bi - le a - ma - bi - le ben mi -
o, a - ma - bi - le ama - bi - le ben mi - o, ma, ma - - - - ri - cor - da - ti ri -
cor - da - ti di me, par - to, ma - - ri - cor - da - ti ri - cor - da - ti di me.

Alleſſandro Scarlatti.

Andante.

Nicola Porpora.

Leg-no
fof-fra mor - te un Dio fatt' Uo - mo.
fof-fra mor - te un Dio fatt' Uo - mo.
e la pe - na d'as - pro Leg-no prez-zo fia d'in
e la pe - na d'as - pro Leg-no prez-zo
fr
p
prez-zo fia d'in-fau-sto po-mo.
faus fau-sto Po-mo prez-zo fia d'im
D.C.
fia d'in-fau-sto Po-mo prez-zo fia d'in-fau-sto Po-mo.
D.C.

Einige

Einige Anmerkungen zu den merkwürdigen Stücken ꝛc. im fünften Stück dieses Magazins.

Die meisten meiner Leser haben gewiß schon errathen was ich im vorigen Stücke mit der Folge der Kirchenstücke von Palestina, Marcello und Bach und mit den Gegenstücken von Pratt und Bertoni sagen wollte. Ich suchte dadurch meinen Lesern eine sinnliche Vorstellung von dem wahren Gange der Kirchenmusik und von dem Verfall derselben in neuern Zeiten zu geben.

Giovanni Pietro Aloisio Palestina, *) der bis zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte, war der größte uns bekannt gewordene Komponist in dem erhabnen feierlichen Kirchenstil, dessen Hauptcharacter in der nachdrücklichen und oft kühnen Folge von größtentheils konsonirenden Accorden besteht, deren ganz bestimmter Eindruck weder durch melodische Verzierungen noch durch rythmische Mannigfaltigkeit modificirt oder geschwächt wurde. Die Italiener verdanken es ihm noch daß er durch seine große edle Kunst und allezeit strenge Ernsthaftigkeit in seinen Arbeiten, die Musik in der Kirche erhalten hat, welche sich damals schon oft so unnütz machte, daß sie selbst den Päbsten anstößig wurde, und in Gefahr war, gänzlich aus der Kirche vertrieben zu werden. **) Diese Art von vier- fünf- acht- auch sechzehnstimmiger Singemusik ohne alle Instrumentalbegleitung, die in Italien von ihrer gewöhnlichen Anwendung in der päbstlichen Capelle alla capella genannt wird, wurde lange nach ihm, und wird auch noch bisweilen, alla Palestina genannt. Ich habe ein kleines Stück aus einer seiner Messen, von denen ich einen großen Schatz besitze, gewählt, das durch die kühne Fortschreitung der Accorde von gewaltiger Wirkung ist. Wenn man es sich denkt, daß diese Folge von Accorden, von funfzig und mehreren schönen und reinen Stimmen vollkommen rein intonirt, und mit Anstand und Gewicht gehalten wurde, so zweifelt man an keiner noch so wunderbaren Wirkung der Tonkunst mehr. Man versuche nur sie von vier nur einigermaaßen rein intonirenden Stimmen — denn vier völlig rein intonirende Stimmen, möchten itzt von Nova zembla bis Calabrien hin, schwer zu finden seyn — nur Stimmen, die im Stande sind die langen Noten mit Dauer, wenn gleich nicht mit Nachdruck, auszuhalten, und man wird schon dadurch auf eine weit innigere tiefere Weise gerührt werden, als es je durch die angenehmste neumodische Musik geschieht. Itzt kömmt freylich das Befremdende einer solchen ungewöhnlichen Folge von vollkommnen Dreyklängen, und besonders von mehreren aufeinanderfolgenden Accorden in der weichen Tonart, als die im vierten Tacke von A moll, g moll und d moll hinzu; allein es liegt in dem innern Wesen dieser Accordenfolge, wenn sie übrigens dem Ohr auch noch so geläufig würde, doch wahre Erhabenheit. Die übergangenen Zwischenaccorde, die wir immer so gestissentlich hören lassen, und als nothwendige kleine Brücken für uns und unser kritisches Gefolge, von einem Arme des Stroms zum andern so sorgfältig hinpflanzen, die geben hier jedem Schritte eine Riesengröße, und lassen die Seele nur dunkel den Weg ahnden, den die Harmonie genommen. Auch überfällt jeder einzelne Accord den Zuhörer mit seiner ganzen Kraft, und trift ihn doppelt stark, da er ihn unvorbereitet trift. Bey uns ist fast jeder consonirende Accord nur die Auflösung des auch schon vorher vorbereiteten dißonirenden Accords, und so genießen wir fast immer nur die angenehme Befriedigung der behutsam gespannten Erwartung, also im eigentlich sten Verstande nur Vergnügen; fast nie das hohe Gefühl der unvorgeahndeten Erhebung über uns selbst, das doch wohl eigentlicher Zweck jeder religiösen Zusammenkunft ist. Wo unsre gewöhnlichen Choräle mit ächter Kirchenharmonie begleitet, gesungen werden — wie z. B. in Grauns Tod Jesu ***) — da allein empfinden wir noch etwas von jener

*) Auch Palestrina, Palestrino und Pränestinus genannt; von seiner Geburtsstadt Palästrina oder lateinisch Präneste.

**) Augustinus Piza spricht davon mit großem Eifer und mit gränzenloser Verehrung für Palestrina.

***) Nicht blos in der harmonischen Begleitung der Choräle hat sich dieser edle Meister der kühnen Folge von Dreyklängen bedient. In der Arie: Singt dem göttlichen Propheten tritt er aus f dur gerade ins es dur und dann wieder geradezu ins f dur, und ergist so unmittelbar ins Herz, und schwingt es mit sich in die Höhe. Freylich spürt man davon nichts, wenn die Arie unaufmerksam gesagt wird, wie es leider die meiste Zeit geschieht, um den Sänger mit den Passagen, die gar nicht zum glänzen geschrieben sind, die er aber oft langsam nicht singen kann, glänzen zu machen. Und dieses geschieht leider bey den meisten öffentlichen Aufführungen mit allen Arien dieser herrlichen Passionsmusik. Das könnte man eine neue Geißelung Christi und seines treuen Sängers nennen.

Werke, und das macht uns auch noch immer die Kirchenmelodien so verehrungswerth, und preise noch oft dem wärmsten Verehrer neuerer großer Componisten den Ausruf heraus: Das bleibt doch immer die wahrhaft schöne Kirchenmusik!

Wie es in jeder Kunst, mit jedem großen edel simplen Styl geht, so dem sich einige große Meister durch alle Wege und Irrwege der Kunst heranarbeiten, und endlich durch jedes ächte tiefe Studium des Menschen und der Kunst, ihren geschärften und veredelten Kunstsinn festen auf immer — die Nachahmer sehen nur die äußern einfachen Umrisse daran, begreifen nicht wie das von Innen heraus so groß geworden, und welche innre Kraft dazu gehört, dem einfachen Umriß diese Wirkung zu geben, sie suchen blos nachzuahmen, was sie mit neuen unerfahrnen Augen daran sehen; und wenn der Umriß auf diese Weise nicht so rein werden will, so bekleiden sie die verfehlten Stellen — wie man die Flecken des schlechteren Porcellains mit Blumen und Insecten bemahlt — und will das noch nicht wirken, so werden ganz heterogene auffallende Dinge hinzugefügt, um den unverständigen Dilettanten wo nicht zu ergötzen, doch in Erstaunen zu setzen — wie mancher wohl seine Freude daran hat, wenn Kinder, die zum erstenmal Gefrorenes essen, sich den Mund zu verbrennen glauben. — Wenn Publicum, das nicht ächte Kunstbildung hat — und wo ist das Publikum? wo war es? — Kann man drauf wetten, daß dieser mit seinem eitlen Kunstwerk eben so viel Wirkung, wo nicht mehr hervorbringen wird, und da das Publicum jede erwünschte Beziehung eines solchen Künstlers in Händen hat — jener arbeitete für sich und seine Göttin! — so ist es natürlich, daß dieser eben so viele, so wohl weit mehrere Nachahmer findet. Diese sehen vielleicht gar nicht mehr auf den Umriß, der noch etwas vom großen Geiste des großen Originals an sich trägt, sie halten sich nur an die Blumen, Insecten und verzerrten Gesichter der Dilettanten, und suchen schönere, hellere, buntere Blumen, und mannigfaltigere und sonderbarere Insecten, auch wohl neuerfundene Erd- und Meerwunder hinzupflanzen. In einer solchen Ueberschwemmung von solchen Arbeitern erheben sich denn wieder einige wahre Künstler, und erstreben sich eine eigene Manier, die wenigstens die edelste sey, die das gegenwärtige Publikum tragen und geniessen kann. Denn daß dieses mit der Kunst, und die Kunst wieder mit ihm immer Schritt zusammenhalten, ist eine alte Erfahrung.

Marcello ist einer von den braven Componisten aus der Zeit, da man auch für die Kirche in angenehme Melodien, und Mannigfaltigkeit in Bewegung und Rhythmen vorzüglichen Werth zu setzen anfing. Er lebte zu Anfange dieses Jahrhunderts, und componirte den größten Theil der Psalmen,*) die in ächte Theilen in Folio zu Venedig gedruckt herausgekommen sind. Diese beyden kleinen Duette sind daraus, und werden gewiß durch ihren sehr angenehmen, fließenden, auch ausdrückenden Gesang gefallen. Auch ist die Harmonie eben nicht dabey vernachlässigt, wenn sie gleich nicht die ganze Correctheit hat, die wir Deutsche uns angewöhnt, von dergleichen Sachen zu fordern. Man findet hier auch schon einen begleitenden Baß, der seinen eignen Gang geht, und ausser der Orgel auch von Violoncellen und Contrebässen gespielt wurde. Da man die Baßinstrumente einmal zur Begleitung in der Kirche aufgenommen hatte, war es wohl natürlich, daß bald mehrere und zuletzt alle üblichen Instrumente dazu angewandt wurden, und daß bey vielen Componisten auch bald die Instrumentalbegleitung die Hauptsache wurde. Es entstand natürlich bald eine sehr widersinnige Manier von Instrumentalbegleitung, die sich lange erhalten hat und zum Theil noch erhält. Man wählte zur Begleitung eines Chors, auch wohl einer Arie irgend eine Instrumentalfigur — bald verschiedene Harpeggios, bald Läufe u. d. gl. — denen die Melodie dann immer den Weg bahnen mußte; hierdurch also schon in ihrem eignen natürlichen Gange gehemmt wurde. Dann aber wurde ihr diese Artigkeit, mit der sie sich bequemen hatte, noch gar übel gelohnt: Die Begleitung ward und blieb die hervorragendste Parthie, und verdunkelte die Melodie dergestalt, daß man ihrer kaum gewahr wurde. Es giebt freylich Fälle, wo auch diese Art von Instrumentalbegleitung wie alles was da ist, zweckmäßig angewandt werden kann; und Meister haben das gethan und thun es mit Vorsicht noch. Damals aber schrieb man ganze Messen in dieser Manier, und in der Mitte dieses Jahrhunderts ward, besonders bey uns, fast nichts für wahre Kirchenmusik gehalten, was nicht so geschrieben war. — Doch ich werde für meinen Raum zu weitläuftig.

Ver

*) Im Jahre 1786 wurde ich von Italien aus aufgefordert, die übrigen Psalmen die er nicht komponirt hat in dieser Manier zu bearbeiten, um das Werk dadurch vollständig heraus geben zu können. Ich kann mich aber noch nicht überzeugen, daß eine solche Nachahmung wahren Werth für die Kunst haben kann.

Von allen neuern Componisten hat wohl keiner so zusammengedrängt alle jene Mittel so groß und meisterhaft gebraucht als unser Bach, in seinem Heilig. Deßhalb wählte ich dieses für mein Kunstmagazin, obgleich hundert Werke von Leo, Porpora, Jago, Hasse, Händel und Graun, mir ihre Schätze öffneten. Hier ist die kühnste reichhaltigste Harmonie mit edlem einfachen ächten Kirchengesange, und mit starker würdiger Instrumentalbegleitung verbunden. Jene kühne Folge von konsonirenden Akorden, die uns im Palestina so mächtig durchdrang, hat H. B. hier nur bey den Uebergängen von den Gesängen der Engel, zu den Gesängen der Völker angewandt, vielleicht um dadurch die weite Entfernung jener von dieser zu mahlen. So schließt das Chor der Engel erst in cis dur und das Chor der Völker beginnt in d dur und schließt darinnen, worauf das Chor der Engel in h dur anhebt, und in fis dur schließt. Die Völker beginnen wieder in g dur u. s. w. Die Melodie ist äusserst einfach; fast durchaus schreitet sie in großen und kleinen Sekunden hin, nur einmal steigt das Chor der Engel in seinem Gesange, um eine Quarte und fällt um eine Terze. Die Begleitung ist mit großem Urtheil bearbeitet. Das Chor der Engel, das feyerlich leise in den Lüften schwebt, hat bloß die Begleitung von Saiteninstrumente, die nur den edel einfachen Gesang und die schöngeführte Harmonie unterstützen, und sich keines eignen Ganges anmassen. Zu dem Chor der Völker kommen Hoboen, Fagotten und Trompeten hinzu, und die Begleitung maßt sich eines eignen kecken Ganges an, und tritt mit aller Stärke einher. Auch hat H. B. in dem leisen Chor der Engel das sehr effektuirende Crescendo mit vieler Feinheit angebracht; auf besonders eindringenden Akorden wachsen die Stimmen an, und verlieren sich wieder in leisem Hauch. Wie die Lüfte wohl von entferntem Glockengeläute den Schall leiser, und dann wieder stärker uns zuzuwehen pflegen, oder wie der Hauch der Lüfte die Saiten einer Eols-Harfe leise anhaucht, und dann wieder mächtig durchwühlt. Es wäre ein sehr weitläuftiger und reichhaltiger Commentar über diese 37 Tackte zu schreiben, zu dem es mir hier auch gar nicht an Lust aber wohl an Raum fehlt, das ist auch die Ursache warum ich die Fuge nicht habe mit abdrucken lassen können, die an Klarheit und sicherer Wirkung, sich vor allen übrigen Fugen dieses großen Meisters so vortheilhaft auszeichnet. Auch hoffe ich, es wird so leicht kein Künstler oder Kunstkenner jene 37 Tackte ansehen, ohne sich die ganze gedruckte Partitur dieses unsterblichen Werkes anzuschaffen, die um sehr billigen Preiß zu haben ist.

Und nun folgt auf dieses deutsche Meisterwerk, daß den Schöpfer und die Menschheit ehrt, ein italienisches Rondo aus einem Oratorium, wie es deren itzt, um zu gefallen, durchaus in jedem Oratorium mehrere geben muß — und obgleich dieses von einem der beliebtesten und geschicktesten neuern Componisten ist, und wirklich eins der ernsthaftesten und edelsten ist, so ich in irgend einer italiänischen Kirchenmusik hörte, so wird man doch leicht gewahr werden, daß es an Melodie, Harmonie, Rythmus und Begleitung der allerähnlichste Zwillings-Bruder des drauf folgenden Bertonischen Rondo's aus einer Opera Buffa ist, der je auf diese Welt gekommen. Und betrachtet man Bertonis Rondo genau, so wird man wieder finden, daß es alle Eigenschaften eines ächt komischen allerliebsten kleinen Theaterrondo's hat. Ja man wird finden daß Bertonis Rondo noch etwas besser geschrieben ist, und in seinem Charackter und in der Begleitung mehr Einheit hat. Das allerkomischste aber ist, daß der allercharakteristisch komischste Theil des Bertonischen Operettenrondo's, der Schluß nemlich, Note für Note der Schluß des Pratischen Kirchenrondo's ist. g e d h a d g im Gesange und dazu wieder Note für Note denselben Baß c d g. Wenn nun aber meine galante Leser und Leserinnen sich diese beyden lustigen Rondo's bisher haben unbefangen gefallen lassen, so bitt' ich daß sie nur vergessen, daß Prati seines aus einem Oratorium ist — der Dichter hat es ihnen dazu leicht genug gemacht —, und geniessen ferner ihre Freude an diesen leichtgeflügelten Sängern, die ich anders nicht gewußt hätte ihnen vor Ohren zu bringen. Es bleibe den Ernsthaften der ernste Zweck, und den Lustigen die lustige Ausführung. Wär es möglich mein ganzes Werk so auszuführen, ich bin gewiß es würde freudiger gefördert auf seinem Wege.

In diesem sechsten Stücke habe ich meinen Lesern eine äusserst interessante Folge von Meisterwerken anderer Art vorgelegt. Da ichs nützlich und angenehm glaube dem Kunstfreunde solche Stücke zuerst ganz ungestört nach seiner Art geniessen zu lassen, so will ich erst im folgenden Stücke, die mancherley Rücksichten die ich bey der Auswahl und Zusammenstellung dieser Stücke habe, auseinandersetzen.

Aus der Oper Andromeda von Joh. Fried. Reichardt.

deh! do - na - te pa - ce al reg - no al - la ma - dre e al
(Waldhorn und Fagott.)
ge - ni - tor.
Deh do -
na - te pa ce al reg - no al - la ma - dre al
ge - ni - tor, Som - mi De - i, do - na - te pa - ce al
cr.
dim.
reg - no al - la ma - dre al - la
P a

ma - dre al - la ma - dre e al - ge - - ni -
cr.
dim.
Largo. Coro di Popolo.
tor - - al - la ma - - dre e al - ge - - ni - tor.
Al - ma
dim.
gran - de il tuo do - lo - re col - la mor - te fi - ni -
rà ma il do - lor vi - vrà più for - te de' t'oi
cr.
po - po - li nel cor.

Neue merkwürdige muſikaliſche Werke.

Freymüthige Gedanken über die Gottesverehrungen der Proteſtanten, von K. Spazier. Gotha bey Ettinger 1788.

Dieſe gedachte und ſehr wohlgeſchriebene Schrift enthält auch ein intereſſantes Capitel über Lieder und Kirchengeſänge, und von S. 274 bis ans Ende ſpricht der Verfaſſer mit mehr als gewöhnlicher Einſicht, und mit rühmlichem Eifer von dem Geſange der Kirche — von wahrer Kirchenmuſik und Singechöre, ich müßte ihn abſchreiben, um alles gutgeſagte Gute meinen Leſern mitzutheilen, deshalb verweiſ' ich lieber auf die leſenswerthe Schrift ſelbſt.

Blicke eines Tonkünſtlers in die Muſik der Geiſter. Mannheim, 1787.

Eine ſchöne Phantaſie einer ſchönen Seele, die für das Göttliche der Kunſt tief fühlt und leiſe ahndet. Dem darſtellenden Künſtler erſcheint nichts freudigeres auf dieſer Erde, als ſolche innig genieſſende kunſtliebende Seelen, die an der Kunſt mehr haben, als bloßen Zeitvertreib und ſinnlichen Kitzel, die in den ſchönſten Regungen der Seele, die hohe nur gefühlte Gottheit ahnden, und in jeder ſchönen Sinneserſcheinung ewigverwandte moraliſche Deutung und Zwecke ahnden. Ohne ſolche ächte Kunſtliebende würde der wahre Künſtler ſehr unglücklich ſeyn, ſey es daß er ſich in ſich verſchlöſſe, und nur eigenen ungeſtörten Genuß in ſeiner edlen Kunſt ſuchte, oder daß er ſich zu der grobſinnigen Menge bequemte, und ſo den ſchönen Funken in ſich ertödtete, den hier nur ſchöne Kunſt anfacht, und der künftig gewiß zu ſchöner reiner Flamme erglühen ſoll. Deshalb iſt mir die neue Bekanntſchaft eines fein kunſtſinnigen Mannes, wie der Verfaſſer dieſer Schrift, immer eine der glücklichſten Erſcheinungen, und der froheſten Lebensbegebenheiten. Der Verfaſſer iſt der Freyherr von Dalberg, Domherr zu Cölln und Trier, von dem ich auch ſogleich ein ſchönes Singſtück anzeigen will, ein würdiger Bruder des edlen Coadjutors von Maynz, und des ſo hochgeſchätzten Directors des deutſchen Hoftheaters zu Mannheim. Es iſt meinen Leſern, die wohl oft einen dieſer edlen Brüder mit dem andern verwechſelten, gewiß lieb hier zu finden, daß wirklich drey ſolche Brüder in Deutſchland leben.

Der ſterbende Chriſt an ſeine Seele, (zerſtreute Blätter) Herrn Herder gewidmet von J. Dalberg. Leipzig bey Breitkopf 1787.

In dieſem kleinen Singeſtück erkennt man eine feine und tiefföhlende Kunſt- und Dichterſeele, die von ihrem Gegenſtande innigſt durchdrungen überall den eigenthümlichſten Ton trift, und ſo ſicher und ſtark auf jedes fühlende Herz wirkt. Auch verräth die ganze Behandlung dieſes ſchönen Gedichts einen denkenden Mann, der ſich auf ächte Kunſtökonomie verſteht, und die liebe, edeleinfältige Melodie S. 6 und 7 zeigt unverkennbar ein ſchönes Talent zum Geſange. Auch iſt in der Inſtrumentalbegleitung viel Mannigfaltigkeit, hie und da vielleicht zu viel, und Effectſtudium. Der Stil des letzten Chor zeigt auch, daß der Componiſt mit der edeln ſimpeln kraftvollen Manier älterer Italiener eben ſo bekannt iſt, als mit den beſten Künſtlern neuerer Zeit. Mit einem Wort verriethen es nicht kleine Nachläßigkeiten in der harmoniſchen und rythmiſchen Behandlung, niemand würde es für die Arbeit eines Dilettanten halten, es ſey dann daß man es an der unnennbaren Zartheit und Innigkeit ſpürte, die die Arbeiten eines ſolchen Kunſtliebenden, der die Kunſt ſo wahr kennt und übt, ſo ganz beſonders auszeichnen, und dem fühlenden rein genieſſenden Künſtler einen ſo ſchönen Genuß geben, daß er nur bey den Werken der größten Meiſter glücklicher iſt.

Zwölf kleine Orgelſtücke von Häßler. Erſter Theil.

Dieſe Orgelſtücke werden für viele Organiſten eine ſehr angenehme Erſcheinung ſeyn, ſie ſind ſehr gefällig und oft auch brillant, auch ſind ſie gut gemacht und größtentheils orgelmäßig. Will Herr Häßler ſeine Amtsbrüder, und deren oft noch dürftigeren Gemeine mit dem Galanten und Beluſtigenden ſo die Sammlung enthält anlocken und gewinnen, um ſie nach und nach auf die feyerliche Höhe und endlich ins Heiligthum zu führen, ſo

verführt er sehr zweckmäßig. Auf den Fall aber, daß Herr Häßler glaubte, in dieser Manier für die Orgel schreiben zu müssen, halte ichs für meine Pflicht ihm auch die Bemerkungen mitzutheilen, die mir beym Durchspielen dieser Stücke gekommen: denn ich liebe und schätze ihn als Clavier- und Orgelspieler und als Componist für sein Instrument, und weiß es daß er auch überall von Künstlern und Kunstfreunden geschätzt ist. Dieses macht sein Beyspiel lehrreich aber auch gefährlich.

Ich bin überzeugt, daß alles was erfindungsreiche Genien und auch witzige Köpfe in einer Kunst erfinden, ja selbst die größten Ausschweifungen der Bizarrerienjäger am Ende zur Bereicherung der Kunst gereichet, und alles was sich nur einigermaaßen, auch nur als Mode einige Zeit erhält, durch Männer von Urtheil und Geschmack irgendwo zweckmäßig angewandt werden kann. Ich bin aber auch fest überzeugt daß es eine Menge solcher Dinge in den Künsten giebt, die wenn sie gleich dem äußern Sinn noch so gewohnt und angenehm geworden sind, und wenn sie auch das Vivatgeschrey der ganzen tobenden Menge für sich haben, und was noch mehr sagen will, wenn sie auch nicht mehr die verdammende Stimme der Kunstrichter und strengen Theoretiker gegen sich haben — denn auch diese gewöhnen sich am Ende selbst ans Bauschecksche oder finden — des Widerspruchs des Publikums und der glänzenden Künstlermenge müde — irgend eine scheinbare Regel dafür, wie der Mensch in großen Städten sich auch ans Laster gewöhnt, und es wohl gar beym Erklären auch entschuldigt — Genug wenn dieses alles zusammenträfe, so bin ich doch fest überzeugt, solche Dinge müssen nie in Werken von großem feyerlichen Charakter angebracht werden, und in der Musik nie von solchen Instrumenten vorgetragen werden, deren Charakter groß und feyerlich ist. Die Orgel ist dis vor allen andern Instrumenten, sie ist der Inbegriff alles großwirkenden so die Kunst hat, sie sollte auch der Depot seyn, von allem was groß und feyerlich ist, es sollte ihr nie zugemuthet werden, verspannte Ohren zu kitzeln, denn sie kann sie zurechtsetzen, nie thörichte Herzen zu belustigen, denn sie kann sie mit ihrer Allgewalt erschüttern, durchdringen und über ihre gewöhnliche Lust und Wollust hinweg erheben.

Das ist mir die Orgel und mit dieser innern Ueberzeugung, auch mit dem Bewußtseyn daß H. H. ein ächter Organist ist, ergrif ich diese Orgelstücke, spielte das erste zweite und dritte Stück mit Vergnügen, und dachte bey mir selbst das wird nun so allmählig ins Größere und Große gehn, fand mich aber getäuscht. Zuerst durch die beym vierten Stück in Octaven verdoppelte Melodie vom siebzehnten bis zum vier und zwanzigsten Tacte. Nicht zu gedenken daß Orgeln selten und wohl nie so rein gestimmt sind, daß 2 1 auf einander folgende Octaven fast in der äußersten Höhe des Claviers erträglich anzuhören seyn könnten, so ist schon die harmonische Leere die dadurch entsteht, und die hier gar nicht durch die nah am Basse liegende Mittelstimme vermieden wird, bey dem Instrument von herrlicher Fülle sehr anstößig. Dazu kömmt daß die Melodie in Intervallen fortschreitet die auf jedem Instrument nur durch die äußerste Diskretion im Vortrage erträglich werden. Jeder gut vortragende Sänger oder Instrumentalist wird bey der Melodie f es cis d nicht nur das es und cis dem d zunezieren, sondern auch die beyden mittelsten Töne leise vortragen; oder will er seinen Vortrag vorsetzlich mit Assafoetida würzen, und den dritten Ton accentuiren, so wird er doch den zweiten Ton fast ganz fallen lassen. Thut er das aber nicht, nun so ziehn sich alle anwesenden Nerven krampfig zusammen. Wie nun auf der Orgel wo nothwendig alle vier Töne gleich stark vorgetragen werden müssen? und dann noch gleich darauf die Transposition in viel härtere Töne g f dis e? —

Bey No. 5 that es mir leid, daß H. H. ein förmliches und ziemlich ausführliches Fugenthema anhebe und sich begnüge dieses in seine Oberquinte und Unteroctave zu versetzen, und dann nach einigen abgebrochenen Nachahmungen des ersten Tactes des Themas, schließt. Wenn H. H. keine ausgeführte Fuge machen wollte, so hätt' ich auch gewünscht, daß er sich schon als braver deutscher Künstler dieser heutzutage bey unsern leichten Nachbaren jenseit der Alpen so gewöhnlichen Bravade enthalten hätte; hier gar für die Orgel dem wahren Fugen-Grund und Boden! und für Organisten die in großer Anzahl und der Meinung seyn und bleiben werden, daß sie eine wahrhafte Fuge abspielen, denn es fängt ja die eine Hand an und die andere macht dasselbe nach. Und wie viele Nikolai und Vierlinge giebt es itzt wohl noch in Deutschland? Fugirte Arbeit läßt sich überdem weit reichhaltiger und größer als es hier geschehen ist, auch bey Sachen anbringen, die gar nicht äußerlich

das

das Anſehen der Fuge haben, wie S. Bachs und Händels Clavier und Orgelſtücke faſt durchgängig bezeigen.

Ich ſtehe an zu ſagen, daß das ſiebente und achte Stück zu kleinlich für die Orgel iſt, vielleicht liegt es mir daran, daß ich nach den drey erſten ſehr hübſchen kleinen Orgelſtücken höher hinan zu rücken hoffe. Aber das neunte iſt gewiß von jeder Seite zu kleinlich. Das zehnte iſt als ein kleines ſangbares Stück ein gar liebes Stück, und mir mit dem dritten das liebſte in der Sammlung. In dem eilften war mir die kleine kokette Verrückung des Tempos im neunten Tacte unüberwindlich anſtößig.

Aus wahrer Achtung für Herr Häßlers Verdienſte enthalt ich mich hier mit der ganzen Lebhaftigkeit mit der ichs gefühlt auszudrücken, wie ſehr mich an dem letzten Stück fürs ganze Werk das komiſche der kurzen Rythmen und der melodiſchen Schlüſſe der Perioden mit den kurzen geſtoſſenen Noten beleidigt hat. — Das für ſöhnt mich H. H. nicht anders aus, als durch einen recht großen feyerlichen ächt gearbeiteten Orgelſatz, wie er ihn gewiß machen kann, und wie ich ihn von ihm ſelbſt auf der Orgel habe ausführen hören.

Sammlung vermiſchter Clavier und Geſangſtücke für geübte und ungeübte Spieler von Georg Benda. Vierter Theil. Leipzig. Schwickert.

Eine Sonatine, vier affectvolle Sonaten ꝛc. fürs Clavier von E. W. Wolf. Leipzig. Breitkopf.

Sechs leichte Sonaten fürs Clavier ꝛc. von J. W. Häßler. 3. Theil. Erfurth 1788. beym Autor.

Sechs Sonaten fürs Clavier, von J. W. Witthauer. Hamburg 1783. beym Autor.

Variations pour le Clavecin ſur la Romance du mariage de Figaro par C. F. Zelter. Berlin. Rellſtab.

VIII. Variazioni d'un Rondo pel Piano Forte da C. F. Zelter. Berlino Rellſtab

Clavier-Magazin für Kenner und Liebhaber herausgegeben von J. C. F. Rellſtab. Drittes und viertes Vierteljahr, oder zweiter Band. Berlin, Rellſtab.

Melodie und Harmonie ꝛc. für Clavierſpieler jeder Art, herausgegeben von J. C. F. Rellſtab. Erſte Sammlung. Berlin 1788. Rellſtab.

Sammlung vermiſchter Clavier- und Singeſtücke von J. G. Witthauer. Vier Stücke. Hamburg.

Kleine Clavier und Singſtücke von J. D. Scheidler. Zwote Sammlung. Gotha 1788. Ettinger.

Dieſes ſind die vorzüglichſten neuen Clavierſachen, die mir zu Geſichte gekommen. Benda zeichnet ſich überall als ein denkender Künſtler aus, der ſeinen beſtimmten männlichen Gang geht, und nie unvollendet läßt, was er anfängt. Wolf als ein Mann von eigenem Gefühl und Humor, der ſein Inſtrument grundaus kennt und beherrſcht ohne Gewalt. Es iſt eine Freude in ſeinen Clavierſachen, die zunehmende Tiefe und Reife ſeines Kunſtgefühls und ſeinen unermüdeten Fortgang mit den allerneuſten Bereicherungen der Inſtrumentalmuſik zu erkennen. H. Häßler ſtreitet in einigen Sätzen mit Wolf um den Preis der Feinheit und Mannigfaltigkeit in den Wendungen und der lebhaften Ausführung ſeiner Ideen, wie er auch als Clavierſpieler um den Preis ſtreitet. Wer Wolf kennt wird das viel geſagt finden. H. Witthauer zeigt in allen ſeinen Arbeiten ein ſchönes Ordnungsgefühl, daß ihn nie die wahre Einheit verfehlen läßt, und ſehr achtungswerth iſt ſein Fleiß mit dem er ſeinen Stücken Correktheit giebt; man erkennt übrigens auch in ihm als Clavierſpieler die vortreffliche Bachiſche Schule, in der ſich auch H. Zelter gebildet zu haben ſcheint, der aber auch rechts und links um ſich greift, und von allen ein- und ausländiſchen Fruchtbäumen die ſchönſten Blüthen pflücket, und ſolche ſeinem eignen Stamm gar weißlich und veredelnd einzuimpfen weiß. Weder am ſichern Gange noch an der Correktheit der Ausführung ſollte man errathen daß H. Z. Dilettante der Kunſt iſt. H. Scheidler hat ein ſehr angenehmes Talent zu ſanften fließende Melodien. Gründliches Studium der Kunſt und Beſtreben nach größerer Mannigfaltigkeit wird uns einen ſehr ſchätzbaren Künſtler in ihm geben. Seine Liedermelodien ſcheinen meiſtens gerade aus dem Herzen gefloſſen. H. Witthauer hat indeß in ſeinen großentheils fließenden Liedermelodien mehr ächte Critick und reinen Geſchmack in Behandlung der Poeſien gezeigt. Seine Sammlung iſt für angehende Clavierſpieler und Sänger ganz vorzüglich zu empfehlen. Von dem Claviermagazin und deſſen Fortſetzung unter dem Titel Harmonie und Melodie, kann ich hier des Raumes wegen nur ſagen, daß es ſich ganz in ſeinem Werthe erhält. Künftig mehr davon.

Cantus lugubris in obitum Friderici Magni Borussorum Regis ad vocet alternas magnamque Orchestram accommodatus et in sollemnibus Esequiis die V. ante Idus Septembris MDCCLXXXVI. *Potsdam celebratis peragitus praecipiente I. F. Reichardt.*

Trauercantate auf den Tod Friedrichs des Großen.

(Die vollständige Partitur, vorzüglich gut in Paris gestochen kostet 1. holländischen Dukaten.)

Andre mögen den Werth dieser Composition beurtheilen, ich will hier nur die Idee bekannt machen, nach der ich diese schöne allgemein bekannte Trauerode des Marchese Luchesini bearbeitet habe. Sie ist im saphischen Sylbenmaaß und besteht aus sechszehn Strophen. Die Sänger sind in Solostimmen in ein kleines Chor und in ein großes Chor abgetheilt; das Orchester besteht außer den Violinen Bratschen und Bässen aus Flöten, Clarinetten und Hoboen, vier verschiedenen Bassons, vier, verschiedenen Waldhörnern, einem Chor Posaunen, Trompeten und vier gedämpften Pauken aus verschiedenen Tönen.

Nach der klagenden Ouverture aus c moll, die äußerst langsam gehen muß, singt eine Diskantstimme allein und ohne allen Wiederholungen die erste fragende Strophe: Quem virum? — und das große Chor antwortet mit der zweyten Strophe: Quo nihil sol — dann wird die erste fragende Strophe: Quem virum? — noch einmal von zwey andern Stimmen, einem Alt und Tenor gesungen, und das große Chor antwortet mit der dritten Strophe: Ille quem sensit — dann häufen sich die Fragenden und drey andere Stimmen aus dem kleinen Chor, Zwey Soprane und ein Baß fragen noch einmal mit der ersten Strophe: Quem virum? — und nun antwortet das große Chor mit der vierten Strophe: Ille, qui fines — und verarbeitet diese starke Strophe ausführlicher bis beyde Chöre samt den einzelnen Fragenden, die Verse aus der zweyten Strophe wieder ergreifen: Ille Rex eheu! occubuit perenne fiendus in ævum. Womit sie alle das Chor klagend beschliessen. Dies ist ein Hauptabschnitt der in c moll schließt.

Die fünfte Strophe: Insidet fronti impia mors, ist ein Quartett in f moll für Solostimmen, zwey Diskante, Tenor und Baß, vorzüglich von Flöten und Waldhörnern begleitet.

Die sechste Strophe: Attamen lethi impatiens — mit der ein neuer Abschnitt in c dur beginnt, singen alle Baßstimmen aus dem großen Chor mit einem starken Unisono. Das ganze volle Chor fällt mit der siebenten Strophe ein: Sed tuum nomen Fridèrice — Hier gilt es den Himmlischen und dem ihnen zugesellten Helden. Die achte Strophe: Clara post funus benefacta — singt erst das kleine Chor: bey den Worten: Chorusque Artium — drängt sich das große Chor erst ganz leise, dann mit einem großen crescendo an, und beyde Chöre wiederhohlen die Worte: Clara post funus benefacta — die neunte Strophe: Aurea musae cithara — singt eine Diskantstimme allein; drauf fallen mit der zehnten Stimme: Corda queis olim — alle Baßstimmen aus dem großen Chor mit jenen starken Unisono ein. Zwey Stimmen Diskant und Tenor singen nun die eilfte Strophe: Te canent æquo — mit der zwölften kommen noch zwey Singstimmen dazu, Alt und Baß: mit den Wohlthaten, die da hergezählt worden, häufen sich auch die Stimmen, die dreyzehnte Strophe singt das ganze kleine Chor, und nun drängt sich das große Chor mit den Worten aus der achten Strophe: chorusque artium — wieder leise an, steigt mit einem allgemeinen crescendo bis zur äußersten Stärke, und beyde Chöre singen nun noch einmal die ganze achte Strophe: clara post funus benefacta — und feyern so den Vater des Vaterlandes, von dem so viele große Wohlthaten mit so vieler Wahrheit hergezählt werden konnten. Hier schließt der Abschnitt in c dur. Er ist Maestoso überschrieben, und ich wünsche sehr daß er niemals Allegro ausgeführet werden möge. Es bleiben die c Pauken von diesem Chor in leiser zitternder Bewegung, und die es, und c Hörner nach einander eintretend, machen mit dem Chor Posaunen, daß im as dur eintritt einen feierlichen Uebergang, der die letzte Anrufung vorbereitet. Beyde Chöre singen dann vom ganzen Orchester begleitet, bald abwechselnd, bald zusammen, die drey letzten Strophen: Nachdem das Chor förmlich geschlossen hat, ergreift es nach einer kleinen Pause noch einmal die Worte: Facta nepotum und schließt so.

Bey dem ächt Königlichen Leichenbegängniß in Potsdam wurde diese Trauermusik bey der allerfeyerlichsten Stille, von dem zum erstenmal vereinigten doppelten Königlichen Orchester mit einer Kraft und Würde ausgeführt, die mir durchaus nichts zu wünschen übrig ließ.

Op. XXXV. der Nellstabschen verbesserten Musikdruckerey zu Berlin.

J. F. Reichardt's

Musikalisches Kunstmagazin.

VII. Stück.

Von der

Methodenlehre des Geschmacks. *)

Die Eintheilung einer Critik in Elementarlehre und Methodenlehre welche vor der Wissenschaft vorhergeht, läßt sich auf die Geschmackscritik nicht anwenden; weil es keine Wissenschaft des Schönen giebt noch geben kann, und das Urtheil des Geschmacks nicht durch Principien bestimmbar ist; denn was das Wissenschaftliche in jeder Kunst anlangt, welches auf Wahrheit in der Darstellung ihres Objekts geht, so ist dieses zwar die unumgängliche Bedingung der schönen Kunst, aber diese nicht selber. Es giebt also für die schöne Kunst nur eine Manier (modus) nicht Lehrart, (methodus). Der Meister muß es vormachen, was und wie es der Schüler zu Stande bringen soll und die allgemeinen Regeln, darunter er zuletzt sein Verfahren bringt, können eher dienen die Hauptmomente desselben gelegentlich in Erinnerung zu bringen, als sie ihm vorzuschreiben.

Hiebey muß demnach auf ein gewisses Ideal Rücksicht genommen werden, welches die Kunst vor Augen haben muß, ob sie es gleich in ihrer Ausübung nie völlig erreicht. Nur durch die Aufweckung der Einbildungskraft des Schülers zur Angemessenheit mit einem gegebenen Begriffe durch die angemerkte Unzulänglichkeit des Ausdrucks für die Idee, welche der Begriff selbst, nicht erreicht, weil sie ästhetisch ist, und durch scharfe Critik kann verhütet werden, daß die Beyspiele, die ihm vorgelegt werden, von ihm nicht so fort für Urbilder und etwa keiner noch höhern Norm und eigener Beurtheilung unterworfene Muster der Nachahmung gehalten und so das Genie, mit ihm aber auch die Freyheit der Einbildungskraft selbst in ihrer Gesetzmäßigkeit erstickt werde, ohne welche keine schöne Kunst, selbst nicht einmal ein richtiger sie beurtheilender eigener Geschmack, möglich ist.

Einige

*) Aus Kants Critik der Urtheilskraft S. 267. Dieses vortreffliche, aufhellende Werk können forschende Künstler und Kunstkenner nicht eifrig genug studiren. Am Ende dieses Stücks soll ein kurzer Auszug aus Kants meisterlichen Abhandlungen über Kunst und Genie, so weit es der eingeschränkte Raum erlaubt, gegeben werden. Diese Stelle schien mir hier besonders für Kants unberufene Criticker ohne Einbildungskraft an ihrem rechten Orte zu stehen.

Einige Anmerkungen zu den merkwürdigen Stücken groſſer Meiſter

im ſechſten Stück des Kunſtmagazins.

Man findet hier mehrere leidenſchaftliche Geſänge von ſehr verſchiedenen Künſtlern, aus ſehr verſchiedenen Zeiten zuſammengeſtellt. Eine hochleidenſchaftliche **Arie** aus **Glucks Alceſte**; eine ſchönleidenſchaftliche **Cavatine** aus **Sachini's Renaud**; eine ſehr wahr deklamirte faſt denſelben Inhalts, von **Nicolo Fago** dagegengeſtellt; eine ſtärker deklamirte und zugleich als Tonſtück vortrefflich gemachte **Cavatine** von **Händel**, und von **Buononcini** eine angenehme geſangvolle **Arie** dagegen geſtellt. Dann folgt noch eine ausdrucksvolle und zugleich angenehme **Arie** von *Alleſſandro Scarlatti* und ein nachdruckvolles **Chor** aus einer Paſſionsmuſik von *Porpora*, das eigentlich unberufen in dieſen Kreis kam.

Nur einige Bemerkungen zu Erweckung gröſſerer Aufmerkſamkeit mögen dieſe Meiſterwerke begleiten.

Der leidenſchaftliche Ausdruck der Klage in **Glucks Arie**: *Mitero e che farò?* iſt vielleicht der höchſte, den irgend ein Tonkünſtler bis itzt erreicht hat. **Gluck** hat dazu alle Mittel angewandt, die unſre Kunſt kennt: **Ton** und **Tonart**, ſie geht aus *C mol*, **Taktart**, es iſt der kurze Viervierteltakt in zurückgehaltener Andante Bewegung, die bey den abgebrochenen Sätzen immer fortzueilen ſtrebt; **Rythmus**, faſt die ganze Arie beſteht aus kurzen Rythmen von zwey Takten, die nur am Ende eines Hauptperioden, wo die leidenſchaft ſich ganz aushauchen will oder wie kraftlos hinſinkt, mit Rythmen von drey und von vier Takten wechſeln; **Begleitung**: fortdauernde, unruhige Bewegung in den Mittelſtimmen, klagende aushaltende hohe Töne in der begleitenden Oberſtimme, verdoppelt von durchdringenden Baſſens; **Wiederholungen**: ſehr häufige, nachdruckvolle Wiederholungen des klagenden Hauptgedanken, und tiefeindringende Nachahmungen deſſelben in rührenden Baſſons; **Declamation**: voll der ſtärkſten Accente, in den heftigſten Momenten Intervallen-Fortſchreitungen von groſſen Septen, -Octaven, ja Decimenſprünge; **Melodie**: dazwiſchen ſchleichend in engen klagenden Intervallen von kleinen Secunden, wie im Thema und im klagenden Hauptgedanken, und kleine Terzen, und nur am Ende, wo die leidenſchaft am höchſten ſteigt, in hochjammernden verminderten Quinten; **Harmonie**: häufiger Gebrauch der verminderten None (9) von der Dominante (5) in allen Verſetzungen des Akkords, häufige, tiefeinſchneidende, diſſonirende Vorhälte und Aufhaltungen; **Modulation**: faſt durchaus in Molltönen; aus *C mol*, nach einer kurzen Ausweichung ins *Es dur*, und ſchnellen Zurücktreten ins *C mol* mit einer ſchneidenden Transposition ins *D mol*, gar mit einer halben Cadenz in *A dur* geſchloſſen, was an einem Tonſtück, blos als ſolches betrachtet, höchſt beleidigen würde, hier aber, wo es auf den Ausdruck der höchſten Leidenſchaft ankömmt, die von allen Geſetzen der Natur und der Kunſt nicht hören mag, *) von auſſerordentlicher

*) Deren höchſter Ausdruck aber freylich allen ſehr empfindlichen Nerven, die keine plötzliche und heftige Berührung ohne Schmerz ertragen können, allemal beleidigend iſt. Ein wahrhafter Charakterzug vom vorigen König von Preuſſen ſteht hier wohl am rechten Orte. Bey ſeiner groſſen Zartheit des Gefühls hatte er die Theorie, die ſchönen Künſte müſten überall angenehm und ergötzend ſeyn und den Ausdruck nie bis zur höchſten Rührung oder gar Erſchütterung treiben; und ſo verwarf er Grauns vortrefliche Arie *misero pargholetto* im *Demofonte*, weil ſie zu wahr, zu klagend ihm war, und ließ jederzeit wenn die Oper *Demofonte* von Graun aufgeführt wurde, ſtatt jener Arie die angenehmere, aber weit ſchwächere Gattiſche Compoſition nehmen. Jene Arie gehört zu den Stücken die ich mit ſehr vielen andern von Graun und Haſſe in dieſem Kunſtmagazin längſt als Muſter hätte abdrucken laſſen, wenn die Werke dieſer beyden vortrefflichen Künſtler nicht in den Händen aller deutſchen Muſikfreunde wären, und es hier nicht vorzüglich darauf ankäme weniger bekannte Stücke dem Publikum in die Hände zu liefern.

cher Wirkung ist und vielleicht nur den einen wahren Nachtheil hat, daß dieser äusserste, beherzte Schritt zu früh geschieht, und die drauf folgende Transposition des klagenden Thema's ins *D mol*, das schon an sich schwächer wirkt als *C mol* entkräftet. — Vielleicht gehört dieser Zug auch zu dem, was — wie **Kant** so treffend sagt — was das Genie als Mißgestalt nur hat zulassen müssen, weil es sich ohne die Idee zu schwächen, nicht wohl wegschaffen ließ. **Gluck** fühlte hier daß eine Transposition des Thema's und des klagenden Hauptgedankens in einem höhern Ton von großer Wirkung seyn würde, auf die gewöhnliche Weise in die **Quinte** oder **Quarte** zu steigen, war hier der Stimme und auch des imitirenden Bassons wegen nicht möglich, die Melodie wurde zu hoch, in die dem Haupttone verwandte Durtonart *es dur*, als ganz gewöhnliche Ausweichung wollt' er auch nicht, er wollte klagen und stärker klagen als das erste Mal; *es mol?* — wurde auch schon zu hoch und für die Begleitung sehr schwer, war auch von der andern Seite eben so entfernt. — All dieses und vielleicht noch mehreres mochte **Gluck** hinterdrein überlegen, und wenn er auch wirklich jene schneidende Transposition, **in die ihn sein heftiges Gefühl im Augenblick der Begeisterung hineingerissen**, hinterdrein mit dem Auge der Critik als Mißgestalt betrachtete, so konnte er doch von allem, was ihm die Critik sagte keine Anwendung machen ohne den ersten starken Ausdruck zu schwächen. Auch schrieb er die Oper für Italiäner zu einer Zeit da man in Italien an die schnellsten schneidensten Modulationen gewöhnt war, und sich deren nur zu häufig und sehr oft ohne allen Zweck bediente. Genug, **Gluck**, der überhaupt den höchsten herzzerreissenden Ausdruck liebt, ließ diese Modulation — gegen die jeder Schüler, der nur ein Lehrbuch der Harmonie gelesen hat, eine ganze wohlgegründete Abhandlung schreiben kann — er ließ sie stehen, weil er sah, er könne sie nicht wegnehmen ohne den Ausdruck zu schwächen; und er that wohl daran. Jener Schüler thut aber auch sehr wohl daran wenn er sie nicht nachgemacht. Kant sagt an eben der Stelle eben so wahr: „Dieser Muth ist an einem Genie allein Verdienst und eine gewisse Kühnheit im Ausdrucke und überhaupt manche Abweichung von der gemeinen Regel sieht demselben wohl an, ist aber keinesweges nachahmungswürdig, sondern bleibt immer an sich ein Fehler, den man wegzuschaffen suchen muß, für dergleichen aber das Genie gleichsam privilegirt ist, da das Unnachahmliche seines Geistesschwunges durch ängstliche Behutsamkeit leiden würde.“ Doch weiter! Aus dem *D mol* moduliert **Gluck** ins *G mol*, worinnen er schließt, doch gleich wieder die große Terz ergreift und ins *C mol* geht. Wenn er darinnen nach einigem Verweilen geschlossen hat, und man das Ende des Leidens hofft, führt die große Terz ins *F mol*, und nun steigt alles zur äußersten Höhe: Deklamation, Gesang, Modulation, Bewegung, Begleitung, alles drängt sich dem höchsten Gipfel hinan, auf dem der Sänger einen Augenblick athemlos ruht — und dann sinkt die Stimme ohnmächtig hinab und schließt mit aufgehaltenem Rythmus. Der Hauptgedanke, der durch das ganze Stück jammert und dem empfindlichen Zuhörer fast das Herz zerreißt, weint ihm noch nach in Imitationen der Violinen und der Bassons, und geht in der Oper selbst ins folgende Recitativ über, weßhalb das Ritornell hier in der Dominante schließt.

Ueber die etwas gezwungene Wiederholung des ersten *e come* die den klagenden Hauptgedanken der Arie erst von den Instrumenten vortragen läßt, und die drauf folgende Modulation ins *es dur*, die einzige nicht klagende, vielmehr tröstliche im ganzen Stücke, könnte man bey der Art wie **Gluck** oft arbeitete und wie er oft schon gemachte Sachen noch besser zu benutzen suchte, leicht auf den Gedanken kommen, daß dieser Hauptgedanke sammt der drauf folgenden Modulation erst andern Worten angehört habe und hier neu benutzt worden ist. — Doch ich mag nicht kritteln, will mit meinen Bemerkungen nur die Aufmerksamkeit junger Künstler und ächter Kunstfreunde auftegen.

Könnt' ich dadurch doch auch einigermaßen auf solche Männer unter uns wirken die **Gluck's** Werke immer noch so ganz falsch öffentlich beurtheilen, und sich durch die Sarkasmen seiner aufgebrachten Verehrer sogar zu Verunglimpfungen verleiten lassen! Doch dies bey Seite, so werden jene Männer **Gluck** und alle die ihm gleichen ewig falsch beurtheilen, so lange sie seine dramatischen hochleidenschaftlichen Kunstwerke blos nach den eingeschränkten Regeln eines gutgearbeiteten Tonstücks beurtheilen. Ein solches wird mit Recht hochgeachtet, und die

die Regeln dazu sind gut und richtig: auch dringt die wahre Schule mit Recht darauf, daß der Schüler den sogenannten reinen Satz erst gründlich und fleißig studire um die Kunstwerkzeuge ganz in seiner Gewalt zu haben, eh' er daran geht ein großes Kunstwerk zu machen, und die Vernachläßigung dieses früheren Studiums bestraft sich hinterdrein sehr hart, und erschwert die Ausarbeitung der glücklichsten leichtgefaßtesten Ideen entsetzlich und macht oft die letzte Vollendung unmöglich. Wenn nun aber ein Mann von ausserordentlichem Genie und Geist, der alles das von Natur hat, was sich nicht erlernt und nicht nachahmt, und was ein Kunstwerk allein zu einem kräftigen und allgemein wirkenden Kunstwerk macht, auf seinem eignen Wege durcharbeitet und Werke von ächter Originalität, von hinreissender Kraft darstellt, wenn der den schulgerechten Theil der Kunst hie und da vernachläßiget, oft weil er fühlt daß „durch ängstliche Befolgsamkeit das Unnahmliche seines Geistesschwunges leiden würde," oft auch, weil ihm wirklich die Handgriffe zu fehlen scheinen, die nur ein in den Regeln mechanischgeübtes Auge erkennt, nur eine geübte Hand ohne Mühe mit Sicherheit ausübt. — Diesem Manne nun die sieben Regeln der wahren Rechtschreibung zum Maaßstabe seines Verdienstes anlegen — es ist unbegreiflich wie Männer von sonst achtungswerthen Kenntnissen sich so vergessen können, oder auch so wenig Selbstkenntniß haben mögen nicht einsehen zu können, daß die Beurtheilung eines solchen Werks nicht ihre Sache ist. Könnt' ich diesen Männern nur eine deutliche Vorstellung geben von der ganz verschiedenen Verfahrungsart des Künstlers, der leidenschaften bearbeitet, und dessen der zum alleinigen Zweck hat ein regelrechtes Werk zu machen. Diese Verfahrungsarten sind eben so himmelweit von einander verschieden als die Werke selbst: als eine Fuge von dieser leidenschaftlichen Arie. Ja, man würde noch sehr irren, wenn man glaubte **Gluck** sey bey der Bearbeitung der Arie so zu Werke gegangen, als ich bey der Zergliederung thun mußte, um mit Worten zu bezeichnen was das schaffende Genie dem durch lange Beobachtung und vielfachen Genuß ächter Kunstwerke, und Uebung kunstfertigen Künstler in der schönen Stunde der Begeisterung eingab. Nun aber gar zu glauben, daß man **Gluck's** Werke beurtheilen kann, weil man die Regeln des reinen Satzes versteht, ist eben so gerecht und bescheiden als wenn man glaubte **Göthe's** Werke beurtheilen zu können weil man Adelungs deutsche Sprachlehre wohl inne hat.

Es ist auch wohl zu viel Prätension auf das Urtheil solcher Künstler die ihre Kunst und zugleich die Werke großer Meister mit Eifer studiren, die sich mit den Werken Glucks viele Jahre lang beschäftigt haben, und immer neue Nahrung, neuen Reichthum darinnen entdecken, sie auch wirklich selbst und recht gehört haben, wenn man auf deren Urtheil nichts giebt, wenn man deren einstimmiges Urtheil — warum soll ich hier nicht **Schulze Salieri, Kunzen** und **mich selbst** nennen? — daß sie **Gluck** für theatralische Wirkung und leidenschaftlichen Ausdruck, für das höchste Muster, das die Kunst bis itzt besitzt, halten — wenn man denen französischen Anekdoten von unerlaubten Mitteln ein Werk aufs Theater zu bringen, entgegensetzt! Ich möchte nicht gerne bitter werden, viel lieber möcht' ich Aufklärung, Vereinigung, oder wenigstens bescheidene Ergebung bewirken: denn es schreiben Männer gegen **Gluck**, die ich von vielen andern Seiten sehr hochschätze, und an deren Beyfall mir selbst gelegen ist. Ich treffe mich mit meinem Freunde **Schulze** zufälligerweise zusammen, dem vortreflichen Künstler ein seiner würdiges Denkmal zu schreiben. Vielleicht gelingt uns dabey auch jene Aufklärung und Vereinigung.

Die folgende Arie von *Sachini* ist ein sehr schönes Beyspiel wie die neuern Italiäner auch unangenehme leidenschaften schön zu behandeln suchen und verstehen. S. drückt hier nicht so wohl den Schmerz der **Armide** über die Grausamkeit des ihr ungetreuen **Renaud** aus, als das dadurch für ihn verscherzte Glück: und gerne wäre sie ihm allein in die tiefsten Einöden gefolgt, hätt' ihm da, ihre Bande verehrend, ihr leben aufgeopfert. — Wie wohl ihm das hätte thun müssen, das drückt ihr Gesang vortreflich aus! Ob das wahr ist? Ob es nicht vielmehr Kunstkoketterie ist? — Für eine Nation wie die Italiänische, die Sinn für schöne Formen hat, und wollüstige Empfindungen über alles liebt, mag es auch wahr und recht seyn die schöne Seite nur vorzukehren; (die ächten Franzosen lieben es nicht,) aber daß es nun auch an der schönen süßen Melodie nicht genug ist, daß nun auch der Zuhörer durch die Begleitung gewiegt, geschaukelt, gekitzelt werden muß, das ist der schö-

nen

nen Melodie wegen selbst sehr zu tadeln und zu bedauern. Ich sah das kleine Stück zuerst ohne alle Begleitung auf kleinen Blättern abgedruckt, wie man denn in Paris Lieblingsgesänge aus Opern auf alle mögliche Weise ins Publikum bringt, und sie machte mir sehr viel Vergnügen. In Paris bey der Vorstellung der Oper selbst hätte dieses ganz unpassliche *Scherzare* der Instrumente das in diesen 27 Takten sechs verschiedene Figuren enthält, beynahe gemacht, daß ich die ganze kleine Arie überhört hätte: sie that auf mich durchaus keine Wirkung. Ein Italiäner, der neben mir saß, und mich darauf anstieß das vortrefliche Accompagnement zu hören, machte mich erst aufmerksam darauf, und war gewiß mit meiner Antwort eben so wenig zufrieden als ich mit der Begleitung.

In der folgenden alten Cavatine aus dem vorigen Jahrhundert über dieselbe Empfindung, ist dafür wieder lauter Wahrheit und nichts als Wahrheit: Sie fängt in *F mol* an, und bis auf eine Transposition in *as dur*, die eigentlich nur ein Schlendrian ist, bleibt sie im *F mol* und schließt darin: deklamirt die Worte richtig und stark ohne schöne Melodie und hat nachdrückliche Wiederholungen.

Da sehe man aber drauf unsern stolzen und wahren und zugleich schönen und reichen Händel, wie der deklamirt und dabey singt und modulirt! Dessen beste Werke darf man freylich nur vorlegen: es bedarf keiner Erklärungen und keiner Rechtfertigungen, den setzt, so bald von Kunst überhaupt die Rede ist gerne jeder obenan. Bey diesem Stücke hat die feinere Kritik, die nichts schonen muß, vielleicht nur zu erinnern, daß die Contraste für den guten Geschmack zu prell gegen einander gestellt sind.

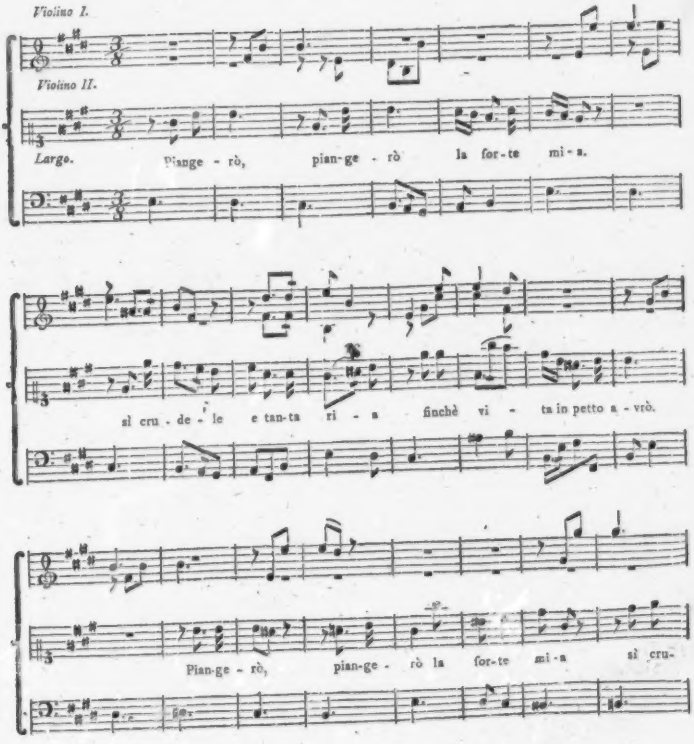
Auch die alten Italiäner hatten ihre Leute die die unangenehmen Empfindungen schön auszudrücken wußten: man sehe hier den angenehmen schönsingenden Abschied des liebhabers; er schmeichelt seine *amabile*, *ben mio* und scheint an ihrem Andenken an ihn gar nicht zu zweifeln: der Schluß ist ein gar süßer Ausdruck der zärtlichsten Bitte. Buononcini ist übrigens einer von den Italiänern die unsern vortreflichen Händel zu mancher harmonischen Ueberladung und gesuchten Künsteley in seinen Opern verleitet haben: er war einer seiner Rivale in London, wo man oft den größten deutschen Künstler dem angenehmen Italiäner entgegenstellte. Händel fand in den Italiänern, die neben ihm arbeiteten damals schon zu viel Bestreben nach süßen Melodien und zu wenig Fleiß und Reichthum an Harmonie, und wollte darum wohl in seinen gegenstehenden Werken um so mehr Harmonie und Fleiß zeigen. —

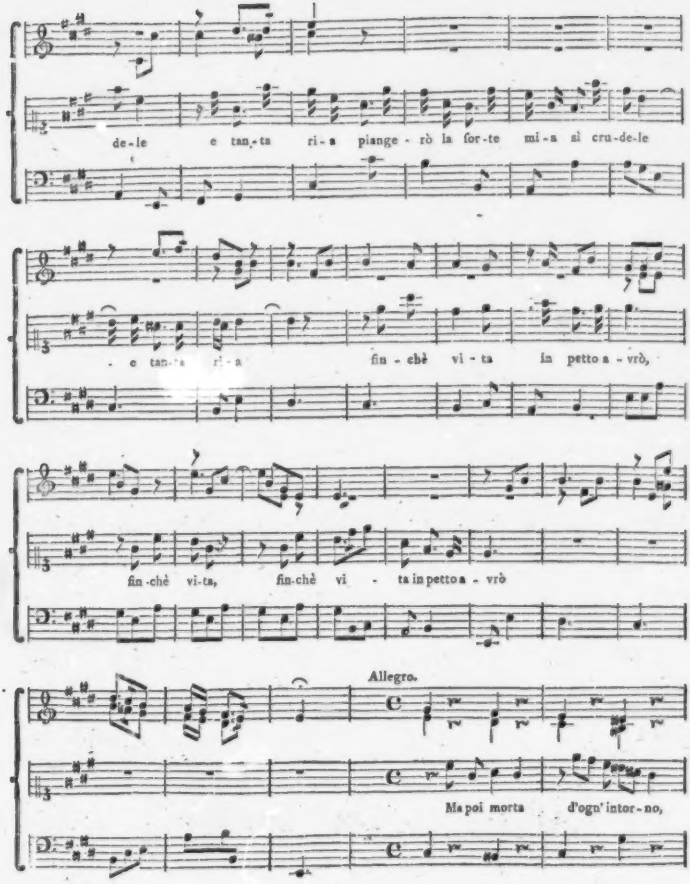
In der darauf folgenden Arie von *Alessandri Scarlatti* der in Händels zartester Jugend schon ein großer verehrter Meister war, wird man schon mehr Vereinigung von Wahrheit im Ausdrucke und Annehmlichkeit des Gesanges finden: auch ist sie weniger einförmig in der Modulation.

In dem Chor von *Porpora* ist der Ausdruck der hohen Wichtigkeit durch die Verlängerung des $\frac{3}{8}$ zu $\frac{3}{4}$ Takts vorzüglich merkwürdig: die Worte erhalten dadurch ein außerordentliches Gewicht. Uebrigens sollte dieses Chor eigentlich in eine andere Reihe von Stücken zu stehen kommen, und so enthalte ich mich in diesem schon zu lang gewordenen Artikel alles weiteren Raisonnements darüber.

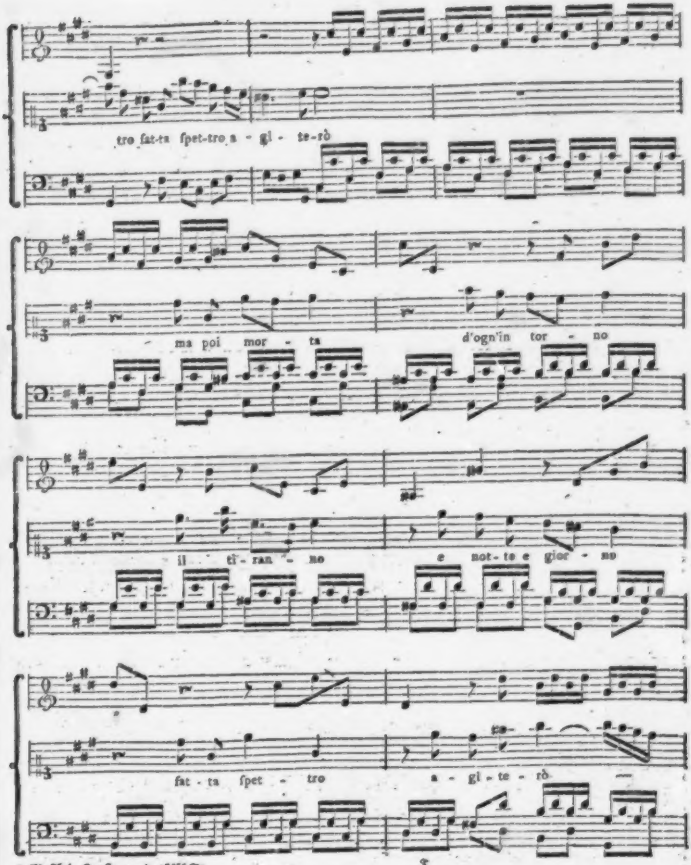
Merkwürdige Stücke verschiedener Meister.

Händel.




de-le e tan-ta ri-a piange-rò la for-te mi-a sl cru-de-le
- e tan-ta ri-a fin-chè vi-ta in petto a-vrò,
fin-chè vi-ta, fin-chè vi-ta in petto a-vrò
Allegro.
Ma poi morta d'ogn'intor-no,

unis.
li ti - ran - no
e not - te e gior - no
Violoncello.
fat - ta ſpet - tro
a - gi - te - rò
fat - ta
ſpet

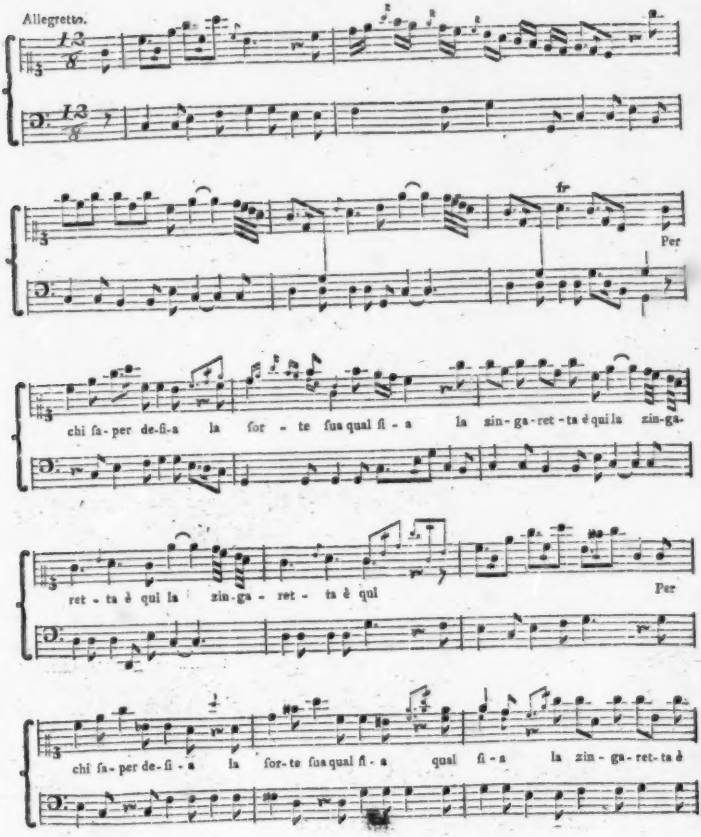

tro fat-ta ſpet-tro a - gi - te-rò
ma poi mor - ta d'ogn'in tor - no
il ti-ran - no e not-te e gior - no
fat - ta ſpet - tro a - gi - te - rò

fat-ta ſpet-tro a-gi-te-rò
Da capo.

Rameau.

Air tendre.
Quel-le foi-ble vic-toi-re lorsqu'on perd un bien ſans ré-tour
tour. La ven-geance plaît à la gloi-re mais ne con-ſo-le pas l'a-mour. La ven-
geance plaît à la gloi-re mais ne con-ſo-le pas l'a-mour.

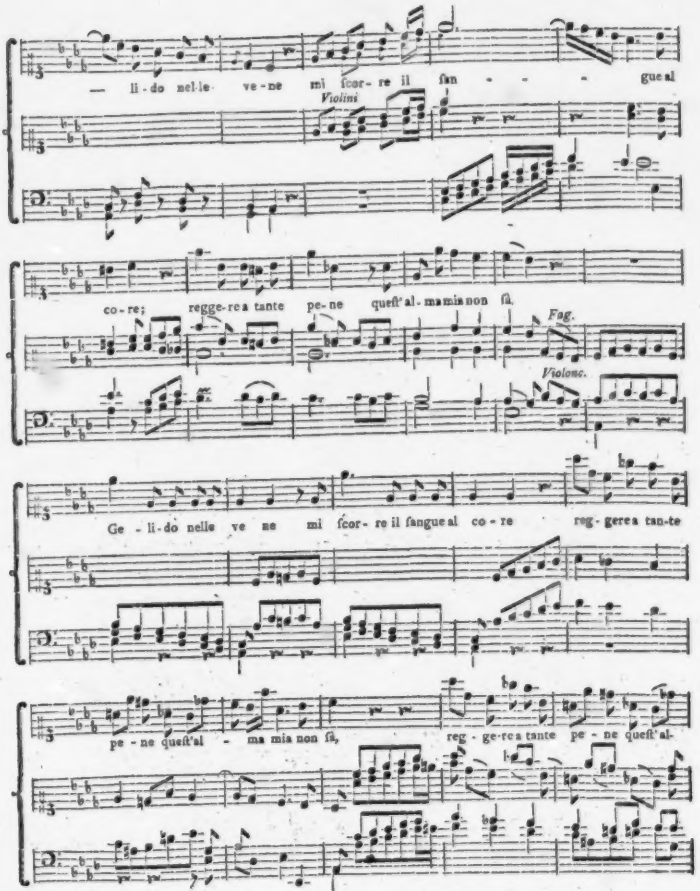
Leonardo Leo.



Zwey Cavatinen aus der Oper Proteſilao.

Cavatina von Raumann.

(aus dem zweyten Akt.)


— li-do nel-le ve-ne mi ſcor-re il ſan - - - gue al
Violini
co-re; regge-re a tante pe-ne queſt'al-ma mia non ſa.
Fag.
Violonc.
Ge-li-do nelle ve ne mi ſcor-re il ſangue al co-re reg-gere a tan-te
pe-ne queſt'al - ma mia non ſa, reg-ge-re a tante pe-ne queſt'al-

— ma mia non fà,
reg-ge-re a tan - te
Coro.
Mi - se - ra in tan-to or-ro - re
chi la con-so-le-
Coro.
Mi - se - ra in tan-to or-ro - re
pe-ne
quest' alma mi-a non fà.
rà,
mi-se-ra in tan-to or-ro - re
chi la con-so-le - rà.

Cavatina von Reichardt.

(aus dem ersten Akt der Oper Protesilao.)

men - ti che il mio bar - ba - ro do - lor, nè ri - spon-de a' miei la-
men - ti che il mio bar - ba - ro do - lor,
che il mio bar - - - - - ba - ro do - lor.
In - fe - li - ce, in - fe-

li - ce i miei ſo - ſpi - ri ſpargo in-va - no al an- re a' ven - ti in-
va - no, in - va - - - - - no. Nè ri - ſpon - de a' miei la-
men - ti che il mio bar - ba - ro do - lor, che il mio bar - ba - ro do-
lor nè ri - ſpon - de a' miei la - men - ti che il mio bar - ba - ro do-

lor, che il mio bar - ba - ro do - lor, — — bar - - -
cresc.
sf p
ba - ro do - lor, che il mio bar - ba - ro do-
sf p
cresc.
lor che il mio bar - ba - ro do-
pf
sf
lor.
Es geht ins Meer. über.

Zusätze zu dem Aufsatze über die musikalische Ausführung im dritten und vierten Stück des musikalischen Kunstmagazins.

In Berlin hat der Oberbaudirector, Hr. Geheimerath **Langhans** der mit wahrem Eifer jeden Theil seiner Kunst beherzigt, bey der neuerlichen gänzlichen Umänderung des Opernhauses, wodurch es eins der allerelegantesten und geschmackvollsten Theater in Europa geworden, auch bey der Einrichtung des Orchesters auf den bessern Effekt der Musik Rücksicht genommen, und bey dem neuen Theaterbau in Charlottenburg, bey Berlin, benutzt er einige Vortheile, die man in München, Stutgard und Turin zur Vervollkommnung des Orchesterbaues versucht hat; wovon nach geendigtem Bau und gemachter Erfahrung eine ausführliche und gründliche Nachricht dem musikalischen Publikum gewiß willkommen seyn wird.

Du Bos handelt, in seinen Reflexions critiques Tom. III. Sect. XII. ziemlich ausführlich von den Schallvasen und Schallwänden der Alten. Außer dem Vitruv, der Lib. 5. cap. 5. selbst die Regeln angiebt, nach welchem jene Vasen-Wände dem System des Aristoxen gemäß auch harmonisch einzurichten waren, benutzt du Bos auch den Plinius und Cassiodor. Es ist zu bedauern, daß Forkel in seiner **allgemeinen Geschichte der Musik** die alle frühere italiänische, englische, französische und deutsche Werke über diesen Gegenstand, eben so sehr an Vollständigkeit und ächtem Litteratorfleiß, als an Vollständigkeit und Genauigkeit übertrift, diesen interessanten Punkt unberührt gelassen hat. In der Geschichte der Musik bey den Römern führt er Vitruv's Werk de Architectura an, in welchem Lib. 5. cap. 5. von jenem Gegenstande gehandelt wird, ohne sich aber selbst auf die Sache einzulassen. Es ist dieses um so mehr zu bedauern, da solche Gegenstände unter der fleißigen sorgsamen Hand unsers Geschichtschreibers allemahl sehr gewinnen.

Unsre Boiserien, die bey Musiksälen hie und da angebracht werden, könnten auch in Theatern mit Nutzen angewand werden.

Für Flügel und Claviere arbeiten **Oesterlein** und **Straube** in Berlin ißt sehr gut, und **Silbermann** hat an seinem Sohne in Straßburg einen sehr geschickten Nachfolger. Ich sahe in spätern Jahren bey diesem Künstler einen Flügel mit einem Pedal von außerordentlicher Schönheit. **Stain** in Augsburg bearbeitet seine Kunst als wahrer genievoller Künstler, sein Bogenclavier, seine Forte-piano's, so einfach und so schön — nur die von **Schmal** in **Regensburg** und **Walther** in **Wien** können sich daneben hören lassen — und vorzüglich sein neuerlich erfundenes *crescendo* und *diminuendo forte-piano*, welches er für seine Tochter, eine Virtuesin im Clavier, gemacht, sind schöne Beweise hievon.

Im Königlichen Orchester in Berlin sind bey der neuen Einrichtung und Verstärkung des Orchesters auch **Basethörner**, **Posaunen**, **Trompeten**, **Paucken** und **Serpenten** eingeführt worden.

In Frankreich wird die Harfe noch sehr geübt. Hr. **Krumbholz** — unser braver landsmann — und seine Frau, eine Lütrichern, erhalten dieses schöne Instrument in **Paris** in hohem Ansehen.

Stimmphysiognomik

(Nachtrag zu den Aufsätzen im zweyten und dritten Stück des Kunstmagazins.)

Ich will hier noch einige der vorzüglichsten alten Schriftsteller anführen, die über diesen interessanten Gegenstand geschrieben haben. Uebrigens haben ihn fast alle griechischen und römischen Philosophen und gelehrte Aerzte mehr oder weniger umständlich und gründlich abgehandelt.

Hipokrates (de victus ratione. Lib. I. Sect. VII.) sagt: „Aus des Menschen Stimme kann man gar vieles erkennen, was in ihm vorgeht. " Er vergleicht die Sprachwerkzuge einem musikalischen Instrumente, welches durch seine schönen und mannigfaltigen Töne nicht nur dem Ohr angenehm ist, sondern auch die verschiedenen Leidenschaften auszudrücken vermag. Er geht mehrere Kennzeichen der Sprache durch und handelt als Arzt ausführlich davon.

Aristoteles handelt im zweyten Abschnitte seiner **Physiognomik** auch von der Stimme, umständlicher noch im sechsten Abschnitte.

Cicero (de Oratore) giebt der Stimme für den Ausdruck der Affekten den ersten Rang, dem Angesichte den zweyten. In mehrern Kapiteln handelt er von ihrer Natur.

Quintilian handelt diesen Gegenstand vortreflich ab. Ich kann mich nicht enthalten, eine Stelle aus ihm ganz herzusetzen. Er sagt (inslit. Orator. Lib. XI.) „Die Stimme ist der Seele Verkünderinn, ihr Abdruck, jede Veränderung der Seele mahlt sich in diesem ihrem Bilde. Im Streit erhebt sie sich mit Macht, und strengt alle Nerven an. In der Freude ist sie voll, doch frey, sie ströme freudig hin. Im Zorn ist sie stark, rauh und gespannt, durch schweres Athmen oft unterbrochen: denn tiefes Aufathmen wird unmöglich beym gewaltsamen Ausstoßen der Luft. Schwächer ist sie beym Neide, denn nur in niedrigen Seelen wohnt dieses Laster; beym Schmeicheln, Bekennen, Verhaften, Bitten ist sie sanft und demüthig; beym Ermahnen, Warnen, Trösten ist sie gesetzt und ernsthaft; bey Furcht und Schaam zurückgehalten; beym Antreiben stark und lebhaft; bey wichtigen Unterredungen wechselnd, beym Mitleiden gedämpft und klagend, und, wie mit Vorsatz, fast unvernehmlich; bey frohen Begebenheiten hell und deutlich; bey Erklärungen und gleichgültigen Unterredungen bleibt sie sich gleich und hält die Mitte ihrer äussersten Höhe und Tiefe. Steigen die Affekten, so erhebt sich auch die Stimme, legen sene sich, so sinkt auch sie hinab u. s. w.

Es scheint mir merkwürdig, daß die römischen Dichter in ihren physiognomischen Beschreibungen und Schilderungen, die im **Plautus, Terenz, Lukrez, Virgil** und **Properz** so häufig vorkommen, weit weniger als die griechischen Dichter und oft gar keine Rücksicht auf die Stimme nehmen. Die Römer hatten auch weit weniger Gesang als die Griechen; und selbst itzt findet man zwischen Florenz und Neapel beym Volke sehr selten ein schönes Organ zum Singen. In Apulien, Calabrien, Sicilien, auch andrer Seits im Venetianischen und in der lombardey findet man solches viel häufiger.

Von den spätern Schriftstellern handeln **Plutarch** (de audit.) **Clemens von Alexandrien** (Paedag. III. 12.) u. a. von der menschlichen Stimme.

Im *de Brosses* über Sprache und Schrift, vorzüglich in den Nummern 20. 21. 22. und 23. stehen auch hiehergehörige wichtige Bemerkungen.

Sulzer handelt in seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste in mehreren Artikeln, besonders aber im Artikel **Vortrag** ausführlich von der menschlichen Stimme.

Agricola hat in den Zusätzen und Anmerkungen zu seiner Uebersetzung von **Tosi's Anleitung zur Singekunst** sehr viel interessantes und belehrendes, zum Theil auch hieher gehöriges beygebracht. Man sehe vorzüglich seine sehr ausführliche Anmerkung von S. 22. bis 42.

Zum

Zum Beschluß stehe hier noch eine Stelle aus Garve's Cicero. „Die Stimme hat zwey Vollkommenheiten: Deutlichkeit und Wohlklang. Beydes muß hauptsächlich von der Natur herkommen; doch kann das eine durch Uebung der Sprachwerkzeuge, das andere durch Nachahmung guter Muster befördert werden. Blos dadurch erweckten die beyden *Catuli* die Meynung von sich, daß sie Wissenschaften und Geschmack besäßen, u. s. w. Ihr Ton hatte etwas Einnehmendes. — Ihre Stimme war ohne Anstrengung stark und doch nicht schreyend. Der Ausdruck des *Lucius Crassus* war reicher, mannigfaltiger; er war nicht weniger geistreich und witzig; und doch glaubte man, daß die *Catuli* besser sprechen."

So bin ich auch fest überzeugt, daß die volle klingende, angenehme Stimme des vorigen Königs von Preussen großen Antheil an dem Zauber hatte, mit dem er jeden, zu dem er freundlich sprach, so ganz für sich einnahm. Nur bey alten feinen gebildeten Franzosen von hervorstechendem Charakter hab' ich die Stimme wieder gefunden.

Nachrichten von der ehemaligen Hamburger Oper.

(aus Lessings Collectaneen zur Litteratur.)

Die erste hamburgische Oper ist von 1678 [1]), und heißt: Der erschaffene, gefallene und aufgerichtete Mensch. Verschiedene Jahre vorher waren schon zu Dresden, zu Halle, zu Würtemberg und Wien Opern aufgeführt worden [2]), ja gar auch zu Koppenhagen eine deutsche schon 1663, betitelt: Die Waldlust [3]).

Die allegorischen deutschen Singspiele, welche durchaus in einem gleichen Sylbenmaaße abgefaßt sind, und weder Recitative noch Arien haben, schreiben sich gar nicht von der italiänischen Oper; wie z. E. Harlekins Hochzeit und andre solche Singstücke in Ayrer's Opera theatrico [4]).

Die hamburgische Oper muß im Jahr 1736. in den elendesten Umständen gewesen seyn, wie ich aus dem Schreiben eines Schwaben an einen deutschen Freund in Petersburg von dem gegenwärtigen Zustande der Oper in Hamburg (1 Bogen. 4.) sehe. Damals war die Oper gänzlich unter italiänischer Direktion, obgleich die Madam Kayser [5]) (die Frau des berühmten Komponisten) noch dabey und wirklich auch noch die vorzüglichste Sängerin war. Verzierungen und Tänze waren abscheulich, und die übrigen Sängerinnen waren Madam Monza und ihre Tochter; beyde höchst elend. Die Bühne war aber auch höchst leer und das ganze Theater-bestand aus drey bis vier deutschen Italiänern.

Die hamburgischen Opern, die ich gedruckt selbst durchgeblättert habe sind nach der Zeitordnung folgende [6]).

1698. Der aus Hyperboreen nach Cimbrien überbrachte güldene Apfel. Ein allegorisches Stück von Postel, der schon 1688 für das hamburgische Theater Opern zu machen angefangen; sein erstes

1) Man sehe Gottsched's Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst. S. 238. Marpurgs historisch-kritische Beyträge zur Aufnahme der Musik. B. III und IV. und Mathesons musikalischen Patrioten S. 22 und 24.

2) Eschenburg merkt an: Der Anfang der deutschen Oper gehöre ohne Zweifel schon ins sechzehnte Jahrhundert, und noch in diesem wurden die meisten Singspiele verfertigt, welche Jac. Opus Theatricum enthält das zu Nürnberg 1618. in fol. herauskam. Gottsched setzt die Verfertigung derselben zwischen 1570 und 1589. Diese Stücke wurden indeß durchgehends nach einerley Melodie abgesungen. (So wie ißt noch die italiänischen Improvisatori ihre Extemporaverse halbe Stunden lang auf eine und dieselbe Melodie absingen, die nur in 4— 8 Takten besteht.)

Als die erste förmliche deutsche Oper sieht man gewöhnlich die im J. 1627 zuerst am Dresdner Hofe aufgeführte Schäferoper Daphne an, deren Verfasser, wie bekannt, Martin Opitz ist, der auch acht Jahre hernach sein Singspiel Judith bekannt machte.

3) Eschenburg sagt, das Stück sey mehr Maskerade als Oper, und sey 1663 aus dem Dänischen übersetzt worden, (also wohl nie in Koppenhagen deutsch vorgestellt worden.)

4) Sie sind wohl größtentheils Nachahmungen nach dem Französischen.

5) Der Name der Kayser und ihrer Tochter findet sich noch unter den Personen eines Prologs von 1743.

6) Die Anmerkungen die Lessing einigen Opern beyfügt und nur ihre nähere Theatergeschichte oder Poesie betreffen, mag man in Lessings Collectaneen B. II. 114 u. f. selbst nachlesen: sie würden hier zu viel Raum einnehmen. Ich begnüge mich hier nur das abdrucken zu lassen, was dem Tonkünstler näher angeht, benutze Eschenburgs Anmerkungen dabey und füge hie und da meine eigenen hinzu.

erstes Stück war die heil. Eugenia, oder die Bekehrung der Stadt Alexandria zum Christenthum. (Die Musik zum güldnen Apfel ist von Kayser.)

Z 1699. Die Verbindung des Herkules mit der Hebe; auch von Postel. In eben dem Jahre die Wiederkehr der güldnen Zeit von Bressand, der auch 1700 die Oper *la Forza della Virtù*, welche mit einer neuen Oper Anagilda gleichen Inhalts ist, ins Deutsche übersetzte.

1701. Störtebecker und Jödge Michaelis erster und zweyter Theil. Am Ende des Stücks werden diesen beyden Seeräubern unterm Schalle der Pfeifen und Trompeten die Köpfe abgeschlagen und vorne auf zwey Pfähle gesteckt.

1702. Der königliche Printz *Regnerus*.

— *Berenice*.

— Penelope oder Ulysses andrer Theil. Der erste ist nach Gottscheds Angabe gleichfalls in diesem Jahre aufgeführt worden [8].

1704. Der gestürzte und wieder erhöhte Nebucadnezar. Es muß vortreflich gewesen seyn, den Nebucadnezar in ein wildes Thier verwandelt mit Adlersfedern und Klauen bewachsen unter vielen andern Thieren zu sehen und brummen zu hören.

1705. Die römische Unruhe oder die edelmüthige Octavia von Barthold Feind und von Kayser componirt. „Dieses ist nunmehro, sagt Feind, das 31ste Singstück von Kayserns Arbeit; worüber ich mich destomehr wundere, weil die Italiäner von ihrem Palaroli in Venedig als ein unerhörtes Mirakel ausrufen, daß er bereits 18 Opern componirt; worauf jedoch sein Brunnen auch dermaßen erschöpft werden, daß er nunmehro nichts als Kirchenstücke setzt.“ [9]

1706. *La Fedeltà coronata* oder die gekrönte Treue, die Musik von Kayser. Es war seine 33ste Oper. Der durchlauchtigste *Secretarius* oder Almira Königin in Castilien.

1707. Der angenehme Betrug, oder das Carneval von Venedig. In diesem Stück kommt auch eine Trientze, ein niedersächsisches Dienstmädchen vor, welches in diesem Dialekte verschiedene Scenen hat und lieder singt. [10]

7) Eschenburg nennt als die zweyte in Hamburg aufgeführte Oper den Croesus, welche Burney in seinen Reisen als die erste angiebt. Die Poesie war von Richter und dem nachherigen hamburgischen Prediger Elmenhorst, der im Jahr 1688. da er schon Prediger war, einen Bericht vom Opernspielen, zu ihrer Vertheidigung heraus gab. Fast hundert Jahr später verfolgte der Pastor Götze in Hamburg den Sohn seines Vorgängers und Wohlthäters, weil er auf der Universität als Candidat. Theol. sehr moralische Schauspiele geschrieben hatte.

8) Eschenburg merkt an, daß der erste Theil dieser Oper Circe oder Ulysses hieß, und beyde Theile von Bressand sind; auch zeigt er für das Jahr 1702 noch die Oper: Der Tod des großen Pans an.

9) Eschenburg nennt für dieses Jahr noch die Oper Lukretia von Kayser componirt, der wohl von allen Komponisten die meisten Opern vermuthlich über hundert schrieb. Man kann freylich sagen, was waren das aber auch für Opern? Ein Akt einer jetzigen Oper enthält mehr Musik und Verwicklungsfaltigkeit als drey Opern damaliger Zeit. Es war aber auch die damalige Zeit in der der Komponist das meiste selbst erfinden mußte, in welcher die Melodien und Modulationen, die einige spätere große Genies aus ihrer Fülle hervorströmen ließen, noch nicht zu Gemeinplätzen geworden waren, mit denen man itzt halbe Opern, oft ganze anfüllt.

Aus Eschenburgs Anmerkungen ist für den Tonkünstler folgendes noch merkwürdig. Er sagt: „In meiner Sammlung hamburgischer Opern in acht starken Quartbänden, die vom Jahr 1678 bis 1748 geht, finde ich vom J. 1736. nur eine einzige Oper: Die nachbegierige Liebe, oder Orasia; mehrere vom Jahr 1737. in welchen die hamburgische Opernbühne einen neuen Direktor erhielt, der den Schauplatz mit einem Prolog der Musen eröffnete. Die nachherigen Opern sind fast alle italiänisch, meistens von Metastasio mit gegenüber gedruckter deutscher Uebersetzung.“ (Wie diese beschaffen gewesen seyn mögen, kann man aus folgendem Pröbchen schließen, das ich mich erinnere, als in einem solchen Opernbuche, mich dünkt von der L'Isola desolata gelesen zu haben. Die Anrede ist von einer Dame die eben an die Insel strandet, die Antwort von einem Bewohner der Insel, der sie vorher nie gesehen:

Ich weiß nicht ob Ihnen von sicherer Hand
Schon meine terrible Geschichte bekannt;
Mobilien und Bräutigam, damit Sie es wissen
Sind mit durch die Wellen des Meeres entrissen.

Antwort.

Dame, die artigen Reden von Ihnen,
Müssen zu meiner Bejauberung dienen.

Unter der Zuschrift der im Jahr 1740. aufgeführten *Ipermnestra* hat sich *Angelo Mingotti* als Direktor unterzeichnet und so noch bey ihrer Wiederholung im Jahr 1746. Im Jahr 1748. scheinen auch die italiänischen Opern dort aufgehört zu haben.

Schade in seinem kritischen Anhang S. 77. setzt das Ende der eigentlichen hamburgischen Opern ins Jahr 1737. und erzählte den Verfall derselben umständlich.

Finger.

Fingerzeige
für den
denkenden und forschenden deutschen Tonkünstler.

Ich glaube, diesen Artikel meines Werks nicht würdiger und zweckmäßiger beschließen zu können als mit folgenden Auszügen aus **Kants Critik der Urtheilskraft** und aus **Göthe's Künstlerapotheose. Herr Professor Kant** hat in jenem vortreflichen Werke über die **Critik des Geschmacks** und der Kunst ein Licht verbreitet, das, wohl und ganz benutzt, zum größten Gewinn für Geschmack und Kunst gereichen muß. Ich widme mich jetzt um so eifriger dem Studium und der bestmöglichsten Nutzanwendung dieses vortreflichen Werks, da es, ausser dem großen unschätzbaren Lebensgewinn, den ich für mich und die Meinen aus dem Studio der Kantischen Philosophie ziehe, auch noch ein Mittel wird, ächte Dankbarkeit zu üben. Dem Hrn. Prof. **Kant** einzig und allein verdank ichs, daß ich von meinen frühsten Jugendjahren an, nie den gewöhnlichen erniedrigenden Weg der meisten Künstler unsrer Zeit betrat, und seinen akademischen Unterricht, den er mir früh, ganz aus freiem Triebe, antrug, und drey Jahre auf die alleruneigennützigste Weise gab, dank ich das frühe Glück, die Kunst von Anfang an aus ihrem wahren höhern Gesichtspunkte beachtet zu haben und nun das größere Glück, seine unsterblichen Werke mit Gewinn studiren zu können. Seine **Critik der Urtheilskraft** eröffnet mir eine Bahn, auf der ich, vollend' ich sie glücklich, der Kunst eben so nützlich werden kann, als mir selbst: und ich betrete sie um so muthiger, da mein großer Lehrer mich durch schmeichelhafte Aufforderung dazu aufmuntert, und da nach seiner edlen Denkart mir kein ander Mittel der Dankbarkeit bleibt, als durch nähere Anwendung seiner ächten Grundsätze und scharfsinnigen Beobachtungen auf Werke der Kunst und des Geschmacks zur Vermehrung des Nutzens seiner aufklärenden Werke, nach meinem Vermögen beyzutragen. Man erwarte indeß nicht in den nächsten Messen ein solches Werk von mir. Da ich hiebey die Sache selbst einzig und allein vor Augen habe, so werd' ich mir damit alle Zeit lassen, die die Wichtigkeit und Vollendung eines solchen Werkes erfordert.

Hier lasse ich blos einige vortrefliche Stellen aus den Abschnitten über **Kunst** und **Genie** abdrucken, um meine Leser auf das Werk selbst aufmerksam zu machen. Die Beweise dieser Stellen selbst müssen sie in dem Werke an den angezeigten Orten nachlesen. Ich wollte den Künstlern und ächten Kunstfreunden damit nur Begierde nach diesem über alles, was den Menschen nur interessirt sich ausbreitenden Werke einflößen und den Zweck werd' ich sicher nicht verfehlen.

1) Stellen aus Kants Critik der Urtheilskraft.

Es giebt weder eine Wissenschaft des Schönen, sondern nur Critik, noch schöne Wissenschaft, sondern nur schöne Kunst. S. 174.

An einem Produkte der schönen Kunst muß man sich bewußt werden, daß es Kunst sey und nicht Natur, aber doch muß die Zweckmäßigkeit in der Form desselben von allem Zwange willkührlicher Regeln so frey scheinen, als ob es ein Produkt der bloßen Natur sey. S. 177.

Genie, ist das Talent (Naturgabe) welches der Kunst die Regel giebt. 178. oder: Genie ist die angebohrne Gemüthsanlage (ingenium) durch welche die Natur der Kunst die Regel giebt. 179.

Man

Man sieht, daß Genie 1) ein Talent sey, dasjenige, wozu sich keine bestimmte Regel geben läßt, hervorzubringen, nicht Geschicklichkeitsanlage zu dem, was nach irgend einer Regel gelernt werden kann, folglich, daß Originalität seine erste Eigenschaft seyn müsse, 2) daß, da es auch originalen Unsinn geben kann, seine Produkte zugleich Muster, d. i. exemplarisch, seyn müssen, mithin selbst nicht durch Nachahmung entsprungen, andern doch dazu, d. i. zum Richtmaaße oder Regel der Beurtheilung dienen müssen: 3) daß es, wie es sein Produkt zu Stande bringe, selbst nicht wissenschaftlich anzeigen könne, sondern daß es als Natur die Regel gebe, und daher der Urheber eines Produkts, welches er seinem Genie verdankt, selbst nicht weiß, wie sich in ihm die Ideen dazu herbefinden, auch es nicht in seiner Gewalt hat, dergleichen nach Belieben oder planmäßig auszudenken und andern in Vorschriften mitzutheilen, die sie in den Stand setzen, gleichmäßige Produkte hervorzubringen, (daher denn auch vermuthlich das Wort Genie von genius, dem eigenthümlichen, einem Menschen bey der Geburt mitgegebenen schützenden und leitenden Geist, von dessen Eingebung jene originale Ideen herrühren, hergeleitet ist,) 4) daß die Natur durch das Genie nicht der Wissenschaft, sondern der Kunst die Regel vorschreibe und dieses auch uns, so fern sie schöne Kunst seyn soll. 190.

Da die Naturgabe der Kunst, (als schönen Kunst) die Regel geben muß, welcherley Art ist denn diese Regel? Sie kann in keiner Formel abgefaßt zur Vorschrift dienen, denn sonst würde das Urtheil über das Schöne nach Begriffen bestimmbar seyn, sondern die Regel muß von der That, d. i. vom Produkt, abstrahirt werden, an welchem andere ihr eigenes Talent prüfen mögen, um sich jenes zum Muster, nicht der Nachmachung, sondern der Nachahmung dienen zu lassen. Wie dieses möglich sey, ist schwer zu erklären. Die Ideen des Künstlers erregen ähnliche Ideen seines Lehrlings, wenn ihn die Natur mit einer ähnlichen Proportion der Gemüthskräfte versehn hat. Die Muster der schönen Kunst sind daher die einzigen Leitungsmittel, diese auf die Nachkommenschaft zu bringen, welches durch bloße Beschreibungen nicht geschehn könnte. 183.

Ob zwar mechanische und schöne Kunst, die erste als bloße Kunst des Fleisses und der Erlernung, die zweite als die des Genie's, sehr von einander unterschieden sind, so giebt es doch keine schöne Kunst, in welcher nicht etwas mechanisches, welches nach Regeln gefaßt und befolgt werden kann, und also etwas Schulgerechtes die wesentliche Bedingung der Kunst ausmachte. Denn etwas muß dabey als Zweck gedacht werden, sonst kann man ihr Produkt gar keiner Kunst zuschreiben, es wäre ein bloßes Produkt des Zufalls. Um aber einen Zweck eines Werks zu richten, dazu werden bestimmte Regeln erfordert, von denen man sich nicht frey sprechen darf. Da nun die Originalität des Talents ein (aber nicht das einzige) wesentliches Stück vom Charakter des Genie's ausmacht, so glauben seichte Köpfe, daß sie nicht besser zeigen können, sie wären ausblühende Genies, als wenn sie sich vom Schulzwange aller Regeln losesagen, und glauben, man paradire besser auf einem kollerichten Pferde, als auf einem Schulpferde. Das Genie kann nur reichen Stoff zu Produkten der schönen Kunst hergeben, die Verarbeitung desselben und die Form erfordert ein durch die Schule gebildetes Talent, um einen Gebrauch davon zu machen, der vor der Urtheilskraft bestehen kann. S. 184.

Zur Beurtheilung schöner Gegenstände, als solcher, wird Geschmack, zur schönen Kunst selbst aber d. i. der Hervorbringung solcher Gegenstände wird Genie erfordert.

Geist in ästhetischer Bedeutung, heißt das belebende Princip im Gemüthe. Dasjenige aber wodurch dieses Princip die Seele belebt, der Stoff, den es dazu anwendet, ist das, was die Gemüthskräfte zweckmäßig in Schwung versetzt, d. i. ein solches Spiel, welches sich von selbst erhält und selbst die Kräfte dazu stärkt. S. 190.

Die Gemüthskräfte, deren Vereinigung (in gewissem Verhältnisse) das Genie ausmachen, sind Einbildungskraft und Verstand. — — Das Genie besteht eigentlich in dem glücklichen Verhältnisse, welches keine Wissenschaft lehren, und kein Fleiß erlernen kann, zu einem gegebenen Begriffe Ideen aufzufinden und andrer Seits zu diesen den Ausdruck zu treffen, durch den die dadurch bewirkte subjektive Gemüthsstimmung, als Begleitung eines Begriffs, andern mitgetheilt werden kann. Das letztere Talent ist eigentlich dasjenige, was man Geist nennt. — —

Das

Das Genie ist die musterhafte Originalität der Naturgabe eines Subjekts im freien Gebrauche seiner Erkenntnißvermögen. Auf solche Weise ist das Produkt eines Genie's ein Beyspiel, nicht der Nachahmung, sondern der Nachfolge für ein anderes Genie, welches dadurch zum Gefühl seiner eignen Originalität aufgeweckt wird, Zwangsfreiheit von Regeln so in der Kunst auszuüben, daß diese dadurch selbst eine neue Regel bekommt, wodurch das Talent sich als musterhaft zeigt. Weil aber das Genie ein Günstling der Natur ist, dergleichen man nur als seltne Erscheinung anzusehn hat, so bringt sein Beispiel für andrer gute Köpfe eine Schule hervor, d. i. eine methodische Unterweisung nach Regeln, soweit man sie aus jenen Geistesprodukten und ihrer Eigenthümlichkeit hat ziehen können, und für die ist die schöne Kunst sofern Nachahmung, der die Natur durch ein Genie die Regel gab. Aber diese Nachahmung wird Nachäffung, wenn der Schüler alles **nachmacht**, bis auf das, was das Genie als Mißgestalt nur hat zulassen müssen, weil es sich ohne die Idee zu schwächen, nicht wol wegschaffen ließ. Dieser Muth ist an einem Genie allein Verdienst und eine gewisse **Kühnheit** im Ausdrucke und überhaupt manche Abweichung von der gemeinen Regel sieht demselben wohl an, ist aber keinesweges nachahmungswürdig, sondern bleibt immer an sich ein Fehler, den man wegzuschaffen suchen muß, für dergleichen aber das Genie gleichsam privilegirt ist, da das Unnachahmliche seines Geistesschwunges durch ängstliche Behutsamkeit leiden würde. 197 und 198.

Das Manieriren ist eine andre Art von Nachäffung, nähmlich der bloßen Eigenthümlichkeit (Originalität) überhaupt, um sich von Nachahmern ja so weit als möglich zu entfernen, ohne doch das Talent zu besitzen, dabey zugleich musterhaft zu seyn. S. 199.

Der Geschmack ist, so wie die Urtheilskraft überhaupt, die Disciplin (oder Zucht) des Genie's, beschneidet diesem sehr die Flügel und macht es gesittet oder geschliffen, zugleich aber giebt er diesem eine Leitung, worüber und bis wie weit es sich verbreiten soll, um zweckmäßig zu bleiben, und indem er Klarheit und Ordnung in die Gedankenfülle hineinbringt, so macht er die Ideen haltbar, eines dauernden, zugleich auch allgemeinen Beifalls, der Nachfolge anderer und einer immer fortschreitenden Cultur fähig.

Göthe, der von jeher als Schriftsteller und Dichter mehr, als jeder andre auf mich gewirkt hat, dessen Kunst-Darstellungen jedes feinere höhere Künstlerbedürfniß in mir befriedigen und dessen näherer innigerer Bekanntschaft ich die schönsten Aufschlüsse, über das rechte Wesen der Kunst danke, **Göthe** hat sich durch die neue Ausgabe seiner Schriften um jede Kunst und alle zur Kunst Berufene, vorzüglich aber auch um die Tonkunst und den ächten Komponisten höchst verdient gemacht. Von dem herrlichen Gedicht, das den ersten Band anhebt, **Zueignung** überschrieben, und das in der schweren Dichtungsart, die die Italiäner ottave rime nennen, ein so vollkommnes Muster ist, wie es vielleicht selbst die Italiäner nicht aufzuweisen haben, bis zu dem kleinen Drama: **Künstlers Apotheose**, das den achten Band beschließt, weht durch alle Stücke ein so ächter großer Kunstgeist, daß diese lektüre allein, jeden zur Kunst Berufenen wecken und auf den rechten Weg leiten kann.

Dort spricht die **Wahrheit** durch des Dichters Mund:

Dem Glücklichen kann es an nichts gebrechen,
Der dies Geschenk mit stiller Seele nimmt;
Aus Morgenduft gewebt und Sonnenklarheit,
Der Dichtung Schleier aus der Hand der Wahrheit.

hier die Muse:

So wirkt mit Macht der edle Mann
Jahrhunderte auf seines Gleichen:
Denn was ein guter Mensch erreichen kann
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort
Und ist so wirksam als er lebte.
Die gute That, das schöne Wort,
Es strebt unsterblich, wie er sterblich strebte.

Für alle Lebensmomente des Künstlers von der Stunde der Einweihung bis zu seiner Apotheose finden sich in Göthe's Schriften erweckende, leitende, erhebende, bildende goldne Sprüche. Und was müssen jedem ächten Künstler, oder auch wahrhaft Berufenen Göthe's vollendete Darstellungen nicht alles seyn und gewähren! Seine **Iphigenie** und sein **Tasso** sind gewiß die vollendetsten größten Kunstdarstellungen, die irgend eine Sprache aufzuweisen hat, sein **Götz von Berlichingen** und sein **Faust** — doch ich trete äus den Schranken des Tonkünstlers, der ich hier nur seyn darf und soll, und so sey auch dieser nur daran erinnert, daß er in den neuen Ausgabe von **Göthe's** Schriften für jede Art, die nur je auf dem deutschen Theater vorgestellt werden und wirken kann, vortreffliche Gedichte findet, die ihm den wahren Gang der Leidenschaft und des Effektthuenden unverkennbar verzeichnen. Sie enthalten für den Gesang ausser einer Menge sehr bedeutender, schöner einzelner Gedichte, im achten Bande, folgende Stücke: 1) **Claudine von Villa Bella.** 2) **Erwin und Elmire.** 3) **Jery und Bäteley.** 4) **Scherz, List und Rache.** 5) **Lila.** 6) **Der Triumph der Empfindsamkeit.** 7) **Die Vögel.** Diese beiden letzten sehr launigen Stücke geben dem Tonkünstler viel Anlaß zu ächt komischer und originallauniger Musik. **Haydn, Dittersdorf** und **Rosetti** könnten ihr schönes Talent gar sehr dabei anwenden. Die drei ersten Stücke habe ich mit großer Lust in Musik gesetzt, und bereits in Berlin mit sehr glücklichem Erfolge aufführen sehn. Nächstens kündige ich einen Clavierauszug davon und von andern Göthe'schen Sachen, die ich komponirt habe, an.

Hier mögen nun noch einige große ächte Kunstlehren stehen, die den sich fühlenden Künstler und Kunstfreund gewiß mit neuer Liebe und neuer Begier für dieses Mannes ächte Genie- und Kunstwerke beleben müssen.

2) Aus Göthe's Künstlers Apotheose. *)

Ein Meister zum Schüler.

Du siehst, wie wahr ich stets gesagt:
Je mehr als sich ein Künstler plagt,
Je mehr er sich zum Fleiße zwingt
Um desto mehr es ihm gelingt.
Drum übe dich nur Tag für Tag,
Und du wirst sehn, was das vermag!

Dadurch

*) Göthe's Schriften. Achter Band. S. 301 u. f.

Dadurch wird jeder Zweck erreicht,
Dadurch wird manches Schwere leicht.
Und nach und nach kommt der Verſtand
Unmittelbar dir in die Hand.

Ein andrer Meiſter zum Schüler.

Ich ſehe was du thuſt, was du gethan,
Bewundernd bald und bald voll Mitleid an.
Du ſcheinſt zum Künſtler mir geboren,
Haſt weislich keine Zeit verloren.
Du fühlſt die tiefſte Leidenſchaft,
Mit frohem Aug' die herrlichſten Geſtalten
Der ſchönen Welt begierig feſt zu halten;
Du übſt die angebohrne Kraft,
Mit ſchneller Hand bequem dich auszudrücken.
Es glückt dir ſchon und wird noch beſſer glücken
Allein — —
Allein du übſt die Hand,
Du übſt den Blick, nun üb' auch den Verſtand!
Dem glücklichſten Genie wirds kaum einmal gelingen,
Sich durch Natur und durch Inſtinkt allein
Zum Ungemeinen aufzuſchwingen:
Die Kunſt bleibt Kunſt! Wer ſie nicht durchgedacht,
Der darf ſich keinen Künſtler nennen;
Hier hilft das Tappen nichts: eh' man was Gutes macht,
Muß man es erſt recht ſicher kennen.

Schüler.

O ſagt mir nur, ob ich zu tadeln bin,
Daß ich mir dieſen Mann zum Muſter auserkoren?
Daß ich mich ganz in ihn verloh'ren?
Iſt es Verluſt, iſt es Gewinn,
Daß ich allein an ihm mich nur ergötze,
Ihn weit vor allen andern ſchätze,
Als gegenwärtig ihn, und als lebendig liebe,
Mich ſtets nach ihm und ſeinen Werken übe?

Meiſter.

Ich tadl' es nicht, weil er fürtreflich iſt;
Ich tadl' es nicht, weil du ein Jüngling biſt:
Ein Jüngling muß die Flügel regen
In Lieb' und Haß gewaltſam ſich bewegen.
Der Mann iſt vielfach groß, den du dir auserwähle,
Du kannſt dich lang' an ſeinen Werken üben;
Nur lerne bald erkennen, was ihm fehlt.
Man muß die Kunſt und nicht den Meiſter lieben.

— — — — — — —

Erkenne, Freund, was er geleiſtet hat,
Und dann erkenne, was er leiſten wollte,
Dann wird er dir erſt nützlich ſeyn.
Du wirſt nicht alles neben ihm vergeſſen,
Die Tugend wohnt in keinem Mann allein;
Die Kunſt hat nie ein Menſch allein beſeſſen.

J. F. Reichardt's
Musikalisches Kunstmagazin.

VIII. Stück.

Auf den Tod
Carl Philipp Emanuel Bach's.*)

Es bildete die leise schaffende Natur
Jahrhunderte an diesem Manne,
In Kunstvollkommenheit erschien er uns,
Sie blickte tief ihm in die Seele
Und sah — — Schweig tiefverehrend, Muse! —
Und sein Geschlecht erlosch mit ihm.

*) Seit zwey Jahrhunderten entsprangen aus der Bachschen Familie viele der größten Componisten, Organisten und Clavierspieler. Joh. Seb. Bach, der größte Künstler von allen, zeugte noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts vier Söhne, die alle große Meister wurden. Wer kennt nicht den hallischen, den berlinischen, den englischen (oder den mailändischen) und den bückeburger Bach? Alle diese hinterlassen keine Nachfolger — wenn man den Concertmeister Bach in Bückeburg ausnimmt, dessen Sohn Clavierm[illegible] bey der regierenden Königinn von Preußen ist — Keine Nachfolger, die den grossen Nahmen auf die Nachwelt bringen. Der majestätische Strom theilt seine höchste Fülle in vier Arme, schickt diese allen Weltgegenden zu und sie alle treffen auf Sümpfe in denen sich die schöne Flut unwiederbringlich verliert.

Einige Anmerkungen

zu den

merkwürdigen Stücken großer Meister

im siebenten Stücke dieses Magazins.

Eine große vollständige Arie aus der Oper Julius Cäsar von unserm Händel sammt ihrer Begleitung von zwey Violinen und Baß macht den Anfang. Jeder Künstler und Kunstfreund von Gefühl wird die hohe Wahrheit und Kraft des Ausdrucks dieser Arie ohne mein Hinzuthun fühlen; und wer meine bisherigen Bemerkungen über dieses Meisters Werke mit Aufmerksamkeit gelesen hat, wird sich das Wie und Warum darüber auch leicht erklären können. Ich will hier nur über das Eigne und Zweckmäßige der Instrumentalbegleitung einige Anmerkungen machen.

1) Die Stimme frey und unbedeckt wirken zu lassen; 2) sie im Tone zu erhalten und die Harmonie überall deutlich zu bezeichnen; 3) der Stimme die nöthigen Ruhepunkte zu geben ohne merkliche Unterbrechung und Lücken in der Melodie zu veranlassen; 4) im Allegro den lebhaften Gang der Bewegung zu unterhalten, und 5) einige den Gesang der Oberstimme heraushebende Schatten anzubringen, dies ist der unverkennbare Zweck dieser Begleitung. Man sehe wie meister- und musterhaft er ausgeführt ist. Damit die Stimme frey wirken kann, berühren die Instrumente fast nie ihre Hauptnoten, und ist die meiste Zeit getheilt und läßt die Akkorde nur gebrochen und nachschlagend hören: oft geht sie auch blos von dem Baß begleitet, der damals immer mit dem Flügel, Violoncell und Contrabaß besetzt war; 2) um die Stimme im Ton zu erhalten, und die Harmonie überall deutlich anzudeuten, hat das Accompagnement immer nur wesentliche Akkordnoten, keine einzige durchgehende Note mit der Singstimme, 3) um der Stimme die nöthigen Ruhepunkte zu geben ohne merkliche Unterbrechungen und Lücken in der Melodie zu lassen, führen die Violinen auf eine äußerst eindringliche und den Ausdruck des Ganzen sehr verstärkende Weise den bedeutenden Gesang des ersten Taktes auf die Worte: *piangerò* durch das ganze Largo durch. So wie Händel in seinen Chören die große Feinheit fast immer beobachtet, denselben Worten auch durch alle Stimmen immer dieselbe Melodie zu geben, wodurch seine Chöre vorzüglich so tiefen bleibenden Eindruck beym Zuhörer machen, so hat er in seinen Arien auch oft die Feinheit den Hauptgedanken in der Begleitung zu Zwischensätzen zu gebrauchen, und hier ist das nicht nur von Seiten der musikalischen Bearbeitung ganz vorzüglich schön ausgeführt, sondern es trägt auch noch zum Ausdruck des Hauptinhalts der Worte außerordentlich viel bey. Die Worte heißen:

Piangerò

Piangerò la sorte mia	Klagen werd' ich mein Geſchick,
Si crudele e tanta ria	Ach ſo hart ſo grauſam! —
Finche vita in petto avrò	Bis das leben mir entflieht.

und dazu ſeufzt die Begleitung immer fort: piangerò. Wie im Allegro 4) die Inſtrumente die Bewegung ununterbrochen unterhalten fällt in die Augen: 5) die Uniſini in allen Inſtrumenten dienen der Singſtimme zum Schatten die ihre hohen ſchneidenden Töne noch mehr herausheben.

Dieſe meiſterhafte Begleitung die der Singſtimme nur zur Stütze und vollkommenen Wirkung dient, ſetzt aber auch Singſtimmen voraus die wirklich ſchön und klingend und **ächt gebildet** ſind: Stimmen, wie ſie die Fauſtina, Aſtroa, Farinelli, Salimbene, Careſtini, Seneſino, Raff, Romani und noch mehrere in dem ſchönen Zeitalter durch Natur und **ächte Bildung** hatten, und wie man ſie itzt nur an einer *Mara* findet. Daß ſolche Stimmen itzt ſo höchſt ſelten gefunden werden, iſt eine der Haupturſachen, warum die meiſten Componiſten itzt für den Geſang und deſſen Begleitung arbeiten müſſen, als es ſich eigentlich der Natur der Sache nach nur für ſoloblaſende Waldhörner und dergleichen Inſtrumente gehört, bey denen das Orcheſter alles das ausfüllen muß, was dem Soloinſtrumente ſeiner Natur nach abgeht und alles das bedecken muß, was auch die vollkommenſten Ausüber ſolcher Inſtrumente nicht vermögend ſind mit der Vollkommenheit und Sicherheit hervorzubringen, als die übrigen dem Inſtrumente natürlichen Sachen. Uebrigens iſt dieſe Arie aus einer Sammlung genommen, die ich meinen Iesern bekannt machen muß. Es iſt ein großes in Kupfer geſtochenes Werk von 440 Kupferplatten, welches die ſchönſten Arien aus den meiſten Opern enthält, die von **Händel** in **London** aufgeführt worden ſind. Ich will zur Erleichterung der Nachfrage den ganzen Titel davon herſetzen, überzeugt, daß man ſich dieſes Werk, daß die Blüthen und Blumen der meiſten Händelſchen Opern enthält, leichter verſchaffen kann, als die Opern ſelbſt, die nur zum Theil in Kupfer geſtochen ſind. Er heißt: Apollo's Feaſt or the Harmony of the opera stage being a well-chosen Collection of the favourite et moſt celebrated Songs out of the latest Opera's compos'd by Mr. Handel, done in a plain a intelligible Character with their Symphonys for Voices and Inſtruments the whole fairly engraven et carefully corrected (Dieſes letzte iſt nicht wahr.) containing 231 Plates. London Printed for and sold by Walsh in Caterine street in the Strand and Joseph Hare in Cornhill near the Royal Exchange. Ein drittes Theil dieſer Sammlung, der aus 209 Kupferplatten beſteht, hat noch folgende Nachricht auf dem Titel: In this, and the Ist Collection is contain'd all the celebrated Songs out of Mr. Handel's Operas. Das iſt nun nicht ſo ganz wahr, indeß enthalten beyde Theile — der zweyte, den ich nicht beſitze, muß Werke eines andern Meiſters enthalten — doch die ſchönſten Arien aus den meiſten **Händelſchen** Opern und zwar aus *Giulio Ceſare*, *Flavio*, *Muzio Scevola*, *Othone*, *Floridante*, *Tamerlano*, *Rinaldo*, *Tolomeo*, *Admeto*, *Alleſſandro*, *Rodelinda Scipio*, *Siroe*, *Radamisto*, *Ricardo I. Theseo*. Die Titel der Opern ſind in dieſem Werke großentheils engliſch abgedruckt, auch enthalten viele Arien neben der italiäniſchen Poeſie einen untergelegten engliſchen Text. Die meiſten Arien ſind in vollſtändiger Partitur abgedruckt und da wo nur eine Violinſtimme und der Baß neben der Singſtimme ſteht, — zuweilen ſteht auch blos Violino unis. über der Singſtimme — iſt wohl auch bey der Aufführung, nach der damaligen Simplicität der Begleitung und dominirenden Gottheit der Singſtimme weiter keine Begleitung geweſen, und man findet ſie auch ſo in den vollſtimmig geſtochenen Partituren; die meiſten Arien haben indeß **zwey Violinen, Bratſche und Baß**: einige auch blaſende Inſtrumente, die man damals noch ſehr zu hervorſtechender und ganz beſtimmter Wirkung ausſparte. Die Singſtimme der meiſten Diskantarien iſt im Violinſchlüſſel, nur ſelten, und meiſt bey tiefern faſt Contr'Altarien im Diskantſchlüſſel. Man iſt damals in London eben ſo klug geweſen als man es itzt in Berlin iſt: zu großen heroiſchen Rollen auch die Baßſtimme auf dem italiäniſchen Operntheater zu gebrauchen: es iſt eine Freude die ſchönen Händelſchen Baßarien anzuſehen, die nicht Diskantarien ſeyn wollen, ſondern ächte Baßarien ſind und von Anfang bis zu Ende es bleiben. Die meiſten Arien ſind am Ende noch für

eine

eine Flöte, eine Quinte, auch wohl Serte höher abgedruckt, worinnen die Oberstimme aus den Ritornells so wohl als von der Singeparthie Note für Note stehen. Endlich enthält die Sammlung auch noch einige Duetten aus den Händelschen Opern.

Nun folgt eine kleine Cavatine aus der französischen Oper *Castor et Pollux* von *Rameau:* die mir ein Muster von wahrer Deklamation zu seyn scheint, und die dabey zugleich einen so lieben ausdrucksvollen Gesang hat, und von sehr bedeutender kräftiger Harmonie unterstützt wird. *Quelle foible victoire*, wie da die Melodie in engen Intervallen einhergeht und sich hinab senkt, und wie schön und nachdrücklich sie auf dem zweyten Verse, *lorsqu'on perd un bien sans retour*, steigt ohne einen Sprung zu thun der den neuen Klageton der Melodie unterbräche. Und wie sie nun zu den Worten: *La vengeance plait à la gloire* höher steigt und nach dem nachdrucksvoll hochgehaltenen *mais* zu den Worten: ne console pas l'amour, trostlos hinabsinkt: und dann bey Wiederholung der beyden Verse noch höher steigt und am Ende noch tiefer fällt als vorher, und das alles so natürlich, daß der weiteste Schritt hinauf eine Quarte, der größte Fall eine Quinte ist. Man lasse sich nicht durch das Auge verleiten zu glauben, daß der höhere Ton auf die Sylbe un im zweyten Verse gegen die Wahrheit der Deklamation sey. Es trift hier ein was **Moritz** in seinem **Versuch einer deutschen Prosodie** sehr richtig bemerkt. Er sagt Seite 3. „Es ist der Natur der Sache gemäß, daß die Höhe des Tons sehr oft auf die kurze Sylbe fallen muß: denn diese Höhe ist ja Ausdruck des Affekts und der Affekt wartet nicht mit seinem Ausdruck, bis er an die Hauptsylbe des Worts kömmt; sondern reißt an sich was ihm am nächsten liegt und läßt alsdann das Folgende ruhig nachtönen. Der Affekt kann der Hauptsylbe wohl den Ton, aber nicht die ihr eigene Länge rauben." Hier ganz der Fall: *bien* das um einen Ton tiefer ist, hat seine volle Länge. Auch die innigere Herzlichkeit und Annehmlichkeit die die Melodie durch diesen höheren Ton erhält kommt hier mit in Betracht. Die Bewegung in der Deklamation ist auch vortreflich, nur bey den Worten: *la vengeance plait à la gloire* lebhaft, sonst überall in langsamen Trauerschritt einhergehend.

Die Modulation ist auch ganz meisterhaft geführt: die beyden ersten klagenden Verse bleiben in F mol, der dritte sich erhebende starke Vers weicht ins as aus; bey der Wiederholung berührt er F und B und G und C dur auf eine frappante und doch gar nicht harte Weise und das Einlenken und Zurücksinken in F mol zum letzten Verse ist von der unfehlbarsten tragischen Wirkung. Eine wahre Schönheit ist noch das schnelle Zurücktreten in den vorletzten Akkord, auf die Sylbe mais im dritten Takte des zweyten Theils. Der Gang des Basses ist auch groß und von Bedeutung.

Es ist gar nicht zu verwundern wenn Händels und Rameau's Werke zu einer Zeit da in Italien schon große Mißbräuche die Kunst zu entstellen anfingen, so auf **Gluck** wirkten, daß er die Bahn, die er bis zu ihrer Bekanntschaft gewandelt war, schnell verließ und sich aus den Gefühlen und Reminiscenzen, die die Werke dieser beyden Meister in ihm zurückließen, einen Styl bildete der fürs Theatralische so hoch wirkend geworden ist.

Ich lasse nun noch eine allerliebste kleine **Arie** aus dem **Intermezzo** *la Zingaretta* von *Leonardo Leo* folgen um zu zeigen unter welchem richtigen und seinen Geschmack die großen Künstler damaliger Zeit jeden Gegenstand bearbeiteten. Jeder Künstler wird hier gleich die sichere Meisterhand erkennen, aber dennoch wird es sich itzt wohl so leicht niemand einfallen lassen, daß das liebe naiv-komische Stück von dem großen Kirchenkomponisten und dem heroischen Opernkomponisten *Leo* sey. Und doch ist es von ihm, und das ganze Intermezzo ist in diesem ächt naiv-komischen Styl gearbeitet. Alles ist hier dem Gegenstande angemessen, bis auf die häufigen kleinen Vorschläge in der Begleitung, die man umsonst in einem seiner ernsthaften Stücke suchen würde. Ein kleiner ächt-komischer Zug der den feinen Beobachter zeigt, ist das Anticipiren und lange Aushalten des Artikels *La*. Es ist nemlich ein Zigeunermädchen die ihre Wahrsagerkünste ausruft; und bey allen solchen Anrufen

sen der Stimmen wird man bemerken, daß sie, um sich durchzuschreien und gehört zu werden, irgend einen offenen Vokal in ihrem Ausrufungswerte festhalten und auf dem die Stimme möglichst erheben; und die meiste Zeit ist es eine kurze unbedeutende Sylbe mit der sie diese Operation vornehmen. Dies ist hier sehr treffend und wirkend nachgeahmt.

Die **Cavatine**, von **Naumann**, aus der Oper **Protesilao** wird allen meinen singenden Lesern gewiß ein vorzüglich willkommenes Stück seyn: denn dem Sänger muß **Naumann** durch die große Naivität und Faßlichkeit seiner Melodien einer der besten und erwünschtesten Componisten seyn. Diese Cavatine ist aber auch für den Künstler selbst ein sehr merkwürdiges achtungswerthes Stück; sie ist eines **Glucks** würdig. Nicht daß **Gluck** die Worte:

Gelido nelle vene
Mi scorre il sangue al core,
reggere a tante pene
quest' alma mia non sa,

so würde gefaßt und ausgedrückt haben. **Gluck** hatte in seinen letzten ihn verewigenden Arbeiten immer nur die strengste Wahrheit und höchste Kraft des Ausdrucks zum Augenmerk. In seinem beliebten *Rondò* des *Orfeo: Che faro senza Euridice*, hat er den Italiänern und seinem Sänger Guadogne zu Gefallen gewissermaßen zum letztenmale, den Grazien auf Kosten seiner Göttin der tragischen Muse geopfert. Hier in Naumanns Gesang sieht man durch das ganze Stück den Komponisten dem angenehmer gefälliger Gesang zur Natur geworden, der sanfte Rührung der starken Erschütterung vorzieht, der seinen Sänger, dessen Bequemlichkeit und Vortheil, und sein Zeitalter nie aus den Augen läßt. — Von der Seite ist also wohl kein Componist verschiedener von **Gluck**. Aber die Oekonomie des ganzen Stücks, die Wahl und Benutzung der Instrumente: außer dem gewöhnlichen Orchester, weben das obligate Violoncell und Bassons ein mahlerisches Trauergewand — und ganz vorzüglich der ächte theatralische Eintritt des **Chors** mit dem unvorbereiteten Sekundenakkord, und der über dem leise singenden, die Königin beklagenden, Chor, fortgehende dominirende Gesang der Hauptstimme. Dies thut eine hinreißende Wirkung auf jedes fühlende Herz.

Zu Befriedigung der Neugierde meiner Leser die wohl davon gehört haben, daß ich vor 2 Jahren die Oper **Protesilao** gemeinschaftlich mit Naumann komponirte, füge ich hier eine Cavatine aus meinem Akte bey: über die man von mir selbst keinen Commentar erwarten wird. Aber die Geschichte dieser gemeinschaftlichen Komposition kann ich meinen Lesern wohl erzählen. Naumann war im Jahr 1789 hier in Berlin, um seine Oper **Medea** aufzuführen: und ich sollte in dem Jahre schon die Reise nach Italien machen die ich hernach ein Jahr später machte; es verzog sich aber damit bis in den November. Die zweyte Oper für den Carneval sollte *Fedra* von *Paisiello* seyn, die wollte sich aber für die hiesigen Sänger nicht recht passen; mir allein nun noch eine Oper zu bearbeiten aufzutragen, dazu hielt man es für zu spät, und so wählte man eine Oper von zwey Akten, und Naumann und ich losten um die Akte. Mir fiel der erste zu. Indeß nahmen wir uns beyde gleich vor, daß jeder die Oper ganz komponiren wolle. Sobald ich mit meinem ersten Akt fertig war, gieng ich an den zweyten, wurde auch damit bis zur ersten Probe des Naumannschen zweyten Akts fertig, und gab meine bereits ins Reine geschriebene Partitur des zweyten Akts an diesem Tage an Naumann, damit auch er sich die Lust machte, zu sehen, wie wir beyde den Akt verschieden behandelt hätten. Im vorigen Jahr hat mir Naumann geschrieben, daß er nun auch den ersten Akt bearbeitet habe.

Franceſco Feo.

Pergoleſi.

Recitativo.

100

Cavatina

H a e n d e l.

Adagio.
Fa - te-mi o Ciel, al - men ve-der l'a-ma-to ben l'a-ma-to ben o Ciel al-
men con - ten - to poi foffrir po-trò il mio fa-to conten-to poi fof-
frir — po-trò il mio fa - to. Fa-te-mi o Ciel al-men veder l'a-ma-to
ben l'a-ma - to ben con - ten-to poi fof-frir — po - trò - po-trò il mio fa -

Clerambault.

eux l'a - mour ex - po - se à vos flots dange-reux le plus fi - dè - le a mant du
mon - de
Dieu des Mers suf-pen - dez — l'in-con - stan - ce de l'on - de
cal - mez — les vents impe-tu - eux l'a - mour ex-
po-se à vos flots dange- reux le plus fi-dè - le amant du mon - de l'amour ex-

Alessandro Scarlatti.

Scherza a - mando la Ron-di - nel- la lie-ta go-de la Tor-to-
rel - la, Scherza la Rondi - nel - la go - de la Torto - rel - la io so - la
mi-se - ra non so go - der. Scherza la Rondi - nel - la, go-de la Torto -
rel - la io so-la mi - se - ra non so go - der nò
io so-la mi-se - ra, non so go-der non so go-der.

16 stimmiges Kyrie von Fasch.

le — — — i - son e — le — — i -
lei - son e le — i i
lei - son e - le — — — i -
e e - le - i - son e - le — i
Ky - ri - e - le - i -
lei - son e - le - i -
e — Ky - ri - e e - le - i
Ky - ri - e
Ky - ri e e - lei - son e - le - i -

son
son
son
son
son
Ky . . ri - e e . lei .
tr
son
son
son Ky ri .
son
son
son
son
6
6
6
7
7

Ky - ri - e
Ky . ri - e
Ky - ri - e e - lei - ſon
ſon
Ky - ri - e e - lei - ſon
Ky - ri - e
e - le - i -
ſon
Ky - ri - e
Ky
Ky . ri - e
Ky . ri - e e -
Et

Solo
Ky - ri -
Ky - ri -
Ky - ri - e
fr
Solo
fr
lei - son
e - le - i - son
Solo
e - le - i - son

e, Ky - ri - e - e - lei - son, e -
e, - - - Ky - ri - e
e - Ky - ri - e e - le - i -
Ky - ri -
Tutti
Ky - ri - e,
Tutti
Tutti
Ky - ri - e,
Tutti
Ky - ri - e
Tutti

tr
lei - son
son
Ky - ri - e
e - le - i - son
Ky - ri - e
e - le - i - son
e - le - i - son
Ky - ri - e
e - le - i - son
e - le - i - son
Ky - ri - e
e - le - i - son
e - le - i - son
Ky - ri - e
e - le - i - son
e - le - i - son
Ky - ri - e
e - le - i - son
e - le - i - son
f. f.

Solo.
Ky ri.
Solo.
le i son e le i son
e e le i son
Ky ri e e le i son
Ky ri e e le i son
tr
lei le i son
son e le i son

Solo
fr
e, Ky - ri - e e le - i - son
Ky - ri -
Ky - ri -
Ky - ri -
Ky - ri -
t. f.

Tutti
e le o le i fon e
e le i fon e le i
e le i fon
e e lei fon e
lei e le i fon o le i
e e lei e lei
e le
e e le i fon
lei

le le i son e le i son
son le i son e le i son
le i son e le i son
son Ky ri e le i son
lei son e
son le i son
Ky ri e le i son
lei i son e le i son
le son i son e le i son

8. Stimmig a 2 Chriſte eleiſon a 2 Cori voci Concertante

C. F a ſ c h.

son
Chri - ſte e - le - i - son e
e -
e -
Chri - ſte e - le - i - son
e -
lei - ſon e - lei - ſon
Chri - ſte e-
Chri - ſte e-
le - i - ſon
le - i - ſon
Chriſte e - lei - ſon
Chri - ſte
lei - ſon

lei
le
son
Chri- ſte e - le - i
i
son e le
Chriſte e
son
e - le - i - son - e - lei
Chri - ſte e le - i son
son e
Chri - ſte e - le i - son
e le i
Chri - ſte e - lei - son

e - le - i - son e - le - i son e - le - i
lei - son e - le - i
e - le - i son e - le - i - son e - le - i -
e - le - i -
lei - son e
le - i -
son e - le
Chri - ste Chri - ste e - le
i - son
son e - le
i - son
lei - son
son
e - le
e - le -
e - le -

e - le i - son
e - lei- son e le -
e - le
e - le i - son e - le
son Chri-
i - son
- e - le - i - son - e - le - i
Chri ste e - le - i - son e - le - i - son
Chri
Chri - ste e - le - i - son
ste e - le i - son
Chri - ste e - le i - son e - le - i - son
Chri - ste Chri - ste e - le - i - son e - le - i - son

Einige Anmerkungen zu den Merkwürdigen Stücken verschiedener Meister.

Ich greife in den großen Vorrath von Stücken aller Art, die ich seit mehreren Jahren für dieses Werk dem ich eine weit größere Ausdehnung zu geben hoffte, bestimmte, um zum Beschluß noch von allem etwas zu geben, und beschließe mit Auszügen aus einem Werke, das an Fleiß und Kunstvollendung alles übertrift, was ich bisher meinen Lesern vorlegte.

Erst ein paar kleine Stücke aus einem Motett von *Feo*, die eben nicht im Stande sind, einen Begriff von dem großen Verdienst dieses unsterblichen Künstlers zu geben, die aber dazu dienen können zu zeigen, daß die enharmonischen Rückungen, in die itzt manche sonst schätzbare Componisten so viel Werth setzen, daß sie meynen sie müßten sie überall, von der großen Oper bis zum niedrigkomischen Intermezzo anbringen, ohne zu bedenken wie selten sie glücklich angebracht sind, und daß das Verdienst sie bloß angebracht zu haben so äusserst gering ist, — daß diese auch damals schon sehr üblich waren; und selbst die kluge Vorsicht die Wechselung nicht auf der Stelle anzudeuten, um den Ausüber nicht zu irren und lieber das Ansehen eines orthographischen Fehlers zu dulden, nicht unangewand blieb. Der Fall ist hier eben beym ersten Stück im dritten Takt in der Oberstimme wo Cis in Des verwandelt wird, der Componist es aber als Cis gelassen hat; eben so im fünften Takt im Tenor, wo Es zu Dis wird. Der Componist scheint hier diese enharmonische Rückungen mit gutem Vorbedacht angebracht zu haben, um das Unbegreifliche und Uebernatürliche der Worte auszudrücken. Die letzten Worte: homo factus est, sind auch durch die hohen und langen Noten, durch die Pause und die drauf folgende Wiederholung des Wortes *homo* meisterhaft deklamirt. An dem zweyten Stück ist die natürliche Führung der Imitationen des schönen ausdruckvollen Themas, und die so ganz ungesuchte Augmentation desselben im Baß merkwürdig. Auch ist wieder der Ausdruck des Worts *Passus* von großer Kraft. Die enharmonische Rückung im neunten Takt wo *B* zu *Ais* wird, ist leicht zu erkennen. — Uebrigens ist *Francesco Feo* ein Zeitgenosse *Leonardo Leo's*, der wie dieser in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Kunst verherrlichte. Nach einer großen Messe und einem Motett alla Capella, so ich von ihm besitze, ist er einer der allergrößten Kirchenkomponisten die Italien je gehabt hat: ich würde jene Messe für das Meisterstück des *Leonardo Leo* halten, wenn ich nicht aus den Händen eines sehr eifrigen Schülers von *Leo*, des Capellmeisters *Sala* in Neapel die eigenhändige Originalpartitur von *Feo* erhalten hätte. Die Messe ist für 10 Singstimmen und ein ganz vollständiges Orchester von Violinen, Bratschen, Violoncellen, Hoboen, Flöten, Fagotten, Waldhörnern und Trompeten geschrieben; und die Benutzung und Bearbeitung der blasenden Instrumente, die zuweilen ein eignes Orchester gegen das Orchester der Saiteninstrumente formiren, muß alle die neuern Componisten, die sich einbilden in einer solchen Anwendung der Blasinstrumente neu und Original zu seyn, eben so beschämen wie mich selbst. Es ist diese Messe eines der seltenen ächten Kunstwerke, denen man kein Zeitalter und kein Vaterland ansieht. Die Verehrer Händels und Bachs werden sie eben so gewiß für eine Arbeit dieser Meister, als andere für die Arbeit der größten italiänischen Componisten halten. *Feo* muß wenig von seinen Arbeiten haben bekannt werden lassen; seine Sachen sind sehr schwer zu haben. Noch muß ich eines komischen Intermezzos von diesem großen Meister erwähnen, das mit außerordentlichem Witz in ächt komischen Styl geschrieben ist, wobey aber, wie in den Werken aller großen Meister vortrefliche korrekte Arbeit ist.

Nun folgt ein Recitativ und eine kleine Cavatine aus einer Cantate von Pergolesi, die, wie alle Arbeiten dieses Mannes von einem schönen Talent, von tiefen Gefühl und dem Genuß eines schönen Zeitalters zeugen, aber auch, wie alle seine übrige Arbeiten den unpartheyischen aufgeklärten Künstler beklagen läßt, daß dieser Genievolle junge Mann die hohe Schule der damaligen Zeit vernachläßigte, ehe den Beyfall der Menge suchte, der seinem schönen Talent nicht fehlen konnte, eh' er sich der Kunst und des Beyfalls ächter Künstler versichert hatte, und endlich sogar aus der Quelle der Vergnügungen, die ihm der Volksbeyfall in Rom und Neapel in seinem dreyßigsten Jahre eröfnete, in vollen Zügen trank, so daß seine Gesundheit in wenigen Jahren erlag

erlag und der Tod ihn im sechs und dreyßigsten Jahre schon reif und abgeblüht fand. Vielleicht sang er diese Cantate in seiner letzten Zeit, da die Liebe im ächt italiänischen Sinne jede Marter über ihn ausgoß: sie hat ganz den starken erschütternden Ausdruck der tiefsten bittersten Schmerzen. In der kleinen Cavatine führt die Begleitung den ersten Takt, der herzzerreissend klagt, immer durch; die Harmonie, und der Gang der Mittelstimme zu diesem ersten Takte zeigt den Naturalisten, der zu seiner glücklich gefundenen Melodie die Harmonie mit dem Ohre sucht. — Der harmonische und melodische Schluß bey den Worten Amor tiranno zeigt den bloß leidenschaftlichen Künstler, der sich seinem Affekt überläßt, und an die rechtmäßige Behandlung der Worte nicht denkt. Affektvoller könnte aber der Gesang nicht seyn, der am Ende vorzüglich durch die vortrefliche Benutzung der Begleitung zu einer Höhe steigt die dem Herzen wehe thut. — Und so kehre sich Herz und Sinn und Verstand und alles was im Künstler lebt zu dem folgenden Meistergesange unsers großen **Händels**: dem ich kein Wort weiter beyfüge, als: **singt ihn, und singt ihn wieder und immer wieder, und euer Ohr und Sinn wird sich der Wahrheit und einzigen ächten Kunstschöne weihen und ihr treu bleiben.**

Und nun wundre man sich nicht, daß ich eine Arie aus einer **Cantate von** *Clerambault* folgen lasse. Man singe sie, und man wird bald erkennen und fühlen, daß die Wahrheit und Simplicität darinnen herrscht, die die Werke unsrer **Händel** und **Glucke** belebt. Auch ist die Begleitung einer Flöte, einer Violine und eines Violoncell die mit der Singstimme einen fortdauernden vierstimmigen Satz machen sehr fein gewählt und geführt. *Scarlatti* schliesse den Reihen mit lieblichem Scherze, und zeige wie auch den die großen Künstler dazumaliger Zeit, wahr und angenehm zu behandeln wußten!

Und nun beschließe ich mein ganzes Werk mit einigen Stücken, aus einem Kunstwerke, zu dessen ächter Schätzung und Beherzigung ich so gerne alle meine leser gebildet sehen möchte. Ich fürchte daß sie itzt noch für die meisten unbenutzt da stehen werden. Aechte Künstler werden es mir aber desto inniger danken, daß ich sie in den Vorhof dieses Heiligthums führe. Es sind dieses die beyden ersten Sätze aus einer vierchörigen, oder sechzehnstimmigen Messe unsers vortreflichen **Fasch**. Vor acht Jahren brachte ich aus Italien eine große vierchörige Messe von Orazio Benevoli mit, die, ob sie gleich eines der merkwürdigsten Werke aus der italiänischen Schule ist doch nicht mit der vollkommnen Reinigkeit, Strenge und feinen Critik gearbeitet ist, die die höhere Theorie und rafinirte Critik der deutschen Componisten jetzt zur Pflicht macht. Dieses Werk erzeugte bey Herrn **Fasch** den Vorsatz seine ehrenvolle musikalische Laufbahn mit einer solchen bestmöglichst gearbeiteten sechzehnstimmigen Messe zu beschließen; und er hat sich durch keine Zerstreuung, durch kein Geschäft, ja selbst nicht durch tödtliche Krankheit abhalten lassen, dieses mühsame grosse Werk zu vollenden und selbst itzt, da er es mit einem Fleiß und Erfolg beendet hat, der die Hochachtung seiner wärmsten Freunde und Verehrer noch um vieles erhöhen mußte, ruht er nicht, sondern strebt immer fort dem Werke die ganze Vollendung zu geben.

In der angenehmen Zuversicht, daß er mir bald erlaubt dem ganzen europäischen Kunstpublikum die Herausgabe des ganzen vollständigen Werkes anzukündigen, leg' ich hier unterdeß, mit seiner Erlaubniß, dem deutschen Publikum die beiden ersten Sätze davon, zum lieblichen Vorschmack, vor. Die Kenner darf ich wohl nicht erst mit Worten aufmerksam machen auf den schönen gedachten kräftigen Gang der Harmonie, auf die natürliche überall leichte und oft sehr bedeutenden Fortschreitungen in jeder Stimme, auch die bedeutenden Eintritte der Stimmen, die die Hauptmelodie führen und auf die sehr zweckmäßige Vertheilung derselben durch alle vier Chöre, so daß keines das dominirende Chor wird, sondern alle immer meisterlich in einander greifen und so ein Ganzes bilden, das bey der großen Mannigfaltigkeit eine gar schöne hohe Einheit hat. Jedem einzelnen Theile folgt das Ohr gar leicht und die große Deutlichkeit und Klarheit in allen Theilen erleichtert dem innern Sinne das Fassen, Ueberblicken und Beherzigen des Ganzen so sehr, daß daraus ein so angenehmer behaglicher und vollständiger Kunstgenuß entspringt als die Kunst in der Art vielleicht nur je gewährt hat.

Auch der Kunstdilettante soll Genuß haben an dem schönen gesangvollen achtstimmigen Satze, der bey der schönsten Arbeit zugleich ein Muster des edelsten weisegeführten Gesanges ist und zwischen den sechzehnstimmigen Sätzen vortrefliche herzrührende Wirkung thut.

Fort-

Fortgesetztes chronologisches Verzeichnis

der öffentlich im Druck und Kupferstich erschienenen musikalischen Werke

von

Johann Friedrich Reichardt.

(Man sehe im vierten Stück S. 227. wo ich dieses Verzeichniß, zu welchem mich unvollständige Verzeichnisse in Kunstjournalen und falsche Anzeigen in Meßkatalogen bewogen, angefangen habe. Von denen damals in den Händen der Verleger sich befindenden Werken sind die beiden ersten hier angezeigten herausgekommen.

1783.

37) **Lieder von Gleim und Jacobi.** Gotha bey Ettinger.
38) **Kleine Clavier- und Singestücke.** Königsberg bey Dengel.

1784.

39) **Weinachtscantilene von Claudius.** Im Clavierauszuge.

1785.

40) *VI. Rondò pour le Forte-piano.* Chez Sieber à Paris.
41) *IV. Quintettes* pour le Forte-piano, 2 Flutes, ou Hautbois et 2 Cors de Chasse.
42) *IV. Sonates* pour le Forte-piano. Chez le Duc à Paris.
43) *II. Sonates* dans le Journal de Musique. — —
44) **Händels Jugend.**

1786.

45) *Cantus lugubris in obitum Friderici Magni.* (in **Paris** in vollständiger Partitur gestochen.)

1787.

46) **J. F. Reichardt an das deutsche Publikum,** seine franz. Opern betreffend.
47) **Lieder für Kinder.** Dritter Theil.
48) **Auszüge aus der italiänischen Passion** in Cramers **Flora.**

1788.

49) **Sonate für den Flügel und die Violine.** Berlin bey Rellstab.
50) Einzelne Lieder und Tänze aus der italiänischen Oper *Andromeda* im **Claviermagazin** und in **Harmonie** und **Melodie.** Berlin bey Rellstab.
51) *Overture dell' Opera Andromeda.* per il Cembalo. Berlino.

1789.

1789.

52) *Cori e balli dell' Opera Proteſilao.* Berlino appreſſo Rellſtab.
53) Einige Hexenſcenen aus Shackeſpear's Macbeth. Berlin bey Rellſtab.
54) Deutſche Oden und Lieder. Leipzig bey Göſchen.

1790.

55) Geiſtliche Lieder von Lavater. Winterthur bey Steiner.
56) Lieder für Kinder. Vierter Theil. Braunſchweig in der Schulbuchhandlung.
57) Cäcilia. Erſtes Stück. Berlin im Verlage des Autors.
(Es folgen noch 3 Stücke. Worauf die heilige Cäcilia folgen ſoll die ebenfalls aus 4 Stücken beſtehet und lauter merkwürdige Compoſitionen von alten großen italiäniſchen Componiſten enthalten wird.)
58) Muſikaliſches Kunſtmagazin. Zweiter Band aus Vier Stücken (V - VIII. St.) beſtehend. Berlin im Verlage des Autors.
59) Geiſt des muſikaliſchen Kunſtmagazins, nach einem vom Verfaſſer durchcorrigirten und mit Zuſätzen vermehrten Exemplar des Kunſtmagazins herausgegeben von J. A.
60) Skizen von großen Componiſten.
61) Nachrichten und Anekdoten zur Geſchichte der Muſik als Berichtigungen und Zuſätze zu dem Gerberſchen Lexicon der Tonkünſtler herausgegeben.
62) Muſik zu Göthe's Werken. In 6 Theilen folgende Werke enthaltend:
Erſter Theil. Lieder im Volkton und höhere Geſänge.
(Enthalten alle muſikaliſchen Oden und Lieder aus dem Achten Bande der neuen Ausgabe von Göthe's Schriften und einige nicht darinnen befindliche.)
Zweiter Theil. Erwin und Elmire. Ein Singeſpiel im Clavierauszuge. Das Stück iſt ganz durchkomponirt und kann bey Concertaufführungen ſo zur als fürs Theater angewandt werden.
Dritter Theil. Claudine von Villa Bella. Ein Singeſpiel im Clavierauszuge.
Vierter Theil. Lilla ein Singeſpiel mit Tänzen. Jery und Bätely, ein Schweizer Singeſpiel, im Volkston komponirt.
Fünfter Theil. Muſik zu Göthe's Trauerſpielen, enthaltend: Overtüren und einige Geſänge und Chöre zur Iphigenie, zum Taſſo, Götz von Berlichingen, Clavigo und Egmond. (Alles im Clavierauszuge).
Sechſter Theil. Muſik zu Goethe's Schauſpiele, enthaltend: Overturen und einige Geſänge Chöre und Tänze, zum Triumph der Empfindſamkeit, die Vögel und zum großen Fauſt.

Fortsetzung des Verzeichnisses grösserer Werke.

(Die ausser den Concerten für Clavier und Violine, jedes für einen Friedrichsd'or, und Solo's, Trio's, Quartetten, Symphonien und italiänischen Arien, jedes für Einen Zecchinen Ducaten, für beistehende Preise in vollständiger Partitur oder in ausgeschriebenen Stimmen, wie man es verlangt, sauber geschrieben geliefert werden.)

Werke über französische und englische Poesien.

XV. *Tamerlan.* Tragedie lyrique en 4 Acte. Paris (1785).
XVI. *Panthée.* — — — (1786).
XVII. *Cantate* in the Prise of Handel, (mit untergelegtem deutschen Text.) London.

Werke über italiänische und lateinische Poesien.

XVIII. *La Passione di Metastasio.* 1784. Berolino.
XIX. *Andromeda.* Opera Seria in III Atti. (1781). 30 Louisd'or.
XX. *Protesilao.* Opera Seria in II Atti. (1788.) 20 Louisdor.
XXI. *Brenno.* Opera Seria in III Atti. (1789). 30 Louisd'or
XXII. *Olimpiade.* Opera Seria in III Atti. (1790). — —
(Alle diese Opern sind durchaus mit begleiteten Recitativen geschrieben, also für grosse Concertaufführung auch passend.)
XXIII. *Cantata pel Giorno natalizio della Principessa Frederica di Prussia.* (1787) *Poesia di Metastasio.* 2 Louisd'or.
XXIV. *Il consiglio.* Cantata di Metastasio. (1788.) 2 Louisd'or.
XXV. *Amor timido.* — — — (1788.) 2 Louisd'or.
XXVI. *Te Deum.* Bey Gelegenheit der Krönung des itzigen Königs von Preussen. (1786.) 10 Louisdor.

Werke über deutsche Poesien.

XXVII. Der 165. Psalm nach Mendelsohn's Uebersetzung ganz in Chören mit grossem Orchester (1784.) 6 Louisd'or.
XXVIII. Ein Auferstehungs-Oratorium, für 4 Solostimmen und 2 Chöre und grossem Orchester (1785.) 10 Louisd'or
XXIX. Weinachtscantilene von Claudius, (1784.) 6 Louisd'or.
XXX. Die Chöre und Tänze zu Shackespear's Macbeth, nach Bürgers Verdeutschung. 6 Louisd'or.
XXXI. Claudine von Villa Bella, ein Singespiel in 3 Akten, von Göthe, (1789.) 20 Louisd'or.
XXXII. Cantate auf die Genesung der Königl. Prinzen von Preussen: die Poesie dazu ist aus einer Klopstockschen Ode: die Genesung, gezogen. (1789.) 6 Louisd'or.
XXXIII. Erwin und Elmire ein Singespiel in 2 Akten von Göthe. (1790.) 12 Louisd'or.
XXXIV. Jery und Bätely, ein Singespiel in einem Akt, von Göthe, (1790). 4 Louisd'or.
XXXV. Lilla, ein Singespiel mit Tänzen, von Göthe. (1791.) 12 Louisd'or.
XXXVI. Mehrere Vorspiele fürs deutsche Theater bey Hofveranlassungen in Berlin und in Schwed. u. Gelegenheitscantaten für Freimäurer-Logen und Freunde u. dgl.

Register zum zweiten Bande.

A.

Agricola bringt die musikalische Chiffersprache seines Abnigs in Noten Seite 40
— — Seine Uebersetzung von Tosi's Anleitung zur Singekunst 84
Anekdoten von Friedrich dem Grossen 40
Angiolini, Stücke von ihm im Claviermagazin 38
Aristoteles, von der menschlichen Stimme 84
Asola, komponirte im vorigen Jahrhundert für den Dohm in Mailand 16

B.

Bach, J. S. von dessen Choralgesänge 34
— C. Ph. E. das erste Chor aus seinem Heilig für 2 Chöre 22
— — Anmerkungen darüber 57
— — zwey Litaneyen von ihm, angezeigt 59
Benda, G. Sammlung vermischter Clavier- und Gesangstücke, angezeigt 63
— — Fr. Stücke von ihm, im Claviermagazin angezeigt 38
Bertoni, F. ein Rondo aus einer Opera buffa 27
— — verglichen mit einem Rondo aus einem Oratorium 57
Bertuch, Stücke von ihm, im Claviermagazin, angezeigt 38
Du Bos, seine Reflexions critiques 83
Bressand, ein Opernbichter des vorigen Jahrhunderts 86
De Brosses, über Sprache und Schrift 84
Buononcini, eine Arie von ihm 50
— — Anmerkungen über diese Arie 69

C.

Claviermagazin herausgegeben von Reliftab angezeigt 38
Cicero, von der menschlichen Stimme 84
Clemens von Alexandrien über die menschliche Stimme 84
Clerambault, eine Arie aus einer seiner Cantaten 100
— — einige Anmerkungen darüber 123
Conservatorien in Venedig 17
Cramer, verdienstvoller Herausgeber von Schulzens Werken 36

D.

Dalberg, F. v. Blicke eines Tonkünstlers in die Musik der Geister 61
— — der sterbende Christ an seine Seele, eine Cantate, angezeigt 61

E.

Eschenburg, dessen Anmerkungen zu Lessings Collectaneen 35 und 35
Eimenhorst, ein alter deutscher Opernbichter 86

F.

Fago, N. eine Cavatine aus einer Cantate von ihm 42
— — ein Wort über diese Cavatine 69
Falch, C. Stücke von ihm im Clavierm agazin angezeigt 38
— — 2 Chore aus seiner meisterhaften sechzehnstimmigen Messe 306—311
— — ein Wort darüber 123
Feind, ein alter deutscher Opernbichter 86
Feo, Franc. zwey kleine Sätze aus einem Motett zum Beweise, daß die enharmonischen Rückungen auch damals üblich waren 98
— — Einige Anmerkungen dazu 122
— — Nachricht von einer grossen Messe dieses unsterblichen Meisters 331
Forkel, ein Wort über seine allgem. Geschichte der Musik 83
Friedrich II. Charakterzüge an ihm 40, 64
— — von dessen Stimme 85

G.

Garve, eine Stelle aus dessen Cicero 85
Gluck, ein Gedicht auf seinen Tod 41
— — eine Arie aus seiner ital. Oper Alceste 41
— — Anmerkungen über diese Arie 66. 67
— — ein Wort an seine Critiker 67. 68
Göthe, von seinen Werken 89 : 90
— — Stellen aus dessen Künstlers Apotheose 90. 91 und 92
Graun, C. H. dessen Te Deum angezeigt 35
— — von seiner Arie: misero pargoletto 66
Gürlich, Stücke von ihm im Clavierm agazin angez. 38

H.

Händel, eine Cavatine aus seiner Oper Tamerlano 49
— — ein Wort darüber 69
— — eine grosse Arie von ihm 70 : 74
— — einige Anmerkungen dazu 94. 95
— — Nachricht von einem geflochtenen Werke das die meisten Arien aus seinen grossen Opern enthält 95
Hasse, von seiner Arie misero pargoletto 66
Hippokrates, von der menschlichen Stimme 84

K.

Kant, Stellen aus dessen Critik der Urtheilskraft 65. 67. 68 87. 88 89
Kannengiesser, Stücke von ihm im Clavierm agazin 38
Kaiser, von seinen Opern, deren er über hundert komponirt hat 86
Kirchenmusik, fortgesetzte Abhandlung 16. 18
Kirchengesang, vierstimmig in Zürch 16
Kühnau, seine Choralsänge angezeigt 53
Krumholz, ein grosser Harfenist in Paris 83
— — Madame, eine grosse Harfenistin 64

L. Leo

L.

Leo, Leon. eine kleine Arie aus dessen Intermezzo: la Zingarerra 75
— — — einige Anmerkungen über diese Arie 96
Lessing, G. E. Nachrichten von der ehemaligen Hamburger Oper 85

M.

Mailand, von der dortigen Kirchenmusik 16 - 17
Marcello, B. sein Charakter 17
— — ein Kirchenduett von ihm 20
— — einige Anmerkungen darüber 56
Marpurg, dessen historisch-kritische Beiträge 85
Metastasio, von seinen ins deutsche übersetzten Opern 86
Merkwürdige Stücke grosser Meister 19 - 25. 42 - 54. 70 - 82. 98 - 121
Moritz, sein Versuch einer deutschen Prosodie 96

N.

Naumann, Stücke von ihm im Claviermagazin angezeigt 38
— — eine Cavatine von ihm aus der Oper *Protesilao* 76
— — einige Anmerkungen darüber 97

O.

Oesterlein, von seinen Flügeln 81
Opiz, Martin, von seinen Schäferopern 88
Oratorien in Venedig 18

P.

Palestrina, von seinen Arbeiten für den Dohm in Mailand 16
— — ein Chor von ihm 19
— — Anmerkungen über dieses Chor und seinen Charakter 51
Pergolesi, ein Recitativ und eine Cavatine aus einer seiner Cantaten 99 - 100
— — einige Anmerkungen dazu 123
Plutarch, von der menschlichen Stimme 84
Porpora, ein Chor aus einem Oratorio von ihm 53
— — ein Wort darüber 99
Postel, ein Opernbichter des vorigen Jahrhunderts 85. 86
Prati, ein Rondò aus einem Oratorium von ihm 24 - 26
— — Anmerkungen darüber 57

Q.

Quintilian, von der menschlichen Stimme 84

R.

Rameau, eine Cavatine aus dessen Oper Castor et Pollux 74
— — einige Anmerkungen darüber 95
Reilstab, Stücke von ihm im Claviermagazin 32
Reichardt, J. F. eine Scene aus seiner ital. Oper Andromeda 55
— — eine Cavatine aus seiner ital. Oper Protesilao 79
— — fortgesetztes Verzeichniß seiner bis 1790 im Druck und Kupferstich erschienenen musikal. Werke 124. 125
— — fortgesetztes Verzeichniß seiner grösseren Werke 126

S.

Sachini, eine Arie aus dessen franz. Oper Renaud 47 - 48
— — einige Anmerkungen darüber 68
Salieri, sein Urtheil über Gluck 68
Scarlatti, Alessandro eine Arie aus einer seiner ital. Cantaten 52
— — — ein Wort darüber 69
— — — eine kleine Ariette von ihm 104
— — — ein Wort darüber 123
Schulz, dessen Chöre und Gesänge zur Athalia angez. 36 - 38
— — — Stücke von ihm im Claviermagazin 38
— — — sein Urtheil über Gluck 68
Scheidler, kleine Clavier- und Singestücke zweite Saml. angezeigt 63
— — — in Regensburg von seinem Forte-piano's 83
Schmeal, in Regensburg von seinem Forte-piano's 83
Seligkeit der Liebenden ein Gedicht von Hölty componirt von Reichardt 6 - 13
Silbermann in Straßburg, von seinen Flügeln mit Pedal 81
Spazier, K. Freimüthige Gedanken ꝛc. angezeigt 61
Stain, in Augsburg von seinen Forte-piano's, ꝛc. 83
Starzer, Lieder von ihm im Claviermagazin angezeigt 38
Sulzer, seine Theorie der schönen Künste 5. 84

T.

Teleman, von dessen Liederbuche 34
Tonkunst, eine Rhapsodie 1 - 4
Tosi, dessen Anleitung zur Singekunst 84
Trauercantate auf den Tod Friedrichs II. von Reichardt, Nachricht davon 64
Türk, D. G. von den wichtigsten Pflichten eines Organisten angezeigt 31

W.

Walther in Wien, von seinen Forte-piano's 81
Wichtigkeit ächter Musikanekdoten 5
Witthauer, J. W. Sechs Sonaten fürs Clavier mit. 63
— — — Sammlung vermischter Clavier-Singestücke 63
Wolf, E. W. eine Sonate. Vier affektvolle Sonaten fürs Clavier 63

Z.

Zelter, Variations pour le Clavecin sur la Romance du mariage de Figaro angezeigt 63
— — — VIII. Variazione d'un Rondò pel Forte-piano 69
— — — Stücke von ihm im Clavermagazin 39

Ungelting